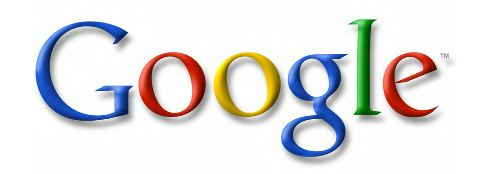
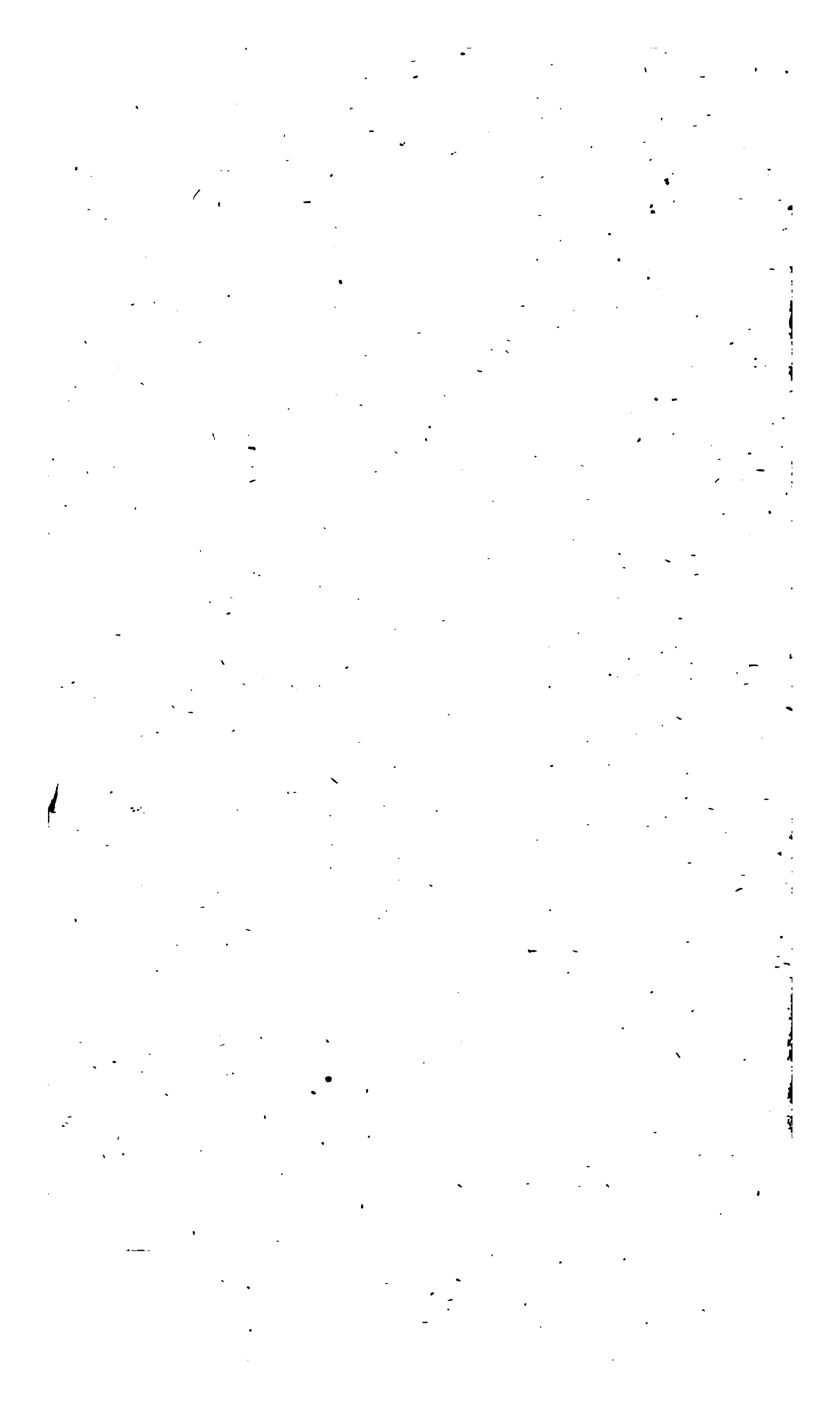




Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Achter Band.

R bis Seerechte.

Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

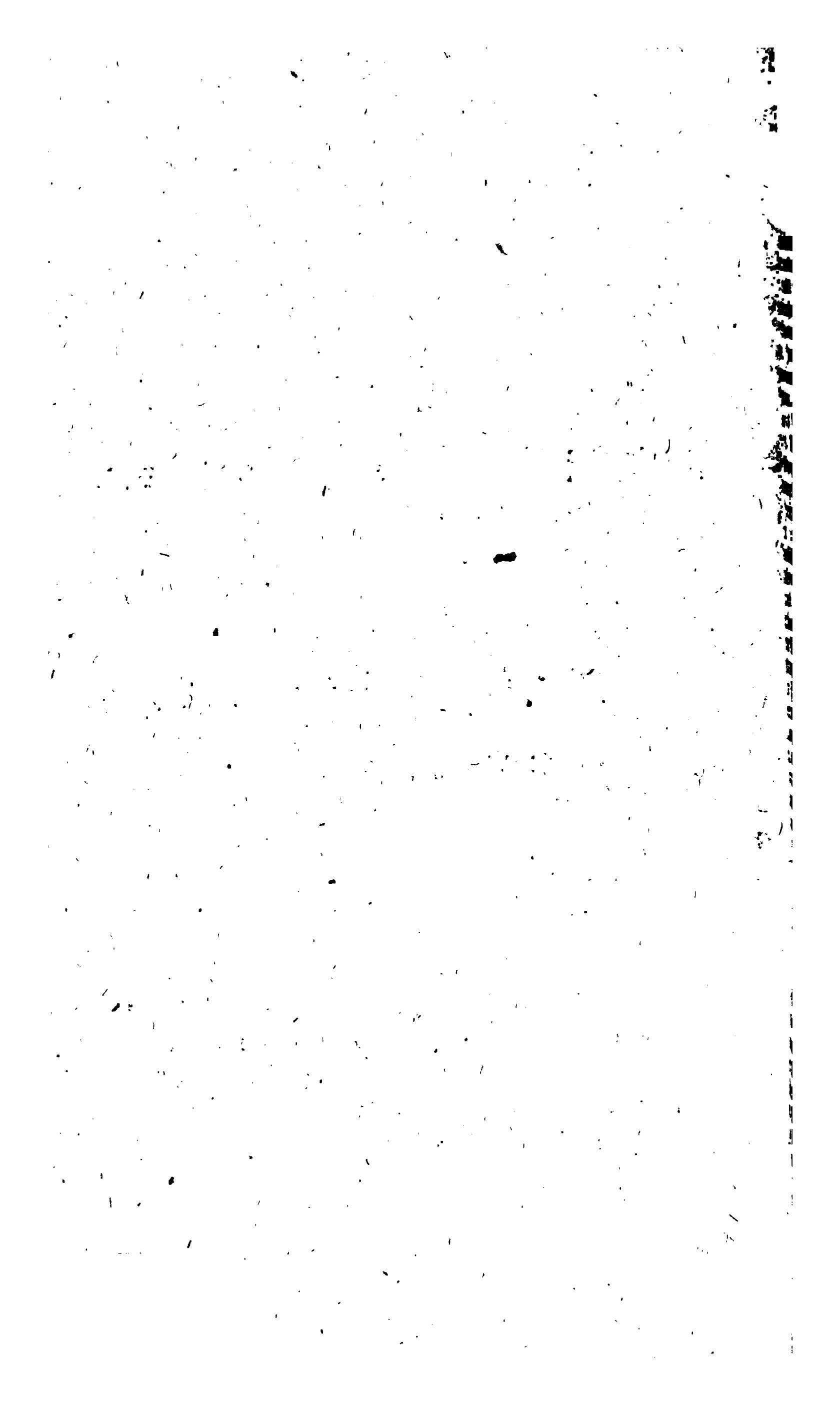
Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1818.



Conversations-Lexicon.

Achter Theil.

R. bis Seerechte.



R.

R, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Orleans; auf römischen Münzen bedeutet es Respublica; auf Recepten, Recipe (Nimm).

Raab, Stadt und Festung in Ungarn in der Gespannschaft gleiches Namens, am Einfluß der Raab in die Donau. Sie hat 14,000 Einwohner, ist der Sitz eines Erzbischofs, einer Akademie, und hat bedeutende Tuchfabriken. Im Jahre 1809 fiel hier eine Schlacht zwischen der ungarischen Insurrections-Armee und den Franzosen unter Eugen, dem Vicekönig von Italien, vor, zum Vortheil der letztern.

Rabanus Maurus, s. Maurus.

Rabatt, Disconto, Sconto (a. d. Ital.). In der Kaufmannssprache ein Abzug an Gelde, den der Käufer auf gewisse Waare genießt. Die Berechnung des Rabatts ist in den verschiedenen Handelsplätzen verschieden. In Hamburg und Amsterdam wird er auf hundert gerechnet; d. h. z. B. für 106⅔ Thaler Waare wird 100 Thaler bezahlt. In Leipzig und in italienischen Handelsplätzen rechnet man ihn dagegen in Hundert; man zahlt also da für 100 Thlr. Waaren nach obigem Beispiel nur 93⅓ Thlr.

Rabaud (Jean Paul de Saint Etienne), Mitglied der constituirenden Nationalversammlung und des Convents, ward zu Nismes geboren, wo sein Vater protestantischer Geistlicher war. Rednertalente und mannichfaltige Kenntnisse vereinten sich in Rabaud. Die zunehmende Anarchie in Frankreich bewog ihn, sich auf die Seite der Girondisten zu wenden, deren Loos er auch theilte, als sie geächtet wurden. Er hielt sich eine Zeit lang bei Paris verborgen, wurde aber durch eine treulose Magd verrathen, und mußte am 5ten December 1795 das Blutgerüst besteigen. Seine Gattin wählte freiwilligen Tod, um sich der Wuth der Jacobiner zu entziehen. Sie setzte sich an einen Brunnenrand, drückte ein Pistol auf sich ab, und stürzte so entseelt in die Tiefe. Unter Rabaud's Schriften zeichnet sich sein *Almanac historique de la révolution Franç.* 1792 durch edeln Ton und geistvolle Darstellung aus.

Rabbaniten, Rabbanisten, sind die Juden, welche neben dem alten Testament den Talmud als symbolisch anerkennen, im Gegensatz von den **Karaiten** oder **Karäern**, die ihn verwerfen. Die deutschen und polnischen Juden sind durchaus Rabbaniten.

Rabbinische Sprache und Literatur. Als die Rabbinen (welches hebr. Wort Meister oder Lehrer bedeutet) von den Arabern aus Babylon, dem damaligen Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, vertrieben, sich in Europa und vornehmlich in Spanien niederließen, und zu Granada, Toledo, Barcellona, Cordova, Sevilla und Saragossa Schulen gründeten, fühlten sie sich bald durch die gelehrten und gründlichen Forschungen der Araber über die arabische Sprache aufgefodert, auch ihre Sprache, die aus dem Althebräischen in einen verdorbenen chaldäischen Dialect ausgeartet war, kritisch zu bearbeiten und möglichst in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Sie suchten den biblischen Hebraismus wieder zur Schriftsprache zu machen, waren aber nicht im Stande, weder aus der Grammatik alle chaldäische Formen auszuscheiden, da sie den Maßstab dafür bereits verloren hatten, noch sich auf die eigentlichen Bedeutungen der Wörter zu beschränken, da sie zur Bezeichnung so vieler neuen Begriffe nicht mehr hinreichten. So entstand eine neuere hebräische Schrift-

sprache, welche von den Rabbinen in Spanien, Portugal, Italien und Deutschland geschrieben, und deshalb die rabbinische genannt wurde. Für ihre Erlernung sind eigne Grammatiken und Wörterbücher und andere Hülfsmittel (von Cellarius, Reland, von der Hardt, Tychsen, Buxtorf u. A.) ausgearbeitet worden, und allerdings belohnt der Reichthum der rabbinischen Literatur, den man unter andern aus den Uebersichten eines Buxtorf, Bartoloccius und Wolf kennen lernt, ein solches Studium. Wir begnügen uns, nur weniges davon aus der blühendsten Periode des Mittelalters anzuführen. Als Grammatiker machten sich Aben Esra, David Kimchi (gest. um 1232), vornehmlich aber Elias Levita, durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudisches Wörterbuch Nathan Ben Jechiel (1100), und durch ein hebräisches, welches lange in classischem Ansehn gestanden, David Kimchi berühmt. Der erste, der nach den Forschungen eines Aben Esra, Maimonides (geb. 1139, s. Maimon), Salomo Jarchi und David Kimchi eine größere kritische Arbeit, eine Revision des Pentateuchs, wobei die Masora seine Richtschnur war, vornahm, war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Meyer Hallevi (Haramah) aus Toledo; ihm folgte der Rabbine Menachem de Lonzano (dessen Or Torah mit dem Schete Jadoth zu Venedig 1618 gedruckt worden), und diesem Salomo Norzi, dessen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle früheren übertraf. Unter den Auslegern des A. T. sind die bemerkenswerthesten der sprachgelehrte aber dunkle Aben Esra, der dunkle und an Sprachkenntnissen arme Salomo Jarchi (um 1180), Joseph Kimchi (um 1160), einer der gelehrtesten Juden, und sein Sohn, der oft genannte David Kimchi; Levi Ben Gerson (vor 1370) und Isaac Aberbanel (vor 1508). Maimonides suchte dem Inhalt seiner heiligen Nationalschriften durch philosophisch-theologisches Raisonnement zu Hülfe zu kommen; unter den vielen Commentatoren waren Raschi und er die vorzüglichsten. Zur Vertheidigung ihres Glaubens schrieben der genannte Levi Ben Gerson und Lipman aus Mühlhausen (1399). Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben sich durch ihre Reisebeschreibungen verdient gemacht Moses Petachia aus Regensburg (vor 1187), Benjamin von Tudela (seit 1160), und Perizol aus Avignon (um 1550). Auch die Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medicin wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer studirt und bearbeitet; da aber von ihren wissenschaftlichen Werken wenig gedruckt ist, so müssen wir uns begnügen, den oft genannten Maimonides anzuführen, der sich in seinem ursprünglich arabisch geschriebenen Doctor perplexorum als einen Philosophen, der aristotelische und platonische Philosophie mit der Cabbala und dem Talmud vermischt, in seinen medicinischen Werken (Aphorismi und De regimine sanitatis) als einen Anhänger Galens zeigt. M.

Rabelais (François), berühmt als humoristisch-satirischer Schriftsteller, Verfasser des Gargantua und Pantagruel. Er wurde zu Chinon um das Jahr 1483 geboren, wo sein Vater ein Gastwirth, nach Andern ein Apotheker war. Zu Fontanay-le-Comte (Fontenay-le-Peuple) trat Rabelais in den Franziscanerorden. Der Mangel an wahrer Gelehrsamkeit, den er aber hier bei den frommen Vätern fand, verleidete ihm bald seinen Aufenthalt, um so mehr, da Neid und Verfolgungssucht sich gegen ihn waffneten, die er durch manche Spötterei nur noch mehr reizte. Als er endlich einmal im jugendlichen Uebermuth einen Trupp tanzender Bauern mit ihren Musikern betrunken machte, letztern die In-

strumente wegnahm und sie als Zeichen seiner Heldenthat in der Kirche aufhing, wurde er zu langem Gefängniß verurtheilt, aus dem ihn kaum die Entschlossenheit seiner Freunde befreien konnte. Bei Clemens VII. bat Rabelais nun um Erlaubniß, in einen andern Orden treten zu dürfen, erhielt sie, und begab sich in ein Benedictinerkloster (um 1523). Aber auch hier blieb er nicht lange, sondern ging als Weltpriester nach Montpellier, seine medicinischen Studien fortzusetzen. Er erhielt daselbst den Doctorhut, und lehrte und übte die Medicin. Reue, oder wohl mehr Furcht, ließ ihn nun bei Paul III. um Absolution wegen Verlassung des Klosters anhalten, die der Papst ihm auch gewährte. Eine Zeit lang lebte er nun als Canonicus zu Saint Maures des Fosses, wohin ihn sein Beschützer, der Cardinal Jean du Bellay, gebracht; endlich wurde er von diesem als Pfarrer nach Meudon versetzt. Er starb 1553 zu Paris. So sehr Voltaire auch gegen Rabelais Gargantua und Pantagruel sich erklärt, so hat dieses Werk, worin er den Geschmack seiner Zeitgenossen an abenteuerlichen Wunderscenen und die Unwissenheit der Mönche mit scharfer Lauge wäscht, dennoch mannichfaltigen Werth, und die darin vorkommenden Uebertreibungen des Niedrigkomischen muß man mehr dem Geist der Zeit, in welcher Rabelais lebte, als seinem Geschmack zurechnen, in dem er freilich weit hinter Cervantes geblieben ist. Ravelais gehört zu den Ersten, welche der rauhen und übeltönenden Muttersprache Geschmeidigkeit und Ausbildung gaben. Johann Fischart (s. d. Art.) lieferte 1552 eine freie deutsche Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel, welche mehrmals aufgelegt worden; 1785-87 aber umgearbeitet von Eckstein erschienen ist.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), wurde den 17ten September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater war Besitzer dieses Dorfs und Anwald beim Oberhofgericht in Leipzig. 1728 bezog Rabener die Landschule zu Meißen, und sechs Jahre später die Universität zu Leipzig, wo er mit Gärtner und Gellert, die zugleich mit ihm studirten, ein enges Freundschaftsbündniß schloß. 1741 wurde er Steuerrevisor des leipziger Kreises, 1753 Obersteuersecretär in Dresden. Beim Schluß des siebenjährigen Kriegs ward er zum Steuerrath ernannt; welches Amt er aber nur acht Jahre bekleidete, da er den 22sten März 1771 am Schlage sein Leben endete. Rabener ist eben so achtungswürdig als Mensch, wie als Gelehrter, und selbst in seinen Satiren erlaubte er sich nie Persönlichkeiten, da seinen lautgeäußerten Grundsätzen nach — die auch die rechten sind — der Satiriker wohl die Thorheiten züchtigen, nie aber hämische Seitenblicke thun darf, und noch weniger seinen Witz an heiligen, oder durch lange Gewohnheit und altes Herkommen ehrwürdig gewordenen Dingen auslassen darf. In der von Schwabe 1741 herausgegebenen Monatsschrift: Belustigungen des Verstandes und Witzes, trat Rabener zuerst als Satiriker auf. In der Folge bereicherte er durch seine Theilnahme die durch Gärtner, Cramer, A. Schlegel, Ebert, Zachariä und Gellert berühmt gewordenen bremer Beiträge. Die in beiden Zeitschriften enthaltenen Aufsätze von Rabener füllen die ersten zwei Bände seiner Schriften. Der dritte erschien 1752, betitelt: Satirische Briefe; 1755 der vierte, in welchem sich neben mehrerem Andern, Anton Pansa's v. Manche Abhandlung von den Sprüchwörtern und das Mährchen vom ersten April findet. Durch die Belagerung von Dresden (1760) gingen mehrere von Rabener zum Druck bestimmte Papiere verloren. Nach seinem Tode erschienen die von ihm gesammelten freundschaftlichen Briefe, nebst einer kurzen Biographie des Verfassers, von Christian Felix Weiße

(1772). Rabener behauptet als Satiriker einen bleibenden Werth. Sein reicher und echter Witz, sein feiner Beobachtungsgeist, seine heitere Laune, seine leichte und anziehende Darstellungsgabe und die correcte Eleganz seiner Schreibart erheben ihn über die Meisten seiner Zeitgenossen; und wenn er dessen ungeachtet gegenwärtig weniger gelesen wird, so liegt wohl der Grund darin, daß manches jetzt nothwendig veraltet und unpassend erscheinen muß, was damals treffend und interessant war. Seine sämmtlichen Schriften sind ins Französische und Holländische, einiges davon ins Englische, Dänische und Schwedische übersetzt worden.

Rabulisten (Zungendrescher, Ränkemacher) werden die Juristen genannt, die ihre Kenntnisse dazu anwenden, das Recht in Unrecht zu drehen, und durch Wortklaubereien den Gang einer Rechtsangelegenheit zu verzögern, wenn sie auch in der Hauptsache nichts zu ändern vermögen.

Rabutin (Roger, Graf von Bussi), wurde 1618 zu Epiry geboren. Er war ein Enkel des Grafen François von Bussi-Rabutin, der sich durch seinen Commentaire sur les faits des guerres en la Gaule belgique entre Henri II. et l'Empereur Charles V. bekannt machte. Frühzeitig diente Rabutin im Regiment seines Vaters mit Ruhm, und erhielt ansehnliche militärische Stellen. 1665 wurde er Mitglied der französischen Akademie, und bald erschien nun seine Histoire amoureuse des Gaules, ein Werk, welches die Galanterien zweier am Hofe sehr angesehener Damen der Welt bekannt machte. So großen Beifall diese Schrift im Publikum durch ihren zierlichen Styl sowohl als durch ihren Witz fand, so verderblich ward sie ihrem Verfasser. Ludwig XIV., der ohnedies Rabutin abgeneigt war, ließ ihn zuerst in die Bastille setzen, dann auf seine Güter verweisen. Aus diesem ihm langweiligen Exil schrieb Rabutin eine Menge Briefe an den König, in denen er eben keine erhabene Seele darlegt. Sie blieben aber ohne Wirkung. Aus Verdruß, und um nicht in der Welt vergessen zu werden, machte Rabutin nun auf Boileau's Epistel über den Rheinübergang Ludwigs XIV. satirische Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde wieder um Verzeihung, als dieser sich anschickte, ihn dafür zu züchtigen. Nach 17jähriger Verweisung erhielt Rabutin endlich die Erlaubniß, in die Hauptstadt zurückkehren zu dürfen, da aber Ludwig ihn fortwährend geringschätzig behandelte, so ging er bald wieder nach Chazen in seine Einsamkeit zurück, wo er fortan lebte, beschäftigt mit Ausführung oft höchst seltsamer Einfälle, worunter die Einrichtung einer Gemähldegallerie gehörte, bestehend aus Zeitgenossinnen, deren Bildnisse er mit oft nicht sonderlich glücklichen satirischen Inschriften versah. (Millin, in seiner 1807 in 2 Bänden erschienenen Reise in die mittäglichen Departements von Frankreich, giebt über diese sonderbare Sammlung Aufschluß.) Besonders verfolgte er mit beißendem und hämischem Spott Mad. Montglat, seine ehemalige Geliebte, die ihn verlassen hatte. Er starb 1693 zu Autun in einem Alter von 75 Jahren. Ist auch seinen Schriften, besonders seinen Memoiren, Geist, Witz und eleganter Styl nicht abzusprechen, so war doch als Mensch Rabutin nicht achtungswerth, da er von seinen Talenten durchaus keinen würdigen Gebrauch machte, und Eitelkeit die Triebfeder aller seiner Handlungen war.

Racan (Honorat de Bueil, Marquis de), geboren 1589 von einer adeligen Familie in Touraine, wurde in seiner Jugend, durch Einfluß des Herzogs von Bellegarde, seines Verwandten, als Page bei dem König von Frankreich angestellt. Durch den Umgang mit Malherbe erlangte er Liebe und Kenntniß der Poesie, und machte sich besonders durch seine Hir-

tengedichte (Bergeries de Racan, Paris 1635, 8.) bekannt. Diese Schäfergedichte gehörten unter den ältern Gedichten dieser Art, vor Segrais Zeit, zu den besten, und selbst Boileau rühmte sie, und behauptete, daß Racan mehr Genie als Malherbe, dessen Nachahmer er nur zu oft war, besäße. Nachdem Racan längere Zeit Kriegsdienste geleistet hatte, verheirathete er sich, und widmete sich ganz den Musen. Eine Lebensbeschreibung Malherbe's, mehrere Briefe und jene Hirtengedichte sind die vorzüglichsten Producte seines Fleißes. Eine der neuesten Ausgaben seiner Schriften sind die Oeuvres de Racan, welche zu Paris 1784 in 2 Duodezbänden herausgekommen sind.

Racen der Menschen, s. Mensch.

Racen der Thiere. Da bloß das, was unausbleiblich an- und fortartet, den Racenunterschied bildet, so kann bei den Thieren nur das Eigenthümliche der Gestalt als solcher angenommen werden, da bei ihnen nicht, wie beim Menschen, die Farbe von den Alten auf die Jungen forterbt, sondern ihr gerade oft völlig widersprechend ist. Dagegen ist die charakteristische Gestalt der verschiedenen Racen bei den Thieren ein in ihren Zeugungen sich fortpflanzendes sicheres Kennzeichen, das nur durch Vermischung mit andern Racen nach und nach sich verliert und in andere Formen übergeht. — Stärker wie auf den Menschen, der auch hierin erhabener, freier über äußere Motive dasteht, als das Thier, wirkt auf die Thiere der Einfluß des Clima's und der Lebensweise, und wenn der Mensch durch lange Zeugungen hindurch in fremden Zonen die Kennzeichen seiner Stammrace bewahrt, so schwinden diese dagegen oft schon in der dritten und vierten, ja selbst in der zweiten und ersten Zeugung beim Thier fast gänzlich. Aber auch bei Nichtveränderung des Aufenthalts und der angewöhnten Lebensweise zeigt sich ein auffallender Gegensatz in der menschlichen und thierischen Körperbeschaffenheit in Hinsicht auf Vererbung ihrer Art auf ihre Nachkommen. Stets erbt das Kind die Hauptfarbe seiner Aeltern, nicht immer gerade ihre körperliche Gestalt und Bildung; das junge Thier dagegen trägt immer die eigenen Körperformen seiner Erzeuger, nur manchmal, nicht oft ihre Farbe davon. Bei dem Thier also, wo keine höhere Intelligenz eintritt, prädominirt völlig die Gestalt des Körpers; beim Menschen, wo höhere Intelligenzen einwirken, verliert der Körper sein entscheidendes Uebergewicht, und nur die weniger substantielle Farbe ist es, die ihn nothwendig an seine Stammrace bindet.

Racine (Jean). Dieser große, gewissermaßen vorzüglichste französische Tragiker wurde 1639 zu Ferté-Milon geboren, und erhielt seine Erziehung in der Abtei Port-Royal des Champs. Schon hier zeigte sich seine Liebe zu den Werken alter dramatischer Dichtkunst, und zum Theil die Richtung, die sein Geist einst nehmen würde. Unter den griechischen Tragikern war Euripides sein Liebling, den er mit solchem Heißhunger las, daß er alle ihm gewährten Freistunden bei und mit diesem zubrachte. Aus der Abtei Port-Royal kam Racine in das Collegium Harcour, wo er seine Studien vollendete, und darauf mit einer, auf die Vermählung Ludwigs XIV. gedichteten Ode: La Nymphe de la Seine, seine schriftstellerische Laufbahn begann. Von Colbert unterstützt, erwarb dieses erste Product seiner Muse ihm vom Hofe ein Jahrgeld von 600 Livres und ein Geschenk von 100 Louisd'or. Von nun an in Paris lebend, widmete sich Racine ganz der Dichtkunst, und fing an, sein bedeutendes dramatisches Talent zu entwickeln. 1664 erschien sein erstes Trauerspiel: La Thebaïde ou les frères ennemis, und obgleich noch weit

entfernt von der in der Folge von ihm erreichten höhern Vollkommenheit, erhielt dieses Stück damals doch vielen Beifall. Er hatte in demselben einigermaßen sich Corneille zum Vorbild genommen; bei den folgenden ging er mehr den eignen Weg. Sein Alexander (1666), den Corneille gerade nicht günstig beurtheilte, fand fast allgemeinen Beifall in Paris, der bedeutend noch gesteigert wurde, als zwei Jahre darauf seine Andromache erschien. Von jetzt an wurde Racine von seinen Landsleuten fast durchgängig dem früher unerreichbar gehaltenen Corneille vorgezogen, wozu hauptsächlich seine leichtere und wohlklingende Versification, und die mehr in seinen als in Corneille's Stücken hervorstechende Zärtlichkeit in der Liebe beitrug, die aber freilich, so wie die Personen, die Racine in seinen Trauerspielen auftreten läßt, fast ganz den Stempel seiner Zeit und Umgebung trägt, woher es denn kommt, daß seine Helden und Heldinnen, genau betrachtet, nichts anders als Franzosen vom Hofe Ludwigs XIV. sind; eine Bemerkung, die jedoch weder seinen Zeitgenossen noch den jetzt lebenden Franzosen je eingefallen ist, da, von den engen Regeln ihrer Bühne beschränkt, sie sich nie zu der freiern und höhern Ansicht der Britten, Spanier und Deutschen von diesem Felde der Dichtung haben emporschwingen können. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, mehreres hierüber zu sagen, und fahren jetzt in der Erwähnung von Racinens dramatischer Thätigkeit und dem Eindruck, den sie hervorbrachte, fort. Kurz nach Erscheinung der Andromache war es, als Racine von dem bekannten Demaret de St. Sarlins, der Dichter und Seher war, oder zu seyn sich einbildete, mit allen andern Theaterdichtern als ein ruchloser Seelenvergifter aufgestellt wurde. Diese sonderbare Art von Beschuldigung veranlaßte Racine zu Verfassung einiger Briefe, in denen er mit Feinheit und Geist gegen Demaret und die Geistlichen überhaupt sich vernehmen ließ, die er aber auf Boileau's Rath wieder zurücknahm, wiewohl er nicht verhindern konnte, daß sie im Publikum bekannt, und von den Jesuiten mit besonderm Lobe aufgenommen wurden, da sie gegen andere Ordensgeistliche gerichtet waren. So sehr besonders Andromache gefiel, so entging Racine doch nicht ganz einer oft ungerechten, oft abgeschmackten Kritik, wie das Beispiel des Marschalls Crequi und des Grafen von Olonne zeigt, die traurig genug an dem letztgenannten Stücke hauptsächlich zu tadeln fanden, daß es zu romantisch sey. Beide unbefugte Tadler fertigte Racine mit einem Epigramm ab; einen schwerern Kampf hatte er aber mit St. Evremont zu bestehen, der zu damaliger Zeit, man könnte sagen, das Amt eines Obergeschmacksrichters in Frankreich eben nicht zu seinem Ruhm verwaltete. Berenice, Britannicus, Bajazeth, Mithridat, Iphigenia, Phädra, Athalie sind die übrigen Stücke, welche Racine's Ruhm dauernd begründeten. Mit Boileau wurde Racine von Ludwig XIV. aufgefodert, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben; doch kam er darin nicht sonderlich weit, und als in der Folge mißverstandene Frömmigkeit den sonst so eifrigen Dramatiker von seiner Bahn abzog, auf die ihn nur das Verlangen der Frau von Maintenon wieder führte, verirrte Racine sich in einem Stück zu einer Undramatik, von der dasselbe (die Esther) ein nur zu betrübtes Beispiel giebt, obgleich dieses Stück gerade bei seinem Erscheinen an dem damals in Frömmelei versunkenen Hofe mit einem ganz außerordentlichen Beifall gegeben wurde. So schön und gleichsam sonnenhell in der Hofgunst Racinens Leben bisher dahin geflossen war, so sehr trübte es sich gegen das Ende, und der nur in der Hofluft und Gnade seines Königs lebende Dichter starb, man kann sagen,

zerbrochenen Herzen, da dieses sein Element ihm entzogen wurde; ein Schicksal, das ihm ein Auftrag der Maintenon zuzog, die ihn angetrieben hatte, eine Abhandlung zu schreiben, worin die Lasten des unter der Eitelkeit und Verschwendung des vierzehnten Ludwigs seufzenden Volkes dargestellt waren, die natürlicher Weise nicht verfehlen konnte, den Unwillen eines Königs zu reizen, der nur an Weihrauch gewöhnt war. Racine starb den 22sten April 1699. Mit Uebergehung seiner andern mannichfachen, aber nicht besonders ausgezeichneten Schriften, wollen wir hier nur eine kurze Uebersicht von dem zu geben suchen, was Racine mit Recht hohen Ruhm und Unsterblichkeit erwarb, und ihm die Anerkennung der Ausländer verschaffte, wenn diese gleich nicht in das ausschließende Lob einstimmen können, das sein Volk in diesem Punkt, wir möchten sagen, besonders eng begränzt, ihm zollt. Keiner, wie er, hat von seinen Landsleuten seine Sprache so in der Gewalt gehabt; und die Anmuth und der Wohlklang seiner Verse lassen den Kritiker oft die andern mehr in dem Wesen der französischen Dramaturgie überhaupt, als in Racine selbst, begründeten Fehler übersehen. Es gehört überhaupt nicht wenige Kenntniß der französischen tragischen Bühne, und der sie so entsetzlich beengenden Regeln dazu, um das, was Racine leistete, gehörig zu würdigen; denn wenn gleich das Trauerspiel einer der glänzendsten Punkte in der poetischen Literatur der Franzosen ist, so kann doch nicht verhehlt werden, daß dieser glänzende Punkt auch wieder gegen die dramatischen Erzeugnisse anderer neuerer Völker gehalten, manche Schattenseite bietet, und es daher, wenigstens für uns Deutsche, ein sehr erfreulicher Umschwung war, als unsre Bühne anfing, sich loszureißen von der sclavischen Nachtreterei der französischen. Durch die in Wahrheit falsch verstandenen und erklärten sogenannten aristotelischen drei Einheiten ist dem französischen Trauerspiel gleichsam ein Reifrock oder spanischer Mantel angethan worden, in dem es, mit Steifheit sich bewegend, in den Augen aller derjenigen, die nicht von jenen mißverstandenen drei Einheiten befangen sind, eine Kälte erhält, von der selbst das entschiedene Dichtertalent eines Racine, Corneille u. A. es nicht hat heilen können. Es würde durchaus zu weitläufig und den Anfoderungen an diesen Aufsatz widersprechend seyn, wollte der Verfasser hier aus einander setzen, durch was alles das französische Trauerspiel zu solchen Fesseln gelangte, und er begnügt sich blos anzudeuten, welchen Einfluß diese Fesseln auf die Stücke Racine's hatten. Da unter andern verkehrten Meinungen auch die in Frankreich die Oberhand gewonnen hatte, daß die eigne Nationalgeschichte sowohl als die Geschichte anderer gleichzeitigen Völker keinen würdigen Stoff für die Tragödie biete — eine Meinung, die sich durch sich selbst widerlegt — so war der französische Tragiker genöthigt, den Stoff zu seinen Werken aus der römischen, griechischen und anderer uralten Zeit zu holen. Da aber ferner es eine natürliche Anfoderung bei einem Volke, wie die Franzosen, seyn mußte, daß alles mit möglichster Galanterie und Abgeschliffenheit vorgestellt werde, so entstand hieraus die oft uns andern mit Recht abgeschmackt vorkommende Sonderbarkeit, daß die alten griechischen und römischen Heroen mit ziemlich geschraubten Phrasen und Wendungen auftraten, und sich vernehmbar machten, wodurch sie denn freilich eher den Anti-Chambre-Menschen Ludwigs XIV. als den Siegern am Granicus und den Zerstörern von Troja ähnlich sahen. Was diese uns auffallende und widerstrebende Unnatur noch vermehrte, war, daß der Regelzwang der französischen Bühne alle Lyrik, ja selbst den Anstrich der Romantik verpönte, und die dadurch entstehende Lücke in dem aus der Mythologie und Heroengeschichte

genommenen Stoffe durch ein geschrobenes, spitzfindig philosophirendes Raisonnement zu ersetzen suchte, das natürlich zur Erkältung des Ganzen nicht wenig beitragen mußte; so wie die ängstliche Beobachtung einer höfisch zierlichen Anständigkeit nicht selten zu den merkwürdigsten Veränderungen in dem gegebenen Stoff Veranlassung gab. Der schöne Weg, den Corneille in seinem Cid eingeschlagen hatte, wurde zu früh von den Franzosen verlassen, und nur zu oft zeigt die Bahn, welche die französische tragische Dramatik sich brach, den mühseligen Kampf, den der ewig auf einem sehr höfisch zugeschnittenen Kothurn einherwandeln sollende Dichter zu bestehen hat, mit der historischen Prosa. Merkwürdig ist hierbei noch, daß die französische Dramaturgie, die ihren Dichtern verbot, des Mittelalters schöne, von Liebe und Romantik umgebene Stoffe zu bearbeiten, ihnen gestattete, der Muselmänner sinnlich rohes Leben sich zum Vorwurf zu nehmen, das dann aber freilich auch französirt wurde, und dadurch noch seltsamere Gestalten zum Vorschein brachte, als die eben so behandelte Heroenzeit der Griechen. Welchen in der That höchst auffallenden Anblick die Helden des Alterthums auf der französischen Bühne damals müssen gewährt haben, erhellt schon daraus, daß sie in der zu jener Zeit üblichen Hoftracht erschienen, und überhaupt durchaus sich so benahmen, daß wahrhaft mit Recht Schiller sie, persiflirend, mit den alten nürnberger Gemählden von Königen und Kaisern vergleicht, die mit Krone und Scepter sich ins Bette legen. Dieses alles hier Gesagte soll aber nicht dazu dienen, Racine's gewiß der höchsten Anerkennung werthes Verdienst herabzusetzen, sondern im Gegentheil muß es dasselbe noch mehr erhöhen, wenn man bedenkt, was unter solchen Verhältnissen er dennoch leistete. Wie schon bemerkt, war er unübertrefflich in wohlklingender Versification und in Anmuth des Ausdrucks, und mit großer Kunst ist von ihm der wenige Spielraum, der dem französischen Tragiker freigelassen war, benutzt worden zu Steigerung des Gefühls und der Handlung in seinen Stücken, und seine mitunter sehr zarten Schilderungen der Liebe verdienen meisterhaft genannt zu werden. Eben so ist weder vor noch nach ihm die Sehnsucht und das Verlangen eines durch widersprechende Leidenschaften krankhaft bewegten Gemüths treffender geschildert worden, als von ihm. Wenn in der Thebaide und dem Alexander die Anschmiegung an sein Vorbild, Corneille, noch sehr sichtbar ist, so tritt er dagegen zum ersten Mal in eigner, freier Dichterkraft auf in der Andromache, die mit allen ihren Schwächen und Inconsequenzen dennoch bezeugte, was in ihm wohnte. Als am meisten historisch richtige Schilderung verdient sein Britannicus genannt zu werden, so wie hiergegen am meisten Bajazeth verstößt, ein Stück, welches unter die am wenigsten gelungenen des Dichters zu rechnen ist. Ein gleiches Urtheil würde seinen Mithridat treffen, wären nicht einige Scenen und Gestalten dieses Trauerspiels sehr vollendet zu nennen. Seine Phädra ist uns Deutschen durch die Uebersetzung und Bearbeitung Schillers näher gerückt als des Dichters andere Stücke; doch bekennen wir, daß sowohl diese deutsche Phädra, als die ursprüngliche von Racine, das nicht ganz gewährt, was von einem solchen Stoff zu erwarten erlaubt ist; ein Fall, der noch mehr bei Racine's Iphigenia eintritt, in welcher die griechische Heldenzeit noch geputzter und modernisirter erscheint, als in dem erst genannten. Von der Athalie nur dies: In diesem Stück hat Racine den ganzen Umfang seiner Dichterkraft dargelegt, und gerade dieses Stück war es, das die wenigst günstige Aufnahme in Frankreich gefunden hat; ein neuer Beweis von dem Mangel an wahrhaftem Gemüth unter den Franzosen

Sein von ihm, wie oben schon erwähnt, auf der Frau v. Maintenon Veranlassung geschriebenes Trauerspiel Esther mag hier um so weniger eine ausführliche Erwähnung finden, da es neben den bisher genannten in so mancher Hinsicht trefflichen Stücken keinen Platz verdient, sondern nur zeigt, wie, obgleich mit der Athalie in Einer Zeitperiode und auf Eine Veranlassung geschrieben, auch ein reicher und schöner Geist einmal sich verirren kann. Ueber den Einfluß, den Racine's Stücke, so wie die französische Dramaturgie überhaupt, auf unser deutsches Theater ausgeübt haben, vergl. den Art. deutsches Theater. F. G.

Racine (Louis), des Vorherigen Sohn, zu Paris 1692 geboren. Obgleich Boileau dem jüngern Racine, der seinen Vater früh verlor, die Beschäftigung mit der Dichtkunst ganz widerrieth, so konnte dieser sich dennoch nicht enthalten, Umgang mit den Musen zu pflegen, und schrieb ein Gedicht: de la Grâce, das, wenn auch nicht durch hohen Dichterschwung, doch durch einen leichten und zierlichen Versbau sich vortheilhaft auszeichnet. Den anfangs erwählten geistlichen Stand verließ der jüngere Racine, gerade so wie sein Vater, späterhin, und erhielt auf Verwendung seines Gönners, des Cardinals Fleury, eine Stelle bei der Finanzverwaltung. Außer oben genanntem Gedicht schrieb Racine noch ein anderes an die Religion und mehrere Oden. Ersteres wurde von J. J. Rousseau mit verdientem Lobe erhoben. Eine Lebensbeschreibung seines Vaters, so wie ziemlich weitschweifige Bemerkungen über dessen Dramen, und eine Uebersetzung von Miltons verlornem Paradiese sind die übrigen schriftstellerischen Productionen Racine's, der 1763 nach mehrjähriger tiefer Trauer um den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, welcher in der 1755 zu Cadix Statt gehabten Ueberschwemmung umgekommen war, starb. Ein sehr lobenswerther Hauptzug im Charakter von L. Racine war Bescheidenheit und hohe Verehrung für seinen Vater. Man erzählt von ihm, er habe sich einst mahlen lassen, mit dem Finger auf die aufgeschlagene Stelle aus der Phädra zeigend: Moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Rack, s. d. Art. Arak.

Racknitz (Joseph Friedrich, Freiherr zu). Der vormalige Hofmarschall des Kurprinzen Friedrich Christian von Sachsen, Gallus Maximilian, Freiherr zu Racknitz, war einer der würdigsten Männer, mit mannichfachen Kenntnissen ausgerüstet. Im J. 1744 am 3ten November wurde ihm ein Sohn, Joseph Friedrich, geboren, dessen Erziehung er aber nur zum Theil vollenden konnte, da er bereits im J. 1758 starb. Seine Gattin aber, eine geborne Gräfin Flemming, eine der trefflichsten Frauen der damaligen Zeit, pflegte den schönen Keim ferner, der in dem hoffnungsvollen Knaben lag, und unter ihrer Leitung wuchs derselbe zum Jüngling heran. Welche schöne Anlagen sich unter der Hand einer solchen Mutter entfalten konnten, läßt unter andern der Umstand vermuthen, daß Friedrich der Einzige selbst diese treffliche Frau ehrte und achtete, in traulichem Briefwechsel mit ihr stand, und noch im siebenjährigen Kriege, aus früherer Achtung, dem Landgute, auf dem die Familie damals lebte, besondern Schutz angedeihen ließ. — Joseph Friedrich, Freiherr zu Racknitz, trat nun in seinem 17ten Jahre in Militärdienste, und wohnte den Feldzügen von 1761 und 1762 in der sächsischen Armee bei. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er als Premierlieutenant bei der damaligen kurfürstlichen Leibgrenadiergarde angestellt, und 1768 zum kurfürstlich sächsischen Kammerjunker ernannt. Mehr und inniger nunmehr den Musen vertraut geworden, verließ er im Jahr 1769 die Kriegsdienste, wurde

1774 Kammerherr, und 1790 Hausmarschall am kurf. sächs. Hofe. Der Verlust seiner theuern Mutter machte jedoch eben auch dies Jahr zu einem der traurigsten seines Lebens. — Sein Landesherr gab ihm fortdauernd Beweise seiner Zufriedenheit und Achtung, und so ernannte er ihn später zum Hofmarschall, indem er ihm dabei das Directorium über die musikalische Capelle und die beiden königlichen Theater übertrug, beförderte ihn sodann zum Oberküchenmeister, und endlich 1809 zum ersten Hofmarschall, einer der angesehensten Stellen, zu welcher den Mann von Kenntnissen Anhänglichkeit und Treue führen können. — Eine liebenswürdige Dänin, die zweite Tochter des unlängst verstorbenen Freiherrn von Bülow, zuletzt dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, auf die alle Tugenden ihres älterlichen Hauses fortgeerbt hatten, vereinte am Altare ihre Hand mit der seinigen, und begründete dadurch das höchste Glück eines thätigen, dem Vaterlande, so wie den Wissenschaften und Künsten geweihten Lebens. — Diese letzte Rücksicht ist es besonders, welche den Namen des Freiherrn von Racknitz diesen Blättern einverleibt, als ein nachahmenswürdiges Beispiel, wie Adel der Geburt mit Adel des Herzens und Ausbildung des Geistes sich vereint. Indem wir die Titel der von dem Freiherrn zu Racknitz herausgegebenen Schriften anführen, bezeichnen wir zugleich die so mannichfachen Zweige des Wissens, welche sein nach höherer Kenntniß dürstender Geist mit Lebendigkeit, Ausdauer und Glück umfaßte. Der chronologischen Folge nach sind es diese: 1. Briefe über Carlsbad, und die Naturproducte der Gegend, Dresden, Richter, 1788; 2. Ueber Kempele's Schachmaschine, ebendaselbst, 1789; 3. Schreiben an einen Freund über den Basalt, ebendaselbst, 1790; 4. Briefe über die Kunst an eine Fremdin, mit Kupfern, 1792, folg. 4.; 5. Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst, Leipzig, Göschen, 1796, 4. mit vielen Kupfern; 6. Versuch zu Beurtheilung einiger Gemählde der königlich sächsischen Gemähldesammlung, Dresden, 1811, mit Kupfern; 7. Skizze einer Geschichte der Künste, besonders der Mahlerei in Sachsen, Dresden, 1812. Unter diesen zeichnet sich besonders das Nr. 5. aufgeführte kostbare, von großer Belesenheit, Beurtheilung und Geschmack zeugende, und mit trefflichen Kupfern geschmückte Werk aus, welches als das erste in diesen Untersuchungen den Ruhm des Verfassers gewiß auf die Nachwelt übertragen wird. — Interessant sind die verschiedenen Sammlungen, welche der Freiherr zu Racknitz noch besitzt, nachdem eine sehr ausgezeichnete Reihe von Mineralien dem königl. Cabinet für Naturwissenschaft vor einigen Jahren einverleibt wurde. Mit Vergnügen zeigt der liberale Besitzer seine Insectensammlung, die Collection in- und ausländischer Hölzer, bedeutende Herbaria, und besonders eine sehr reiche Kupferstichsammlung den gebildeten Einheimischen und Fremden vor, während seine vielfachen Kenntnisse die Unterhaltung dabei beleben. Mit jugendlichem Feuer arbeitet der edle Greis noch im Gebiete der Wissenschaft und Kunst fort, und das Publikum hat noch manche gemeinnützige Schrift von ihm zu hoffen. Wr.

Radcliff (Miß Anna), eine in England vielgelesene Schriftstellerin, deren abenteuerliche Romane durch Uebersetzungen auch bei uns bekannt geworden sind. Wahrscheinlich haben Cagliostro's Gaukeleien in Paris den wilden Flug ihres zügellosen Hippogryphen veranlaßt. Die Blendwerke dieses Wundermannes, Schröpfers mystische Thaten in Leipzig, und mancherlei seltsame Begebenheiten nach Friedrichs des Großen Tode in Berlin scheinen auch Schillers Geisterseher erzeugt zu haben,

dessen Zweck rein kosmopolitisch und höchst wichtig war, indem gezeigt werden sollte, in welchen Abgrund das Unwesen mancher Feinde der Menschheit ganze Länder stürzen kann. Die Nachtreter Schillers, z. B. Grosse in seinem Genius, auch die Radcliff, hatten einen unbedeutendern Zweck bei ihren Schriften. Sie wollten durch schauerliche wunderbare Ereignisse und Gestalten bloß die Phantasie beschäftigen, und dadurch ein spurlos vorübergehendes Vergnügen gewähren. Da es indeß der Radcliff keineswegs an Erfindungs- und Darstellungsgabe fehlt; so befriedigen ihre Romane: Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini – Udolpho's Geheimnisse – das Grab (wahrscheinlich auch von ihr) u. a. m., allerdings wenigstens Leser, die sich mit solcher Unterhaltung zu begnügen gewohnt sind. — Uebrigens läßt sich schon vermuthen, daß ein so romanhafter Geist in einem weiblichen Körper auch im Leben manches Abenteuer gewagt haben werde. Allein sowohl der Zweck dieser Blätter, als auch die ihrem Geschlecht schuldige Delicatesse, verbieten uns, ausführliche biographische Nachrichten von dieser Schriftstellerin zu geben. — dt.

Radegast, Redegast, Ridegast, eine altdeutsche Gottheit, die besonders bei den Obotriten (heutigen Meklenburgern) verehrt wurde. Mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochsenkopf auf der Brust, Schild und Speer in der Hand, wurde er gewöhnlich abgebildet.

Radiren heißt, bei den Kupferstechern, die mit einem Firniß überzogene Platte mit der Radirnadel aufritzen, und dann die so entblößten Stellen mit Scheidewasser begießen, welches alsdann, einfressend ins Kupfer, die verlangten Linien und Schattirungen hervorbringt (s. den Art. Kupferstecherkunst).

Radius (Halbmesser), ist diejenige Linie, die vom Mittelpunkt eines Cirkels nach dessen Umkreis gezogen wird, folglich der halbe Diameter. Die Speichen in einem Rade sind solche Radii oder Halbmesser.

Radzivil ist eins der ältesten fürstlichen Häuser in Polen, welches seinen Ursprung von Rarimund, Großherzog von Litthauen, herleitet, und 1515 vom Kaiser Maximilian I. auch in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Dieses Haus besitzt in dem Königreiche Polen, und besonders im ehemaligen Großherzogthume Litthauen, bedeutende Herzog- und Fürstenthümer, als Slutyk, Nieswics, Birze, Dulimki, Kletzk, Olyka, Koypl u. s. w. Es theilt sich in vier Linien, von denen die der Ordinaten von Nieswicz und Olyka, der Ordinaten zu Kletzk, und der zu Birze die bekanntesten sind. Der Fürst Anton Heinrich, aus der kletzkischen Linie (geb. 10ten Juli 1775), vermählte sich (1796) mit der Prinzessin Luise, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, und wurde im Jahre 1815 von dem Könige zum Statthalter des Großherzogthums Posen ernannt. Er residirt zu Posen.

Raffiniren heißt in der Chemie, das Feinmachen, Reinigen, Läutern gewisser Substanzen. Jedoch wird dieser Ausdruck nicht bei allen solchen chemischen Prozessen gebraucht, sondern hauptsächlich nur bei Läuterung des Zuckers, des Campfers und des Tinkels, oder rothen Borax. Eine nähere Angabe der bei jedem von diesen Stoffen nöthigen Procedur des Läuterns findet sich unter den Artikeln Zucker, Campfer u. s. w.

Raggione bedeutet so viel als Firma (s. d. Art.).

Ragocz ist das bei Pesth gelegene Wahlfeld, wo ehedem die Ungarn unter Vorsitz ihrer Könige die Reichstage hielten.

Ragusa, ein ehemaliger kleiner Freistaat am adriatischen Meere, der im sechsten Jahrhundert bereits sich gründete und unter allen Stür-

men der Zeit sich erhalten hatte, bis in unsern Tagen durch die von Frank-
reich ausgehenden gewaltigen Erschütterungen auch er sein Ende erreich-
te. Die Religion der Bewohner des kleinen, aus wenigen Orten un
Inselchen bestehenden Ländchens ist die römischkatholische, ihre Spra
ein Gemisch von Sclavonisch und Italienisch. Ihre Regierungsverfa-
sung, an deren Spitze ein Rector stand, war aristokratisch. Vor ihre
Umsturz stand die Republik unter dem Schutz und Schirm des türkisch
Kaisers. Als Napoleon, nach dem wiener Frieden 1809, aus den E
oberungen im Süden der österreichischen Monarchie die illyrische
Provinzen bildete, verleibte er Ragusa denselben ein, und die Selb-
ständigkeit der Republik nahm damit ein Ende. Am 29sten Januar 181
ergaben sich die Forts und die Stadt Ragusa mit Capitulation an de
österreichischen General Milutinovich. Die spätern Verträge bestätig-
ten den fortdauernden Besitz der Eroberung.

Rah, Raa, wird bei Seeschiffen die am Maste querlaufende Sta
ge genannt, an der das Segel befestigt ist. Nach Verschiedenheit de
Segel wird sie Fock-Rah, Besan-Rah u. s. w. genannt; gewöhnlich wir
mit diesem Wort aber nur die Stange des großen Hauptsegels am Haup
maste bezeichnet.

Raitzen, Rätzen, oder eigentlicher Rascier, sind ein Volk sla-
vischen Stammes, das in Servien und Illyrien seine Wohnplätze hatt
gegenwärtig aber auch sich in Sclavonien, Niederungarn, Siebenbür-
gen, der Moldau und Wallachei ausgebreitet hat. Im neunten Jahr-
hundert wird ihrer schon als eines kleinen Volksstammes gedacht. Le
pold I. nahm viele Raitzen in seine ungarischen Staaten auf, wo sie bi
dahin wüste Ländereien anbauten. Viele von ihnen sind zur katholische
Kirche übergetreten, und werden jetzt Unirte genannt; die, welch
dem griechischen Ritual treu geblieben sind, nennen sich Altgläubige, un
stehen in Religionsangelegenheiten unter dem Metropoliten zu Carl
witz. Fälschlich werden die Raitzen mitunter Griechen genannt, mit de
nen sie nur zum Theil, wie bemerkt, die Religion gemein haben, durch
aus aber nicht stammverwandt sind.

Rajah heißen die eingebornen Stammfürsten der Hindus, die vo
der Eroberung der Mongolen, und zum Theil noch, doch jetzt größten
theils von den Europäern abhängig, die einzelnen Länder Hindostan
regieren. Sie sind aus der Caste der Zschettrins (s. d. Art. Caste un
Hindostan). Auf den ostindischen Inseln, besonders im Innern dersel
ben, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen kön
nen, finden sich noch viele völlig unabhängige indische Stammfürsten ode
Rajahs.

Rakotzi oder Ragoczy, eine berühmte Familie in Siebenbür
gen, die lange dies Land beherrschte, sich um die religiösen und poli
schen Rechte der Ungarn hochverdient, aber dem österreichischen Kaise
hause oft sehr furchtbar machte. Siegmund Ragoczy war aus
nem Geschlecht der erste Fürst von Siebenbürgen, und sein berühmt
Sohn und Nachfolger Georg I. verband sich im 30jährigen Kriege m
den Schweden, und errang für seine protestantischen Glaubensgenoss
(1645) einen Frieden, der ihnen über 90 entrissene Kirchen und viele ve
lorne Freiheiten zurückgab. Er starb 1648. Sein Urenkel, Franz II
lebte im Privatstande auf seinen Gütern bis 1697. Kaiser Leopold
ließ ihn aber, wegen angeblicher Unterhandlungen mit Ludwig XIV. v
Frankreich, festnehmen; er entwich jedoch (1701), wurde darauf geäc
tet, und nun beschloß er aus Rache, die Ungarn von Oesterreichs Her

schaft zu befreien. An der Spitze von 100,000 Mißvergnügten, die er zusammengebracht hatte, machte er große Fortschritte, weil der Kaiser wegen des spanischen Erbfolgekrieges keine zureichende Heeresmacht entgegenstellen konnte. Bald war von ihm der größte Theil Ungarns und Mährens erobert, viele Festungen genommen, und mit raschem Schritte nahte er sich den Thoren Wiens. Vergebens suchte Leopold den Frieden jetzt herzustellen, der unerschütterliche Ragoczy foderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle tolerirten Religionen in ihren Freiheiten hergestellt, ihm die Fürstenwürde über Siebenbürgen zuerkannt, und ihm und seinen Anhängern alle confiscirten Güter ihrer Väter zurückgegeben werden sollten. Marlboroughs und Eugens Sieg über die vereinte französisch-bayersche Armee bei Hochstädt setzte den Kaiser in Stand, dem Fürsten Ragoczy, der noch immer Siebenbürgen nicht ganz erobern konnte, eine größere Heeresmacht entgegenzustellen. Aber schon während der Rüstung dazu starb Leopold, und sein Sohn und Nachfolger Joseph I. bot unter Englands und Hollands Vermittelung den Mißvergnügten vergebens den Frieden an. Oesterreichischer Seits wurde jetzt der Kampf mit verstärkter Macht fortgesetzt, und umsonst suchte Ragoczy, von seinem Kriegsglück verlassen, die Pforte für sich zu gewinnen. Verlorne Schlachten und die Pest rieben sein Heer auf. Neuhäusel und andere Festungen, die er inne hatte, gingen über, und jetzt ließ er sich in gütliche Unterhandlungen mit Oesterreich ein. Seine Reise nach Polen, wo Peter der Große war, den er für sich gewinnen wollte, war ohne Erfolg für ihn, und man setzte während seiner Abwesenheit in Ungarn die Friedensunterhandlungen fort, die den 29sten April 1711 zu Szathaar geendigt wurden. Den ersten Mai darauf unterschrieben und beendigten die versammelten Stände zu Karol den Frieden, wodurch allen Verschwornen gänzliche Amnestie und Zurückgabe der eingezogenen Güter, den tolerirten Religionsparteien freie Uebung des Gottesdienstes, und der ganzen ungarischen Nation die Herstellung der verlornen Freiheiten und Rechte zugesichert wurde. Ragoczy kehrte nicht nach Ungarn zurück. Er ging aus Polen nach Frankreich, und endlich nach der Türkei, wo er auf seinem Landgute in Rumelien (den 8ten April 1735) starb. Er hat Mémoires sur les révolutions de Hongrie (à la Haye 1738. 2 Vol. in 4. ou 6 Vol. in 12.) hinterlassen, die von vielem Geiste zeugen. Das Testament politique et moral du prince Ragotzki soll nicht von ihm seyn. N. P.

Raleigh (Sir Walter) oder Ralegh, aus einer alten Familie, wurde auf einem Gute bei Bodley in Devonshire 1552 geboren, und nachdem er auf der Universität Oxford, die er in seinem 16ten Jahre bezog, einige Zeit studirt hatte, ging er nach London, um sich in dem sogenannten Middletemple der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber schon 1569 ging er mit den Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth den Hugenotten in Frankreich sandte, dahin, blieb dort fünf Jahre, und focht nachher mit den Niederländern gegen die Spanier. Nach seiner Zurückkunft nach London unternahm er 1579 mit seinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreise nach Nordamerika, die aber ohne Erfolg war. Als 1580 in Irland eine Empörung gegen die Engländer ausbrach, welche von den Spaniern mit einer Truppenlandung unterstützt ward, bekam Raleigh eine Hauptmannsstelle unter den Truppen des englischen Gouverneurs von Münster, Grafen von Ormond, und zeichnete sich in diesem Kriege so aus, daß er späterhin zum Statthalter von Cork ernannt wurde, und außerdem zur Belohnung seiner Dienste große Güter in Irland

erhielt. Raleigh hatte sich zu einem vollkommenen Weltmann aus-
bildet, er besaß viel Gewandtheit, ein schönes Aeußeres, und jenen A
strich von Ritterlichkeit, der in Elisabeths Augen so hohen Werth ha
Als die Königin einmal auf einem Spaziergange durch eine moras
Stelle aufgehalten wurde, zog Raleigh seinen kostbaren Mantel ab, u
breitete ihn vor ihr zur Fußdecke aus. Ueber diese Galanterie freu
sie sich höchlich, und unser Held verdankte der Aufopferung eines Ma
tels, wie man sagte, manche schöne Garnitur. Als er den Herzog v
Anjou, der sich um der Königin Hand beworben hatte, aber mit einer a
schlägigen Antwort und großen Ehrenbezeugungen entlassen wurde, n
den Niederlanden zurück begleiten mußte, war Raleigh zugleich der U
berbringer wichtiger und geheimer Botschaften von seiner Königin
den Prinzen von Oranien. 1583 rüstete er auf eigene Kosten ein Sch
aus, um seinen Halbbruder Gilbert auf dessen letzter Reise nach Ne
foundland zu begleiten; aber durch eine unter seinem Schiffsvolk ausg
brochene, ansteckende Krankheit, ward er genöthigt zurückzukehren. I
nächsten Jahre erhielt er ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung un
Anlegung von Colonien in den noch von christlichen Mächten nicht bese
ten Ländern Nordamerika's. Er rüstete daher mit Hülfe einer Gese
schaft seiner Freunde zwei Schiffe aus, welche unter den Befehlen d
Capitains Barlow und Amidas dahin segelten, die Insel Nomoke, an d
Mündung des Albamarle-Flusses, im heutigen Nordcarolina, in Be
nahmen, und im Herbste mit einigen Waaren zurückkehrten. Diese R
se machte sich so gut bezahlt, daß die Gesellschaft in dem folgenden Jah
schon eine Flotte von sieben Schiffen unter dem Befehl des Richard Gree
ville, eines Verwandten von Raleigh, dahin schickte. Da aber mehre
Versuche, dort Gold- und Silberminen zu entdecken, fehlschlugen, un
Raleigh einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verwendet hatt
überließ er einer Compagnie sein Patent, und behielt sich einen Anthe
an dem zu erwartenden Golde und Silber vor. Durch jene Unterneh
mungen ward wahrscheinlich der Tabak zuerst in England bekannt, un
allem Vermuthen nach verdanken wir ihr noch die weit wohlthätige
Einführung der Kartoffeln, die zuerst auf Raleighs Gütern in Irlan
gebauet wurden. 1584 wurde Raleigh zum Deputirten der Grafscha
Devon erwählt, und nicht lange nachher ernannte ihn die Königin zu
Ritter; eine Ehrenbezeugung, womit sie, um sie nicht herabzuwürd
gen, eben nicht freigebig war. Noch einträglicher für unsern Ritter w
aber ein Patent, wonach ihm allein im ganzen Königreiche die Befugni
ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein Erlaubnißscheine zu di
sem Handel zu geben. Dies war eine Art von Belohnungen, welche d
Regierung Elisabeths immer zum Vorwurfe gereichen werden. Auße
dem wurden ihm noch mehr große Güter in Irland geschenkt. 1586 wu
de er zum Seneschall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter, und zu
Lord-Warde (Oberaufseher) der Zinnbergwerke ernannt. Er stand
sehr in Gunst bei Elisabeth, daß ihr erster Liebling, der Graf von Lei
ster, dadurch beunruhigt, dem Grafen von Essex emporhalf, um Ralei
einen Nebenbuhler zu geben. In dem Jahre vor der Erscheinung
unüberwindlichen spanischen Flotte ward Raleigh Hauptmann der
niglichen Garde, und Generallieutenant von Cornwall. In dieser le
tern Eigenschaft hatte er die Uebung der Miliz dieser Landschaft zu
sorgen, und zugleich war er Mitglied des Conseils, welchem die Sor
für die besten Sicherheitsmittel gegen die von außen her drohende G
fahr übertragen war. Als die spanische Armada an Englands Küs

erschien, kam er mit seinen eigenen Schiffen der königlichen Flotte zu Hülfe, und nahm Theil an der Besiegung des Feindes. 1589 begleitete er den vertriebenen König von Portugal, welcher sich wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen suchte. Die Königin ernannte ihn nachgehends zum Mitgliede ihres geheimen Raths, und vermehrte die Vortheile seines Weinpatents noch mit einem Tonnen- und Pfundgelde von den Liqueurs. Dies leztere war in Raleighs Augen keine geringe Gunst, denn obgleich er in mancher Rücksicht einen wirklich erhabenen Geist besaß, und ruhmsüchtig, prachtliebend und freigebig war, so war er doch sehr auf seinen Vortheil bedacht, und versäumte keine Gelegenheit, welche ihm zur Wahrnehmung desselben durch seine Hofverbindungen dargeboten wurde. In dieser Rücksicht war er der Königin oft so lästig mit seinen Bitten, daß sie ihn einmal fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler zu seyn?“ „Wann Ihro Majestät, antwortete er, aufhören werden, eine Wohlthäterin zu seyn.“ Auch machte er sich kein Gewissen, Bestechungen zu nehmen, und er soll bloß von einem Lyttleton, der des Hochverraths schuldig befunden war, sich zehntausend Pfund haben bezahlen lassen, um ihm Verzeihung auszuwirken. Selbst Kirchengüter wußte er an sich zu handeln, und ungeachtet all dieser Mittel, Geld zu gewinnen, blieb er bei dem Volke eben so beliebt, wie bei seiner Königin. Nach seiner Rückkehr aus Portugal wurde er in Irland mit dem Dichter Spenser bekannt, mit dem er, da er selbst Dichter war, eine vertraute Freundschaft schloß. Spenser feierte ihn in einem seiner Gesänge unter dem Titel: Schäfer des Oceans (Shepherd of the Ocean), und erkannte es mit Dank, daß Raleigh ihn zuerst der Königin bekannt gemacht hatte. Im Frühlinge 1592 rüstete er in Gesellschaft mehrerer Anderer eine Flotte aus, um Panama anzugreifen, und eine spanische Flotte aufzufangen. Er wurde zum Oberbefehlshaber jener Flotte ernannt, welche aus dreizehn Schiffen bestand, zu denen noch zwei königliche stießen. Bald nachdem er abgesegelt war, ward er von der Königin zurückberufen. Er theilte jezt seine Flotte in zwei Escadern, um zu kreuzen, und kehrte dann zurück, ohne daß dieser Kreuzzug andere Folgen, als die Eroberung eines reichen spanischen Schiffes, welches einer Escadre begegnete, gehabt hätte. Um Raleighs Credit zu untergraben, beschuldigte ihn der Jesuit Parsons des Atheismus, wozu einige freie Aeußerungen des Ritters und auch seine Angriffe auf Kirchengüter Veranlassung gegeben. Die Königin ließ die Sache aber zu keiner Untersuchung kommen; allein dadurch, daß Raleigh einen Liebeshandel mit einer ihrer Hofdamen anfing, ward das Gemüth der jungfräulichen Königin ganz gegen ihn entrüstet, obgleich er das Fräulein heirathete. Er mußte dafür auf einige Monate ins Gefängniß wandern, und sollte die Gegenwart der keuschen Elisabeth künftig meiden. Um sich wieder in Gnade zu setzen, unternahm er im Februar 1595 eine Entdeckungsreise nach Guiana, einem Lande, welches damals noch fast bloß aus mährchenhaften Sagen von Schiffsleuten bekannt war. Auf dieser Reise nahm er die Insel Trinidad für England in Besitz, und den dortigen spanischen Statthalter gefangen. Darauf segelte er mit einer Anzahl kleiner Fahrzeuge den Oronoko-Fluß hinauf, und nahm auch von dem angränzenden Guiana im Namen seiner Königin Besitz, welches jedoch eine bloße Förmlichkeit blieb. Indessen hatte er sich hiedurch wieder in Gunst gesezt, und erhielt 1596 bei der Expedition gegen Cadix ein Commando unter dem Grafen Essex und dem Lord Effingham. Er zeichnete sich hier durch Tapferkeit und Klugheit aus, und ward im folgenden

Jahre unter Essex Oberbefehl Contre-Admiral bei einer Flotte, welch
zur Wegnahme der spanischen Westindienflotte bestimmt war. Ein An-
griff, den Raleigh auf die feindlichen Schiffe machte, zog ihm Essex's Un-
willen zu, und ohne Verwendung seiner mächtigen Freunde würde e
cassirt worden seyn, obgleich sein Angriff mit Sieg gekrönt war. Spä-
terhin ward er zum Statthalter von Jersey ernannt. Er zeugte in de
Sache wider seinen grossen Widersacher, den Grafen Essex, dessen Hin-
richtung er auf eine ungeziemende Weise zu beschleunigen suchte, un
aus einem Fenster des Zeughauses mit ansah. Jacob bestieg den Thro
mit Widerwillen gegen Raleigh, weil er ihn nicht bloß als einen Fein
des Grafen Essex, sondern als einen Mann betrachtete, der die königlich
Gewalt beschränken wollte. Deshalb wurde er, obgleich äußerst höflic
bei Hofe empfangen, doch seiner Stelle als Hauptmann der Garde be-
raubt, und öffentlich beschämt. Diese Behandlung kränkte sein stolze
Gemüth, und er nahm an einer Verschwörung Theil, welche die Einse-
zung der Lady Arabella Stuart als Königin zum Zweck hatte. Er wurd
gefangen, und als Hochverräther vor Gericht gestellt. Sein einziger
Ankläger war Lord Cobham, ein Mann von unstätem Charakter, und zu-
gleich ein Mitverschworner, dessen Vorschlägen Raleigh sollte Gehör ge-
geben haben. Er zeigte in seiner Vertheidigung so viel Beredsamkeit
und führte so kräftige Gründe an, daß mehrere der Richter, welche höch-
lich gegen ihn eingenommen waren, ihn als ein unschuldiges Opfer be-
trachteten. Selbst der General-Attorney (Generalfiscal), welcher den
Ritter Raleigh bei diesem Verhör mit aller der boshaften Chicane, di
ihm sein Charakter und sein Amt erlaubten, behandelte, erstaunte über
das Todesurtheil, und erklärte, daß er selbst ihn nur der Nichtangab
des Hochverraths würde schuldig befunden haben. Drei von den Ver-
schwornen wurden hingerichtet, die Vollstreckung von Raleighs Urthei
ward aufgeschoben, und er in den Tower gesetzt. Seiner Gattin war
es auf ihre Bitte erlaubt, ihm Gesellschaft zu leisten, und sein jüngste
Sohn wurde ihm im Tower geboren. Obgleich der Besitz seiner Güte
ihm geblieben war, so wußte sich doch ein Liebling Jacobs eines Theil
derselben zu bemächtigen. Hier, im Gefängnisse, schrieb Raleigh sein
Weltgeschichte (History of the World), aber die Freundschaft des jun-
gen Prinzen Heinrich, der seinem Vater Jacob höchst ungleich war, h
ihm nicht zu seiner Freiheit, denn Heinrich starb. Erst nach zwölfjäh
ger Gefangenschaft erhielt er seine Befreiung. Um seinen zerrütte
Vermögensumständen wieder aufzuhelfen, beschloß er eine neue Fah
nach Guiana, wo er Goldgruben zu entdecken hoffte. Es fanden si
viele Theilnehmer, und er erhielt einen königlichen Erlaubnißbrief da
zu, ohne daß Jacob das über Raleigh gesprochene Urtheil wegen des an
geblichen Hochverraths zurücknahm. Im Juli 1617 segelte Raleigh, d
sein ganzes Vermögen auf diese Ausrüstung verwandt hatte, mit zwe
Schiffen ab. Die Spanier, von seiner Unternehmung benachrichtig
hatten sich an eben der Landseite, welche unserm Raleigh angewiesen wa
niedergelassen und Bergwerke angelegt. Raleigh kam krank bei de
Mündung des Oronoko an. Er sandte den Capitain Kaimis deshalb de
Fluß hinauf, bis an eine Stadt St. Thomas, welche die Spanier erbau
hatten. Diese feuerten auf die Engländer, wurden aber zurückgetri
ben, und nachdem Raleighs ältester Sohn geblieben war, wurde die Sta
geplündert und verbrannt. In der Stadt ward nichts von Werth gefun
den, und Raleigh verwies dem Capitain Kaimis sein Verfahren so ern
lich, daß dieser sich selbst entleibte. Er kehrte mit schwerem Herzen n

Eng-

England zurück, wo er im Julius 1618 zu Plymouth ankam, und auf Befehl des Königs verhaftet wurde. Vergebens suchte er nach Frankreich zu entkommen, er wurde nach dem Tower gebracht, und vor dem königlichen Geheimenrath verhört. Seine Berufung auf die ihm anscheinend bewilligte Begnadigung ward verworfen, und man erlaubte ihm nicht einmal die Vertheidigung seines Betragens bei der letzten unglücklichen Unternehmung. Das Todesurtheil ward gesprochen, und den folgenden Tag (29sten October 1618) an ihm vollzogen. Männlich und stark war sein Betragen bei seiner Hinrichtung. Er hielt eine Rede an das Volk, dann ließ er sich das Beil zeigen, untersuchte die Schärfe desselben, und sagte: es ist eine scharfe Arznei, aber ein sicheres Mittel gegen alle Uebel. Als er gefragt wurde, auf welche Seite des Blocks er seinen Kopf hinlegen wollte, antwortete er: wenn das Herz nur rechtschaffen wäre, so sey es einerlei, wo der Kopf läge. So fiel Walter Raleigh im 66sten Jahre seines Alters durch einen Urtelspruch, der als die entehrendste Maßregel einer verhaßten Regierung betrachtet werden kann; aber vielleicht hat er ein solches Ende verdient; denn sein politisches und bürgerliches Leben war durch viele Fehler befleckt. Seine Schriften sind mancherlei Inhalts, poetische, geographische, politische, militärische, philosophische und geschichtliche. Seine Poesien aber sind veraltet. Indessen bleibt doch seine Weltgeschichte eins der besten historischen Werke jener Zeit; sie ist rein, kräftig, und ohne Pedanterei geschrieben. Die beste Ausgabe ist die in Folio von 1736. Von seinen vermischten Schriften (miscellaneous works) kam zu London 1748 eine Ausgabe in 2 Octavbänden heraus.

Ramasan, oder Ramadan, der neunte Monat bei den Türken. Er tritt, da dies Volk, wie alle Mahomedaner, nach Mondjahren rechnet, alle Jahre um 11 Tage früher ein, so daß er innerhalb 33 Jahren alle Jahrszeiten durchläuft. In diesem Monat haben die Mahomedaner ihr großes Fasten. Dieses Ramasan-Fest, so wie das Beiram-Fest, das unmittelbar hinter dem Ramasan kommt (s. d. Art. Beiram), sind die beiden größten Feste der Völker mahomedanischer Religion.

Ramazzini (Bernardino), wurde 1633 zu Carpi geboren, und war einer der größten Aerzte Italiens. Von Parma, wo er seine Studien vollendete, ging er nach Rom, um unter Rubei, einem damals berühmten Arzt, seine Wissenschaft praktisch zu betreiben. In der Folge lebte er einige Zeit in seinem Geburtsort, wandte sich aber nachher nach Modena, wo ihn Herzog Franz II. als Lehrer der Arzneiwissenschaft bei der neu errichteten Akademie anstellte. Nach achtjähriger Verwaltung dieses Amtes folgte er einem Rufe nach Padua in gleicher Eigenschaft, wo er sein nützliches Leben 1714 gerade an seinem Geburtstage beschloß. Seine Verdienste waren so anerkannt, daß, als er in bereits sehr vorgerückten Jahren und nach dem dadurch entstandenen Verluste seines Gesichts, um Entlassung anhielt, der Senat zu Venedig ihn dringend bat, zu bleiben, indem die Republik schon zufrieden sey, ihn zu besitzen und die erste Lehrerstelle bei ihrer Universität von ihm bekleidet zu sehen. Seine mannichfachen hinterlassenen Schriften geben ein rühmliches Zeugniß seiner gründlichen Gelehrsamkeit.

Ramberg (Heinrich oder Johann Heinrich), einer unserer berühmtesten deutschen Geschichts- und Gattungsmahler, auch Aetzer mit der Nadel und in Aquatintamanier, geboren zu Hannover, zeigte schon früh bewundernswürdige Anlagen für die Kunst, und sein Vater, der hannövrischer Hofrath war, suchte durch Unterricht in der Perspective und der

Oelmahlerei, den er dem Sohn gab, die Fähigkeiten desselben nach me
auszubilden und zu entwickeln. Während einer Reise auf dem H
machte er in wenig Tagen mehr als ein Dutzend Länderzeichnungen, we
che die romantischsten Ansichten dieses Gebirges gewähren. Sie wurde
von dem hannöverschen Minister zu St. James dem Könige vorgeleg
und dieser ließ dem jungen Ramberg das Reisegeld nach London ausza
len, gab ihm eine Stelle in der Mahlerakademie, und sorgte für seine
Unterhalt. Ramberg blieb hier 9 Jahre, und vervollkommnete sich unte
Reynolds Leitung so sehr in seiner Kunst, daß er jeden Gegenstand, de
man von ihm verlangte, aus dem Kopf zeichnen konnte, und die ge
schicktesten Kupferstecher Englands, ein Murphy und Bartolozzi, rech
neten es sich zur Ehre an, nach Rambergs Zeichnungen ihre Platten z
beleben. Er verfertigte religiöse Stücke für die königliche Capelle z
St. James, Schildereien für die boydellsche Shakspeare-Gallerie un
den Poetensaal, wie auch das große Stück den Uebergang Alexander
über den Granicus für Carletonhouse, den Pallast des Prinzen von Wa
les. Georg III. selbst sahe oft mit Vergnügen seine Geschwindigkeit i
Zeichnen mit an, und schickte ihn 1788 nach den Niederlanden und Ita
lien. Umsonst bemühte sich der Fürst Kaunitz ihn bei sich zu behalten
er eilte nach dem letztern Lande, knüpfte mit dem berühmten Denon
dem jetzigen Generaldirector der französischen Museen, eine innig
Freundschaft an, durchreis'te Oberitalien, und hielt sich geraume Zeit i
Rom und Neapel auf. Hierauf kehrte er nach Hannover zurück, und de
König ertheilte ihm das Diplom als Hofmahler. Wenig Zeichner un
Mahler haben so viel gearbeitet, wie er. Mehr als funfzig Kupferste
cher Englands und Deutschlands haben der Fruchtbarkeit seines Pinsel
nicht nachkommen können. Besonders zeichnet sich Ramberg in der Ca
ricatur aus. Die Zeichnungen zu den sämmtlichen Kupfern der Pracht
ausgabe von Wielands Werken sind von Ramberg. Er selbst ätzte fü
zwei Bände derselben die Titelkupfer, das eine mit der Unterschrift
Idris. Auch hat er fünf sehr schöne Blättchen zu dem Taschenbuch
St. Schütze's abenteuerliche Wanderungen von Wei
mar nach Carlsbad (Leipz. 1809. Zweite Aufl.) geliefert
und ebenfalls verdankt man seinen Zeichnungen die lieblichen allegori
schen und historischen Kupferstiche zu dem bekannten Taschenbuche: Mi
nerva (Leipz. 1809 und ff.). Ramberg ist auch Mitglied der philote
nischen Gesellschaft in Paris. Ueber seine Werke, besonders über sein
Zug Alexanders über den Granicus, hat man eine Schrift von J. C. Ne
mann, betitelt: Ueber Rambergs Kunst u. Kunstwerke. (1792. 8.) L.

Rameau (Jean Philippe). Dieser berühmte französische Musi
und Tonsetzer wurde 1683 zu Dijon geboren, wo er auch zuerst die A
fangsgründe der Tonkunst lernte und bei einem herumziehenden Oper
theater ausübte. Als er später zu Avignon kein sonderliches Glück m
seiner Kunst machte, ging er nach Italien und bildete sich als Meis
auf dem Clavier aus, so daß er hierin bald dem berühmten Marchand
die Seite gesetzt ward. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland erhi
er die Stelle eines Organisten an der Domkirche zu Clermont, wo er ab
nicht lange blieb, denn da er unterdeß Marchand hatte kennen lernen, d
sein Ruf nach Clermont gezogen hatte, so folgte er diesem nach Pari
und wurde sein eifriger Schüler. Hier gab er sein Werk über die Grun
sätze der Harmonie heraus, das seinen Ruhm als Theoretiker in der M
sik für immer gründete. Da er gern als Operncomponist auftreten wo
te, so wandte er sich um einen Text an den Abbé Pellegrin. Dieser g

ihm denselben nur unter einer Caution von 500 Livres, da er, so hoch Rameau auch als Musikkenner geschätzt wurde, von ihm als Componisten nichts Vorzügliches erwartete. Wie aber Pellegrin bei der ersten Probe des ersten Actes seiner Oper Hippolyte und Aricie Rameau's herrliche Musik hörte, zerriß er die Verschreibung, fest überzeugt, daß solche Composition kein Stück könne fallen lassen, und in der That machte diese Oper, die in einem damals völlig neuen und großen Styl gesetzt war, ein ausnehmendes Glück, troß der elenden Verunglimpfungen von Rameau's Neidern. Von nun an wurde alles, was Rameau componirte, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, und sogar seine Oper: Zoroaster, in Dresden ins Italienische übersetzt und aufgeführt; eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem französischen Musikstück widerfahren war. Zum Capellmeister des Königs ernannt, und in den Adelstand erhoben, sollte er eben den Orden des heiligen Michael empfangen, als ihn der Tod den 12ten September 1764 übereilte. So groß Rameau's Verdienste auch als Tonsetzer waren, so wurden sie doch von den Verdiensten, die er sich durch seine Werke über die Harmonie und den General-Baß erwarb, übertroffen, und mit Recht kann man ihn als den Schöpfer und Vater der neuern Musik betrachten, der zuerst die Grundregeln der Harmonie in der Musik aufstellte und entwickelte. Sein Leichnam wurde mit vielem Pomp in der Kirche zu St. Eustach in Paris neben Lully beigesetzt, und am Tage seiner Beerdigung von der ganzen königlichen Capelle und der Akademie der Musik eine Todtenmesse aufgeführt, zu der mehrere Stücke aus des Verstorbenen Opern, Castor und Dardanus, eingerichtet worden waren.

Ramellies ist ein Dorf bei Judoigne, im Königreich der Niederlande, in Brabant, das in der Geschichte durch den am 23sten Mai 1706 dabei erfochtenen Sieg des Herzogs von Marlborough und des holländischen Marschalls Ouwerkerk über den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern und den französischen Marschall von Willeroy im spanischen Erbfolgekrieg Berühmtheit erhalten hat.

Ramler (Carl Wilhelm), berühmt als lyrischer Dichter und Literator, war den 25sten Februar 1725 zu Colberg geboren, studirte zu Halle, und wurde 1748 zum Professor der schönen Wissenschaften an dem Cadettencorps in Berlin ernannt. Nachdem er dieses Lehramt bis 1790 verwaltet hatte, legte er es nieder, und ward Mitdirector des Nationaltheaters in Berlin. Im Jahre 1796 zog er sich von allen Geschäften zurück, und starb den 11ten April 1798. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, gehört, daß die berliner Academien der Wissenschaften und der mechanischen Künste und Wissenschaften ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatten. Ramler trat in einer dürren, an ausgezeichneten Dichterwerken nicht ergiebigen Zeit als Lyriker auf, und knüpfte, indem er seinen König verherrlichte, seinen Ruhm an den Ruhm des größten Königs und Helden seines Jahrhunderts. Horaz, der in seinen Oden den Augustus preis't, war ihm das Muster, dem er nachstrebte, und wirklich finden sich zwischen einzelnen Oden beider Dichter so große Aehnlichkeiten, daß die Nachahmung nicht zu verkennen ist. Wir erinnern nur an die Ode auf das Auslaufen der französischen Flotte, welcher Proteus den Untergang verkündigt (Als Galliens Pilot u. s. w.); wir wollen denn auch nichts dawider einwenden, daß man Ramler den deutschen Horaz genannt hat, da dieser als Lyriker in vielen Fällen auch wieder ein Nachahmer griechischer Vorbilder war; nur hüte man sich, die Vergleichung zwischen beiden weiter ausdehnen zu wollen. An lyrischer Kraft und

lebendiger Phantasie bleibt Ramler eben so weit hinter Horaz zurück, a
dieser vielleicht hinter seinen Mustern. Ueberhaupt fehlte Ramlern d
aus eigner Kraft schaffende Dichtergenius. Dagegen besaß er ein fein
und reges Schönheitsgefühl und Sinn für Correctheit. Wo er freiwi
lig dem höhern Pathos entsagt, und zu mildern Empfindungen hera
steigt, befindet er sich mehr in seiner Sphäre. So ist es ihm in der sch
nen Ode an den Frieden:

> Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede,
> Zum Himmel, in dein mütterliches Land?
> Hast du dich, ihrer Streitigkeiten müde,
> Ganz von der Erde weggewandt?

vollkommen gelungen, das Herz des Lesers mit sanfter Wehmuth un
Sehnsucht zu erfüllen. Aber auch da, wo er nicht gleiches Lob verdien
erscheint er als ein Muster des sorgfältig geglätteten und correcten Au
drucks, wodurch er sich um unsre Sprache bleibende Verdienste erworbe
hat. Den Hexameter aber und die horazischen Odensylbenmaße hat er i
unsrer Sprache noch sehr unvollkommen nachgebildet. Er ging von de
Grundsatz aus, daß jedes einsylbige Wort nach Willkühr kurz und lang g
braucht werden könne, so sehr auch Aussprache und Gehör dawider stre
ten; überhaupt blieb ihm der Bau und das Wesen des antiken Verse
durchaus verborgen. Dies wird hinreichen, um den Werth seiner Ueber
setzungen aus dem Horaz, Martial, Catull, der sapphischen Oden u. s. w
zu bestimmen. Eben so wenig hat er sich den Dank der Freunde Geßner
dadurch erworben, daß er die Idyllen desselben nach seiner Art in Hexa
meter übertrug. Auch einige Fabeln Lessings brachte er in Verse, un
nahm mit den Gedichten vieler Andern, die er in seine lyrische Blumenle
und seine Fabellese aufnahm, nicht zu billigende Veränderungen vor. Da
er dem Frühlinge seines Freundes Kleist und den Gedichten Götzens sein
Feile angedeihen ließ, ist von Voß in Schutz genommen worden. Vo
seinen eignen Gedichten verdienen nächst seinen Oden seine Cantaten er
wähnt zu werden, von denen der Tod Jesu durch Graun's Musik noc
berühmter geworden ist. Seine prosaischen Werke sind eine kurzgefa
Mythologie, und eine Schrift über allegorische Personen, zum Gebrau
für Künstler. Außerdem lieferte er eine Uebersetzung der Einleitung
die schönen Wissenschaften von Batteux, die gegenwärtig keinen Gebra
mehr zuläßt. Um die Wiedererweckung Logau's machte er sich geme
schaftlich mit Lessing verdient. Ueberhaupt stand er mit den trefflich
Männern seiner Zeit, deren Achtung er mit Recht besaß, in freundscha
lichen Verhältnissen, und wirkte mit ihnen gemeinschaftlich, fern v
Streitigkeiten und Parteigeist, zum Nutzen unserer Literatur. N
seinem Tode erschienen seine Gedichte in einer vollständigen Sam
lung unter dem Titel: C. W. Ramlers poetische Werke, 2 Theile, B
lin 1800, 1801. M.

Rammelsberg, ein Bergrücken des Harzes, an dessen Fuß
ehemalige freie Reichsstadt Goslar liegt. Der Rammelsberg ist berüh
seiner reichhaltigen Blei-, Kupfer- und Eisengruben wegen. Weni
ergiebig als diese genannten sind die gleichfalls in seinem Innern befi
lichen Silbergruben. Der Sage nach soll der Metallreichthum die
Gebirges durch Kaiser Heinrich den Vogler zufällig auf der Jagd entde
worden seyn, als sein Pferd, von dem er abgestiegen war, durch Schar
mit dem Hufe einen hoch am Tage liegenden Erzgang entblößte. Ein
andern Sage zufolge entdeckte zuerst ein Waidmann, mit Namen Ram
den innern Reichthum des Berges. Nach Wielands Lehrbuch der de
schen Reichsgeschichte soll man sich bereits im 12ten Jahrhundert be

Grubenbau des Rammelsberges des Schießpulvers zum Sprengen des Gesteins bedient haben.

Ramsay (Andreas Michael von), schottischer Baronnet und Ritter des St. Lazarus-Ordens in Frankreich, Doctor bei der Universität Oxford, wurde 1686 zu Daire in Schottland aus einer jüngern Seitenlinie des alten Hauses Ramsay geboren. Schon früh hatte er eine große Neigung zu den Wissenschaften, und trieb Mathematik und Theologie mit vorzüglichem Erfolg. Im J. 1709 bekehrte ihn der berühmte Fenelon, Erzbischof zu Cambray, zur katholischen Religion. Dieser edle Mann liebte Ramsay vorzüglich, und hatte bis zu seinem Tode aufrichtige Hochachtung für seinen Zögling. Da Ramsay sich zeitig sowohl in Frankreich, als in auswärtigen Ländern, als Schriftsteller mit Glück bekannt machte, so konnte es nicht fehlen, daß hohe Häupter auf ihn aufmerksam wurden. Im Jahr 1724 rief ihn Jacob III., König von England, nach Rom, um ihm die Erziehung seiner Söhne anzuvertrauen; Zwistigkeiten am Hofe nöthigten jedoch Ramsay bald, nach Frankreich zurückzukehren. Man vertraute ihm hierauf die Erziehung des Herzogs von Chateau-Thierry, und in der Folge des Prinzen von Turenne an. Beider Erziehung besorgte er mit dem glücklichsten Erfolg. Er starb am 6ten Mai d. J. 1743 zu St. Germain-en-Laye in einem Alter von 56 Jahren. Ramsay war von Charakter ein schätzbarer Mann; aber sein affectirtes Wesen, die wichtige Miene, die er stets annahm, das allzuwenig versteckte Bestreben, mit seinem Wissen in Gesellschaften stets, auch zur Unzeit, zu glänzen, gaben häufig Anlaß zu Spöttereien auf ihn. Seine Werke, die zwar nicht von großem Umfang sind, aber doch von glücklichen Anlagen zeugen, sind folgende: L'histoire de la vie et des Ouvrages de M. de Fénélon, archevêque de Cambrai, 12., eine Biographie, die diesen edlen, gefühlvollen Menschen und trefflichen Schriftsteller zwar liebenswürdig darstellt, aber nicht immer mit der zur richtigen Beurtheilung des Mannes unumgänglich nöthigen Unpartheilichkeit geschrieben ist. Ferner: Essai sur le Gouvernement civil, 12.; Le Psychomètre, ou Réflexions sur les différens caractères de l'esprit, par un Mylord; Les voyages de Cyrus, 1730. 4., und 2 Bde. 8. Dies letztere Werk ist mit großer Eleganz geschrieben, doch ist es mit Gelehrsamkeit und Reflexionen fast überladen. Ramsay copirte in diesem Werke Bossuet und Fenelon, ohne sie anzuführen. Außer diesen hat man von ihm einige englisch geschriebene Bücher: Erziehungsplan, vom Verf. der Reisen des Cyrus, und verschiedene Gedichte. Sein bedeutendstes Werk ist aber: L'histoire du Maréchal de Turenne, Paris 1735. 2 Bde. 4. Auch dieses Werk drücken bei großen Vorzügen der Eleganz der Schreibart, der Ordnung und Präcision, doch eben so große Mängel; denn theils herrscht auch hierin ein affectirtes Streben nach Reflexionen und Sentenzen; theils — und das ist der wichtigste Vorwurf, den man diesem Werke von jeher gemacht hat — hat Ramsay bei der Geschichte des Turenne mehr dessen kriegerisches, als dessen bürgerliches Leben geschildert, ja das letztere fast ganz vernachlässigt. — Auch existirt unter Ramsay's Namen ein nach seinem Tode im Jahr 1749 zu Glasgow in englischer Sprache erschienenes Werk: Philosophische Principien der natürlichen und geoffenbarten Religion, in geometrischer Ordnung entwickelt und erklärt, 2 Bde. 12. Da jedoch in diesem Buche Meinungen und Ansichten vorgetragen sind, die mit dem Glauben Fenelons und den Bestimmungen der katholischen Kirche, der Ramsay treu anhing, durchaus nicht übereinstimmen: so hat man wohl mit Recht vermuthmaßt, daß es entweder gar nicht von Ramsay geschrieben sey, oder

wenigstens nicht so von ihm herrühre, sondern von Andern verändert sey.–
Endlich haben wir von Ramsay einen Discours sur le poëme épique, de
man vor dem Telemach findet, und in dem der Verf. Fenelons Grundsa
den dieser durch seinen Telemach mit Glück ausführte: daß man nämli
epische Gedichte auch in Prosa schreiben könne, folgt; ein Grundsatz, de
Voltaire so wenig billigte, daß er ihn mit der Idee verglich, ein Conce
ohne Instrumente aufführen zu wollen. K. μ. δ.

Ramsden (J.), ein berühmter Verfertiger mathematischer Instru
mente. Er war im Jahr 1730 zu Halifax geboren. Sein Vater, ein Tuch
fabrikant, hatte ihn zu demselben Geschäfte bestimmt, dem Ramsden auc
sich wirklich eine Zeit lang widmete. Eine Reise aber, die er als 20jähri
ger junger Mann nach London unternahm, änderte seinen Lebensplan
Hier lernte er den berühmten Optiker Dollond kennen, dessen Tochter e
heirathete. Dollond unterrichtete ihn in der Kunst, mathematische In
strumente zu verfertigen. Zu der guten Anweisung kam eigenes ange
bornes Genie Ramsdens für diese Arbeiten hinzu, und so konnte es nich
fehlen, daß dieser bald durch seine Kunst berühmt wurde. Schon im Jah
1763 arbeitete er für die meisten großen Künstler in England, und sein
Instrumente waren die besten und beliebtesten. Im Jahr 1768 eröffnet
er mit dem glücklichsten Erfolg einen Laden zu Heymarket, und bald da
auf zu Piccadilly, wo er sich bis zu seinem Tode aufhielt. Als denkende
Künstler blieb Ramsden nicht dabei stehen, die gewöhnlichen alten Instru
mente mit Geschmack und Eleganz zu verfertigen, sondern sein Genie, da
er schon durch die leichte Erlernung seiner Kunst bewiesen, leitete ihn auc
auf neue Erfindungen. Mehrere optische und sehr viele astronomisch
Instrumente sind durch ihn glücklich verbessert; mehrere ganz neue erfun
den. Im Jahr 1786 ward dieser vorzügliche Künstler Mitglied der König
lichen Gesellschaft. Auch als Schriftsteller hat er sich durch mehrere wich
tige Abhandlungen, die man in den Philosophical Transactions findet,
bekannt gemacht. Er starb im Jahr 1800.

Ramus (Pierre), auch Pierre de la Ramée, wurde zu Luth, einem
Dorfe in der Picardie, 1515 geboren, und schwang sich mit dem größte
Muthe aus einem sehr niedrigen Stande bis zum Lehrer an der Univer
tät zu Paris empor. Er lehrte eine geläuterte Philosophie, und zog d
Unfehlbarkeit des Aristoteles in Zweifel, außerdem hielt er rhetorische u
philologische Vorlesungen, und erwarb sich großen Ruhm, aber auch vi
Feinde, durch die er bei der Bluthochzeit den 25sten August 1572, als R
formirter, getödtet wurde. Er reinigte besonders die Logik von viel
Subtilitäten, ging aber darin so weit, daß er behauptete, sie sey nur ei
Kunst, geschickt zu streiten. Sein größtes Verdienst besteht i
der Einführung einer bessern Methode des Vortrags, wobei er sich z
bessern Uebersicht der tabellarischen Form bediente, und zugleich die No
wendigkeit guter Definitionen und Eintheilungen bemerklich mach
Seine Anhänger, die Ramisten in Schottland, England und Deutschla
waren ihm blindlings ergeben. Zu seinen Hauptschriften gehören Ins
tutiones dialecticae libr. 3, Paris 1543, 8. und Animadversiones in Di
lecticam Aristotelis lib. XX. Ibid. eod. anno, 8., wovon nachher häufi
Ausgaben erschienen sind.

Rancé (Dom Armand Jean le Bouthillier de), zu Paris 1626 g
boren. Schon in seiner Jugend zeigte Rancé so ausgezeichnete Anlag
für die schönen Wissenschaften, daß er im 15ten Jahr unter Leitung sein
Lehrers eine neue Ausgabe von Anakreons Gedichten, griechisch, mit N
ten, herausgab. In der Folge wurde er Chorherr an der Kirche Not

Dame, und verließ die Bahn der schönen Wissenschaften, einzig sich dem Studium der Theologie ergebend, deren Doctor er 1654 wurde. Nach Vollendung seiner Studien überließ Rancé sich geraume Zeit lang den Zerstreuungen und Genüssen der Welt, besonders einem vorherrschenden Hange zum weiblichen Geschlecht, als plötzlich mit ihm eine seltsame, völlige Veränderung vorging. Er verließ die Hauptstadt und den Hof, zog sich auf sein Gut bei Tours zurück, und fing hier das einsame, beschauliche Leben eines Mönchs an. Hiermit noch nicht zufrieden, verkaufte er bald darauf sein Gut, und schenkte das dafür gelös'te Geld, 300,000 Livres, an das Hotel de Dieu in Paris, er selbst aber that Profeß in der Abtei von Perseigne 1664, und begab sich sodann in das Kloster la Trappe vom Orden der Cisterzienser, dessen Abt er ward. Da er auf sein Ansuchen die Erlaubniß von Rom erhielt, die alte Strenge in seiner Abtei wieder herzustellen, so suchte er nun auch alle andere Cisterzienserklöster zu derselben zurückzuführen; ein Unternehmen, das aber nach vielen Versuchen mißlang, da die Brüder des ehrwürdigen Ordens eben keine große Lust bezeigten, so harten Regeln, wie die in la Trappe eingeführten, sich zu unterwerfen. Desto mehr gründete aber Rancé sie in seinem Kloster, das fortan der Sitz der allerstrengsten Entsagungen aller irdischen Freuden und Genüsse wurde. (Ueber die Einrichtung und Lebensart der Mönche von la Trappe s. d. Art. Trappistenorden.) Den Gemüthern seiner Untergebenen recht fest seine Lehren und Anordnungen einzuprägen, schrieb Rancé seine Abhandlung über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchsstandes. Endlich auch müde des Regierens in den geweihten Mauern, legte Rancé mit Bewilligung des Königs seine Stelle nieder, und übergab sie an Dom Zozimus, der aber bald darauf starb, worauf Gervaise sie erhielt, auf Rancé's Betrieb aber wieder entsetzt wurde, da er die eingeführte strenge Regel zu untergraben suchte. Im October 1700 starb Rancé, noch im Tode die Regel seines Ordens beobachtend, auf einem Aschenlager. Seine mannichfachen Schriften über Mönchsthum, über die Obliegenheiten der Christen u. s. w. geben Beweis von der ascetischen Strenge, zu der sein Gemüth sich gewendet hatte. Ueber die Ursache der so plötzlichen Veränderung seiner Gesinnung, die ihn aus dem Hof- und Weltleben in die traurigste, ertödtendste Einsamkeit trieb, ist keine völlige Gewißheit, doch soll nach Einigen folgende Begebenheit die Veranlassung gewesen seyn. Als er noch in Paris lebte, kehrte er einst von einer Reise zurück, und eilte, seine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie berühmte Frau v. Montbazon, aufzusuchen. Er kömmt durch eine Hintertreppe in ihr Zimmer, und findet statt der Freundin — ihr blutiges Haupt in einer Schüssel liegen. Sie war kurz vor seiner Rückkehr gestorben, und man hatte ihr den Kopf abgelös't, da der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz gerathen war. Dieser Anblick machte den erschütterndsten Eindruck auf Rancé, dessen feuriges, tieffühlendes Gemüth dadurch zu einer so völligen Sinnesänderung gestimmt wurde. F. G.

Rang, Rangrecht. Unter Rang versteht man im weitesten Sinne den Grad des Vorzugs. Der Weltweise betrachtet die Verhältnisse des Menschengeschlechts nach einer göttlichen Ordnung. Nur Herz und Geist geben in seiner Ansicht Ansprüche auf Achtung und Ehrerbietung. Ganz anders aber ist der aus Standesverhältnissen entspringende Vorzug, welcher sich besonders bei öffentlichen Prozessionen, am auffallendsten aber an den Höfen, im Eintritte in die verschiedenen Gattungen der Zimmer und Cabinette, im Sitzen bei Tafel u. s. w. äußert; und, wo er gesetzlich ist, ein Zwangsrecht erzeugt. — Die bessern Köpfe der ältern Juristen

haben diese Materie in satirischen Monographien, wie Thomasius sei Pomum Eridos in certamine dignitatum civilium, bearbeitet. Mei im Ganzen und ernster ist sie zwar neuerer Zeit behandelt worden; a lein kein Rechtsphilosoph hat bis jetzt — unserm Zeitalter zur Ehre — daran Theil genommen, daher darin so wenig sichere Resultate gefunde werden. Stößt man in Repertorien des Staatsrechts auf das Rangrech so lies't man daselbst von der Ceremonie, die unter Staatshäuptern Sta findet, so wie vom Range der Staatsdiener. In eignen Schriften hing gen wird unter dem Titel: Staats- und Privatrangrecht, nic nur davon, sondern auch von den Präcedenzverhältnissen der niedrigste Volksklassen gehandelt. Am richtigsten ist es wohl, das Rangrecht thei dem öffentlichen Rechte, theils dem Privatrechte zuzutheilen, und da zum erstern gehörige, in so weit es die Rangverhältnisse unabhängige Staaten zu einander ausspricht, als einen Theil des Völkerrechts, in fern es hingegen die Rangrechte der Staatsdiener unter einander darstell als einen Theil des Staatsrechts (Regierungsrechts) anzusehen. Wa nun die Rangverhältnisse unabhängiger Staaten zu einander betrifft, kann, wenn, was man jetzt fast allgemein anzunehmen scheint, wahr ist daß außer dem Staate keine Form Rechtens möglich sey, von einem o dentlichen Rangrechte hier nicht die Rede seyn. Alles, was man der An logie nach für ein solches ausgiebt, verschwindet, sobald ein Staatshau dem andern den herkömmlichen oder vertragsmäßigen Vorrang nicht me gestattend, sich mit Gewalt an eine höhere Stelle setzt. Zu blutigen Au tritten darüber kam es einst zwischen dem Abte zu Fulda und dem Bischo zu Hildesheim, zwischen Genua und Venedig. Um solche üble Folgen z vermeiden, bedienen sich die Herrscher und ihre Gesandten folgender Mi tel: 1. man kommt incognito zusammen; 2. man nimmt geringere Cha raktere an, und behält nur gewisse Feierlichkeiten bei; 3. man setzt sich i Zimmer nicht nieder, sondern geht bloß auf und ab. Dies geschah a dem Wahltage Kaisers Leopold, als Königs von Ungarn, vor der Wal mit dem Kurfürsten von Mainz, ingleichen zwischen Kaiser Joseph I. un dem Kurfürsten von Bayern; 4. man kommt nicht persönlich zusammen sondern schreibt sich, wobei gewisse Mediateurs die Schriften wechselswe se überreichen. Diesen Weg schlugen die französischen Mediateurs a dem Congresse zu Bologna 1600 zwischen den englischen und spanische Gesandten vor; 5. man wird einig, Rang und Stelle ohne weitere Ord nung zu nehmen, wie in das Conferenzzimmer oder den Versammlungs saal getreten wird; 6. man wählt das Sitzen an einer runden Tafe Dies geschah 1698 auf dem Congresse zu Carlowitz, wo die Gesandten de römischen Kaisers, der Pforte, Rußlands, der Könige von Polen, Gro britannien und der Republik Venedig in einem runden Saale — in we chen für jeden Gesandten eine eigne Thür ging, und in dessen Mitte ei runde Tafel stand, nach der jeder aus seinem vor dem Saale befindlich Zelte durch seine Thür auf ein Signal mit gleichen Schritten ging — einander becomplimentirten, und zugleich jeder sich auf den seiner Th gegenüber stehenden Stuhl setzte. Eben so ging der kaiserliche, der r sische und türkische Gesandte 1737 auf dem Congresse zu Nimirow du drei besondere Thüren in eine Art von Scheuer. Auch wird bisweil der Rang für einzelne Fälle durchs Loos bestimmt. Dies geschah, a die Könige von Dänemark und Polen 1709 nach Berlin reis'ten. In d ältern Zeiten maßten es sich bisweilen die Päpste an, öffentliche Ran streitigkeiten nicht nur zu entscheiden, sondern auch allgemeine Ordnu gen in dieser Hinsicht vorzuschreiben. Zu dieser Anmaßung gehört

Rangordnung, welche der Ceremonienmeister des Papstes P. Julius II. im J. 1504 hat bekannt machen lassen, die aber nie allgemein anerkannt worden ist. Sie enthält folgende Ordnung: römischer Kaiser, römischer König, die Könige von Frankreich, Spanien, Aragonien, Portugal, Sicilien, Schottland, Ungarn, Navarra, Böhmen, Polen, Dänemark, die Republik Venedig, die Herzoge von Bretagne, Burgund, die Kurfürsten von Bayern, Sachsen, Brandenburg, der Erzherzog von Oesterreich, den Herzog von Savoyen, der Großherzog von Florenz, die Herzoge von Mailand, Bayern und Lothringen. Neuerer Zeit hingegen hat man sich dergleichen Einmischung der Päpste ganz verbeten, und vielmehr den Grundsatz der natürlichen Freiheit einzuführen gesucht. Besonders hat hierauf zu wirken sich bemüht der unsterbliche König Gustav Adolph von Schweden. Daß jetzt der die Menschheit so sehr zierende Natursinn auch die Staatshäupter der europäischen Nationen zu beseelen angefangen hat, bezeugen die in jener Hinsicht so still vorübergegangenen neuesten Congresse.— Möglich hingegen und auch nicht ganz unnöthig ist das Zwangsrecht für die Rangverhältnisse der Staatsdiener. Eine vorzügliche Quelle für dieses sind die so mannichfaltigen Rangordnungen, welche aber erst dann diesen Namen verdienen, wenn sie nach Art der Gesetze ordentlich publicirt worden sind. Hofordnungen, die dem Hofmarschall oder demjenigen, welcher seine Stelle vertritt, zur Nachahmung gegeben sind, haben an sich nie Gesetzeskraft, und dienen nur dazu, daß jener für seine Person keiner Verantwortung ausgesetzt wird, wenn sich jemand durch den ihm bei Hofe erwiesenen Rang beleidigt findet. Man trifft unter diesen Rangordnungen die elendesten Machwerke, welche je den Namen eines Gesetzes bekommen haben. Fast alle sind höchst unvollständig, und enthalten die größten Abweichungen. So hat in einem Lande der Secretär Unteroffiziersrang, in einem andern werden die Amtleute dem Hofmarschall, Kanzler, den Geheimenräthen und andern Hofämtern vorgesetzt. Die kursächsische Rangordnung von 1571 hat ein Poet letzten Ranges in Reime gebracht. Sie fängt so an:

Der Premierminister sprach,
Mir folgt der Obermarschall nach;
Nach Generalfeldmarschalls Gang
Kommt Cabinetsminister Rang,
Die Conferenzminister fein
Nehmen die fünfte Classe ein,
Nebst dem Obermeister vom Stall,
Und auch der älteste Hofmarschall.

Höchst überflüssig ist das Rangrecht der verschiedenen Volksklassen.— Das unter den matten Nachfolgern Carls des Großen sich so vielfach entfaltende Mitregierungsrecht, die in den Burgfesten nach dem Landfrieden sich gebildeten Kunstvereine und das durch den Druck des Dorfadels erniedrigte Landvolk veranlaßten eine große Standesverschiedenheit, in welcher die Wurzel des Vorzugs üppiger als je gedieh. Nach und nach fing man an, den dadurch begründeten Rang zu erzwingen, so daß sich Herkommen und Gewohnheit darüber bildeten. Der Bürger nahm sich den Rang vor dem Landmanne, der Kaufmann vor dem Handwerker, das Fräulein vor der bürgerlichen Ehefrau, ja selbst der Schweinschneider und Weinschenke führten mit einander einst einen Rangstreit. Die französische Revolution und die Auflösung des deutschen Reichs hat der Rang- und Titelsucht einen natürlichern und gefälligern Charakter gegeben. In Johann Christian Hellbachs Handbuche des Rangrechts (Anspach 1804) befindet sich ein Promtuar über das besondere Rangrecht der verschiedenen Klassen der Beherrscher und einzelnen Staatsunterthanen nach alphabetischer Ord-

nung. Alle Rangreglements, welche in den beiden letzten Decennien verschiedenen Staaten erschienen sind, haben das Charakteristische, daß den Militärstand sehr hoch emporheben, den geistlichen Stand sehr we zurücksetzen, dem Adel aber, als solchem, gewöhnlich gar keinen Rang ei räumen. Darin erwies sich der Geist der Zeit, der feindselig gegen d Vorrechte der Geburt und die religiösen Institute, die einen und die a dern zu unterdrücken suchte, den Soldaten aber auszeichnete, weil er d wichtigste Werkzeug der in dieser Zeit vorherrschenden willkührlichen G walt war. Hoffentlich werden auch hierin unsere Erfahrungen und d Wiederherstellung eines rechtlichen und friedlichen Zustandes unter d Völkern, die Begriffe berichtigen und das Wahre geltend machen. En.

Rantzau oder *Ranzau* ist eine sehr alte und ansehnliche Famili im Dänischen, Holsteinischen und Meklenburgischen, welche durch mehre denkwürdige Personen berühmt geworden ist. Sie leitet ihre Abstam mung von Cuno, einem reichen Gutsbesitzer im Holsteinischen, her. Ei Urenkel desselben, Namens *Wolf*, erwarb in der alten Mark große Be sitzungen, welche das *balsamer* Land genannt wurden. Ein Enkel de letztern, Wiprecht II., auch als ein großer Krieger der Vorzeit unter dem Namen des Grafen *Wiprecht von Groitzsch* berühmt, vertauscht das balsamer Land mit der Grafschaft Groitzsch im Meißnischen, und Kai ser Heinrich IV. machte ihn 1083 zum *Burggrafen von Leisnick*, un belehnte ihn auch mit der Markgrafschaft Lausitz. Die von seinem ältern Sohne abstammenden Burggrafen von Leisnick starben 1538 aus. De jüngere Sohn jenes Wiprechts aber, Otto I., welcher sich in seinem ur sprünglichen Vaterlande Holstein niedergelassen hatte, baute das Stamm haus *Ranzau*, und ist der Stammvater aller noch blühenden gräfliche und adeligen Linien des ranzau'schen Hauses. Zu den übrigen denkwür digen Personen dieses Geschlechts gehören besonders *Johann vo Ranzau* (geb. 1492), ein berühmter dänischer Feldherr, der schon in sei nem 13ten Jahre als Krieger sich auszeichnete. Er machte große Reisen selbst nach Asien, und wurde in Jerusalem zum Ritter geschlagen. Als e Luthern in Worms seine Lehre so muthvoll und kräftig vertheidigen hörte wurde er ganz für ihn eingenommen, und war nachher einer der Hauptbe förderer der Reformation in Dänemark. Durch seine Klugheit verhal er dem König Friedrich I. auf den dänischen Thron, schlug den Widersache desselben, den abgesetzten König Christian II., der in Norwegen eingefal len war, mehrere Male, und stellte die Ruhe in diesem Reiche wieder her Kaiser Carl V. und Franz I. von Frankreich wünschten, als sie mit ei ander Krieg führten, beiderseits Ranzau in ihre Dienste zu bekommen und machten ihm große Anerbietungen; aber er blieb seinem Vaterlan treu, dem er allein seine Kräfte und seine Dienste schuldig zu seyn glaubt und starb 1565. — *Heinrich, Graf von Ranzau*, aus demselb Geschlechte (geb. 1526, gest. 1599), war Statthalter von Holstein, und e ner der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften. Er belohnte die G lehrten mit außerordentlicher Freigebigkeit, sammelte eine vortreffli Bibliothek, die er möglichst gemeinnützig zu machen suchte, und schrie selbst mehrere Werke über Astronomie und Astrologie, über Arzneikund Kriegskunst u.s.w. — *Josias, Graf von Ranzau*, Marschall vo Frankreich, Gouverneur von Dünkirchen, war erst in schwedischen Die sten als General, wo er sich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichnet 1635 kam er mit Oxenstierna nach Paris, und ward als Feldmarschall v Ludwig XIII. angestellt. Auch hier erwarb er sich die höchste Bewund rung durch sein Feldherrntalent und seinen persönlichen Muth. 163

bei der Belagerung von Dole, verlor er ein Auge durch einen Flintenschuß, und 1640 bei der Belagerung von Arras ein Bein und eine Hand. 1642 trat er von der lutherischen zur katholischen Religion über, ward jedoch mehrere Jahre nachher auf bloßen Verdacht arretirt, aber bald wieder entlassen. Er starb 1650 an der Wassersucht. Er war ein schöner Mann, besaß viel Geist und Beredsamkeit, und verstand alle Hauptsprachen Europa's. Seine Tapferkeit war bewundernswerth, aber er liebte den Trunk mehr, als es der Durst heischte. Dadurch zog er sich manche Unannehmlichkeiten zu. Obgleich reichlich und glänzend für seine Dienste belohnt, beklagte er sich immer über die Minister, und die Minister wieder über ihn. Durch den Krieg soll er so verstümmelt worden seyn, daß er nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm, einen Fuß, eine Hand, kurz von allem, was ein Mann sonst doppelt hat, nur das Einfache besaß. Deshalb machte man ihm auch die Grabschrift:

> Du corps du grand Ranzau il n'a qu'une des parts;
> L'autre moitié resta dans les plaines de Mars,
> Il dispersa partout ses membres et sa gloire,
> Tout abattu qu'il fut, il demeura vainqueur.
> Son sang fut en cent lieux le prix de sa victoire
> Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Die Grafschaft Ranzau besteht aus dem Hofe Neu-Ranzau, dem Marktflecken Barmstedt, noch einem Flecken und 26 Dörfern. Der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp verkaufte sie 1649 an Christian von Ranzau für 200,000 Thaler. Kaiser Ferdinand bestätigte den Kauf, und erhob den von Ranzau in den Grafenstand und das Amt Barmstedt zu einer Reichsgrafschaft, welche auch 1662 zu einem Mitstande des niedersächsischen Kreises aufgenommen wurde. Als 1721 der Graf Christian Detlev auf Anstiften seines jüngern Bruders erschossen, und dieser zu ewiger Gefangenschaft (worin er auch starb) verurtheilt wurde, nahm Dänemark 1726 von der Grafschaft Besitz, u. hielt sich deshalb zum wetterauischen Grafencollegium. Die Schwester der unglücklichen Grafen, eine vermählte Gräfin von Castell-Rüdenhausen, erhielt von Dänemark die Herrschaft Breitenburg. Die Grafschaft Ranzau enthält 4½ Quadratmeilen, und ungefähr 8000 Menschen lutherischer Religion. P. N.

Raphael Sanzio oder de Santi, der größte und vortrefflichste Mahler der neuern Kunstperiode, wurde seinem Vater, Giovanni Sanzio, einem nicht verdienstlosen Künstler zu Urbino, am Charfreitage 1483 geboren. Das sich schon in jungen Jahren äußernde Kunsttalent Raphaels suchte sein Vater anfangs so gut als möglich auszubilden; allein er sah bald, daß sein Unterricht einem so ausgezeichneten Talent nicht zureichend sey. Durch eine, auf die Hofwand im väterlichen Hause von Raphael ohne fremde Beihülfe gemahlte Madonna mit dem Jesuskind (dies Gemählde wurde später in ein Zimmer dieses Hauses sammt dem Stück Wand, worauf es gemahlt war, versetzt, und ist noch zu sehen) wurde der Vater von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte zur weitern Ausbildung seines Sohnes noch mehr überzeugt, und er eilte, denselben in die Schule eines größern Meisters zu bringen. Seine Wahl fiel auf den weit und breit bekannten Pietro (Vanucchi) Perugino, dessen Gemählde noch immer mit Bewunderung betrachtet werden. Der alte Sanzio eilt nach Perugia, findet zwar den Pietro nicht zu Hause, wartet aber dessen Rückkehr aus Rom, wo derselbe im Vatican einige Arbeiten vollendet hatte, ab. Nach einer kurzen Bekanntschaft werden beide Künstler bald Freunde, und Pietro gewährt den Wunsch des dringend bittenden Vaters, den jungen Raphael unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen. Der erfreute

Vater eilt sogleich nach Urbino zurück, und bringt seinen Sohn nach Perugia. Unter der Leitung seines neuen würdigen Lehrers, der den jungen Raphael liebevoll aufnahm, entwickelte sich dessen Talent schnell, er übertraf bald seine zahlreichen Mitschüler, und erreichte in kurzem den Geist und die Behandlungsart seines Lehrers so weit, daß man Beider Werke aus dieser Periode kaum unterscheiden kann. Hiervon zeugen seine ersten Arbeiten, womit er öffentlich auftrat: die Krönung des H. Nicolo di Tolentino, und ein gekreuzigter Heiland zwischen zwei Engeln, so er für zwei Kirchen in Citta di Castello mahlte; ferner eine heilige Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloster St. Francesco in Perugia (gegenwärtig in Paris), sämmtlich Arbeiten aus seinem 15ten bis 18ten Jahre. Während der Zeit war einem von Raphaels ehemaligen Mitschülern, Pinturicchio, die Ausmahlung des Büchersaals im Dom zu Siena übertragen worden, und dieser lud den Raphael ein, nach Siena zu kommen, und ihm bei dieser Arbeit zu helfen. Raphael nahm die Einladung an, und hatte schon einen großen Theil der Cartons zu dieser Arbeit vollendet, als ein Zufall ihn davon abrief, der auf seine künftige Ausbildung vom größten Einfluß wurde. Raphael hatte nämlich erfahren, daß in Florenz die Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, welche von diesen beiden größten Künstlern damaliger Zeit auf Veranlassung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz gefertigt worden, öffentlich ausgestellt waren. Er brannte vor Begierde, sie zu sehen, und eilte nach Florenz. Nicht allein die gedachten Cartons selbst, sondern auch Florenz, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; eben so wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntschaft so mancher jungen Künstler von Bedeutung, des Ghirlandajo, A. St. Gallo ꝛc., deren, so wie Aller, die mit ihm umgingen, Gewogenheit sich Raphael schnell erwarb. Wenn auch Raphaels Geschichtschreiber nicht ausdrücklich davon reden, daß dieser in Florenz die Werke der frühern großen Meister, eines Cimabue, Masaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig studirt habe, so wie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan hatten, so ist es doch, bei Raphaels längerm Aufenthalte in dieser Stadt, nicht zu bezweifeln. Es leuchtet auch aus seinen daselbst verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kind (jetzt in der Tribune zu Florenz), schon von Vasari überaus gerühmt wird. Der Tod seiner Aeltern rief Raphael schnell nach Hause, und während er in Urbino die Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, wendete er die Stunden der Muße dazu an, mehrere Gemählde zu vollenden, z. B. zwei Madonnen, einen H. Georg, und wahrscheinlich auch das Gegenstück dazu, den H. Michael, ferner einen betenden Christus im Garten (wahrscheinlich sämmtlich die in Paris befindlichen Bilder). Raphaels Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt, Perugia, ließ ihn aber bald wieder dahin zurückeilen, wo er, da sein Ruf ihm vorangegangen war, mit offenen Armen empfangen wurde. Während seines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt bewährte er diesen Ruf durch mehrere Gemählde: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi, eine mater dolorosa, über welcher Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorstellte (jetzt im Pallast Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemählden einen Christus mit Gott dem Vater, von mehrern Heiligen umgeben, für das kleine Camaldulenserkloster, sein erstes Frescogemählde. Alle diese Arbeiten gränzen noch an den Styl seines Lehrmeisters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige seiner spätern Arbeiten, zeichnen sich aber durch Ein-

pfindung und Gemüth, beides Eigenschaften, die der frühern Schule eigenthümlich sind, aus. Ein großes Gemählde, das ihm von der Signora Baglioni zu mahlen übertragen worden war, fing er nicht sogleich an, denn sein Streben nach weiterer Ausbildung zog ihn zum andern Male nach Florenz. Hier setzte er seine Studien nach den obgedachten ältern Meistern eifrig fort, die Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo, einem Künstler, den man Raphael fast an die Seite setzen kann, leitete ihn zu festern Grundsätzen im Colorit, und so schritt Raphael unaufhaltsam vorwärts. Er scheint auch die ganze Zeit seines dortigen Aufenthalts nur auf seine Bildung verwendet zu haben, wenigstens weiß man nur von einigen Portraits und dem Carton zu dem Bilde für Signora Baglioni, die er in Florenz gearbeitet hat. Er ging sodann nach Perugia zurück, und fing sogleich an dem letztgedachten Gemählde an, einer Grablegung (die später in den Pallast Borghese nach Rom kam). Es ist dies ein wahres Wunderwerk der Composition, der Zeichnung und des Ausdrucks, dessen Vortrefflichkeit von wenigen seiner spätern Arbeiten übertroffen wird. Nach Beendigung dieses Gemähldes schied Raphael für immer aus Perugia, und kehrte zum dritten Male nach Florenz, dem schönen und kunstreichen, zurück, wo er fast vier Jahre lang blieb. Aber auch diesmal mochten Studien seine Hauptbeschäftigung seyn, wenigstens sind nur einige, aber treffliche Arbeiten aus dieser Zeit mit Bestimmtheit nachzuweisen, nämlich die herrliche Madonna, la belle Jardinière (in Paris), und eine andere Madonna mit den Kirchenvätern (in Brüssel), beides Bilder, die nicht völlig von Raphael vollendet wurden. — Der wiederholte Aufenthalt unsers Raphael zu Florenz ist für ihn selbst, so wie für die ganze neuere Epoche der Kunst, von dem größten Einfluß geworden. Unter seines Vaters und Perugino's Leitung hatte Raphael das Mechanische der Kunst erlernt, und mit diesen unentbehrlichen Vorkenntnissen begabt, betrat er das Athen Italiens, Florenz, und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Fiesole und die damals noch lebenden florentinischen Künstler, mit seinem Lehrmeister in allen Theilen der Kunst nicht nur wetteifern konnten, sondern einige derselben, Masaccio, Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Ghirlandajo, und vor allen Fra Bartolomeo, durch wohlgeordnete Compositionen, richtige Zeichnung und lebhafte Färbung ihn übertrafen. Hatte nun Raphael schon die Vorzüge der größten Meister seiner Zeit in der ganzen Romagna sich erworben, so eignete er sich nun auch alle Vorzüge der florentinischen Schule an. Wenn aber Raphael der florentinischen Schule viel zu verdanken hat, so hat er im Gegentheil auch seine Ehrfurcht für sie stets an den Tag gelegt. Ein auffallendes Beispiel dieser seiner Verehrung gab er unter andern, indem er zwei Figuren von Masaccio, welche man in der Carmeliterkirche zu Florenz noch jetzt sehen kann, in seinen Logen ohne die mindeste Abänderung copirte, nämlich Adam und Eva, wie sie der Engel aus dem Paradiese treibt. — Unterdessen hatte Papst Julius II., der Begründer des Ruhms, den sich Rom später in den Künsten erworben hat, durch Bramante die erste Idee zum neuen Bau der Peterskirche und zur Verschönerung des vaticanischen Pallastes ausführen lassen; und Bramante war die Veranlassung zu Raphaels, im Jahr 1508 erfolgter, Berufung nach Rom. Bei seiner Ankunft empfing ihn der Papst mit ausgezeichneter Güte, die Künstler Roms aber mit der größten Achtung. Man wies Raphael sogleich eine Frescoarbeit im zweiten Zimmer neben dem großen Saal des Constantin, die Stanze della Segnatura genannt, an. Raphael stellte hier auf einer Seitenwand die Disputa oder den Streit der Kirchenväter vor. Wenn man seine obgedachte letzte Arbeit

von größerm Umfange, die Grablegung, mit diesem Gemählde verglei
so findet man zwischen beiden noch große Aehnlichkeit (die seine späte
Arbeiten nicht haben). Nur ist die Disputa weit vollendeter, alles Lebe
Bewegung, Handlung, die Gruppirung unendlich mannichfaltig, die A
wechslung in den Charakteren bewundernswürdig, jeder Strich voll B
deutung, Seele und Geist. Setzen wir überhaupt für Raphaels Arbeit
mehrere Perioden fest, wovon die erste seine früheren, in Perugino's M
nier noch verfertigten, die zweite aber diejenigen umfaßt, welche er na
seiner Aeltern Tode in Urbino, Florenz u.s.w. vollendete; so bemerkt ma
in der Disputa den Uebergang zur dritten Manier, welche in der Schu
von Athen, dem zweiten Hauptgemählde in diesem Zimmer, sich noch b
stimmter ausspricht. Dieses Gemählde (dem wahrscheinlich der Parna
als das dritte Hauptgemählde des Zimmers, vorhergegangen ist) zei
weit mehr Freiheit in der Behandlung, mehr Männliches und Kräftige
Auch gewann Raphael erst durch die Schule von Athen den Beifall un
die Gunst des Papstes so sehr, daß dieser die Frescomahlereien andere
Künstler im Vatican fast sämmtlich vernichten ließ, um die Zimmer dur
ihn verherrlichen zu lassen. Raphael mahlte an deren Stelle in der obge
dachten Stanze die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Ge
rechtigkeit u. Dichtkunst, ferner in den Ecken des Plafonds den Fall Adams
die Sternkunde, Apoll und Marsias, und Salomo's Urtheil, sämmtlich i
Bezug auf die vier Hauptbilder des Zimmers; zuletzt aber auf der vierte
Hauptwand über den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, da
unter den K. Justinian, der das römische Recht dem Tribonian, ingleich
Gregor X., der die Decretalen einem Consistorial-Advocaten übergieb
und unter denselben Moses, und eine bewaffnete allegorische Figur. Ra
phael hatte nun bis mit dem Jahre 1511 diese sämmtlichen Arbeiten i
der ersten Stanze vollendet. Ehe er die Gemählde der zweiten anfing
soll er nach Vasari's Angabe mehrere, weniger bedeutende, aber vortref
liche Gemählde gearbeitet haben, den Esaias in St. Augustin, al Fresco
desgleichen al Fresco die Propheten und Sibyllen in St. Augustin, des
gleichen al Fresco die Propheten und Sibyllen in St. Maria del Pace, un
seine bekannte Madonna de Foligno. — Wie Raphael bisher in dem ihm
eigenthümlichen originellen Styl mit Riesenkraft immer höher gestiegen
war, davon ist sein folgendes Gemählde in den Stanzen, die Vertreibun
des Heliodor aus dem Tempel, Beweis. Hier ist der Styl weit ernster,
größer, kühner und gewaltiger, die Behandlung weit geistreicher und mei
sterhafter. Diesem folgte im Jahr 1514 unter der Regierung des neuen
Papstes, Leo X., sein Attila, der von Rom durch Leo den Großen entfern
wird; Petri Befreiung aus dem Gefängniß; und der Plafond diese
Stanze, Moses im brennenden Busch, den Bau der Arche, Isaaks Opfer
und Jacobs Traum vorstellend. Ungefähr gleichzeitig damit sind die Sta
feleigemählde: die berühmte Madonna del Pesce (im Escorial), seine eben
so schöne Cecilia, Ezechiels Traum, unter mehrern Madonnen die Dell'
Impannato (alle drei in Paris), die Kreuztragung, bekannt unter dem
Namen: lo Spasimo del Sicilia (jetzt in Madrid), Christus in der Glo
rie von Heiligen umgeben, le cinque Santi, sodann sein eignes Bildniß
(jetzt in München), das Portrait Leo X. und andere. Um dieselbe Zeit soll
auch Albrecht Dürer durch Raphaels weit und breit erschollenen Ruhm be
wogen worden seyn, mit ihm wenigstens schriftlich ein Freundschaftbünd
niß zu schließen. Dürer sendete ihm mehrere seiner eigenhändig geätzten
Kupferblätter und sein Bildniß, und erhielt dagegen von Raphael eine
Anzahl Zeichnungen von seiner Hand zum Geschenk. Jene dürerschen

Kupferblätter sollen Raphael bewogen haben, unter seiner Aufsicht durch Marc-Anton seine Ideen in Kupfer bringen zu lassen; und um eine desto größere Correctheit in der Zeichnung beizubehalten, soll Raphael die Anlagen zu den Stichen auf dessen Platten selbst gezeichnet haben; dies hat bewirkt, daß Marc-Antons Blätter jederzeit so hoch geachtet worden sind. — Nun fing Raphael die dritte Stanze im Vatican an, und zwar mit dem Incendio del Borgo, das Leo durch sein Gebet löscht; ein Gemählde, das durch Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, Schönheit der Formen, Wahl der Gruppirung und Mannichfaltigkeit ein Meisterstück der Kunst geworden ist. Ihm folgte die Krönung Carls des Großen, die Rechtfertigung Leo's III. bei Carl, und Leo's IV. Sieg über die Saracenen bei Ostia, an welchen Gemählden jedoch Raphaels Schüler nach seinen Zeichnungen viel gearbeitet haben. Jetzt bekam Raphael den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelassenen Logen des vaticanischen Pallastes, d. h. die Gallerien, welche die Zimmer des Pallastes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurde vom Papst genehmigt, und ihm zugleich aufgetragen, die Zeichnungen zu den Mahlereien und Stucco-Arbeiten, womit sie verziert werden sollten, zu fertigen. Durch Julio Romano und andere Schüler ließ Raphael die Gemählde (deren nur vier von seiner Hand sind), durch Johann von Udine aber die Stuccaturen ausführen. Und so wurde denn durch Raphael ein Cyclus von Kunstwerken gebildet, die für ewige Zeiten ein Vorbild für alle Künstler seyn werden, und den vaticanischen Pallast in ein wahres Kunstheiligthum umgewandelt haben. Der Papst, entzückt von der Vortrefflichkeit dieser Arbeiten, trug Raphael die Auszierung noch eines andern Saales im Vatican mit Bildnissen der Heiligen und Apostel auf, ernannte ihn zum Oberaufseher über alle Verschönerungen dieses Pallastes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andere ausgezeichnete Arbeiten; so mußte er zu mehrern Pallästen, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern; er vollendete um diese Zeit die Madonna (des h. Sixt) für die Kirche St. Sixt zu Piacenza (gegenwärtig in Dresden), unstreitig eines der Meisterwerke seines Pinsels. Die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in diesem Bilde herrschen, möchten wohl für immer unerreicht bleiben. Arbeiten aus dieser Periode sind ferner Raphaels großes Gemählde des h. Michael, die Portraits der Beatrice von Ferrara, und seiner geliebten Fornarina, des Carondelet (jetzt in England), des Grafen Castiglione, der wunderschönen Johanna von Aragonien. — Von letzterem sind zwei alte treffliche Copien, die man oft für Arbeiten des Künstlers selbst hält, eine beim Graf Fries in Wien, die andere beim Mahler Wocher in Basel, welcher nach diesem Bilde eine überaus herrliche schöne Copie in Mignatur gefertigt hat, die in den Besitz des Herrn von *** in Altona kam. — Hieher gehören auch die Frescogemählde in der Farnesina, das Leben der Psyche in zwölf Bildern, und die Galatee vorstellend, alle, außer dem letztgedachten, von seinen Schülern ausgeführt; sodann die von jenen sehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Psyche, 32 an der Zahl; ingleichen die Madonna della Segiola. Wahrscheinlich später fertigte Raphael für Augustin Ghigi die Zeichnungen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in St. Maria del Popolo, und für Leo X. die weltberühmten Cartons zu den Tapeten, welche in den Niederlanden für eins der Zimmer des Vaticans gewirkt wurden. Diese Tapeten wurden später alljährlich am Frohnleichnamsfeste im Vatican ausgestellt, sind aber in den neuesten Zeiten zerstreut worden; sieben von den Cartons ka-

men nach England in den Pallast Hamptoncourt, von den übrigen hat sich nur Bruchstücke erhalten. Es ist dieser Verlust um so mehr zu trauern, da dieselben den raphaelschen Stanzen in Hinsicht auf Composition, Hoheit des Charakters, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, der Gruppirungen, Stellungen u. s. w. sogar oft vorgezogen worden sind. Ein Auftrag, welchen Raphael jetzt erhielt, für den Papst die vierte Stanze; den Saal Constantins, in Oel auszumahlen, blieb unausgeführt; Raphael hat dazu nur einige Zeichnungen, besonders zur Schlacht des Constantin und Maxentius, hinterlassen, die von Julio Romano und andern Schülern, denen man in der Folge die Vollendung übertrug, benutzt worden sind. Von seiner eignen Hand sind jedoch wahrscheinlich die Bilder der Gerechtigkeit und Freundlichkeit in diesem Saale. Mehrere Staffeleigemählde scheinen auch um diese Periode von Raphael verfertigt worden zu seyn, unter andern der Johannes in der Wüste (von dem mehrere fast gleich gute und einander fast ganz ähnliche Bilder existiren, nämlich in Florenz, London, aus der Gallerie des Herzogs von Orleans, und in Wien, daher man nicht gewiß ist, welches von diesen das Original ist), ferner seine Madonna mit dem Christkinde, das von einem Engel mit Blumen bestreut wird, und mehrere andere. Raphaels letztes, nicht völlig vollendetes Gemählde war die Verklärung Christi, welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche seines Erzbisthums Narbonne bestimmt war, alsdann aber nach Pietro Montorio kam. Wenn auch der gewöhnliche Vorwurf, den man diesem Bilde macht, „es enthalte zwei Hauptgegenstände und bestehe eigentlich aus zwei Bildern," von mehrern Kritikern geltend gemacht worden ist; so müssen doch alle zugeben, daß dieses Gemählde als das vollendetste Meisterstück, welches die neuere christliche Kunst hervorgebracht hat, anzusehen ist. Die Composition ist so edel, die Zeichnung so vollendet, der Ausdruck so erhaben und ernst, es herrscht in den Charakteren so große Mannichfaltigkeit, das Colorit, so weit es von Raphael herrührt, ist so wahr und kräftig, daß man in keiner von Raphaels übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken anderer Meister, diese Vorzüge in dem Maße zusammen vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Christus, an welchem diese Vereinigung aller Vorzüge am meisten bewundert wird, soll seine letzte Arbeit gewesen seyn. Von einem heftigen Fieber ergriffen, dessen Entstehung den Aerzten unbekannt blieb, und durch eine falsche Kurmethode geschwächt, starb der trefflichste Künstler in der Blüthe seines Lebens, 37 Jahr alt, am Jahrestage seiner Geburt, dem Charfreitage 15[illegible]. „Unnennbar war der Schmerz, in den ganz Rom bei dieser Nachricht [illegible] sank, gränzenlos die Trauer seiner Schüler. Diese verloren in ihm ih[illegible] Vater und Freund, der sie bisher zu eignen trefflichen Werken begeist[illegible] und dessen wohlwollendes Herz das Band gewesen war, welches sie Alle [illegible] einem und demselben Streben vereinigte. Seine entseelten Ueberr[illegible] wurden auf einem prächtigen Catafalk in seinem Studiensaale im Ange[illegible] des Bildes der Verklärung öffentlich aufgestellt, und dann mit einer fe[illegible] lichen Leichenbegleitung in die Kirche St. Maria Rotonda (sonst Panthe[illegible]) zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen seine Gebeine noch jetzt, bis [illegible] seinen Schädel, der späterhin in die Akademie St. Luca versetzt wu[illegible]. Sein, von Carl Moratti dort aufgestelltes, von Naldini gefertigtes Br[illegible] bild, nebst einer Inschrift des Cardinals Bembo, bezeichnen seine Gr[illegible] stätte." Alle gleichzeitigen Schriftsteller schildern Raphael als ei[illegible] höchst gutmüthigen, zuvorkommenden, dienstfertigen, bescheidenen und [illegible] benswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern in gleicher Achtung st[illegible] und gleich beliebt war, an welchen besonders seine Schüler mit der innig[illegible]

An[illegible]

Anhänglichkeit gefesselt waren. Die Schönheit seiner Gestalt, die edle, Zutrauen erweckende Bildung seines Gesichts nahmen einen Jeden schon beim ersten Anblick für ihn ein. Raphael starb unverheirathet, doch war er den Frauen keineswegs abhold. Noch kurz vor seinem Tode hatte ihm der Cardinal Bibiena den Vorschlag gethan, seine Niece zu heirathen, und Raphael hatte dies auch angenommen, jedoch, wie es scheint, mit Widerwillen, weil er vom Papst eine Cardinalstelle zu erlangen hoffte. Raphaels Nachlaß fiel, seinem letzten Willen gemäß, an seine Lieblingsschüler, Julio Romano und Francesco Penni. Wenn man die ungemeine Anzahl von Raphaels Gemählden (so streng man auch in Hinsicht ihrer Authenticität seyn mag) betrachtet, so glaubt man kaum, daß ein volles Menschenleben zu Vollendung derselben hinreichend sey. Und dennoch hat Raphael während seiner kurzen Lebenszeit von 37 Jahren alles dies geleistet, und dadurch die Fruchtbarkeit seines Genies, so wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, aufs deutlichste bewährt. Bedenkt man aber überdies, daß Raphael zu einer Menge von Arbeiten, die seine Schüler ausführten, die Entwürfe gemacht, daß er besonders zu den größern Gemählden, die er selbst bearbeitete, vielfache Studien machte, wie die vielen Skizzen zu Madonnen, zur Schule von Athen, zum Kirchenstreit ꝛc. beweisen, wo er oft erst alle Figuren nackt zeichnete, um den Wurf der Gewänder und Falten den jedesmaligen Stellungen desto mehr anzupassen; bedenkt man ferner, daß ihm die Direction des Baues der Peterskirche, die Entwerfung von Planen zu Erbauung anderer Kirchen und Palläste, und mehrere dergleichen Nebenarbeiten übertragen wurden, so steigt die Bewunderung für sein Genie aufs höchste. In allen einzelnen Theilen der Kunst, der Zeichnung, dem Colorit, der Composition, dem Ausdruck (von denen man selten mehrere bei einem Künstler vereint antrifft), war Raphael groß, in einigen derselben unübertrefflich. Anfangs war Raphaels Zeichnung, dem Geschmack damaliger Zeit und dem erhaltenen Unterricht gemäß, etwas steif und trocken; später aber, als er die Natur und Antike fleißig studirt hatte, bildete er sich aus beiden ein Ideal, das zwar nicht so erhaben war, als das Ideal der Griechen, allein eben wegen seiner Hinneigung zur Natur, zum Menschlichen, das Gemüth des Menschen mehr in Anspruch nimmt, dahingegen jenes durch Hoheit imponirt. In Raphaels Mannsalter gewann seine Zeichnung immer mehr an Freiheit, und nun wurde Alles Leben und Bewegung in seinen Gestalten. Seine Draperien sind immer einfach, bilden vorzüglich in spätern Arbeiten große Massen, und sind vortrefflich geworfen, so daß das Nackte durch sie nicht verdeckt wird. Besonders schön sind seine fliegenden Gewänder, und ihre Leichtigkeit ist unübertrefflich. Im Colorit war Raphael früher ebenfalls trocken, bis er, durch Fra Bartolomeo darüber belehrt, nun einzig die Natur zu Rathe zog. Wenn Raphael es nun auch in diesem Theile der Kunst nicht zu Tizians und Correggio's Höhe gebracht hat, indem seine Färbung immer zu schwer und undurchsichtig erscheint, so bemerkt man doch z. B. in seinem h. Johannes in Florenz, und der Fornarina, ingleichen seiner Verklärung, wie weit er es auch darin gebracht hat. Und bloß aus dieser kann man eigentlich urtheilen, denn seine übrigen Werke aus seiner besten Zeit sind meist von seinen Schülern ausgeführt, höchstens von ihm retouchirt. Die Vertheilung von Licht und Schatten verstand Raphael sehr wohl, allein in Hinsicht des Helldunkels hält er den Vergleich mit den obgedachten größten Coloristen nicht aus. Die Composition und der Ausdruck dagegen waren es, die man als Raphaels wahres ausschließendes Eigenthum betrachten muß, und worin er keinen würdigen Nebenbuhler gefunden hat. Raphael wählte immer

den Moment der Handlung, die er darstellen wollte, welcher am deutlichsten die Gemüthsstimmung der handelnden Personen ausdrückte. Dabei war er höchst vorsichtig, nicht mehr zu sagen, als er sagen wollte, nicht unnützen Kraftaufwand zu gebrauchen, nicht zu übertreiben, seine Bilder nicht mit unnöthigen Nebensachen zu überhäufen; sondern, allein mit dem darzustellenden Gegenstande beschäftigt, den handelnden Personen nur so viel Bewegung zu geben, als gerade nöthig war. Daher kommt es, daß man bei Raphael oft ganz gerade, fast einfältige Stellungen findet, die doch so schön an ihrem Orte sind, und ergreifen, weil sie der Darstellung des Innern, der Seele, so viel Spielraum lassen. Die meisten Mahler richteten und richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Componiren und Gruppiren jeder einzelnen Figur nach den Regeln der Kunst; sie wählen zuerst schöne Stellungen, und betrachten dann erst, ob sie zu dem darzustellenden Gegenstande passen; er dagegen überlegte erst das Ganze der darzustellenden Geschichte und den allgemeinen Charakter des Ausdrucks, ging dann zu den einzelnen Figuren, und zuletzt auf die einzelnen Theile derselben über. So wurden Raphaels Bilder ganz Herz, Gemüth und Seele, so erhielten sie eine Harmonie, nach der fast alle andern Künstler vergeblich gestrebt haben. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören: Julio Pippi Romano, Franz Penni, il Fattare, Polydoro Caldara di Caravagio, Benvenuto Garofalo, Johann von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnocavallo. Diese Künstler, so wie ihre Schüler und spätern Nachahmer, bilden die von Raphael gestiftete römische Schule, die sich durch die Vorzüge, welche ihrem Begründer vorzüglich eigen waren, immer vor den andern Schulen ausgezeichnet hat, wenn sie auch hier und da nur als ein schwacher Schimmer von Raphaels Vortrefflichkeit erscheinen. R. L.

Raspe (Rudolph Erich), ein ausgezeichneter Schriftsteller und genauer Kenner mehrerer Sprachen, ward zu Hannover 1737 geboren, studirte in Göttingen, erhielt eine Stelle bei der Bibliothek in Hannover, kam 1767 nach Cassel als Professor der Alterthümer und Aufseher des Antiquitäten- und Münzcabinets, bestahl dasselbe, und entfloh deshalb nach England, ward eine Zeit lang bei den Bergwerken dort angestellt, und starb zu Mucroß in Irland 1794. Er war bei manchen sittlichen Fehlern ein Mann von seltenen Talenten, ein guter Dichter, und besaß große Kenntniß der Naturgeschichte. Außer vielen andern Schriften ist er Verfasser eines englischen Werks über deutsche Vulkane (An account of some german volcanos and their productions, Lond. 1776), eines kritischen Versuchs über die Oelmahlerei, gleichfalls englisch (London 1781, 4.). Auch hat er viele Uebersetzungen aus dem Italienischen und Deutschen, vorzüglich ins Englische, geliefert, z. B. J. J. Ferbers mineralogische Reisen, Lessings Nathan u. A. Besonders verdanken wir ihm eine vollständige Sammlung der Oeuvres philosophiques, latines et françaises de Leibnitz, avec une préface de Kästner. Amst. et Leips. 1765. 4.

Rastadt, Hauptstadt im Murgkreis des Großherzogthums Baden, zwei Meilen von Carlsruhe, hat ungefähr 4000 Einwohner, und seit 1803 ein Gymnasium für Katholiken, auch ein Schullehrerseminar, und war bis 1771 die Residenzstadt der Markgrafen von Baden-Baden. — Besonders merkwürdig in der Geschichte ist Rastadt durch zwei Friedenscongresse, die hier gehalten wurden. Auf dem ersten (1713) wurden hier österreichischer Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marschall Villars die Friedensunterhandlungen angefangen, und dem spanischen Successionskriege durch den am 6ten Mai 1714 unterzeichneten Frieden ein Ziel gesetzt (siehe auch Friedensschlüsse). Nach dem

zwischen Oesterreich und Frankreich (17ten October 1797) zu Campo Formio geschlossenen Frieden, worin ersteres insgeheim in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und in andere, dem deutschen Reiche nachtheilige, Bedingungen hatte willigen müssen, ward hier am 9ten December 1797 unter Preußens und Oesterreichs Mitwirkung ein Congreß zur Abschließung eines Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche eröffnet. Die hohen Forderungen, die das erstere machte, wurden zwar erfüllt; da aber das französische Directorium seinen Ehrgeiz und seine Eroberungssucht durch seine Angriffe auf andere Länder immer mehr an den Tag legte, so griff Oesterreich, im Verein mit Rußland, wieder zu den Waffen, und die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich ohne weitern Erfolg, als daß hier die Idee der nachmals wirklich vollzogenen Verweltlichung (Säcularisation) der geistlichen Reichsländer in Anregung gebracht wurde. Die französischen Gesandten, Roberjot, Bonnier und Jean de Bry reisten, nachdem die zur Abschließung des Friedens beauftragte Reichsdeputation sich (23sten April 1799) für suspendirt erklärt hatte, mit Pässen des kurmainzischen Directorialgesandten, Freiherrn von Albini, versehen, den 28sten April Abends ab, wurden aber ungefähr 200 Schritte weit von der Vorstadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem starken Trupp Reiter in szekler Husarenuniform überfallen. Roberjot und Bonnier wurden ermordet, und ihre Leichname geplündert, aber Jean de Bry, obgleich verwundet, entkam wieder zurück nach Rastadt. Ob dieser Gesandtenmord wirklich von szekler Husaren vollbracht worden, oder ob die Mörder sich nur als solche verkleidet hatten, ist ungewiß. Erwiesen und gewiß ist aber, daß Oesterreich nicht den entferntesten Antheil daran genommen hatte, sondern im Gegentheil die Sache auf das Strengste untersuchte. Erstlich beschuldigten die Franzosen den österreichischen Hof einer Theilnahme oder Anstiftung dieser Schandthat; darauf sollten nach ihrer Angabe ihre eignen Directoren sie durch verkappte Meuchelmörder haben vollbringen lassen, welches jedoch auch unerwiesen war; endlich sollten Emigrirte die Mörder gewesen seyn. Ueber diese Sache schwebt ein tiefes Dunkel; aber der wiener Hof zeigte durch sein ganzes Betragen auf eine einleuchtende Weise seine Nichttheilnahme, welche auch durch alle Umstände bestätigt ward.

Räthsel, die dunkle und bildliche Umschreibung eines Gegenstandes oder Begriffs, welcher durch Nachdenken aufgefunden werden soll. Dieses Spiel des Witzes und Scharfsinnes wird um so vollkommener seyn, je schärfer, treffender und ungewöhnlicher der Gegenstand bezeichnet, und je mehr zugleich dem Nachdenken überlassen worden. Das Räthsel darf nur auf den einzigen Gegenstand, der gemeint ist, passen, und muß in der Bestimmtheit unbestimmt, und in der Unbestimmtheit bestimmt seyn; dazu gehört, daß von den Eigenschaften des Gegenstandes so viele angegeben werden, als zu seiner ausschließlichen Bezeichnung erfoderlich sind, aber auch wieder wenig genug, um etwas zu errathen übrig zu lassen. Gewissekünstliche Arten des Räthsels sind die Charade, der Logogryph u. s. w. (Man sehe diese Art.)

Ratihabition ist die Erklärung der Genehmigung einer fremden Handlung. Sie unterscheidet sich juristisch vom Consense dadurch, daß dieser die Zustimmung Jemandes zu dem bloßen Wollen eines Andern enthält; jene aber nothwendig das Geschehenseyn einer Handlung voraussetzt. Die Ratihabition kann ausdrücklich, d. h. durch Worte, oder factisch durch Handlungen erklärt werden. Die letztern müssen aber von

der Art seyn, daß sie keine andere Deutung als die der Genehmigung [...] Ratihabirenden zulassen.

Rationalismus (Vernunftreligion). Die Nothwendigkeit [...] Religion durch Vernunftgründe darzuthun, war das Streben der [...] sten Männer der alten und neuen Zeit. Timäus, Anaxagoras, [...] krates, Cicero, Athanasius, Philo, Bonnet, Linnée, [...] marus nahmen die Beweise dafür aus dem regelmäßigen, vernünft[...] Gange der Natur, und folgerten daraus die Existenz Gottes und die [...] sterblichkeit der Seele. — Andere hingegen, wie Plato, Kant und [...] cobi, drangen tiefer in die menschliche Natur, und bewiesen aus unse[...] Geiste selbst den Geist Gottes und die vernünftige Offenbarung in [...] Sie zeigten die unumstößliche Foderung der Vernunft, und postulirten [...] durch einen Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Die Geschichte bewe[...] aber, daß dieser vernünftige Glaube weder theoretisch noch praktisch [...] das Menschengeschlecht die gehörige Wirkung zeigte, und den leich[...] Schritt von dem streng naturalistischen Theismus zum Atheismus [...] verhindern konnte. Der Theorie des bloßen Vernunftglaubens sezte [...] Freigeist folgende Bedenklichkeiten entgegen. Wozu ein Gott, da die N[...] tur selbst das Gesetz ausspricht, und du als freier Mensch dir selbst Ges[...] giebst? Wozu eine künftige Belohnung, da die Belohnung der Tugen[...] in ihr selbst liegt? Wer nur des Himmels wegen gerecht handelt, ist eb[...] so verächtlich, als der nur darum nicht stiehlt, damit er dem Galgen [...] gehe. Der wahrhaft Weise handelt recht, weil die Vernunft das Re[...] gebietet; ich muß das Gute thun um des Guten willen, hörte man in all[...] kantischen Hörsälen: der Mensch ist frei, erhaben und sich selbst Gesetzge[...] im Reiche Gottes. Wozu noch die Gottheit außer der Natur und unsere[...] Vernunft suchen, da wir sie in uns tragen, oder es selbst sind? So lang[...] wir keine sonnenklare Beweise von ihrer Existenz außer uns und der Natu[...] haben, und uns bloß mit Glauben, Ahnen und Muthmaßen abfinden müs[...] sen, wird ihre Unnöthigkeit immer wahrscheinlicher bleiben. Was dur[...] sich selbst bestehen, und durch sich selbst gut und gerecht seyn kann, hat nic[...] nöthig, außer sich einen gewissen Grund der Existenz der Güte und der Ge[...] rechtigkeit zu suchen. Die Bedenklichkeiten gegen die praktische Wirksam[...] keit der Vernunftreligion sind folgende: Wenn ich ein moralisches Gese[...] anerkenne, so muß ich auch von seiner möglichen Erfüllung überzeugt seyn. Da mir nun die Vernunftreligion nie Gewißheit, sondern nur Muthmaßun[...] gen geben kann, so fehlen ihr hierdurch die nothwendigen Triebfedern zu[...] Moralität. Bei dem Reiz der Wollust, bei den Lockungen der Hab- und Ruhmsucht, und unter dem Sturme der Leidenschaften, welche auch di[...] weisesten Menschen in Versuchung führen, ist der bloß philosophische Glau[...] be nicht stark genug, zur Sittlichkeit anzutreiben. Wenn Philosophen [...] oft in diesem Kampfe erliegen, wie soll die Vernunftreligion auf ein ganze[...] Volk wirken? War eine positive und geoffenbarte Religion noch nich[...] im Stande, die Sittlichkeit herrschend zu machen, wie kann es die natür[...] liche thun? Sokrates hat gewiß das erhabenste System davon aufge[...] stellt, und es durch sein Leben und seinen Tod bekräftigt, und doch haben si[...] weder seine Schüler, noch viel weniger andere Menschen nach seiner Mo[...] ral gerichtet. Man hat ihn verehrt, geachtet, bewundert, aber mehr al[...] eine seltene Erscheinung auf dem Theater, denn als einen Religions- un[...] Sittenprediger unter den Menschen. Sein Schüler Aristipp und dessen Nachfolger Epikur haben mehr praktische Befolger ihrer Lehren gefun[...] den, als dieser Märtyrer, dieser Heiland der Vernunftreligion. Auch fin[...] det man sowohl in den Lehren des Sokrates, als in seinem Leben, nicht

undeutliche Spuren, daß sein Glaube an göttliche Dinge mehr gesucht und erkünstelt, als natürlich und geläufig war. Man sieht es ihm an, daß er mehr durch die schreckliche Warnung des Sittenverderbnisses, als aus dem innern göttlichen Geiste hervorgegangen war. Er wirkte daher auch auf keinen göttlichen Geist. — Ein noch viel sprechenderes Beispiel von dieser praktischen Unzuverlässigkeit der Vernunftreligion haben wir in unsern Zeiten erlebt. Welche Mühe gaben sich nicht Rousseau, Kant, Fichte, Jacobi und Schelling, nebst der ganzen Schule der sogenannten Theo-Philanthropen, dem reinen Vernunftglauben praktischen Eingang in die Gemüther der Menschen zu verschaffen; aber auch ihre Bestrebungen blieben fruchtlos. — Es ist ein großer Irrthum, welcher besonders unser Zeitalter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle Verfassungen, Anstalten und Religion bloß aus den Vorschriften der reinen Vernunft, oder vielmehr des Verstandes hervorgehen müssen; diesen Meinungen widerspricht die ganze Weltgeschichte, ja die besonnene Vernunft selbst, indem sie geschichtlich nachweis't, daß die Zeiten der speculirenden Vernunft gerade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und der Verfassungen seyen. Der Vernunftglaube oder Rationalismus ist nun nicht allein an und für sich in Betrachtung zu ziehen, sondern er muß noch besonders im Kampfe gegen den Offenbarungsglauben (oder Supernaturalismus), in welchem er sich seit der Gründung des Christenthums bis auf unsere Zeiten befindet, sorgfältiger erörtert werden, weil wir in unsern Zeiten unter dem Worte Rationalismus gewöhnlich nur den gegen den Offenbarungsglauben und namentlich gegen das Christenthum anstrebenden und dasselbe entweder ganz oder theilweise verdrängenden Vernunftglauben verstehen. Die Philosophie, welche das Wesen der Religion zu erörtern strebte, leitete dadurch zugleich nothwendig die Untersuchung über die Fähigkeit des menschlichen Gemüths zur Religiosität ein, und aus dieser entstand der Streit über Rationalismus und Offenbarungsglauben. Der Rationalist betrachtete die Religion als etwas Inneres, durch das Aeußere nur zu Erweckendes und zu Bildendes, nicht Hervorzubringendes; der Supernaturalist als etwas Aeußeres, Gegebenes. In der Geschichte dieses Kampfes finden wir beide Theile oft im strengen Gegensatze sich bestreitend; von Zeit zu Zeit aber treten einige Vermittler auf und suchen beide Parteien zu vereinigen. — Obgleich der Vernunftglaube theils als reiner Gegensatz des Offenbarungsglaubens, theils nur zum Theil mit ihm befreundet, von jeher das Eigenthum einzelner Mitglieder der christlichen Kirche war, so kann man doch nur zwei Hauptepochen desselben anführen, in welchen er ein temporäres Uebergewicht über den Supernaturalismus erlangt, einen großen Theil der Bekenner des Christenthums für sich gewonnen und dadurch zur vorherrschenden Denkart in der christlichen Kirche sich erhoben hat. Im 16ten Jahrhundert waren es die beiden Socine, welche ihm die Bahn zur Herrschaft brachen, und im 18ten Jahrhundert Kant. Der Socinianismus, als die früher herrschende Form des Rationalismus, konnte nicht allgemein herrschend werden, weil der Zeitgeist dazu noch nicht so vorbereitet war, als zu den Zeiten Kants. Ehe Kant auftrat, hatten schon die Engländer mit ihrem Theismus und Skepticismus, die Franzosen aber durch ihren groben Epicuräismus und ihren bloßen Vernunftglauben so mächtigen und das sittliche Leben der Deutschen so entnervenden Einfluß erlangt, daß es für den sowohl durch Geld und Genußlust, als auch durch eingebildeten Geistesreichthum zum Egoismus gesteigerten und gestimmten Zeitgeist nur noch eines Spediteurs bedurfte, um diese willkommene

ausländische Waare in Deutschland allgemein zu verbreiten. Die höh Stände der preußischen Nation (nicht das preußische Volk) unter der G rantie des Hofes übernahmen in Verbindung der berliner Gelehrten großen Freude der Hauptstadt, durch Wahlverwandtschaft freiwillig auf fodert, diesen leichtfertigen Handel, nicht wähnend, daß sie einst schwer für büßen dürften, die ersten Verräther an dem deutschen Glauben und durch an der deutschen Treue geworden zu seyn. In dieser Zeit bedurfte für den gründlichen Deutschen nur noch eines ernsten und tiefen Denker der dem herrschend gewordenen Zeitgeiste seine Sanction gab, und di war Kant ohne seinen Willen. Kant wollte die Gränzen der Vernun erforschen, um das Eitle der dogmatischen und das Unhaltbare der skep schen Systeme der Zeitphilosophie desto gründlicher nachzuweisen. Kan Resultate sollten eigentlich in Beziehung auf Offenbarung zur Demuth fü ren; allein der egoistische Zeitgeist ergriff diese siegende Waffe, welche i Anfange nur gegen die dogmatischen und skeptischen Formen der Zeitphil sophie mit Glück geführt wurde, und richtete sie gegen den Offenbarung glauben, gegen das Christenthum. Es wurde nun alles Bestehende v den kritischen Richterstuhl der Vernunft gezogen, und vor allem zuerst da dem skeptischen, groben epicuräischen Leben so lästige Christenthum. Al man anfing in diesem Streben zu weit zu gehen, und die Offenbarungsgläu bigen diese Philosophie als Giftmischerin der christlichen Gesellschaft an klagten, traten mehrere als Vermittler auf, und zeigten die Uebereinstim mung derselben mit dem Christenthume, Schmid, Tieftrunk, Am mon, Stäudlin und noch andere. Diese Bemühungen waren aber nu ängstliche Unterhandlungen zwischen einer Philosophie, die nicht nachgeben wollte, weil sie ihren Sätzen eine allgemein geltende Gewißheit zu traute, und zwischen einer Religion, die nicht nachgeben konnte, weil sie auf göttlicher Auctorität beruht. (Uebrigens darf man Kant nicht ver ketzern, er hat eigentlich die rechte Bahn zur Wiederkehr zum Glauben ge brochen; haben doch schon jetzt Jacobi und Fichte theilweise die Rechte des Glaubens verfochten, weil man sich nicht mehr mit den Zweifeln des Bayle und Hume, noch mit der bloßen Vernunftkritik Kants begnügt. So wie früherhin der gröbste Epicuräismus und die Zweifelsucht des un gläubigsten Skepticismus das Ende der alten Weltweisheit und zugleich die Verbreitung einer neuen Gottesweisheit waren, so wird der gleiche Zeitgeist unserer Tage nur dazu dienen, das Wort Gottes zu verherrlichen.) Die genannten Vermittler hatten keine Versöhnung bewirken können, da her der Kampf fortgeführt wurde, in der neuesten Zeit, und namentlich durch Reinhards Aeußerung (daß bei der Entwerfung eines streng wis senschaftlichen Systems des Lehrbegriffes des Christenthums man entwe der Supernaturalist oder Rationalist seyn müsse, wenn Consequenz behaup tet werden solle, der vermittelnde Syncretismus könne gar nicht Statt finden), sehr lebhaft erneuert. Auch hier traten mehrere Vermittler auf. Vor Reinhards Aeußerung hatte schon der Superintendent D. Nitzsch in Wittenberg vorgeschlagen: die Offenbarung als ein von Gott veranstal tetes Bekannt- und Geltendmachen der Religion durch Thatsachen, das zu nächst auf Herz und Leben, nicht auf Wissenschaft berechnet war, zu betrach ten, und den Rationalismus auf den Inhalt, den Supernaturalismus auf die Art und Weise der Offenbarung zu beziehen. Nach der Behauptung Reinhards erschienen folgende Vorschläge: a) Professor Schott be hauptete, man müsse der philosophirenden Vernunft bei der Behandlung der Bibel einen größern Einfluß gestatten; b) Professor Tschirner schlug vor: den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu setzen, den

Inhalt der Offenbarung aber auf die bloß durch Vernunft erkennbaren Religionswahrheiten zurückzuführen; c) der Prediger Kelle gab den Rath, die Offenbarung Gottes gläubig anzunehmen, doch so, daß der reine Inhalt derselben von menschlichen Zusätzen erst vermittelst der Vernunft zu sondern sey; d) ein Ungenannter will beide nicht subordinirt, sondern als coordinirt unter dem Begriffe Divinität vereinigen. Außer diesen Vermittlern giebt es mehrere, die jede Offenbarung, welche außer und nicht in dem Menschen ist, läugnen, dahin gehören Jacobi, Fries, Weiß und Löffler. Der letzte behauptet, die Offenbarung sey entbehrlich, und das Christenthum als Religionslehre könne ersetzt werden durch die Vernunft, die (wenn ihr das Beste gelänge, was ihr noch nie gelungen ist, und die nächsten Jahrhunderte und Jahrtausende wohl schwerlich gelingen wird) vielleicht die Data der Offenbarung in Vernunftanschauungen verwandeln, aber den Vernunftanschauungen ohne Hülfe der Auctorität und insbesondere ohne Hülfe des Glaubens an die höhere Offenbarung, nie allgemeinen Eingang in die Gemüther der Nationen, oder wenigstens nie bleibende Herberge in derselben würde verschaffen können. Die Vernunft (das Geschaffene) darf nie ein Primat über die Offenbarung des Schöpfers behaupten und an ihrem Inhalte regeln und herummeistern. Die Vernunft ist zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von außen noch eine positive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, schöne, allmächtig wirkende Gotteskind zur Welt zu bringen. Wir müssen daher der göttlichen Weisheit zutrauen, daß sie dieses Bedürfniß einer positiven Offenbarung für die Menschheit vorhergesehen und zeitlich dafür gesorgt habe. Da uns also die Vernunft über göttliche Dinge nicht sicher stellen und nur Ahnungen und Glauben geben kann, so muß Gott, wenn er ist, seine Religion auf außerordentlichen Wegen kund machen. Eine ächte, wirksame Religion muß eine positive, eine geoffenbarte seyn; der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch seine göttliche Kraft eine positive Ueberzeugung. Daher finden wir auch bei allen positiv Gläubigen sowohl in ihren Meinungen als in ihrem Leben und in ihrem Tode eine Zuversicht, eine Festigkeit, eine Bestimmtheit, welche noch keine Vernunftreligion hervorbringen konnte; (solche Wirkungen sind die sichersten Beweise für die Göttlichkeit einer Offenbarung). Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftgläubigen Sokrates giebt uns die Heiligen- und Kirchengeschichte tausend Beispiele des herrlichsten Glaubenstriumphes; und wenn Sokrates in Plato's Gesprächen durch gesuchte Wendungen und weit hergeholte Inductionen seinen Schülern die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erst mühsam darthun muß, so spricht Moses als ein von Gott Gesandter nur mit wenigen Worten: ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben; und sogleich verläßt ein ganzes Volk seinen Götzen, und fällt anbetend auf die Knie nieder. So wirksam auf Meinung und Handlung ist eine geoffenbarte Religion, und Gott sollte als Vater der Liebe uns das kräftigste Mittel unserer Erziehung nicht gegeben haben? Eine Religionslehre besteht nicht, wie ein philosophisches System, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, sondern eben dadurch beurkundet sie ihre Göttlichkeit, daß sie aus Mysterien, Glaubensartikeln und Symbolen zusammengesetzt ist; denn wenn Gott sich und seine Religion den Menschen offenbaren wollte, wie sie an sich sind, so müßte er sie alle in Götter verwandeln. Ob nun schon die Ideen von göttlichen Dingen über die Gränzen unserer Vernunft gehen, so darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieser oder der reinen Moral offenbar widerspricht. Wenn also, wie z. B. in den

christlichen Glaubenssymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlich
Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlösung des Me
schengeschlechts, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle
sprochen wird, so übersteigen diese Glaubenssätze freilich die Gränzen
Vernunft; allein da wir durch die Untersuchungen und Nachforschung
mehrerer Philosophen, z. B. *Sokrates*, *Plato*, *Leibnitz* und *Kan*
selbst in unserer Vernunft schon Ahnungen davon finden, so können sie d
nicht, als gegen die Vernunft streitend, verworfen werden, *ohne de*
halb bloße Vernunftreligion zu seyn. Nichts Aeußeres kö
nen wir begreifen ohne das Innere, zumal geistige Erscheinungen verm
gen wir nur aus unserm eignen geistigen Leben zu verstehen. Keine Spr
che verstehen wir ohne die allgemeine Grammatik, die nur in uns sel
liegt, keinen Denker ohne die allgemeine Logik; die Kunst besteht hier a
darin, das Besondere aus dem Allgemeinen zu deuten, *ohne es doch*
dieses aufzulösen. Die Möglichkeit einer Offenbarung im gewöh
lichen Sinne zugestanden, so muß doch im Menschen ein Vermögen liege
dieselbe aufzufassen. Ja, er muß auch die Kraft haben, Religion in si
zu erzeugen; denn noch ehe die göttliche Offenbarung in die Welt getr
ten war, haben die Völker ihre Religion, wenn gleich unrein, gehabt; un
noch jetzt, fern vom Lichte des Christenthums, mitten im Dunkel der Wil
heit, finden wir die schwächern oder stärkern Schimmer des religiös
Glaubens. Wie man diese Anlage zur Religiosität auch nennen mög
natürliche Religion oder Vernunftglaube, es geziemt dem nachdenkenden
gebildeten Protestanten darüber ins Klare zu kommen, und die in alle
Menschenvernunft liegende Wahrheit mit der göttlichen Lehre Christi z
vergleichen, ob zwischen ihnen Widerstreit sey oder Uebereinstimmung. E
gilt hier das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern; im Christen
thume erscheint das Allgemeine und Ewige der Religion, zwar in der größ
ten Reinheit und Vollkommenheit, aber in einer besondern Gestaltung
Die Kunst der echten Schriftauslegung, so wie der ganzen historische
Theologie wird seyn, das Allgemeine im Besondern zu finden, und dieses
aus jenem zu verstehen; wo hie und da noch Dunkelheit bleibt, zu warten
des Herrn und seines Lichtes. Nur wer mit den ewigen Ideen der Ve
nunft vertraut ist, wird in den Geist des Christenthums eindringen könne
Der Einwurf, daß so das Göttliche und Ewige dem menschlichen Urthe
unterworfen, und unter die Herrschaft des Verstandes gestellt werde, be
ruht auf einem Mißverständniß. *Der Verstand soll ja nicht di*
ewigen Wahrheiten der Religion erfinden und schaffen,
sondern nur als nothwendig in uns liegend anerkennen. Der Glaube ist
von Gott, er ist das geistige Band, das uns mit der unsichtbaren Welt ve
bindet, und über uns selbst emporzieht. *Der Mensch kann nicht*
davon und nichts dazu thun; aber er vermag nicht nur dessen ge
heimen Regungen im lebendigen Gefühle zu folgen, sondern auch sich de
selben in klarer Selbstanschauung bewußt zu werden. Dem Menschen i
ein inneres Auge gegeben, durch welches, wenn er die verschiedene Thätig
keit und Lebensäußerungen des Gemüthes verfolgt, in der Tiefe des inner
Lebens den Quell entdecken wird, aus welchem jene himmlische Flamme,
die alles erwärmt und erleuchtet, hervorbricht. *Entdecken* wird er sie,
aber nicht ergründen. — Auch der Einwurf ist nicht zu fürchten,
daß wir durch diese Forschungsart und Ansicht das Christenthum zu einer
bloß menschlichen Erscheinung herabwürdigten, indem wir in ihm nur die
ewigen Wahrheiten des Vernunftglaubens, und noch dazu in einer zeitli
chen Gestalt, wiederfänden. — Allein, nennen wir nicht das göttlich, was

hoch über allen Wandel in ewig gleicher Klarheit und Hoheit strahlend, uns über unser wandelbares zeitliches Daseyn, über die vergänglichen Erscheinungen und Bestrebungen des Menschenlebens, emporhebt zur Erinnerung an unser ewiges Seyn, an unsere höhere Abkunft und an den heiligen Urquell aller Dinge, und was uns eben dadurch läutert, stärkt, beruhigt und heiligt? Wo anders ahnen wir Gottes Werk und Spur, als wo wir von Gedanken des Ueberschwenglichen und Unergründlichen ergriffen, uns über die Schranken des endlichen Seyns und der endlichen Betrachtungsart der Dinge aufschwingen zu einer höhern Anschauung im Glauben und in der Ahnung? So tritt uns in der erhabenen Größe und Schönheit der Natur, so in der reinen Erscheinung des höhern geistigen Lebens das Göttliche entgegen; denn hier ist es der Gedanke der heiligen Allmacht und Güte, das Gefühl unserer höhern, ewigen Würde, das uns bewegt und hebt. Und so erkeñen wir im Christenthume eine göttliche Erscheinung, weil wir in ihm die erhabenen ewigen Ideen des Glaubens in reinen klaren Gedanken, in begeisterten heiligen Gefühlen, mit der Allgewalt lebendiger Ueberzeugung hervortreten sehen, weil wir in ihm die Erhebung des Gemüthes, die unstörbare Ruhe der Seele, die Kraft der Begeisterung und Andacht finden; und wir erkennen in dessen Gründung das Werk der göttlichen Gnade, weil es in einer unlautern zerrütteten Welt in geistiger Urschönheit und ungetrübter Klarheit, aus dem Schoße der Ewigkeit selbst hervorgegangen, dasteht, weil es mit freier übermächtiger Geisteskraft die Schranken seiner Zeit durchbricht und die Zügel der Weltherrschaft ergreift. Noch steht über allen Wechsel der Zeit und ihrer Bildung, über die mannichfaltigen Umwandlungen der Kirche und ihrer Formen, der Geist des Christenthums in ewiger Hoheit triumphirend da; er beherrscht und lenkt alles geistige Leben, bricht sich immer neue Bahnen und unterwirft alles seinem Dienste. Wir sollten nun noch an der Göttlichkeit des Erlösers zweifeln, der diese Thatsachen des Christenthums, die wir so glücklich sind, in der Erfüllung überschauen zu können; wir sollten an seiner Wahrheit zweifeln, welche das eingeleitete Weltgericht unserer Zeit als die Erneuerung der Zukunft des Herrn so nachdrücklich bestätigt? Wir sollten an so vielen unserm beschränkten Geiste nicht ganz erklärbaren Begebenheiten seines Lebens Anstoß nehmen da von dem Wichtigsten, von dem Willen des Vaters, den er Eins mit ihm uns verkündigte, kein Punkt unerfüllt geblieben ist? Wir sollten dem Sohne nicht unbedingt vollen Glauben schenken, den der Vater schon so oft und jetzt aufs Neue vor der ganzen Welt durch die untrüglichsten Thatsachen als den bestätigt, an dem er Wohlgefallen hat und den wir einzig und allein hören sollen? W. L.

Rationalist wird derjenige genannt, welcher in seinem Denken und Handeln den allgemeinen und besondern Richtungen des Vernunftglaubens folgt; oft auch nur im Denken den Ansichten desselben huldigt, während er im Handeln ganz das Gegentheil beurkundet. W. L.

Ratschky (Joseph Franz von), zu Wien geboren im Jahr 1757, gestorben 1810. Er war einer der beliebtesten Dichter Oesterreichs und Deutschlands. Seine Gedichte empfehlen sich besonders durch ihren lachenden, naiven Witz, ihre leichte Versification und durch Reinheit der Sprache. Mächtig wirkte Ratschky, der mit Blumauer, Alringer, Retzer und mehreren der besten Köpfe Wiens in genauer Verbindung stand, durch seine zahlreichen Schriften, auf die Bildung des Geschmacks und auf die Aufklärung seiner Nation. Von seinen Schriften führen wir nur, außer dem wiener Musenalmanach, dessen Mitherausgeber er längere Zeit war, sein heroisch-komisches Gedicht: Melchior Striegel (Wien 1794 und 1795 und

Leipzig bei Göschen 1799), und seine neuern Gedichte (Wien 1805). Die letztern enthalten Episteln, Lieder, Epigramme, Erzählungen und andere kleinere Gedichte, voll Witz und schalkhafter Laune.

Raub. Das Verbrechen des Raubes (rapina, robbaria, depraedatio) existirt dann, wann die Entwendung einer Sache durch vorangegangene nicht absichtlich lebensgefährliche Gewaltthätigkeit gegen den Besitzer derselben bezweckt und ausgeführt wird. Es beginnt also dieses Verbrechen mit einer Verletzung angeborner Rechte, mit Gewaltthätigkeit gegen eine Person, und unterscheidet sich dadurch vom Diebstahle im engern Sinne. Nur muß diese Gewaltthätigkeit keine absichtlich lebensgefährliche seyn, weil sonst ein schwereres Verbrechen, der Raubmord, eintritt. Uebrigens aber haben der Ort, wo er begangen, die Person, an der er verübt worden, eben so wenig Einfluß auf die Existenz desselben, als die Art und Weise und der Grad der Gewalt. Bei den Römern war als eine Privatstrafe dieses Delicts vierfacher Ersatz üblich, nach der peinlichen Gerichtsordnung (s. Prozeßordnung) soll es öffentlich mit dem Schwerte bestraft werden. — Zu einer andern Gattung von Verbrechen, nämlich zu den, welche gegen das Recht der freien Disposition des menschlichen Körpers sind, gehört der Menschenraub. Man versteht darunter in den Ländern, wo das Sclaventhum aufgehoben ist, die Verletzung der Freiheit eines Menschen, durch widerrechtliches Wegführen desselben aus dem Kreise seiner freien Thätigkeit, welches in Deutschland willkührlich bestraft wird. Das mit der Sclaverei zusammenhängende Plagium der Römer ist in neuerer Zeit durch die sogenannte Seelenverkäuferei nach Amerika begangen worden. Bezweckt das Entführen die Befriedigung der Wollust, so existirt das Verbrechen der Entführung. Der literarische Raub (Plagiat) wird in der Gelehrten-Republik mit Verachtung bestraft. En.

Raubvögel, s. Vögel.

Rauch ist der brennbare Dampf, welcher aus stark erhitzten oder brennenden Körpern aufsteigt. Geräth dieser Dampf in Brand, so erzeugt er die Flamme (s. d. Art.); geschieht dies nicht, so steigt er als Rauch in die Höhe. Das Verbrennen eines Körpers ist eine Zersetzung seiner Bestandtheile; wo diese Zersetzung aus Mangel an einer genugsamen Menge atmosphärischer Luft unvollständig erfolgt, entsteht der Rauch. Da nun in den meisten Fällen die Luft nicht stark genug in die innern Theile des brennenden Körpers eindringen und die daselbst aufsteigenden Dämpfe in Flamme verwandeln kann, so bemerken wir bei den mehrsten Flammen einen Rauch über ihrer Spitze, der, je weiter er sich von der Flamme entfernt, desto mehr sich abkühlt und ausbreitet; die öhlichten und harzichten Theile verdicken sich bald in der Kälte und setzen sich an den nächsten kalten Körpern als Ruß an. Uebrigens muß der Rauch, da er aus einem Theile der Bestandtheile des Brennmaterials gebildet wird, nach Beschaffenheit dieser Bestandtheile verschieden seyn. Beim Holze besteht er aus Wasserstoffgas, einer dem Essig nahe verwandten Säure und öhlichten und harzichten Theilen. Da um so mehr von dem Brennmaterial ungenutzt verloren geht, je mehr davon in Rauchgestalt aufsteigt, so hat man in den neuern Zeiten allerlei Vorkehrungen angegeben, um vornehmlich durch Vermehrung des Luftzugs die vollständigere Zersetzung des Brennmaterials zu befördern. — Daß da, wo die Luft so verdünnt ist, daß sie leichter als der Rauch ist, dieser nicht aufsteigt, sondern sich abwärts senkt, wie wir dies auf hohen Bergen wahrnehmen, folgt aus den Gesetzen der Schwere.

Räuchern heißt 1. Rauch entwickeln, um die Luft zu verbessern, und schädliche Stoffe aus ihr dadurch zu entfernen. Gewöhnlich sucht man

diesen Zweck durch das Erhitzen solcher Dinge zu erreichen, die in der Wärme einen angenehmen Geruch entwickeln: Räucherpulver, Räucherkerzen. Der angenehme Geruch allein ist auch wohl hinlänglich, durch seine Menge einen übeln Geruch zu beschwichtigen, aber nicht zu entfernen; ist der üble zugleich schädlich für die Gesundheit, so wird seine Schädlichkeit durch den Wohlgeruch keineswegs aufgehoben. Frische Luft bleibt das beste Luftverbesserungsmittel, sobald die üble Luftbeschaffenheit nur zufällig und von einer vorübergehenden Ursache ist. Gegen wirklich schädliche, ansteckende, in der Luft aufgenommene Stoffe müssen andere Maßregeln ergriffen werden; hier dienen vorzüglich saure und gewürzhafte Mittel, wie Essig, den man durch gelinde Wärme verdunsten läßt, oder Kampfer, Knoblauch, antiseptische Kräuter, aus denen der Essig die kräftigen Bestandtheile ausgezogen hat (Pestessig, Vinaigre à quatre voleurs), und womit man, sich zu schützen, Gesicht und Hände wäscht und die Zimmer besprengt. Besser noch sind mineralsaure Räucherungen, welche man mit drei verschiedenen Säuren, mit der des Schwefels, des Salpeters und des Kochsalzes anstellen kann, und deren jede ihre Vorzüge hat. Zu den Räucherungen mit Schwefelsäure nimmt man eine Vermischung von zwei Theilen Schwefel, dem man des bessern Brennens wegen einen Theil Salpeter, und des Geruchs halber eben so viel Wachholderbeeren, etwas Myrrhen oder Weihrauch, auch wohl Kiefer- oder Tannensprossen zusetzt, und alles, wie gewöhnliches Räucherpulver, auf Kohlen verbrennt. Dieses Räucherpulvers bedienten sich die Russen in der volhynischen Pest in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit großem Nutzen, weshalb es auch den Namen des Pestpulvers von ihnen erhalten hat. Gemeiner Schwefel oder Schwefelfäden auf Kohlen verbrannt, haben dieselbe Wirkung. Diese Art von mineralsauren Dämpfen scheint viele Vorzüge vor den beiden nächstfolgenden zu besitzen, nicht nur wegen der leichten Herbeischaffung des Schwefels, sondern auch weil seine Dämpfe in der geringen Menge, als sie schon luftreinigend wirken, von den Lungen unschädlich ertragen werden, und nie die bedenklichen Folgen der oxydirt salzsauern Luft hervorbringen. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß die dabei entwickelte schwefelige Säure sich mit den Ansteckungsstoffen der Luft zu einem neutralen und unschädlichen Producte zusammen verbinde, gleichwie es dieselbe Säure mit den Farbestoffen macht, denen es die Farbe so lange raubt, als es damit verbunden ist, aber nicht, wie die oxydirte Salzsäure, zerstört. Räucherungen mit Salpetersäure werden, nach dem Engländer Smith, der ihren großen Nutzen durch viele Erfahrungen bestätigte, folgendermaßen angestellt: in ein Porzellangefäß schütte man einen Theil gestoßenen Salpeter, setze den zehnten Theil Wasser hinzu, rühre alles wohl um, gieße nun vorsichtig einen Theil Vitriolöl unter beständigem Rühren hinzu, suche auch die erfolgte Erhitzung noch durch Ofen- oder Kohlenwärme zu unterhalten, bis die Mischung keine Dämpfe mehr giebt. Die von Guyton Morveau empfohlenen und sehr gerühmten Räucherungen mit oxydirter Salzsäure werden aus einem Theile schwarzen Braunstein, der mit Wasser so befeuchtet wird, daß dieses nicht abläuft, und mit drei Theilen Kochsalz vermengt ist, durch Uebergießen mit zwei Theilen Vitriolöle entwickelt, wobei man das Gemenge gut umrührt. Das Wasser ist dabei nöthig, wie neuere Versuche von Bucholz gelehrt haben. Der aufsteigende Dampf, welcher oxydirte Salzsäure ist, hat nach allen Erfahrungen die Eigenschaft, Ansteckungsstoffe zu zerstören, so wie er Farben total zerstört; um aber diesen Zweck zu erreichen, ist eine so starke Entwickelung desselben nöthig, daß der ganze angesteckte Luftraum dicht damit bis

zur Undurchsichtigkeit angefüllt und lange Zeit, bei Vermeidung alle
zuges, darin erhalten wird. Da aber in einem solchen mit oxydirter
säure angefüllten Raume niemand wegen Erstickungsgefahr resp
kann, und eine minder starke Anwendung nichts oder doch sehr wenig
tet, so schicken sich jene zwei erst genannten, dem Athmen minder
liche, Räucherungen viel besser für Krankensäle und Wohnzimmer,
salzsaure Räucherung hingegen vorzüglicher für menschenleere Räu
denen zugleich angesteckte Kleidungsstücke, Geräthe und Waaren aufg
gen und gestellt seyn können, um den ihnen anhängenden Ansteckung
zu zerstören. Uebrigens stimmen auch die öffentlichen Nachrichten
überein, so wenig es Morveau zugeben will, daß die salzsauern Räu
rungen gegen heftige ansteckende Seuchen, z. B. gegen das gelbe Fi
in Malaga, in der Höhe derselben wenig gefruchtet haben, dahingegen
gegen solche Krankheiten, die von Sumpfluft (gekohltem Wasserstoffg
oder eingesperrter Luft (wie die in den versperrten Sälen, worin Sei
würmer gezogen werden, und welche die Wärter krank macht) herkomm
schon in geringer Menge dienlich gewesen ist, wie auf Walchern und
der Scheldeflotte. 2. Räuchern, d. i. durch Rauch dörren, wird vorz
lich beim gesalzenen Fleische, bei Fischen u. s. w. angewendet, um di
Körper gegen Fäulniß zu schützen und sie als Nahrungsmittel aufbewa
ren zu können. Sie werden zu dem Ende dem Rauche des Holzes ausg
setzt, dessen Wärme nicht allein austrocknend auf sie wirkt, sondern dess
übrige Bestandtheile, die dunstförmige Essigsäure, Kohlensäure, bran
ges ätherisches Oel, verflüchtigtes Harz u. s. w., das Fleisch auch chemis
verändern und die Anlage zur Fäulniß unterdrücken. Vorzüglich werd
zu diesem Zwecke Holzarten empfohlen, die wie Wachholder viel Harz un
riechendes Oel verflüchtigen. Rauch ist der sichtbare Dampf, der vo
einem brennenden Körper in die Atmosphäre aufsteigt. Er ist ein Pr
duct der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zusamme
setzung des atmosphärischen Sauerstoffes mit den Grundstoffen des bren
lichen Körpers, die aber noch nicht vollständig mit Sauerstoff gesättig
sind, weshalb sie nicht nur sichtbar aufsteigen, sondern auch noch weit
verbrennlich sind (s. Verbrennung und Thermolampe). Die sichtbar
Theile des Rauches bestehen in Kohle, die meist mechanisch mit fortge
rissen wird, auch wohl in den gebildeten Luftarten aufgelöst seyn kann
sich aber an kalten Körpern wieder absetzt und diese schwärzt (Ruß); i
gebildeter Essigsäure; in brandigem Oel (Theer), dem zugleich mehr o
weniger zersetztes Harz beigemengt seyn kann. Man sieht übrigens,
der Rauch nach der Beschaffenheit des brennenden Körpers verschiede
Dinge enthalten müsse, wovon uns nicht nur die verschiedene Farbe d
Rauchs schon überzeugt, sondern auch sein Geruch, seine Schärfe, mit w
cher er auf die Augen und Respirationswerkzeuge wirkt; und endlich d
chemische Untersuchung der aus dem Rauche abgesetzten Producte. Letzt
zeigt unter andern, daß der Rauch der thierischen Stoffe flüchtiges Lauge
salz enthält, während das Holz Essigsäure liefert, die man beim Kohle
brennen im Großen als Sauerwasser auffängt und benutzt. Fs.

Raucourt, ein Dorf unweit Lüttich, merkwürdig durch die dasel
1746 geschlagene Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen (
d. Art. Moritz, Graf von Sachsen).

Raugraf, im Mittelalter die Bezeichnung gewisser gräflicher G
schlechter, so wie andere Rheingrafen, Wildgrafen u. s. w. g
nannt wurden. Woher diese Benennung stammt, die jetzt erloschen i
läßt sich nicht mit entscheidender Gewißheit angeben. Manche wollen

dem Beiwort Rau das alte oder verstümmelte Ruh finden, und glaubten Rugrafen lesen zu müssen, indem diese Grafen von den Kaisern eingesetzt worden wären, um in den Zeiten des Faustrechts Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Andere leiten es von den Landstrichen her, die von diesen Grafen besessen wurden, und in der That damals zu den rauhesten Deutschlands gehörten, ihrer Gebirge und Waldungen wegen. Es gab Raugrafen zu Dassel (am solinger Walde) und Raugrafen am Rhein, deren Lande in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alzey lagen. Nachdem diese Besitzungen bei dem Erlöschen der raugräflichen Würde und Stammes an die Pfalz gekommen waren, erneuerte der Kurfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, 1667 diesen Titel, doch ohne Land damit zu verbinden, zu Gunsten seiner an die linke Hand getrauten Gemahlin, Luise von Degenfeld, die fortan Raugräfin hieß.

Raum. Die Erklärung des Raums, der als ein völlig abstracter Begriff eigentlich gar keiner Erklärung fähig ist, hat den scharfsinnigsten Denkern viel zu schaffen gemacht. In den verschiedenen darüber aufgestellten Hypothesen hat man ihn oft mit den von ihm verschiedenartigsten Dingen verwechselt, oder eigentlich diese dafür untergeschoben. Bald wollte man unter Raum die unsichtbare Flüssigkeit, den Aether, bald die Luft, die den Abstand der Körper, z. B. der Sterne, einnimmt, verstanden wissen, ja man erhob den Raum in Verwechselung und falscher Begreifung der Allgegenwart Gottes zur Gottheit selbst, und Newton nennt ihn selbst das Sensorium der Gottheit. Leibnitz dagegen nimmt Raum als den Begriff der Verhältnisse und Ordnung an, in dem körperliche Dinge zu einander stehen. Doch auch diese Erklärung ist darum nicht hinreichend, weil bei allgemeinen Begriffen, als Größe, Härte, Schwere u. dergl. (s. d. Art.) nothwendig ein Gegenstand gedacht werden muß, wenn jene Worte und ihre Bedeutung nicht Unsinn seyn sollen, welches aber nicht nothwendig ist bei dem Gedanken an Raum, der ohne weitern Gegenstand sehr gut bestehen kann. Nach Kant ist der Raum die ursprüngliche Form des Anschauens, die Bedingung, unter welcher dem äußern Sinn das Objective sich erklärt. Hieraus ergiebt sich denn auch die Unmöglichkeit, den Raum hinwegzudenken, da stets derselbe dennoch bleibt, wenn auch der Verstand die ganze Schöpfung in Gedanken sich aufhebt. In der Mathematik, dieser Wissenschaft, die alles beweisend erklärt, wird Raum als Axiom vorausgesetzt, dessen Definition unmöglich ist. Die Sätze der Geometrie: „der Raum hat nur drei Dimensionen (Höhe, Länge, Breite), und zwei Dinge können nicht einen und denselben Raum einnehmen,“ sind zwar Basen dieser Wissenschaft, können aber nie erwiesen werden. Was die Unbeschränktheit des Raums betrifft, so kann sie von uns Endlichen nicht aus Erfahrung dargethan werden, da die Erfahrung bloß beschränkte Gegenstände, die eben durch ihre Beschränkung Object für unsere Sinne werden, erkennen kann. Räume giebt es übrigens nicht, da das, was wir darunter verstehen, nur Theil des Einen Raumes ist.

Rautenglas, Polynder, ein auf einer Seite eben, auf der andern viereckig geschliffenes Glas, durch das dem Auge sich in gehöriger Entfernung so vielfach der dahinter stehende Gegenstand darstellt, als Flächen auf der einen Seite geschliffen sind. Bei optischen Darstellungen bedient man sich der Polynder zur Vervielfachung der Gegenstände.

Ravaillac (François). Dieser durch seinen an dem guten König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu trauriger Berühmtheit gelangte Mönch wurde zu Angouleme 1578 geboren, und trat in der Folge

in den Orden der Feuillans (Barfüßer), die in seiner Vaterstadt ein ster hatten. Grober Ausschweifungen wegen wurde er aber bald aus Orden verstoßen, in dem er Anfangs sich durch Fleiß und gute Aufführ beliebt gemacht hatte. Nicht lange nach seiner Ausstoßung wurde er ei Mords angeklagt, konnte aber nicht überwiesen werden, und trieb n das Leben zu verdienen, unter der Hand juristische Praxin, womit es i aber auch nicht glücken wollte, so daß er endlich vom Unterricht der Bürg Kinder seines Geburtsorts sich nährte. Der Verdruß über die Beschr kung seiner äußern Lage, verbunden mit einem von Natur finstern G müth, stimmte ihn zu melancholischem Trübsinn, der bald in eine wi Schwärmerei ausartete, als er anfing, sich mit den Religionshändeln beschäftigen, die sein unglückliches Vaterland damals noch immer zerr sen. Seine Seele, von wildem Haß gegen die neue Lehre erfüllt, g wöhnte sich, den guten und menschlichen Heinrich als Hauptfeind der K che zu betrachten, den zu vernichten ein verdienstliches Werk wäre. Die Stimmung wurde bald den Gegnern des Königs bekannt, die nicht unte ließen, den noch schlummernden Vorsatz in ihm zu stärken und zu hebe Zwei Mal war er schon in Paris gewesen, in der Absicht, das Blut sein Königs zu vergießen, wurde aber durch dazwischen kommende Umstän daran verhindert; endlich gegen Ostern 1610 erschien er abermals, wah scheinlich von Heinrichs Feinden aufs neue in seinem Vorsatz bestärkt, un am 14ten Mai führte er ihn wirklich aus. Den ganzen Tag saß Ravaill am Eingang des Louvre, eine Gelegenheit zur Ausführung abzupasse und als Heinrich Nachmittags zu seinem kranken Freund, dem Herzog vo Sully, fuhr, folgte er dem Wagen bis in die Straße de la Ferroneri wo der König halten mußte, da der Weg durch einige andere Fuhrwerk gesperrt war. Diese Gelegenheit benutzte der Mörder; er trat an den Rade hinauf, und versetzte dem König, der eben sich zu seinem Begleiter dem Herzog von Vendome, wandte, rasch zwei Stiche in die Brust, wovo der eine das Herz traf. Ravaillac hätte sich im Gedränge retten können aber er hielt triumphirend das blutige Messer in die Höhe, als freue er sich der gelungenen That (s. d. Art. Heinrich IV.). So wurde er ergriffen, und sein Prozeß sogleich eingeleitet. Am 27sten Mai ward das Urtheil an ihm vollstreckt, unter den unsäglichsten, länger als eine Stunde dauern den Qualen, die Ravaillac eben so ruhig bestand, als vorher die Grade der Tortur, und ohne weder sonderliche Reue zu verrathen, noch die Antrei ber und Mitschuldigen bei seiner empörenden That zu nennen. Die fort währenden Verwünschungen des Volks allein sollen ihn zu der Aeuße rung gebracht haben: „daß, wenn er gewußt hätte, daß Heinrich so ge liebt würde, er den Mord nicht unternommen hätte.“ Sein Vater, der Advocat zu Angouleme war, hatte das Unglück, seines Sohns furchtbares Ende zu erleben.

Ravanel, war ein Gefährte **Jean Cavaliers** und Anführe der **Camisards** (s. d. Art.). Minder glücklich wie Cavalier, wurde Ra vanel im Juni 1705 nebst mehrern Unglücksbrüdern, bei Gelegenheit e nes Aufstandes in Languedoc, wobei er als Mitschuldiger ergriffen worde war, verbrannt. Ravanel zeichnete sich eben so sehr durch seine Kühnhei als durch seine religiöse Schwärmerei aus. Ein Beispiel von der erster mag hier Platz finden. Die Regierung hatte einen Preis von 1000 Thl und das Versprechen der Verzeihung für denjenigen von den Aufrührern gesetzt, der Ravanels Aufenthalt entdeckte, weil sie hoffte, wenn sie di Anführer der Camisards vernichte, diese ganze verhaßte Secte, die freili sich mitunter der schauderhaftesten Verbrechen schuldig machte, — wenig

fens von ihren Gegnern derselben aufs heftigste angeklagt wurde, — zu zerstören. Ravanel war von dieser Maßregel unterrichtet, und begab sich ohne Begleitung zu dem Marschall Villars, der gerade die königlichen Truppen jener Gegend befehligte, indem er die Belohnung verlangte. Villars war edel genug, sie ihm zu gewähren, und ihn wieder ziehen zu lassen; eine Großmuth, die des Unglücklichen Schicksal aber nur um ein Jahr verzögerte, da alsdann jene oben erwähnte für ihn so traurige Catastrophe eintrat. F. O.

Ravelin wird beim Festungsbau ein Außenwerk genannt, welches vor der Courtine und dem Graben, gewöhnlich zwischen den Bastionen liegt, und aus zwei Flanken besteht, deren zusammenfallender Winkel gegen das Feld gekehrt ist. Zur Beschützung von Brücken und Thoren werden besonders Raveline angelegt.

Ravenna, eine der ältesten und in der Geschichte sehr berühmte Stadt Italiens, in der Romagna gelegen. Mehrere der spätern weströmischen Kaiser hatten hier ihren Sitz; nach Untergang des abendländischen Römerreichs war sie Residenz der gothischen Könige, dann der Exarchen. Ravenna liegt umgeben von Sümpfen, die aber in neuern Zeiten, durch Ableitung in die Flüsse Montone und Ronco sowohl, als durch mehrere Bebauung der Umgegend, bedeutend vermindert worden sind. Der ehedem an der Stadt befindliche Hafen am adriatischen Meere ist durch neue Landansetzungen und mehrere Neigung des Meers nach den illyrischen Küsten zu jetzt ungemein verschlechtert, und Ravenna, das sonst hart am Strande lag, ist nun fast eine Stunde weit davon entfernt. In der Gegend von Ravenna, nach Forli zu, ist das Schlachtfeld, auf dem der berühmte Gaston de Foix seinem Volke über die spanischen und päpstlichen Truppen mit seinem Tode einen rühmlichen Sieg erfocht. Neben den Gebeinen der Kaiser Honorius, Constantinus und Valens III., und denen der Tochter des großen Theodosius, Galla Placida, ruhen auch die Gebeine Dante Alighieri's in Ravenna.

Ray (John), oder Wray, einer der vorzüglichsten Naturhistoriker, war der Sohn eines Hufschmieds zu Black-Notley in Essex, und geboren 1628. Nachdem er zu Cambridge Theologie, Mathematik und ältere und neuere Sprachen studirt hatte, auch längere Zeit Führer einiger jungen Edelleute gewesen war, wurde er Prediger, und zeichnete sich durch seine aufgeklärte Denkungsart aus. 1660 erschien sein erstes Werk (Catalogus plantarum circa Cantabrigiam nascentium), welches ein Verzeichniß von 626 Pflanzen war, die um Cambridge wild wachsen, und die er in ökonomischer, medicinischer und anderer Rücksicht beschrieb. Ungeachtet seiner Rechtgläubigkeit und seines untadelhaften Lebens ward er 1662 seiner Pfarre entsetzt, und im nächstfolgenden Jahre begleitete er einige vornehme Engländer auf einer Reise durch Frankreich, Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien, und diese Reise gewährte ihm eine reiche Ausbeute naturhistorischer, besonders botanischer Erfahrungen, so daß er 1670 ein Verzeichniß der Pflanzen Englands und der angränzenden Inseln (Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium) herausgab, worin er gegen 1050 Pflanzen eben so wie in dem obigen Werke beschrieb. Nun verheirathete er sich, und gab seine Reisebemerkungen unter dem Titel: Observations topographical, moral and physiological, made on a Journey through Part of the Low Countries, Germany, Italy and France. Dies Werk ist überaus reich an naturhistorischen und andern Bemerkungen. Jetzt ward Botanik sein ernstes und sein Hauptstudium, und 1682 gab er den vorläufigen Entwurf zu einer allgemeinen Pflanzen-

geschichte (Methodus plantarum nova) heraus, dem 1688 das Werk f
unter dem Titel „Historia plantarum generalis“ in 2 Foliobänden f
te, worin an 6900 Pflanzen beschrieben werden. Dies ist noch immer e
der vorzüglichsten botanischen Werke der Engländer, und überhaupt
unschätzbarem Werthe. Außer diesen und andern botanischen Schri
gab der thätige Ray auch eine systematische Naturgeschichte der vierfü
Thiere und des Schlangengeschlechts (Synopsis methodica Animali
quadrupedum et serpentini generis, 1693) heraus, welches seit Ari
teles Zeit das erste Werk in dieser Art war, und dem bald nachher z
ähnliche, von denen das eine die Naturgeschichte der Fische und Vögel, d
andere diejenige der Insekten enthielt, folgten. Auch einige theologis
und andere Werke schrieb Ray, wodurch er sich als einen religiösen, a
vorurtheilsfreien Christen darstellte. Er starb, von seiner Gattin und
Töchtern überlebt, im 77sten Jahre seines Alters 1705 zu Notley, wo ih
ein schönes Denkmal errichtet wurde.

Raynal (Guillaume Thomas François), Mitglied der Akademi
von London und Berlin, wurde 1713 zu St. Genie in Guienne gebor
und trat frühzeitig in den Orden der Jesuiten. Sein eifriges Streben
im Wissen sich auszuzeichnen, brachte ihn bald in Berührung mit den b
rühmtesten Männern seines Vaterlandes; doch wurden im Allgemein
Raynals Verdienste als Gelehrten und Schriftstellers in Frankreich wen
ger als im Auslande erkannt und gewürdigt. Die zweite Herausga
seiner Histoire philosophique des Etablissements et du commerce d
Européens dans les deux Indes, zog ihm 1781 vom Parlament Lande
verweisung zu, weil darin eine in der That weitgetriebene Bitterke
gegen die Könige und Herabsetzung der Religion herrschen, und die Sor
bonne verwarf dies Werk als den Erguß der Verirrungen einer nichtswür
digen Seele. Raynal begab sich nach Deutschland und in die preußische
Staaten, wo er jedoch nicht allzulange blieb, da er, nachdem er mehrer
Höfe besucht, die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren, w
er nun einige Jahre entfernt von Paris zubrachte, 1788 aber auch dahi
zurückkam, und in den stürmischen ersten Zeiten der Revolution in ziemlic
bedrängter Lage lebte, bis nach dem Sturz der Jacobiner, denen er, tr
seiner in seinen Werken gepredigten Fürstenherabsetzung, nicht zusag
seine Verhältnisse sich einigermaßen besserten, und er wieder ernstlich a
fing, manche begonnene schriftstellerische Arbeit fortzusetzen; aber sch
1796 machte der Tod seiner Thätigkeit ein Ende. Die erwähnte Histoi
philosophique etc. ist unter seinen Schriften die ausgezeichnetste, u
so ungünstig die zweite Auflage auch in Frankreich aufgenommen wurde,
erwarb sie doch, besonders in England, ihrem Verfasser vielen Ruhm, d
darin eine Menge neuer Ideen über Menschenwerth und Menschenrecht
darlegte, freilich auch mit manchen Auswüchsen und Uebertreibungen g
paart, die allerdings verwerflich erscheinen. Wie sehr die Britten de
Verfasser dieses Werks ehrten, beweis't folgender Zug. Als Raynal kur
nach der ersten Ausgabe des gedachten Werks, wohl fühlend die demselbe
noch anklebenden Mängel, eine Reise durch Holland und England macht
um Materialien zu Berichtigungen zu sammeln, war er gerade zu Londo
als ein Neffe von ihm, der in der französischen Marine diente, gefange
nach der Hauptstadt gebracht wurde; der Minister erklärte ih
sogleich für frei, als er hörte, Raynal sey sein Oheim.
Daß er im J. 1783 den Stiftern der schweizerischen Freiheit auf einer In
sel im Vierwaldstättersee ein Denkmal mit Beisetzung seines Na

mens

ens errichten ließ, wird Raynal häufig, und vielleicht nicht ganz
recht, als ein Beweis von Eitelkeit ausgelegt.

Raynouard (François Juste Marie), einer der vorzüglich
uern französischen Dichter. Er ist geboren zu Toulon, wo er eine
nge Zeit Advokat war. Nachmals ward er Mitglied des gesetzgeben
orps. Sein erstes Werk, wodurch er sich als Dichter bekannt mach
ar: Socrate dans le temple d'Aglaure. Dieses Gedicht ward v
nstitut mit dem Preis gekrönt; es wurde auch ins Holländische überse
von J. Immerzeel, Haag 1804, 8. Raynouards vorzüglichstes Werk si
edoch die Templiers (Tempelherren), eine Tragödie in fünf Aufzüge
Sie erschien zu einer Zeit, wo man in Frankreich vorzüglich damit besch
igt war, die Unschuld dieses unglücklichen Ordens zu zeigen, und fand
er eine vorzüglich gute Aufnahme. Einzelne Schönheiten kann man de
Werke nicht absprechen; indessen ersetzen diese nicht das, was ihm dur
Mangel an Klarheit der Handlung abgeht; auch kann man nicht läugne
aß die allzuhäufige Wiederholung der Worte unschuldig und sterb
sowohl den Leser, als den Zuschauer langweilen. Dies mögen wohl d
Gründe seyn, warum das Stück in Deutschland nicht den allgemein
Beifall fand, der ihm in Frankreich zu Theil ward. Geschichtlich wicht
und neben andern Werken über denselben Gegenstand sehr brauchbar si
die historischen Notizen über die Tempelherren und ihren Prozeß, welc
Raynouard diesem Trauerspiel vorangeschickt hat, vorzüglich wegen d
darin mitgetheilten Actenstücke. Carl Friedrich Cramer hat da
Verdienst, diese Tragödie für die deutsche Bühne bearbeitet zu haben: Di
Tempelherren, Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Raynouard, in Jam
ben, Leipzig 1806, 8. Vor dieser Bearbeitung befindet sich die historische
Abhandlung ebenfalls ins Deutsche übersetzt. Im J. 1808 wurden in
Berlin die Tempelherren nach einer andern Uebersetzung, deren Verfasser
Levezow ist, aufgeführt. Diese ist in reimlosen Alexandrinern abge-
faßt, und soll manche Vorzüge vor der cramerschen Uebersetzung haben.
So viel uns bekannt geworden, ist sie nicht im Druck erschienen.

Reaction. Ein jeder in Bewegung begriffene Körper A kann einen
andern B, der sich ihm entgegenstellt, wieder bewegen, oder doch seine Be-
wegung abändern, d. i., er kann ihm eine Bewegung mittheilen. Bei die-
ser Einwirkung des A in B erleidet erstere aber selbst eine Veränderung
dadurch, daß ihm ein Theil seiner Kraft entzogen wird. Die Ursache wir
in einer Gegenwirkung oder Reaction des B gefunden, weil die zur Be-
wegung eines widerstehenden Körpers B angewendete Kraft des A nur i
so fern vermindert werden kann, als A in B Widerstand findet, ohne solche
Widerstand aber sich keine Rückwirkung des B in A denken läßt, also auc
keine Kraftverminderung von A Statt finden kann. Sonach erklärt sich
wie die Wirkung des A in B gerade so groß seyn müsse, als der von B en
gegengesetzte Widerstand, daß aber auch dadurch A so viel an seiner Kra
verliere, als es aufwenden mußte, um B zu bewegen, und daß überhau
Action und Reaction, oder Wirkung und Gegenwirkung, einander alleze
gleich seyn müssen.

Reagentien, oder gegenwirkende Mittel, werden in der Chem
die Materien genannt, welche entweder durch die Veränderungen, die
selbst erleiden, oder durch die Wirkungen, die sie hervorbringen, die Gege
wart und Natur gewisser Stoffe anzeigen. Mehrere Pflanzensäfte si
Reagentien, denn da sie durch manche Salze und Alkalien in ihrer Far
verändert werden, so zeigen sie das Daseyn dieser Salze oder Alkalien
andern Dingen an. So bedient man sich zur Entdeckung der Säuren

der Chemie häufig des Veilchensaftes, der Lackmustinctur u. dergl.
blaue Farbe durch Säuern in Roth verwandelt wird. Zu den Reagen
die durch die Wirkung, die sie hervorbringen, die Beschaffenheit and
Substanzen anzeigen, gehören außer vielen andern alle die Materi
ren der Chemiker sich als Fällungsmittel bedient, z.B. das feuerbest
Alkali, das aus der Salpetersäure die aufgelöste Kalkerde niedersch

Realinjurie. Daß keinem Menschen und Bürger das Rech
stehen könne, auf den Körper eines Andern gegen dessen Willen
schmerzhaft oder gar verwundend einzuwirken, spricht die Vernunft
aus. Liegt nun jeder Realinjurie eine Beleidigung des Körpers zu Gr
de, so ist dadurch das Substrat derselben außer Zweifel gesetzt. A
darüber ist es schwerer, sich zu vereinigen, ob jene Beleidigung an sich
Constituirung einer Realinjurie zureicht, oder nur dann, wann sie zugle
ehrenverletzend ist. Für das letztere scheint wenigstens ein deutsch
Hülfsrecht, das römische, zu sprechen. Dadurch wird die Realinjurie
doppelartige Handlungen, auf solche, die körper- und zugleich ehren
letzend sind (ein Frauenzimmer wird wider ihren Willen auf eine un
ständige Weise angegriffen — es wird jemanden ein Nasenstüber gegeben
restringirt. — Uebrigens hat die Privatgenugthuung hier bei einer
deutenden Körperverletzung ein weiteres Spiel, als bei jeder andern
jurie, und die Strafe kann bis zur Zuchthausstrafe steigen (S. Ad. Die
Weber über Injurien und Schmähschriften, Schwerin und Wismar 179
dritte Auflage, 1803). En.

Realismus wird dasjenige philosophische System genannt, wel
ches annimmt, daß unabhängig von unsern Vorstellungen und außer i
nen noch wirkliche Dinge vorhanden sind; daher dies System d
Gegensatz von Idealismus ist (s. d. Art.). Die Erklärung der Außen
welt, oder was hier darunter verstanden wird, des wirklichen Daseyns d
Dinge außer unserm Gemüth, zerfällt im Realismus selbst wieder in ve
schiedene Systeme, deren vornehmste sind: a) der Spinozismu
Es nimmt nämlich Spinoza eine einzige Realität, Urrealität, an, un
lehrt: alle andere Dinge (Substanzen) seyen nur Modificationen dies
einzigen realen Wesens, das er zur Gottheit selbst erhebt (s. Spinozis
mus und Spinoza); 2. der Materialismus, der die Materie od
körperliche Substanz als einziges Grundprincip der Dinge betrachtet, un
die Seele selbst als eine materielle Substanz ansieht (s. Materialismus);
3. der Dualismus, der fast im Gegensatz des Materialismus da
Wesen der Dinge auf zwei völlig unvereinbare und ungleichartige Grun
principe zurückführt, das Reale und Ideale (s. d. Art.) und wiede
in sich in den empirischen und transscendentalen Duali
mus zerfällt (s. Dualismus); 4. die Monadologie, oder die Lehr
der Monaden von Leibnitz, der zu Folge eine Theilung der Sub
stanzen bis ins Unendliche undenkbar u. also zuletzt ein Untheilbares (Mon
de) vorhanden seyn müsse, das aber eben darum, weil es untheilbar, de
Begriff der Körperlichkeit aufhebt, keine Ausdehnung hat, keiner Auf
sung fähig ist und also auch durch Trennung der Theile nicht untergeh
kann u. s. w. (s. d. Art. Monaden); 5. Kants Lehre von de
Dingen an sich kann als negativer Realismus betrachtet werde
denn wenn dieser Philosoph lehrt: wir würden zum Bewußtseyn des Da
seyns in der Zeit nicht gelangen können, wenn den Erscheinungen auß
dem vorstellenden Gemüthe nicht etwas wirkliches zum Grunde l
ge, so bezeichnet dieses Etwas, obgleich nur negativ von ihm angedeute
doch das Daseyn eines Realen (s. d. Art. Kant), und die Unmöglichke

des Daseyns **der Dinge an sich**, oder, eines von unsern Vorstellungen unabhängigen und verschiedenen Grundes der Erscheinung, ist (nach Kant selbst) unerweisbar, auch von keinem, weder ältern, noch neuern Idealisten erwiesen worden.

Realist (in staatsrechtlicher Hinsicht) hieß im Gegensatz von Personalist ein solches Mitglied der Reichsritterschaft, welches unmittelbare Rittergüter besaß. Wer keine solche Güter hatte, und Mitglied des unmittelbaren Reichsadels war, hieß Personalist.

Realisten, die Anhänger des Realismus in der Philosophie. Als im Mittelalter aus der scholastischen Philosophie sich besonders durch Johann **Roscellin** die Secte der **Nominalisten** erhob, waren die **Realisten** die eifrigsten Gegner derselben, und der gelehrte Streit beider Parteien dauerte durch lange Zeiten fort, bis endlich mehrere neu aufgestellte Philosopheme, unter andern das des **Descartes**, mehr die Aufmerksamkeit der Denker zu beschäftigen anfingen. (Weiteres über **Realisten** s. in den Artikeln: **Nominalisten** und **Scholastiker**.)

Realinstitute (oder polytechnische Institute). Schon in dem von Herder entworfenen Plane für die Einrichtung der höhern Schule zu Riga (neuerdings in seinem Sophron abgedruckt) findet sich die Idee jener neuen Art von gelehrten Schulen, die mit den Gymnasien übrigens parallel und mit ihnen verbunden, nur darin von diesen verschieden seyn sollten: daß sie statt des ausschließendern Unterrichts in den alten Sprachen, ihrerseits die Mathematik, die Naturwissenschaften, die Geschichte u. s. als Materiale der höhern Geistesbildung und Uebung hervorhöben. Als eine sehr geistvolle und auf einem verschiedenen selbstständigen Wege gelungenen Annäherung an die herderische Idee läßt sich die später in Berlin errichtete Realschule betrachten; während auf der andern Seite das in Paris errichtete Real- oder polytechnische Institut bei aller seiner Einseitigkeit jene Idee wieder auf eine andere Weise in Erinnerung bringen mußte. — Der letzteren Anstalt, die ihre erste Entstehung aus der Schreckenszeit der französischen Revolution herleitet, sieht man es freilich an, daß sie ein Werk jener Zeit war, die auf der einen Seite alles lang Bestandene, Gute wie Schlimme, umstürzen und zerstören wollte, auf der andern aber statt aller bisherigen Gelehrtenbildung nur jene Tauglichkeit und Fertigkeit der Zöglinge bezweckte, die dem Bedürfniß jener für Frankreich gefahrvollen kriegerischen Tage am angemessensten, und damals, wo dem jungen Franzosen fast für nichts anders mehr, als für den Krieg, Zeit und Sinn geblieben schien, in der kürzest möglichen Zeit zu erwerben waren. Dennoch verdient sie, so sehr als nur irgend eine andere Bildungsanstalt der ganzen neuern Zeit, vorzügliche Berücksichtigung. Es ist erwiesen, daß die meisten jener Talente, die seit einem Jahrzehend in Frankreich, sowohl in den Künsten des Kriegs als des Friedens sich auszeichneten, in dem polytechnischen Institut geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. Jene Anstalt genoß aber auch bis in die letzte Zeit einer vorzüglichen Vorsorge der Regierung. Eigens dazu ernannte Commissarien mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs bereisen, und aus den Provinzialschulen die ausgezeichnetsten Köpfe, besonders aber solche, die sich für mathematische Studien sehr zu eignen schienen, auswählen. Auf mathematische Vorkenntnisse wurde auch schon bei der Aufnahme-Prüfung vorzüglich gesehen. Außer diesen ward von Seiten der neu Aufzunehmenden bloß einige Fertigkeit des Styls in der Muttersprache, etwas Zeichnen, und so viel Latein, als zum Verstehen eines sehr leichten lateinischen Schriftstellers hinreichte, erfodert.

So hatte die Anstalt nie Mangel an Zöglingen, die sich gerade für die U
terrichtsgegenstände, die in ihr Hauptsache waren, meistens in einem v
züglichen Grade eigneten. Die Zöglinge (selten unter 300 an der Za
waren in drei verschiedene Classen vertheilt; in allen beschränkte sich d
Unterricht auf Mathematik, Technologie, Chemie, Physik, Naturgeschi
te und Geschichte. Die gewisse Aussicht auf eine baldige gute Anstellun
zum Theil auch die Strenge, womit der Uebertritt aus einer niedern
eine höhere Classe bestimmt und beschränkt wurde, vor allem aber der gü
stige Umstand, daß die Zöglinge nicht durch äußern Zufall, sondern dur
die eigenthümliche Richtung der Neigungen und Anlagen in die Anst
geführt wurden, ließen fast durchgängig etwas Bedeutendes leisten. —
Seit sieben Jahren wurden auch im Königreich Bayern zwei Realinstitut
das eine zu Augsburg, das andere zu Nürnberg, errichtet, die übri
gens den Gymnasien parallel als Vorbereitungsschulen für die Univers
tät oder für die verschiedenen Zweige der Technologie und Kunst diene
sollten. Jene Anstalten, die später zu einer einzigen in Nürnberg ver
einigt wurden, bestehen aus vier Classen, davon jede auf einen einjährige
Lehrcurs, das Ganze mithin auf einen vierjährigen berechnet ist. In a
len vieren wird vorzüglich in Mathematik, Technologie, Chemie und Wa
renkunde, Physik, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, Philoso
phie, deutscher classischer Literatur und Sprachfertigkeit, nächstdem i
neuern Sprachen, Zeichnen und Modelliren Unterricht ertheilt. Die Zög
linge bestehen theils aus künftigen Cameralisten, Aerzten, theils haben si
sich durch Neigung und Talent zum Artilleriedienst, zum Bauwesen, Berg
bau, zum Postwesen, zur bildenden Kunst, zum Handel, Fabrikwesen u
s. w. bestimmt. Der Unterricht, der an acht Lehrer vertheilt ist, war bi
jetzt für Ausländer wie für Inländer unentgeldlich. — Jene Realinstitu
stehen, als höhere Bildungsanstalten, mit Realschulen in Verbi
dung, worin sich meistens die Zöglinge für das Realinstitut bilden, die üb
außerdem den höhern Bürgerschulen einiger andern Provinzen Deutsch
lands entsprechen. Jene Realschulen, worin die Schüler meist nur bi
zum 14ten oder 15ten Jahre bleiben, sind in zwei Classen getheilt. In
der untern wird vorzüglich in Religion, im Rechnen, Elementargeome
trie, Cosmographie und Geographie, deutscher Sprache mit allen daz
gehörigen Uebungen, im Französischen und im Zeichnen unterrichtet; in
der höhern tritt an die Stelle der Cosmographie und Geographie Physi
graphie und Geschichte, der übrige Unterricht wird fortgesetzt; so daß d
Zöglinge der Realschulen, wenn sie ins Institut übertreten, eine ziemlich
Fertigkeit im Styl der Muttersprache haben, Arithmetik bis zur Leh
von den Potenzen, Geometrie u. s. w. verstehen. — Seit einiger Zeit i
denn auch zu Wien eine vortreffliche Anstalt jener Art unter dem Na
men eines polytechnischen oder Realinstituts errichtet, die mit der i
Bayern bestehenden einen ziemlich ähnlichen Lehrplan hat. Sie ist zu
nächst zur höhern Bildungsanstalt für Alle, die sich im Fabrikwesen, i
der Technologie u. A. auszeichnen wollen, bestimmt, und die allerhöchs
Milde hat jener begünstigten Anstalt bereits das Sr. Majestät dem Kai
ser zugehörige, vortreffliche physicalische Cabinet und ein prächtiges Ge
bäude nebst allem andern Material geschenkt.

Realschulen, s. Realinstitute. R.

Reassecuranz ist so viel als Gegen- oder Wiederversicherung
Wenn etwas assecurirt ist, und der Versicherer von einem Dritten sein
übernommene Verpflichtung sich wieder versichern läßt, so heißt dies
Reassecuranz (vergl. d. Art. Assecuranz).

Reaumur (René Antoine Ferchault de), 1683 zu Rochelle gebore(n), war einer der größten Naturforscher seiner Zeit und seines Volkes; d(ie) Wissenschaft der Naturlehre verdankt ihm viele wichtige Entdeckunge(n). Im Jahr 1708 wurde er Mitglied der Akademie zu Paris, und 1709 e(r)schien in den Memoiren der Akademie seine Schrift: De la formation (et) de l'accroissement des coquilles des animaux, worin er den Satz au(f)stellte: die Schalen der Schalthiere entständen aus dem Erhärten eine(s) Saftes, der aus den Poren dieser Thiere dringe. — 1718 gab er eine Ab(hand)lung heraus über die Gold bei sich führenden Flüsse Frankreichs, wo(rin) er zugleich zeigte, wie dieses Metall am leichtesten aus ihnen zu gewi(n)nen wäre. Seine vielfachen Versuche über die Verwandlung des Eisen(s) in Stahl hatten manchen sehr nützlichen Erfolg, und leiteten ihn zuglei(ch) auf die Idee, eine Methode zu ersinnen, vermöge welcher das Gußeisen (in) Schmiedeeisen umgeschaffen werden könne, worüber er auch 1722 ei(ne) eigne Schrift herausgab. Die Verfertigung des Porzellans, so wie d(ie) Verschiedenheit desselben, beschäftigten Reaumur sehr angelegentli(ch). Durch vielfache Versuche bemühte sich Reaumur, eine künstliche Mater(ie) zu bereiten, die der, aus welcher das japanische Porzellan gemacht wir(d,) gleichkomme, und kam bei diesem Streben auf den Gedanken, aus gewöh(n)licher Glasmasse Porzellan zu bereiten. Zwar war das auf solche Art g(e)wonnene Product dem wirklichen Porzellan nicht gleich an schöner weiß(er) Farbe, zu technischen Zwecken aber ist es eben so brauchbar, als jene(s). Vorzüglichen Ruhm erwarb sich Reaumur durch Anfertigung seines Wei(n)geistthermometers. Im Jahr 1756 überreichte er der Akademie ei(ne) Schrift über die Kunst und Verschiedenheit, mit der die mannichfach(en) Arten der Vögel ihre Nester bauen, auch stellte er Beobachtungen über d(ie) Verdauung dieser Thiere an. Eins seiner größten Werke: L'Histoi(re) naturelle des Insectes, sechs Bände stark, giebt bedeutende Aufschlü(sse) über Fortpflanzung, Verwandlung und Lebensart mehrerer Thiere dies(er) Gattung. Reaumur starb an den Folgen eines Falles auf seinem Lan(d)gute Bermondiere in der Landschaft Maine, am 17ten October 1757.

Receptirkunst. Die Kunst, Recepte (von Rp. Rec., Recip(e), nimm, das den lateinischen Recepten vorausgesetzt wird) zu schreibe(n), macht einen wichtigen, wenn auch nicht wesentlichen Theil der praktisch(en) Medicin aus. — Es wird in derselben jedoch weder der Nutzen und (die) Wirkungsart der Mittel, noch die Krankheit, in der sie nützlich sind, s(on)dern bloß die Art und Weise, dieselben zu verschreiben, zu verordnen, (ge)lehrt, und alle jene Kenntnisse werden als bekannt vorausgesetzt. In ältern Zeiten war sie ausgedehnter als jetzt, sie umfaßte damals (die) ganze heutige Pharmacie mit, weil ein jeder Arzt selbst dispensirte; da (mals) kam auch die Bereitung der zusammengesetzten Arzneimittel, die jetz(t in) den Apotheken schon vorräthig sind, hier vorgetragen wurden; ode(r) verschwand vielmehr diese Kunst in der Pharmacie oder Apothekerkunst. Die Recepte, Arzneiformeln (daher die Receptirkunst auch wohl For(mu)largenannt wird) oder Arzneivorschriften werden bei uns gewöhnli(ch in) lateinischer Sprache abgefaßt, und noch dazu mit vielen Abbreviatur(en.) Man hat dies in neuern Zeiten als einen Zug von Charlatanerie, Pe(dan)terei, getadelt, auch wohl darüber gewitzelt. Indeß gewährt denn (doch) diese Gewohnheit manche Vortheile, die wir nicht verkennen können, w(enn) wir auch zugeben, daß sie von einigen Charlatanen gemißbraucht wo(rde)n. Es ist zuerst diese Sprache viel allgemeiner verbreitet als irgen(d eine) andere, und lateinisch geschriebene Recepte können daher in Ruß(land so) wohl als in Italien und Portugal bereitet werden; die Termino(logie)

derselben ist viel bestimmter, als in irgend einer andern Sprache; im
deutschen z. B. wird ja manches Kraut in jeder Provinz anders benann
ferner ist sie viel kürzer als andere; und endlich ist es in sehr vielen Fäll
höchst unbequem für den Arzt, in manchen Fällen auch sogar schädlich f
den Kranken, wenn er das Recept versteht, es herrschen Vorurtheile g
gen manche Mittel, die sehr schwer zu bekämpfen sind, der Hypochondr
grübelt im lateinischen Recepte schon, wenn er nur ein Paar Worte Late
versteht; und oft giebt es dem Kranken Beruhigung, wenn er nur Arzn
nimmt, sie mag auch so wenig wirkend seyn, als sie will. Aus diesen Grü
den halten unsere Landsleute mit Recht an dem Gebrauche fest, die R
cepte lateinisch zu schreiben. — Es werden die Arzneiformeln eingethe
in einfache und zusammengesetzte, in officinelle (die immer vorräthig sin
und extemporirte oder Magistralformeln (die dann erst bereitet werde
wenn sie der Arzt verschreibt), und endlich in innere und äußere. In eine
jeden, vorzüglich in einem zusammengesetzten Recepte unterscheidet ma
mehrere Theile, die mehr oder weniger wesentlich oder zufällig sind, un
besondere Namen erhalten. Dahin gehört die Basis und das Mittel, vo
dem die Heilung erwartet wird, das Constituens und Vehikel, das de
Basis die Gestalt giebt, die es haben soll, z. B. Zucker ist Vehikel im Oe
zucker, das ätherische Oel die Basis; nothwendig muß sodann die Dos
oder die Menge eines jeden Bestandtheils entweder nach Maß oder Ge
wicht angegeben werden. — Zu diesen kommt bisweilen ein Hülfsmitte
(adjuvans) und Verbesserungsmittel (corrigens) hinzu, das die Wi
kung des Hauptmittels entweder unterstützen oder abändern soll. Zufäl
lig und immer willkührlich, bei uns aber herkömmlich und allgemein ge
bräuchlich ist die Aufschrift (Praepositio): ℞., Rec., Recipe, nimm
ferner die Benennung der Formel (subscriptio), M. fiat pulv. (misce
mische es zum Pulver), D. (detur, gieb es ab) und endlich die Signatu
(signatura), die gewöhnlich mit einem S. bezeichnet wird, und die Wei
sung in der Landessprache angehängt enthält, was auf den an der Medicin
hängenden Zettel geschrieben werden soll. Endlich ist es in vielen Län
dern mit Recht dem Arzte befohlen, seinen Namen und den Tag der Ver
ordnung beizufügen, was denn nach Willkühr am Anfange oder Ende de
Receptes geschehen kann. — Wenn es auch gerade nicht nothwendig ist,
nur ein Mittel zu verordnen, so soll man sich doch der edlen Einfachheit
so viel als möglich befleißigen, und nicht, wie es sonst gewöhnlich war,
mit ellenlangen, schleppenähnlichen Recepten sich Ansehn und Vertrauen
verschaffen wollen; ferner muß bei zusammengesetzten Formeln die Aus
wahl vorzüglich sorgsam seyn, damit nicht etwa solche Mittel zusammen
kommen, die sich chemisch zersetzen oder verbinden, das also gar nicht
bleiben, was sie sind; eben so thöricht würde es seyn, manchem Mittel ei
ne falsche Zubereitungsart zu geben, flüchtige Mittel z. B. kochen zu las
sen; oder wenn man das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander
nicht gehörig berücksichtigt, wenn man z. B. mehr Salz in eine Mischung
thut, als das Wasser auflösen kann, oder harzige Mittel im Wasser will
auflösen lassen, was nie geschieht, oder zu viel oder zu wenig flüssige Mit
tel zu einer Pillenmasse nimmt. Daher ist denn die Bestimmung der Do
sis der Mittel ein eben so wichtiger als schwieriger Gegenstand in jedem
Recepte. Sie wird entweder nach dem Apothekergewicht oder nach Maßen
angegeben. Das Medicinalpfund (℔) enthält 12 Unzen oder 24 Loth
Kramergewicht, die Unze (℥j) acht Drachmen oder Quentchen, die
Drachme (ʒj) drei Scrupel, ein Scrupel (℈j) zwanzig Gran, der

(gr. j.) ist das kleinste Gewicht; der halbe Theil irgend eines Ge-
wird mit ß bezeichnet. Die Maße der festen Körper sind Fas-
so viel man im Arme Manipel, so viel mit der Hand (= ℥ß,
es ein Kraut ist, oder ʒiij, wenn es Blüthen sind) Pugill, so
mit den Fingern (= ʒj) fassen kann. Manche Stoffe, z. B.
ein, werden wohl auch nach der Zahl bestimmt. Es leuchtet ein,
ese Bestimmung nach Maß immer etwas unsicher ist; daher man
thut, sich statt ihrer des Gewichts zu bedienen. Bei Flüssigkeiten
Maß oder die Kanne = ℔iv; ein Becherchen oder Theeschale
℥iij; ein großer Löffel = ℥ß; ein kleiner Löffel = ʒi; und ein
ssen bei sehr leichten Dingen = Gr. ß, bei schwereren Gr. j.
— Es werden, wie bekannt, die Arzneimittel bald in fester, bald
flüssiger Form angewendet, und es richtet sich die Wahl der Form
ils nach der eigenthümlichen Natur des Arzneikörpers, theils nach den
ndern Zwecken, die man erreichen will, theils auch nach dem Geschmacke
den Wünschen des Kranken. Die einfachste unter den festen Formen
die, das Arzneimittel in Substanz zu geben, d. h. in dem Zustande, in
lchem es erhalten wurde, oder nur wenig zerschnitten. Es werden so
getabilien vorzüglich verschrieben, um sie entweder äußerlich oder ört-
h zu gebrauchen, oder auch, um aus denselben im Hause des Kranken
nfgüsse und Decocte bereiten zu lassen. Werden diese oder ähnliche
Substanzen aber mehr zerstoßen, zerrieben, gemahlen, so entsteht die Pul-
verform, in welcher man viele Arzneimittel giebt, die mit allen ihren Be-
standtheilen wirken sollen, oder von denen man eine große Menge im klein-
en Raume in den Körper bringen will. Nach dem Grade der Feinheit
unterscheidet man das gröbere (grossus), oder feinere Pulver (pulv. sub-
tilissimus); jenes wird gewöhnlich äußerlich als Zahnpulver in Kräuter-
säckchen u. s. w. angewendet. — In Pillen (pilulae) oder kleinen Kü-
gelchen von ein bis zwei Granen werden solche Arzneien verschrieben,
die sehr häßlich schmecken oder riechen. Es gehört ein bestimmter Grad
von Weichheit dazu, um eine Masse zu erhalten, aus welcher die Pillen be-
reitet werden können. Wo dieser dem Arzneimittel an sich nicht schon
zukommt, da müssen entweder trockene oder flüssige Dinge hinzugesetzt
werden. Sie werden, wenn sie durch Drehen zwischen den Fingern berei-
tet sind, mit dem Fruchtstaub des Bärlapp (pollen lycopodii) oder mit
Zimmtpulver bestreut, um das Ankleben zu verhindern oder ihren Ge-
schmack zu verbergen, und sodann ganz verschluckt. Völlig entbehrlich ist
das theure Uebersilbern oder Vergolden derselben. — Den Pillen ähnlich
ist der Bolus, Bissen, eigentlich eine größere Pille, die frisch bereitet und
nicht erhärtet, wie jene, auf einmal genommen wird. — Im Munde
gehen dagegen die Leckkügelchen (trochisci), und sind immer wohl-
schmeckend; ihr Vehikel besteht daher immer aus Zucker oder ähnlichen
en Dingen, und sie sind wohl nur für Kinder oder kindische Menschen
nothwendig. — Werden klein zerschnittene oder pulverige Theile mit heiß-
zergangenen Zucker übergossen, gemischt, und dann in Tafeln von will-
kührlicher Größe gegossen, so entstehen die Morsellen; wird eine ähnliche
Masse in kleine platte Kügelchen getheilt, so werden die Zeltchen (rotulae)
gebildet, die mehr eine Näscherei als eine zweckmäßige Arzneiform abge-
ben. — Zu der festen Form, in der Arzneimittel zu geben, gehört endlich

noch das Pflaster und Stuhlzäpfchen. Jenes muß leicht in der Wär
zu erweichen klebend seyn, und wird, wie bekannt, nur auf die Haut gel
Das Vehikel, das ihm diese Eigenschaften giebt, besteht aus Wachs, F
und resinösen Körpern. Stuhlzäpfchen (suppositorium) ist eine ke
förmige, feste, etwas nachgiebige Masse, deren Durchmesser ungefäh
Zoll beträgt, die aus Seife, Honig, Gummi, Oel mit festern Dingen, h
figer jedoch zu Hause als in der Apotheke bereitet, und von denen Gebra
gemacht wird, um zu Ausleerungen zu reizen. — Eine eben so große M
ge von Formeln giebt es, die Arzneikörper flüssig zu geben; sie sind e
weder schon ursprünglich flüssig, und die einzelnen Formeln erfodern da
ein bloßes Zusammengießen einzelner Flüssigkeiten, oder es wird aus d
festen Körper durch Auspressen, Auflösen, Abreiben, Aufgießen, Abkoch
vermittelst des Wassers oder einer andern Flüssigkeit irgend eine flüss
Form hervorgebracht. — So erhält man durch Auspressen frischer Krä
ter den **ausgepreßten Saft** (succus expressus), der so häufig
Frühlingskräuterkuren gebraucht wird; die **Auflösung** (solutio) du
Vermischung irgend eines auflösbaren festen Körpers mit einer Flüssi
keit. Hier ist zu bemerken, daß manche Auflösungen erst bei einem gew
sen Wärmegrade von Statten gehen, daß manche feste Körper sich nur
gewissen Flüssigkeiten und auch nur in bestimmter Quantität auflösen. —
Eine eigenthümliche Form entsteht, wenn Oel und Schleim sich mit eina
der verbinden, und durch Wasser verdünnt werden. Eine solche Mischun
sieht der Milch sehr ähnlich, und wird daher **Pflanzenmilch** (emulsio
genannt. Vielen Pflanzensaamen kommt die Verbindung schon von N
tur zu, und diese dürfen nur zerquetscht und mit Wasser verdünnt geri
ben werden, um eine Emulsion zu geben; aber auch durch künstliche M
schung des Oels, Schleims und Wassers kann eine ähnliche Form bereit
werden, die dann **unechte Emulsion oder künstliche Mil**
(emulsio spuria s. lac artificiale) genannt wird. — Flüchtige feste Kö
per werden zerschnitten und durch darüber gegossenes Wasser in einige
Zeit die wirksamen Bestandtheile ausgezogen; so wird ein **Aufguß** (In
fusum) bereitet; davon unterscheidet sich der **Absud**, die **Abkochun**
(decoctum) nur dadurch, daß das Wasser kochen, ja sogar einkochen muß,
um die wirksamen Bestandtheile aufzunehmen. Auch von der Dosis er
halten manche Arzneivorschriften in flüssiger Form eigenthümliche Namen.
Wird die Arznei tropfenweise genommen, so heißt sie Tropfen (guttae);
Tränkchen (haustus) wird sie genannt, wenn sie auf einmal, **Trank** (potio),
wenn sie auf ein oder zwei Mal genommen wird; Mixtur (mixtura)
ist eine flüssige Arznei aus mehrern Ingredienzen bestehend, und mehrere
Unzen ausmachend, die Eßlöffelweise genommen wird. — **Ptisane** (Ptisana)
ist eine so schwache flüssige Arznei, daß sie zum gewöhnlichen Getränk
benutzt werden kann. — Andere erhalten ihren Namen vom Geschmack,
wie z. B. der **Julep** (Julepus oder Julapium) eine säuerlich angenehm
schmeckende Mixtur bezeichnet, oder der **Lecksaft** (linctus,
eclegma), dessen Vehikel irgend ein Syrup, Honig oder auch Schleim
ausmacht, und der angenehm süß schmecken muß. — Noch andere endlich
werden von der Gebrauchsart benannt, wie z. B. das Gurgelwasser (garganisma),
die Einspritzung (injectio), das Klystier (clysma) und die Bähung
(fomentum). Zwischen den festen und flüssigen Arzneiformen steht
die **weiche** in der Mitte. Dahin gehört die **Latwerge** (electuarium),
die Salbe (unguentum), der Breiumschlag (cataplasma), Senfumschlag
(sinapismus) u. s. w. B. P.

Receß wird ein schriftlicher Vergleich genannt, der zwischen zwei

oder mehreren Personen über eine streitige Sache abgeschlossen wird. Beim Bergbau bezeichnet dieses Wort die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeschossenen Kosten zu den Grubenbauten u. dergl. Wenn hierauf in der Folge durch Gewinnung des Minerals die Auslagekosten oder der Receß zu alt ist, so erhalten die Theilnehmer den Ueberschuß, unter dem Namen Ausbeute (s. d. Art.), nach Verhältniß ihrer Einlage heraus. Noch wird Receß- oder Quatembergeld die Abgabe genannt, die die Theilnehmer an einem Grubenbau dem Landesherrn entrichten müssen.

Rechenkunst (Arithmetik), ist ursprünglich die Kunst, die logischen Operationen des denkenden Geistes mit Zahlen zu bezeichnen. Die Zahl ist der einfachste Maßstab der Wahrheit, und die einfachste Darstellung des Denkens; nur in wie fern wir zählen, denken wir. Aus diesem Grunde stand die Arithmetik bei den Griechen in so großer Achtung, und wurde namentlich zur Vorschule der Philosophie erhoben. Plato sagt: Durch die Zahl hebt der Mensch sich aus der Thierheit heraus, und blickt hinüber ins Gebiet der übersinnlichen Welt; Plato zeigt ferner den Zusammenhang der Arithmetik mit der ästhetischen und moralisch-religiösen Bildung. Seit dem scholastischen Zeitalter wurde die Arithmetik zum bloßen Rechenknecht erniedrigt, und die Rechenkunst, wie sie jetzt in den Lehrbüchern noch besteht, ist nicht die Darstellung der Arithmetik, sondern nur ein Regulativ für die Behandlung des Zeichenwesens der Zahl. — Die arithmetische Operation kann aber auch rein dargestellt werden, ohne Beihülfe der concreten Zahl, durch den Gebrauch der Buchstaben. Die Buchstabenrechnung hat aber weder einen besondern Charakter, noch einen besondern Werth vor der Zahlenrechnung; denn die Zahl erlaubt uns dasselbe, wenn wir sie combinatorisch behandeln, wie sie eigentlich behandelt werden soll. — Will man die Arithmetik als Wissenschaft an und für sich behandeln, so muß man die obersten Grundsätze der Wissenschaft, die Erklärung der allgemeinen Begriffe und die einmal allgemeinen Regeln des Verfahrens oben an setzen. Will man aber die Arithmetik als Bildungsmittel der Jugend anwenden, so muß man sich einer praktischen Darstellung der Sache in ihrem Zusammenhange ohne Erklärung befleißigen. Um das ganz bei der Arithmetik zu erreichen, muß man vorerst alle Stufen, die man zu betreten hat, durchgehen; muß man wissen, was auf jeder einzelnen Stufe zu leisten ist; muß den innern Zusammenhang der Arithmetik selbst als Gegenstand der menschlichen Erkenntniß gegeben haben; eine solche Darstellung soll nicht bloß Lehrsätze verständlich machen, sondern die ganze Thätigkeit des Geistes in Anspruch nehmen. Pestalozzi hat die Arithmetik in der letztern Form in der Pädagogik wieder einheimisch gemacht; seine Schüler, Kruse und Schmidt, haben seine Idee praktisch auszuführen gesucht; es ist ihnen jedoch weniger gelungen, als P. Tillich, dessen allgemeines Lehrbuch der Arithmetik der Idee Pestalozzi's am meisten entspricht, und daher (obschon noch hie und da fehlerhaft) als die gelungenste Arbeit den denkenden Pädagogen empfohlen werden kann: nur nach dieser Bearbeitung kann durch die Arithmetik die Jugend für Logik und praktische Rechenfertigkeit zugleich gewonnen und gebildet werden. W. L.

Rechenmaschine ist eine Erfindung der neuern Zeiten, und besteht in einem Instrumente, das die zum Rechnen so erfoderliche Aufmerksamkeit erhalten, und gegen Fehler im Rechnen schützen soll. Viele Mathematiker haben sich lange beschäftigt, dies Instrument theils zu erfinden, theils zu vervollkommnen, und auch Leibnitz ließ letzteres sich sehr angelegen seyn. Unter den verschiedenen, zu verschiedenen Zeiten zum Vor-

scheln gekommenen Rechenmaschinen verdient die **grüsonsche** so[wohl] durch ihre Einfachheit als Leichtigkeit im Gebrauch vor vielen andern [den] Vorzug. Sie besteht aus einer 9½ Zoll im Durchmesser haltenden Sch[ei]be, um deren Mittelpunkt sich ein Weiser dreht; concentrische Kreisbog[en] umziehen in einiger Entfernung den Mittelpunkt, und sind durch Ha[lb]messer in neun Stücke von Kreisringen getheilt. In denen von den Kre[is]bogen und Halbmessern gebildeten Fächern stehen nach einem gewissen zu Grunde liegenden System geordnete Zahlen. Auf dem Weiser befin[den] sich die Ziffern 1, 2, 3 u. s. w. bis 0. Von den 9 größern Stücken der Kre[is]ringe ist für Addition und Subtraction Eines, für Multiplication und D[i]vision die andern bestimmt. An jedem für die Multiplication und Di[vi]sion bestimmten Stücke oder Tafel befindet sich oben rechts an der Sp[itze] des Winkels ihre Nummer. Will man nun z. B. eine Zahl dividiren, [so] wird damit also verfahren: angenommen, der Divisor wäre 7, der Di[vi]dendus 31976, so dreht man den Weiser auf die Tafel, die mit 7 bezeichn[et] ist, und bringt ihn bis auf die Zahl 31, als den ersten einzelnen Dividendu[s]. Unter dieser 31 wird man nun auf dem Weiser den Quotienten 4 am äu[ßer]sersten Rand der Tafel aber rechts nach der nämlichen Richtung zu de[n] Rest 3 finden. Dieser Rest, der im Hauptdividend folgender Zahl 9 vor[ge]setzt, giebt 39 als zweiten einzelnen Dividend, und wenn man hier n[un] abermals so verfährt, wie eben gezeigt worden, so erhält man den Quotie[nten] 5, und den Rest 4, woraus der Leser sieht, daß bei Fortsetzung dieser A[rt] zu verfahren man endlich den ganzen Quotienten der als Dividendus ge[ge]gebenen Zahl mit 4568 finden muß, wodurch denn das Exempel gelöst is[t]. Durch zwei später dieser Maschine zugefügte Rechenstäbe und eine zweite Scheibe kann der Gebrauch derselben auch auf zusammengesetzte, und so gar benannte Zahlen ausgedehnt werden; da indeß auch die umständlichste Beschreibung dieser Rechenmaschine den damit völlig Unbekannten immer nicht ganz darüber ins Klare zu setzen im Stande seyn würde, wenn sie nicht durch Zeichnung erläutert wird, so müssen wir den Leser, der nähere Be lehrung wünscht, auf eine kleine Schrift verweisen, die 1795 in Halle mit einem erklärenden Kupfer unter dem Titel: **Beschreibung und Gebrauch einer neuerfundenen Rechenmaschine von Grüson**, erschienen ist.

Recht, s. Naturrecht, Civilrecht, Privatrecht, Staatsrecht, canonisches Recht, römisches Recht u. s. w.

Rechtfertigung im kirchlichen Sinne, s. Versöhnung.

Rechtfertigung im rechtlichen Sinne. Jede Darstellung, worin man ein Urtheil zu begründen sucht, ist rechtfertigender Art, mithin finden sich auch bei allen juristischen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (s. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in diesem Sinne vor. Die meisten solcher im gemeinen deutschen Civilprozesse vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verschiedene Benennungen, und zwei führen sogar in dieser Hinsicht den Namen **Rechtfertigung** (justificatio). Nämlich die nach Einwendung eines suspensiven Rechtsmittels und die nach Ausbringung eines Arrestmandats zu bewirkenden Vorträge heißen so. Bei bloß suspensiven Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung sofort auf die Einwendung, bei zugleich devolutiven hingegen erst nach der geschehenen Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen ist sie eine juridische Ausführung, daß wirklich in Ansehung der die Beschwerden bildenden Punkte rechtlich anders hätte geurtheilt werden sollen (Rechtfertigung des Materiellen), und daß man bei dem mit Beob-

achtung aller gesetzlichen Vorschriften gebrauchten Rechtsmittel eine Abänderung der Beschwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formalien). In Sachsen bedient man sich bei dem Rechtsmittel der Läuterung anstatt des Worts Rechtfertigung das der Fortstellung (prosecutio). Bei Arresten hingegen versteht man unter Rechtfertigung den Vortrag, worin nach erlassenem Arrestmandate der Impetrant die Rechtmäßigkeit der Anlegung des Arrests und den Grund zum Arreste darzuthun sich bemühet. En.

Rechtschreibung (nach griechischem Kunstausdruck: Orthographie) ist die Art und Weise, in irgend einer besondern Sprache Worte, oder Töne als hörbare Ausdrücke von Gedanken und Empfindungen, durch die gehörigen Schriftzeichen (Buchstaben) regelmäßig zu veranschaulichen oder sichtbar darzustellen. Die Rechtschreibung ist daher wohl zu unterscheiden von der Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit; Sprachreinigkeit nämlich besteht in Vermeidung aller Sprachmengerei oder in Beobachtung der angenommenen Haupt- und Hochsprache, so daß dieselbe von fremdartigen Ausdrücken und Wortfügungen, insgleichen von unedlen Landesmundarten, unverfälscht gehalten wird. Sprachrichtigkeit aber besteht in Befolgung der durch Sprachgebrauch und Sprachähnlichkeit bestimmten allgemein angenommenen Sprachgesetze. Der allgemeinste Grundsatz der Rechtschreibung sollte wohl für jede Sprache seyn, möglichst einfach der Rechtsprechung (Orthoëpie oder Orthophonie) nachzubilden, d. h. die Buchstaben nach dem Laut, den jeder an und für sich darstellt, so zusammen zu setzen, daß keine anderen Töne, als in der Aussprache deutlich gehört werden sollen, und nicht anders, als sie wirklich gehört werden sollen, ausgedrückt werden, sondern daß die richtige Aussprache des zu bezeichnenden Wortes rein und treu wiedergegeben werde. Allein damit sind die Schwierigkeiten für die Ausübung bei weitem noch nicht gehoben, da die Rechtsprechung noch viel häufiger vernachlässigt wird, als die Rechtschreibung, wie schon die Menge unreiner Reime bei den Meisten unserer Dichter beweis't. Ja, es ist leichter bei der Rechtsprechung sich nach der Rechtschreibung zu richten, indem man die Aussprache der Rechtschreibung so nahe wie möglich zu bringen sucht, als umgekehrt: obgleich beide einander bedingen und unterstützen. Ueberdieß machen von jenem Grundgesetz einige Sprachen fast zahllose auf Willkühr sich gründende Ausnahmen. Besonders zeichnen sich die Englische und Französische durch eine launenhafte Unbeständigkeit der Schreibung und Aussprache aus, die, was die Franzosen betrifft, gewisser Maßen über deren Charakterlosigkeit und Treulosigkeit Aufschluß giebt; denn da bei ihnen Rede (als unmittelbare Aeußerung des Gedankens) und Schrift nicht überstimmen: so ist es ihnen auch leicht, geschriebene Verträge zu brechen; wie überhaupt in dieser zischelnden und flüsternden Schlangensprache selbst schon Lügenhaftigkeit und Gleißnerei und das Schlüpfrige und Verführerische des Franzenthums sich verräth. Sagt doch schon Papyrianus: Aliter scribere, aliter pronunciare, vecordis est Galli (anders schreiben, anders aussprechen, ist dem verrückten Galler eigen). — Eine bestimmte Rücksicht, die bei der Rechtschreibung einen Fingerzeig geben kann, ist die Wortableitung oder die erweislich wahre, nächste und bekannte Abstammung. Man wende also in umgeendeten, abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, so weit es die allgemein gebräuchliche Aussprache und der einmal übliche Schreibgebrauch verstatten, nur die Buchstaben an, welche das unmittelbarste Stammwort nebst Ableitungs- und Umendsylben erfordert; z. B. edel nicht von Adel,

ondern von März; ablugsen von lugen, sehen; einhällig ...
jallen, Kaiser von Caesar, schlämmen von Schlamm, Hä...
el und Häckerling von Hacken, Viertel, vierzig rc. D...
nuß man vorsichtig seyn, daß man nicht von seitenverwandten Wör...
eins für des andern Stammwort annehme. Mit den Stränglingen, ...
iberall auf Wortableitung haltend, ämsig, eräugnen, Ebentem...
von Ameise, den Augen sich darbieten, eventura, schreiben, wo...
vir nicht zwisten. — Der Unterschied in der Bedeutung rechtfertigt n...
ie Veränderung der gewöhnlichen Schreibart gleichlautender Wört...
weil es unmöglich ist, eine solche Unterscheidung durchzuführen, z. B. e...
lich und erblich, und weil oft für vermeintlich ganz verschieden...
Wörter eine gemeinsame Grundbedeutung auszuforschen ist, die sich
Nebenbedeutungen zerzweigt hat, z. B. ahnen 1) ergeistern, eine Wo...
mpfindung spüren; 2) einem etwas (Uebles) gedenken, um es ihm zu ve...
gelten, daher rächen, strafen (gewöhnlich ahnden); und die Ahnen
die Geister der Verstorbenen, daher Vorfahren: alles vom Lat. an...
na. — Auch auf Gleichform oder Wortähnlichkeit ist bei der Rechtschre...
ung Rücksicht zu nehmen. So scheint es richtiger, das Maß als da...
Maaß zu schreiben, weil das Imperfectum von messen allgemein ge...
chrieben wird, ich maß. Auch muß man das Allzugesuchte und Eigen...
vermeiden, wie die Vertauschung des Ph mit F, z. B. in Filosofie...
Denn der Schreibgebrauch setzt dem Sprachkünstler, der das gangbare
Wortgepräge verwischen will, eine bestimmte Grenze, welche er nicht über...
schreiten darf, ohne, ein Buchstäbler, die Aufmerksamkeit des Lesers von
den Sachen auf die Worte zu ziehen, oder ihm wohl gar ein unschuldiges
Lächeln zu entlocken. Besonders aber ist Unbeständigkeit zu tadeln, wie,
wenn man bald dieß, bald dies schreibt. — Ueber Wörter, deren
Schreibart sich nach den bisher angegebenen Rücksichten nicht bestimmen
läßt, folglich über alle Stamm- und Wurzelwörter und über alle ungewiss...
der solche Ableitungen, deren nächste Stammwörter veraltet sind, ent...
scheidet der allgemeine Schreibgebrauch, zumal bei ähnlich oder gar gleich...
lautenden Wörtern, die besondere Schwierigkeit haben, z. B. ist von
seyn, und ißt von essen; wieder, noch einmal, und wider, ge...
gen; die Lehre, Gegenstand des Lernens, und die Leere, Unerfüll...
heit; die Waaren, Gegenstände des Handels, waren, von ich wa...
wahren 1) von wahr, entgegengesetzt dem falschen, 2) hüten un...
hern; bete, ruf Gott an, Bete, Mangold, ein verspielter Ein...
z, Beete, Abtheilungen des Gartenlandes; böte von bieten,
Böte von Boot; bäte von bitten, Bette von Bett. — Allge...
meine Regeln über den Schreibgebrauch lassen sich nicht aufstellen; denn
unterscheiden sich die besondern (bei verschiedenen Völkern üblichen)
Sprachen in der Rechtschreibung noch in vielen Stücken, und die Gram...
matik einer jeden Sprache hat darüber das Nähere anzugeben. Unser ge...
genwärtiger Zweck erlaubt uns aber nur, uns hier auf die Deutsche Spra...
einzulassen. Wer indessen über die Lateinische Rechtschreibung Be...
lehrung suchen sollte, den verweisen wir auf Quintilian's Anwei...
sung zur Rednerkunst, Buch 1. Cap. 7., und auf die alten Gram...
matiker Velius Longus, Flavius Caper, Marius Victori...
nus, Terentius Scaurus, Agroetius, M. Aurelius Cas...
siodorus, Beda Sacerdos, und auf die neuern Philologen Aldo
Manuzzi, Claude Dausquier, C. S. Schurzfleisch, H. No...
, G. Kortte, Chph. Cellarius; ferner über das Französische
das Dictionnaire d'Orthographe und auf die Werke von C. P. D.

Michel und von Plasmann, die sämmtlich in eigenen Schriften die Rechtschreibung gedachter Sprachen abgehandelt haben. Das Deutsche und alle der Deutschen Sprache eingebürgerten Wörter, also auch fremde Namen und Wörter, wenn sie durch den Gebrauch schon zu Deutschen Wörtern gestempelt worden und also ins Gemein verständlich sind, schreibe man gleichmäßig mit den eingeführten Schriftzeichen, und bezeichne jeden deutlich gehörten einfachen Laut mit Bestimmtheit, der im Deutschen üblichen Aussprache gemäß; z. B. Kontur, Kontusche, Kulisse, Kontrefei, Luise, Marschall, Maschine, Offizier, Leutenant, Schasmin, Scharpie, Schaluppe, scharmant, Schikane, Schimäre. Werden dagegen Eigennamen und solche Worte aus bekannten Sprachen eingestreut, die noch immer als fremdsprachig betrachtet werden, oder gar noch ihre fremde Gestalt an sich haben: so muß auch ihre Fremdsprachigkeit durch ihre ursprüngliche Schreibart, als das Gepräge ihres fremden Ursprungs, zu erkennen gegeben werden; z. B. Agio, Giriren, Giro-Bank, Michel Angelo, Shakspeare, Spleen, Don Quixote, Rousseau, Chevauxlégers, Journal, Genie (weil man sonst die Abstammung nicht erkennen würde in genial), Cicero, Circulation; aber Zirkel und Bezirk, weil sie schon der Deutschen Sprache angeähnlicht, und unter dieser, obgleich ausgearteten, Aussprache allgemein bekannt sind. Eben daher werden auch die Griechischen Worte, deren Aussprache in den Zischlaut entartet ist, statt mit K, nach römischer Weise mit C geschrieben, z. B. Centaur statt Kentaur. Lächerlich ist es, daß es für artiger und vornehmer gehalten wird, die längst in unserer Sprache eingenisteten Bastard-Worte Musje und Mamsell immer noch auch buchstäblich französirend Monsieur und Mademoiselle zu schreiben. Lieber gleich ausgerottet! Statt des é verdoppelt man lieber e zu Ende, z. B. Kanapee. — Werden fremde Worte oder Namen als solche angeführt, z. B. ein ave Maria oder wie oben die Namen der Lateinischen und Französischen Grammatiker, auf deren fremdsprachige Schriften wir verwiesen: so wäre es eine Ungereimtheit, diese umkleiden zu wollen. — Die Deutsche Rechtschreibung hat im Laufe der Zeit verschiedene Wechsel und Neuerungen erfahren, und wird wie so vieles Andere ebenfalls von der Mode beherrscht. Veraltet ist z. B. die Schreibart: Cron (Krone), Hertzog, Marggraf, gnedig, unterthenig, menniglich, Eyd, Böheimb (Böhmen), Ambt statt Amt aus Ambacht rc. Außerdem sind auch viele einzelne Fälle so schwankend und willkührlich, daß sie sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit entscheiden lassen. Auch hier also hat man das zu befolgen, worin die bewährtesten Schriftsteller übereinstimmen; abgeschmackt aber würde es seyn, ohne anderweite Gründe, das Veraltete sich anzueignen. — Einen großen Anfangsbuchstaben erhalten im Deutschen nicht nur alle Anfangsworte einer Rede und eines Perioden und gewöhnlich auch jeder Zeile in einem Gedicht; sondern auch 1) alle Eigennamen, z. B. Deutschland, und gewöhnlich auch die davon abgeleiteten Beiwörter: das Deutsche Volk spricht Deutsch, sonach auch die sich auf Landeshoheit beziehenden Wörter: Kaiserlich, Königlich; 2) Nennwörter, die als Hauptwörter stehen, d. h. vor denen man ein bestimmendes oder unbestimmtes Geschlechtswort (einen Artikel) denken kann: der Bann, die Bahn, das Mein und Dein, ein Wenn und ein Aber. Doch haben Einige in mit Lateinischer Schrift gedruckten Gedichten auch die Hauptwörter mit kleinen Buchstaben eingeführt; 3) die sich auf angeredete Personen beziehenden Fürwörter; Sie rc. Ihr rc.

in Briefen und dgl. auch Du x. Dein x.; 4) gewöhnlich auch Ein z.
Nachdruck als Zahlwort. — Die Sylben-Abtheilung richtet sich zuerst n
der Zusammensetzung der Wörter, z. B. be-ob-ach-ten; Erb-las-se
er-blassen, Erb-recht, ihr er-brecht, em-pfinden, wo
das s verstärkt. Eine willkürliche Ausnahme macht man in frem
Wörtern, die man gewöhnlich nach der Aussprache trennt, z. B. S
node, Sy-nonym, Mikros-kop, Teles-kop, A-dopt
Po-stille, Pro-selyt, Di-stinction, Di-strict. Zwei du
ein ausgestoßenes e vereinigte Hauptlauter werden entweder zur fo
genden Sylbe gezogen, z. B. Verfin-st'rung, oder, wenn der zwe
ein l ist, getrennt: Zwei Grenzlaute (Mitlauter) zwischen zwei Stim
lauten (Selblautern) eines abgeleiteten Wortes werden getrennt, bei den
wenn eine Sylbe auf s ausgeht, das Schluß-s eintritt: räus-per
Man hat sich die Freiheit genommen, dieß auch auf fremde Wörter a
zuwenden: Des-pot, Enthusias-mus, Mi-krokos-mus. D
bleiben zusammengesetzte Zeichen eines einfachen Lautes beisammen, a
ph, sch, ß, th auch st und tz, und werden der Gleichform gemäß am fü
lichsten zur folgenden Sylbe gezogen; ck und tz aber werden wegen un
loser Zusammenziehung gemeiniglich der Aussprache nach getrennt, w
dann ck in seiner eigentlichen Gestalt erscheint als kk, z. B. glük-ken
er-getzen. Von drei oder mehr Grenzlauten wird, außer in zusam
mengesetzten Wörtern, bloß der letzte zur folgenden Sylbe gezogen: Erh
se; doch ist derselbe bisweilen wiederum ein zusammengesetzter Buch
stabe, wie in Herb-ste. — Die End-Sylben werden nicht der Ableitung
sondern der Aussprache nach vom Stammworte getrennt, so daß sie dessen
letzten Hauptlauter an sich ziehen, z. B. heili-ge-Pflich-ten. In
längern Zusammensetzungen, nämlich in drei- und mehrtheiligen, ver
knüpft man gern die vordern zusammengesetzten Worte mittelst eine
Bindungsstriches: Real-Schul-Buchhandlung. Ferner sollt
man durch den Bindungsstrich verbinden ein Deutsches mit einem fremd
sprachigen zusammengesetztes Wort: Regiments-Arzt; 3) einen
mit einem Gattungsnamen zusammengesetzten Eigennamen: Neu
Preußen; doch weichen Beiwörter wie Obersächsisch und Nieder
sächsisch ab; 4) fremdartige Worte, die in ihrer Muttersprache keine
solche Zusammensetzung eingehen: Regiments-Chirurgus, Jasp
Achat; 5) solche Worte, in denen ein und derselbe Grenzlaut dreimal
hinter einander zu stehen kommt: Schiff-Flotte, Knall-Luft,
Still-Lager, Still-Leben, Stamm-Mutter, Gewinn-
Nummer, Klipp-Pfad, Irr-Rede, Bett-Tuch; (Man sollte
daher auch statt Mittag und Schiffahrt schreiben Mitt-Tag und
Schiff-Fahrt; doch ist es auf ähnliche Weise eingeführt, Hoheit zu
schreiben, statt Hohheit wie Rohheit;) 6) durch Zusammensetzung be
stimmte Worte, wenn das bestimmte, weil es wiederholt werden müßte,
nach der ersten Bestimmung weggelassen wird: Ab- und Aussonde
rungen, hoch- und kleinmuthig; 7) zwei ohne und verbun
dene besondere Bestimmungen: Kaiserinn-Königinn. Außerdem
werden zusammengesetzte Wörter als ein einziges Wort geschrieben. Was
übrigens als Wortzusammensetzung angenommen werden muß, und was
nicht zusammengezogen werden darf, darüber ausführliche Anweisung zu
geben, ist nicht dieses Ortes. Hier nur so viel, daß man in zweifelhaften
Fällen der Deutlichkeit wegen die Worte lieber getheilt, als zusammen-
gesetzt schreibt. — Zu Zahlzeichen bedient man sich im Deutschen der Ara-
bischen Ziffern 1, 2 x., die als Zähler schlechthin gesetzt werden und dem

Worte des gezählten Gegenstandes voranstehen: 3 Tage, als Ordnungszahlen aber das gewöhnliche Zeichen der Abkürzung (.) erhalten, und dann auch bisweilen ihrem Hauptworte nachstehen können: am 3. Tage, d. i. am dritten Tage, S. 3. d. i. auf der dritten Seite; und in ähnlichen Fällen, wo man sich sonst pedantisch der Lateinischen Sprache bediente, vornehmlich bei Nachweisungen: Band 1. Buch 1. Abschnitt 1. (Cap. 1. §. 1.), Anmerkung 1. Fig. 1. d. i. erste Figur, Nr. 1. d. i. Nummer eins. V. 1. d. i. erster Vers. In der Ordnung der Herrschaftsfolge hat man die Römischen Ziffern beibehalten, welche nachgesetzt werden: Karl XII. d. i. Karl der Zwölfte. Außerdem bedient man sich verschiedener Abkürzungszeichen; doch darf diese Nachlässigkeit nicht überall Statt finden. Indeß werden gewisse häufig wiederkehrende Ausdrücke selten ausgeschrieben: z. B. d. i. ꝛc. (zum Beispiel, das ist, et cetera) d. h. u. s. w. (das heißt: und so weiter). — Ueber die Anwendung, der zur leichtern Verständlichkeit gebräuchlichen Abtheilungszeichen s. Artikel: Interpunction. Die Lautdehnung oder Verlängerung des Athemzugs wird dem Deutschen Schreibgebrauch zu Folge gewöhnlich angedeutet entweder I) durch h hinter dem Selblauter und zwar vor den flüssigen Buchstaben l, m, n, r: Zahl, zahm, Zahn, Ohr. Doch wird i durch h gedehnt nur in den Fürwörtern, ihm, ihn, ihr und den davon abgeleiteten; oder II) durch Verdoppelung des Selblauters, ins Besonders 1) des a vor k, l, r, s, t in wenigen, meist einsylbigen, Urworten, z. B. Kraak, Schiff mit 3 Masten ohne Körben, Aal, Paar, Waare, Aas, Saat und den davon abgeleiteten; außerdem noch in Aachen; 2) des e vor l, n, r, st und t in wenigen Urworten und den davon abgeleiteten, z. B. in Seele, zween, Beere, Geest, Beet und in dem fremdsprachigen Rundeel; ingleichen in den auf einen gedehnten Stimmlaut ausgehenden Urwarten oder fremdsprachigen Benennungen, Klee, Idee, und wo es die Stelle des im Französischen scharf betonten e vertritt: Kaffee; 3) des o vor k, r, s, ß und t in wenigen Urworten: Rook, Honigkuckuck, Moor, Sumpf, Moos, Schooß (gremium), Boot, und in den davon abgeleiteten Wörtern. — Tritt ein Umlaut ein, so drängt sich der ursprüngliche Stimmdoppellaut in diesen zusammen und es bleibt derselbe einfach, z. B. die Aeser; oder III) durch Hinzufügung eines e bei gedehnter Aussprache des i, z. B. nie. Da nun der Schreibgebrauch als ein Theil des Sprachgebrauchs mit diesem gleichen Zweck hat, nämlich die leichte Volkverständlichkeit, und daher auch gleiche Rechte, das Gebiet der Sprache unumschränkt zu beherrschen: so verdient jede Sprachempörung, als unbefugter Eingriff in des Vatervolkes gemeinsames Eigenthum, worin man kein Spielzeug seiner Grillen sehen darf, Mißbilligung. Aus diesem Grunde hat auch einer der gründlichsten, fleißigsten und eifrigsten Sprachforscher, Hr. Hofrath H. Wolke, dem Vorwurf des Unfugs nicht überall ausweichen können, da er in seinem Anleit zur deutschen Gesamtsprache ꝛc. (Dresden 1812) sich erlaubt hat, den Deutschen Sprach-Genius entmannend, dieser Sprache ihre Volksgebräuchlichkeit und Zeitthümlichkeit zu rauben und arge Verwirrung in derselben zu stiften. Denn (anderer Wortverbildungen hier nicht zu gedenken) in ängstlichem Ringen nach durchgängiger Gleichmäßigkeit in Beobachtung der äußersten Sparsamkeit, der nächsten Abstammung, des Wohllauts u. s. w. verwirft dieser Gelehrte, der herrschenden Wortschreibweise, einer vermeintlichen Ausgeburt des Unverstands, zuwider, den Gebrauch aller im Sprechen nicht deutlich hervortönenden Buchstaben, und insonderheit auch die Andeutung der Lautdeh-

ung; er schreibt daher Al statt Aal und All, Stat für Stack ...
statt, war statt wahr, wären statt währen, wehrt un
Werth beides ohne h, her statt hehr, Heer und Herr, Leer
nd Lehre eben so wie die End-Sylben in hei-lere, Fiber statt Fi
er, sicher statt siecher, kränklicher, ir statt ihr und irr, fü
att führ, bohren ohne h wie geboren, Urzeit wie Uhrzei
nd eben so Urteil statt Urtheil ꝛc. Herr Wolke würde der An
rkenntniß seines wirklich hohen Verdienstes um Deutsche Sprachfor
hung förderlicher seyn, wenn er endlich einmal mit Cicero (im Redne
. 160.) zur Erkenntniß käme, daß man den Sprachgebrauch dem Hören
olke anheimstellend, dergleichen Resultate von Sprachforschung für sich
ehalten solle. — Die Grenzdoppellauter bb, dd, ff, gg, ck (statt kk), ll
mm, nn, pp, rr, ss (am Ende einer Sylbe und vor t aber ß), tt, — s
ehen nur nach einem geschärften Stimmlaut: Krabbe, Kabbig,
Wachholder, Waddick, Molken, Flagge, und am Ende nur dann, wenn
ei möglicher Endvermehrung der Grenzdoppellaut vor folgendem Selb
uter in der Aussprache hervortönt: Griff, Blick, still, Lamm,
Mann, Geripp, Wirrwarr, Kuß, fäßlich von fassen; folg
lso darf wenn, schlaff und schaff Milch nicht nach Hrn. Wol
e's Anleit so geschrieben werden, daß es klingt wie wen, Schla
nd Schafmilch. Um verwandte Mitlauter, wie b und p, ch und g
und t, g und k, s und ß am Ende eines Wortes oder einer Sylbe nicht
u verwechseln, braucht man nur eine Endvermehrung anzufügen, so daß
e vor einem Selblauter zu stehen kommen, wo dann in der Aussprache
er Unterschied bemerklich wird, z. B. Korb, Korbes, Gezirp, Ge
irpes; Sieg, Sieger, siech, siecher; Tod, Todes, Brod,
Brodes; Klang, Klanges, schlank, schlankes; Reis, Rei
es; Reiß, Reißes. — Diesen allgemeinen Bemerkungen mögen noch
inige besondere, die ohne wesentliche Ausnahmen sind, über die einzelnen
Buchstaben folgen. Ch steht in der Nach-Sylbe lich und icht, als En
ung eines Nebenwortes: künst-lich, ähn-lich (d. i. eigentlich: den
hnen etwas gleich); künst-lich, thöricht, und in den davon ab
eleiteten Wörtern; dt steht nur, wo es aus det zusammengezogen ist:
ewandt, todt, und in Stadt; g steht in der Nach-Sylbe ig, als
ndung eines Nebenwortes, und in der Nach-Sylbe ßig, zig (von zug)
Zahlwörtern, und in von jenem abgeleiteten: sel-ig, drei-ßig, ein
g, Sel-igkeit; j steht nur vor einem Selblauter: ja; K 1) zu
nfang: kein; 2) nach einem Mitlauter: Dank; 3) nach einem ge
gnen oder gedehnten Stimmlauter: spuken als Gespenst, blöken
ie ein Schaf; 4) auch überhaupt statt des Lateinischen c, wo dasselbe
ine Aussprache wie k beibehalten hat: Akt; ck, welches eine Verdop
lung des k ist, steht nur nach einem geschärften oder geprellten, heraus
stoßenen Selbstlauter: spucken Speichel, blocken, an den Block
ließen; ph steht nur in einigen Namen und solchen Worten, die aus
m Griechischen stammen, wo es bf gesprochen wurde, welcher Laut sich
Pfui! erhalten hat. Es wird daher nicht vollständig ersetzt durch f:
Phasen, Phantast und Symphonie. qu steht immer statt kw:
ual. ſ steht nur zu Anfang, s nur am Ende einer Sylbe, aber am
de eines Wortes nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung nur
n einfaches sanftes ſ hervortönen würde. ß (in Latein. Schrift ss)
ht am Ende eines Wortes und vor t 1) als Grenzdoppellaut, z. B. ißt
essen, nicht ist von sein; oder wenn es ein geschärftes ſ nach ei
n gedehnten Selblauter vertritt, wo es dann bei Endvermehrung bei
behalten

behalten wird: das Maß, die Maße, nicht die Mässe d. i. der Stoff. 2) in Zeitwörtern endigt sich die dritte Person des bestimmten Präsens auf ßt, es mag im Infinitiv ß oder ss stehen: genießt, praßt, von genießen, prassen. v steht nur vor einem Selblauter, ausgenommen vor u, und selten am Ende. So schreibt man selbst Fließ, Flaus, wie Fell von vellus. y ist griechischen Worten eigenthümlich; z. B. Sylbe, wo es i lautet, ursprünglich aber wahrscheinlich ü; daher es als Mißbrauch anzusehen ist, statt i in urdeutschen Wörtern ÿ zu setzen. z steht nur 1) zu Anfang; 2) nach einem Mitlauter: Erz, wo Herr Wolke es mit s vertauscht, und z. B. Gans statt Ganz schreibt; 3) nach einem gedehnten Stimmlaute: Schnauze; 4) statt des Französischen c oder des Lateinischen ti, dem ein anderer Selblauter folgt: Strapaze, Justiz, Horazisch. tz steht nur nach einem geprellten Selblauter: Blitz. — Ausführlichere Belehrung gewähren folgende Werke: G. G. Beyers Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtstudirende, 8. Leipz. 788. 6 Gr. — J. C. Adelungs vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Thle. 8. Leipz. 788. 1 Thlr. 16 Gr. — F. A. C. Göze nützliches Wörterbuch solcher Wörter, die in der Aussprache fast gleichen Ton, aber eine verschiedene Bedeutung haben, und oft verwechselt werden. Zur richtigern Belehrung in der Rechtschreibung. Leipz. 8. 794. 12 Gr. — Die Kunst zu lesen und recht schreiben zu lernen v. F. Olivier. Dessau 801. — Neue Rechtschreibung nach der Deutschen Mundart. 8. Berlin 804. 18 Gr. — Deutsche Rechtschreibung nach Adelungs Grundsätzen für Volksschulen. 2te v. Aufl. 8. Dresd. 805. 12 Gr. — C. Kruse Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff d. aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, 3te Aufl. 8. 807. Oldenburg. 1 Thlr. — A. Link leichtfaßlicher Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. 8. Linz 807. 6 Gr. — J. F. A. Krugs ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lernen. 808. 8. — Unterricht in der deutschen Rechtschreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittlerer Schulen, nebst einem Anhange von gleich- und ähnlich-lautenden Wörtern, von G. Zimmer. Fulda 1812. 8. 138 S. 7 Gr. — Dem Fleiße und der Genauigkeit dieses Vf's muß man volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. — G. M. Roth Anweisung zur Orthographie, 802. Sodann bedeutend erweitert in dessen Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie. Zweite, vollständigere und verbesserte Aufl. Giessen, 814. XXII. 378 S. in 8. (1 Thlr.).

Ber:

Rechtsgelehrter (Jurist) heißt derjenige, welcher sich durch ein methodisches Studium die Rechtsgelahrtheit zu eigen gemacht hat. Uebt dieser seine Rechtskunde durch thätige Wirksamkeit in dem bürgerlichen Leben zum Besten Anderer aus, so nennt man ihn einen praktischen Rechtsgelehrten. Wer nur eine historische Kenntniß von den Gesetzen hat, wird Legulejus oder Gesetzverständiger, wer seine Rechtskenntniß bloß durch Erfahrung erworben, ein Rechtsempiriker, und wer in seiner rechtspraktischen Thätigkeit nicht als ein ehrlicher Mann verfährt, sondern die Gesetze zur Erreichung unerlaubter Zwecke verdreht und chikanirt, ein Rabulist genannt, welcher übrigens sowohl ein wahrer Rechtsgelehrter als ein bloßer Empiriker oder Legulejus seyn kann. Deutschland hat große Forscher in einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft, allein desto ärmlicher sieht es darin mit den in jedem Fache

des Rechts wirken sollenden Praktikern aus. Denn die Masse des Po-
ven und Historischen ist bei den in Deutschland geltenden Rechten zu u
heuer. Nur eminente Köpfe vermögen diese Massen in ihrem weiten
fange so zu verarbeiten, daß sie solche im Leben mit Geist zur Anwend
bringen, die gewöhnlichen hingegen halten sie bloß nothdürftig mit
Gedächtnisse fest, und stolpern so bei der Anwendung. Am klärsten z
sich dies, wenn man die Anwalde in England, wo man durch römische
terthümer und Varianten wenig geängstigt wird, mit den deutsch
Rechtsgelehrten vergleicht. Dort ist alles Leben und frische Eigenth
lichkeit, hier schleicht alles matt und pedantisch einher. (S. Daniel N
telbladt Abhandlung von dem Ursprunge der Rechtsgelehrten, im 2
St. der hallischen Beiträge zur juristischen Gelehrtenhistorie, und C
Aug. Dan. Unterholzner allgemeine Einleit. in das juristische Studiu
München 1811.) En.

Rechtsmittel, s. Prozeß.

Rechtspflichten, Rechtsverbindlichkeiten sind diejeni
gen Pflichten gegen andere Menschen, welche uns das Rechtsgesetz aufle
Dieses aber ist ein Gesetz der Vernunft für das Verhältniß freier We
zu einander in Hinsicht ihrer äußern Handlungen. Es verbietet jed
vernünftig sinnlichen Wesen einen unbeschränkten, die Freiheit Ander
störenden Gebrauch von seiner Freiheit zu machen, und legt eben dadu
jedem eine Pflicht auf, der auf der Seite des Andern, auf welchen u
sere Handlungen Einfluß haben, die Foderung gegenüber steht, als e
freies, selbstständiges Wesen anerkannt zu werden, und die Befugniß, se
ne Kräfte zur Verfolgung seiner selbstgewählten Zwecke zu gebrauchen,
weit dadurch die Freiheit Anderer nicht aufgehoben wird (oder giebt ih
ein Recht im weitern Sinne): so daß dieses Gesetz jeder gleichsam de
andern giebt. Da diese Foderung allgemein ist, wie die Freiheit, die zu
Erreichung der sittlichen Bestimmung des Menschen nothwendige Bedin
gung ist, und da sie auf ein äußeres Rechtsverhältniß geht, welches dur
gemeinschaftliche Kraft unter Menschen errichtet werden soll, so kann di
Erfüllung der Rechtspflicht auch durch äußern Zwang bewirkt werden, un
nur durch einen gemeinschaftlich und gesetzlich bewirkten Zwang wird ein
äußere Rechtsgesellschaft möglich. Daher werden die Rechtspflichten auc
Zwangspflichten, und in so fern dieselben nicht bloß durch eine inner
Gesetzgebung oder mein Gewissen, sondern auch durch die Foderung de
vernünftigen Menschengemeinschaft, oder durch eine äußere Gesetzgebun
auferlegt werden, äußere Pflichten genannt; dahingegen die Tugend
pflichten, da sie bloß von der innern Gesinnung abhängen, und dem Gewis
sen eines jeden überlassen sind, mithin auch äußern Zwang ausschließe
innere oder Gewissenspflichten genannt werden. Man hat d
erstern auch häufig vollkommene genannt, weil ihre Erfüllung unt
jedem Verhältnisse und ohne Einschränkung von jedem freien Wes
mit Zwang gefodert werden kann. Alle Rechtsverbindlichkeiten sind u
sprünglich negativ, d. h. sie gebieten nicht bestimmte Handlunge
sondern die Beschränkung unserer Kraft beim Handeln in Rücksicht auf a
dere, ebenfalls freie, und ihre menschlichen Zwecke durch Handeln verfo
gende Wesen; mit andern Worten, sie verbieten die vernünftig
Zweckthätigkeit Anderer willkührlich zu stören. So z. B. die Pflicht, si
an des Andern Leib und Leben nicht zu vergreifen. Positive Recht
pflichten entspringen erst da, wo durch wechselseitige Uebereinkunft od
durch Bestimmung des bürgerlichen Gesetzes im Staate Rechte, die vo
her nicht vorhanden waren, festgesetzt werden. Da Rechte und Pflicht

sich immer gegenseitig bestimmen, so gehört die Lehre von den Rechtspflichten vorzüglich, aber nicht einzig, in die philosophische Rechtslehre; in so fern nämlich rechtliche Handlungen auch innerlich geboten sind, und eine Sanction des Gewissens erhalten, in so fern gehören die Rechtspflichten auch in die Moral. T.

Recidiv. Unter diesem Worte verstehen Aerzte die Rückkehr (Rückfall) einer Krankheit, die bereits gehoben war, oder es doch zu seyn schien. Bei einigen Arten von Krankheit tritt dieser Umstand öfter und leichter ein, als bei andern, wenn auch die Krankheit selbst aus einerlei Quelle entspringt; so hat man bemerkt, daß das Recidiv öfter nach viertägigen als nach ein- oder dreitägigen Wechselfiebern sich einzustellen pflegt.

Recipienten werden diejenigen Werkzeuge von dem Physiker genannt, deren er sich bedient, um flüssige Materien einzusammeln oder einzuschließen. So sind z. B. Recipienten die gläsernen, cylindrischen Gefäße, die bei Untersuchungen der Luftarten über die Löcher des Tragegesimses der pneumatisch-chemischen Wanne angebracht, und nachdem sie die Gasflüssigkeit aufgenommen, mit Wasser oder Quecksilber geschlossen werden. Auch die Glasglocke an einer Luftpumpe ist ein Recipient. Ferner benennt man also das Gefäß, das beim Destilliren mit dem Helm oder Halse der Retorte verbunden wird, und bestimmt ist, den Stoff aufzunehmen, der durch die Destillation aus dem also behandelten Körper gewonnen wird. Die Form des Recipienten ist nicht bestimmt, sondern richtet sich nach der Verschiedenheit der Arbeit, zu der er gebraucht wird. Die Chemiker bedienen sich fast ausschließend, der Durchsichtigkeit wegen, gläserner Recipienten.

Recitativ wird in der Musik der Vortrag einer den Tönen der Tonleiter folgenden Rede genannt, bei der das Rhythmische des eigentlichen Gesanges nicht beobachtet wird. Von der Declamation unterscheidet sich das Recitativ dadurch, daß es in einem musikalischen Ton mit Begleitung und Anschlagung der Grundtöne auf einem oder mehreren Instrumenten vorgetragen wird; so wie es dadurch, daß es keine wirkliche Melodie hat, auch die Töne nicht länger aushält, als eine gute Declamation erlaubt, vom eigentlichen Gesang verschieden ist. In Oratorien, Cantaten und Opern bedient man sich des Recitativs sehr häufig, von dem es übrigens zweierlei Arten giebt: das einfache und obligate. Das einfache wird nur durch den Baß, der in einzelnen Accorden auf dem Instrumente angegeben wird, um die Wendungen der Harmonie zu bezeichnen, begleitet; beim obligaten accompagniren mehrere Instrumente in mehrfachen Sätzen und länger gehaltenen Accorden. Gemeiniglich bildet letzteres in Opern den Uebergang zum eigentlichen Gesang. Bei den Franzosen wird das Recitativ in allen Tactarten gefunden, bei uns und den Italienern nur im $\frac{4}{4}$ Tact. Verbesserer des Recitativs soll Giacomo Carissimi gewesen seyn, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als päpstlicher Capellmeister zu Rom lebte. Für das obligate Recitativ hat Vinci, und später Nicolo Porpora und Rinaldo da Capua viel gethan.

Reclama ist der Anspruch, wodurch Dinge, die genommen worden, zurückgefodert werden, und auf die der Eigenthümer seine Rechte gültig macht. Bei Häuser- und Güterverkäufen, desgleichen bei der Schifffahrt, wo es sich öfters begiebt, daß Schiffe von Capern weggenommen werden, wenn sie auch mit gültigen Pässen versehen waren, tritt das Reclama oder die gerichtliche Zurückfoderung häufig ein.

Recognosciren in militärischer Rücksicht, nennt man die vom nem General oder andern Offizier vorgenommene persönliche Unter such der Stellungen feindlicher Armeen und Truppen. Da zu diesem Gesch ein besonderer Grad von Vorsicht, Muth, Geistesgegenwart, militäris und wo möglich auch Localkenntnissen erfodert wird, so bedient man sich der Regel solcher Offiziere dazu, welche diese Fähigkeiten vorzüglich be zen, um nicht durch unrichtige Berichte und Ansichten getäuscht zu werd Zur Bedeckung der Recognoscirenden wird gewöhnlich leichte Reite mitgegeben. – Recognosciren oder Recognition, im juristisch Sinne, heißt das gerichtliche von einer Streitpartei geschehene An kenntniß der Richtigkeit und Identität der von der Gegenpartei zur B gründung ihrer Rechtsverfolgung angeführten Instrumente. Da m nun juristisch alle diejenigen Beweismittel, wodurch eine Befugni oder Verpflichtung dargethan werden kann (omne id, quod causam i struit) Instrumente nennt, und unter diesem Namen auch Persone z. B. Zeugen und andere nicht in geschriebenen Documenten bestehen Beweismittel, versteht, so ergiebt es sich von selbst, daß jede Person un jeder andere Gegenstand, der wider Jemanden als Beweismittel ange führt wird, oder über dessen Identität und Richtigkeit ein gerichtlich Streit obwaltet, recognoscirt werden kann. Der Recognition ist d Diffession oder eidliche Ablängnung der Identität oder Richtigke der von dem Gegner für sich angeführten Instrumente entgegengesetzt. U die Diffession zu vermeiden, kann sich der Producent (welcher sich a die Urkunden beruft) der Recognition durch Zeugen bedienen wodurch dargethan wird, daß ein Instrument in Rücksicht der Identitä und Richtigkeit dasjenige sey, wofür es der Producent ausgebe. Zw classische Zeugen sind hier genügend. Die Vergleichung der Hand schrift, gleichfalls eine Art von Recognition durch Zeugen, muß dur eigentlich dazu beeidigte Kunstverständige geschehen. Uebrigens ergieb es sich von selbst, daß die Vergleichung der Handschrift (comparatio litte rarum) nur bei schriftlichen Instrumenten Statt hat.

Rectificiren heißt, eine durch Destillation erhaltene Flüssigkei durch nochmaliges Destilliren von den ihr noch beigemischten feuerständi gern Theilen reinigen. Da bei Destillationen es oft geschieht, daß mi dem zu erhaltenden Fluidum sich noch fremde, nicht hinein gehörende Din ge zugleich in dem Recipienten einfinden, so können diese nur von dem ei gentlichen Stoff durch nochmaliges Destilliren entfernt werden, worau man dann die also zum zweiten Mal behandelte Flüssigkeit eine rectificirt nennt, wie z. B. bei Branntwein der Fall ist, der rectificirt genannt wird, wenn durch wiederholte Destillation ihm die wässerigen Theile genommen worden sind, die bei der ersten Destillation in die Vorlage (den Recipien ten) mit übergegangen sind.

Recurs an den Reichstag, s. d. Art. Reichshofrath.

Redacteur, Redaction. Bei weitläufigen literarischen Un ternehmungen, zu deren Ausführung eine Anzahl Schriftsteller und Ge lehrter erfodert wird, sind ein oder mehrere Redactoren nöthig, nach Ver hältniß des Umfanges und der Ausbreitung des unternommenen Werks, die an der Spitze des ganzen Unternehmens stehend, dasselbe nach dem be gründeten Plan fortführen, die verschiedenen Beiträge der Mitarbeiter annehmen, durchsehen, und sie nach der in der Anlage des Werks angenom menen Ordnung einrücken, die entweder eine alphabetische oder eine nach den besondern Wissenschaften geregelte, oder, wie bei belletristischen Zeit schriften, z. B. eine auf Geschmack und anmuthige Zusammenstellung ge

gründete, ist. Kenntnisse, Geschmack, Belesenheit, und besonders Unparteilichkeit und Nichtbefangenheit in den Ansichten einzelner Schulen und Systeme sind Haupterfordernisse eines guten Redacteurs, der bei seinem Geschäft mit möglichster Vorsicht verfahren muß, da auf ihn die Verantwortlichkeit zurückfällt, wenn Aufsätze in dem von ihm besorgten Werke vorkommen, die gegen Sitte, Zucht, Religion, Gesetze, oder andere heilige und ehrwürdige Dinge verstoßen. **Redaction** bezeichnet die Handlung der Zusammenfügung der Beiträge zu einem gemeinschaftlichen Werke, oder ist auch der Gesammtname der Vorstehung eines solchen literarischen Unternehmens, so wie **Redacteur** die Benennung des Einzelnen, der es leitet.

Rede. Im allgemeinen Sinn ist Rede der Ausdruck der Gedanken durch Worte, im engern ein auf etwas Besonderes sich beziehendes Werk der Beredsamkeit. Bei der Rede im ersten Sinn ist Deutlichkeit in der Darstellung dessen, was man sagen will, und grammatikalische Richtigkeit einziges Erforderniß. Bei der Rede im zweiten Sinn wird eine vollendetere Form verlangt. Schon in der äußern Form muß sie von der Rede im gewöhnlichen Leben, dem Conversationston, durch mehr gerundeten Periodenbau, sorgfältigere Wahl der Metaphern und Bilder, Reinheit und Wohlklang sich unterscheiden; in der innern Form aber besonders alles vermeiden, was nicht wesentlich zum Zweck der besprochenen Sache gehört. Die Regeln einer guten Rede, die über irgend einen Gegenstand gehalten werden soll, ganz zu bezeichnen, dürfte unmöglich und vergeblich seyn, da der, welcher sie zu halten hat, allein wissen muß, wie er sie einzurichten habe, um den vorgesetzten Zweck damit zu erreichen, und den Gegenstand, den er bespricht, und die Zuhörer, zu denen er redet, in Erwägung ziehen muß. Folgendes nur läßt sich im Allgemeinen darüber andeuten: Zu große Anhäufung der Bilder, so wie die Wahl zu gesuchter Bilder und Ausdrücke, wird stets ein guter Redner vermeiden; denn obgleich solche Sprach- und Gedankenwendungen, mit Geschmack und Einsicht angebracht, eine Rede verschönern, so ist ihr zu häufiger Gebrauch doch nicht allein ermüdend, sondern auch öfters völlig zwecklos und zweckwidrig. Ein gleiches tritt ein, wenn die Bilder zu schwülstig, daher unpassend und unverständlich sind, oder wenn sie gar ins Gemeine fallen. Ein zu langer Periodenbau wird durch die zu häufig eingeschobenen Sätze unverständlich, und es wird daher ein solcher von guten Rednern eben so vermieden, als ein beständiges Streben nach lakonischer Kürze, die dem Hörer den Gegenstand mehr andeutet als entwickelt. (Es ist begreiflich, daß der Redner noch mehr gehalten ist, auf **leichtfaßliche** Deutlichkeit zu sehen, als der Schriftsteller; des Ersten Worte verhallen, des Letztern stehen fest, und können wieder überlesen werden.) Stärke und Wärme des Gefühls sind dem Redner eben so unerlaßlich, als völliges Durchdringen des von ihm besprochenen Gegenstandes; und Menschenkenntniß wird ihn in den Stand setzen, seinen Vortrag so einzurichten, daß er damit entweder nach seinem Zweck den Verstand seiner Hörer überzeugt oder ihr Gemüth ergreift. Daß außer diesen genannten Eigenschaften ein Redner aber auch die Sprache, in der er spricht, mit allen ihren Feinheiten und Wendungen völlig in seiner Gewalt haben muß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; daß der mehr äußere Vorzug eines guten Organs aber nicht wenig dazu beiträgt, seinen Vortrag zu vervollkommnen, wird jeder wissen, der Gelegenheit hatte, oft sehr trefflich ausgearbeitete Reden zu hören, deren Vortrag nicht durch ein begünstigtes Organ geschah. Die Griechen und Römer stellen uns fast noch unerreichte Muster öffentlicher Beredsamkeit auf,

daher ihre auf uns gekommenen Reden mit Recht fortwährend als
Prototypen dieser Kunst betrachtet werden. Heut zu Tage, wo ver-
der eingeführten Staatsverfassungen die öffentliche Beredsamkeit fast
auf Kanzelvorträge eingeschränkt ist, und außer England sich selten der
ereignet, daß der Staatsmann Vorträge an große Volksversamml
zu machen hat, ist die Kunst, durch das lebendige Wort die Menge zu
gend einem Entschluß zu stimmen und zu begeistern, nicht mehr so we
lich erforderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer V
waltung steht, als sie es bei den alten republikanischen Verfassungen w
doch sind auch in den neuesten Zeiten, besonders in England und Frankr
Männer aufgetreten, deren eindringende Beredsamkeit sich nicht un
dig an die großen Muster der griechischen und römischen Vorzeit anschli

Redekunst ist die eine von den redenden Künsten, welche man
Dichtkunst gegenüber zu stellen pflegt. Man kann sie erklären, als die G
schicklichkeit, dem ungebundenen (prosaischen) Vortrage der Gedanken
den Zweck der Ueberzeugung (oder Belehrung), der Unterhaltung
Rührung, oder der Lenkung des Willens die angemessene Form oder E
kleidung zu geben. Der Stoff und die Form der Rede im weitesten S
stehen in dreifacher Beziehung zum Erkenntniß-, Gefühl- und Begehrung
vermögen. Ihre Absicht ist mehr oder weniger auf Wahres, Schönes u
Gutes gerichtet. Die Rede ist daher entweder didaktisch (belehrend), o
ästhetisch (unterhaltend), oder praktisch und pathetisch (auf Angelegenh
ten des Willens gerichtet), in wie fern sie in vorzüglichem Grade auf d
Verstand, den Geschmack oder den Willen berechnet ist. Alle diese Zwec
können sich sehr oft in derselben Rede vereinigen; jede der erwähnten v
herrschenden Beziehungen aber wird ihr meistens einen eignen Charakt
geben. Man unterschied ehemals drei Gattungen der Reden: 1. die d
monstrative (welche sich mit Lob und Tadel beschäftigte); 2. die del
berative (welche auf den Willen und die Neigungen durch Zurathen od
Abrathen wirkte), und die gerichtliche (welche anklagend oder verthe
digend zu Werke ging). Nach der bei den Griechen angenommenen Unte
scheidung des Stoffs der rednerischen Erfindung in Lehren, Sitten un
Leidenschaften (λογους, ηθη und παθη) würden die Reden auf Bel
rung, auf Wohlgefallen, oder auf Rührung vorzüglich ausgehen, und die
Eintheilung ließe sich mit der obigen in Verbindung bringen. In demse
ben Sinne nahmen die Römer das genus dicendi tenue, mediocre un
sublime. Uebrigens sind die Werke der Redekunst entweder für eine dur
Geberdensprache belebte und an anwesende Personen gerichtete Decla
mation, oder nur zum stillen eignen Lesen, oder auch zum einfachen Vorle
sen oder Recitiren bestimmt. Zu denen der ersteren Art gehören die ei
gentlichen Reden, orationes, welche eine dem durch Geberden erhöhte
Vortrage angemessene innere Einrichtung erfodern. Zu den übrigen ge
hören Briefe, Abhandlungen, Aufsätze. Eine andere Eintheilung der We
ke der Redekunst ist von ihrem Gebiet und Zweck hergenommen. Ma
unterscheidet daher 1. akademische, 2. religiöse (Kanzelreden), und 3. po
litische Reden. Zur Ausbildung der großen Beredsamkeit, wie sie Ro
auszeichnete, und etwa im englischen Parlament zu erscheinen Anlaß fi
det, fehlt uns Deutschen die Gelegenheit. Unsere Redekunst kann sich fa
nur auf der Kanzel in ihrer Macht zeigen, und Ausländer und Deutsch
haben sich in diesem Wirkungskreise berühmt gemacht, z. B. Bourdaloue
Massillon, Tillotson, Sterne, Sack, Cramer, Jerusalem, Zollikofer, Rei
hard, Rosenmüller u. A. m. Unter den Rednern des Alterthums glänze
die Namen Demosthenes, Isokrates, Lysias, Cicero und der jüngere Pl

nius. Die wichtigsten Erfordernisse der Redekunst sollen noch kürzlich bei der Theorie derselben, welche Rhetorik heißt angegeben werden. Diese trägt die Regeln des prosaischen Styls nach den verschiedenen Zwecken der Gedankenmittheilung vor. Sie betreffen die Abfassung der eigentlichen Reden, der historischen Werke, der Abhandlungen und Lehrbücher, der Gespräche und der Briefe. Die Rhetorik handelt also von den Bedingungen jedes zweckmäßigen prosaischen Vortrags, folglich von der Sprachrichtigkeit, vom Periodenbau, von den Redefiguren u. s. f., kurz von Allem, was zur Klarheit, Deutlichkeit, Schönheit und Kraft des Ausdrucks gehört. Die Rhetorik unterscheidet zwischen Beredsamkeit und Wohlredenheit. Jene bezieht sich auf den Reichthum, das Interesse und die Bereitschaft der Materien. Diese geht auf die schöne, richtige, angemessene Form des Vortrags. Man unterschied bei den Alten Rhetorik von der Dialektik, in wie fern diese mehr auf die subtile Kunst zu disputiren, und selbst einen Schein von Wahrheit zu erkünsteln, ohne Rücksicht auf Vergnügen und Rührung, Bezug hatte, während die Rhetorik den gemeinfaßlichen Vortrag interessanter Gedanken in einer schönen und eindringenden Form sich zum Gegenstande macht. Die Haupttheile der Rhetorik betreffen die Erfindung und die Ausführung und Darstellung. Diese letztere erfodert die Anordnung (Disposition). Die letzte Wirkung aber hängt bei den eigentlichen Reden von dem mündlichen Vortrage (Aussprache und Declamation) und zum Theil von der Gesticulation oder Geberdenkunst ab. Die Anordnung enthält unter sich: 1. den Eingang (exordium), 2. die Erzählung (wo sie nöthig ist), 3. die Proposition (Aufstellung des Hauptsatzes) und Eintheilung, 4. den Beweis oder die Widerlegung, und 5. die Schlußrede (epilogus). Die Ausführung (elocutio) erfodert Eleganz, d. h. Reinheit, Deutlichkeit und Anmuth. Aristoteles, Cicero und Quinctilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfsinn entwickelt, und mehrere Neuere, z. B. Maaß, Schott u. A., haben diese Theorie noch mehr ausgebildet, und besonders auf die geistliche Beredsamkeit angewandt. — Es ist noch zu bemerken, aus welchem Grunde und in wie fern die Redekunst zu den schönen Künsten gehört. Der Redner, dessen letzter Zweck Gedankenausdruck ist, belebt denselben durch ästhetische Ideen der Einbildungskraft. Um seinen Gedanken Klarheit, Anmuth und Nachdruck zu geben, und seine Zwecke der Belehrung, Unterhaltung und Rührung besser zu erreichen, bedient er sich treffender Bilder, anziehender Schilderungen, und sucht durch die Wahl der Worte und durch die Bildung der Redesätze und durch ähnliche Mittel den Eindruck zu verstärken. Die Schönheit der Redekunst beruht nur auf dem, was sie mit der Dichtkunst gemeinschaftlich hat; sie ist aber keine reine ästhetische Kunst, wie diese, sondern steht in dem Verhältnisse der Baukunst zu den bildenden Künsten. Denn bloß eine durch sich selbst gefallende Darstellung ist eben so wenig der Zweck der Redekunst, als der Baukunst. Die Schönheit ist hier immer der Nützlichkeit oder äußern Zweckmäßigkeit untergeordnet. So wie aber die Redekunst oft die Dichtkunst als Mittel zu ihrem Zweck benutzt, so dient sie wieder der Schauspielkunst in dem dramatischen Dialog. Kant setzt die Dichtkunst, welche eine bloße Unterhaltung durch ein Spiel mit Ideen der Einbildungskraft verspricht, und unvermerkt doch so viel zur Bildung des Gemüths beiträgt, weit über die Redekunst, welche mit höhern Ansprüchen auftritt, als sie oft befriedigen kann, und vorzüglich als Ueberredungskunst bei allem möglichen ästhetischen Werthe doch moralisch zu verwerfen ist. Diese nennt er auch Rednerkunst, welche durch den schönen Schein hintergeht, und auf die Schwächen der Menschen

berechnet ist. Sie mag in der Politik oder in der Religion angewa[ndt] werden, sie bleibt gleich verwerflich. Zur Redekunst als schöner Ku[nst] wird übrigens Beredsamkeit und Wohlredenheit (Eloquenz und Styl) [ge]fodert. Die zweckmäßige Ausübung dieser Kunst setzt voraus: 1. kl[are] Einsicht in die Materien, reiches Gedächtniß und Scharfsinn; 2. frucht[ba]re Einbildungskraft, den Gedankenausdruck auch durch Beispiele zu b[ele]ben; 3. Gewandtheit in der Sprache, und Kenntniß ihres Reichthums u[nd] der Regeln ihrer Verständlichkeit und ihres Wohllauts, wie auch des A[n]ständigen und Schicklichen im Ausdruck. — Was übrigens die wahre, e[chte] Beredsamkeit für eine große, bewundernswürdige Kunst sey, wenn sie je[tzt] mit sanfter Klarheit Licht verbreitet, jetzt uns die Thräne des Mitlei[ds] ins Auge lockt, jetzt die Brust zur Freude hebt, und jedem Affect den tr[ef]fenden Ausdruck giebt, das zu schildern, fodert selbst einen hohen Grad d[ie]ser Kunst, und der große Meister derselben, Cicero, liefert vielleicht a[m] vollständigsten die Züge zu dieser Schilderung. Aber unter den Deutsch[en] wird J. J. Engel als ein Eingeweihter dieser Kunst, so wie sie in sein[en] Werken vielseitig erscheint, nie aufhören, Geist und Herz jedes Gebildet[en] oder Bildung Suchenden an sich zu ziehen. Ms.

Redende Künste nennt man diejenigen, welche sich der Rede, d. i. zum Gedankenausdruck geordneter und verbundener Worte, bedienen Schönes und Erhabenes darzustellen. Sie wenden sich mittelst der Spra[]che zunächst an den Verstand, theilen Gedanken, in den Gedanken aber zu[]gleich Anschauungen und Empfindungen mit, unterscheiden sich aber dur[ch] ihren Stoff und ihre Darstellungsmittel, die willkührlichen Zeichen, di[e] Worte, von den andern Künsten. In wie fern die Gedankenmittheilun[g] nun nach den Regeln des Geschmacks geschieht, und durch ästhetische Ideen d. i. durch fruchtbare Vorstellungen der Einbildungskraft, belebt wird, er[]hebt sie sich in das Gebiet der Kunst. Die beiden Künste, welche man un[]ter dem Namen der redenden bezeichnet, sind die Dichtkunst und di[e] Beredsamkeit (oder redende Kunst). Die letztere ist immer durch Be[]griffe von äußern Zwecken gebunden und beschränkt, und alles Schöne un[d] Aesthetische muß ihr nur als Zierde und als Mittel oder Nebenzweck die[]nen. Sie läßt sich eher nach Regeln und Beispielen und durch Uebung er[]lernen, als die wahre Poesie, welche immer einen gewissen Grad des schö[]pferischen Genies voraussetzt. Denn diese zeigt sich eben dann am höchsten, wenn sie den fruchtbarsten und erhabensten Gedankenstoff als ein bloßes Spiel der ergötzenden Unterhaltung zu behandeln scheint, und dagegen dem scheinbar geringsten mittelst der Einbildungskraft eine tiefere Bedeutung zu geben weiß. Doch was wesentlich zur Redekunst gehört, findet man im vorhergehenden Artikel; über Dichtkunst oder Poesie sind die da[]hin gehörenden Artikel nachzusehen. Ms.

Redetheile (partes orationis). Die Bestandtheile der Sprache sind Worte. Da nun die Sprache ein System von articulirten Lauten ist, durch welche der Mensch als denkendes Wesen seine Vorstellungen bezeich[]net, so sind die Denkformen auch Bedingung der Sprachformen, und es kann nicht mehr Sprachformen geben, als nothwendig sind, um die Denk[]formen in der Sprache erschöpfend auszudrücken. Diese nothwendigen Sprachformen nennt man Redetheile, und sie sind daher Gattungen von Wörtern, welche den Gattungen und Grundverhältnissen unserer Vor[]stellungen entsprechen. Nun drückt sich die Denkform am einfachsten in der Handlung des Urtheilens (s. d. Art.) aus, dessen Hauptbestandtheile Subjectbegriff, ein Prädicatbegriff und die Copula ist. Zur Bezeichnung des Subjectbegriffs gehört unmittelbar das Substantivum, wodurch

das als selbstständig Gedachte bezeichnet wird, mittelbar das seine Stelle vertretende Pronomen, das Zahlwort, durch welches die Größe oder der Umfang des Subjects, und die Präposition, d. i. diejenige Form, durch welche das Verhältniß des substantiv gedachten angezeigt wird. Das Prädicat wird bezeichnet unmittelbar durch das Adjectiv, Eigenschaftswort, die Copula oder die Verbindung der Begriffe durch das einfache Zeitwort (verbum substantivum seyn), oder beide sind in dem Zeitworte (verbum adjectivum) enthalten. Ebenfalls gehört zur Bezeichnung des Prädicats das von dem Zeitworte stammende Participium, durch welches eine Eigenschaft (Prädicat) mit der Bestimmung des Thuns oder Leidens, mithin der Zeit gesetzt wird; ferner das Adverbium (Beschaffenheitswort, Umstandswort), durch welches die in dem Adjectivo oder Verbo ausgedrückte Eigenschaft noch näher bestimmt wird. Man kann auch Substantiv, Adjectiv und Verbum als Grundbestandtheile der Rede, ursprüngliche Redetheile, die übrigen aber als abgeleitete oder secundäre betrachten, und sie zusammengenommen Bestimmungswörter nennen, in so fern durch sie die ursprünglichen Redetheile und Sätze ihrer Bedeutung nach begränzt werden. Zur Verbindung der Urtheile in größere Sätze dienen die Conjunctionen (Verbindungsworte). Dieses sind nun die angenommenen nothwendigen Redetheile der Sprache. Sonst rechnete man zu ihnen auch die Interjection und den Artikel; da aber letzterer nicht in allen Sprachen vorkommt, mithin keine allgemein nothwendige Form der Sprache ist (s. Artikel), die Interjection aber als unmittelbarer Laut der Empfindung auf die Denkformen und den Ausdruck der Vorstellungen durch die Rede keine Beziehungen hat, so hat man beide aus der Zahl der Redetheile ausgestrichen. Uebrigens ist man über die Ableitung der Redetheile aus den Denkformen nicht durchaus einstimmiger Meinung. Die Theorie derselben macht einen Theil der allgemeinen Sprachlehre aus, und ist in neuerer Zeit vorzüglich von Bernhardi, Vater, Steinbeck, Roth u. A. verschieden bearbeitet worden. Ersterer z. B. theilt die attributiven Redeformen, d. i. die, welche zur Bezeichnung des Prädicats gehören, in Adverbium und Verbum, und nennt ersteres Merkmal der Substanz im Raume, letzteres Merkmal der Substanz in der Zeit. Die Anwendung der Redetheile endlich ist in den verschiedenen vorhandenen Sprachen verschieden, obwohl sie niemals den Denkformen durchaus widersprechen kann. Diese verschiedene Anwendung und Bezeichnung der Redetheile aber hängt von der verschiedenartigen Bildung der Nationen und von der menschlichen Freiheit ab, die sich in Anwendung aller Formen kund thut. Sie ist daher nur aus den empirischen und speciellen Sprachlehren zu erlernen. T.

Reding (Aloys), s. Schweiz.

Redoute heißt, in der Kriegsbaukunst, eine kleine geschlossene Feldschanze ohne Bollwerk. Ihren Grundregeln nach soll die Redoute ein rechtwinkliges Viereck seyn, doch bringen die Verschiedenheiten des Terrains häufige Abweichungen hierin zuwege. Den durch eine Traverse gedeckten Eingang legt man stets auf der den feindlichen Angriffen am wenigsten ausgesetzten Seite an. Der Umfang einer Redoute, die übrigens durch einen breiten und tiefen Graben vor der acht bis neun Fuß hohen Brustwehr noch gedeckt wird, richtet sich nach der Anzahl der zur Besatzung derselben bestimmten Mannschaft und Geschütze. Gewöhnlich wird bei Anlegung einer solchen Feldschanze auf jeden zur Vertheidigung bestimmten Mann

1½ Fuß, und auf jedes Geschütz acht bis zehn Fuß Ausdehnung in der Ve-
theidigungslinie gerechnet.

Redoute, im gesellschaftlichen Leben, ein Maskenball, gewöhnl
mit Spiel und andern Vergnügungen verbunden. In der Regel wer
Redouten nur in der Fastnachtszeit, besonders an den Orten, wo das Ca
neval gefeiert wird, gehalten. In Venedig heißt also (ridotto) auch
öffentliche Ort, an welchem während des Carnevals Hazardspiele, besond
Pharao, öffentlich gespielt werden. Sonst durfte hier nur ein veneti
scher Nobile Bank machen, dem als Banquier mehrere, sonst ungewöh
liche Freiheiten (z. B. einen Spieler abzuweisen) gestattet waren. An
der Seite neben ihm stand eine maskirte Dame, um ihn auf seinen Na
theil aufmerksam zu machen. Auch durften die Spieler, ausgenomm
die Nobili, nur maskirt zu diesem Spiele eintreten. S. d. Arti
Carneval.

Reduction, wörtlich Zurückführung, ist derjenige chemische Pr
zeß, wo einem verbrannten Körper derjenige Bestandtheil wieder entz
gen wird, mit welchem er sich während des Verbrennens zu einem Pr
ducte besonderer Eigenschaft vereinigt hatte. Nun ist Verbrennen (s.
Art.) aber jede Vereinigung eines einfachen Körpers mit einem solchen
der das gebundene Licht des andern ausscheidet und Wärm . dabei entwi
kelt; Reduction aber ist der entgegengesetzte Prozeß, nämlich die Entfe
nung jenes Körpers, der sich während der Verbrennung mit dem brenn
chen vereinigte oder die Zurückführung desselben in seine frühere Einfach
heit. Metallkalke, z. B. Bleikalk oder Mennige, sind Vereinigung von Me
tall und Sauerstoff durch Verbrennung; sollen sie reducirt werden, so muß
man dem Kalke den Sauerstoff entziehen; dies geschieht am leichtesten
durch Zusatz von Kohlenpulver und heftiges Glühen der Mischung, wobei
die Kohle mit dem Sauerstoffe zusammentritt, das Blei wieder Licht bin-
det und in seine vorige regulinische Einfachheit zurückkehrt. Dieses
Verfahren wird im Großen als Hüttenarbeit Anfrischen oder Verfrischen
genannt. Fs.

Rees, ein 1816 noch lebender ausgezeichneter Schriftsteller Eng-
lands, der Sohn eines dissentirenden (nicht zur englischen bischöflichen Kir-
che gehörenden) Geistlichen, in der Grafschaft Montgomery, war früher
ein Lehrer der Mathematik und Physik zu Horton, welche Stelle er aber
1785 aufgab. Als Schriftsteller ist er außer mehreren geistlichen Reden
bekannt durch seine Ausgabe von Chambers Encyclopädie (London 1781—
1786. 4 Vol. in Folio). Als dies Werk vergriffen war, wurde eine neue,
vermehrte Ausgabe veranstaltet, welcher Rees ebenfalls seinen Namen
vorsetzte, und die als wissenschaftliches Wörterbuch die französische Ency-
clopädie übertrifft. Es enthält bereits über 60 Bände 4., und ist der
Beendigung jetzt nahe.

Refectorium heißt in den Klöstern das gemeinschaftliche Speise-
zimmer der Mönche oder der Nonnen.

Reflexion, oder **Ueberlegung**, ist das Zurücktreten der Seele
in sich selbst, um den Eindruck, den ein Gegenstand auf sie gemacht hat, mit
Aufmerksamkeit zu prüfen und zu beurtheilen. Aufmerksamkeit auf äußere
Dinge, besonders wenn sie unwillkührlich ist, zieht die Seele von sich selbst
ab und nähert sie dem fremden Gegenstande; durch Reflexion aber zieht
sie sich wieder in sich zurück und reißt sich gleichsam los von allem, was nicht
sie ist. Willkührliche Aufmerksamkeit und Ueberlegung, diese beiden gros-
sen Vorzüge des Menschen vor dem Thiere, bilden, wenn sie in hervorleuch-

tendenStärke vorhanden sind, den großen Menschen. Die Aufmerksamkeit macht den scharfen Beobachter und Forscher der Außenwelt und Natur; die Ueberlegung den tiefen Denker, speculativen Geist. Kant theilt die Reflexion in zwei Arten ein: logische und transscendentale. Die erste besteht in Vergleichung der Begriffe unter einander, um die Einerleiheit oder Verschiedenheit, den Widerspruch oder die Uebereinstimmung zweier Vorstellungen zu bestimmen, um zu erfahren, ob ein Begriff analytisch sey, d. h. alles schon in sich enthalte, was das Prädicat ihm beilegt, oder synthetisch, welches sagen will, ob durch ihn etwas neues zu einem andern hinzukomme, ob einer von zweien, und welcher die Form oder die Materie enthalte u. s. w. Die transscendentale Reflexion vergleicht die Vorstellungen in Rücksicht auf das Erkenntnißvermögen, vor welches sie gehören, und untersucht die Art und die Bedingungen, unter denen unsere Begriffe und Urtheile entstehen, die Mitwirkung der Neigung, der Sinnlichkeit, des Verstandes, der Vernunft, des Interesses, der Gewohnheit; sie giebt, nach Kant, Reflexionsbegriffe, wodurch das Verhältniß der Dinge zu einander selbst, ob sie einerlei oder unterschieden sind, u. s. w. ausgedrückt wird, da jene, die logische Reflexion, nur Vergleichungsbegriffe gewährt, wodurch auch nur Begriffe beurtheilt werden.

Reflexion wird in der Optik die Zurückwerfung der Lichtstrahlen von dunklen, undurchsichtigen Körpern genannt, die zugleich Ursache der Sichtbarkeit dieser Körper ist. Hauptgesetz der Reflexion der Lichtstrahlen ist, daß dieselben stets unter demselben Winkel zurückprallen, unter dem sie auf den Körper fielen, folglich die unter einen rechten Winkel auffallenden in sich selbst zurückgebogen werden (s. weiteres hierüber unter dem Art. Optik). Je glatter eine undurchsichtige Fläche ist, desto regelmäßiger wirft sie die einfallenden Strahlen zurück. Hierauf gründet sich die Wirkung der Spiegel (s. diesen Artikel).

Refraction der Lichtstrahlen, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Refugiés (Flüchtlinge), werden die durch die Intoleranz und den Verfolgungsgeist Ludwigs XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen genannt, die nach der 1685 erfolgten Aufhebung des Religionsedictes von Nantes, der reformirten Lehre treu, nicht zu dem in Frankreich herrschenden Catholicismus zurücktreten wollten. Seit dem nach den abscheulichen, die Menschheit entehrenden Scenen der Bluthochzeit (s. d. Artikel) der gute Heinrich IV. durch das Edict von Nantes (s. d. Artikel) seinem Reich und seinen Unterthanen endlich den Frieden gegeben hatte, wenigstens äußerlich, war den reformirten Franzosen (Hugenotten) — man vergleiche den Artikel Hugenotten — Gewissensfreiheit und bürgerliche Rechte zugestanden worden, gleich ihren katholischen Brüdern. Als aber Heinrich durch Ravaillacs Mordmesser fiel, sein unwürdiger Sohn, der dreizehnte Ludwig, den Thron bestieg, da fing von neuem die kaum unterdrückte Zwietracht an, Frankreich zu erschüttern, denn zu kurz war Heinrichs Regierung gewesen, um die tiefgewurzelten Keime des Hasses zwischen den Bekennern der alten und neuen Lehre zu zerstören. Nach und nach durch List und Gewalt der Stärke beraubt, die allein ihnen Schutz gewähren konnte gegen ihre steten Dränger, blieb den Hugenotten nur noch der schwache Schatten der Rechte, die ihnen das Edict von Nantes sicherte, unter dieser und der folgenden Regierung von Ludwig XIV. — Dieser König, den seine Schmeichler den Großen nannten, fing endlich an, verleitet durch fanatische Priester und seine Maitressen, den Theil seiner unglücklichen Unterthanen zu verfolgen, den er selbst früher für seine treuesten erklärt hatte, (vergl. die Art. Hugenotten, Maintenon, Ludwig XIV.)

List, mehr noch Gewalt, wurde auf das empörendste angewendet, die Ir-
irrten, wie man die der neuen Lehre Zugethanen zu nennen beliebte —
den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, und alle Greuel, die inqui-
torischer Eifer früher über viele Länder brachte, erneuten sich in Frank-
reich. Dragoner, die in die Gegenden abgesandt wurden, wo Reformirte
wohnten, sollten durch unerträgliche Einquartierungslasten und Bedrückun-
gen aller Art, die Schlachtopfer des Fanatismus nöthigen, sich nach dem
Willen ihrer Dränger zu fügen, und wer dennoch dieses Elend dem Verrath
an der Ueberzeugung vorzog, fand entweder seinen Tod unter den Säbeln
dieser Satelliten der Tyrannei, oder mußte, getrennt von den Seinen, in
Kerkern, oder in trauriger Verweisung jenseit des atlantischen Oceans, sein
Leben hinbringen. Bei diesem gehäuften Elend suchten viele der Unglück-
lichen, mit Hinterlassung alles dessen, was dem Menschen lieb und theuer
auf Erden ist, mit Hinterlassung von Vaterland, eignem Heerd, Weib und
Kind — in fremden Ländern Schutz und Zuflucht, vorziehend ihre Ueber-
zeugung allen Erdengütern. Aber auch dieses einzige Mittel der Rettung
suchte der Despotismus ihnen abzuschneiden. Frankreichs Gränzen wa-
ren besetzt mit Schaaren von Söldnern, und wehe dem Armen, der in ihre
Hände fiel! — Dennoch gelang es über einer halben Million durch List,
Gewandtheit und öfters offene Gewalt, ihrem blutigen Vaterlande zu ent-
fliehen, und eine neue Heimath unter fremden menschlichern Fürsten zu
finden. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutschland, in die-
sem besonders Sachsen, Brandenburg, Hessen, nahmen die Flüchtlinge mit
redlicher Gastfreiheit auf, wie ein Jahrhundert später dieselben Länder die
schuldigen und unschuldigen Opfer der französischen Revolution. In meh-
reren dieser Länder ertheilten die Regierungen den Ankömmlingen gleiche
bürgerliche Rechte mit ihren alten Unterthanen, und die Kräfte, die ein be-
fangener und fanatischer König seinem eignen Lande entzog, dienten, nun-
mehr den Flor seiner Nachbarstaaten zu erhöhen; denn die größte Zahl die-
ser Refugiés bestand aus nützlichen Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten
und Handwerkern, die ihres Vaterlandes Kunstfleiß auf den fremden Bo-
den verpflanzten, und — besonders in den brandenburgischen Staaten —
größtentheils die Schöpfer der Fabriken wurden, die noch jetzt einen bedeu-
tenden Theil des innern Reichthums der preußischen Monarchie ausma-
chen, da dieses Land vor ihrer Einwanderung von solchem Erwerb noch fast
ganz entblößt war. — Aber so vortheilhaft die Ankunft dieser Unglücklichen
in dieser Hinsicht vielen Ländern war, so darf doch auch nicht übersehen wer-
den, daß auf der andern Seite mancher Nachtheil daraus wieder entsprang,
der freilich erst im Verlauf folgender Jahre sich zeigte, um so mehr, als er
durch die bereits erwähnte Einwanderung der durch die Revolution Ver-
triebenen nach ungefähr 100 Jahren verstärkt wurde; das Verderbniß
nämlich, das den deutschen Charakter bedrohte, der bis dahin schlichte Treue
und Biederkeit war, und der nun anfing, mit ausländischem Modetand
und gehaltloser Galanterie sich zu mischen. — Welche traurige Folgen
dies für das gemeinsame deutsche Vaterland gehabt hat, haben wir alle
gesehen; Folgen, die nicht eher sich wandten, bis der Deutsche wieder sich
entschloß, Deutscher zu seyn. — Doch darf uns diese allerdings trübe Be-
trachtung nicht ungerecht machen, weder gegen jene Flüchtlinge des sieb-
zehnten, so wie des achtzehnten Jahrhunderts, noch gegen unsere redlichen
Voraltern, die mit deutscher Gastfreiheit und Biederkeit sie aufnahmen. —
Uebrigens haben jene durch religiösen Fanatismus Vertriebenen mit ihren
spätern durch Revolutionsgreuel uns zugeschickten Brüdern fast nur das
Unglück gemein. Die Ersteren waren fast durchgehends redliche, dem

Staate nützliche Bürger; die Zweiten, mit vielen herrlichen Ausnahmen freilich, ein Haufe Menschen, der nichts mitbrachte — als die Verderbniß der feinen französischen Welt. —

Regalien (jura regalia), sind solche Rechte, welche außer dem Inbegriffe der Hoheitsrechte eines Herrschers an sich liegen und demselben nur in Voraussetzung eines besondern Rechtsgrundes zustehen. Falsch ist es also, wenn man auch wesentliche Gewalten der Regierung, wie die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, in den Begriff der Regalität zieht. Denn diese Gewalten sind gegeben oder sind da, um das Eigenthum zu schützen, und es zum gemeinen Besten zu leiten, nicht aber, um ganze Gattungen realer Objecte des Privatrechts unter der Firma der Regalität so in die todte Hand zu versetzen, daß es dem Bürger nur durch Concession oder unvordenkliche Verjährung möglich wird, sie wieder für sein Commerz zu gewinnen. Es unterscheiden sich also die regalistischen Rechte von den übrigen eigentlichen Hoheitsrechten dadurch, daß jene Eigenthum zum Objecte haben, diese aber nicht, von dem andern Eigenthume des Herrschers aber wieder, weil er dieses privatmäßig besitzt, die Regalien hingegen hoheitlich ausübt. Daher können wir Schmalz zu Berlin nicht beipflichten, wenn dieser behauptet, daß aus dem Nationaleinkommen das Staatseinkommen bloß auf zweifache Weise gezogen werde, durch Domänen oder Abgaben, und daß, ob man gleich als dritte Art die Regalien hinzuzufügen pflege, solche am Ende doch nur entweder zu den Domänen oder Abgaben gehörten. Die Regalien scheinen uns vielmehr zwischen beiden in der Mitte zu stehen, indem bei ihnen die zwei ganz diversen Rechte, Hoheit und Privateigenthum, in Einer Hand coincidiren. — Ob nun gleich kein Regent ohne specielle Nachweisung aus den Landesgrundgesetzen Objecte des Privatrechts bei der gezeigten Singularität oder Regalität dazu ziehen kann, so hat man doch leider in der Vorzeit sich nicht hierauf beschränkt, sondern mit der nach dem Sturze der Feudalanarchie eingetretenen wahren Staatsverwaltung, welche viele Staatsbedürfnisse herbeigeführt, zügellos die Regalität, um den Schein der Erhöhung der Abgaben zu vermeiden, extendirt. Allein auch die schlechteste Art, Auflagen zu erheben, ist für das Volk weniger drückend, als solche Lähmungen seines Fleißes. — Seit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes giebt es kein Regal mehr, das nach einer rechtlichen Nothwendigkeit durch ganz Deutschland gilt. Trifft man noch jetzt ein und dasselbe gänzlich conform in sämmtlichen deutschen Staaten an, so ist dies bloß zufällig. Die nun folgenden Regalien sind daher bloß solche, welche sich in den meisten deutschen Staaten vorfinden. Den ersten Platz rücksichtlich der Universalität verdient wohl die Regalität der **Fossilien**. Nur sind bei den Metallen die edlen von den unedlen zu unterscheiden, weil jene besonders in den deutschen Territorien regalisch zu seyn pflegen. Das **Salz**, in so fern vom Steinsalze die Rede ist, steht unter den von den Fossilien geltenden Grundsätzen. Das Recht der Benutzung der **Salzquellen** hingegen besteht für sich; es sollten aber nur solche Quellen zur Regalität gezogen werden, welche auf den Domänen und Kammergütern entdeckt worden sind. Bei **Flüssen** sind die größern von den kleinern zu unterscheiden. Jene nur sind gewöhnlich ein Eigenthum des Staats, welchem denn die vielfache Benutzung derselben durch Fischerei, Flöß-, Mühlenanlegung u. s. w. zukommt. Was die **Wege** betrifft, so wird deren Regalität stets nur auf Land- und Heerstraßen bezogen. Auch kommt hierbei weniger eine Collision mit dem Eigenthume der Einzelnen, als mit dem des Staats vor. Das Recht der **Jagd** macht, wo es den Bürgern und Bauern zusteht, viele Müßiggänger, und kann daher

von der Regierung recht gut in Verwaltung genommen werden. Nur
der Ertrag davon wieder zum Besten des Landes, oder vielmehr der So
mun, der das Recht der Jagd (die freie Pürsch) entzogen worden, a
gewendet werden. Endlich ist in vielen Staaten auch die Regalität a
manche herrenlose Sachen erstreckt, in einer weiten Ausdehnung, z.
B. in Sachsen. Uebrigens ist es irrig, wenn man die Regalität bloß a
Sachen, nicht aber auch zugleich auf Facta bezieht. Die realen Objec
des Privatrechts sind sowohl Sachen als Arbeit, und bei beiden kann D
Frage von Regalität entstehen. Es kann daher auch von der Regalit
der Gewerbe die Rede seyn. Nur muß man hiervon die Gewerbslei
tung, welcher sich die Regierung aus polizeilichen Gründen unterzieh
wohl unterscheiden. — Der Name Regal rührt aus dem longobardischen
Königreiche her. Als nämlich König Friedrich I. im Jahre 1158 die Stad
Mailand erobert hatte, hielt er es der Städte und der Großen wegen fü
rathsam, zu bestimmen, welche Rechte ihm als Kaiser und König in Ita
lien zuständen. Er übertrug dieses Geschäft, wahrscheinlich um den Schein
der Parteilichkeit zu vermeiden, einigen römischen Rechtsgelehrten zu Bo
logna, welche auch bald mit Zuziehung einiger Deputirten aus den Städten
ein Verzeichniß der kaiserlichen Rechte in Italien entwarfen. So entstand d
die bekannte II. F. 56 befindliche Constitution, die, wenn sie auch häufig
in Deutschland als Modell benutzt, doch darin nie als Gesetz recipirt wor
den ist. Sie beginnt mit dem Worte Regaliae — wovon der Name
Regal entlehnt worden ist. En.

Regatta ist eine öffentliche Lustbarkeit in Venedig, die darin besteht,
daß eine Anzahl Bote vom Marcusplatz an einen Wettlauf auf den die
Stadt durchkreuzenden Canälen halten. In jedem Boot ist nur eine Per-
son, und die, welche zuerst das gesetzte Ziel erreichen, erhalten kleine Prä-
mien an Gelde. Die Menge der Zuschauer, die in prächtig geschmückten
Gondeln sich einfinden, diesen Wettlauf anzusehen, und die zahlreich zu die-
sem Volksfest sich einstellenden Fremden aus benachbarten Städten sind
bei der ganzen Sache das Sehenswürdigste. 1775 gab die Republik Vene-
dig zu Ehren der Gegenwart Kaisers Joseph II. ein solches Fest, das eine
ungeheure Menschenmenge herbeizog.

Regel-de-Tri, s. Rechenkunst.

Regen — das Herabfallen des Wassers aus den Wolken in Gestalt
der Tropfen. — Das Wasser befindet sich entweder schon tropfbarflüssig
als Dunstbläschen in der Luft, oder elastischflüssig in feine Bestandtheile
aufgelöst. Im ersten Falle giebt es die Erscheinung der Wolken oder des
bedeckten Himmels, im zweiten Falle ist der Himmel heiter. Zerplatzen
diese Dunstbläschen, welches durch mehrere Ursachen geschehen kann, so bil-
det das Wasser, als tropfbarflüssige Materie, Tropfen, welche vermöge
der Schwere aus der Luft herabfallen, und es entsteht der Regen. Befin-
det sich das Wasser in seine Bestandtheile (Wasserstoffgas und Sauerstoff-
gas) aufgelöst in der Luft, so geschieht durch ein drittes hinzukommendes,
z. B. durch die Electricität, die Vereinigung beider. Es entstehen daher
oft bei heiterm Himmel Wolken, und es erfolgt endlich der Regen. Ge-
wöhnlich fällt der Regen aus Wolken herab, und die dunkelsten geben das
meiste Wasser; es ist nur selten, daß im Sommer bei heiterm Himmel,
stiller Luft und großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken
sind, desto sparsamer und feiner sind die Regentropfen. Ist der ganze Him-
mel gleichförmig bedeckt, so erfolgt ein Landregen; werden nur einzelne
schwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung getrieben, Strichre-
gen. Verdichten oder vereinigen sich die Dünste, die eine Wolke bilden,

gleichförmig und langsam von unten nach oben, so fallen langsam kleine Tropfen (Staubregen, Naßniedergehen); fängt die Verdichtung von oben an, so werden die Tropfen durch die im Fallen sich mit ihnen im untern Theile vereinigenden Dünste größer. Verdichtet sich, wie bei großem Winde, oder bei einem Gewitter, eine Wolke plötzlich, so fallen sehr große Tropfen, oder das Wasser stürzt in Masse herab (Platzregen, Wolkenbruch). — Man kennt noch kein Beispiel, daß in unsern Gegenden der Durchmesser der Regentropfen bis auf ¼ Zoll betragen hätte, in der Nähe des Aequators aber soll er bisweilen über einen Zoll betragen. Vermöge des Widerstandes und der Bewegung der Luft fallen die Tropfen nur langsam und in schiefer Richtung, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig, als beschleunigt wird. Ohne den Widerstand der Luft würden schon sehr kleine Tropfen von 6000 Fuß Fallhöhe mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel die Oberfläche der Erde erreichen, und ein einziger Regen würde eine große Verheerung anrichten. Die Menge des Regens hängt gewöhnlich von dem Clima, der Lage und andern Beschaffenheiten eines Landes ab, und ist darum sehr ungleich. Kraft rechnet im Durchschnitt in Petersburg jährlich nur 40, Muschenbroek in Leiden 107, Lambert in Chur 115, und Bergmann in Abo (Schweden) 146 Regentage. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts begannen sorgfältigere Beobachtungen über die Menge des jährlich an verschiedenen Orten fallenden Regens (Schnee, Hagel, Thau, Reif u. dgl. mit eingerechnet). Bisson giebt aus der Connoissance de tems eine Uebersicht der von 1702 bis 1737 jährlich zu Paris gefallenen Regen und Schneemenge und eine Tafel der jährlichen Menge des Regens von sieben und zwanzig verschiedenen Orten und Gegenden. In Reisebeschreibungen findet man noch mehr angegeben. Nach Bergmann, der 30 Zoll für die mittlere Zahl des jährlich auf dem ganzen Erdboden fallenden Regens u. s. w. annimmt, beträgt die Menge des jährlichen Niederschlags auf der ganzen Erdfläche 1016 geographische Kubikmeilen. Im Ganzen genommen muß der Niederschlag aus der Atmosphäre der Summe aller ihr zugeführten Ausdünstungen gleich seyn. Nach zuverlässigen Beobachtungen ist die Regenmenge auf den Gipfeln der Berge geringer als am Fuß derselben. Da in der Atmosphäre mancherlei fremdartige Materien sich befinden, auch leichte Körper von der Luft emporgehoben, und eine Zeit lang darin erhalten werden können, so ist es wohl nicht befremdend, daß der Regen bisweilen heterogene Dinge mit sich bringt, oder in seiner Farbe etwas besonderes zeigt. Daraus sind wahrscheinlich die übertriebenen und abenteuerlichen Erzählungen des Alterthums und der mittlern Zeit von Wunderregen entstanden, wobei man manches für mit dem Regen herabgefallen hielt, was gar nicht aus der Atmosphäre gekommen war.

μ....ν.

Regenbogen, die schöne glänzende Lufterscheinung, welche sich zeigt, wenn die Sonne dem Zuschauer im Rücken steht, und in den ihm gegenüber herabfallenden Regen scheint. Gewöhnlich sieht man zwei Regenbogen zugleich, welche concentrisch sind. Der innere ist der Hauptregenbogen, und hat die lebhaftesten Farben; die Farben des äußern sind schwächer. Bisweilen erblickt man innerhalb des Hauptregenbogens noch Stücke anderer Bogen von sehr matten Farben. Von innen nach außen gerechnet folgen die Farben des Hauptregenbogens in eben der Ordnung, wie im prismatischen Sonnenbilde — violet, indig, blau, grün, gelb, orange, roth; im äußern ist die Farbenfolge umgekehrt. Außer diesen leicht in die Augen fallenden Hauptfarben des Regenbogens sieht man noch eine unendliche Menge von Farben, die sich unvermerkt in einander verlaufen,

Der Halbmesser des Hauptregenbogens begreift 40° bis 42°, der des ä[ußern], 51° bis 54°. Da der Mittelpunkt beider Bogen der Sonne ge[rade] entgegengesetzt ist, so erscheint ein völliger Halbkreis über dem Horizo[nt], wenn die Sonne eben auf- oder untergeht. Regnet die Wolke nicht an al[len] Stellen, oder stehen nur einzelne unterbrochene Regenwolken am Hi[m]mel, so sieht man nur einzelne Stücke des Bogens, die man Regen g[al]len nennt. Die Entstehung des Regenbogens läßt sich durch Hülfe [der] Mathematik völlig aus den erwiesenen Gesetzen der Brechung der So[n]nenstrahlen, und der verschiedenen Brechbarkeit und Zerstreuung der [ge]färbten Lichtstrahlen erklären. Will man sich eine deutliche und sinnli[che] Vorstellung von der Bildung des Regenbogens machen, so lasse man [auf] eine gläserne mit Wasser angefüllte Kugel Sonnenstrahlen in einem [ge]wissen Winkel fallen, und man erblickt auf einer weißen Wand, welche [die] gefärbten Lichtstrahlen auffängt, verschiedene gefärbte Bogen, im Klei[nen] einen wahren Regenbogen, weil die Sonnenstrahlen hier auf eine ähnli[che] Art wie in den Regentropfen gebrochen werden. Stellt man das Auge [so], daß die Gesichtslinie mit den Sonnenstrahlen einen Winkel von 42° bi[l]det, so sieht man an der untern der Sonne abgewandten Seite der Ku[gel] ein sehr lebhaftes Roth; wird dieser Winkel nach und nach um 2° verkleinert, so erscheint nach und nach gelb, grün und blau; wird der Win[k]kel bis auf 51° vergrößert, so erscheint roth auf der obern der Sonn[e] zugekehrten Seite der Kugel und die übrigen Farben folgen, wenn man den Winkel nach und nach um 4° vergrößert. Hieraus ergiebt sich auch, warum bei uns in den längsten Tagen um Mittag kein Regenbogen zu s[e]hen ist. — Bei stürmischem Meere, wo die Wellen sich häufig in Tropfen zertheilen, bilden die Sonnenstrahlen in denselben umgekehrte Regenb[o]gen, deren man oft 20 bis 30 zugleich sieht. Sie haben gewöhnlich nur zwei Farben, gelb gegen die Sonne und blaßgrün auf der andern Seite. Des Morgens sieht man auch oft die Regenbogenfarben in den Thautr[o]pfen auf den Wiesen, wo der Regenbogen hyperbolisch oder elliptisch ist. Zuweilen beobachtet man auch Regenbogen des Nachts, die durch die Brechung und Zerstreuung der farbigen Strahlen des Mondlichts in den Regentropfen entstehen; sie sind jedoch sehr blaß, und bilden gemeiniglich nur weiße und gelbe Bogen. *μ....s.*

Regenelectrometer ist ein isolirtes, mit einem gewöhnlichen Electrometer (s. d. Art.) versehenes Gefäß, und dient das Mehr oder Minder der Electricität des hineinfallenden Regens anzugeben.

Regenmesser. Das **Ombrometer** oder der Regenmesser ist ein Instrument, das die Menge des in einer gewissen Zeit gefallenen Regens bestimmt und aus einem oben offenen gläsernen oder metallenen Gefäß besteht, an dem, an dem untern, enge zulaufenden Theil, eine an ihrem andern Ende verschlossene Glasröhre angebracht ist. Der in das Gefäß sich ergießende Regen steigt nun natürlich durch die Oeffnung in die Glasröhre, und zeigt somit durch seinen höhern oder niedern Stand die Menge des gefallenen Wassers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Oeffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß stehenden Röhre angebracht sind.

Regensburg, ehemals eine freie Reichsstadt im bayerischen Kreise an der Donau, jetzt zum Königreich Bayern gehörig, eine der ä[l]testen Städte Deutschlands. Diese nach alter Art gebaute und etwas be[festigte] festigte Stadt war seit der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der Sitz der deutschen Reichsversammlung und Reichstage, bis in unsre Zeiten mit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes dieses sowohl als

die

die bis dahin behauptete Reichsfreiheit der Stadt wegfiel. Der größte Theil ihrer auf 25,000 sich belaufenden Einwohner ist der evangelisch-lutherischen Confession zugethan. Während der stürmischen Zeiten des französischen Revolutionskrieges sowohl, als später in den fast noch blutigern von Napoleons Gewaltherrschaft, hat Regensburg durch Heerzüge und 1809 durch die in und um seine Mauern gefochtene Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen viel gelitten. Mehrere alterthümliche Gebäude, besonders die sehr feste und kühn gebaute Donaubrücke, zieren die Stadt. Durch den Reichsdeputationsschluß von 1803 verlor die Stadt ihre Selbstständigkeit, und wurde sammt dem Bisthum, — das der Pabst 1804 zu einem Erzbisthum erhub — dem Kurerzkanzler zugetheilt; als aber Napoleon 1810 den Primatischen Staat zu einem Großherzogthume machte, und mit Hanau und Fuld vergrößerte, ward Regensburg von demselben getrennt, und mit Bayern vereinigt. Eine Zeit lang, in der Zwischenperiode, ehe Regensburg an die Krone Bayern kam, gehörte es unter dem Namen eines Fürstenthums zu den Besitzungen des damaligen Fürsten Primas (s. d. Art. Großherzogthum Frankfurt).

Regent (Prinz), von Großbritannien und Irland, Georg Friedrich August, Prinz von Wales, geboren den 12ten August 1762, Sohn Georgs III. Seine Gemahlin ist Caroline Amalie Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig Wolfenbüttel, mit welcher er am 8ten April 1795 zu London vermählt wurde. Schon frühe stellte sich dieser Prinz an die Spitze der Opposition, mit deren wichtigsten Häuptern Fox, Burke, Sheridan und Andern er in sehr vertrauten Verhältnissen lebte. So sehr er sich auch hiedurch und durch die öftern Beweise seiner liberalen Gesinnungen die Gunst des Volks zu erwerben suchte, so verdunkelte doch ein überwiegender Hang zur Verschwendung seine glänzenden Eigenschaften. Mehrere Male mußten ungeheure Schulden, in die er sich gestürzt hatte, von der Nation bezahlt werden, und er lebte mit der königlichen Familie mehrere Jahre hindurch nicht in dem besten Vernehmen, wozu außer dem Angeführten auch wohl sein inniges Verhältniß mit Lady Fitzherbert Anlaß gab. Schon im Jahre 1792, als die Gemüthskrankheit Georgs III. nur eine langsame Genesung hoffen ließ, wünschte die Oppositionspartei dem Prinzen von Wales die Regentschaft übertragen zu sehn; allein Pitt und seine Anhänger, welche sowohl für das Königreich selbst, als für ihren eignen Einfluß von den Gesinnungen des Prinzen viel besorgen zu haben glaubten, wußten es zu hindern. Vergebens bemühte sich der Prinz im Jahre 1803, als England von Frankreich mit einem Ueberfall bedroht wurde, um eine Befehlshaberstelle bei der Landmacht, „weil er durch sein Beispiel dem Staat nützlich seyn wollte, und kein Ereigniß ihm das Unglück vergüten könne, an dem ehren- und gefahrvollen Kampfe nicht Theil genommen zu haben.“ Dies Begehren wurde ihm aber von seinem Vater abgeschlagen, und der Prinz von Wales ertrug mit edler Unterwerfung und Verzichtleistung die Nichterfüllung seines Lieblingswunsches, so wie die Kränkung, daß sein jüngerer Bruder, der Herzog von York, ihm vorgezogen, u. zum Generalkommandanten der brittischen Landmacht ernannt wurde. Er versöhnte sich mit dem letztern (1804) bei Gelegenheit der Krankheit des Königs öffentlich. Für jene Zurücksetzung wurde dem Prinzen von Wales späterhin die schönste Vergütung, als ihm am 6ten Februar 1811 auf einmüthiges Verlangen der Nation wegen der fortdauernden Gemüthszerrüttung des Königs die Regentschaft übertra-

gen wurde. Hier zeigte er in der wichtigsten Crise, wo es nicht blo
Existenz und Unabhängigkeit Englands, sondern ganz Europa's
eine unerschütterliche Festigkeit und Kraft, wodurch er sich als Herr
und Staatsmann den Dank und den Ruhm aller Jahrhunderte gesi
hat. Bei Uebernahme der Regentschaft erklärte er seinen Vorsatz, „
Pflicht gegen den Staat seine Lieblingsneigungen aufopfern zu wo
da er keiner Vorliebe zu folgen, keinen Groll zu befriedigen, und k
Zwecke zu erreichen habe, als die ihm mit dem Reiche gemeinschaf
wären." Die Geschichte stellt leider viele Beispiele von Fürsten a
welche ihre öffentlichen Verpflichtungen ihren Privatneigungen aufop
ten, keinen aber nennt sie uns, der wie der Prinz-Regent von Engl
in seinem öffentlichen Leben das Wohl des Staats mehr als alle früh
Verhältnisse bei sich gelten ließ. Daher gieng er auch als Regent, w
Erwarten der Oppositionspartei, mit voller Ueberzeugung in die Ma
regeln der Minister ein, und verfolgte, weil er die Richtigkeit die
Maßregeln erkannt hatte, dieselben mit der größten Ausdauer und B
harrlichkeit. England stand allein, ein Fels im Meere, gegen das
gemeinsames Joch verbündete Europa. Der durch Wort und That ta
send Mal ausgesprochene Zweck des Unterdrückers war der Ruin Gro
britanniens, die Zerstörung des Handels, die Unterdrückung alles frei
Geistesverkehrs, und die Eroberung der Welt. England konnte m
Spaniens Aufopferung in diesem wichtigen Moment sich einen glänzend
Frieden erkaufen, aber edel und kraftvoll wurde die Halbinsel mit al
Bedürfnissen zum Kriege von brittischer Seite unterstützt, die Macht d
Tyrannen wurde getheilt und gehemmt, und hier fragt es sich, wo
Europa jetzt seyn würde, wenn der hochherzige Prinz-Regent, statt se
ner klaren Ansichten und seiner Ueberzeugung zu folgen, dem Rathe d
Oppositionspartei, mit der er früher so befreundet war, Gehör gegeb
hätte. Als im Frühjahr 1813 die Heere der Verbündeten sich zurückzi
hen mußten, als die letztern durch Mißgeschick in dem Kampfe gegen de
Feind der Menschheit niedergeschlagen, schon im Begriff standen, de
von ihm angebotenen Frieden anzunehmen; da waren es der Prinz-Re
gent und seine Minister, die, obgleich auch im Innern von einer mäch
tigen, den Frieden verlangenden Partei bestürmt, jenes Anerbieten
Bonaparte's in der vollen und wahren Ueberzeugung verwarfen, daß die
ser Friede doch nur bestandlos und verrätherisch seyn, und blos dazu die
nen würde, die Kräfte des Feindes zu sammeln, und den Eifer der ve
bündeten Heere zu erkalten. Dadurch ward nicht blos England und E
ropa; dadurch wurde die ganze Menschheit von der Unterjochung gerett
Daß aber nicht blos den brittischen Ministern, sondern auch dem erhab
nen, geist- und kraftvollen, blos für das Wohl seines Vaterlandes u
der Menschheit beseelten Regenten der Ausgang dieser Verhandlung z
zuschreiben sey, wird gewiß jeder, der die englische Verfassung und d
wichtigen Einfluß des Staatsoberhaupts auf die öffentlichen Maßregel
kennt, um so mehr zugestehn, wenn man die Gesinnungen des Prin
Regenten in Erwägung zieht. Einige englische Schriftsteller werfen de
Prinz-Regenten Unzugänglichkeit und Vernachläßigung seiner früher
Freunde vor, welches mit andern Worten wohl nichts weiter bedeute
als daß er während seiner Regentschaft dem Wohl seiner Jugendfreun
dasjenige des Staats hätte opfern sollen. Der Grund dieser und ma
cher andern Beschuldigungen und Nachreden gegen den Prinz-Regente
liegt ohne Zweifel in der Zurücksetzung der Oppositionspartei, die von se
ner Regentschaft sich mehr Vortheile versprach, wie sie erlangte. Di

häuslichen Verhältnisse des Prinz-Regenten, welche in ganz Europa Aufsehen veranlaßten, waren eben so unglücklich, wie das eheliche Leben seiner Aeltern glücklich und musterhaft war. Da seine Gemahlin mehrere Jahre getrennt von ihm gelebt hatte, so machte am 4ten Juli 1814 der Lord Castlereagh im Unterhause die Motion, daß, da diese Trennung als definitiv müsse angesehen werden, das jährliche Einkommen der Prinzessin auf 500,000 Pf. Sterl. erhöht werden möchte, welcher Vorschlag einmüthig angenommen wurde. Die Prinzessin erklärte aber, daß sie sich jährlich mit 35,000 Pfund begnügen wolle, reis'te bald darauf auf das feste Land ab, und ging über Braunschweig, Kassel und Frankfurt nach Italien, wo sie Mailand, Florenz, Rom und Neapel besuchte. Im folgenden Jahre kaufte sie den reizenden Landsitz d'Esta an dem Ufer des Comersees, den sie sehr verschönerte und zu ihrer gewöhnlichen Residenz einrichtete. Im J. 1816 machte sie, nachdem sie sich vier Monate in Sicilien aufgehalten, und die berühmten Ruinen von Karthago und Utica bei Tunis besucht hatte, eine Reise nach dem Bosphorus, Griechenland und Palästina. Sie suchte und sammelte überall kostbare Denkmale der Kunst und des Alterthums, welche, vereint mit so vielen andern, die sie schon besitzt, ein wissenschaftliches Museum bilden, das ihrer prächtigen Villa einen neuen Glanz giebt. Eine zu Athen bestehende literarische Gesellschaft hatte sie durch reiche Geschenke aufgemuntert, und den Mönchen des gelobten Landes eine jährliche bedeutende Summe ausgeworfen, um ihrer äußersten Dürftigkeit zu Hülfe zu kommen. Zu Pera und Bujukdere hatte sie zehn Tage verweilt, ohne einen Fuß in die Stadt Constantinopel zu setzen; doch erhielt sie ansehnliche Geschenke aus den Händen des Siegelbewahrers, des Reis-Effendi. Am 15ten September landete sie wieder an der Küste von Italien, ging dann nach Rom, und übergab dem Papst mehrere aus Jerusalem mitgebrachte Seltenheiten und Reliquien. Da sie auf einem unbewaffneten Schiffe reis'te, so war sie mehreremale von Seeräubern verfolgt worden. — Im Frühjahre 1817 erschien sie in Wien. Da man aber an dem kaiserlichen Hofe Schwierigkeiten machte, sie zu empfangen, und die englischen diplomatischen Personen vor ihrer Ankunft sich entfernt hatten, so war ihr Aufenthalt daselbst sehr kurz. — Die Prinzessin Charlotte (geb. den 7ten Januar 1796) ist die einzige Frucht ihrer Ehe. Sie war dem Kronprinzen von den Niederlanden (1814) zur Gemahlin bestimmt, diese Verbindung wurde jedoch nicht vollzogen; dagegen hat sich die Prinzessin zu Anfang des J. 1816 mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg verlobt. N. P.

Regent (Prinz von Portugal), Johann Maria Joseph Ludwig, Prinz von Brasilien), geboren den 21. Aug. 1761, vermählt den 15ten Juli 1799 mit Charlotte Joachime, Tochter König Carls IV. von Spanien. Ueber seinen Charakter und seine Regierung ist im siebenten Bande, unter dem Artikel Portugal, das Erforderliche gesagt worden. N. P.

Regent, Regentschaft. Unter Regent im Allgemeinen versteht man 1. jedes Subject, welches zur Regierung einer Gesellschaft befugt ist; daher ist im weitern Sinne 2. der Regent eines Staats derjenige, welcher die Rechte des Staats verfassungsmäßig unabhängig ausübt. Im engern Verstande versteht man unter einem Regenten aber dasjenige Subject, welchem wegen Abwesenheit oder Unvermögens des wirklichen Staatsoberhaupts die Ausübung der höchsten Staatsgewalt übertragen ist. Regentschaft ist folglich im letztern Sinne die Ausübung der Rechte des Staats während der Abwesenheit oder der Unfähigkeit des wirklichen Staatsoberhaupts. Das Recht zur Regentschaft kann sich auf Gesetz, Ver-

trag oder letzten Willen gründen. Gesetzlich ist es dann, wenn es e
durch die Verfassung des Staats ausdrücklich bestimmten Person
kommt. Conventionell hingegen, wenn durch einen Vertrag des St
oberhaupts oder der Nation einer Person die Regentschaft übertra
wird. Durch eine letztwillige Verordnung kann nur alsdann ein Sta
oberhaupt gültig eine Regentschaft anordnen, wenn keine auf Gesetze
gründete Befugniß eines Dritten zur Regentschaft dieser Anordnu
entgegensteht; und dasselbe gilt auch in Rücksicht der conventione
oder vertragsmäßigen Regentschaften. Da häufig die Fälle eintret
daß das Staatsoberhaupt, in so fern es Eine Person ist, durch Abwes
heit oder andere Ursachen an der eignen Ausübung der Staatsgen
behindert seyn kann, so hat es auch von jeher viele Regentschaften ge
ben. Wir führen nur aus den neuern Zeiten diejenigen an, die einen
sonders nachtheiligen oder vortheilhaften Einfluß auf das allgeme
Wohl hatten, oder sich durch irgend eine besondere Merkwürdigkeit au
zeichneten. Traurig in ihren Folgen für Frankreich, und eben so trau
für ganz Europa war die Regentschaft Philipps, Herzogs von Orlea
während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich (von 17
bis 1723) s. Orleans. In den neuesten Zeiten sehen wir die Rege
schaft des damaligen Herzogs von Südermannland, jetzigen Königs C
XIII. von Schweden, während der Minorennität Gustavs IV. (v
29sten März 1792 bis zum 1sten November 1796, vergl. auch Armfe
Rudenskiöld und Schweden). Wohlthätig nicht bloß für das Wohl v
Deutschland und Europa, sondern für die Nachwelt, war und ist die R
gentschaft Georg Friedrich Augusts, Prinzen von Wales (s. Regen
Prinz, von England). Keinen bleibenden Eindruck auf das Wohl u
Wehe der Menschheit werden die gleichfalls in unsern Zeiten Statt g
habten Regentschaften der vormaligen Kaiserin von Frankreich, Mar
Louise, und der Königin von Etrurien, gleiches Namens (s. Marie Lo
se), haben. Desto wohlthätiger und ruhmvoller aber war, nicht bloß f
seine, sondern auch für andere Nationen, rücksichtlich des freien Geiste
und Handelsverkehrs, und mancher vortrefflichen Einrichtungen, d
Mitregentschaft des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, von 1784
bis 1808, wo er unter dem Namen Friedrich VI. den dänischen Thr
bestieg (s. Dänemark). Merkwürdig ist es übrigens, daß in den letzt
zwei Jahrzehenden in Europa drei königliche Regentschaften von d
Kronprinzen wegen Geisteszerrüttung und Wahnsinn der wirklich
Staatshäupter übernommen und geführt worden, nämlich die Regen
schaft von Großbritannien (s. Regent, Prinz, von England), von Po
tugal (s. Regent, Prinz, von Portugal), und die obenerwähnte v
Dänemark. N. P.

Reggio, ein in Oberitalien gelegenes Herzogthum, das frü
dem Herzog von Modena gehörig, durch die Franzosen zur cisalpinisc
Republik, dann zum Königreich Italien geschlagen wurde, nach d
98. Art. des Wiener Congreßinstruments aber wieder an den Er
der modenesischen Lande, den Erzherzog Franz von Oesterreich, zurü
fiel. Die Hauptstadt des Landes, gleichfalls Reggio genannt, zä
gegen 20,000 Einwohner. Ein zweites Reggio, das in Calabri
liegt, litt 1783 durch das dieses Land verheerende Erdbeben außer
dentlich.

Regie heißt die vom Staat unmittelbar betriebene Verwaltu
der landesherrlichen Einkünfte, als Accise, Zölle u. s. w. Durch Fr

[drich] II. wurde sie in den preußischen Staaten eingeführt (s. d. Artikel [Fr]iedrich II. und Preußen).

Regierung, Regierungsrechte. Regierung nennt man im [enger]n Sinne die verfassungsmäßige Ausübung der Rechte eines Staats [durch] die höchste Gewalt desselben. Im weitern Sinne werden auch die-[jenig]en Collegien, welche im Auftrage der höchsten Staatsgewalt jene [Recht]e ausüben, Regierungen genannt. So lange die Menschheit im [Stan]de der Rohheit und Uncultur lebte, kannte sie keine Regierungen. [Jede]r war sein eigner Regent und Beherrscher, und übte, wo es ihm ge-[lege]n war, das Recht des Stärkern, oder wich dem Stärkern aus. Durch [ihre] täglich wachsende Menge, und durch ihren Hang zur Geselligkeit, so [wie d]urch das Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung mehr einander ge-[näh]ert, kamen die Menschen wegen ihrer Rechte und Ansprüche in häu-[fige] Verwickelungen, und unterwarfen sich theils freiwillig, theils ge-[zwu]ngen, einzeln und in ganzen Gesellschaften, der Oberherrschaft und [dem] Schutze derer, die physische oder geistige Fähigkeiten und Kräfte ge-[nug] besaßen, sie gegen fremde Bedrückungen und Angriffe zu sichern. [So] bildeten sich aus diesen Gesellschaften die ersten Staaten, und aus [der] Veranlassung ihrer Entstehung lassen sich zwar nicht die höchst ver-[sch]iedenen Formen der Regierungen, aber doch die Rechte derselben ent-[wi]ckeln. Diese Regierungsrechte nun sind entweder allgemeine oder besondere. Die allgemeinen bestehen 1. in der aufsehenden Gewalt, oder der Befugniß des Staatsoberhaupts, in dem Staate von allem dem, was mit dem Wohl desselben in Beziehung steht, Bericht zu verlangen; 2. in der beurtheilenden Gewalt, oder dem Rechte zur Bestätigung, Mißbilligung und Verwerfung neuer, von den Staatsgliedern getroffener Einrichtungen; 3. in der gesetzgebenden Macht oder der Befugniß, in Gemäßheit der Staatsverfassung verbindliche Verordnungen, wodurch die Rechte und Verpflichtungen der Staatsbürger gegen einander und gegen den Staat bestimmt werden, zu erlassen; 4. in der vollstreckenden Gewalt, oder dem Rechte, die in Rücksicht des Staats gefaßten, der Verfassung desselben gemäßen Beschlüsse in Ausführung zu bringen. Die besondern Regierungsrechte sind 1. das Vorstellungs- (Repräsentations-) Recht, vermöge dessen der Regent den von ihm beherrschten Staat vorstellt, dessen Verpflichtungen erfüllen muß, und seine Befugnisse ausüben darf; 2. die Militärgewalt (Jus armorum), wonach dem Staatsoberhaupte das Recht zusteht, das Kriegswesen anzuordnen, Truppen auszuheben und zu halten, Zeughäuser, Festungen, Magazine anzulegen u. s. w.; 3. das Recht zu Besetzung der Staatsämter, und zur Bestätigung der Staatsbeamten; 4. das Recht der Finanzen (Finanzgewalt), ist die Befugniß des Staatsoberhaupts über die Einkünfte des Staats in Gemäßheit der Verfassung und der Zwecke desselben zu verfügen; 5. die Justizgewalt oder das Recht, die Befugnisse des Staats gegen die Glieder desselben, so wie auch dieser gegen einander zu verfolgen, oder durch dazu angeordnete Behörden verfolgen zu lassen; 6. die Polizeigewalt, welche das Recht enthält, in dem Staate alle Hindernisse der innern Sicherheit abzuwehren, und die Mittel zu Beförderung derselben anzuordnen. Die von 1 bis 6 genannten besondern Rechte nennt man auch innere Regierungsrechte, weil sie das innere Staatswohl zum Zwecke haben. Die besondern Regierungsrechte, welche die äußere Sicherheit u. das äußere Wohl des Staats bezwecken, sind 1. das Recht der Bündnisse, vermöge dessen der Regent mit an-

dern Staatshäuptern Verträge zur Vertheidigung und Verfolgung d. Rechte und Ansprüche seines Staats, seiner Person und seiner Würd so wie auch zur Beförderung des Verkehrs seiner Unterthanen mit d. Bürgern anderer Staaten u. s. w. schließen darf; 2. das Recht d. Kriegs oder das Recht zur gewaltsamen Verfolgung und Behauptu. von Rechten und Ansprüchen gegen äußere Gewalt, ist ein wesentlich. Regierungsrecht, mit dem 3. die Befugniß, Frieden zu schließe. verbunden ist; 4. das Recht der Retorsion ist, obgleich aus der g. setzgebenden Gewalt herfließend, gleichfalls ein äußeres Regierung. recht, indem es dem Regenten die Befugniß giebt, auswärtige, den Bü. gern seines Staats nachtheilige Verfügungen auf eine gleich nachthe. lige Weise gegen die Unterthanen des fremden Staats zu erwiedern. In so fern die Befugniß des Staatsoberhaupts zur Ausübung der Re. gierungsrechte weder durch die Staatsverfassung, noch durch Verpflich. tungen gegen auswärtige Mächte beschränkt ist, wird der Regent u n u. schränkt genannt. Auch einzelne Staatsbürger, Corporationen un. Gemeinen können zur Ausübung wesentlicher Regierungsrechte befug. seyn; doch müssen sie im Zweifel den Rechtstitel zur Erlangung diese. Befugniß beweisen. — Außer den vorhergenannten wesentlichen Regie. rungsrechten giebt es noch andere, nicht wesentliche, bloß nützliche Rech. te, welche der Regierung eines Staats ausschließlich zukommen können. und in so fern sie bloß auf Vermehrung der Einkünfte und des Ansehens der höchsten Staatsgewalt abzwecken, der letztern die Mittel zur Be. hauptung ihrer Würde und zur Ausübung der wesentlichen Regierungs. rechte geben. Jene außerwesentlichen Regierungsrechte sind nach der politischen Verfassung und der physischen Beschaffenheit der Staaten höchst verschieden, und werden Regalien genannt (s. Regalien).

Regiment ist eine aus mehreren Compagnien oder Schwadro. nen bestehende Truppenabtheilung, welche ihren eignen Chef und Com. mandeur hat. Die Stärke der Regimenter ist verschieden, bei der In. fanterie beträgt sie gewöhnlich nicht unter 1000 und nicht über 3000 Mann; bei der Cavallerie hingegen gewöhnlich nicht unter 800 und nicht über 2000 Mann; doch kommt dies sehr auf die militärische Ver. fassung jedes Staats an, und es läßt sich als Regel hierüber nichts Be. stimmtes annehmen.

Regiomontanus (eigentlich Johann Müller Regiomon. tanus, wird aber auch oft allein Regiomontanus genannt, da er sich selbst von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken so benann. te), ein Mathematiker von den größten Verdiensten um seine Wissen. schaft, der mit der Kenntniß derselben eine gründliche philologische Bil. dung verband. Er war im J. 1436 zu Königsberg in Franken gebore. bildete sich seit 1451 unter dem berühmten Mathematiker Georg vo. Peurbach, ward ein würdiger Schüler dieses großen Lehrers, u. lehrte dann selbst mehrere Jahre hindurch die Mathematik mit große. Beifall zu Wien. Seine Begierde, die griechische Sprache zu lerne. bewog ihn, im J. 1461 mit dem Cardinal Bessarion nach Italien z. gehen. Er erreichte dort seinen Zweck völlig, und erwarb sich durch se. ne ausgezeichnete Gelehrsamkeit Bewunderung, zog sich aber auch meh. rere Feindschaften zu. Er verfertigte viele Uebersetzungen mathemati. scher und astronomischer Schriften aus dem Griechischen, und vollendete den von seinem Lehrer Peurbach angefangenen Auszug des Almagest. des Ptolomäus (Venedig 1496, Fol.), schrieb auch den Tractat. de doctrina triangulorum, das erste von dieser Materie gedruckte Buch.

Hierauf lebte er einige Zeit am Hofe des ungarischen Königs Matthias Corvinus, und ließ sich dann 1471 zu Nürnberg nieder, wo er in genauer Verbindung mit Bernhard Walther war, und auch eine Buchdrukkerei anlegte, die wegen der vorzüglichen Correctheit der darin gedruckten Bücher berühmt wurde. Im J. 1475 wurde er vom Papst Sixtus IV. wegen der Calenderreform nach Rom berufen, wohin er sich zum zweiten Mal begab. Derselbe Papst erhob ihn auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg; aber schon im J. 1476 ward Müller der Welt entrissen. Nach Einigen starb er an der Pest; nach Andern ermordeten ihn die Söhne des Georg von Trapezunt, da sie den Schimpf ihres Vaters, in dessen Uebersetzungen Müller grobe Fehler aufgedeckt hatte, rächen wollten. — Müller war in Deutschland der Erste, der sich mit Eifer auf das Studium und die Verbesserung der völlig vernachlässigten Algebra legte; der Trigonometrie gab er höhere wissenschaftliche Vollkommenheit, und führte den Gebrauch der Tangenten ein, nachdem er dem Halbmesser 10 Millionen Theile gegeben hatte; auch die Mechanik verdankt ihm unendlich viel; seine Widerlegung des Cardinal Nicolaus Cusanus (Chrypffs), der die Quadratur des Cirkels wirklich gefunden zu haben glaubte, seine vielen Schriften über Wasserleitung, Brennspiegel, Gewicht u. a. ähnliche Gegenstände zeugen nicht nur von einer vielumfassenden Gelehrsamkeit, sondern auch von einem seltenen Scharfsinn. Seine astronomischen Beobachtungen, Ephemerides, berechnet von 1475 bis 1506, die zuerst zu Nürnberg 1474, dann zu Venedig 1476, 1484 und endlich zu Cöln 1488, 4. herauskamen, sind sehr genau, und erwarben ihm einen großen Ruhm. (Sie wurden von dem obengenannten Bernhard Walther, der nach Müllers Tode dessen Papiere kaufte, fortgesetzt, und sind herausgegeben von Schonerus, 1544.) Eben so sehr als durch seine eignen Werke nützte Müller der Astronomie durch sein Beispiel; wenigstens wurden durch ihn mehrere Männer zum Studium derselben angefeuert, so daß Nürnberg der Sitz bedeutender Astronomen wurde. — Von seinen vielen Schriften sind die wichtigern folgende: Kalendarium, Nürnberg 1473, 4.; De reformatione Kalendarii, Venedig 1489, 4.; Tabula magna primi mobilis, Nürnberg, ohne Jahr, 4.; De cometae magnitudine longitudineque, Nürnberg 1531. 4.; De triangulis omnimodis Lib. V., Nürnberg 1533, Fol.; Tabula directionum profectionumque in nativitatibus multum utiles, Venedig 1485. 4. Wahrscheinlich nicht von ihm sind jedoch die Chiromantie und die Physiognomie, die unter seinem Namen in lateinischer Sprache erschien und 1549 zu Lyon ins Französische übersetzt wurde. — Ein lateinisches Distichon, welches Müller im allgemeinen Sinn von künftigen unglücklichen Zeiten gedichtet hatte, nahm man im J. 1588 für eine specielle Weissagung auf dieses für Frankreich durch seine innern Spaltungen so unglückliche Jahr. — Das Leben des Regiomontan hat Gassendi beschrieben; diese vita steht in Gassendi Opp. T. V. Hiermit kann man noch vergleichen: J. G. Doppelmayers historische Nachrichten von den nürnbergischen Mathematikern und Künstlern, Nürnberg 1730, Fol. S. 1–30.

x. μ. δ.

Register werden bei einer Orgel die an den Seiten der Tastatur angebrachten Schieber genannt, die dazu dienen, die Ventile der verschiedenen Orgelpfeifen zu öffnen oder zu schließen (s. d. Art. Orgel).

Registerschiffe werden die Kauffahrteischiffe genannt, die von den spanischen Handlungshäusern (besonders denen von Cadix und Sevilla) nach dem spanischen Amerika gesendet werden, jene Länder mit

europäischen Waaren zu versehen. Hierzu wird eine Erlaubniß des zu Madrid seinen Sitz habenden Raths von Indien erfodert, wofür eine Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kroneinkünfte des Herrscher von Spanien ausmacht. Der Name Registerschiff rührt daher, weil ein solches Fahrzeug in die Register des Handlungshofes zu Cadir eingetragen wird.

Regnard (Jean François). Dieser dem beliebten Molière öfter zur Seite gesetzte Lustspieldichter wurde 1647 zu Paris von wohlhabenden Aeltern geboren. Früh erwachte in ihm der Trieb, die Welt zu sehen, und bald verließ er sein Vaterland, und ging nach Italien. In Bologna machte er die Bekanntschaft einer reizenden Provençalin, die aber zum Unglück für den jungen Mann schon verheirathet war. In einem kleinen von ihm geschriebenen Roman Elvire (der als Kunstwerk eben nicht besonders hoch steht) spielt sie unter diesem Namen, ihr Gatte unter dem Namen de Prade die Hauptrolle. Nach einigem Aufenthalt in Italien schiffte er sich mit den beiden Eheleuten auf einem englischen Schiffe ein, um nach Marseille zu gehen. Das Schiff wurde aber unterwegs von Seeräubern genommen, und die Besatzung in Algier als Sclaven verkauft. Regnard, der als großer Schmecker in der Kochkunst wohl erfahren war, gewann hierdurch die Liebe seines neuen Herrn, die aber bald in Haß sich verwandelte, als der eifersüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit den Frauen des Hauses ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den Gerichten, sollte Regnard jetzt zwischen dem Scheiterhaufen oder dem Turban wählen, als zu seinem Glücke das aus der Heimath verschriebene Lösegeld ankam, und sein türkischer Herr, durch den Reiz des Goldes und das Zureden des französischen Consuls bewogen, die Klage zurücknahm, und Regnard in Freiheit setzte. Er ging nun mit der zugleich befreiten Provençalin (deren Gatte in Algier noch als Sclave bleiben mußte) nach Paris, wo er bald darauf die ihm so angenehme Nachricht von dem Tode des letztern erfuhr. Jetzt glaubte er, stünde der Erreichung aller seiner Wünsche nichts mehr im Wege, und die kurze, von der Geliebten sich bedungene Trauerfrist war fast verstrichen, als plötzlich der Todtgeglaubte erschien, den ein Paar Mönche losgekauft hatten. Aus Verdruß über diese getäuschte Hoffnung verließ er von nun an Paris, und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, wo ihn Carl XI. sehr wohl aufnahm, und zu einer Entdeckungsreise nach Lappland ermunterte. Regnard unternahm sie in Gesellschaft zweier Landsleute, beschiffte den bothnischen Meerbusen, und ging über Tornea bis an die Küste des Eismeers. Von hier kehrte er nach Stockholm zurück, reis'te von da über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutschland, und kam, nach einigem Aufenthalt in Wien, nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder in Paris an, geheilt von seiner Liebe und seinem Hange zum Reisen, so wie von der frühern starken Neigung zum Spiel. In der Gegend von Dourdan, wo er sich einen Rittersitz und die Stelle eines Lieutenant des Eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wissenschaften und den Freuden eines muntern und geistreichen Umgangs mit ausgezeichneten Menschen. Hier verfaßte er die Beschreibung seiner Reisen und den größten Theil seiner Lustspiele, von denen Voltaire sagt: „Wem Regnard nicht gefällt, ist nicht werth, Molière zu bewundern." Die besten dieser Stücke sind: Der Spieler, der Universalerbe, und die unverhoffte Rückkehr. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien 1772 zu Paris. Regnard starb den 4ten September 1709 (nach Andern

1710) an den Folgen des unvorsichtigen Gebrauchs einer Arznei, die er gegen eine Indigestion einnahm. F. G.

Regnier (François Seraphin, Desmarais, oder richtiger Desmarets), einer der vorzüglichsten französischen Schriftsteller. Er war geboren den 13ten August 1632 zu Paris von einer aus Saintonge herstammenden Familie, und starb den 6ten September 1713. Er studirte zu Nanterre, dann zu Montaigu im dasigen Collegium die Philosophie, deren scholastische Spitzfindigkeiten ihm aber in eben dem Grade verhaßt waren, in dem ihn die schönen Wissenschaften, die er mit dem größten Eiferbetrieb, anzogen. Er machte sich daher schon in dieser Zeit an die dem Homer gewöhnlich zugeschriebene Batrachomyomachie, die er ins Französische übersetzte. Da er viele Geschwister hatte, so konnte er von seinem Vater wenig für sein künftiges Fortkommen erwarten. Er suchte daher, nachdem er die zuletzt erwähnte Bildungsanstalt verlassen hatte, die Unterstützung und den Schutz mehrerer einflußreicher Männer, in deren Gefolge er angenehme und lehrreiche Reisen machte. So nahm ihn der Herzog von Crequi mit nach Rom, wo er die italienische Sprache in solcher Vollkommenheit erlernte, daß er darin Verse machte, die eines Petrarca würdig waren. Wirklich hielt die Akademie della Crusca eine seiner Oden für ein Werk des Petrarca, und rächte sich, als sie ihren Irrthum einsah, dadurch, daß sie ihn zum Mitglied aufnahm. Gleich groß war seine Kenntniß der spanischen Sprache. Im 36sten Jahr seines Alters trat er zum geistlichen Stande über, da Ludwig XIV. seine Verdienste um den Staat durch eine Priorstelle belohnte. Zwei Jahre darauf erwählte ihn die französische Akademie zum Mitgliede. Ihm vorzüglich wurde die Redaction des Dictionnaire de l'Académie übertragen, woran die Akademie damals arbeitete, und als man bei dieser Arbeit nicht nur Regniers Scharfsinn, sondern auch seine auf Kunde der alten Sprachen gegründete genaue Kenntniß der französischen Sprache bemerkte, wählte die Akademie den Abbé Regnier, nach ihres Secretärs, des bekannten Mezerai, Tode, im Jahr 1684 zum Secretär. Kaum hatte er diese Stelle angetreten, als er in derselben der Akademie bei dem Streite, den sie mit Furetiere in dieser Zeit führte, die wichtigsten Dienste leistete. Alle Mémoiren, die im Namen der Akademie erschienen, waren Regniers Werk, der es endlich durch die weise Leitung der Sache dahin brachte, daß die Regierung für die Akademie entschied, und Furetiere aus derselben verbannt wurde. Ungeachtet dieser wichtigen Dienste scheint Regnier dennoch bei seinen Collegen wenig beliebt gewesen zu seyn, da diese sogar seine zufällige Abwesenheit benutzten, um die von ihm verfertigte Dedication und Vorrede zum Dictionnaire zu verwerfen, und eine andere unterzuschieben. Mehrere Mitglieder der Akademie werfen ihm Hartnäckigkeit und Eigensinn vor. Mag der wackere Mann nicht ganz frei von diesen Fehlern gewesen seyn, so hat er sie wenigstens durch große Vorzüge wieder gut gemacht, und unläugbar ist, daß die Akademie einen großen Theil ihres damaligen Ruhms ihm verdankt. Nicht nur das Wörterbuch der Akademie hat durch ihn schätzbare Beiträge erhalten, sondern er ist auch der Verfasser einer im Namen der Akademie erschienenen Grammaire françoise, die 1676 in 2 Bänden 12. herauskam, und die zwar nicht von philosophischem Geiste zeigt, aber doch wichtige Untersuchungen und Bemerkungen enthält, die mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit abgefaßt sind. Geringer sind Regniers Verdienste um die Geschichte. Seine Histoire des démêlés de la France avec la Cour de Rome, au sujet de l'Affaire des Corses

(1767. 4.) ist zwar genau, und hat den Vorzug der Glaubwürdigke
theils weil Regnier diesen Streit selbst erlebte, theils weil er aus Ori
nal-Actenstücken schöpfte, es mangelt ihr aber der echte historische Gei
und sie giebt einen Beweis, daß er nicht zum Historiker geboren war.
seinen bessern Arbeiten rechnen wir seine Uebersetzungen von Cicero
Büchern de divinatione und de finibus bonorum et malorum (171
12.), auch seine italienische Uebersetzung der anakreontischen Oden (169
8.). Noch in seinem 80sten Jahre sammelte er seine Dichtungen, un
gab sie unter dem Titel: Poésies Françoises, Latines, Italiennes
Espagnoles im J. 1708 (nachher 1716 und 1750 wieder gedruckt) heraus
Die italienischen und spanischen Dichtungen wurden jedoch in Rom un
in Spanien höher geschätzt, als die französischen in Frankreich, wenigsten
haben französische Kunstrichter ihn nie für einen großen Dichter erklären
wollen. Von allen seinen französischen Dichtungen ist die am mehrsten
gelesene und geschätzte eine Uebersetzung einer Scene aus Guarini's Pa
stor Fido, welche die bekannten Verse über den Widerspruch der Mora
und der Natur enthält, da jene die Liebe verbiete, diese hingegen sie ge
biete. Obgleich diese Arbeit ihm große Ehre erwarb, so gereichte sie ihm
doch auf der andern Seite zum Nachtheil, da der König nun dem Ueber
setzer dieser wollüstigen Scene die Bischofsstelle versagte, die er ihm zuge
dacht hatte. n. μ. d.

Regnier (französischer Marschall), zeichnete sich besonders in den spanischen Feldzügen 1809, 1810 und 1811 aus. Er gehörte nicht zu den ausgezeichnetsten militärischen Genies, aber doch zu den treufleißigen Mitarbeitern Napoleons, ungeachtet er den knechtischen Sinn und die schmeichelnde Bewunderung der andern für Napoleon nicht theilte. Napoleon selbst achtete seinen schlichten und geraden Sinn und seine Mäßigkeit, deshalb übertrug er ihm in dem russischen Feldzuge (1812) das Commando über die sächsischen Hülfstruppen. Im Jahre 1813 wurde er am 19ten October in einer der Vorstädte Leipzigs von einem preußischen Jäger gefangen genommen. Den Tag zuvor, als die sächsische Armee größtentheils zu den Allirten überging, war er von allem unterrichtet, ohne es zu verhindern; ja er wünschte lächelnd einem sächsischen Major glückliche Reise selbst noch vor dem Uebergange. Als Gefangener kam er nach Berlin, und starb bei seiner Rückkehr 1814 in Frankreich.

Regreß bedeutet so viel als Schadloshaltung. Wenn daher bei einer von einem Andern verbürgten Schuld z. B. der Gläubiger sich, im Fall des Nichtzahlens des Schuldners, an den Bürgen hält, so nimmt er an diesen seinen Regreß. Gleiches ist der Fall bei Wechseln. Wenn der, auf den der Wechsel gezogen, nicht zahlen will, so nimmt der, der die Summe empfangen soll, an des bezogenen Vormänner oder an den Aussteller des Wechsels (Trassenten) seinen Regreß (vergl. d. Art. Wechsel und Wechselrecht).

Regulus (Marcus Attilius). Dieser durch seine Vaterlandsliebe und Aufopferung berühmte Römer bekleidete um das J. 256 vor Chr. Geb. das Consulat, und wurde von der Republik mit seinem Mitconsul, Manlius Vulso, abgesendet, Roms stolze Nebenbuhlerin, Carthago, zu bekämpfen. Trotz der wenigen Erfahrung, welche die Römer damals noch in Seekriegen hatten, gelang es dennoch dem Muth der Consuln, die überlegene carthagische Flotte zu schlagen, und in Afrika zu landen. Hier verfolgte Regulus mit schnellen Schritten die glücklich betretene Siegesbahn, so daß er bald mit seinen Legionen vor den

Mauern der punischen Hauptstadt stand. Das erschrockene Cartha
in seinem innersten Herzen angegriffen, für jetzt der Hülfe seiner Flot
beraubt, zu Lande damals nicht sonderlich streitbar, bat um Frieden, a
um einen ehrenvollen Frieden. Regulus jedoch, mehr Krieger als Staa
mann, fand nicht für gut, einen solchen zu gewähren, sondern beharr
mit Römerstolz auf seinem Willen und seinem Haß gegen die Punier, v
langte er knechtische Unterwerfung. Da glaubten die Carthager
Recht, es sey besser zu sterben, denn solche Schmach zu dulden, und fuh
fort, sich zu vertheidigen. In dieser höchsten Bedrängniß sandte La
dämon ihnen Hülfe, den Xantippus und ein kleines Heer. Zwar v
sprach des griechischen Feldherrn Aeußeres nicht viel, denn Xantipp
war klein und ungestaltet, aber eine Heldenseele wohnte in der unsch
baren Hülle, und Rom und Regulus hatten bald Ursache, ihre unbieg
me Härte zu bereuen. Unter den Mauern Carthago's lieferte Xant
pus dem Consul eine Schlacht, 30,000 Römer deckten mit ihren Leic
das Feld, und das entzückte Carthago sah seinen harten Dränger gef
gen in seinen Mauern. Dieser einzige Sieg hatte die Wagschaale
Kriegs gewendet, und auf bessere Bedingungen konnte Carthago j
hoffen, Friede zu schließen. Es schickte daher eine Gesandtschaft n
Rom, diesen anzutragen, und ließ dieselbe von seinem Gefangenen,
gulus, begleiten, der vorher durch feierliche Eidschwüre sich hatte verl
den müssen, nach Carthago zurückzukehren, wenn Rom die Frieden
dingungen verwürfe, die es durch seinen Mund antragen ließ. Jetzt
gab Regulus ein merkwürdiges Beispiel von Seelenhoheit und Va
landsliebe, und zeigte, daß er größer war im Unglück, als im Glück.
Rom angekommen, hielt Regulus es für seine Pflicht, dem Senat
dem Volke, statt nach dem Wunsch der Punier, zum Frieden, im Ge
theil zur Fortsetzung des Kriegs zu rathen, und blieb bei diesem, se
Ueberzeugung nach, dem Wohl des Staats zuträglichen Rath festste
ohne sich von den Bitten und Thränen seiner Gattin und seiner Ki
ja selbst von den Beschwörungen des Senats und des Volks, die mit
Aufopferung die Freiheit und das Leben eines ihnen so werthen Mi
gers erkaufen wollten, abwendig machen zu lassen. Die Fortsetzun
Kriegs ward also beschlossen, und die erstaunten und erzürnten cart
schen Gesandten kehrten in ihr Vaterland zurück, mit ihnen Reg
gebunden durch seine Eidschwüre, von deren heiliger und gewissenl
Beobachtung zu jener Zeit diese That ein schönes Beispiel giebt.
mehr als unedle Art, womit Carthago sich an Regulus gerächt habe
ist von mehrern neuen Geschichtschreibern nicht ohne scheinbaren G
bezweifelt worden, und das Stillschweigen des Polybius über
Punkt ist allerdings auffallend; doch sey dem wie ihm wolle, so i
das Benehmen des Regulus, der vorzog, sein Loos in die Händ
nicht großmüthiger Sieger zu geben, als sein Leben durch Aufop
des Staatswohls zu erkaufen, der hohen Achtung und Anerkennu
Zeiten werth, und die Geschichte erhält nur eine Schandthat wen
ihren oft so blutigen Annalen, wenn angenommen wird, daß die
gulus verübte unmenschliche Hinrichtung nur eine Erfindung des
seitig zwischen Römern und Puniern bestandenen Nationalhas
Welches übrigens das Ende des Regulus war, ist trotz der eifrigs
mühungen vieler der umsichtigsten Historiker unbekannt, so viel
wiß, daß, wie es auch gewesen seyn mag, Regulus durch seine A
rung für das Wohl von Rom den Fehler herrlich abgebüßt und a

chen hat, den er beging, als übertriebene Härte ihn von der Mäßigung entfernte, die nie dem Gemüthe des Siegers entfallen sollte.

Rehabilitation heißt diejenige Handlung, vermöge deren einer Person, die durch Gesetz oder richterlichen Ausspruch des Besitzes von Gütern, Aemtern, Würden oder andern Gerechtsamen für unfähig erklärt ist, diese Fähigkeit wieder ertheilt wird. Nur der Landesherr hat in der Regel das Rehabilitationsrecht.

Rehberg (August Wilhelm), geboren zu Hannover 1760, erhielt schon frühzeitig eine Bildung, welche seinen trefflichen Talenten ganz entsprach; denn schon in seinem neunzehnten Jahre ertheilte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin seiner Abhandlung über das Wesen und die Einschränkungen der Kräfte das Accessit. Er wurde 1783 fürstlicher Regierungssecretär zu Osnabrück, und trat nun förmlich als Schriftsteller auf, da er vorher nur meistens für das göttingische Magazin gearbeitet hatte. Schon drei Jahre nachher kehrte Rehberg als geheimer Kanzleisecretär nach Hannover zurück, und schrieb hier noch Mehreres. Im Jahre 1790 trat er zuerst als politischer Schriftsteller auf, und hat seit dieser Zeit unsere Literatur in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft bereichert. Er wurde 1794 Oberlizent-Inspector in Hannover, und beschenkte uns vorzüglich mit mehreren interessanten Schriften über die französische Revolution.

Rehnschöld. Dieser im Heer Carls XII. von Schweden dienende General machte die Feldzüge seines Herrn bis zur unglücklichen Schlacht von Pultawa mit, wo er durch eigne Schuld gefangen wurde. Rehnschöld war ein Günstling des Kanzlers Piper, und ein Feind und Nebenbuhler des bei weitem würdigern Löwenhaupt. Voltaire beschuldigt Carl XII., er habe nach der Schlacht bei Fraustadt durch Rehnschöld 6000 Russen, die um Pardon baten, niederhauen lassen; aber Voltaire, der als Historiker nicht durchaus glaubwürdig ist, bedachte hierbei nicht, daß der König damals sehr weit von Fraustadt entfernt war, daß Carl gegen Ueberwundene stets gütig war, und daß, wenn das Factum gegründet ist, diese Abscheulichkeit nur Rehnschöld, nicht aber den König trifft.

Reibzeug der Electrisirmaschine. Wenn electrische Körper (Nichtleiter) mit gewissen Materien gerieben werden, so wird dadurch in ihnen die Electricität erregt. Das, woran man bei Electrisirmaschinen den Nichtleiter sich reiben läßt, erhält den Namen Reibzeug. Ehedem bediente man sich, um die Electricität der Nichtleiter zu erregen, der blossen Hand; da dies Verfahren aber manche Unbequemlichkeit hat, so dachte man auf andere Mittel, und Winkler brachte zuerst an den von ihm verfertigten und benannten Electrisirmaschinen weiche, mit Leder oder Leinwand überzogene und mit Wolle ausgestopfte Kissen an, die nun die sich um ihre Axen drehenden gläsernen Cylinder oder Kugeln reiben. Später verbesserte Doctor Noth diese Vorrichtung noch, indem er ein seidnes, mit Haaren ausgefülltes Kissen an die Stelle der winklerischen Erfindung setzte, das, um mehr den Cylinder noch zu berühren, eine nach innen gebogene Gestalt hat. Um die Wirkung dieser Kissen oder Reibzeuge zu verstärken, belegte man sie auf der dem Nichtleiter entgegengesetzten Seite mit einem Ueberzug von Leder, der mit einem sogenannten electrischen Amalgama bestrichen war; doch zeigten Adams und Lichtenbergs Versuche, daß dies Verstärken mehr geschieht, wenn vor dem Anfang des Prozesses der Glascylinder mit dem auf dem Leder befindlichen Amalgama gelinde gerieben wird. Um die Verbesserung der Reibzeuge

bei den Scheibenmaschinen (s. d. Art. Electrisirmaschine) hat si
van Marum sehr verdient gemacht.

Reich, ohne weitern Zusatz, nannte man im Allgemeinen das Deu
sche Reich. Im engern Sinne verstand man, in der Sprache des geme
nen Lebens, unter Reich den oberrheinischen, bayerischen, schwäbische
und fränkischen Kreis.

Reich (deutsches). Unter diesem Namen begreift man diejenigen
ihrer Macht, Größe und Regierungsform nach höchst verschiedenen Staa
ten, welche, wenn gleich mit eigener Landesherrlichkeit versehen, doc
den römisch-deutschen Kaiser als ihr gemeinschaftliches Oberhaupt be
trachteten. Die innere und äußere Gestaltung und Verfassung des deut
schen Reichskörpers hat seit dem Jahre 843, wo durch den Vertrag vo
Verdun (s. Deutschland) die große fränkische Monarchie getheilt, un
Deutschland ein selbstständiger Staat wurde, ungeheure Veränderunge
erlitten. Dazumal erstreckten sich seine Gränzen gegen Norden bis an di
Eider, gegen Mittag bis an die Alpen, gegen Morgen bis Slavonien un
Ungarn, gegen Westen bis an den Rhein, mit Einschluß von Mainz, Worm
und Speier, wozu noch 924 Lothringen kam, welches jedoch 1738 völlig v
dem deutschen Reiche getrennt wurde. Otto der Große verband 964 d
italische Krone mit der deutschen. Doch waren die italienischen Staat
(mit Ausschluß des Herzogs von Savoyen) nicht Stände des deutsch
Reichs, sondern standen mit dem letztern in bloßer Lehnsverbindung, w
che erst in den neuesten Zeiten aufgelös't wurde. Böhmen ward u
blieb seit Otto dem Großen bis zur Auflösung des deutschen Reichs e
Lehn desselben. Auf kürzere Zeit erkannten selbst die Könige von Dä
mark wegen Jütland (948), die Könige von Pohlen wegen Schlesien v
Otto's III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als solche, von 1c
bis zu Heinrichs des IV. heilloser Regierung, die Oberlehnsherrlich
des deutschen Reichs. In ähnlichem Verhältnisse gegen dasselbe stan
die deutschen Ritter wegen Preußen seit 1230 bis 1525, und die Schw
ritter wegen Liefland von 1205 bis 1556. Mit der deutschen Krone h
auch Konrad II. (1033) das arelatische Reich verbunden, welches
Franche Comté, das Delphinat, Lyonnois, den westlichen Theil
Schweiz, die Provence und Savoyen in sich begriff. Aber nach und
gingen alle diese Länder verloren, und nach dem Jahre 1648 (wo auch
Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten
deutschen Reiche getrennt wurden) behielt das letztere von dem ehen
gen Königreiche Burgund nichts weiter, als Savoyen, Mömpelgard
das Bisthum Basel. Noch mehr verlor es aber bis zu seiner gänzl
Auflösung durch die Kriege mit Frankreich nicht bloß von seinen ihm
Lehne unterwürfigen italienischen Staaten, sondern auch in Deutsc
selbst (s. Friedensschlüsse). Diejenigen Reichsgrundgesetze, wodur
Verhältnisse des Kaisers zu den Ständen und der letztern unter si
stimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der mon
schen Gewalt des Reichsoberhaupts, sondern der Vereinbarung de
tern mit den Reichsständen, ihr Daseyn. Außer dem Gewohnheit
(Reichsherkommen) wären dergleichen grundgesetzliche Bestimm
enthalten 1. in dem ewigen Landfrieden von 1495, wodur
bis dahin noch unter gewissen Bedingungen erlaubt gewesenen Bef
gen bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Erri
und Besetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden.
goldne Bulle betraf die Kaiser- und römische Königswahl, die
lage, die Rechte der Kurfürsten u. s. w. 3. Die Reichsabschied

die von den Kaisern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beschlüsse, in so fern sie wesentlich sich auf die Reichsverfassung, und nicht auf bloß privatrechtliche Verhältnisse beziehen. Seit Maximilians I. Zeiten wurden diese Reichsabschiede durch den Druck bekannt gemacht. 4. Die Wahlcapitulationen waren Vereinbarungen zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten, nach welchen der erstere unmittelbar nach seiner Wahl und vor seiner Krönung versprechen mußte, das Reich zu regieren. Die erste eigentliche Wahlcapitulation entstand unter Carl V., dessen große Macht die Besorgniß der Stände erregt hatte. Die Kurfürsten schrieben sich allein das Recht, die Wahlcapitulation zu entwerfen, zu; doch durften sie nichts gegen die Reichsgesetze einrücken. 5. Der passauische Religionsfriede (1552) sicherte den Reichsständen und der Reichsritterschaft augsburgischer Confession freie Religionsübung und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern, und auszuwandern. Durch eine Clausel dieses Friedens (der geistliche Vorbehalt genannt) ward bestimmt, daß jeder zur augsburgischen Confession übertretende Erzbischof ꝛc. seiner Pfründe und der damit verbundenen Einkünfte verlustig seyn sollte. 6. Durch den westphälischen Frieden (1648) wurden nicht bloß den Reichsständen die nach und nach erworbenen landesherrlichen Rechte bestätigt, sondern auch die Religionsfreiheit auf die Protestanten des reformirten Bekenntnisses ausgedehnt, und bestimmt, daß gegen protestantische, zur katholischen Kirche übertretende Bischöfe der geistliche Vorbehalt gleichfalls Statt finden solle. Zur Aufrechthaltung des Landfriedens wurde Deutschland (1500) in sechs Kreise, nämlich den fränkischen, bayerschen, schwäbischen, oberrheinischen, westphälischen und niedersächsischen getheilt, und diesen (1512) noch der österreichische, burgundische, niederrheinische und obersächsische hinzugefügt. Die Lausitz, Schlesien, Böhmen, Glatz, Mömpelgard, und andere selbst im Umfange jener Kreise belegenen Länder und Districte waren in jene Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte seinen Director, die ältesten hatten deren zwei, und entweder einen oder zwei kreisausschreibende Fürsten. Die Directoren, oft in einer Person mit den kreisausschreibenden Fürsten vereinigt, machten die Vorschläge in den Kreisversammlungen, sammelten die Stimmen u. s. w. Der kreisausschreibende Fürst hingegen rief die Kreisversammlungen zusammen, in seinem Namen wurden die Kreisgeschäfte expedirt, und an ihn die kaiserl. Rescripte erlassen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarschalls — einen Kreisobersten, der die Kriegsgeschäfte besorgen mußte, und andere Beamte. Späterhin wurde außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufsicht über das Kriegswesen des Kreises den Beamten desselben die Präsentation der Kammergerichtsassessoren, die Vollstreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufsicht über das Münz- und Zollwesen, die Reichsmatricularanschläge u. s. w. übertragen. In den Kreisversammlungen galt Stimmenmehrheit, und die Beschlüsse derselben mußten den Reichsgesetzen gemäß seyn. Die Kreise, die sich gegenseitig ihre Beschlüsse mittheilten, hießen correspondirende. In religiöser Rücksicht theilte man sie nach dem westphälischen Frieden in protestantische, katholische und gemischte ein. Zu den erstern wurden die beiden sächsischen, zu den zweiten der österreichische, burgundische und bayersche, und zu den letztern die übrigen Kreise gerechnet. Von Carl dem Großen bis auf Carl den Dicken war die Kaiserwürde erblich. Aber von Arnulfs Zeiten an blieb, trotz der Mühe seiner Nachfolger, Deutschlands Krone auf ihre Familie zu vererben, dies Reich ein Wahl-

reich, und man verpflichtete sogar die Kaiser vor ihrer Krönung zu beschwören, ihre Würde nicht erblich zu machen. Anfangs wurden die Kaiser durch alle, sowohl weltliche, als geistliche Fürsten, Grafen, Edle, Städte ꝛc. erwählt. Während des Interregnums (1197 bis 1272) begehrten aber die höchsten oder Erzbeamten des Kaisers das ausschließliche Wahlrecht. Durch die Kurvereine von 1338, die Ludwig der Bayer im selbigen Jahre, und Carl IV. durch die goldne Bulle bestätigte, gelobten die Kurfürsten, sich mit aller Macht in diesem angemaßten Rechte zu schützen. Der Kurfürst von Mainz berief binnen einem Monat, von der Zeit des ihm bekannt gewordenen Todes des Kaisers an, die Fürsten zur Kaiserwahl zusammen. Vorsätzliche Ausschließung, oder das Vergessen eines Kurfürsten bei dieser Zusammenberufung, machte die Wahl nichtig. Frankfurt am Main war durch die goldne Bulle zum Wahlort bestimmt. Stadt, Bürgerschaft und Garnison mußten vor der Wahl schwören, dieselbe nicht zu hindern. Die Kurfürsten konnten selbst, oder durch Gesandte wählen, aber keiner sollte ein größeres, als 200 Mann starkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet seyn durften. Alle Fremde, selbst Reichsfürsten und Gesandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Kurfürsten waren, mußten während der Wahl die Stadt verlassen. Dann berathschlagten die Kurfürsten, und beschlossen die Wahlcapitulation. Der Kurfürst von Mainz sammelte die Stimmen, und gab zuerst die seinige an Sachsen ab. Nach geschehener Wahl mußten zwei Notarien eine Acte darüber aufnehmen, der Kaiser mußte die Wahlcapitulation beschwören, oder in seiner Abwesenheit durch seine Gesandten eidlich erhärten lassen, und nachher noch selbst vor seiner Krönung beschwören. Dann ward er in der Kirche dem Volke vorgestellt, und als Kaiser ausgerufen. Früherhin ward die Wahl dem Papste angezeigt, und um die Einweihung und Krönung gebeten. Aber Ludwig von Bayern verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte, durch diese Wahl rechtmäßiger Kaiser, und keine päpstliche Krönung und Weihe nöthig sey. Die Wahl geschahe nach Stimmenmehrheit der Gegenwärtigen. Die Krönung von Deutschland, von Carl dem Großen eingeführt, blieb in Gebrauch, und wurde zu Aachen abwechselnd von Kurköln und Kurmainz vollzogen. Die Reichskleinodien wurden seit Siegmunds Zeiten zu Nürnberg verwahrt. Früherhin nannte man einen erwählten, aber zu Rom noch nicht gekrönten Kaiser einen römischen König. Als späterhin die deutschen Kaiser schon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten die letztern bis zur Gelangung zum Kaiserthron den römischen Königstitel. Auch ein solcher römischer König mußte eine Wahlcapitulation unterschreiben, durfte sich aber während der Lebenszeit des Kaisers nicht in die Reichsregierung mischen. Außer den **Reichserzbeamten** (s. Churfürst) gab es auch **Reichserbbeamte**, die ihre Würden von jenen zur Lehn trugen, und entweder Fürsten, wie z. B. die Erbkämmerer, Fürsten von Hohenzollern, oder auch reichsgräflichen Standes, wie die Reichserbtruchsesse, Grafen von Waldburg, und die Reichserbmarschälle, Grafen von Pappenheim ꝛc. waren. Auf den Fall des Absterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abwesenheit des Kaisers waren durch die goldne Bulle der Kurfürst von Sachsen für Ober- und Niedersachsen und Westphalen, und der Kurfürst von der Pfalz in dem fränkischen, schwäbischen und den beiden Rheinkreisen zu **Reichsvicarien** bestimmt. Sie übten, jeder in seinem Vicariatsdistrict, **alle** kaiserliche Rechte (mit Ausschluß der Fürsten- und Thronbelehnungen, die am Kaiserthrone selbst gesucht werden mußten,) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberste Gerichtspflege, setzten, jeder

in seinem District, eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugnisse Reichshofraths, dessen Functionen mit dem Tode des Kaisers aufhö versah. Das Reichskammergericht hingegen setzte im Namen der Re verweser, deren Wappen es sich zu seinen Ausfertigungen bediente, Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen, un angefangenen fortsetzen; wenn aber der Kaiser gewählt war, und die pitulation beschworen hatte, so hörte das Reichsvicariat auf. Oesterr und Bayern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war in neu Zeiten der Herzog von Savoyen Reichsvicarius. Die Stände Reichs waren unmittelbare Glieder desselben, die auf den Reichsta Sitz und Stimme hatten. Sie waren entweder weltliche, nämlich weltlichen Kurfürsten, Herzoge, Fürsten, Landgrafen, Markgrafen, Bu grafen, Grafen, Freiherren und Reichsstädte; oder geistliche, zu de die geistlichen Kurfürsten, Erz- und Bischöfe, Prälaten, Aebte, Aebtis nen, der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister gerech wurden. Nach dem westphälischen Frieden wurden die Stände auch protestantische und katholische eingetheilt (s. Corpus catholicorum Zur Erlangung der Reichsstandschaft war der Besitz eines Fürstenthum einer Graf- oder Herrschaft, welche reichsunmittelbar war, die Einwil gung des Kaisers und Reichs, und die Erlegung eines angemessenen Reich anschlags erforderlich. Die unmittelbare Reichsritterschaft, ein Corps von Edelleuten, welche bloß den Kaiser und das Reich als Ob haupt anerkannten — gehörte nicht zu den Reichsständen. Das Nähe über ihre Verfassung findet sich unten in dem Art. Reichsritterschaf Schon von Alters her beriefen die Kaiser, jährlich zwei Mal, ordentlic und nach Befinden auch außerordentliche Reichsversammlunge (Comitien), und sowohl früherhin, als in den neuesten Zeiten, hatte diese Versammlungen der Stände den Zweck der gemeinschaftlichen Be rathung über das Beste des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskör per, mit dem Kaiser die gemeinschaftliche Ausübung aller Majestätsrech te, mit Ausschluß der kaiserlichen Reservate. Alle von der Entschei dung des Kaisers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nu auf dem Reichstage verhandelt werden. Die Zusammenberufung daz geschah vor Friedrichs III. Zeiten durch Edicte, nachher durch gedruckt Patente, worin der Hauptinhalt der Verhandlungen angeführt war. Ob gleich Nürnberg nach einem Privilegium der Versammlungsort seyn soll te, so wurden die Reichstage doch seit 1663 zu Regensburg gehalten. Ue brigens mußte der Versammlungsort nach Ferdinands III. Wahlcapitu lation eine im Reiche belegene Stadt seyn. Früherhin erschien der Kai ser persönlich auf den Reichstagen, in spätern Zeiten durch seinen Princi palcommissarius, der ein Reichsfürst, und durch seinen Concommissarius, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter war. Kurmainz, als Reichserzkanz ler in Deutschland, war Director der Reichsversammlung. Seine Ge sandten mußten ihre Creditive dem Principalcommissarius übergeben. Die andern reichsständischen Gesandten und Abgeordneten überreichten ihre Beglaubigungsschreiben sowohl dem Principalcommissarius, als dem Kurfürsten von Mainz, bei welchem letztern sich auch die auswärtigen Ge sandten legitimirten. In Abwesenheit des Reichserzkanzlers verwaltete sein Directorialgesandter seine Functionen. Spätestens 14 Tage nac dem zur Versammlung bestimmten Tage mußte der Reichstag eröffnet werden. Zuvor erließ der Kaiser an die Reichsstände sogenannte Hof decrete (Commissionsdecrete), wodurch ihnen aufgegeben ward, ihre Berathschlagungen anzufangen. Dann verstattete Kurmainz den Stän

den

en die Durchsicht der Reichstagspropositionen und aller dazu gehörigen Actenstücke, wovon sie durch ihre Secretäre Abschriften nehmen ließen, welches die Dictatur hieß. Hierauf kündigte der Reichserbmarschall durch die Reichsansage den Anfang der Berathschlagungen an. Die Verhandlungen geschahen in drei Collegien, nämlich 1. dem Kurfürstencollegium. In diesem sammelte Kurmainz als Director die Stimmen, und gab die seinige an Sachsen ab. 2. Dem fürstlichen Collegium, welches sich in die weltliche, geistliche und Querbank theilte. Auf der letztern hatten die protestantischen Bischöfe von Lübeck und Osnabrück ihren Sitz. Die Reichsgrafen saßen und stimmten in diesem Collegium. Sie hatten aber keine Virilstimmen, sondern waren in die wetterauische, schwäbische, fränkische und westphälische Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. Das Directorium in diesem Collegium führten abwechselnd der Erzbischof von Salzburg und der Erzherzog von Oesterreich. 3. Dem reichsstädtischen Collegium, getheilt in die rheinische und schwäbische Bank. Die Reichsstadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium; welches aber, wenn der Versammlungsort eine mittelbare Stadt war, der ersten rheinischen Reichsstadt gebührte. Jede dieser Städte hatte eine Stimme und einen Deputirten auf dem Reichstage. Regelmäßig entschied auf dem letztern die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und solchen Sachen, welche einen einzelnen Reichsstand betrafen (s. Corpus catholicorum). Jedes der drei reichsständischen Collegien faßte seine Beschlüsse besonders. Darauf versammelten sich das kurfürstliche und das fürstliche Collegium in einem Saal, wo sie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinschaftlichen Beschluß fortsetzten. Dies hieß die Re- und Corelation. Hierzu wurde das reichsstädtische Collegium nicht zugelassen, aber demselben wurde der Beschluß des kurfürstlichen und fürstlichen Collegiums mitgetheilt. Jener Beschluß mochte nun die Beistimmung der Städte erhalten oder nicht, so wurde er doch unter dem Namen Reichsgutachten dem Kaiser übergeben, erlangte, falls er durch ein kaiserliches Ratificationsdecret genehmigt wurde, Gesetzeskraft, und hieß fortan Reichsschluß oder Reichsconclusum. Den Inbegriff sämmtlicher Beschlüsse eines Reichstags nannte man Reichsabschied oder Reichsreceß. Waren der Kaiser oder die drei Collegien uneins, so blieb der Gegenstand unentschieden, und wurde ausgesetzt. Falls bloß die Reichsstädte nicht einstimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz der Verheißungen des westphälischen Friedens, der auch diesen Städten auf den Reichstagen eine entscheidende Stimme zusicherte. Nach kaiserlicher Genehmigung und Unterschrift der Reichsbeschlüsse wurden dieselben publicirt, und den Reichsgerichten zur Eintegistrirung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen entschieden. Die erste ordentliche hatte 1555 zu Augsburg, um den Landfrieden zu sichern, Statt. Die außerordentlichen wurden häufig bei Reichskriegen, Friedensschlüssen und dergl. gebraucht. Nach dem westphälischen Frieden wurden die Deputirten von beiden Religionsparteien, und in gleicher Anzahl ernannt. Die Reichsversammlung hatte das Recht, Gesetze zu geben, aufzuheben und zu interpretiren, Krieg und Frieden zu beschließen, Gesandte anzunehmen und zu schicken, und Bündnisse und Verträge zu schließen u. s. w. In Rücksicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathschlagung durch ein kaiserliches Commissionsdecret vorgeschlagen werden mußte, entschied freilich Mehrheit der Stim-

men; aber auch die Stände, welche in einen beschlossenen Reichs nicht gewilligt hatten, mußten nach Maßgabe der Reichsmatrikeln Contingente stellen. Diese Reichsmatrikeln waren unter Au tät des Kaisers und des Reichs abgefaßte Verzeichnisse der Reichsst und der Summen, welche jeder zu den Kosten des Reichs zu zahlen ha Sie verdankten ihren Ursprung den Römerzügen, welche in frühern ten die Kaiser unternahmen, um sich vom Papste als lombardische römische Könige krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs mußten mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe, ihre Lehen verlieren. Die Dauer dieser Römerzüge und der dabei zu leisten Kriegsdienste war auf sechs Wochen bestimmt, welche man Römerm nat nannte. Als man zu Siegmunds Zeiten anfing, besoldete Heere halten, und als die Römerzüge abgekommen waren, wurden für jeden R ter, den ein Stand zu stellen hatte, zwölf, für jeden Fußgänger 4 Fl. f gesetzt, und diese Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden d Kaiser in andern außerordentlichen Fällen und in Reichskriegen bewillig Obgleich es mehrere Reichsmatrikeln gab, so waren und blieben sie d doch sehr unvollständig. Das Recht, nach einem Reichskriege Fri den zu schließen, gebührte freilich dem gesammten Reichskörper, und wa den Ständen durch den westphälischen Frieden ausdrücklich zugesicher doch maßten sich die Kaiser dieses Recht allein an, weshalb in der Wahlk pitulation Carls VII. bestimmt ward, daß die Kaiser nur im Fall ein dringenden, wirklichen Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Kurfürsten collegiums Präliminar- und Definitivtractaten für das Reich sollten schli ßen können. Obgleich in frühern Zeiten die Kaiser das Recht hatten ohne Zuziehung der Stände nach ihrem Gefallen Reichsbündnisse schließen, so mußte doch schon Maximilian I. 1495 versprechen, sich in kei dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulassen. Carl V. verpflichtete sic keine Allianz ohne den Rath der versammelten Kurfürsten, oder des größ ten Theils derselben, einzugehen, und Ferdinand I. mußte angeloben, da er nur in höchst eiligen Sachen bloß die Kurfürsten, sonst aber alle Stän de, um ihre Meinung befragen wolle. In dem westphälischen Frieden ward den sämmtlichen Ständen in Rücksicht der zu schließenden Reichs bündnisse das Stimmrecht zugesichert. Die fremden Gesandten, welch das Reich empfing, verhandelten mit demselben durch Denkschriften (Mé moiren), die sie dem mainzischen Directorialgesandten überreichen lies sen, und die von diesem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitge theilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiser aus dem carolingischen und sächsischen Stamm in kirchlicher Rücksicht unumschränkt regier ten, Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe ein- und absetzten und bestätigten, und Concilien zusammenberiefen, so schwanden doch unter der unruhigen Regierung der Heinriche diese alten Rechte allmählig dahin, und die Päpste beschränkten durch List und Gewalt die kirchliche Macht der Kaiser so sehr, daß kaum der Schatten blieb. Durch den westphälischen Frieden, wodurch drei herrschende Kirchen sich erhoben, wurde das Reich noch mehr getheilt. Die Katholischen behielten die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpste und Bischöfe sich angemaßt hatten, und die Vorschriften des canonischen Rechts bei. Die protestantischen Stände hingegen hoben nach jenem Friedensschluß das Diöcesanrecht und jede Art hierarchischer Gerichtsbarkeit auf, und ließen durch dazu eingesetzte Consistorien die geistlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen entscheiden (s. unten). Folglich wurden auch das Reichskammergericht und der Reichshofrath sowohl in protestantischen, als katholischen Kirchensachen incompetent. In

Rücksicht der Kaiser hatte schon unter Heinrich IV. der Papst Gregor VII. das Recht der erstern, Bischöfe u. s. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen, und seine Absichten durch seine Dictate und durch die beiden Texte des canonischen Rechts (cap. 6 qu. 7 et can. 12 et 13) nur zu deutlich erklärt. Gregors Nachfolger verfolgten seine Entwürfe, und Calixtus II. führte sie aus, und nöthigte Heinrich V., dem Rechte zu entsagen, Bischöfe zu ernennen, und mit Ring und Stab zu investiren. Doch das Recht der ersten Bitte, und die Belehnung der Bischöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiser, weshalb die letzten Lehne auch Scepterlehne hießen. In den Fällen, von denen die Ruhe und das Beste des ganzen Reichs abhing, wo also auch gleichförmige, polizeiliche Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiser und dem Reich die polizeiliche Gesetzgebung. Die erste, durch mehrere Reichsabschiede bestätigte Polizeiordnung war vom Jahre 1530. Uebrigens hatten die Stände das Recht, in ihren Landen polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der geistigen und religiösen Cultur, und der innern und äußern politischen Verfassung ein beständiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfassung waren. Als der Gebrauch des gemünzten Geldes in Deutschland bekannt wurde, betrachtete man das Münzrecht als kaiserliches Regal. Carl der Große verbot sogar, nirgend anders, als in seinem Pallast Münzen zu prägen. Ohne jedoch sich um kaiserliche Verleihungen dieses Rechts zu bemühen, übten viele weltliche Reichsstände dasselbe nach Maßgabe ihrer Bergwerke und ihrer Macht aus, und schon zu Friedrichs II. Zeit muß das Münzrecht der Fürsten außer Zweifel gewesen seyn, da dieser Kaiser ihnen versprach, keine Münze in ihren Landen schlagen zu lassen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Carl IV. bestätigte den Kurfürsten nicht bloß das Münz-, sondern auch das Bergwerksrecht, und durch den westphälischen Frieden wurde den sämmtlichen Reichsständen, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieses versichert. Doch blieb die Ausübung desselben den Reichsgesetzen untergeordnet; aber nie sind die, wegen der Mißbräuche des Münzrechts gegebenen Reichsverordnungen befolgt worden (s. Münzfuß). Uebrigens waren den Ständen bei Strafe des Verlustes des Münzrechts gewisse Städte (Münzstädte) angewiesen. Auch sollten nach den Reichsabschieden von 1570 und 1594 alle neugeschlagenen Münzen auf den Münzprobationstagen geprüft werden, ehe sie in Umlauf gesetzt wurden. Jene Münzprobationstage wurden entweder von allen Kreisen, oder von einem, oder gar nur von einigen Kreisständen gehalten. Solche Proben mußten jährlich zwei-, wenigstens einmal durch Münzwardeine geschehen. In neuern Zeiten ließen die Reichsstände fast alle Münzen mit ihrem Bilde und Wappen prägen. Auch durfte der Kaiser nur mit Zustimmung der Kurfürsten und der Stände, in deren Kreise der darum Nachsuchende münzen wollte, dies Recht verleihen. In frühern Zeiten übten die Kaiser das schon im 9ten Jahrhundert gebräuchliche Zollrecht, in so fern es nicht einem Reichsstande verliehen war, allein aus. Unter den schwäbischen Kaisern und während des Interregnums eigneten sich die Stände in ihren Ländern dieses Recht zu, welches auch den Kurfürsten in der goldnen Bulle, und den sämmtlichen Reichsständen der westphälische Frieden bestätigte; nur wurde darin bestimmt, daß alle unter Privatautorität angelegten, dem Besten des Reichs schädlichen Zölle aufgehoben seyn sollten. Früherhin war in Carls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Kurfürsten zur Anlage neuer Zölle zuerst angeordnet, und den Reichsständen untersagt, dergleichen unter dem Na-

men von Brückengeld, Wegegeld u. einzuführen. Ungeachtet einiger in spätern Zeiten gegebener, heilsamer Reichsgesetze zur Beförderung des Handels litt doch dieser Erwerbzweig durch die innern Unruhen sehr. In dem westphälischen Frieden ward übrigens die Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf Flüssen und in den Häfen festgesetzt. Den Reichsständen stand es frei, in ihren Ländern Messen und Märkte anzuordnen. Die Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt am Main und Naumburg waren aber von den Kaisern besonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die ersten Posten im Reiche ein, und bestellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister. Lamoral von Taxis ward 1615 für sich und seine männlichen Nachkommen mit dieser Würde vom Kaiser Matthias belehnt, und 17.. wurde das Reichsgeneralpostmeisteramt zu einem männlichen fürstlichen Thronlehen erhoben. Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. in seinen Erbstaaten gleichfalls Posten, und seinem Beispiele folgten, jedoch mit Widerspruch von taxischer Seite, mehrere Reichsstände. Uebrigens hatte Kurmainz, als Reichserzkanzler, die Oberaufsicht über das Postwesen in Deutschland. Die kaiserlichen Einkünfte, welche die Kaiser aus den ihnen, als solchen, zustehenden Domänen und ausschließlichen Hoheitsrechten zogen, waren in frühern Zeiten sehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und späterhin unter Rudolphs I. Nachfolgern theils durch die Anmaßungen der Reichsstände, theils durch Schuld der Kaiser selbst so außerordentlich verringert, daß die letztern späterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers war die Hauptstadt ihrer Erbstaaten. Unter kaiserlichen Reservaten verstand man diejenigen Rechte, welche die Kaiser ohne Zuziehung der Stände ausübten. Hieher gehören die Oberlehnsherrlichkeit, die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römische Kirche und den päpstlichen Stuhl (früherhin auch die Bestätigung der Papstwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpstlichen Thron auszuschließen, einen Commissarius zu den Bischofs- und andern geistlichen Wahlen im Reiche zu schicken, die Ausübung des Rechts der ersten Bitten in allen unmittelbaren Stiftern und Bisthümern, und in den mittelbaren, in denen er es im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entscheidung von Rangstreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anstandsbriefen u. In seinem Namen wurden von den Universitäten die gelehrten Grade ertheilt. Durch seine Pfalzgrafen konnte er Doctoren, Licentiaten, Magister, Baccalaureen, Notarien, und sogar Dichter machen u. s. w. Die vermöge dieser Reservate vom Kaiser ausgeübten Handlungen hatten Gültigkeit im ganzen deutschen Reiche. Die erste Art der Reichssteuern war der gemeine Pfennig, welcher den Unterthanen als Vermögenssteuer auferlegt wurde. Nach und nach trugen die Stände selbst zu den Reichsbedürfnissen bei, und vertheilten die hiezu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welche das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate (s. oben) waren eine andere Art von allgemeinen Steuern. Das ganze Reich mußte zu einem Römermonat 20,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie, jeder Kurfürst aber 277 Mann Fußvolk und 60 Reiter stellen. Die Beiträge der übrigen Stände bestimmte die Reichsmatrikel. Uebrigens stand es den Reichsständen frei, Truppen oder Geld zu geben, und sie bedienten sich auch in dieser Rücksicht des Subcollecturrechts. Die Reichsstände schickten diese Gelder nach den dazu bestimm-

ten sogenannten Legeſtädten Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Leipzig. Die Einnehmer dieſer Steuern hießen Pfennigmeiſter, und mußten dem Reiche Rechnung ablegen. Die erſten Kaiſer verwalteten die Gerichtspflege ſelbſt, oder durch die von ihnen eingeſetzten Herzoge und Grafen. Dieſe maßten ſich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erſchütterten, die weltliche, ſo wie die Biſchöfe ꝛc. die geiſtliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtsſachen behielten jedoch die Kaiſer das Recht, die Urtelsſprüche der Stände aufzuheben und zu verbeſſern. Die Streitigkeiten der Reichsſtände ließen die Kaiſer in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht ſchlichten. Da aber daſſelbe den Wünſchen der Stände nicht entſprach, und man den Befehdungen doch endlich ein Ziel ſetzen wollte, ſo wurde 1495 das kaiſerliche Reichskammergericht eingeführt (ſ. Cammer). 1559 errichtete auch Ferdinand I. den Reichshofrath (ſ. Reichshofrath), und außer dieſen beiden höchſten Gerichtshöfen gab es noch andere Reichsgerichte, deren Jurisdiction ſich aber nur über gewiſſe Provinzen erſtreckte. Austräge waren durch Geſetz oder Vertrag beſtimmte Richter, welche in erſter Inſtanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entſchieden. Die geſetzlichen Austräge waren 1437 vom Kaiſer Albrecht II. eingeführt, und wurden von Maximilian 1495 beſtätigt. Das Verfahren der Austräge glich dem des Reichskammergerichts, nur war es weniger weitſchweifig. Die Vollſtreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchſten Reichsgerichte geſchehen, und an die letztern wurde von den Entſcheidungen der Austräge mit allen ſonſt gewöhnlichen Förmlichkeiten appellirt. In Beziehung auf Kaiſer und Reich waren die Länder der Reichsſtände theils Lehen, theils Allodien, oder auch beides zugleich; und man theilte ſie, nach dem Stande ihrer Beherrſcher, in weltliche und geiſtliche ein. Alles, was in einem Gebiete eingeſchloſſen war, wurde im Zweifelsfall dazu gerechnet, und wer von einer Landesherrſchaft, in deren Territorium er wohnte, eximirt zu ſeyn behauptete, mußte es beweiſen, oder wurde als Landſaſſe betrachtet. Die Länder der Reichsſtände konnten mit öffentlichen Dienſtbarkeiten, z. B. dem Recht der Steuer, des Schutzes, des Zehnten, der Werbung ꝛc., beläſtigt werden, ohne daß dieſe Servituten ein Miteigenthumsrecht ertheilten. Unter Landesherrſchaft der Reichsſtände verſtand man die Befugniß derſelben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, ſo weit ſolche nicht durch die Reichsgeſetze oder durch Verträge beſchränkt waren, auszuüben. Der Urſprung dieſer Hoheitsrechte iſt um ſo dunkler, je älter er iſt, und je weniger er durch eine ſchleunige Umwälzung herbeigeführt wurde. Jeder Reichsſtand eignete ſich nach und nach unter den ihn begünſtigenden Umſtänden dieſe Hoheitsrechte, welche vorher den Kaiſern gehörten, zu, und man kann für die Erwerbung und Vergrößerung derſelben vier Hauptepochen annehmen. Die erſte begreift die Zeiten der carolingiſchen Kaiſer und ihrer unmittelbaren Nachfolger, welche den Fürſten dadurch, daß ſie die Söhne in den Aemtern der Väter nachfolgen ließen, und ihnen manche Vorrechte bewilligten, den Weg zur Landeshoheit bahnten. Der zweite Zeitraum begann unter den Heinrichen, wo die Kaiſer durch die Streitigkeiten mit den Päpſten und die innern Unruhen zu ſehr beſchäftigt waren, um gegen die Anmaßungen der Stände wachſam zu ſeyn. Die dritte Epoche begreift das Interregnum, während deſſen die Großen in Deutſchland, ohne ein wirkliches Oberhaupt, ihre Macht und ihre Unabhängigkeit ausdehnen konnten. Aber die Landeshoheit war damals noch nicht von einer beſtimmten Form und Ausbildung. Sie beſtand nur in einem Chaos von Rechten, von denen jeder Stand bloß

jenigen usurpirte, die ihm die zuträglichsten schienen. Erst der westph
lische Friede, welcher die letzte Hauptepoche macht, begründete die förm
liche Gestaltung und Vollendung der reichsständischen Landeshoheit, i
dem er den sämmtlichen Reichsständen alle landesherrlichen Rechte, Fre
heiten und Privilegien zusicherte. Die Landeshoheit der Reichsstände b
griff alle Souverainetätsrechte, welche nicht durch die Reichsgesetze od
durch Verträge beschränkt waren. Daher ward der Besitz dieser Rech
bei jedem Reichsstande vermuthet, und das Gegentheil mußte im Zweif
bewiesen werden. In vielen deutschen Staaten war die Landeshohe
durch gewisse, den Provinzialständen zustehende Rechte beschränkt, so da
die Landesherren ohne Einwilligung dieser Stände keine Gesetze geben
keine Auflagen machen, und keine Veränderung in der Verfassung de
Landes vornehmen durften. Indessen waren die Rechte der Landständ
sich nicht in allen Staaten gleich, und mehrere der letztern hatten gar kein
Landstände. Schon lange vor dem westphälischen Frieden übten di
Reichsstände das nach und nach erlangte Gesetzgebungsrecht in ih
ren Staaten aus. Durch jenen Frieden wurde ihnen dies Recht auf ein
unbegränzte Weise förmlich, und nur mit der Einschränkung, daß sie kein
den Reichsgrundgesetzen widersprechenden Gesetze geben durften, bestä
tigt. In privatrechtlicher Rücksicht aber konnten die Reichsstände gesetz
liche Verfügungen erlassen, die nicht mit den Reichsgesetzen überein
stimmten. Als Ausflüsse der Gesetzgebung standen die peinliche und bür
gerliche Gerichtsbarkeit den Reichsständen gleichfalls zu, welche sie auch
durch die dazu bestellten Gerichte bis zur dritten Instanz ausüben ließen.
In Rücksicht der Reichsgesetze hatten die sämmtlichen Kurfürsten und ei
nige andere Reichsstände das Jus de non appellando. In die Ausübung
der reichsständischen Gerichtsbarkeit durfte, außer im Fall der verweiger
ten Justiz, sich weder der Kaiser, noch das Reich mischen. Uebrigens hat
ten sie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung,
der Rehabilitation, der Minderung der Strafen u. s. w. Auch stand ih
nen die Jurisdiction über ihre Gemahlinnen und Kinder, über appana
girte, in ihren Staaten wohnende Prinzen in Civil- und peinlichen Sa
chen, wie auch über andere unmittelbare Reichsglieder in Rücksicht der
Güter, die zu ihrem Territorium gehörten, zu. In kirchlicher Hin
sicht hatten sie das Reformationsrecht (Jus reformandi), und konnten
n ihren Ländern (nach dem westphälischen Frieden) einführen und dul
en, welche von den drei Religionen sie wollten. Doch durften sie dieje
ige Religionspartei, welche im Normaljahr 1624 sich in ihren Staaten
efand, nicht in ihren kirchlichen Rechten und ihrem Besitzstande beschrän
en. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die sich nach dem Normal
hr in seinen Ländern niedergelassen hatten, nicht dulden wollte, so mußte
: ihnen das Auswanderungsrecht zugestehen, und dazu fünf Jahre bewil
gen, wenn sie vor, drei Jahre aber, wenn sie nach dem westphälischen
rieden sich angesiedelt, oder eine andere Religion als die des Normal
hrs angenommen hatten. In Schlesien und den dem Hause Oesterreich
iterworfenen Staaten richtete sich der Religionszustand nicht nach dem
ahr 1624. Auch galt das Decretaljahr und das Reformationsrecht nicht
vischen Reformirten und Lutheranern. Die protestantischen Stände
aren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten sie die
beraufsicht und Anordnung des Cultus, das Ernennungs- und Bestäti
ngsrecht der Kirchendiener, und jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit, de
n Ausübung ihren Consistorien übertragen war, von denen an die Re
erungen oder an den Landesherrn selbst appellirt wurde. Die katholischen

Reichsstände hatten hinsichtlich ihrer protestantischen Unterthanen dieselbe Gewalt; aber die geistlichen Angelegenheiten ihrer katholischen Unterthanen wurden vor den Bischöfen rc. verhandelt. Viele Reichsstände übten auch die Schutzherrlichkeit über Kirchen, Klöster, Stifter und Abteien aus, welches Kastenvogtei hieß. Nicht minder hatten viele Reichsstände in denen in ihren Gebieten belegenen Stiftern das Recht der ersten Bitte. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsstände auch **die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse.** Das Recht, Krieg zu führen, entstand zu den Zeiten der alten Fehden, denn diese waren ein wirklicher Krieg, ein Krieg, der ganz für jene grauen Jahrhunderte der Barbarei und Wildheit paßte. Die Geschichte aller Zeitalter des deutschen Reichs giebt uns Beispiele von Bündnissen der Reichsstände unter sich und mit Fremden, und obgleich die Kaiser dieses Recht wegen des vorgeblichen Mißbrauchs zu beschränken suchten, so wurde es doch im augsburgischen Vergleiche von 1555 förmlich bestätigt. Aus dem Rechte, Bündnisse zu schließen, folgte dasjenige, Gesandte zu schicken und anzunehmen. Von den Kurfürsten und Fürsten ward dasselbe ohne Widerspruch ausgeübt, und ihre Gesandten genossen die Ehren und Freiheiten, welche sie nach dem Völkerrechte und ihrem Range verlangen konnten. Die kurfürstlichen Gesandten hatten den Rang vor denen der Republiken, und nach denen der Könige. Auch durften die Kurfürsten zu den Kaiserwahlen Gesandten des ersten Ranges (Ambassadeurs) schicken. Die altfürstlichen Häuser machten auf gleiche Rechte, mit Ausschluß der Kaiserwahlen und des Vorranges, Anspruch, und wirklich wurden auch vom kaiserlichen Hofe Gesandte, Minister und Residenten der Reichsfürsten angenommen. Die Publicisten bestritten freilich den Grafen, Prälaten, Freiherren und Städten das Recht, Gesandte zu schicken, und wollten es nur den Banken zugestehen, weil, wie sie sagten, ihre Eigenschaft als Reichsstände an der Bank haftete. Dies war aber Unrecht, denn das Recht, Gesandte zu schicken, fließt nicht aus der Reichsstandschaft, sondern aus der Landeshoheit her. Die Abgeordneten der Reichsritterschaft hießen Deputirte oder Abgeordnete (s. oben), und die Publicisten gestanden ihr gleichfalls nur das Recht zu, als ganzes Corps oder cantonsweise Deputirte zu schicken. Uebrigens genossen die letztern gleichfalls die Rechte, welche das Völkerrecht den Gesandten zugesteht. Was die Bündnisse der Reichsstände betrifft, so durften sie nicht gegen die Person des Kaisers, als Reichsoberhaupts, und eben so wenig gegen die Reichsverfassung gerichtet, oder dem Reiche nachtheilig seyn. Kein Reichsstand sollte auch ein Offensivbündniß gegen seinen Mitstand eingehen, außer im Fall einer begangenen Gewaltthätigkeit, deren Vergütung drei Jahre lang von dem Urheber verweigert wurde. Der westphälische Friede erlaubte dann dem Beleidigten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen, und gebot allen Theilnehmern am Frieden, ihm Hülfe zu leisten. So durften auch die Reichsstände zur Vertheidigung ihrer Person, ihrer Würde, Besitzungen, Rechte und Ansprüche mit auswärtigen Mächten Bündnisse schließen. Aber das Recht, fremden Mächten Hülfstruppen zu geben, welches sie gleichfalls hatten, übten die deutschen Landesherren nur zu oft zum Nachtheile ihrer Unterthanen aus. Das Recht zum Kriege ist wesentlich mit den vorhergehenden verbunden. Die Reichsstände durften so viel Truppen halten, als sie ihren Verhältnissen und ihrer Sicherheit angemessen fanden. Sie konnten Festungen, Magazine, Zeughäuser, Waffenplätze rc. in ihren Ländern anlegen, in den Städten und Plätzen ihres Gebiets Garnisonen halten, und im Kriege selbst alle dem Völkerrecht gemäße Repres-

falien gebrauchen. Da sie das Recht hatten, Krieg zu führen, so bes
sie auch natürlich die Befugniß, Frieden zu schliessen. Nicht minder ha
sie das Retorsionsrecht, vermöge dessen sie die von einem Mit
de zum Nachtheile ihrer Unterthanen gegebenen Gesetze durch eb
nachtheilige Verordnungen für die Unterthanen des erstern erwie
konnten. Dies war in Kurzem die innere und äußere Gestaltung
deutschen Reichsverfassung, wie sie sich seit der Entstehung dieses Re
körpers bis zu dessen völliger Auflösung, welche am 6ten August 180
folgte, nach und nach gebildet hatte. — Ganz anders, wie das deut
Reich, hat sich durch die von mehreren ehemaligen Mitgliedern desse
zu Wien am 8ten Juni 1815 geschlossenen Bundesacte der deuts
Bund gestaltet. Wir lassen es unentschieden, und die Zeit wird es
ren, in wie fern diese neue Conföderation an innerer Festigkeit und Co
stenz, und an Kraft, sich gegen fremde Einwirkungen und Anfälle zu sc
zen, die vormalige deutsche Reichsverfassung übertreffen, oder dersel
nachstehen wird; und wir geben deshalb bloß einen kurzen Abriß der d
jene Bundesacte bestimmten staatsrechtlichen Verhältnisse der Bund
glieder unter sich und gegen ihre Unterthanen. Mitglieder des Bun
sind außer den souverainen Fürsten und freien Städten Deutschlands (
unten) der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen für ihre e
mals zum deutschen Reiche gehörigen Länder, der König von Dänem
wegen Holstein, und der König der Niederlande wegen seines jetzig
Großherzogthums Luxenburg. Der Zweck ist die Erhaltung der äuße
und innern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unv
letzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Die Mitglieder des Bu
des sollen gleiche Rechte haben, und die Angelegenheiten desselben du
eine beständig dauernde Bundesversammlung, in der alle Mitglie
der durch ihre Bevollmächtigten, theils einzelne, theils Gesammtstim-
men, jedoch ohne Nachtheil ihres Ranges, führen sollen, nämlich Oester-
reich eine Stimme, Preußen eine, Bayern eine, Sachsen eine, Hannover
eine, Wirtemberg eine, Baden eine, Kurhessen eine, Großherzogthum
Hessen eine, Dänemark wegen Holstein eine, Niederlande wegen Luxen-
burg eine, die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser eine, Braun-
schweig und Nassau eine, Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Stre-
litz eine, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg eine, Hohenzollern, Lich-
tenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck eine, die freien
Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg eine, also zusammen
siebzehn Stimmen. Oesterreich hat in der Bundesversammlung den Vor-
sitz, jedes Bundesglied ist berechtigt, Vorschläge zu machen und vorzutra-
gen, und der Vorsitzende muß sie innerhalb einer noch zu bestimmenden
Zeit zur Berathschlagung bringen. Wo es auf Abfassung und Aenderung
der Grundsätze des Bundes, auf die Bundesacte betreffende Beschlüsse,
auf organische Bundeseinrichtungen, und andere gemeinnützige Anord-
nungen ankommt, bildet sich die Bundesversammlung zu einem Plenum,
und da soll Oesterreich vier Stimmen haben, Preußen vier, Sachsen vier,
Bayern vier, Hannover vier, Wirtemberg vier, Baden drei, Kurhessen
drei, Großherzogthum Hessen drei, Holstein drei, Luxenburg drei, Mek-
lenburg-Schwerin zwei, Nassau zwei, Braunschweig zwei, jedes der fünf
großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser eine, jedes der drei anhalt-
schen Häuser eine, Meklenburg-Strelitz eine, Oldenburg eine, Schwarz-
burg-Sondershausen eine, Schwarzburg-Rudolstadt eine, Hohenzollern-
Hechingen eine, Hohenzollern-Sigmaringen eine, Lichtenstein eine, Wal-
deck eine, Reuß ältere Linie eine, Reuß jüngere Linie eine, Schaumburg-

Lippe eine, Lippe eine, Lübeck eine, Frankfurt eine, Bremen eine, Hamburg eine, folglich 69 Stimmen. Durch Stimmenmehrheit in der engern Versammlung soll entschieden werden, ob und in wie fern sich ein Gegenstand für das Plenum eignet. Sowohl in dem letztern, wie in der engern Versammlung gilt Stimmenmehrheit, und zwar entscheidet dieselbe in der engern Versammlung unbedingt, im Plenum aber nur dann, wann die Mehrheit drei bis vier Stimmen beträgt. In der engern Versammlung kommt bei Stimmengleichheit dem Vorsitzenden die Entscheidung zu. Wo aber die Rede von Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, von organischen Bundeseinrichtungen, von den Rechten Einzelner, und von Religionsangelegenheiten ist, da gilt so wenig in der engern Versammlung, noch in dem Plenum Mehrheit der Stimmen. Die Bundesversammlung darf sich nicht länger als auf vier Monate vertagen, und Frankfurt am Main ist zu ihrem Sitze bestimmt. So lange die Bundesversammlung mit Abfassung ihrer organischen Gesetze beschäftigt ist, soll über die Abstimmungsordnung nichts bestimmt werden, und die sich zufällig fügende Ordnung weder einem Mitgliede nachtheilig seyn, noch künftig als Regel gelten. Nach Abfassung der organischen Gesetze wird sich die Bundesverfassung über die einzuführende Stimmenordnung, und dann so viel möglich die auf den Reichstagen gebräuchliche, in Gemäßheit des Reichsdeputationsschlusses von 1803 zur Norm nehmen, ohne daß jedoch die künftige Stimmenordnung auf den Rang der Bundesglieder irgend einigen Einfluß haben soll. Alle Mitglieder des Bundes versprechen sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff zu schützen, und garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Besitzungen. Bei einem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig einen Waffenstillstand oder Frieden schließen. Die Bundesglieder haben zwar das Recht der Bündnisse, sie verpflichten sich aber, keine gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichteten Verbindungen einzugehen. Auch geloben sie sich, einander unter keinem Vorwande zu bekriegen, noch mit Gewalt ihre Streitigkeiten zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Diese soll sodann durch einen Ausschuß die Vermittelung versuchen, und falls dieser Versuch fehlschlägt, soll die Bundesversammlung durch eine gut geordnete Austrägalinstanz eine richterliche Entscheidung bewirken, welcher sich die streitenden Theile unterwerfen sollen. Wie und durch wen aber der Ausspruch der Austrägalinstanz im Nichtbefolgungsfall zur Vollstreckung gebracht werden solle, darüber sagt die Bundesacte nichts. Diejenigen Bundesglieder, deren Besitzungen unter 300,000 Menschen zählen, sollen sich mit den ihnen verwandten, oder andern Bundesgliedern, mit welchen sie wenigstens eine solche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichts vereinigen. In den Staaten unter 300,000 Seelen, wo schon jetzt dergleichen Gerichte sind, werden jedoch diese in ihrer bisherigen Eigenschaft erhalten, wofern nur die Volkszahl über die sie sich erstrecken, nicht unter 150,000 Seelen beträgt. Den vier freien Städten kommt das Recht zu, sich unter einander über die Errichtung eines solchen gemeinschaftlichen obersten Gerichts zu vereinigen. Bei diesen obersten Gerichtshöfen soll den streitenden Parteien erlaubt seyn, auf die Verschickung der Acten an eine auswärtige Facultät oder an einen Schöppenstuhl, zur Abfassung des Endurtheils anzutragen. In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung Statt haben. In Rücksicht der durch die bonapartische Mediatisationsacte mittelbar ge-

machten vormaligen Reichsstände und Reichsangehörigen ist bestim
daß die fürstlichen und gräflichen Häuser zu dem hohen Adel in Deutsch
gerechnet werden, und daß sie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bi
damit verbundenen Begriff haben sollen. Die Häupter dieser Häuser
len ferner die ersten Standesherren in dem Staat, zu dem sie gehö
seyn, und ihre Familien als die bevorrechtetste Classe, besonders in R
sicht der Besteurung, betrachtet werden. Es sind ihnen überhaupt in R
sicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen, alle diejenigen Re
und Vorzüge zugesichert, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ein
führtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den
hern Regierungsrechten gehören. Sie haben die unbeschränkte Freih
ihren Wohnsitz in jedem zu dem Bunde gehörigen, oder mit letzterm
Frieden lebenden Staat zu nehmen. Die noch bestehenden Familienve
träge werden in Gemäßheit der frühern deutschen Verfassung aufrecht
halten, und den Vermittelbarten ist das Recht zugesichert, über ih
Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, we
che jedoch dem Landesherrn vorgelegt, und den höchsten Landesbehörd
zu ihrer Nachachtung bekannt gemacht werden müssen. Dasselbe, so w
auch das Recht der Veränderung des Wohnorts, ist auch der ehemals un
mittelbaren Reichsritterschaft zugesichert. Alle bisher dagegen erlasse
Verfügungen sind durch die Bundesacte außer Kraft gesetzt. Die mitte
bar gewordenen vormaligen Reichsstände haben übrigens einen privile
girten Gerichtsstand, sind von der Militärpflichtigkeit für sich und ihre Fa
milien ausgenommen, und haben in ihren Besitzungen die Ausübung de
bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erster, und, wenn das Ge
biet groß genug ist, auch in zweiter Instanz, die Ortspolizei, die Forstge
richtsbarkeit, die Aufsicht über Kirchen- und Schulsachen, und milde Stif
tungen, nach Vorschrift der Landesgesetze, denen sie, so wie der Militär
verfassung und Oberaufsicht der Regierungen über jene Zuständigkeiten
unterworfen sind. Den Begüterten der ehemaligen reichsunmittelbaren
Ritterschaft ist Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit,
Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsstand, nach Maßgabe der in
den Bundesstaaten bestehenden Landesgesetze zugesichert. — In den
Staaten dieses deutschen Bundes soll die Verschiedenheit der christlichen
Religionsparteien keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und
politischen Rechte bewirken. Dem Hause Thurn und Taxis ist der durch
den Reichsdeputationsschluß vom 25sten Februar 1803, und durch spätere
Vereinbarungen bestätigte Besitz und Genuß der Posten in verschiedenen
Bundesstaaten versichert, und so sind diesem Hause gleichfalls seine Ansprüche
auf Entschädigung hinsichtlich der aufgehobenen Reichsposten unter
näheren Bestimmungen vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesstaaten
sollen das Recht haben, Grundeigenthum außerhalb des Staats,
den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden
Staat mehreren Abgaben und Lasten unterworfen zu seyn, als dessen
eigne Unterthanen. Ferner haben sie die Befugniß des freien Weggehens
aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, der sie erweislich als Unterthanen
aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil- und Militärdienste
anderer Bundesstaaten zu treten, wenn sie ihrer Militärpflichtigkeit
gegen den vaterländischen Staat genügt haben, oder davon losgesprochen
sind. So ist auch die Befreiung von aller Nachsteuer, wenn das
Vermögen in einen andern Bundesstaat übergeht, und mit diesem hinsichtlich
der Freizügigkeit keine besondern Verträge bestehen, festgesetzt.
In der Bundesversammlung soll nach der Bundesacte über die Einführung

gleichförmiger Geſetze in Rückſicht auf Militärpflichtigkeit berathſchlagt werden. Möchte man doch auch in Betreff der privatrechtlichen Geſetzgebung (ſo weit dies mit der Verfaſſung jedes Staats beſtehen kann), der Maße, Gewichte und Münzen eine gröſsere Gleichförmigkeit zu bewirken ſuchen; wie viel würde dies nicht zur gegenſeitigen feſtern Anſchlieſsung der Gemüther und zur Beförderung des innern Handels beitragen! Zu wünſchen iſt es übrigens, daſs dieſer Bund durch dauernde Einigkeit ſeiner Mitglieder ſtark, jeden Anfällen von auſsen Trotz bieten, und nicht durch innere Zwiſtigkeiten und fremde Einmiſchungen, ſo wie vormals das deutſche Reich, erſchüttert und untergraben werden möge. H. v. H.

Reich (groſses franzöſiſches, unter Napoleon), eine merkwürdige Erſcheinung in der neuern politiſchen Geſchichte, ſchnell vorübergegangen in dem Leben der Zeitgenoſſen, wie einſt Attila's Weltherrſchaft. Seit Seſoſtris hat es viel Eroberer gegeben, aber keinen, der nicht in Hinſicht auf Kraft, Umfang, Folgen oder Dauer ſeiner Länder- und Völkerſtürmerei über den franzöſiſchen Kaiſer hervorragte. Alexander, unter allen Eroberern durch Genialität der Erhabenſte, ſtürzte binnen drei Jahren das perſiſche Weltreich; die macedoniſche Univerſalmonarchie endigte zwar mit ſeinem Leben, aber ſein Werk dauerte fort. Die Griechen blieben die Herren der Welt, bis Rom an ihre Stelle trat. Die Römer, unter allen erobernden Völkern das erſte, unterwarfen ſich die Welt durch eine Staatskunſt, die folgerechter war, als die irgend einer andern Macht der ältern und der neuern Zeit, die päpſtliche allein ausgenommen; ſie beſiegten Europa, Aſien und Afrika durch zwanzig Geſchlechtsfolgen groſser Männer, von Brutus bis auf Marc-Aurel, und durch dreihundert und zwanzig Triumphe von Romulus bis auf Veſpaſian. Auch die Araber, ſelbſt die Türken, haben unter den verſchiedenen Dynaſtien der Eroberer, die an ihrer Spitze ſtanden, Gröſseres und Dauerhafteres hervorgebracht, als Napoleon und ſeine groſse Armee. Carl der Groſse und Peter der Groſse ragen über ihn hervor, da ſie mehr noch Bildner und Schöpfer ihres Zeitalters, als zerſtörende Eroberer waren. Sogar der groſse Temudſchin, genannt Dſchingis-Chan, und Tamerlan, ſo blutig ſie auch für eine kurze Dauer ihre Weltherrſchaft gründeten, wirkten dennoch auf ihr Zeitalter mehr ein durch Geiſt und eigentliche Regentengröſse, als Napoleon auf das ſeinige. Nur darin kann er mit Attila und Nadir-Schah verglichen werden, in dem Dünkel, daſs er ſich für berufen hielt, eine neue Weltordnung zu gründen, und daſs Gott durch ihn das Schickſal der Reiche beſtimme. In dieſem Sinne franzöſiſcher Schmeichelei hat Herr le Sage in ſeinem Atlas Géographique, Chronologique, Historique zu Paris das Weltgebäude Napoleons bildlich dargeſtellt, und ſelbſt das angedeutet, was zur Vollendung deſſelben noch hinzukommen ſollte. Beide, der Baumeiſter und der Zeichner, leben jetzt, wie es heiſst, als vertraute Freunde mit einander auf St. Helena, in philoſophiſcher Ruhe, um über die Nichtigkeit der menſchlichen Eitelkeit Betrachtungen anzuſtellen. Indeſs darf ihr Werk, das franzöſiſche Kaiſerreich, das kürzeſte unter allen ſeit Nimrod, — denn, unter allen Regierungen iſt, wie Pitt ſagte, militäriſcher Deſpotismus von der kürzeſten Dauer, — in einem Archive unſerer Zeit, wie dies Handbuch iſt, nicht unerwähnt bleiben. Dagegen kann nicht bemerkt werden, daſs Napoleon wahrſcheinlich noch jetzt regieren würde, wenn er in Smolensk, wie Sarrazin erzählt, ſtatt auf Caulaincourts Schmeichelwort, ſogleich nach Wilna vorzudringen, auf Ney's beſonnenen freimüthigen Rath gehört, und den Winter über an der Düna und am Dnepr die Ruſſen erwartet

hätte. Denn eben, weil Napoleon in seinem Kopfe und in seiner
sein und der Seinigen Verderben mit sich herumtrug, wagte der Hof
Caulaincourt, welcher seinen Herrn wohl kannte, jenen Rath, und
darum, weil Napoleon mehr Stolz und Kraft, als Genie und Verstand
te, achtete er nicht auf Ney's vernünftige Rede. Man könnte sa
Caulaincourt habe Napoleon und das französische Kaiserthum vernic
wenn nicht in Napoleons Charakter schon der Grund davon vorhanden
wesen wäre. Er würde auch ohnedies, früher oder später, auf diese
eine andere Weise, sich und sein Werk in den Abgrund der blindesten
messenheit hinabgestürzt haben. Ueber das Historische seines Steig
und Fallens s. d. Art. Frankreich. Hier stehe nur der statistische
riß. Napoleon wollte England auf dem Festlande unterjochen oder
Frieden zwingen. Die Geschichte hatte ihm vergebens gesagt, daß Sc
nicht in Spanien, sondern in Carthago Roms Feind überwand. Al
dieser Angriffsplan gegen England wurde eine Hegemoine, die Fra
reich auf dem Continente an sich riß. Wie Philipp einst und Alexan
ganz Griechenland gegen Asien bewaffneten, so bewaffnete Napoleon
eine Hälfte von Europa gegen die andere, um das Ganze endlich, unter
nem Oberbefehl, gegen England zu bewaffnen. Hierzu diente ihm der
obernde Geist des französischen Volks. Dieser Geist war, wie der der V
ker Hochasiens, aus Despotismus entstanden. Frankreichs tyrannisch
Ludwig XI. hatte nämlich schon im 15ten Jahrhundert die altgerm
nische Freiheit der Franzosen vernichtet. Seitdem war das tapfre, ei
raubsüchtige, grausame Volk ein treffliches Werkzeug in der Faust ehrsüc
tiger Eroberer. Zuerst brauchte es Carl VIII., zu seinen Heerzügen n
Neapel. Später, und am vollkommensten unter dem Eroberer Ludw
XIV., wurde, um jenes Werkzeug noch besser brauchen zu können, das S
stem der stehenden Heere in Frankreich erschaffen und ausgebildet. Sei
dem schien das christliche Europa, England ausgenommen, nur des Sold
tenwesens wegen regiert zu werden, und in diesem Wesen erstickte die Fre
heit der Völker. Die französische Revolution hatte zwar anfangs de
großen Erfolg, daß sie den Soldaten wieder in einen Bürger umschuf, a
lein der Krieg und Napoleon bewirkten wie durch Zaubermacht, deren For
mel Conscription hieß, daß endlich die ganze französische Nation eine groß
stehende Armee wurde, die Napoleon, als er durch den Krieg zur Allei
herrschaft gelangt war, gar trefflich zu gebrauchen wußte. Natürlich ver
breitete er mit seinen Siegen auch sein politisches Militärsystem. S
gründete er das „große Reich" auf Eroberung, und diese selbst auf de
Vorrang der Soldatencaste, die er überall, wo er schaltete, zu dem erste
Stande im Staate erhob. Daher seine Verachtung aller Kunst der Diplo
matie; daher sein Mißbehagen und seine unerträgliche Laune in Friedens
zeiten; daher endlich sein 29stes Bulletin aus Molodetschno in Lithaue
vom 3ten December 1812. Das französische Staatsrecht unterschie
Frankreich und das französische Reich. Jenes bestand aus dem
Centralstaate des letztern; dieses begriff im Jahre 1812 1. das Kaiser
thum Frankreich von 130 Departements; ein Flächenraum vo
14,112 Quadratmeilen mit 42.180,000 Einwohnern, ohne die Colonien,
welche England erobert hatte, und die 4,441 Quadratmeilen mit 1,286,400
Einwohnern ausmachten; 2. die französischen Lehnstaaten und die dem
Willen des französischen Herrschers allein unterworfenen Nebenlän
der, wie Lucca, Illyrien, die ionischen Inseln, Erfurt u. s. w.; 3. die Fa
milienstaaten, welche durch das kaiserliche Familienstatut vom 30sten
März 1806 unter des französischen Kaisers Obervormundschaft und höchst

[illegible]standen; 4. die Schutzverwandten, oder föderirten Staaten; 5. die Bundes-mächte des Continentalsystems, welche eben dieses Systems wegen nicht freie, sondern gezwungene, ewige Bundesmächte [illegible] sollten, d. h. so lange Napoleon nicht für gut fand, sie in die vierte, [illegible] und zweite Classe der Staaten seines am 2ten März 1806 ausgesprochenen Föderativsystems zu versetzen, oder dem französischen [illegible]erthume einzuverleiben, wie er es den 10ten December 1810 mit Holland und mehrern Staaten der souverainen Rheinbundesfürsten, seinen Schützlingen, gemacht hatte. Das ganze französische Föderativsystem war also ein monarchisch-militärischer Staatenbund unter des französischen Kaisers oberster und unumschränkter politisch-militärischer Leitung. — I. Der Centralstaat Frankreich war durch Eroberung, Lehnsanfall und Heirathszwang (man denke an Anna von Bretagne im J. 1491) von 1470 Quadratmeilen mit etwa anderthalb Millionen Menschen, welche Ludwig VII. im 12ten Jahrhundert besaß, unter den Valois und Bourbons bis auf 10,000 Quadratmeilen mit 27 Millionen Bewohnern, Corsica eingeschlossen, vergrößert worden. Hierzu hatte das deutsche Reich binnen vier Jahrhunderten einen Länderstrich von 2940 Quadratmeilen mit 8,270,877 Bewohnern beigetragen, nämlich: Elsaß, Lothringen mit den Bisthümern, Hochburgund, Niederburgund mit Bresse, Lyonnois, Dauphiné, Provence und einen Theil der Niederlande. Dieser Umfang von 10,000 Quadratmeilen war durch den seit dem lüneviller Frieden (9ten Februar 1801) bis 1805 durch die Eroberung 1. der österreichischen Niederlande und des linken Rheinufers (1207 Quadratmeilen, 3,698,500 Einwohner); 2. eines Theils von Helvetien, Bisthümer Basel, Biel, Mühlhausen und Genf (10 Quadratmeilen, 59,100 Einwohner); 3. eines Theils der vereinigten Niederlande (20 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner); 4. Avignons und Venaissins (deren Flächeninhalt und Einwohnerzahl in der Summe von 10,000 Quadratmeilen und 26 Millionen Einwohner mit enthalten ist); 5. der Staaten des Königs von Sardinien in Oberitalien (820 Quadratmeilen, 2,730,000 Einwohner); 6. der Insel Elba (7 Quadratmeilen, 12,000 Einwohner), um 2064 Quadratmeilen mit 6,544,600 Menschen vermehrt worden. Außerdem war der Anfall des Herzogthums Parma (90 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern) den 23sten October 1802 bereits erklärt, und daraus im J. 1805 das Departement des Taro gebildet worden. Auch wurde im J. 1805 die Republik Genua (110 Quadratmeilen mit 580,000 Einwohnern) Frankreich einverleibt; den 10ten December 1807 geschah dasselbe mit dem Königreiche Etrurien oder Toscana (446 Quadratmeilen mit 1,150,000 Einwohnern), den 17ten Mai 1809 mit dem Reste des Kirchenstaats (310 Quadratmeilen, 879,000 Einwohner), den 12ten November 1812 mit der Republik Wallis (Departement Simplon, 92 Quadratmeilen, 100,000 Einwohner), und den 10ten December 1810 mit dem ganzen Königreiche Holland nebst Ostfriesland, das bisher zum Föderativreiche gehört hatte, und durch frühere Abreißungen bis auf 437 Quadratmeilen mit 1,611,704 Einwohnern verkleinert worden war; ferner mit den Hansestädten, den Fürstenthümern Salm, Aremberg, dem Herzogthum Holstein-Oldenburg, einem Theile des Großherzogthums Berg, welchen Napoleon seinem Neffen und Mündel nahm, und einem Theile des Königreichs Westphalen, den er seinem Bruder nahm, die zusammen eine Masse deutscher Länder von 563 Quadratmeilen mit 1,142,500 Einwohnern bildeten. Diese Angaben der alten Bevölkerung hatten sich nach den französischen Zählungslisten verändert, so daß nach letztern sämmtliche 130 Departements im

J. 1812, statt 39,300,000, gegen 42,500,000 Einwohner enthalten sol
Auch die Quadratmeilenzahl wird von Einigen nur zu 13,944 berech
Dieser Centralstaat des französischen Föderativsystems, seit 1804 ein K
serthum, wurde durch 140 Senatoren und 415 Deputirte im geset
benden Corps vertreten, welche an der gesetzgebenden Gewalt des Kai
Theil nahmen, in der Regel aber ganz nach dessen Willen sich richte
Hundert und drei Departements standen unmittelbar unter der Verw
tung der kaiserlichen Minister in Paris; in Italien waren 16 Depar
ments in drei Generalgouvernements, dem jenseit der Alpe
wo Prinz Borghese, Gemahl der Pauline, Schwester Napoleon
der Statthalter war, dem von Toscana, und dem der römisch
Staaten vertheilt, die ihren Sitz in Turin, Florenz und Rom hatte
Die sieben holländischen Departements und das der Lippe stand
unter dem Generalgouvernement zu Amsterdam; die drei hansea
schen aber unter dem zu Hamburg. Diesen gesammten Raub hat Fran
reich in den pariser Verträgen vom 30sten Mai 1814 und vom 20st
November 1815 zurückerstatten müssen, und überdies noch von seinen ä
tern Besitzungen vor dem Normaljahre 1790 die Festungen und Bezirk
Philippeville und Marienburg nebst dem Herzogthum Boui
lon an die Niederlande; Landau nebst dem linken Lauterufer an Deutsch
land; einen Theil von Gex an Genf, und das Recht auf Monaco an
Sardinien abgetreten. Es hat demnach von seiner Revolutionsbeut
nichts behalten, als die Einschlußländer: Avignon, Venaissin und Mum
pelgard, nebst Mühlhausen. — II. Die französischen Nebenländer
und vier Lehnstaaten, deren vom Kaiser ernannte Besitzer ihm den
Eid der Unterthanentreue schwören; 1. das Fürstenthum Lucca und
Piombino (38 Quadratmeilen, 176,000 Einwohner) gehörte seiner
Schwester Elisa und deren Gemahl Felix I. Bacciochi. Die Prinzes-
sin Elisa war zugleich Großherzogin und Generalstatthalterin von Tosca-
na. Dieses Fürstenthum ist vom wiener Congresse der Königin von He-
trurien als Entschädigung wegen Parma bestimmt, von ihr aber noch nicht
angenommen worden; 2. das Fürstenthum Neufchatel (16 Quadrat-
meilen, 47,000 Einwohner) gehörte dem Fürsten Berthier, Prinzen von
Wagram, fiel aber 1814 an Preußen zurück, und wurde ein Canton der
Schweiz; 3. das Fürstenthum Benevento (8 Quadratmeilen, 20,000
Einwohner) gehörte dem Prinzen Talleyrand; 4. das Fürstenthum Pon-
tecorvo (2 Quadratmeilen, 6000 Einwohner) gehörte eine Zeit lang
dem Marschall Bernadotte; Benevento und Pontecorvo sind durch den
wiener Congreß dem Papste wieder zuerkannt worden; 5. die sieben In-
seln, oder Jonien (44 Quadratmeilen, 187,000 Einwohner), welche ein
Senat von Deputirten im Namen des französischen Kaisers, als Landes-
herrn, regierte. Der wiener Congreß errichtete aus ihnen eine ionische
Republik unter brittischem Schutze. — Ohne mit Frankreich verbunden zu
seyn, hingen gänzlich vom französischen Kaiser ab: 6. die illyrischen
Provinzen, ein Generalgouvernement; sie bestanden aus Krain, Ober-
kärnthen, Triest, Friaul, Croatien am rechten Ufer der Sau, Dalmatien,
Ragusa und Poglizza, 986 Quadratmeilen, 1,361,000 Einwohner (im J.
1810 wurden dazu noch einige tyroler Landgerichte geschlagen). Diese
Provinzen sind an Oesterreich gefallen, zu dem sie bis auf Ragusa und Po-
glizza vorher schon gehörten; 7. die niedere Grafschaft Katzenellen-
bogen, 6 Quadratmeilen, 18,000 Einwohner (jetzt wieder hessen-rhein-
fels-rothenburgisch); 8. Erfurt nebst Untergleichen, Blankenhayn und
Kranichfeld (jetzt theils an Preußen zurück, theils an Weimar gefallen);

— III. Die Familienstaaten. Von diesen gehörte 1. unmittelbar zum französischen Kaiserreiche, unter dem Könige Napoleon, der seinen Stief- und Adoptivsohn, den Prinzen Eugen, zum Vicekönig ernannt hatte, das Königreich Italien, 1800 Quadratmeilen, 6,509,000 Einwohner, welches jetzt unter dem Namen des lombardisch-venetian. chen Königreichs zu Oesterreich gehört, doch sind die ehemals päpstlichen Marken jenseit des Po an den Kirchenstaat, und Modena an das Haus Oesterreich-Este zurückgefallen; Graubündten aber hat das Veltlin nicht zurückbekommen; 2. das Königreich Spanien, welches Napoleons Bruder Joseph dem Namen nach besaß, 8,900 Quadratmeilen, 10,390,000 Einwohner; 3., 4. und 5. drei Staaten des Rheinbundes: das Königreich Westphalen (bis Hieronymus, Bruder Napoleons, aus dem Besitze dieses aus hessischen, preußischen und braunschweigischen Ländern zusammengesetzten Staates von den Kosaken unter Czernitscheff verjagt wurde); das Großherzogthum Berg, das Napoleon im Namen seines Mündels und Neffen verwaltete; und das Großherzogthum Frankfurt, welches der Fürst Primas besaß, dessen Erbe der Prinz Eugen seyn sollte. Das Areal und die Bevölkerung dieser Länder sind im Rheinbunde mit enthalten; 6. das Königreich Neapel (1447 Quadratmeilen mit 4,700,000 Einwohnern) gehörte dem Schwager Napoleons, Joachim Murat, Gemahl der Prinzessin Caroline, der im August 1815 in Pizzo in Neapel erschossen wurde; 7. das Fürstenthum Lucca und Piombino, s. unter Nr. II. — IV. Die übrigen föderirten Staaten, worüber sich Napoleon den 16ten August 1807 vor dem gesetzgebenden Körper sehr vieldeutig so ausdrückte: La France est unie aux peuples de l'Allemagne par les lois de la confédération du Rhin, à ceux des Espagnes, de la Hollande, de la Suisse et de l'Italie par les lois de notre système fédératif. Außer den Familienstaaten gehörten hieher: 1. die durch die Mediationsacte seit 1803 mit Frankreich eng verbundene Schweiz von 19 Cantonen, 718 Quadratmeilen, 1,638,000 Einwohnern; 2. der Rheinbund (seit dem J. 1806). Er enthielt im J. 1812 5443 Quadratmeilen mit 13,822,000 Einwohnern, und stellte eine für Napoleon stets schlagfertige, auf Kosten der 35 souverainen Fürsten (s. d. Art. Rheinbund) ausgerüstete und unterhaltene Contingentsarmee von 117,180 Mann; 3. das Herzogthum Warschau seit 1807 und 1809 2278 Quadratmeilen mit 3,774,000 Einwohnern; 4. die Republik Danzig, ein französischer Waffenplatz, 20 Quadratmeilen, 84,000 Einwohner (s. d. Art. Preußen und Polen). — Nach diesem System gebot der Kaiser Napoleon im J. 1812 mit fast uneingeschränkter Gewalt über die Streitkräfte einer Ländermasse von mehr als 35,000 Quadratmeilen und 86 Millionen Menschen. Allein er hatte überdies noch V. als Bundesmächte für sein Continentalsystem alle Staaten des festen Landes, mit Ausnahme der Pforte und Portugals, bewaffnet, einige auf längere, andere auf kürzere Zeit, theils durch Allianzen, theils durch Friedensschlüsse; und zwar 1. Preußen und Rußland durch den tilsiter Frieden seit 1807; 2. Dänemark seit 1807; 3. Oesterreich seit dem wiener Frieden 1809; 4. Schweden seit dem pariser Frieden den 6ten Januar 1810. Allein Schweden konnte und Rußland wollte nicht jenes System mit der Strenge, wie Napoleon es verlangte, gegen England ausüben. Rußland sprach als selbstständige Macht gegen Frankreichs Anmaßungen; es wollte die militärische Besetzung und Umstellung Preußens von Seiten Frankreichs nicht länger dulden, auch verlangte es Genugthuung wegen des mit Frankreich vereinigten Oldenburg. Da zog Napoleon mit allen Schaaren seines Föderativ-

systems, bis auf die, welche in Spanien fochten, gegen Rußland zu Fel
Preußen und Oesterreich mußten ihm Hülfsheere stellen, und 16 Mil
nen Polen, träumte er, würden aufsitzen, um Rußland bis über den Dn
und die Düna zurück nach Asien hinzudrängen. Schon glaubte Napole
sein großes Föderativreich bis an jene beiden Ströme hinauszudehn
die Pforte zu bedrohen, über Oesterreich und Preußen zu verfügen, das K
nigreich Polen wiederherzustellen (welches nach de Pradts Bericht un
dem Könige von Sachsen bestimmt war), und in Petersburg, wie in Mo
kau, seinen Continental-Handelscodex zu publicieren, als er zu hitzig, de
Schmeichler Caulaincourt und seinem Glücke vertrauend, auf Mosk
losdrang, um auf dem Kreml, von dem Wahne seiner Größe und Ma
aufgebläht, wie der Frosch in der Fabel, zu platzen. — Das 29ste Bullet
war das Bekenntniß von dem Sturze des großen Reichs. Allein er woll
die Wurzeln desselben, Deutschland und Italien, auf dem Friedensco
gresse in Prag im J. 1813, und das Jahr darauf in den Unterhandlunge
zu Chatillon, wenigstens Belgien und das linke Rheinufer noch festhalten
so verlor er alles, bis auf Elba. Doch mit ihm konnte das französische He
die verlorne Größe einer plündernden Soldatenherrschaft nicht vergessen
Er kam zurück. Frankreich fiel ihm zu. Er setzte Alles in einer Schlach
aufs Spiel, und verlor Alles. Mit ihm stürzten seine Brüder, Schwäge
und Verwandte von ihren Thronen und Fürstensitzen. Nur seiner zwei
ten Gemahlin, einer Erzherzogin von Oesterreich, und seinem Sohne, dem
gewesenen König von Rom, blieb als einziges Erbtheil übrig das Her
zogthum Parma. K.

Reichsabschied, s. Reich (deutsches).

Reichsacht war eine Strafe, welche gegen die Uebertreter der deut schen Reichsgesetze verhängt, und in die Ober- und Unteracht getheilt wurde. Die **Unteracht** konnte ein Gericht in dem seiner Jurisdiction unterworfenen Gebiete erkennen, und sie hatte für den Geächteten gewöhnlich nur die Folge, daß er ohne weitere Förmlichkeiten von Jedem angehalten, und dem Richter überliefert werden konnte. Wer sich hingegen in der **Oberacht** befand, durfte ungestraft von Jedem ermordet werden, und seine Güter fielen, wenn es nicht mittelbare Lehen waren, die an den Lehnsherrn zurückfielen, so weit sie nicht zur Entschädigung des verletzten Theils verwandt worden, dem Reiche anheim. In frühern Zeiten übten die Kaiser das Recht, in die Acht zu erklären, höchst willkührlich aus, wurden aber durch spätere Reichsgesetze gar sehr beschränkt, und zu einer gültigen Reichsacht wurde die Einwilligung der sämmtlichen Reichsstände erfodert. Zum Zweck der Reichsachtserklärung hatte das Reichskammergericht bloß die Instruction der Sache, darauf mußten dem Reichstage die Acten vorgelegt werden, welche durch einige aus allen drei Collegien und Religionen erwählte, dazu beeidigte Stände untersucht wurden. Nach dem Gutachten der letztern entschied dann die Reichsversammlung. War das Urtheil durch den Kaiser oder seine Commissarien genehmigt, so ward es publicirt, und dem Kreise des Geächteten die Vollstreckung aufgetragen. Die Vergehungen des letztern schadeten übrigens nicht den Successionsrechten seiner unschuldigen Agnaten, und den Befugnissen der mit Anwartschaft auf seine Güter versehenen Personen.

Reichsarmee. Das den germanischen Völkern seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte eigene Feudal-System führte eine dem Alterthum fremde Art von Kriegsverfassung im Mittelalter ein, der zu Folge der Lehnsmann (Vasall) mit seinen Leuten dem Lehnsherrn Kriegsdienste leisten, seine Schlachten schlagen mußte. Heerbann, Heribann, ward es genannt.

genannt, wenn der deutschen Lande allgemeines Oberhaupt, der Kaiser, die Aufforderung dazu erließ, der zu gehorchen des Reichsvasallen Pflicht war (vergl. hiermit den Art. *Lehnswesen*). Was im Mittelalter den Namen Heerbann trug, hieß in der neuen Zeit, so lange des alten Reichs Grundgesetze — wenn auch nur fast zum Scheine noch — standen, so lange ein *deutscher Kaiser* noch als Oberhaupt *aller deutschen Fürsten*, dem Namen nach wenigstens, noch erkannt ward: *Reichsarmee*. Die Stärke dieser Reichsarmee oder der Gesammtmasse bewaffneter Mannschaft, die das ganze deutsche Reich bei Reichskriegen zu stellen hatte, wurde durch mehrere Reichsbeschlüsse bestimmt, so wie die unter dem Namen *Römermonate* (s. diesen Artikel) von den Reichsständen zu einem Reichskrieg zu leistenden Geldbeiträge. Im Jahr 1521 bestimmte eine sogenannte, von *Carl* V. zu Worms publicirte, Reichsmatrikel die Stärke des Reichsheeres auf 24,000 Mann in Kriegszeiten, 4000 Reiter nämlich und 20,000 Mann Fußvolk. Jedoch als im Verfolg der Zeiten durch die stete Vergrößerung der stehenden Heere einzelner Staaten diese Reichsarmee als zu unverhältnißmäßig klein erfunden wurde, ward 1681 nach einer neuen Bestimmung das Reichsheer bis auf 12,000 Reiter und 28,000 Mann Fußvolk gebracht. Aber auch diese 40,000, welche, zum Theil wenigstens, immer erst aufgeboten wurden, wenn das Reich in Krieg gerieth, und die daher gegen die stets in den Waffen neuerer Kriegskunst geübten stehenden Truppen anderer Fürsten fast immer nur ein wenig furchtbares Ansehen und Gewicht haben mußten — waren bald nicht mehr hinreichend, und es wurde der Vorschlag gethan: in Friedenszeiten ihre Zahl zu verdoppeln, im Kriege sie zu verdreifachen; ein Vorschlag, der so gut und zeitgemäß er auch war, doch nicht ausgeführt wurde, so wie er hätte ausgeführt werden müssen, denn, wenn gleich das deutsche Reich in einigen Kriegen des vergangenen Jahrhunderts das doppelte Quantum der Reichsarmee stellte, ja sogar drei Mal das dreifache zusammenzog, so war dies doch immer, trotz der Zahl, eine dem Feind nicht sonderlich Achtung einflößende Heermasse, da sie theils aus zu vielen einzelnen Theilen bestehend, theils — was noch übler war — aus fast ganz ungeübter, weder gleich und übereinstimmend bewaffneter, noch exercirter Mannschaft zusammengerafft war, und dieser Mängel wegen nur dann in der Wagschale des Krieges einiges bedeutendes Gewicht erhielt, wenn sie angeschlossen an irgend eines größern Fürsten stehendes und wohlgeübtes Heer, mit und unter diesem gebraucht wurde. Im französischen Revolutionskriege wurde die Reichsarmee, nach einem Beschluß des Kaisers und Reiches, bis auf das Fünffache, also 200,000 Mann, vermehrt, die Wirksamkeit dieses bedeutenden Heeres aber wieder dadurch fast gänzlich vernichtet, daß auch hier zum Theil die eben angeführten Gründe der wenigen Furchtbarkeit der Reichsarmee für den Feind wieder eintraten — theils durch die Separat-Friedensschlüsse mehrerer deutschen Fürsten mit Frankreich, als Preußen, Hessen, Baden und andere — der Masse des Reichsheeres große, geübte Contingente entzogen wurden — theils andere Reichsstände, statt Truppen zu schicken, ihre Leistungen mit Geld abmachten, und auch die, die noch ihr Quantum stellten, manchmal damit zu spät kamen, oder wohl gar nur mit einem Theil desselben erschienen. Ueber die Einrichtung des Befehls der mit dem Aufhören des deutschen Reichsverbandes auch weggefallenen deutschen Reichsarmee hier nur folgendes: zwei General-Feldmarschälle, zwei General-Feldzeugmeister, zwei Generale der Cavallerie und zwei General-Feldmarschall-Lieutenants commandirten nach den Reichsgesetzen dies Heer, und mußten diese Befehlshaber stets der Eine von der römisch-katho-

lischen, der Andere von der evangelisch-protestantischen Confession
Das zur Bestreitung der allgemeinen Kosten für die Reichsarmee er
derliche Geld wurde von der sogenannten Reichsoperationscä
gezahlt, die aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Fürsten und S
de errichtet und unterhalten ward (s. Art. Römermonate). Die
den ehemaligen Reichsfestungen Philippsburg und Kehl waren
ausschließend von Truppen der Reichsarmee besetzt worden. Da
die Indolenz und der Individualitätsgeist der deutschen Stände die Rei
wehranstalten immer mehr verfallen ließen, so wurde 1754 Kehl und 1
Philippsburg von den Reichstruppen geräumt, und die Verwahrung
der nicht mehr haltbaren Plätze ihren Landesherren überlassen.

Reichsdeputation, war eine Auswahl von Reichsständen,
nen vom Kaiser und Reich gewisse Geschäfte übertragen waren. Ma
theilte sie in ordentliche und außerordentliche ein. Zu den ordentlic
mußten alle Kurfürsten, einige Reichsfürsten, ein Prälat, zwei Reichsg
fen und die Deputirten von sechs Reichsstädten zusammenkommen. D
erste ordentliche hatte 1555, die letzte 1655 bis 1662 Statt. Die außer
dentlichen Reichsdeputationen wurden hinsichtlich der Religion in glei
mäßiger Anzahl aus den drei Reichscollegien gewählt. Nur in dem Fa
wenn die zu verhandelnde Sache eine Religionspartei allein betraf, wu
den bloß aus dieser die Deputirten ernannt. Diese Deputationen fa
den auf dem Reichstage nur wegen der Menge und der Schwierigkeit d
Angelegenheiten, außer dem Reichstage aber allein in einzelnen wichtig
Fällen Statt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation war die u
term 24sten August 1802 niedergesetzte, welche die Entschädigungs- und a
dere damit verwandten Sachen zu besorgen hatte. Der von ihr erlassen
Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Februar 1803 wird, da er selb
bei mehrern Bestimmungen in der deutschen Bundesacte zum Grun
gelegt ist, in der Geschichte denkwürdig bleiben. (S. Reich (deutsches),
deutscher Bund.)

Reichsdörfer waren dem Kaiser und Reich unmittelbar unterwo
fene Dörfer, in Hinsicht auf ihre innere Verwaltung und Rechte den Reichs
städten ähnlich; dagegen hatten sie keinen Antheil an der Reichsregierung
und trugen nicht zu den Reichssteuern bei. Zu ihnen gehörtn in Schwa
ben die freien Leute auf der Leutkircher Heide (in 39 Dörfern und Hö
fen), die Freien im Sturz und das Dorf Alschhausen; in Franken Senn
feld, Gochsheim und Althausen; am Oberrhein Sulzbach und Soden.
Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hat der Unmittelbarkeit alle
dieser Gemeinden ein Ende gemacht.

Reichsfürst nannte man im engern Sinne zur Zeit des deutsch
Reichs die Mitglieder des zweiten reichsständischen Collegiums, welche a
den Reichstagen Sitz und Stimme auf der Fürstenbank hatten. Die we
lichen Reichsfürsten theilten sich in alt- und neufürstliche Häuser. Die a
fürstlichen waren diejenigen, welche schon vor der Mitte des 16ten Jah
hunderts die fürstliche Würde erlangt hatten. Die meisten altfürstlich
Häuser führten einen qualificirten fürstlichen Titel, als Herzoge, Mar
grafen, Pfalzgrafen und Landgrafen, welches von den neufürstlichen Hä
sern nur bei den Herzogen von Ahremberg und von Croswarem-Looz d
Fall war. Im weitern Sinne hießen auch andere Personen, welchen d
Kaiser, ohne daß sie Reichsstände waren, oder gar Sitz- und Stimmenrec
auf der Fürstenbank hatten, die fürstliche Würde ertheilte, Reichsfürsten
Sie erlangten aber durch diesen Titel, der auch Ausländern beigeleg

werden konnte, keine reichsständischen Rechte. (S. Reich (deutsches), deutscher Bund.)

Reichsfuß, der 1690 angenommene leipziger Münzfuß, nach welchem die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. oder 18 Fl. ausgemünzt werden soll, wurde im Jahr 1738 zum allgemeinen deutschen Reichsfuß anerkannt, um darnach den Werth der in den deutschen Landen geprägten und in Umlauf stehenden Münzen zu schätzen.

Reichsgesetze, im Allgemeinen und im Gegensatz von Provinzialgesetzen, sind solche gesetzliche Verordnungen, die in dem ganzen Umfange eines Reichs verbindende Kraft haben. Die deutschen Reichsgesetze theilte man ein in Reichsgesetze im engern Sinn, welche bloß privatrechtliche Verfügungen enthielten, und in Reichsgrundgesetze oder Reichsfundamentalgesetze, wodurch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Kaisers, der Reichsstände, der Reichsglieder und ihrer Unterthanen bestimmt wurden. (S. auch Reich, deutsches).

Reichsglieder nannte man zur Zeit des deutschen Reichs diejenigen dem Kaiser und Reich unmittelbar unterworfenen Personen, Corporationen und Gemeinden, welche nicht Reichsstände waren, und also auch nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten. Die unmittelbare Reichsritterschaft, mehrere Reichsdörfer, Ganerbschaften, Herrschaften, die italienischen Reichsvasallen, mit Ausschluß des Herzogs von Savoyen, gehörten hierher.

Reichshofrath. Den Ursprung dieses deutschen, kaiserlichen Reichsgerichts setzen Einige in die ersten Zeiten der Kaiser, die an ihren Höfen immer ein Gericht hatten, welches unter dem Namen Hofrath Recht sprach. Nach seiner neuern Form ward aber der Reichshofrath erst 1559 von Ferdinand I. errichtet. Der Kaiser ernannte dazu den Präsidenten, Vicepräsidenten und die Räthe. Die beiden erstern mußten aus fürstlichem, gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutsche, und im Reiche mit mittel- oder unmittelbaren Gütern angesessen seyn. Die Zahl der Räthe war anfangs auf 18, nachher auf 24 bestimmt, von denen seit dem westphälischen Frieden 6 Protestanten seyn mußten. In Sachen, wo von beiden Religionsparteien eine gleiche Stimmenzahl erfodert wurde, rechnete man eine protestantische Stimme gleich drei katholischen. Wenn alle evangelische Reichshofräthe übereinstimmten, so galt die Mehrheit der katholischen Stimmen gegen sie nicht. Stimmte aber einer von jenen den katholischen bei, so entschied die Mehrheit der Stimmen. Dies Gericht theilte sich in die Bank der Grafen, Freiherren und Ritter, und in die der Gelehrten, auf welcher auch die Neugeadelten saßen. Die Räthe hatten alle Rechte und Vorzüge der Reichskammergerichtsassessoren. Der Reichshofrath übte die Rechtspflege bloß im Namen des Kaisers aus, bei der Erledigung des Kaiserthrons hörten seine Functionen auf, und begannen wieder, sobald der neu erwählte Kaiser die Wahlcapitulation beschworen hatte. Uebrigens hatte der Reichshofrath gleiche Jurisdiction mit dem Reichskammergericht. Ausschließlich gehörten vor ihn alle Sachen, die auf den kaiserlichen Reservaten beruhten, z. B. Privilegien und Rangstreitigkeiten der Stände rc., die Lehns- und Prozeßsachen der italienischen Reichsvasallen, das Petitorium der deutschen Reichslehenssachen, denn über das Possessorium konnte auch das Kammergericht entscheiden. Appellationen von dem Reichshofrath fanden nicht Statt, sondern nur der Recurs an den Reichstag in solchen Dingen, die alle Reichsstände interessirten. Der Kurfürst von Mainz hatte das Visitationsrecht des Reichshofraths, und mußte alle 3 Jahre Visitationen vornehmen. Seinen

Sitz hatte der Reichshofrath in der Residenz des Kaisers. 1806 bei [Auf-]
lösung des deutschen Reichs wurde auch dies Gericht aufgehoben. (S.
Kammer.)

Reichsinsignien, Reichskleinodien, sind derjenige Schmu[ck]
dessen man sich zur Krönung eines Kaisers oder Königs bedient. (S. Re[ich]
deutsches.)

Reichsritterschaft (die unmittelbare). Der Ursprung dieses
dem Systeme des deutschen Reichs sehr angesehenen und wichtigen V[er-]
eins fällt in die Zeiten zurück, welche auf den Untergang des Hauses Hoh[en-]
staufen folgten. Gleichwie damals die Grafen, Bischöfe, Prälaten u[nd]
Städte die Umstände benützten, um sich zur Unabhängigkeit zu erheb[en,]
so war auch der Adel des südlichen Deutschlands, auf denselben Zw[eck]
strebend, sehr thätig, und es gelang ihm, indem seine Mitglieder [sich]
treu und fest an einander anschlossen, seine Freiheit zu behaupten. Lan[ge]
bestand ihr Verein, durch Gemeingeist und eigene Kraft geschützt, ohne [ge-]
setzliche Begründung; aber immer mehr befestigte er sich im Hinlaufe [der]
Zeit. Erst im Religionsfrieden 1555 war ausdrücklich die Rede von „D[en]
freien Ritterschaften, welche ohne Mittel der kaiserlichen Majestät unte[r-]
worfen"; Ferdinand I. bestätigte 1560 die schwäbische Ritterordnung; d[er]
münsterische Friede aber bestimmte, „daß die freie Reichsritterschaft [in]
ihrem unmittelbaren Zustande ungekränkt bleiben sollte." Von dort a[n]
erhielt das reichsritterschaftliche Staatsrecht erst seine vollständige Au[s-]
bildung. Die Reichsritter waren für ihre Person und in Rücksicht a[uf]
ihre Territorien unmittelbar; die ihnen auf ihren Gütern zustehen[de]
Staatsgewalt war der Landeshoheit analog; die Appellation ging von i[h-]
ren Behörden unmittelbar an die Reichsgerichte. Ihre Gesammthei[t]
war aber weder reichs- noch kreisständisch; auch trug sie zu den eigentli[-]
chen Reichsbedürfnissen nichts bei; dagegen lieferte sie dem Kaiser be[i]
besondern Veranlassungen Charitativsubsidien. Das Corpus war in dre[i]
Kreise, den schwäbischen, fränkischen und rheinischen, und diese wiede[r]
in Cantons oder Ritterorte eingetheilt. An der Spitze der letztern stan[d]
ein Directorium, das aus einem Ritterhauptmann, Ritterräthen und
Ausschüssen bestand. Die Directorien übten die Steuer- und Militärge[-]
walt in den Cantonen aus, bestellten die Vormundschaften über die Mit[-]
glieder, vollzogen die kaiserlichen Verfügungen u. s. w. Die Gesammt[-]
heit hatte ein Generaldirectorium, welches unter den Specialdirectorien
wechselte. Die Angelegenheiten des Vereins wurden theils auf Directo[r-]
ial-, theils auf Plenarconventen, theils durch Correspondenz befördert.
Bei Veräußerung eines ritterschaftlichen Guts an Fremde hatte jed[es]
Mitglied oder das gesammte Corpus drei Jahre lang das Einstandsrech[t;]
im Falle der wirklichen Veräußerung aber, oder auch des Lehnsheimfall[s,]
dauerte der ritterschaftliche Nexus und das Collectationsrecht fort. — D[ie]
Fürsten des südlichen Deutschlands, denen so viele unmittelbare Herr[en]
und Güter, oft mitten in ihren Gebieten, auf mannigfaltige Weise läst[ig]
waren, und die ihren Glanz durch einen alten und reichen Landadel ge[-]
höht gesehen hätten, bestritten oft die Rechte der Reichsritter und beun[ru-]
higten sie in ihrem Besitze, ohne jedoch sie aus demselben vertreibe[n zu]
können. Aber die großen Umkehrungen unserer Zeit führten auch de[n Un-]
tergang dieses ritterlichen Vereins herbei. Durch die Abtretung de[s lin-]
ken Rheinufers an die Franzosen gingen die beiden Cantone Ober- un[d Nie-]
derrhein verloren; dazu entzog die allgemeine Secularisation de[r]
Stifter dem unmittelbaren Adel nahe an 1000 Präbenden, auf denen e[r]
sonst seine Söhne und Töchter versorgen konnte. Doch gelang es ihm [...]

dem Reichsgutachten vom 24sten März 1803, in der neuen Ordnung der deutschen Staatsverhältnisse seine bisherigen Rechte bestätigt zu sehen, und alsbald darauf mehrere Stände, besonders aber Baiern, gewaltsame Schritte machten, ihn zu unterjochen, erließ der Kaiser am 23. Jan. 1804 ein Conservatorium zur Beschützung der Ritterschaft gegen fernere Beeinträchtigungen und zur Wiederherstellung derselben in den vorigen Stand. Zwar protestirten Preußen und Frankreich am Reichstage gegen diese Verfügung; die Fürsten hatten jedoch dem kaiserlichen Befehl Folge geleistet. Die Sachen schienen zu ruhen. Aber kaum war ein Jahr vorübergegangen, als ein Federstrich das ganze ritterschaftliche System vernichtete. Napoleon zog gegen Oesterreich heran (1805), und nachdem er die Armee des Erzherzogs Ferdinand in Schwaben aufgerieben, und seine siegreichen Waffen in das Innere der Monarchie getragen hatte, verfügte er, daß die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten über den unmittelbaren Adel, als ihre Beute, schalten möchten. So ging die Ritterschaft unter, ehe noch der letzte Tag des deutschen Reichs gekommen war. Das Schicksal ihrer Mitglieder war verschieden, je nachdem die Erwerber ihre Souverainetätsrechte geltend machten. Die deutsche Bundesacte drückt die Verhältnisse gesetzlich aus, in denen sie in Zukunft, in bürgerlicher Beziehung, stehen sollen.

Reichsstadt war im deutschen Reiche eine solche Stadt, welche unmittelbar unter dem Reiche stand, die Landeshoheit in ihrem Gebiet, und Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Im alten Germanien gab es keine Städte. Carl der Große fing an welche zu bauen, und Heinrich I., oder der Vogelsteller, that dasselbe, um den Landbewohnern Zufluchtsörter gegen die Ueberfälle der Ungern zu schaffen. Aber keine dieser Städte genoß irgend einer Reichsunmittelbarkeit, oder gar einer Landeshoheit. Beide erlangten sie erst durch Loskaufung von ihren Oberherren, durch kaiserliche Verleihung, oder durch Usurpation, besonders zu den Zeiten des Interregnums, wo sie sich gegen die Bedrückungen der Großen verbündeten, und die Macht der kaiserlichen Reichsvögte abschüttelten. Im westphälischen Frieden wurden ihnen alle erworbenen Rechte, und so auch Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen zugesichert und bestätigt (s. Reich, (deutsches). Die innere Verfassung dieser Städte war übrigens höchst verschieden, und näherte sich mehr oder weniger der demokratischen oder aristokratischen Form, je nachdem sie ihre Magistrate allein aus der Bürgerschaft, oder aus dieser und den Adeligen (Patriziern), oder bloß aus den letztern wählten. Sie konnten übrigens in ihrer Regierungsform alle beliebige Veränderungen vornehmen, nur nicht solche, die den Grundgesetzen des Reichs widersprachen. Die Anzahl dieser Reichsstädte war sehr groß, und betrug noch im achtzehnten Jahrhundert auf der rheinischen Bank 14, und auf der schwäbischen 37, obgleich schon früher viele von ihnen ihre Unmittelbarkeit und Reichsstandschaft verloren hatten. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Februar 1803 wurden die Reichsstädte bis auf Hamburg, Augsburg, Nürnberg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, welche ihre politische Existenz einstweilen behielten, unter die Landeshoheit mehrerer Reichsstände vertheilt, und mit deren Gebieten vereinigt. In Gemäßheit des presburger Friedens verloren am 4ten Mai 1806 Augsburg, und durch die Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit. Späterhin (den 13ten December 1810) wurden auch Hamburg, Lübeck und Bremen, welche noch unter dem Namen der Hansestädte fortbestanden, ihrer politischen Selbstständigkeit durch Bonaparte beraubt.

Diese aber nebst Frankfurt am Main sind aus der Umwälzung wieder freie Städte hervorgegangen (s. Reich, (deutsches).

Reichstag,
Reichsvicarien, } s. Reich (deutsches).

Reiche der Natur. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind den Naturforschern in zwei große Hauptclassen getheilt worden, nämlich in solche, die durch ihre Gattung erzeugt werden (organische), und in solche, die durch bloße äußere Ansetzungsmaterien aller Dinge entstehen und sich vergrößern (anorgische). Da aber unter den erstern die bedeutende Verschiedenheit eintritt, daß es zum Theil empfindende, zum Theil unempfindende Dinge sind, so ist die Classe der organischen Wesen wieder in zwei Haupttheile zerfallen, und so drei große Abtheilungen entstanden, die man **Reiche der Natur** nennt. Das **Thierreich**, unter dem die Geschöpfe von Menschen bis zum geringsten Wurm begriffen werden, ist das erste; das **Pflanzenreich**, das die ganze Pflanzenwelt enthält, das zweite. Diese beiden sind die große Classe der organischen Wesen. Das dritte Reich, das **Stein- oder Mineralreich**, umfaßt alle anorgischen, und enthält, wie bekannt, alle die irdischen Körper, die kein inneres Leben haben.

Reichardt (Johann Friedrich), ein berühmter deutscher Componist und Theoretiker in der Musik. Er war geboren zu Königsberg am 25sten November 1751, und zeigte früh eine große Neigung zur Musik, so daß er schon in seinem zehnten Jahre im nördlichen Deutschland als Virtuos auf der Violine und dem Pianoforte reis'te. Seine Lehrer auf diesen Instrumenten waren aus der bendaischen und bachischen Schule, deren Spuren seine Werke zu tragen scheinen. Allein Reichardt wollte nicht bloß Musiker im gewöhnlichen Sinne des Worts seyn, sondern seine Kunstgenossen durch eine umfassendere Geistesbildung übertreffen. Er studirte daher an der Universität Königsberg unter der Leitung Kants, dessen kurze Schilderung er in dem Taschenbuche Urania 1812 mitgetheilt hat, in den Jahren 1769 und 1770, dann zu Leipzig von 1771 bis 1772. Er reis'te durch Deutschland in den Jahren 1773 und 74, und kehrte dann nach Preußen zurück, wo er zuerst als Secretär der königlichen Domainenkammer angestellt wurde. Hierauf betrat er seine größere musikalische Laufbahn, und bekleidete unter den drei Königen von Preußen, Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III., die Stelle eines königlichen Capellmeisters. Friedrich der Große nämlich ließ ihn zu Ende des Jahres 1775 an Grauns Stelle als Capellmeister für die italienische Oper nach Berlin rufen. Er arbeitete für dieselbe in der Gattung Grauns und Hasse's, errichtete in Berlin ein Conzert, um in demselben die hier noch nicht bekannten Hauptwerke der Italiener, nämlich die Compositionen eines Leo, Majo, Jomelli, Sacchini, Piccini, Berton u. A. aufzuführen. In diesen Conzerten ließ er nebst dem Texte der aufzuführenden Stücke historische und kritische Bemerkungen über dieselben und ihre Verfasser unter die Zuhörer vertheilen. Im Jahr 1782 machte er seine erste aber kurze Reise nach Italien. 1785 begab er sich nach London, wo er am Hofe und in öffentlichen Conzerten seine Compositionen einiger Psalmen und italienischer Scenen, so wie der Passion des Metastasio aufführte. Von da ging er nach Paris, wo er dieselben Compositionen ebenfalls mit vielem Beifall hören ließ. Die königliche musikalische Akademie daselbst legte ihm zwei Opern, **Tamerlan** von Morel, und **Panthée** von Berquin zur Composition vor. 1786 brachte der Componist seinen Tamerlan ganz, und die letztere Oper halb vollendet. Indem er sich aber zu einer Reise nach Fontainebleau vorbereitete, (wohin

an die Königin eingeladen, für welche er mehrere italienische Scenen componirt hatte, die diese in ihren Conzerten zu Versailles aufführen ließ,) nöthigte ihn der Tod Friedrichs des Großen, schleunig nach Berlin zurückzukehren, um eine große Trauercantate, von dem Marchese von Lucchesini gedichtet, zu componiren, welche auch bei dem Begräbnisse des Königs zu Potsdam aufgeführt wurde. Sie gehört zu Reichardts berühmtesten Compositionen, und ist zu Paris 1787 in Partitur erschienen. Mit Friedrich Wilhelm II. eröffnete sich für die Musik in Berlin eine glänzende Periode. Das alte königliche Orchester wurde mit dem herrlichen Orchester des Prinzen von Preußen vereinigt. Reichardt erhielt die Direction desselben, und zog die größten Virtuosen der deutschen Orchester nach Berlin in das Orchester seines Königs, welches dadurch bald zu einem der ersten in Deutschland wurde. Die italienische Oper war das Hauptvergnügen des Hofes. Reichardt componirte für dieselbe die Opern Andromeda, den ersten Act von Protesilao, ferner die großen Opern Brenno und Olimpiade, in einem neuen Style, in welchem er den theatralischen Effect und die Wahrheit in der Declamation eines Gluck, mit der Schönheit und dem Reichthum des italienischen Gesanges und mit der gründlichen Arbeit der Deutschen für sein Orchester zu vereinigen strebte. Die Ballets seiner Opern bildeten ebenfalls große Conzerte für alle Virtuosen, an denen jenes Orchester so reich war. Auch für das Nationaltheater, welches ebenfalls am Hofe zu Potsdam und Charlottenburg spielte, schrieb er mehrere komische Opern und Melodramen. Im Jahr 1790 machte er seine zweite Reise nach Italien, um die heilige Woche in Rom zuzubringen, und in Italien und Neapel Sänger und Sängerinnen aufzusuchen. Die Strapazen dieser Reise hatten seine feste Constitution etwas geschwächt, so daß ihn bei seiner Rückkehr eine Krankheit befiel, welche ihn verhinderte, seine Oper Olimpiade, die für den Anfang des Carnevals bestimmt war, zu vollenden. Mißverständnisse und Uebelwollen erzeugten ihm bei dieser Gelegenheit so vielen Verdruß, daß er um seinen Abschied anhielt. Der König verweigerte ihm denselben; da er aber anführte, daß derselbe zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nöthig sey, so erlaubte ihm jener mit Beibehaltung seines Gehaltes, drei Jahre auf einem Landsitze bei Halle (Giebichenstein) zuzubringen. Dessen ungeachtet ließ er ihn noch in demselben Jahre zurückkommen, um bei den Feierlichkeiten der Vermählung seiner beiden Prinzessinnen mit dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien die Oper Olympie aufzuführen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten zog sich Reichardt wieder auf seinen Landsitz zurück, und schlug die Composition einer andern italienischen Oper für das nächste Carneval aus. Im Jahr 1792 machte er seine dritte Reise nach Paris, und gab nach seiner Zurückkunft die allgemein gelesenen vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich im Jahr 1792 (in 2 Bänden) heraus. Diese Schrift brachte ihn in den Verdacht, ein Freund der französischen Revolution zu seyn, weshalb er von dem König seine völlige Entlassung erhielt. Er zog sich 1794 nach Hamburg zurück, wo er sein Journal Frankreich herausgab, welches mehrere Jahre lang einen guten Fortgang hatte, und kaufte sich in Holstein ein Landgut. Allein noch zu Ende desselben Jahres wurde er als unschuldig zurückberufen, und durch die Stelle eines königlichen Salinendirectors in Halle entschädigt, in dessen Nähe er seinen freundlichen Landsitz wieder einnahm. Als im Jahr 1797 König Friedrich Wilhelm II. starb, blieb er nicht nur in dieser Stelle, sondern wurde auch durch seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm III. von neuem für die italienische Oper und das Nationaltheater beschäftigt. Am Krö-

nungstage desselben führte er seine Composition von Gotters Geist
Insel auf, — eine seiner besten Hervorbringungen. Im folgenden Ja
componirte er seine italienische Oper Rosmonda, für welche ihm der K
nig ein Geschenk von 1500 Thalern, und eine Erhöhung seiner Einkün
von 800 Thalern bewilligte. Im Jahr 1799 wurde seine Oper Bren
wiederholt. Im folgenden Jahre componirte er die Oden Friedri
des Großen zur Feier seines Geburtstags, so wie zum Jubiläum
Akademie der Wissenschaften, und führte seinen Tamerlan deutsch a
im Jahr 1801 Kotzebue's Oper, der bezauberte Wald, für die Eröffnu
des neu gebauten Nationaltheaters, und mehrere Stücke zu den Kre
fahrern desselben Dichters; für dasselbe Theater die Instrumental- u
Gesangstücke zu Göthe's Egmont, und desselben kleine Schweizerop
Jery und Bätheli. Auch machte er den ersten, nicht nach Verdien
nachgeahmten Versuch, die artige Gattung der Vaudevilles auf das deu
sche Theater zu verpflanzen. Da aber die Deutschen an satirische un
epigrammatische Gesänge auf dem Theater nicht gewöhnt sind, so wäh
te er zu seinem Versuche einen sentimentalen Stoff aus der französi
schen Revolution, um zugleich seine beliebtesten Melodien göthische
und anderer Lieder hier einzuflechten, und nannte das Ganze ein Li
derspiel, dem er den Titel Liebe und Treue gab. Es wurde mi
vielem Beifall aufgenommen, um so mehr, da hier Reichardt auch da
Verdienst des Dichters hatte. Um auch eine andere Gattung von Lie
dern, welche die Deutschen besitzen und lieben, benutzen zu können, näm
lich Volkslieder und Trinklieder, schrieb er ein anderes Liederspiel, wel
chem er den Namen Juchhei gab; ein drittes, der Gattung nach den
ersten ähnlich, nannte er Kunst und Liebe. Beide gefielen weniger.
Im Jahr 1803 machte er seine vierte Reise nach Frankreich, wo er über
all wohl aufgenommen und zum correspondirenden Mitgliede des In
stituts ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr gab er wieder vertrau
te Briefe, geschrieben auf einer Reise durch Frankreich
in den Jahren 1803 und 1804, in 3 Bänden, heraus, welche allge
meine Aufmerksamkeit erregten. Als im Jahr 1806 die Franzosen nach
Halle vordrangen, verließ auch Reichardt, besorgt wegen seinen Aeuße
rungen, die er sich in seinen Briefen über Frankreich gegen Napoleon
erlaubt hatte, seinen Wohnplatz, und hielt sich ein ganzes Jahr in Dan-
zig, während der Belagerung, Königsberg und Memel auf. Nach dem
Frieden zu Tilsit rufte der neue König von Westphalen alle seine in den
eroberten Provinzen ansässigen Unterthanen bei Strafe der Confiscation
ihrer Güter zurück; dadurch sah sich auch Reichardt, der 30 Jahre lang
in dem Dienste der Könige von Preußen gestanden, in die Nothwendig-
keit versetzt, nach Halle zurückzukehren. Da er aber seine Stelle als
Salinendirector eingezogen fand, wendete er sich an die Regierung nach
Cassel, und erhielt das Versprechen, durch eine andere Stelle von glei-
chem Werthe entschädigt zu werden. Er stellte sich darauf in Cassel vor,
und in demselben Augenblicke, da er von zwei Staatsräthen zum Unter-
präfecten von Halle, und zum Generalsecretär der Präfectur Magdeburg
vorgeschlagen wurde, ernannte ihn der König von Westphalen zum Di-
recteur des französischen und deutschen Theaters in Cassel, mit 9000
Franken Gehalt. Diesen Posten bekleidete er während des Jahres 1808,
und schrieb in demselben mehrere Divertissements bei Gelegenheit der
dasigen Hoffeierlichkeiten, so wie eine kleine französische Oper L'heu-
reux naufrage. Gegen Ende dieses Jahres machte er eine Reise nach
Wien, um dort einige Sänger für die opera buffa zu suchen, welche man

mit der deutschen Oper vereinigen wollte. Dort lud ihn die Generaldirection der Theater ein, Colins Oper Bradamante zu componiren. Da ihm aber von seinem Hofe eine Verlängerung seiner Abwesenheit nicht bewilligt wurde, so ließ er sich in Unterhandlungen in Betreff eines ehrenvollen und einträglichen Platzes ein, welchen die Theaterdirection ihm antrug. Allein bevor noch seine Oper, die man im Hause des Fürsten von Lobkowitz (eines der Directoren) aufgeführt hatte, auf das Theater gebracht wurde, brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus; und er zog sich abermals auf seinen ruhigen Landsitz nach Giebichenstein zurück. Hier schrieb er auch die interessanten und vielgelesenen Briefe über Wien, und starb den 27sten Juni 1814, nachdem er, zu seiner großen Freude, noch die Befreiung seines Vaterlandes erlebt hatte. Wir schließen diesen von ihm selbst herrührenden Nachrichten über sein Leben einige Bemerkungen über seinen musikalischen Charakter an. Reichardts Musik ist nicht das Product des musikalischen Genies, sondern der Bildung und Reflexion; daher auch das in seiner ganzen musikalischen Laufbahn vorherrschende Streben nach Charaktermusik und einfacher Größe, wobei ihm Gluck als stetes Muster vorschwebte, ein Streben, welches ihm manchen Triumph (z. B. in der meisterhaften Hexenmusik zu Macbeth, welche nicht genug bekannt geworden ist, und in der Geisterinsel), in der musikalischen Declamation die Meisterschaft erwarb; ihn aber auch eben so oft zu Trockenheit, Steifheit und Leere führte, wie im Brennus, den er für eine seiner besten Compositionen hielt. Nicht selten gelang ihm jedoch das Schwerste am besten; dies zeugen seine Compositionen zu Göthe's Liedern, an deren andeutungsvoller Naivetät weit genialere Componisten als Reichardt scheiterten, die er aber größtentheils mit eigenthümlicher Leichtigkeit auffaßte und in einfach schönen Melodien ausdrückte. Viele derselben gewinnt man, wie Göthe's Lieder selbst, erst nach mehrmaligem Wiederholen recht lieb. In der Begleitung ist er aber nicht immer mannichfaltig und unterhaltend genug. Bei Klopstocks und Herders Liedern zeigt er sich öfters nur als trockenen Declamator; auch gelangen ihm Schillers Gedichte wenig. Die meisten seiner Liedercompositionen und Instrumentalstücke hat er bis 1792, besonders aber in den achtziger Jahren herausgegeben. Seinem praktischen Talent in der Musik stand sein theoretisches ziemlich gleich, nur daß er hier weniger einseitig war. Auch war er nicht bloß Theoretiker in dem Mechanischen der Tonkunst, sondern geistvoller Theoretiker und Kritiker in dem hauptsächlich von Musikern so selten betretenen Felde des Aesthetischen ihrer Kunst. Dies zeugen seine vielen musikalischen Abhandlungen, Charakteristiken und Kritiken, welche er seit den siebziger Jahren einzeln, und in den von ihm herausgegebenen Schriften und Journalen, so wie in öffentlichen Zeitschriften ins Publikum geschickt hat (z. B. in seiner zu Berlin herausgegebenen musikalischen Zeitung, 3 Theile, 1805 und 1806). Besonders spricht er trefflich über musikalische Behandlung der Texte. Ueberhaupt war Reichardt ein sehr geistvoller Mann und feiner Beobachter, gewandt und witzig im Umgange, aber eben so eitel und ruhmredig. Dies zog ihm manche Unannehmlichkeiten zu. Seine Familie ist durch Kunstbildung ausgezeichnet. Seine Frau, Julie Reichardt, geboren 1752 zu Berlin, war eine Tochter des berühmten Franz Benda, eine der besten Sängerinnen der damaligen Zeit, und auch Componistin. Sie bildete seit ihrer Verbindung mit Reichardt (im Jahr 1779) ihr Talent immer vollkommener aus, starb aber in der Mitte ihrer herrlichen Laufbahn 1783.

Unter Reichardts Töchtern ist Luise Reichardt (Gattin des Dich
Ludwig Tiek) als Liedercomponistin ebenfalls ausgezeichnet.

Reichenbach (G. von), unstreitig der erste mechanische Kün
unserer Zeit. Er ward am 24sten August 1772 zu Mannheim gebo
1793 als Offizier, 1811 als Salinenrath im Königreiche Bayern a
stellt, auch mit dem bayerschen Civilverdienstorden beehrt. Ausge
tet mit einem Erfindungsgeiste, der in dem großen Umkreise der
turforschung die Hülfsmittel zur Auffassung großer Erscheinungen sch
zu schaffen und mit einem Umblick, der das Mangelhafte schon vorh
dener Kunstwerkzeuge für Beobachtungen und Versuche leicht zu dur
dringen vermag, bildete er seine seltenen Anlagen durch eine Reise n
England noch mehr aus. In den mechanisch-optischen Instituten, w
che er in Verbindung mit dem geheimen Rath von Utzschneider u
Frauenhofer zu München und Benedictbeurn seit 1803 errichtet h
werden alle zu den größten astronomischen und geodätischen Operati
nen nöthigen Instrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, geg
die, nach dem Urtheile der ersten Kenner, alles andere in dieser Art z
her Geleistete weit zurückbleibt. Die großen 3füßigen Meridiankrei
die 12zolligen Repetitionskreise, die Theodoliten u. s. w., die aus di
sen bewundernswürdigen Atteliers hervorgehen, sind in Einfachhe
und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit d
Theilung, überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Di
großen astronomischen Fernröhre und Refractoren aus dem frauenho
ferschen optischen Institut zu Benedictbeurn bringen durch die Vortre
lichkeit des Flintglases und der ganzen Zusammensetzung bewunderns
würdige Wirkungen hervor. Schon war ein Refractor von 7½ Zoll Oef
nung und 9 Fuß Brennweite gelungen, welcher, parallactisch aufge
stellt, durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch größere,
die man mit Recht Riesenrefractoren nennen könnte, waren in Arbeit,
und man hoffte, es bald bis auf 10 und vielleicht auch auf 12 Zoll Oef
nung zu bringen. Die großen Aequatoriale Reichenbachs und die Heli
meter Frauenhofers befriedigen durch ihre sinnreiche Construction un
Vortrefflichkeit die höchsten Erwartungen der Astronomen. Ein gan
eigenthümliches Instrument hat Reichenbach im Jahre 1812 für de
Freiherrn von Zach verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte g
nannt werden könnte, da es die beiden Hauptinstrumente einer Ster
warte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebst einem Repetitionskre
se, noch drittens mit einem repetirenden Theodoliten zur Messung de
Azimuthe in sich vereinigt. — Noch hat sich Reichenbach durch vortreffl
che mechanische Einrichtungen in den bayerschen Salinen, so wie dur
seine Erfindung von eisernen Brücken nach einer neuen Constructio
(über die er ein besonderes Werk geschrieben) ausgezeichnet. — Zum
Schluß mögen die Preise einiger reichenbachschen und frauenhofersch
Instrumente angezeigt werden, die verhältnißmäßig sehr billig, und nie
driger als die Preise der englischen Künstler sind. Ein 12zolliger Repe
titionskreis, vollständig montirt, 1000 Fl. rheinisch. Ein astrono
mischer Repetitionstheodolit 400 Fl. Tubus von 58 Zol
Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Oeffnung, mit Stativ, feiner Ver
tical-Bewegung, 2 irdisch, 4 astron. Ocularen, Sonnenglas, Kasten,
400 Fl. Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien
Oeffnung, mit Stativ, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen, Sonnen-
glas, Kasten, 200 Fl. Fernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brenn-
weite, 28 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, 1 irdischen Ocular, 74 Fl.

...rks von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Oeffnung, mit ...en, 1 irdischen Ocular, 29 Fl. — Theater-Perspectiv von ...ng, mit doppeltem Objectiv, 6 Fl. 30 Kr. Zusammengesetz... Mikroskop mit 4 achromatischen Objectiven, 2 Ocularen, Ap... ...e und Kästchen, 77 Fl. Detto mit 3 Objectiven, 1 Ocular, Ap... ...e und Kästchen, 58 Fl. Für München hat Reichenbach neuerdings ...rere kostbare mathematische Instrumente geliefert, welche aber, da ... Aufstellung einen neuen Bau erfodert, in zwei Sälen der königli... ...Akademie der Wissenschaften ihren vorläufigen Platz haben. Der ...prinz von Bayern hat seine Büste, von Kirchmayr schön gearbeitet, ...inem Pantheon großer Deutschen aufgestellt. L.

Reichenbacher Convention. Diese zu Reichenbach in Schle... ...n den 27sten Juli 1790 zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlos... ...e Convention ist als die Grundlage oder Veranlassung des 1791 zu ...istova zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossenen Friedens ...u betrachten, da durch die genannte Convention Preußen das deut... ...e Kaiserhaus nöthigte, den seit 1788 mit den Türken glücklich ge... ...hrten Krieg mit einem Frieden zu enden, der der Pforte alles Ver... ...ne wiedergab.

Reichenhall, eine kleine Stadt von beinahe 2500 Einwohnern, liegt im eigentlichen Herzogthum Bayern in einer sehr angenehmen Gegend am linken Ufer der Salach, welche sich nordwestlich von Salzburg in die Salze ergießt. Ihren Namen hat sie dem reichen Salzwerke zu danken, welches sich hier befindet. Das Wasser dieses Salzwerks wird theils in Reichenhall selbst gesotten, theils durch ein großes Rad von 36 Schuhen im Durchmesser auf ein Gebäude gebracht, und läuft dann in bleiernen Röhren drei Meilen weit nordwestlich bis Traunstein, einem kleinen Städtchen an der Traun, unfern des Chiemsees; hier wird es gesotten, und dadurch nicht nur die weitere Fortbringung sehr erleichtert, sondern auch wegen des Ueberflusses an Holz, welchen Traunstein hat, die Kosten bedeutend vermindert. Man mußte, damit das Wasser über die hohen Berge fließen konnte, dasselbe immer höher heben, und hat daher auf diesem Wege mehrere Preßwerke angelegt. In der Nähe dieses Salzbrunnens fand man eine sehr stark fließende süße Quelle; diese mußte abgeleitet werden, um dem Salzwerke nicht zu schaden, doch so, daß man es noch zum Betriebe der Räder und Preßwerke benutzen könne. Da man zugleich des überflüssigen Salzwassers, welches man hier nicht verbrauchen kann, sich entledigen wollte, so wurde ein unterirdischer Canal erbaut, welcher sowohl jene süße Quelle, als auch das überflüssige Salzwasser ableitet. Dieses Werk wurde vor einigen hundert Jahren aus Kiesesquadraten aufgeführt, hier und da mit sehr hartem Bergharze überzogen, ist fünf Schuh breit, gewölbt und geht in einer Tiefe von 12 Klaftern unter der Stadt, und dann noch unter Gärten und Feldern fort, bis es endlich den 4 Schuh tiefen Bach wieder ans Tageslicht bringt. Dieser Bach läuft so schnell, daß man in einem kleinen Kahn mit angezündeten Lichtern binnen einer Viertelstunde durch den Canal schiffen kann. Man steigt zu diesem unterirdischen Canal durch einen Thurm auf einer Treppe tief, aber bequem hinunter, bis man zur Quelle der Soole kommt, deren überflüssiges Wasser noch 50 Schritte fließt, ehe es sich mit der süßen Quelle vereinigt. Dieser Canal hat fünf Luftlöcher, welche in der Gestalt von Thürmen aus der Erde an die freie Luft herausgeführt sind, und durch welche man sich mit denen, welche den Canal beschiffen, unterhalten

haupt als akademischer Lehrer, erwarb sich Reil durch seine unermüd Thätigkeit, durch seinen großen, Alles umfassenden Geist und seine au gebreiteten Kenntnisse unsterbliche Verdienste. Als Staatsbürger u Mensch dachte er gleich hochherzig und edel. Nach der Schlacht v Auerstädt, als Alles vor der französischen Zwangherrschaft erzitter schickte Reil, keine Folgen scheuend, seinen ältesten Sohn nach Könis berg, um für seinen König zu streiten. Das Unglück der Universität, deren Glanze er so viel beigetragen hatte, und die Unterjochung d deutschen Vaterlandes machten ihn ernst und still, aber nicht muthlo Er fürchtete sich nicht, die Unterdrücker seinen Stolz und seine Vera tung fühlen zu lassen, und gleiche Gesinnungen in Andern zu errege Um der Stadt Halle, welche durch den Krieg, durch die Vernichtung u nachmalige schlechte Wiederherstellung ihrer Universität, und den fra zösischen Tyrannendruck zu verarmen anfing, eine neue Erwerbsquel zu öffnen, stiftete Reil seine Badeanstalt, auf die er einen bedeutend Theil seines beträchtlichen Vermögens verwandte. Bei der Feierlic keit, welche die Friedrichsuniversität bei Wiedereröffnung ihrer Vorl sungen 1808 angestellt hatte, war ihm die philosophische Doctorwürl ertheilt worden. Die Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, d Ecole de Médecine zu Paris, die kaiserliche Akademie der Naturfo scher, die medicinisch-chirurgische Gesellschaft zu Brüssel, die der Me dicin zu Antwerpen und Montpellier, die Societät der Wissenschafte und Künste zu Mainz u. a. hatten ihn durch die Aufnahme unter ihr Mitglieder geehrt. 1810 ging er nach Berlin als Professor der Arzne kunde. Im Jahr 1813 übertrug ihm der König die oberste Leitung de Lazarethe. Ehe er Berlin verließ, besuchte er den als Arzt so geschät ten Professor Gravengießer, der vom Typhus ergriffen war, wurde vo demselben angesteckt, und starb den 22sten November in Halle, als Di rector der dort und zu Leipzig befindlichen Lazarethe. Reil hinterlie eine Gattin, zwei Söhne und drei Töchter. In der Erscheinung wa Reil groß und wohlgebaut, von edler, stolzer Haltung, und überaus spre chender, bedeutungsvoller Gesichtsbildung. Als theoretischer, beson ders psychischer Arzt, hat er sich durch seine Untersuchungen über de Bau des Gehirns, und seine ganz neuen physiologischen Ansichten eine bleibenden Ruhm erworben, so wie sein berühmtes Werk über di Fieberlehre, und mehrere andere Schriften, seinen großen Beob achtungsgeist, seinen philosophischen Scharfsinn und seine Gabe metho discher Anordnung beurkunden. Das hohe Ideal eines rationellen Arz tes hat er, so wie es ihm vorschwebte, in seiner kleinen merkwürdige Schrift über die Pepinieren dargestellt. Aber nicht bloß als Theoretike und Schriftsteller, auch als praktischer Arzt hatte Reil einen außeror dentlichen Ruhm. Mit seltener Geschicklichkeit suchte er die Individua lität eines jeden Kranken zu ergründen, und auch die psychischen Ursa chen der physisch-krankhaften Erscheinungen zu erforschen. Ueberau sorgsam, theilnehmend und liebevoll am Krankenbette, hielt er doch mi der größten Festigkeit auf die Befolgung seiner Vorschriften. Beson ders glücklich war er als praktischer psychischer und als Augenarzt, und viele an scheinbarem Wahnsinn, oder an Erblindung Leidende verdank ten ihm ihre Herstellung. Aeußerst lesenswerth und anziehend ist die kleine Schrift: Johann Christian Reil, eine Denkschrift von Heinrich Steffens (Halle 1815).

Reim ist die gleiche Endigung zweier oder mehrerer Wörter. So reimen zu und du, treu und neu, und hier beruht der Reim auf dem

bloßen Vocal oder Diphthong; folgen dem Vocal auch Consonanten, so müssen diese nicht nur durchaus gleich, sondern es muß auch der Vocal von einerlei Beschaffenheit seyn. Es reimen daher *stumm* und *krumm* auf einander, nicht aber *stumm* und *Ruhm*, denn dort ist das u kurz und hier lang. Dagegen können *Bad* und *hat* und alle ähnlichen Wörter unbedenklich auf einander gereimt werden, weil auch die sorgfältigste Aussprache dem Ohre keine Verschiedenheit des d und t, wenn sie am Schlusse eines Wortes stehen, bemerkbar macht. Ein solcher einsylbiger Reim wird ein männlicher Reim genannt; erstreckt er sich durch zwei Sylben, so heißt er weiblich; erstreckt er sich durch drei Sylben, so heißt er ein gleitender (verso sdrucciolo). So sind *flüchtig* und *tüchtig*, *schreiten* und *breiten*, weibliche; *reinigen* und *vereinigen*, *ermächtigen* und *berechtigen*, gleitende Reime. Bei diesen mehrsylbigen Reimen ist die gröste Sorgfalt auf die völlige Uebereinstimmung der Consonanten zu wenden, und Reime, wie *Beide* und *Seite*, *streichen* und *eigen*, sind durchaus zu verwerfen. Dagegen haben unsere besten Dichter kein Bedenken getragen, ei mit eu und äu, i mit ü, e mit ä, z. B. *eignen* und *läugnen*, *Beute* und *Weite*, *Hände* und *Ende*, zusammenzureimen, wiewohl eine richtige Aussprache, wenigstens zwischen den beiden ersten Reimen, einen deutlichen Unterschied hören läßt. Die letzte Regel, welche wir über den Reim anzuführen haben, ist die, daß nie ein und dasselbe Wort auf einander gereimt werden darf, es müßte denn ein besonderer Nachdruck damit beabsichtigt werden; wohl aber kann man zwei völlig gleichklingende Wörter zum Reim wählen, wenn sie nur von verschiedener Beschaffenheit sind, z. B. die *Blüthe*, und er *blühte*, *rechten* (das Verbum) und den *Rechten* (das Subst.). Reime, die sich auf mehr als drei Sylben erstrecken, sind bei uns nicht gebräuchlich, wohl aber bei den Arabern und Persern in ihren kurzen Oden (Gaseln), wo der durch das ganze Gedicht hindurchgeführte Reim zuweilen vier und mehr Sylben einnimmt. Einige Sprachen, wie die englische, haben vermöge ihres Bau's mehr Neigung zum männlichen, andere, wie die italienische und spanische, mehr Neigung zum weiblichen Reim; die deutsche und französische Sprache besitzen einen ungefähr gleichen Vorrath an männlichen und weiblichen Reimen, daher wir sie hier gewöhnlich in einer regelmäßigen Abwechslung finden; doch giebt es in diesen Sprachen auch Gedichte genug, die bloß männliche oder bloß weibliche Reime haben. Zum Schluß fügen wir einige Bemerkungen über die Entstehung, Bedeutung und das Wesen des Reims in der Poesie hinzu. Die Alten kannten den Reim in der Anwendung wie wir nicht; zwar finden wir namentlich bei Ovid einzelne gereimte Verse, und es ist nicht zu verkennen, daß diese Reime absichtlich sind; aber es soll durch sie nicht der Vers, sondern der Sinn hervorgehoben werden; eine Aehnlichkeit in dem Bau der Phrase giebt den Reim; schon durch das Ohr soll fühlbar gemacht werden, daß der Dichter durch ein Paar Verse analoge Ideen verfolgt; nachher reimt er nicht weiter. Die lateinischen Poesien des Mittelalters dagegen sind häufiger gereimt, schon im achten und neunten Jahrhundert. Aber die große Vermischung der Araber mit den Römern begann im achten Jahrhundert, und wahrscheinlich waren die ersten lateinischen Reime schon von ihnen entlehnt. In die nordischen Sprachen aber wurde der Reim durch die Gothen gebracht, welche ihn auch aus dem Morgenlande hatten. Die ältesten Denkmäler der scandinavischen Poesie hingegen haben den Reim nicht, sondern die Alliteration, da in ihnen die Consonanten vorherrschen,

Dies alles begründet die Meinung, daß der Reim sich von den Arabe herschreibt. Von ihnen empfingen ihn die Provençalen, und von diese deren Poesie einst die herrschende war, die übrigen Nationen. Entsta den aber ist der Reim ursprünglich aus dem dunkeln Gefühle, das allen halben nach Symmetrie, Uebereinstimmung, also auch im Klange strel Daher ist auch die Distichenform oder die Verfolgung eines und dess den Reims gewiß seine älteste Form. Erst die Trabadouren versucht allerlei künstliche Verschränkungsarten des Reims in dem Sonett, d Canzone u. s. w., und die Spanier und Italiener brachten diese For zur Vollkommenheit, indem ihr richtiges Gefühl ihnen anzeigte, w weit das Ohr im Stande sey, den Reim festzuhalten, und alles, wo er si verliere, wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß nicht das für unse Sprache gelten kann, was in ihrer an volltönenden Vocalen reiche Sprache anwendbar und zulässig war. M.

Reimarus (Herrmann Samuel), geboren zu Hamburg 1694 de 22sten December von Nicolaus Reimarus, einem praktisch glückliche Lehrer am Johanneo; seine Mutter war eine geborne Witken. Auße seinem Vater waren es vorzüglich Christoph Wolf und Fabriziu welche als Lehrer seiner Jugend den größten Einfluß auf ihn äußerten Vom Jahre 1714 an studirte er in Jena unter Buddeus und Danz; als dann promovirte er in Wittenberg als Magister legens, und wurde bal darauf Adjunctus der philosophischen Facultät. Nachdem er im Jahr 1720 eine Reise durch Belgien und einen großen Theil Englands gemach hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um philosophische und philolo gische Vorlesungen daselbst zu halten, und sich wo möglich häuslich nie derzulassen. Im Jahre 1723 wurde er aber als Rector nach Wisma berufen, wo er innerhalb vier Jahren diese Schule in große Aufnahm brachte. 1727 wurde ihm die Professur der hebräischen Sprache an dem Gymnasio zu Hamburg angetragen, welche er auch annahm und in der Folge noch mit der Professur der Mathematik vereinigt zum großen Vor theil dieser Anstalt bis an sein Ende bekleidete. Er war ein sehr gründ lich, grammatisch gebildeter Philolog, was er vorzüglich in der von Fa brizius begonnenen, und von ihm völlig ausgearbeiteten und vollen deten Ausgabe der römischen Geschichte des Dio Cassius beurkundete. Geßner erklärte ihn wegen dieser vortrefflich gelungenen Arbeit für einen der ersten Kritiker Deutschlands; dies hatte denn auch zur Folge, daß der Herr von Münchhausen ihm nach Geßners Tode dessen Lehrstelle antrug; welchen Antrag er aber aus Liebe zu seiner Vaterstadt ausschlug. Er war nicht auf einzelne Fächer beschränkt, sondern besaß einen großen Umfang von wissenschaftlichen Kenntnissen, namentlich in der Philosophie und Naturgeschichte, und arbeitete in jeder mit vieler Selbstständigkeit. Der Hauptgrundsatz, den er als Lehrer befolgte, war: das bloße Dociren so viel als möglich zu vermeiden, unverzüglich den Selbstunterricht seiner Schüler einzuleiten, zu ordnen und zu befördern. Seine philosophischen und naturhistorischen Kenntnisse wandte er dazu an, um in den Zeiten der Frivolität gegen das Göttliche, welche durch einige französische Gelehrte in Deutschland damals Raum gewann, seinen Mitbürgern Achtung und Ehrfurcht gegen das höchste Wesen einzuflößen, in ihren Augen die Vorse hung zu rechtfertigen, und den Glauben an die höhere Zukunft zu befesti gen. Sein wichtigstes Werk: **Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen**, auf ei ne begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754, beurkundete sein religiöses Streben auf eine ausgezeichnete Weise; dieses Werk entsprach

so

dem Zeitbedürfniß, daß es sechs Auflagen nach einander erhielt. Damals wurde vorzüglich der physikotheologische Beweis als einer der gültigsten in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen bearbeitet und hochgeschätzt; Linné, Bonnet, Haller, und vorzüglich Reimarus, hatten große Verdienste um diese Lehre; die Arbeit des Reimarus, als die gründlichste und streng geordnete, wurde allen andern ähnlichen Versuchen mit Recht vorgezogen. Damals war es noch Niemanden eingefallen, die natürlichen Erscheinungen, ohne die Idee der Zweckmäßigkeit, und eines weisen, alles ordnenden Schöpfers weiter nöthig zu haben, aus einem durch das Ganze verbreiteten, und sich von innen heraus entwikkelnden organischen Leben erklären zu wollen. Noch weit weniger hielt man es für möglich, die Natur selbst construiren und von vorn her aus willkührlich angenommenen Principien bestimmen zu können, was sie sey und seyn müsse. Den Versuch endlich, alles zu identificiren, die Natur und Gott für einerlei zu halten, hielt man damals für einen großen, längst widerlegten Irrthum. Reimarus dachte damals nicht daran, daß man nach ihm beim Nachdenken über die Natur die Bahn der Teleologie verlassen, und zum Spinozismus und dem System der absoluten Identität fortschreiten würde; und doch ist er, obgleich unschuldig, der, welcher die Bahn zu diesen Richtungen brach. Später gab er heraus: Die Vernunftlehre, als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln, der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Eine Anwendung von den in diesem Werke aufgestellten Regeln machte er gegen das Positive des Christenthums; obgleich er seine Forschungen als Fragmente nur seinen vertrautesten Freunden im Manuscripte mittheilte, und nie die Absicht hatte, dieselben öffentlich bekannt zu machen, so konnte er es doch nicht verhindern, daß Lessing davon eine Abschrift erhielt. Lessing gab diese Fragmente heraus, unter dem Vorgeben, er habe sie in der wolfenbüttelschen Bibliothek, welche seiner Aufsicht anvertraut war, gefunden, und nannte diese antichristliche Schrift (welche Döderlein in seinen Antifragmenten 1788 am kräftigsten widerlegte): Wolfenbüttelsche Fragmente eines Ungenannten. Gesetzt, es wäre noch nicht völlig ausgemacht (so wie es doch ist), daß er der Verfasser davon sey, so war die Einsicht in seine Vernunftlehre (welcher Seilers Vernunftlehre in drei Bänden in jeder Hinsicht vorzuziehen ist) jedem überzeugend, daß von einem bloßen Rationalisten, wie Reimarus war, ein solches Werk müsse abgefaßt worden seyn. Er starb den 1sten März 1768. Busch und Klotz haben eine kurze Biographie desselben in lateinischer Sprache bekannt gemacht. W. L.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), geboren 1729 den 11ten November. Sein Vater war der so eben genannte Herrmann Samuel Reimarus, seine Mutter die jüngere Tochter des D. Albert Fabrizius. Den ersten Unterricht erhielt er in den untern Classen der Johannisschule. Im Jahr 1745 kam er auf das Gymnasium, und genoß außer dem öffentlichen Unterricht fortwährend den Privatunterricht seines Vaters. Noch kurz vor seiner Abreise auf die Universität Göttingen 1751 änderte er seinen Entschluß, gab das Studium der Jurisprudenz auf, und wählte die medicinischen Wissenschaften. In Leyden und Edinburg bearbeitete er in den Jahren 1753 und 1754 vorzüglich die praktische Arzneilehre, und gab an letzterm Orte Veranlassung zu der nachher gestifteten edinburgischen medicinischen Gesellschaft. Im Jahre 1755 besuchte er unter D.

Hunters Leitung die Spitäler zu London. Auf der Rückreise von En
land nach Holland verlor er alle seine Schriften, Abhandlungen u. Büch
Er promovirte in Leyden, und schrieb: De tumore ligamentorum cir
articulos, fungo articulorum dicto 1757. Er war kein großer talei
voller gelehrter Arzt, jedoch ein praktisch glücklicher. Er verbreitete n
vielem Glück die Inoculation der natürlichen Blattern in Hamburg u
in den umliegenden Gegenden. Für die Chirurgie machte er eine glü
liche Entdeckung. Zufällig wurde durch unversehens eingespritzten Sa
von Belladonna die Erweiterung der Pupille herbeigeführt, dies brach
ihn auf den Gedanken, daß es nützlich seyn würde, vor der Operation d
grauen Staars dieses Mittel anzuwenden, weil dadurch der ganze Um
fang der Linse entdeckt wird, und die Werkzeuge darauf viel sicherer ang
bracht werden können; viele Augenärzte haben bis auf die neuern Zeit
diesen Rath mit Glück befolgt. Er war ein Feind jeder Zwangsordnung
wo irgend nur die Freiheit, sowohl die innere als auch äußere, beschrän
würde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getraidesperr
gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- un
Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unt
gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medicinische Zwangsor
nung, gegen Handelsverbote, gegen das Positive in den Vorschriften
nach welchen der Jugendunterricht von Staats wegen geleitet werde
sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich auch ke
nen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ih
rer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Entscheiderin in de
Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionsleh
re. — Er wurde 1796 Professor der Naturgeschichte und Naturlehre, such
te früher schon die Blitzableiter mehr zu verbreiten, und erörterte Meh
reres über den Blitz, dessen Bahn und Wirkung auf die verschiedenen
Körper. Er hinterließ einen Entwurf über die zweckmäßige Einrichtung
in allen Reichen der Natur, Teleologie genannt; seiner Selbstbiographi
ist er als Anhang beigefügt. In dem unglücklichen Jahre 1813 mußte e
Hamburg verlassen, starb den 6ten Juni 1814 zu Ranzau, in dem Hause
des Kammerherrn von Hennings, seines Schwagers, und wurd
nach der Befreiung Hamburgs den Seinigen daselbst beigesetzt. W. L.

Reinecke (der Fuchs). Dieses berühmte episch-satirische Helden
gedicht erschien gegen Ende des 15ten Jahrhunderts in plattdeutscher Spra
che, und zwar in friesischem Dialecte unter dem Titel: Reyneke de Vo
und enthält, wie bekannt, in vier Büchern und zwölf Gesängen, eine witzi
satirische Beschreibung von Hofränken und menschlichem Treiben. Al
darin vorkommenden Charaktere sind unter der Maske von Thieren ein
gekleidet, und der treffende Witz und die naive Drolligkeit der geschilder
ten Scenen machen dies Werk zu einer kostbaren Urkunde altdeutsche
Laune. Ueber den wahren Namen des Verfassers dieses Heldengedichts
der in der Vorrede sich Hinrich von Alkmar nennt (vgl. dies. Art.
und vorgiebt, er habe aus dem Französischen übersetzt, ist vielfach gestrit
ten worden, ohne zuverlässig gewisses darüber herauszubringen. Nac
Rollenhagens, des Verfassers des Froschmäuslers, Angab
soll ein gewisser Nicolaus Baumann Verfasser des Reinecke Fuch
gewesen seyn. Dieser Baumann, früher in Diensten des Herzogs vo
Jülich, trat später in die des Herzogs Magnus von Meklenburg
wo er 1526 zu Rostock als Dr. Juris und Secretär starb. Das Unrech
das er am jülichschen Hofe erlitten hatte, soll ihn zur Verfertigung dieses
satirischen Gedichts bewogen haben, das zuerst von ihm 1522 zu Rosto

herausgegeben wurde; der Name Hinrich von Alkmar aber von ihm fingirt worden seyn, um allen Verantwortungen zu entgehen. So fest Rollenhagen dies auch versichert — in der Vorrede zu seinem Froschmäusler — und so sehr Gottsched in seiner Ausgabe des Reinecke Fuchs (1752) diese Meinung unterstützt: so sind dagegen doch wieder durch andere Ausgaben Zweifel entstanden, namentlich durch die von Eckart, in der Einleitung zu Leibnitzens Collect. Etymolog., und Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten 1774 u. m. A., so daß es ungewiß geblieben ist, ob Baumann wirklicher Verfasser oder bloß Herausgeber war. Wie treffend übrigens der Verfasser des Reinecke Fuchs in seinem Gedichte die gezeichnet hat, gegen die seine Satire gerichtet ist, sucht der vorher erwähnte Eckart in seinem Commentar. T. II. p. 797 darzuthun, woselbst er auch zum Theil die geschilderten Personen namhaft macht, die unter den verschiedenen Thiergestalten gemeint seyn sollen, und sagt, daß Isegrimm der Wolf einen Herzog von Oesterreich, der Fuchs Reinecke aber den Herzog Reinhard von Lothringen darstelle. Von den mancherlei Ausgaben des Reinecke Fuchs war lange Zeit die von Gottsched die beste, bis Göthe seine treffliche Uebertragung dieses Gedichts in hochdeutscher Sprache und in Hexametern herausgab, der später eine andere hochdeutsche Ausgabe von Soltau in der Versart des Originals, d. h. in kurzen gereimten Jamben oder Knittelversen, folgte. Eine lateinische Uebersetzung dieses Gedichts in ähnlichen kurzen Jamben ist von Schoppen besorgt; eine holländische, prosaische Historie von Reynaert de Voß kam schon 1483 zu Delft heraus; sie wurde 1783 vom Bibliothekar Suhl in Lübeck neu aufgelegt, und wird von einigen wenigen für das eigentliche Original gehalten. Die neueste und beste Ausgabe des Reinecke Fuchs in plattdeutscher Mundart ist die 1797 zu Eutin mit einem Glossarium von Bredow herausgegebene. Weniger bekannt, doch nicht ohne Werth, ist eine von Renner unter dem Namen Sparre gelieferte Fortsetzung des Reinecke Fuchs, betitelt: Hennynk de Han.

Reinecke (Johann Friedrich), wurde um das Jahr 1745 zu Helmstädt geboren, wo sein Vater Advocat war. Reinecke hatte einen ältern Bruder, mit dem er stets von früher Jugend an in Unverträglichkeit lebte, die oft bis zu den heftigsten Zänkereien ausartete, und da unser Reinecke bei diesen kindischen Streiten meist den kürzern zog, dem muntern Knaben das jugendliche frohe Leben so verbitterte, daß er, der gegen das Uebelwollen des Bruders auch bei dem Vater keinen Schutz fand, den verzweifelten Entschluß faßte, heimlich der Aeltern Haus zu verlassen. Vierzehn Jahr war Reinecke, als er diesen Schritt ausführte, ohne Plan, wie natürlich, ohne Geld, ohne die mindeste Aussicht. Seinen Weg richtete er zufällig nach Hamburg. Von Hunger gequält, sprach auf diesem Wege der Knabe einen Müller um Brod an; den gutherzigen Mann rührte das offene Wesen des jungen Menschen, er nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm zu essen, und ließ, von Geschäften gerufen, Reinecken allein im Zimmer. Da erblickt dieser seines Wirthes Taschenuhr an der Wand, und eine heftige Begierde nach dem Besitz eines so köstlichen Geräths ergreift seine Brust. Seine Ehrlichkeit hat einen harten Kampf, sie siegt aber, und Reinecke, um bei längerm Alleinseyn nicht noch einmal in Versuchung zu gerathen, verläßt heimlich, schnell, ohne Abschied zu nehmen, das gastliche Haus. Fuhrleute, die er auf seinem Wege trifft, helfen ihm vollends bis Hamburg, wo er hungrig und müde ankommt. Das Brod an einem Bäckerladen reizt seinen Appetit; er tritt ein, und bittet den Meister, ihm eins zu borgen, das er zu bezahlen verspricht, sobald er kann.

Dem ehrlichen Handwerksmann gefällt des Knaben ehrlich-unschuldig[es]
Benehmen, er nimmt ihn in sein Haus, bis eine Aussicht sich für ihn e[r-]
öffnen würde. Mehrere Tage ist Reinecke schon da, als der Einfall d[es]
Bäckers, seinen Schützling einmal mit ins Theater zu nehmen, dessen z[u-]
künftige Laufbahn bestimmt. Noch nie hatte Reinecke die bunte, idea[le]
Welt der Bretter gesehen; der Eindruck, den sie auf ihn machte, war grä[n-]
zenlos. Ihn floh der Schlaf; und seines Lebens höchster Wunsch, au[ch]
in dieser Zauberwelt aufzutreten, stand fest vor seiner Seele. Er ei[lt]
den nächsten Morgen nach dem Hause, in dem so Wunderbares sich begiebt[;]
er bittet den Directeur um Aufnahme, dieser weis't ihn ab; der Jünglin[g]
läßt sich aber nicht abschrecken; er fährt fort zu bitten, und endlich wird [er]
— als Laufbursche angenommen. Mehrere Jahre bleibt Reinecke, glüc[k-]
lich schon, daß es ihm vergönnt ist, täglich die Scene zu sehen, mitunte[r]
einen Aufwärter vorstellen zu dürfen, trotz der oft harten Behandlung se[i-]
nes Herrn, in dieser Lage; endlich erwacht sein Selbstgefühl, das ihm sag[t,]
er sey zu etwas Besserem bestimmt. Er verläßt Hamburg, spielt bei kle[i-]
nen herumziehenden Truppen bald hier bald da, und bildet durch eifrige[s]
Studium und Nachdenken sein großes mimisches Talent. Bei der Sei[l-]
lerschen Gesellschaft lernt er seine Gattin kennen; er kommt zum zwei[-]
ten Mal nach Hamburg, und schon fängt sein Ruhm an, sich zu heben[.]
Endlich bei der damaligen Bondinischen Gesellschaft in Dresden un[d]
Leipzig angestellt, wird er der Welt als großer Schauspieler bekannt. Di[e]
Freundschaft des verdienstvollen Declamators Schocher, den er in de[r]
letztgenannten Stadt kennen lernt, wird von dem bedeutendsten und be[-]
sten Erfolg für Reinecke's Spiel. Von nun an, befreit von den bishe[r]
getragenen Fesseln eines falschen Pathos, der sich damals noch in sogenann[-]
ten Helden- und Staatsactionen, in Gang und Ton, oft lächerlich genu[g]
und zum Hohn der Natur und eines richtigen Geschmacks — auf den Büh[-]
nen zu zeigen pflegte, wird Reinecke Vorbild seiner Collegen in hochtragi[-]
schen Heldenrollen, und der gefeierte Liebling des Publikums, das in ihm
fast zum ersten Mal einen richtig, ohne Uebertreibung und Unnatur, darge[-]
stellten Helden erblickt. Als Regisseur des Bondinischen Theaters star[b]
Reinecke in Dresden den 1sten October 1787.

Reinhard (Franz Volkmar), wurde geboren den 12ten März 175[3]
zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, w[o]
sein Vater, Johann Stephan Matthias Reinhard, Prediger
war. Die erste Erziehung und den ersten Unterricht, beides im wechsel[-]
seitig bildenden Vereine, erhielt er von seinem Vater, welcher durch da[s]
ausschließliche Lesen der Bibel in seinem Sohne einen tiefen religiöse[n]
Sinn, durch den gründlichsten Sprachunterricht eine genaue Bekannt[-]
schaft mit der Philologie, und durch frühzeitiges Gewöhnen an logische[s]
Denken die bewundernswürdigste Gewandtheit und Sicherheit im De[n-]
ken und Handeln begründete. — Auf der Schule zu Regensburg war e[s]
namentlich der Conrector Töpfer, welcher durch Hülfe seiner echt p[ä-]
dagogischen Individualisirung und seines zweckmäßigen Unterrichts d[en]
bildendsten Einfluß auf ihn äußerte. — Im Jahr 1773 bezog er die Unive[r-]
sität Wittenberg, 1777 habilitirte er sich daselbst als Magister legen[s]
und wurde 1778 Adjunctus der philosophischen Facultät. Nachdem er vo[n]
1780 an als außerordentlicher Professor der Philosophie vorzüglich durc[h]
philologische und philosophische Vorlesungen seinen Scharfsinn und sein[e]
Gelehrsamkeit seinen Zuhörern beurkundet hatte, wurde ihm die ordent[-]
liche Professur der Theologie anvertraut. Seine glücklichen Versuche i[m]
Predigen, verbunden mit der ihm eigenthümlichen gründlichen und allsei[-]

tigen Kenntniß der Theologie, veranlaßten die sächsische Regierung, ihn 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor nach Dresden zu berufen, in welchen Aemtern er bis an seinen Tod, welcher den 6ten September 1812 erfolgte, mit der größten Anstrengung des Geistes und Körpers, mit seltener Uneigennützigkeit, verbunden mit einer echt deutschen Vaterlandsliebe, seine Berufspflichten so streng und vollkommen als möglich zu erfüllen strebte. — Selten hat ein Mann das ihm verliehene Pfund so wuchern lassen, als Reinhard; um dieses Urtheil zu beweisen, ist es nöthig, die Aufgabe seines Strebens zu kennen, und ihm in den verschiedenen Richtungen seiner Amtsthätigkeit zu folgen. — Die harmonische Entwickelung und Ausbildung der drei geistigen Vermögen, des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, zu einer gleichmäßigen vereinigten Thätigkeit war die Hauptaufgabe seines rastlosen Strebens, seines Gesammtlebens. Das Vorstellungsvermögen in seinen verschiedenen Formen der Anschauung des Verstandes und der Urtheilskraft war bei ihm vorherrschend; sein Gedächtniß war schwach, mehr Sach- als Wortgedächtniß, denn es mangelte ihm die Leichtigkeit des Memorirens. Das Gefühlsvermögen war ihm ein bloß vermittelndes zwischen den beiden andern; daher war sein Gefühlsvermögen nebst den übrigen Kräften der Seele stets unter der vernünftigen Herrschaft des vorherrschenden Vorstellungsvermögens. — So wie jeder denkende Kopf in den Jahren seiner Mündigkeit durch philosophisches Forschen nach Selbstständigkeit ringt, so auch Reinhard. Er trat auf als scharfsinniger Denker, als skeptischer Forscher, und schied als gläubig frommer Theolog und Christ. Dies ist der belehrendste Act des Lebens dieses so einflußreichen Mannes. — Es ist höchst belehrend, seine Bekenntnisse über sein früheres philosophisches Streben und dessen Resultate von ihm selbst zu vernehmen. Ob er gleich die Philosophie nicht bloß als Magd der Theologie, sondern selbstständiger betrachtete, so gestand er doch: „das Studium aller Systeme der philosophirenden Vernunft läßt ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Speculation derselben übrig, weil man an allen noch Schwächen findet. — Ich habe nie in der Philosophie etwas für wahr gehalten, was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieser Art, wie scheinbar sie auch vorgetragen seyn mochten, empörten mich; durch die Erziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich auf meine Besserung gewendet hatte, war das moralische Gefühl in mir zu wirksam geworden, als daß es unmoralische Behauptungen nicht sogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht den Schutz, den ihm die frühe rein evangelische Erziehung gegeben). Bei der Philosophie fand ich nichts Festes, nichts Bleibendes, weder im Wissen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man fußen kann, so kommt der Wunsch, Gott möchte selbst geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und so wird man alles das durchforschen, was sich als Offenbarung ankündigt." Der Anfang und die Frucht von Reinhards Forschung war nach seinem eignen Geständniß ein fester beruhigender Glaube an das reine Evangelium Jesu, wie es nach den Regeln einer richtig grammatischen Auslegung in der Schrift enthalten ist. „Es wurde mir unwidersprechlich gewiß (sagt er in der Vorrede zur Moral S. XXXV), daß das Christenthum die nothwendigsten und gemeinnützigsten Wahrheiten auch gerade in der Form enthalte, in welcher sie am faßlichsten, am anwendbarsten und am wirksamsten sind; ich wurde gewahr, daß ohne die Auctorität Gottes bei

dem großen, einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzu-kommen ist, und daß es Augenblicke geben kann, wo sie auch dem scharfsinnigsten Denker willkommen und nützlich seyn muß; es wurden mir selbst an den Geheimnissen des Christenthums, die meiner Vernunft allerdings eine Zeit lang anstößig gewesen waren, Seiten sichtbar, wo sie sich an die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie wirklich ist, anschlossen, und dadurch eine große praktische Wichtigkeit für Besserung und Beruhigung erhielten." — In dieser Periode seines mehr philosophisch-theologischen Forschens entstanden auch die Hauptwerke Reinhards. Erstens: Psychologischer Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung, wovon nur der erste Theil erschienen ist; den zweiten Theil, der das Wunderbare im Christenthume nachweisen sollte, folglich auch seine Ansichten über die Wunder des A. und N. T. enhalten mußte, folgen zu lassen, mochte wohl seine Gewissenhaftigkeit verhindern, zu Folge welcher er selbst gesteht: „es war mir Gewissenssache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, daß einem so großen Theile unsers Geschlechts ein von Gott selbst herrührender Unterricht ist; dessen göttliche Kraft ich so oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte (dies war die überzeugendste Prüfung der Wahrheit des Evangeliums, welche Christus vorzüglich verlangte), und für das sich mein ganzes Gefühl immer entscheidender erklärte." — Zweitens: Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf, zuerst anonym 1781, Wittenberg und Zerbst, 2te Auflage 1784, 3te Aufl. 1789, 4te 1798; die nach einander erfolgten Auflagen erhielten von ihm bloß formelle Verbesserungen. Diese Schrift erhielt sehr vielen Beifall, und wurde deshalb allgemein verbreitet. Er zeigte darin, daß es höchst vernünftig sey, Jesum, um seines großen, allumfassenden, einzigen Entwurfes wegen, der eben deshalb einen höhern Einfluß Gottes voraussetzte, für einen Gesandten Gottes an die Menschheit zu halten. Abgesehen davon, daß der Schluß aus den Vordersätzen nicht nothwendig erfolgen muß, so widerspricht auch die Geschichte den Ansichten Reinhards, und die heilige Schrift schweigt gänzlich davon, daß sich Jesus einen solchen Plan entworfen habe; denn Jesus behauptet standhaft bei mehreren Gelegenheiten: es sey nicht sein Gedanke, nicht sein Plan, nicht sein Wille, den er ausführe; es sey des Vaters Rathschluß, des Vaters Auftrag, was er ins Werk zu setzen habe. Eins mit dem Vater; lehrte er nur dessen Wort und vollbrachte nur dessen Willen. — Durch diese Darstellung beeinträchtigte er bei den Freunden der kritischen Philosophie den Glauben an die Göttlichkeit Jesu mehr, als er ihn gegen die Angriffe der Zeit zu vertheidigen und zu begründen strebte. Es war aber psychologisch nothwendig, daß Reinhard das Leben und Handeln Jesu mit der Kraft maß, welche in ihm selbst die ausgebildetste war; er als allseitig logisch gebildeter Kopf im Besitz einer seltenen Fertigkeit im Disponiren, mußte Jesum einen Plan machen lassen, um in dem Ideal seines eignen Strebens das Göttliche zu finden, was er andern nachweisen wollte. Reinhard, wenn er auch oft den Zweck verfehlte, gebrauchte jede Kraft zur Ehre Gottes und Jesu Christi, dies beurkunden alle seine Schriften. — Er entwarf auch in dieser Zeit die beiden ersten Theile seines Systems der christlichen Moral, welche er 1788, 1789 herausgab; dieses Werk wurde in der Folge die Hauptaufgabe seiner literarischen Thätigkeit, er erweiterte und beendete es in fünf Theilen, wovon die ersten Theile die

4te Auflage erlebten. Bei der Bearbeitung dieses Werks war es ihm Hauptaufgabe: 1. zu zeigen, ob die christliche Sittenlehre der alten heidnischen und der Sittenlehre der Vernunft vorzuziehen sey, und worin dieser Vorzug bestehe; die christliche Sittenlehre also in dem Verhältnisse zu den übrigen zu beleuchten; 2. nachzuweisen, in welchem Verhältnisse die Sittenlehre des Christenthums mit der menschlichen Natur und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit stehe. Die Erörterung beider Fragen erzeugte bei Reinhard den festgegründeten Glauben: die christliche Moral ist ein Werk Gottes, und konnte nur von dessen Sohne offenbart werden. Da er die christliche Sittenlehre als das große Veredlungsmittel der menschlichen Natur vorstellte, so beschrieb er zuerst die menschliche Natur und ihre Fähigkeiten, um dann, nach scharfsinniger Erörterung aller der Hindernisse, welche den Einfluß der christlichen Sittenlehre auf die menschliche Natur hemmen, die Mittel und Wege anzugeben, wie die Sittenlehre einen veredelnden Einfluß auf den Menschen erhalten könne. Hätte er das Princip seiner christlichen Moral aus dem Evangelio eben so einfach entlehnt, als es Jesus aufgestellt hat, so würde er nicht nöthig gehabt haben, der christlichen Moral seine Vollkommenheitstheorie als höchstes Princip aufzubringen, und die gründliche und scharfsinnige Widerlegung derselben als höchstes Princip in der Moral, welche Stäudlin, damals noch zu sehr im kritischen Formalismus befaßt, in seinen Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre im 3ten und 4ten Bande bekannt machte, wäre überflüssig gewesen. — In der Theologie billigte er nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel stritt; „daß hierbei (das sind seine eignen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede seyn. — Da ich die Bibel schon als Kind gelesen, sie als Wort Gottes an die Menschen gelesen, und sie so zu gebrauchen nie aufgehört hatte; so war sie mir so heilig, ihr Ansehn war mir so entscheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widersprach, mein Religionsgefühl so sehr empörte, als eine unsittliche Behauptung meinen moralischen Sinn." Auffallend ist in Hinsicht seiner theologischen Bildung die Steigerung des Inhalts seiner Predigten; seine frühern Predigten sind mehr psychologisch, die folgenden huldigen der Moral, die spätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren spricht er seine dogmatischen Ueberzeugungen, in so fern sie rein evangelisch und der Schrift nicht widerstreitend sind, am stärksten aus. — In seinen Geständnissen (seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, 2te Auflage 1811) sprach er im neunten Briefe seine Ueberzeugung von Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus; er äußerte selbst in einem vertraulichen Briefe: „diese Aeußerungen werden mir die Theologen gewiß nicht verzeihen." Er behauptete darin, der Rationalist kann die Schrift gar nicht zulassen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede ist. Es kommt bei dem Lehrbegriffe nicht darauf an, worein man den Inhalt der Offenbarung setzt, sondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Diese sind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein drittes giebt es nicht. Consequent ist nur der, der sich ganz unbedingt zu einem von beiden bekennt; wer auf irgend eine Art beides vereinigt, wird ein inconsequenter Syncretist. Tzschirner, Nitzsche und Schott suchten den Vermittler zu machen, erfuhren aber das Schicksal aller Vermittler: sie verdarben es mit beiden Parteien. Man denke an den Streit über Consequenz und Inconsequenz, welchen einige sächsische Prediger in den Jahren 1810-1812 hier und da zum Aergerniß des Volks führten, ohne

Reinharden vorzüglich in der Behauptung, es komme auf die Principi[en] an, von welchen man bei der Begründung des Lehrbegriffs ausgehe, grün[d]lich zu widerlegen. — Er war ein offener Feind der Naturphilosophi[e] und freute sich über jeden Versuch, durch welchen man ihre Herrschaft [zu] verdrängen suchte; man sehe die Vorrede zu dem von ihm herausgegeb[e]nen (vom Hofrath Crell in Göttingen abgefaßten) Werke: Pyrrho un[d] Philalethes 1811. — Eben so offen legte er in der Vorrede zur M[or]al sein Glaubensbekenntniß über die kritische Philosophie nieder. O[b]schon in seinem Denken ihrer streng logischen und dialektischen Form hu[l]digend, schenkte er ihrem Inhalte keinen Glauben; sondern bestritt den[]selben als ein gewaffneter Christ, um seinen den Offenbarungsglaube[n] vermindernden Einfluß so viel als möglich zu verdrängen. Schon damal[s] ahnete Reinhard, wenn das Streben der kritischen Philosophie consequen[t] durchgeführt werde, so würde man endlich im Stillen die Entbehrlichke[it] der Offenbarung beweisen; hätte er noch zwei Jahre gelebt, so würd[e] er dieses geahnete Mährchen haben laut ankündigen hören. — Am mei[]sten Aufsehn erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen Reformationspre[]digt. Er sprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer so feste[n] Ueberzeugung, daß viele irre an ihm wurden, und ihn der Hyperorthodo[]xie, der Heuchelei und einer charakterlosen Hinneigung zu einer stille[n] herrnhutischen Hofpartei beschuldigten. Diesen ungerechten Vorwu[rf] hat ihm das Decret, nach welchem auf Befehl des geheimen Conciliums diese Predigt im ganzen Lande und namentlich unter den Predigern ver[]breitet wurde, zugezogen. Der Beweggrund zur öffentlichen Bekann[t]machung war kein anderer, als daß man dadurch der Religionspartei[,] welcher mehrere Mitglieder des Ministeriums damals huldigten, eine[n] großen Dienst zu erweisen gedachte, wenn man einen der gelehrteste[n] Theologen und ausgezeichnetsten Prediger der Protestanten als Verthei[]diger einer ihrer sehr oft angefochtenen Hauptlehren öffentlich nenne[n] konnte. Hätte man vorher seine Moral eingesehen, so würde dieses De[]cret wohl unterblieben seyn; denn Reinhard dachte sich die Menschhei[t] zur Gnade Gottes nicht bloß passiv. In einem Briefe an den Predige[r] Schatter bestätigt er die so eben gegebene Erörterung. „So gern ic[h] mich zu dem Inhalte dieser Predigt bekenne, weil ich sie sonst nicht würdi[g] gehalten haben, so unangenehm ist es mir, daß sie auf diese Art ins Pu[]blikum gebracht worden ist. — Drucken hätte ich sie ohnehin lassen, wei[l] alle diese Sächelchen gedruckt werden. Aber daß sie mit einem Rescrip[t] an der Stirne erscheinen sollte, das war mir in mehr als eine[r] Hinsicht unangenehm. Rescripte, welche nicht Kirchenzucht, sondern das Dogma betreffen, habe ich nie gebilligt, und kann sie noch nicht bill[i]gen!" In jenem bedeutungsvollen Jahre 1812, wo Tausende ihren Glau[]ben aufgaben, schrieb er folgendes merkwürdige Bekenntniß nieder: „Der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünschten Ausgang herbeiführt, ist das Einzige, woran man sich unter diesen Umständen halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, diesen Glauben, sonst weiß ich nicht, wie es mir gehen würde." Dies sey hinreichend, ihn als einen echt evangelischen Theologen kennen zu ler[]nen. Man hat ihn beschuldigt, daß er von alle dem, was er öffentlich sprach, nicht überzeugt gewesen sey, oder wie viele sich äußerten, durchaus nicht habe überzeugt seyn können, sondern sich vielmehr nach den Um[]ständen und den gebietenden Umgebungen gerichtet habe; allein diese Beschuldigungen sind grundlos, sein ganzes Leben, so wie vorzüglich seine Wirksamkeit und sein bildender Einfluß als Kanzelredner ist der spre[]

chendste Beweis dagegen. Uebrigens hat Reinhard, wie so viele andere gelehrte Theologen, gezeigt, daß er mit aller Anstrengung von Jugend auf die Bildung des Verstandes und der Vernunft zu vervollkommnen strebt, früher als jeder andere die Gränzen dieser Kräfte kennen lernt, und dann freiwillig die über die Gränzen dieser Kräfte gewagten Ansichten als ungegründet aufgiebt, und glaubensvoll im Denken und Handeln sich dem Gott der Väter in die Arme wirft, seinen Willen erfüllt, und Andere dazu im unerschütterlichen Glauben belehrend auffodert. Es ist höchst ungerecht, wenn man den rüstigen Mann, der von seiner wissenschaftlichen Bahn, auf welcher er glücklich arbeitend, die größte Selbstständigkeit zu erringen hoffte, demuthsvoll zur Liebe des Vaters zurückkehrt, und sich gestehen darf, daß diese Zwischenperiode ihn vorzüglich zum freiwilligen Ergreifen seines frühern kindlichen Glaubens erzogen habe, der Heuchelei beschuldigt. Höchst bemerkenswerth ist es, zu sehen, wie das frühere religiöse echt evangelische Leben, welches er an der Hand seines Vaters aus der Quelle selbst geschöpft hatte, ihn schützend auf allen Wegen begleitet, und ihn endlich zum freiwilligen Bekenntniß des früher Empfangenen steigert; wer in der frühesten Jugend mit Leib und Seele beim Vater war, der wird ihm und seinem Worte trotz aller Versuchungen nie untreu. Noch ehrwürdiger und erhabener steht das Bild Reinhards als Theologen vor uns, betrachtet man sein Leben im Conflicte zu seinen Zeitgenossen; während der größte Theil seiner Collegen in entgegengesetzter Richtung ihr Leben verloren, und das Leben ihrer Gemeinden in Gefahr brachten, führte er seinen Glauben consequent durch das Leben hindurch, und hinterließ ihn als festgegründeten den Seinigen zum belebenden Andenken. — Nachdem wir ihn als Philosophen und Theologen im Allgemeinen charakterisirt haben, bleibt uns noch übrig, sein Handeln und Denken in der besondern Amtsführung zu beleuchten. Als Homiletiker hat er in seinen Geständnissen S. 54 die Aufgabe des Zwecks seiner Predigten selbst angegeben. „Könntest du, (so sprach Reinhard zu sich selbst,) auf der Kanzel so sprechen, daß deine Rede allezeit ein streng geordnetes, in allen seinen Theilen fest verknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganzes wäre; könntest du allezeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden, und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dies so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatze der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affektes durch sie sichtbar würde, und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus, und einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das Beredsamkeit seyn, die sich für die Kanzel schickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, weckend für das Gefühl, ergreifend für das Herz seyn; du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wolthätigen Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll. Dieser aus den Alten überhaupt, und vor-

nehmlich aus dem Demosthenes und Cicero aufgefaßte Begri
wahrer Beredsamkeit ist mir so eigen geworden, daß mir an Anderi
das gefallen kann, was mit demselben übereinstimmt; und daß er i
Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meine
nen Predigten leitet." — (Ob die Form der Beredsamkeit, abstrahir
dem griechischen und römischen Leben, in welchem sie als natürliches i
wendiges Erzeugniß erschien, für die Mittheilung und Belebung des e
gelischen Lebens so ganz und einzig und allein geeignet war, oder ob
jedes Leben seine eigenthümliche Form der Mittheilung verlangt,
Erörterung würde zu einem gegründeten Urtheile über die Zweckm
keit der Form der Predigten Reinhards sehr vorbereitend seyn. —) J
kann nun beim Lesen seiner Predigten nachsehen, ob und in welchen
digten er diese Aufgabe ganz oder theilweise gelös't hat. In seinen
hern Predigten war er weniger populär, als in den spätern; auch s
Dispositionen werden in den spätern Jahrgängen seiner Predigten fr
als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epistolischen
te. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlußge
nur selten angewendet wissen. Die Predigten zur Schärfung des si
chen Gefühls, und die, wo er den Conflict der Weltbegebenheiten mit
Vorsehung am schärfsten zeichnet, sind wohl die trefflichsten und gelung
sten; zu den letztern gehören namentlich seine Reformationspredigt
Man hat Reinhard vorgeworfen, daß er durch die überall oft zu ängst
beibehaltene streng logische Form seinen Predigten etwas Einseitiges
geben, und dadurch eine allseitige, das Herz mehr ergreifende Wirk
seiner Vorträge verhindert habe: Viele wundern sich, wie diese Form
Vorträge so viele Zuhörer ihm gewonnen! — Allein man mußte Reinh
den hören, um zu sehen, welche Kraft der echtchristliche Glaube, er m
sich in dieser oder jener Form aussprechen, auf die Menschen äußert. D
Form war es nicht, sondern der Glaube, welcher seine Zuhörer zum Gl
ben erweckte. Kein unbefangener Zuhörer wagte nach dem Vortrage
Vermuthung, ob er auch selbst davon überzeugt seyn könnte; denn er h
te stets zu wahr und zu glaubensvoll gesprochen, als daß dieser Zwei
hätte in irgend eines uneingenommenen Zuhörers Brust entstehen soll
In dieser Form verherrlichte er Gott, und bezeugte seinen Glauben eb
so, als in den schon oben angedeuteten. — Als Examinator der Candi
ten ist er oft verkannt worden, und mußte verkannt werden. Die Ei
richtung auf Universitäten ist selten dazu geeignet, das Selbstdenken übe
haupt und das consequente Durchdenken einer und derselben Materie
fördern; das aphoristische Studiren, das stundenweise Treiben der W
senschaften, verbunden mit dem zu viel neben einander zu einer Zeit u
noch dazu des heterogensten, raubt den meisten Jünglingen die logis
Kraft und Fertigkeit, ohne welche alle wissenschaftliche Cultur ihrer Ba
ermangelt. Rechnet man nun noch dazu, daß man auf Universitäten dur
die Form des Vortrags immer von dem Einzelnen abhängig erhalt
wird, und selten die Kraft und Fähigkeit gewinnt, eine das weitere Fo
schen belebende Uebersicht des Ganzen zu erlangen, so war es nicht zu ve
wundern, wenn er, der alles in einer systematischen Ordnung sich zum E
genthume gemacht, und von jedem ergriffenen Gegenstande des Wissen
den er durchforscht, disponirend sich eine Uebersicht verschafft hatte, bei d
zu prüfenden Candidaten etwas ähnliches vermißte, ärgerlich, verdrie
lich, und oft bitter spottend sich aussprach, und freilich dadurch den zu Prü
fenden mehr niederbeugte, als zu erheben vermochte. Derjenige ab
welcher hie und da in dem Gegebenen eigne Ansichten verrieth, und vo

züglich das Vorhandene schärfer geordnet wiedergab, gewann oft auf im-
mer seine Zuneigung und Liebe. Daher diejenigen, welche nicht allzu
ängstlich das Empfangene wörtlich sich eingeprägt hatten, sondern sich, auf
ihre logische Kraft stützend, mehr dem freien Denken überliessen, mehr bei
ihm gewannen, als diejenigen, welche zu ängstlich das Gelernte aufsag-
ten. Frivol durfte sich keiner gegen das Positive äußern, dies konnte er
nicht ertragen; fand er ja eine bescheidene Skepsis, und gewahrte übrigens
in dem zu Prüfenden Geist, so war er der thätigste Menschenfreund, der
ihm eine andere Richtung gewinnen half, von der Theologie aber ihn ent-
fernte. Da er die Dialektik ausgezeichnet übte, und sie folglich allen an-
dern Belehrungen vorzog, so lag ihm die sokratische Ironie näher, als die
ruhig belehrende und zurechtweisende Form, welche so oft den Verschüch-
terten Beredsamkeit giebt, und den Muthlosen Zutrauen zu sich selbst ein-
flößt. Da er nie Pädagog in der Ausübung war, so konnte man dies
nicht von ihm verlangen; übrigens beschwerten sich größtentheils nur
diejenigen über sein Examen, welche sich den Wissenschaften gewidmet
hatten, ohne von Natur dazu ausgezeichnet aufgefodert worden zu seyn;
alle die, welche nicht so unglücklich waren, bezeugten stets große Zufrie-
denheit mit Reinhards Art zu prüfen. — Als Assessor des Kirchenrathes
sorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wissenschaft-
lichen Geistes auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschu-
len; auch für die Begründung und bessere Organisation der Schullehrer-
seminarien nahm er die dazu erfoderliche Einsicht und praktische Fertig-
keit einiger wackern Prediger in Anspruch, um dadurch nach und nach auch
den niedern Volksschulen eine bessere Gestalt zu geben; mit den Resul-
taten der Seminarien war er jedoch im Allgemeinen nie zufrieden, wenn
auch einzelne gelungene Versuche in ihm die Hoffnung einer bessern Zu-
kunft von Zeit zu Zeit von neuem belebten. — Daß er die Pädagogik aus
seinem Cursus der philosophischen Wissenschaften ausschloß, ist zu be-
dauern; denn dies scheint die Ursache gewesen zu seyn, daß er auch in sei-
nem spätern Wirkungskreise diese Disciplin nicht ganz so würdigte, wie sie
es verdiente, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfniß, ohne
gänzliche Verabschiedung des schon Erprobten, verlangte. Da er nie prak-
tischer Pädagog war, so fehlte ihm auch eine allseitige praktische Einsicht in
die Kunst zu erziehen und zu unterrichten. Daß er während seiner Amts-
führung es geschehen ließ und selbst seine Zustimmung gab, daß in einer
der drei Fürstenschulen eine völlige Umgestaltung des Lehrplans zum Nach-
theil des bis dahin gedeihlichen Gesammtlebens der Anstalt entworfen
wurde, den aber die Sehnsucht nach der erprobten Weisheit des ältern
Plans, für dessen Beibehaltung selbst Klopstock bittend eingekommen war,
bald wieder verdrängte, beweißt hinlänglich, daß er diesem Theile seiner
Amtsführung nicht so selbstständig rathend und helfend vorstehen konnte,
als von Herder. In keinem Lande war ihm aber auch dieser Theil sei-
ner Amtsführung so erleichtert, als in Sachsen, in welchem Lande von je-
her das Schulwesen im Allgemeinen besser besorgt war, als in andern
Provinzen Deutschlands. Es haben zwar Einige ihn als Pädagogen ge-
rühmt, und namentlich deswegen, weil er mit Pestalozzi's Art zu unter-
richten nicht zufrieden war; man veranlaßte sogar akademische Jünglin-
ge, welche weder in der alten, noch in der neuen Form zu unterrichten
praktisch-glücklich gearbeitet hatten, gegen Pestalozzi zu
schreiben und diese Schriften Reinharden zu widmen, um durch Benuz-
zung einer Schwäche sich und ihren Lehren in der Gunst dieses einflußrei-
chen Mannes zu befestigen; wie dürftig solche temporären Gründe sind,

wollen wir nicht erst erörtern. Reinhard war gegen Pestalozzi eingen
men, weil er erstlich den hie und da öffentlich ausgesprochenen Urthei
Glauben beimaß, daß Pestalozzi die positive Religion untergrabe, u
den Unterricht in den Classikern beeinträchtige: wer dies wagte, ha
Reinhard zum offenen Gegner. Er wurde zweitens in dieser Mein
noch mehr bestätigt, weil fast alle Jünger Pestalozzi's, wenn sie anfing
die Ansichten ihres Meisters zu verbreiten, nur rechneten, das B
der Mütter hersagen ließen und maßen, allein auf die wi
tigsten Gegenstände des Unterrichts, auf Religion und Sprachunterric
keine Anwendung zeigten: das rührte namentlich daher, weil die meis
dieser Zugvögel nicht wissenschaftliche Bildung genug besaßen. Ob
gleich im Gebiete der Pädagogik nicht angeben konnte, wie es seyn soll
so entging ihm doch nichts, was gegen eine wahre und gesunde Pädago
hie und da versucht wurde; so war er z. B. gegen den bloß katechetisch
Unterricht in der Religion eingenommen, und konnte es nicht gut heiße
Volksschulen eine Hypercultur zum zeitigen Vortheil der Lehrer und ei
gen Nachtheil der Kinder widernatürlich aufzudringen. — Als Kirche
rath machte er sich auch besonders um den Cultus verdient, indem er kr
tig dazu beitrug, daß eine neue Agende, neue Gesangbücher ei
geführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang verstatt
wurde. Um das Studium der Bibel mannichfaltiger und vielseitig
zu beleben, beschloß er mit Zustimmung der obersten Behörden, eine
vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleit
und anzuordnen. Im ersten Jahre sollten die evangelischen, i
zweiten die epistolischen Perikopen gewählt werden; für den dritt
Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geschichte d
Entstehung und Bildung des Christenthums, jedoch mit steter Beziehun
auf die einfallenden kirchlichen Feste, in einer klaren Uebersicht dem Zuh
rer vergegenwärtigt würde; dies geschah im Jahre 1809. Für den vie
ten Jahrgang (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verse aus,
welchen die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren entha
ten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolg
Da er jeden Jahrgang voraus bearbeitete, so erhielt er 1811 den Auftra
über Texte des A. T. zu predigen, damit dann vom Jahre 1812 an d
Einrichtung des vierjährigen Cyclus im ganzen Lande und in jeder G
meinde beginnen könnte. Diese von ihm in diesem Umfange zuerst g
troffene Einrichtung hat unendlich viel Gutes schon bewirkt, und wird no
segensreicher für die Belebung der Religion werden: obgleich dem Zei
geiste entgegenwirkend, war sie doch nothwendiges Zeitbedürfniß, un
deswegen wurde sie mit Liebe ergriffen, und mit Kraft theilnehmend b
fördert. — Es sind sehr Viele an Reinhard oft irre geworden, wenn s
den moralischen Charakter derjenigen, die sich seiner besondern Gunst un
Freundschaft zu erfreuen hatten, schärfer ins Auge faßten. Allseitig g
bildete, in den Classikern des Alterthums vorzüglich belesene Männe
welche sich in ihren schriftlichen und mündlichen Unterhaltungen durch fe
ne Ironie und ausgezeichnete Gewandtheit in der Dialektik ihm bemer
bar machten, gewannen seine Gunst und Freundschaft, weil ihm die Au
tauschung der Ideen namentlich in dieser Form zum Bedürfniß geword
war. Um dieser Eigenschaften willen war er daher nachsichtiger geg
solche Männer in Hinsicht auf ihr oft in Zweifel gezogenes moralische
Handeln, und schonend gegen die oft laut genug getadelte Charakte
losigkeit derselben. Ueberdies wußten diese Männer sich auf eine eig
Weise in seiner Gunst zu befestigen. Hatte er etwas geschrieben und ihne

zur Beurtheilung überschickt, so enthielten ihre Privatrecensionen ⅞ Lob nebst hier und da eingestreuten allseitigen Erörterungen des verhandelten Gegenstandes, welche sie ihm aber mehr unterschoben, und das letzte Achtel enthielt einige Aussetzungen, welche aber selten oder nie als Tadel gegeben wurden, sondern nur als entgegengesetzte Ansichten, jedoch mit einer beigefügten großen Belesenheit beurkundet, diese Form der Belehrung und Zurechtweisung war die seinem Charakter entsprechendste. Es ist auffallend, wie oft er sich in den Antworten äußert: Sie haben mir wieder einmal zu viel Lob ertheilt; Sie haben meine Arbeit wieder viel zu günstig beurtheilt. Er konnte das bloße Hofmachen nicht leiden, das beweis't, daß die Selbstständigkeit des Mannes, der im Besitze eines originellen Reichthums war, und wenig auf äußere Convenienz achtete, daher oft eckig im Aeußern erschien, ohne der Wahrheit je etwas zu vergeben, ihn sehr anzog und fesselte. Wenn auch im Verkehr mit den oben genannten Freunden ein gewisses Hofmachen nicht zu verkennen ist, so war es doch so viel als möglich versteckt und sehr gelehrt verbrämt. — Außer diesen schätzte Reinhard namentlich diejenigen aus seinem Stande, welche im fromm-evangelischen Sinne für das Wohl ihrer Gemeinden sorgten; diesen erließ er sogar eine allseitigere und tiefbegründete Gelehrsamkeit in der Theologie, weil er sich an ihrer patriarchalischen segensreichen Praxis ergötzte. So wie er gegen die oben genannten weniger streng in Hinsicht des moralischen Charakters war, so war er gegen diese weniger streng in Hinsicht ihrer theologischen Gelehrsamkeit: aber beide Richtungen gewannen seine Gunst und Freundschaft, die erstere, weil er sich selbst darin mit Glück frei bewegte, die andere, weil sie ihm mangelte und er sie doch als nothwendig erfoderlich für einen Seelsorger betrachtete. Wir haben zwei Biographien von ihm erhalten, die erste durch den Hofrath Böttiger, Dresden, bei Arnold 1813, die zweite vom Professor Pölitz, bei Brockhaus in Altenburg 1815 in 2 Theilen; letztere ist individualisirender, und daher mehr geeignet, sich ein treues Bild von Reinhard zu entwerfen. W. L.

Reinhard (Carl Friedrich), gegenwärtig französischer Gesandter in Frankfurt, wurde am 2ten October 1761 zu Schorndorf geboren, wo sein Vater, der nachher als Dekan in Balingen gestorben ist, als Diakonus stand. Er studirte in den wirtembergischen Seminarien und dann zu Tübingen die Theologie, und kam später als Erzieher der Kinder eines französischen Kaufmanns nach Bordeaux, darauf nach Paris, wurde 1792 französischer Legationssecretär in London, 1793 in Neapel, 1794 Chef des Bureau der politischen Correspondenz in Paris, 1795 aber französischer Resident in Hamburg. 1797 wurde er von Hamburg zurückberufen, und als bevollmächtigter Minister nach Florenz gesandt. Nachdem Sieyes ins Directorium eingetreten war, berief er Reinhard zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und als Talleyrand am 18ten Brumaire diese Stelle übernahm, wurde Reinhard bevollmächtigter Minister bei der helvetischen Republik. 1802 ward er Minister bei dem niedersächsischen Kreise, und ging nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des berühmten Arztes Reimarus verheirathete. Er machte in jener Eigenschaft dem Könige von Dänemark, als Herzoge von Holstein, in einer Note bekannt: in Folge aller bestehenden Verträge und dessen, was bisher geschehen wäre, sey die Elbe ein freier Strom, und es sey daher widerrechtlich, daß die dänische Flagge von den andern Nationen einen Gruß verlange. Bonaparte, der ihm nicht wohl wollte, schickte ihn 1806 nach Jassy als bevollmächtigten Minister. Er wurde zum französischen Baron erhoben, und

wurde Gesandter zu Cassel am westphälischen Hofe. Nach der Rück der Bourbons auf den französischen Thron erhielt er 14 Tage lang du Talleyrands Einfluß das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheit welches jedoch bald darauf Talleyrand selbst übernahm, und Reinhar als Director seiner Kanzlei behielt. Als Napoleon von Elba zurückka flüchtete Reinhard nach Frankfurt am Main, wo er auf kurze Zeit als fr zösischer Emissär verhaftet wurde, nachdem man aber den Irrthum ein sehen, und ihn freigelassen hatte, auf seine Güter bei Cöln ging. Ludw XVIII. übertrug ihm nach dem zweiten Frieden von Paris den Gesan schaftsposten bei der freien Stadt Frankfurt, d. h. bei dem deutschen Bu destage, da bei diesem unmittelbar keine Gesandten auswärtiger Mäc angenommen werden sollten, und ernannte ihn zum Grafen. Seine Ken niß beider, sowohl der französischen als deutschen Sprache, in welcher le tern er sogar glückliche Dichterversuche gemacht hat, eignen ihn für dies Posten eben so sehr, wie seine vieljährigen diplomatischen Erfahrunge Man rühmt auch von ihm, daß er die zu Geschäften dieser Art erfoderli Würde und Haltung besitze. Bei der Wiederherstellung der vier ehema gen Akademien 1816 wurde er zum Mitglied der Akademie der Insch ten und schönen Wissenschaften ernannt.

Reiß (Oryza sativa Linn.), von diesem bekannten Getraide gie es nur eine einzige Gattung, und es wird hauptsächlich in Ostindien, China, Japan und andern asiatischen Ländern, im nördlichen Afrika, fe ner auf dem festen Lande und den Inseln von Amerika, und bei uns in E ropa, vorzüglich in Spanien und Italien, auch in mehreren Provinzen d Türkei gebaut. Selbst in Mähren beschäftigt man sich mit dem Anba des Reißes. Die Versuche aber, die man damit in Kursachsen und i Lüneburgischen gemacht hat, sind fehlgeschlagen. Es giebt zwei Haup arten vom Reis, den **Berg-** und den **Sumpfreiß**, und von diese wieder eine Menge Abarten. Der Sumpfreiß wird am meisten gebaue Er fodert einen nassen morastigen Boden. Der Bergreiß hingegen ve langt ein hochliegendes, trockenes Land. Er ist freilich weit wohlschme kender und weißer, als der Sumpfreiß, aber lange nicht so ergiebig, un kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Im vierten Monate nac der Aussaat fängt der Reiß an zu reifen, und seine Halme, welche unge fähr die Dicke einer Federspule haben, werden mit scharfen Messern abge schnitten, und darauf die Aehren völlig getrocknet. Nachher breitet ma sie über der Erde auf Matten aus, um sie durch Ochsen oder Sklaven aus treten zu lassen. Da letztere dies Geschäft mit bloßen Füßen verrichte müssen, so ist es außerordentlich beschwerlich, denn sie verwunden ihre Fuß sohlen dabei so, daß das Blut danach läuft. Von den Hülsen, worin si der ausgetretene Reiß befindet, wird er auf Mühlen befreit. Um übe das Meer geführt zu werden, und über Jahresfrist dauern zu können muß der Reiß in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden daher seine Härte. Unsern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika wo Südcarolina allein jährlich 100,000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfund versendet. Auch bekommen wir in Deutschland viel Reiß aus Italien Der Arrack wird aus Reiß gebrannt. Die Wurzel dieses Getraides treib einen 3-4 Fuß hohen, starken, festen, durch Knoten in mehrere Gelenk abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen vom gemei nen Rohr gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Aehre, welche sic nachher, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büschel aus breitet. Linnée hat diese Pflanze in der zweiten Ordnung der sechste Classe (Hexadria Digynia) seines Systems aufgeführt.

Reisach-Sternberg (Carl August, Graf von), geboren den 15ten October 1777 zu Neuburg an der Donau, genoß der besten Erziehung und eines ausgezeichneten Unterrichts. Schon in seinem 19ten Jahre wurde er in Bayern angestellt, und stieg bis zu dem wichtigen Posten eines Generalcommissärs des Illerkreises. Weder der mit diesem Posten verbundene Gehalt, noch ein eignes Vermögen von 300,000 Gulden boten seiner Verschwendung hinlängliche Mittel dar; um seinen sich häufenden Bedürfnissen abzuhelfen, entnahm er unter andern im J. 1809 als damaliger Generalcommissär des Lechkreises aus dem Leihhause der Stadt Augsburg unbefugter Weise die Summe von ungefähr 8000 Gulden. Reisach war bereits in einen andern Wirkungskreis getreten, als die Sache zur Sprache kam. Er wurde vor Gericht gestellt, von dem Verbrechen, Gelder unterschlagen zu haben, zwar freigesprochen, wegen des auf ihm haftenden nicht geringen Verdachtes aber, jedoch mit Beibehaltung des Titels und eines standesmäßigen Gehalts, seines Amtes entsetzt. Jetzt lag ihm ob, von seiner Amtsführung Rechenschaft abzulegen; er versprach dies auch, entfernte sich aber noch vor Ankunft seines Nachfolgers im J. 1813 heimlich von Kempten, und flüchtete sich nach Sachsen zu den Verbündeten. Hier erörterte er zuerst in einem Schreiben an den Freiherrn von Stein seine Verhältnisse zu Bayern, wiederholte dasselbe in einem Memoire an die verbündeten Mächte, und erklärte sich bereit, auf alle Beschwerden der bayrischen Regierung Rede und Antwort zu geben. Auch schrieb er jetzt die bekannte Schrift gegen den Grafen Montgelas, welche dieser im Allgemeinen beantwortete. Inzwischen offenbarten sich die ungeheuern Veruntreuungen, welche Reisach begangen hatte; sie beliefen sich auf 800,000 Gulden, um welche er theils die Staatskasse, theils Stiftungen und öffentliche Anstalten, theils Gemeinden und Privatpersonen betrogen hatte. Reisach, der bald nach seinem Uebertritt als Gouvernementscommissär in Sachsen angestellt worden, war wahrscheinlich von den Schritten der bayrischen Regierung, welche seine Auslieferung foderte, unterrichtet; er schickte, um ihnen entgegenzuwirken, in der Mitte Novembers 1813 den preussischen Justizcommissär von Bassange als seinen Bevollmächtigten nach Memmingen, welcher sich in einer Vorstellung an den König von Bayern zur Berichtigung der Geschäfte des Grafen Reisach erbot, ohne jedoch eine Entschließung abzuwarten, mit Zurücklassung eines substituirten Bevollmächtigten wieder abreis'te. Reisach war damals Generalcommissär in der Lausitz, aus welchem Grunde der Freiherr von Stein die wiederholt von Bayern nachgesuchte Auslieferung desselben ablehnte. Aber auch nach seiner Entlassung aus diesem Posten bemühte sich die bayrische Regierung vergebens, in Sachsen seine Verhaftung und Auslieferung zu bewirken. Auf die Nachricht, daß Reisach sich in Bremen befinde, richtete sie ihre Requisition dorthin, und wirklich wurde derselbe, der inzwischen über Münster nach Osnabrück gereis't war, an letzterm Orte auf einen vom Senat von Bremen erlassenen Steckbrief arretirt, und am 5ten Mai nach Bremen gebracht. Hier protestirte er zwar gegen seine Auslieferung an Bayern; da indeß der Minister Stein sich von ihm lossagte, ein Schreiben des Fürsten von Repnin aber, worin derselbe seine Transportirung nach Dresden foderte, um ihm zuvörderst Rechnung von seiner Verwaltung der Lausitz abzunehmen, vom Senat unbeachtet blieb: so würde sie doch erfolgt seyn, wenn Reisach nicht Mittel gefunden hätte, noch vor Ankunft der zu seiner Abholung bestimmten Gensd'armen in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Juni zu entweichen. Reisach ging nach Minden, und fand bei den

preussischen Behörden Schutz, welche erklärten, daß zufolge einer früher Erlaubniß des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, dem Grafe Reisach vorläufig der Aufenthalt im Preussischen gestattet sey, und di Auslieferung nur auf vorläufige Anfrage erfolgen könne. Dem gemä wandte sich der bayrische Minister der auswärtigen Angelegenheiten a die preussische Gesandtschaft, von welcher endlich eine Erklärung erfolgte worin die Auslieferung Reisachs mit Beziehung auf den ihm von der Fürsten von Hardenberg früher zugesicherten Schutz verweigert, das An erbieten aber gemacht wurde, die Ansprüche Bayerns an Reisach vor ei nem preussischen Gerichtshof zu untersuchen. Von diesem Anerbiete glaubte indeß die bayrische Regierung keinen Gebrauch machen zu dürfen Diesen Umständen verdankt Reisach, der ohne Zweifel schwer gravirt ist bis jetzt seine Straflosigkeit. Unterdessen wurde von dem Appellations gerichte des obern Donaukreises in Neuburg das Contumazverfahren ge gen ihn erkannt, und er unter dem 27sten August 1816 vorgeladen, um sich „wegen der Anschuldigungen der Unterschlagung anvertrauter öffentliche Gelder und Staatspapiere, des betrüglichen Schuldenmachens und de Staatsverraths im zweiten Grade" zu verantworten.

Reis-Effendi, s. Effendi.

Reisen. Auf Reisen zu gehen, ist für die eigne Bildung sowoh als auch für die Beförderung der Wissenschaften, ein höchst wohlthätige Unternehmen. Der Zweck der Reise ist demnach doppelt: man will ent weder sich selbst weiter bringen, oder für die größere Ausbildung der Wis senschaften sorgen. Wer auf jenen ersten Zweck hingerichtet, eine Reise unternimmt, muß wieder die besondern Zwecke berücksichtigen, welche e sich vorsetzt. Er reist, um sich eine größere Menschenkenntniß zu erwer ben; um die Staats- oder Gerichtsverfassung anderer Länder kennen zu lernen; um durch die Ansicht fremder Merkwürdigkeiten seine Kenntniss zu vermehren, und sein Urtheil zu bilden; um als Kaufmann, Gelehrte oder Staatsmann nützliche Verbindungen anzuknüpfen. Er möge nur diese oder irgend andere Absichten mit seiner Bildungsreise erreichen wollen: so muß Niemand glauben, daß man ohne vorhergegangene Vor bereitung diese Reise unternehmen, diese Absichten erreichen könne. Ge bildet durch das mathematische Studium, genährt vom Geiste der Alten, erfahren in der Erdkunde und Geschichte, soll eine solche Reise im reifer Jünglingsalter unternommen, gleichsam den Uebergang bilden aus de Studirstube zum praktischen Leben, den pedantischen Staub, welcher von jener uns oft anhängt, abkehren, und zu einer freiern, lebendigern Ansicht der Welt uns führen. Es ist, außer jener Vorbereitung und einigen an dern Vorsichtsregeln, deren weitere Auseinandersetzung der beschränkte Raum nicht erlaubt, hier noch zweierlei zu bemerken: es kommt nicht darauf an, viel, sondern genau zu bemerken; der Zweck der Reise muß vorher fest bestimmt, dem Hauptzwecke alle übrige untergeordnet, und auf die letztern nur gelegentlich Rücksicht genommen werden Durch das Erstere wird viel Zeit und Geld gewonnen, und die Absicht de Reise besser erreicht, die erworbenen Kenntnisse richtiger geordnet, und das Urtheil dadurch mehr gebildet. Dieselben wohlthätigen Folgen ha man davon zu erwarten, wenn der Hauptzweck der Reise ins Auge gefaßt und durch Nebenzwecke nicht verloren geht. Die andere Art der Reisen welche wir am liebsten Entdeckungsreisen nennen möchten, hat den Zweck, das Gebiet der Wissenschaften auszubreiten, die Verbindung de Völker des Erdbodens zu befördern. Diese Reisen sind entweder ab sichtlich oder gelegentlich, d. h. der Zweck, Entdeckungen zu machen

ist entweder Hauptzweck der unternommenen Reise, oder nur Nebenzweck; vielleicht war es gar nicht Zweck der Reise, sondern wurde nur erst später mit dem Hauptzwecke verbunden, weil man die Vereinigung beider erkannte. Wie oft hat nicht der Zufall auf Entdeckungen geführt! Zu welchen Entdeckungen sind die Kriege nicht Veranlassung geworden! Was hat der Handel uns nicht für neue Länder auffinden lassen! Wohin hat nicht Religionseifer die Missionarien geführt! Wenn wir auch hier diese Umstände historisch berücksichtigen müssen, um die Folgenreihe der Entdeckungen zu zeigen, so haben wir es doch vorzüglich mit den absichtlichen, mit den wirklichen Entdeckungsreisen zu thun. So wie die Bildungsreisen eine Vorbereitung erfodern: so, und noch in einem höhern Grade, die Entdeckungsreisen. Der wahre Entdecker muß geboren seyn, muß einer ausdauernden Gesundheit und Körperkraft genießen, abgehärtet gegen Strapazen und Entbehrungen, die Geschicklichkeit besitzen, sich überall seinen Lebensunterhalt selbst zu verschaffen. Muth und Besonnenheit in Gefahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hindernisse und ihrer Wegräumung, ein vorurtheilfreies Auge und Vorbereitung, damit er genau und richtig bemerken, Erfahrungen gehörig würdigen, und treu mittheilen könne. G. Forster schildert im ersten Bande seiner kleinen Schriften, unter der Aufschrift: Cook, der Entdecker, auf eine sehr ausgezeichnete Art die Eigenschaften eines Entdeckers. Eine Geschichte der Entdeckungen besitzen wir noch nicht, ungeachtet bedeutende Vorarbeiten darin geschehen sind. Was Matth. Sprengel, Adelung, Reinh. Forster und de Brosse uns darüber geschenkt haben, ist, wenn auch mit Ordnung und Kritik, doch ohne Vollständigkeit verfaßt. Man wird daher auch hier nur in kurzen Andeutungen das Wichtigste finden, und während wir es unsern Lesern überlassen müssen, dies Gerippe mit Fleisch zu bekleiden, nur unsere Idee einer solchen Geschichte der Entdeckungsreisen darin erkennen. Das Familienleben der ersten Menschen ging nicht über den beschränkten Kreis des Wohnorts hinaus; nur nach und nach fand sich der Trieb, auch andere Gegenstände zu erforschen, denn es mußte erst die Ahnung entstehen, daß es auch noch andere Gegenstände gäbe. Und als das Wagestück vollendet war, als der erste Schiffer des Meers trügerische Wogen durchschnitt, da hinderte die unvollkommene Bauart der Schiffe, weite Reisen zu unternehmen, oder zu einer andern Zeit, als im Sommer, die Häfen zu verlassen; und auch dann nur hielten sie ängstlich sich an die gefährliche Küstenfahrt. Die Phönizier unternahmen die ersten Entdeckungsreisen, und wenn gleich der Handel sie dazu antrieb, so waren sie dennoch absichtlich. Aus diesen Reisen entstanden Colonien, und diese, meist von ihren Mutterstaaten sich losreißend, beförderten wieder das weitere Reisen; leider aber sind die Nachrichten davon entweder sehr dunkel (wie von der phönizischen Umschiffung Afrika's), oder in Bilder gekleidet (wie die erste Beschiffung der Meerenge von Gibraltar), oder absichtlich verhehlt worden, oder endlich verloren gegangen. Wir wissen von den Resultaten dieser Entdeckungsreisen nur wenig: die Insel Kerne (Arguin) an der Westküste Afrika's, das rothe Meer, Madera, die Zinninseln, der Bernstein (wahrscheinlich nur durch Zwischenhandel mit den Jüten ihnen bekannt), und außerdem das Innere des Mittelmeers. Ihre Landreisen gingen in Asien und Afrika durch Caravanen, und gaben ihnen eine Kenntniß von Ländern, wie wir dieselbe nicht mehr besitzen. Schon weiter kam in ihren Entdeckungen die tyrische Colonie, das mächtige Karthago; aber diese Fortschritte kennen wir noch weniger, denn sie

waren die Folge kriegerischer Unternehmungen, welche blutig alles
erstickten. An diese frühern Reiseversuche schließen sich nun die Griec
an, deren Unternehmungen dadurch einen wissenschaftlichen Charakte
nehmen, daß nicht Blut und Gold der Zweck davon war, sondern daß
wirklich entdecken und das Gebiet der Wissenschaft erweitern wollte.
ser den frühern Reisen Herodots, welcher viel gesehen hatte, und in se
Darstellung dem Wege der Erfahrung treu folgte, außer den fast gleich
tigen des Hanno und Himilko aus Carthago, kennen wir noch
Reisebericht des Skylar aus Caryanda, welcher ungefähr in der
des peloponnesischen Kriegs lebte. Hundert Jahre später lebte Pyth
in Marseille, welcher zuerst astronomische Beobachtungen anwendete,
die Lage der Oerter genauer zu bestimmen und zwei Reisen nach Nor
hin unternommen hat, woraus gewiß mehrere schätzenswerthe Resul
hervorgegangen sind; leider besitzen wir nur einzelne Fragmente dar
welche sich in andern Schriften zerstreut finden. Pytheas drang am we
sten im Norden vor bis Thule (Thual bedeutet im Irischen Norde
wahrscheinlich Island, wo ihm besonders die Seelunge (Treibeis) a
fiel, und nordöstlich bis an die Düna, von der er glaubt, sie sey der Tan
der, wie ein Canal, das Nordmeer mit dem schwarzen Meer verbind
Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen, u
durch die Ansicht der Gegenstände, welche dieser große König seinem L
rer schickte, als durch eigne Reisen belehrt, erweiterte Aristoteles d
Gebiet der Länderkunde. Die nun seit Herodot gesammelten Mater
lien benutzte bald nach Alexanders Tode Eratosthenes, welche n
freilich nur aus Strabo kennen, der dreihundert Jahre später (10 n
Chr.) gleichsam eine neue Auflage der Schriften des Eratosthenes in
Büchern besorgte. Asien bis an den Indus und Ganges war seit Alexa
ders Kriegen bekannter geworden, und wurde es immer mehr dadurch, d
diese Eroberungen durch die Entstehung griechisch-macedonischer Rei
sich befestigten. Roms Heere ersetzten, was in diesem Zeitalter
wirklichen Entdeckungsreisen fehlte, und die Schriftsteller benutzten di
militärischen Berichte, und erweiterten, auf die frühere Kunde gestüt
noch mehr die Kenntniß der Länder. Asien wurde ihnen unmittelbar b
kannt, aus Indien erhielten sie einige Handelsnachrichten über Aegypte
Afrika eröffnete sich ihnen von Aegypten aus, an der Nordküste hin b
zum Niger, und in Europa lernten sie die pyrenäische Halbinsel, Gallie
Deutschland bis an die Elbe, Dazien und Pannonien kennen. Die Vö
kerzüge der Germanier zeigten uns Länder, welche vorher entw
der ganz unbekannt, oder nur in dunkeln Sagen verhüllt gewesen ware
Ostrom (Byzanz, Constantinopel, Stambul) kam wieder mit ganz
dern unbekannten Völkern in Berührung, von welchen wir meistenthe
gute Nachrichten auf diesem Wege erhalten haben. An die Byzanti
schlossen sich die Araber an, welche theils durch ihre Heereszüge, th
durch den Handel, theils auf dem Wege der Wissenschaft sehr viel für
nähere Bekanntschaft der Erde gethan haben. Einen Theil des nordö
chen Asiens, Mittel- und Vorder-Asien, Nord-Afrika und Spanien öffn
ihnen das siegreiche Schwert, und ihre Handelsreisen zur See und zu L
de gingen nach den indischen Inseln, nach Tsina und in das Innere
Afrika. Weniger für die wissenschaftliche Bearbeitung der Erdkunde,
vielmehr für die eigentliche Länder- und Völkerkunde, haben sie etwas
leistet. Was die Araber in Osten der bekannten Erde durch ihre Erober
gen dafür wirkten, das thaten im Westen die germanischen Völk
als sie aus ihren Wäldern heraustraten, und durch ihren Einfall in

Provinzen des weströmischen Reichs mit der gebildeten sich in nähere Berührung setzten. An Germanier und Araber schließen sich unmittelbar die Normänner an, welche für den hohen Norden das wurden, was jene für den Westen und Osten waren. Aber nicht nur machten sie sich selbst der gebildeten Welt durch ihre Streifzüge bekannt; auch neue, wenn gleich nur zufällige, Entdeckungen haben wir ihnen zu danken. Sie fanden auf ihren Seezügen die Faroer, Island (schon 861), Grönland (982), dessen Westküste sogar durch normännische Niederlassungen angebaut wurde, und zwanzig Jahre später fand der Normann Björn, durch Sturm südwestlich verschlagen, Winland (Weinland, von den wilden Weintrauben so genannt), wahrscheinlich die östlichsten Küsten von Canada, worauf die ganze Schilderung paßt. In derselben Zeit wurden auch noch weiter nordöstlich zwei Reisen unternommen von den beiden Normännern Other, der von Norwegen aus um das Nordcap ins weiße Meer nach Biarmen (Permien), und Wulfstan, der von Schleswig aus bis an den finnischen Meerbusen kam. Sehr viel trug auch zur Beförderung der Reisen das Christenthum bei; nicht genug, daß Pilgrimme viele Wallfahrten unternahmen, daß die Kreuzzüge das slavische Deutschland und Asien mehr enthüllten, die Päpste schickten selbst Gesandte an die asiatischen Sultane, und später an die Khane der Tatarn, um das weitere Vordringen dieser barbarischen Horden dadurch abzuwehren. Und wie viel haben nicht durch ihre Missionsreisen Bonifacius für die Aufhellung Deutschlands (775), der heilige Otto für den slavischen Norden (1124), Ansgarius für Schweden gethan! Außer jenen Gesandtschaften, die wir später noch näher anzeigen wollen, kam dem Ritter Joh. Mandeville aus England 1327 die Lust zu reisen an. Joh. Schildberger, ein deutscher Kriegsknecht, gerieth 1396 bei Nikopolis in türkische, und hernach in mongolische Gefangenschaft, und erhielt dadurch auch Gelegenheit, jene Völker näher kennen zu lernen. Hundert Jahre früher, ungefähr 1270, reis'te der Venetianer Marco Polo durch ganz Asien bis nach Khatai (Tsina), und gleichzeitig mit Schildberger unternahmen die Brüder Zeno, zwei venetianische Nobili, eine Reise nach dem Norden. Hier schließt sich das einzelne und beschränkte Reisen, und nun beginnt die Periode der absichtlichen Reisen, der wahren Entdeckungsreisen. Bei einem Rückblick auf diese Darstellung werden wir also folgende Perioden der Geschichte der Reisen aufstellen können: 1. das früheste Zeitalter der Phönizier bis auf Herodot, 500 vor Chr.; 2. die Griechen und die Heereszüge der Römer bis 400 nach Chr.; 3. die Germanier und Normänner bis 900 nach Chr.; 4. die Araber und Mongolen bis 1400; 5. Columbus bis auf unsere Zeiten. — Nach der Erfindung des Compasses (zwischen 1250 und 1320 am wahrscheinlichsten) fing auch die Schifffahrt, und mit ihr die Seereisen, durch welche die wichtigsten Entdeckungen gemacht wurden, an, mehr in Aufnahme zu kommen. Die Italiener, und vorzüglich Venedig und Genua gaben darin das erste Beispiel; nur leider hat ihre Handelseifersucht uns viel daran entzogen. Der Gewinn, welchen diese blühenden Staaten durch den Handel erwarben, regte andere Völker zu gleichen Entdeckungsreisen an. Die Portugiesen standen durch ihre Kriege schon früher mit Afrika in Verbindung, und vorzüglich belebte der Infant Don Henriquez, Herzog von Viseo, auf seinem Schlosse an der algarbischen Küste, den Eifer zu weitern Reisen, so viele Hindernisse ihm auch in den Weg gelegt wurden. Porto Santo, Madera, die Azoren wurden von 1418-1450 entdeckt; in demselben Jahre fand man den Senegal, bald darauf Arguin (das Kerne der Alten); 1462 kam man

endlich nach Guinea, und 1486 umsegelte Barthol. Diaz wirk die Südspitze von Afrika, die er das Vorgebirge der Stür nannte, und die jetzt das der guten Hoffnung heißt. Während Portugiesen so thätig waren, den Weg um Afrika nach Indien zu such und ihr Streben durch einen so glücklichen Erfolg belohnt wurde, behar man in Genua auf seinem alten, so beschwerlichen und kostspieligen H delswege, hatte man in Spanien mit den Mauren von Granada so viel thun, daß der geniale Colombo nirgends Gehör fand, um seinen Pl einen neuen Weg nach Indien westlich zu suchen, auszuführen. Endl unterstützte ihn die spanische Königin Isabella, und er fuhr aus, erbli am 12ten October 1492 Land, glaubte Indien gefunden zu haben, weil m sich die Ostküste Asiens so weit an die Meerenge von Gibraltar vorger dachte, hatte aber die lukagische Insel Guanahain (San Salvado und mit ihr Amerika entdeckt. Schon 1498 betrat er auf seiner drit Fahrt wirklich das feste Land. Um dieselbe Zeit kam Joh. Cabot a Venedig, der aber in England lebte, nach Neufoundland und Virgini 1500 entdeckte Cabral Brasilien, Bastidas Terra firma, Cortere Labrador und die nachmalige Hudsonsbay, Ponce de Leon Florida, u endlich drang Balbao über Darien, und erblickte das Südmeer. D geschah Alles in dem kurzen Zeitraume von zwölf Jahren. Nun war Schleier plötzlich gefallen, der die neue Welt noch verhüllt hatte; n wußte man erst, daß man Amerika und nicht Asien gefunden habe, daß z schen beiden noch ein ungeheures Weltmeer ströme, in welchem man n eine zweite neue Welt ahnte. Im Jahre 1520 umschiffte Fernan Magelhaens durch die nach ihm benannte Meerenge die Südspitze v Amerika, und fand mithin wirklich den westlichen Weg nach Indien. N und nach trat auch das Innere von Amerika aus seinem Dunkel h vor; Cortez und Pizarro, Almagro, Cartier und Orella sind Männer, welche durch ihre Reisen im Innern von Amerika von 15 bis 1541 die wichtigsten Entdeckungen machten. Vom nördlichen und ö lichen Amerika gaben uns Franz Drake, Forbisher, Hemske Hudson und Baffin die wichtigsten Nachrichten, und zwar in dem k zen Zeitraume von 1559 = 1616. Ob nun Asien mit Amerika zusamm hänge, wußte man vorher nicht; aber 1648 drang der Kosak Sem Deschnew vom Flusse Kolyma aus um das Vorgebirge der Tschuktsch durch eine Straße (Beringstraße) bis zur Mündung des Anadir. W durch diese Reise ziemlich klar geworden war, erhob Capitain Beri 1726 dadurch zur unumstößlichsten Gewißheit, daß er vom Flusse der Ka tschadalen durch die nach ihm benannte Straße bis zum Serdze Kamen der tschuktschischen Halbinsel gelangte. Mehrere nachfolgende Reis und unter andern auch Cook auf seiner dritten Reise, bestätigen di und untersuchten noch genauer die Nordwestküste von Amerika. Der b darauf folgende nordamerikanische Freiheitskrieg enthüllte Nordamer noch mehr, so wie die Missionarien im südlichen Amerika für eine be Kenntniß des Landes thätig waren; aber am vollständigsten und grü lichsten that dies Alexander von Humboldt. So viel Reisen macht worden sind, um Amerika zu erforschen, wovon wir freilich nur berühmtesten und erfolgreichsten hier anführen konnten; so groß die A beute derselben gewesen ist, so wenig ist bisher für die Erforschung Afrika, und besonders seines Innern, geschehen; so wenig haben die R sen, welche in jene Gegenden unternommen wurden, ihrer Absicht ent chen. Die Portugiesen erforschten nur die Länder, welche der Küste n lagen; denn ihr Zweck war nur Seehandel nach Indien. Vor Vasco

Gama wurde die Westküste, und nach ihm die Ostküste untersucht (seit 1497); erst im 16ten Jahrhundert befuhren sie das rothe Meer. Aegypten wurde wohl von Pilgrimmen noch besucht; aber dennoch blieb die Kenntniß Afrika's nur fragmentarisch, denn sie bezog sich bloß auf seine Küsten. Die Südspitze von Afrika, wo sich die Holländer niedergelassen hatten, wurde zwar von ihnen näher untersucht; aber weiter nördlich drangen erst die Schweden, Sparmann und Thunberg, darauf Le Vaillant und endlich Lichtenstein. Nach Abyssinien und Nubien reis'te 1768-1773 James Bruce; kam aber wohl nicht bis zu den Quellen des Nils, obgleich er es behauptet. Die Hoffnung auf eine genauere Kenntniß dieser Länder, welche man von der menschenfreundlichen Colonie der Engländer, die sie 1790 zu Sierra Leona stifteten, hegte, ist noch immer unerfüllt geblieben. Aber im J. 1788 trat in England eine Gesellschaft zusammen, welche Entdeckungen im Innern von Afrika veranlassen wollte. Mit vielen Kosten wurden treffliche Männer zu diesem eben so beschwerlichen, als gefahrvollen Unternehmen ausgerüstet; doch blieb der Erfolg dieser Anstrengungen weit unter der Erwartung. Ledyard, Lukas, Mungo Park, Hornemann und Andere haben nur, außer einigen gelegentlichen Entdeckungen, den Lauf des Nigers bestimmt, und die Gegenden bis zum Königreiche Darfur erforscht. Aber dennoch läßt die afrikanische Gesellschaft zu London den Muth nicht sinken, und neue Reisen werden von ihr veranstaltet. Asien, wohin schon früher die Portugiesen bedeutende Reisen unternommen hatten, wurde später besonders von Engländern und Russen besucht. Schon Vasco de Gama fand 1498 die malabarische Küste, und bis zum Jahre 1542 war fast die ganze südliche Küste mit ihren zahlreichen Inselgruppen, ja auch Japan von den Portugiesen entdeckt. Aber dennoch war nur die Küste bekannt. Dies blieb so, bis in der Mitte des 18ten Jahrhunderts die Engländer den Grund zu ihrer Herrschaft in Indien legten, wodurch auch das Innere Asiens dem gebildeten Europa enthüllt wurde. Im höhern Asien unternahmen die Russen bedeutende Reisen. Im Jahre 1577 ward Sibirien durch den Kosakenhauptmann Jermak Timofejew entdeckt, und der Grund zu seiner Eroberung gelegt; 1639 drang Kopilow bis an die östlichste Küste Asiens vor, und bald darauf fand man auch Kamtschatka. Seit 1745 kamen die Kurilen bis nach Japan hin, die Aleuten und Fuchsinseln bis an die Küste von Amerika zum Vorschein, und im nördlichen Asien machten auf die Veranstaltung der russischen Regierung Müller, Gmelin, Lepechin, Güldenstädt, Falk, aber vor allen Pallas, die wichtigsten Entdeckungsreisen. So wie La Peyrouse den Nordosten näher bestimmte, so enthüllten die Russen durch Gärber, Reineggs und Klaproth den Kaukasus und das kaspische Meer. Die übrigen Gegenden Asiens wurden auch nach und nach bekannter, und zwar Arabien durch Carsten Niebuhr, der es im Auftrage der dänischen Regierung 1761 für die Beförderung einer bessern Bibelerklärung besuchte, Persien besonders durch J. Chardin von 1664-1677, Syrien und Palästina durch Pilgrimme und Alterthumsforscher. Aber Nordindien, Tibet, und das Innere der größern ostindischen Inseln ist noch immer so gut wie gar nicht bekannt. Das Südmeer war schon den Portugiesen bekannt, welche hier eine neue Welt ahnten, und der französische Rechtsgelehrte Bodinus giebt in seiner Anleitung zur Geschichte 1610 schon fünf Welttheile — Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien — an. Im J. 1511 kamen die Portugiesen nach Neuguinea, und Magelhaens besuchte bei seiner Erdumschiffung gleichfalls das Südmeer. Doch blieben diese Entdeckungen, so wie

die eines Mendoza, Mindana und Quiros 1568-1605 meist
benutzt, bis die Holländer seit 1615 durch Le Maire, Schoute
Hertoge und Tasman Entdeckungsreisen machen ließen, und N
holland, Neuseeland und die Freundschaftsinseln fanden. Dampier
berichtigte zwar 1698 diese neuen Entdeckungen im Südmeer, aber
genauesten erforschte Cook seit 1768 diese neue Welt, so daß ein
Vancouver, La Peyrouse und Krusenstern nur wenig üb
blieb. — Wir haben eine sehr gedrängte historische Skizze der bedeuten
sten Entdeckungsreisen hier geliefert; denn wer sollte die unermeßli
Zahl der verschiednen Reisen hier erwarten, welche fast von allen Völke
Europa's zur Erweiterung der Erdkunde und aus andern Gründen unte
nommen worden sind? Bis jetzt fehlt es uns noch an einer kritischen Da
stellung derselben, welche am Faden der Chronologie fortlaufend uns e
geographisches Bild der Erde entwerfen würde. Vielleicht möchte di
die beste Methode des geographischen Studiums für den ersten Unterri
seyn, wenn das, was seit Moses und Homeros Reisen uns enthüllt h
ben, in einer oro- und hydrographischen Zeichnung dem jugendlichen Ve
stande vorgeführt würde. Zeune hat in seinen Ansichten der Erdkun
(Berlin 1815) den wissenschaftlichen Unterricht der Geographie, wen
Jemand zu diesem besondern Zwecke dies mit dem neuen Systeme d
Geographie: Göa von Zeune, verbände (wobei jedoch das historisch
Element immer vorherrschend seyn müßte), ohne seine Absicht dem Idea
genähert, welches wir uns von einem Vortrage der Geographie entwo
fen haben. — Reisebeschreibungen. Eine chronologische Darste
lung der Reisebeschreibungen mit literarischen und biographischen Nac
richten fehlt uns noch völlig; denn was Stuck, Boucher de la R
chardrie und Beckmann geliefert haben, ist theils zu unvollkom
men, theils nur einzelner Beitrag, und selbst die großen Sammlunge
von Reisebeschreibungen, welche Ehrmann, Sprengel und Andr
gemacht haben, sind oft planlos und unvollständig bearbeitet. Eben
fehlt uns eine kritische Behandlung der Reisebeschreibung, wo die Aut
grapha verschiedner Reisenden, wenn sie auch schon gedruckt wären, b
der Darstellung eines und desselben Landes von demselben Gesichtspunkt
aus betrachtet und bearbeitet worden wären, wie die verschiednen Ma
nuscripte eines und desselben alten Classikers, um seinen Text wieder her
zustellen. Man wird daher um so weniger eine vollständige Literatur de
Reisebeschreibungen erwarten, sondern nur diejenigen Männer, welch
durch eine kritische Benutzung der vorhandenen Materialien sich ausge
zeichnet haben. Die mosaischen Urkunden enthalten die erste
geographischen Nachrichten, an sie schließt sich Josua (1400 vor Christo
an. Homeros, Hesiodos unter den frühern Griechen (1000 vo
Christo), Herodot und Aristoteles (444 u. 320 vor Christo) unte
den spätern Griechen, Hanno unter den Karthagern (440 vor Chri
sto), gehören zu den bekanntesten Reisebeschreibern. Polybios
Hipparchos und Artemidoros fügten dreihundert Jahre späte
neue Reisebeschreibungen hinzu; Juba, König von Mauritanien, be
schrieb Libyen im Zeitalter des Augustus, und Strabo (11 nach Christo
sammelte Alles, was bisher aufgefunden und erforscht worden war, i
einem umfassenden Werke. Pomponius Mela (50 J. nach Chr.
und 20 Jahre später der fleißige Plinius. Arrianus unter dem Kai
ser Hadrian schildert Libyen, und Marinus aus Tyrus in Phönizien
(150 nach Chr.) an seinen Zeitgenossen Ptolemäus sich anschließend,
bestimmt weit genauer die Lage der Oerter. Wenn nach diesen die wis

senschaftliche Bearbeitung der Geographie auch über 1000 Jahre ruhte, so gewann desto mehr die Länderkunde in diesem langen Zeitraume durch treffliche Reisebeschreibungen, unter welchen wir nur folgende nennen wollen: Pausanias (170 nach Chr.), Agathemer (200 n. Chr.), Marcianus aus Heraklea (200 nach Chr.), Agathosdämon; in diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die peutingersche Erdtafel. Was germanische Völkerzüge und Kreuzfahrten lehrten, das sammelten einzeln die Kirchenväter, aus deren oft höchst mährchenhaften Erzählungen ein egyptischer Mönch Kosmas, gewöhnlich Indopleustes, Indusfahrer, genannt, obgleich er selbst nur bis Aethiopien kam, ein Werk verfaßte unter dem Titel: Christliche Ortbeschreibung in zwölf Büchern (550 nach Chr.). Ungefähr zwei Jahrhundert später traf der Erdbeschreiber von Ravenna (Sprengel nennt ihn Guido, jedoch ist dies wohl nur eine Verwechselung mit seinem Volksnamen, denn er war ein Gothe), dessen Geographie in fünf Büchern wir nur aus dem nachlässigen Auszüge des Galadro kennen. Von Landkarten kommen jetzt schon mehrere Exemplare vor; Carl des Großen Landkarte war eine silberne Tafel. — An diese christlichen Erdbeschreiber schließen sich die arabischen Reisebeschreiber an. Wahad und Abuzeid durchwanderten die östlichen Länder Asiens, und haben die Schilderungen dieser Reise uns hinterlassen (851—877 nach Chr.). Abu-Ischak gab 920 nach Chr. seine Reise von Chorasan bis Sina heraus. Massudi Kothbeddin aus Cairo beschrieb 947 nach Chr. die bekanntesten Königreiche der drei Erdtheile unter dem Titel: die vergoldete Wiese und die Gruben der Edelsteine. Im Jahr 980 beschreibt Ibn Haukal vorzüglich die mahomedanischen Länder. Ungefähr 1140 erschien die Reise der Almagrurim (Irrenden), und 1153 trat der berühmte nubische Erdbeschreiber, der Scherif Edrisi auf. Nur kurz wollen wir noch des Juden Benjamin aus Tudela, des Syriers Ibn al Wardi und des Persers Hamdullah erwähnen, welche von 1160—1240 ihre Reisebeschreibungen verfertigten. Ruisbroeck (Rubriquis), ein Minorit aus Brabant, durchwanderte, als Gesandter Ludwig des Heiligen an den großen Mogul, den größten Theil von Mittelasien, und hat uns schriftlich die höchst interessanten Resultate seiner Reise hinterlassen. Marko Polo aus Venedig reis'te fast 20 Jahre nach Ruisbrock (1270) durch ganz Asien bis nach Khatai (China). 50 Jahre später schrieb Abulfeda, Fürst von Hamah in Syrien, sein geographisches Werk: Beschreibung des Bewohnten. Im Jahr 1390 machten die Brüder Zeno aus Venedig eine Reise nach den Norden, welche einer ihrer Nachkommen beschrieben hat. Auch in dieser Zeit erschienen mehrere Landkarten vom Perser Nassir Eddin, von Picigno, Martino Sanudo, Andrea Bianco, Benincasa, Roselli, Brazl, Behaim und Ulug-Beg, einem Enkel Tamerlans in Samarkand. Die erste Landkarte, auf welcher Amerika sich befand, verfertigten die Brüder Appiani, und bald darauf folgte ihnen Ribero. Um diese Zeit (1526) lebte Leo aus Granada, welcher eine Beschreibung Afrika's lieferte. 50 Jahre später gab der berühmte Gerhard Merkator, ein Deutscher, seine Karten heraus, und jetzt geschahen auch die Gradmessungen von Ferrel, Snell, Norwood, Riccioli und Picard von 1550—1669, die ersten in Europa, 700 Jahre später, als der arabische Chalif Al-Mamun in Asien die erste Gradmessung veranstaltete. — Am Ende des 17ten Jahrhunderts reiste Engelbrecht Kämpfer nach Japan, und hinterließ uns seine Reisebeschreibung, welche heute noch Hauptquelle für manche Gegenden Asiens ist. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts sind die Gradmessungen von

Condamine und Maupertuis, und die Landkarten von Sans und Homann vorzüglich auszuzeichnen. Als Geographen sind vorzüglich Büsching und Gatterer, Fabri, Gaspari ꝛc. zu nennen, u die Zahl der Reisebeschreibungen wächst seit dieser Zeit zu einer u glaublichen Menge an, so daß Stucks unvollständiges und trockenes V zeichniß derselben, welches nur bis 1785 geht, über 40 Bogen füllt. S groß die Fülle der geographischen Literatur ist, so nothwendig sollten n nun Ordnung und Uebersicht in sie bringen, welches am besten durch ein k tisches Verzeichniß des Vorhandenen, und dann durch eine kritisch b arbeitete Reisebeschreibung in alle Theile unserer Erde erreicht werd würde. W.st.

Reisige, ein altdeutsches Wort, welches so viel als bewaffnete R ter bedeutet. Daher ehedem die Benennung: reisiger Knecht, e gemeiner Krieger zu Pferde.

Reiske (Johann Jacob), ein Philolog von den ausgebreitetst Kenntnissen, ausgezeichnet durch seinen Eifer und seine rastlose Thätigke für die griechische, und besonders für die arabische Literatur. Er war geb ren zu Zörbig in Sachsen im J. 1716 (nicht 1717, wie Einige falsch ang geben haben, und er selbst eine Zeit lang meinte) den 25sten Decembe und starb den 14ten August 1774 zu Leipzig. Sein Vater, ein armer Lo gerber, konnte für des Sohnes Erziehung wenig thun; dieser blieb dah bis ins zehnte Jahr auf der Stadtschule zu Zörbig, kam dann nach Zösche wo er mit des dortigen Predigers Söhnen gemeinschaftlichen Privatunte richt genoß, und dann aufs Waisenhaus nach Halle, wo er in beinahe für Jahren von 1728 bis 1732 seine Schulstudien vollendete. So trefflich di hallische Anstalt ist und war, so hatte sie doch auf Reiske durch die eingez gene fast klösterliche Erziehung einen minder guten Einfluß, und macht ihn, der von Natur zur Schwermuth und Melancholie geneigt war, nu noch finsterer. In den Schulwissenschaften legte er hier jedoch einen tref lichen Grund, und ging, mit wackern Kenntnissen ausgerüstet, um Oster 1733 nach Leipzig auf die Universität. Mit Empfehlungen nicht versehen war es dem der Welt unkundigen Jüngling unmöglich, in bessern Zirkel Zutritt zu erhalten; niedrigen Umgang verschmähend, zog er sich daher al Student fast gänzlich von der Welt zurück, besuchte sogar durchaus kein Collegia, sondern studirte für sich, und ward so im strengsten Sinne de Worts Autodidact. Da aber niemand seine Privatstudien leitete, so muß ten diese natürlich oft unordentlich und seltsam werden. Philosophie Mathematik und Literatur vernachlässigte er, und widmete seinen ganze Fleiß den Sprachen. Da er einzig durch eigne Kräfte seine Kenntniss erlangte, so war er auch von den gewöhnlichen Fehlern der Selbstgelehrten einem hypochondrischen Wesen und einem gewissen eigensinnigen Behar ren auf einmal gefaßten Meinungen nicht frei, was ihn in spätern Jahre häufig in Händel verwickelte, und oft zu seinem Schaden gereichte. Wäh rend er noch in Leipzig war, bemächtigte sich seiner eine heftige Begierde, die arabische Sprache zu studiren. Was Leipzig ihm an Hülfsmitteln dazu darbot, benutzte er; aber bald genügte ihm dies nicht mehr; er be schloß daher, nach Leyden, dem damaligen Sitze der arabischen Literatur, zu gehen. Nachdem er fünf Jahre in Leipzig (von 200 Thalern während der ganzen Zeit) studirt hatte, trat er 1738 ohne alle Hülfsmittel seine Reise nach Holland an, von der ihm seine Freunde vergebens abriethen. Fast verzweifelte er selbst, dieselbe vollenden zu können. Allein in Ham burg fand er an zwei edlen Männern, dem Pastor Wolf und dem Prof. H. S. Reimarus, Gönner, die ihm die Erreichung des lang ersehnten

Reis möglich machten. In Leyden fand seine Begierde nach der arabischen Literatur vorzügliche Nahrung; durch Schultens stand ihm die Bibliothek offen, die er fleißig benutzte, und mit dem größten Eifer die arabischen Manuscripte derselben abschrieb. Außer Schultens fand er noch an s'Gravesande und d'Orville große Gönner. Letzterer gebrauchte ihn theils zu Uebersetzungen, theils, wie Burmann, zur Correction seiner Werke. Obgleich er sich durch diese und ähnliche Arbeiten hinlänglichen Unterhalt verschaffte, und sie ihm viele Zeit raubten, so trieb er dennoch seine philologischen Studien mit dem größten Eifer. Da er sich aber, nach der damaligen Einrichtung der Universitäten, zu einer der drei Hauptfacultäten bekennen mußte, so bequemte er sich zur Medicin; neben seinen vielen andern Arbeiten trieb er das theoretische Studium der Medicin mit ungemeinem Eifer, so daß er bald darauf von der medicinischen Facultät gratis zum Doctor promovirt wurde. Reiske hatte sowohl wegen seines Fleißes, als wegen seiner Gelehrsamkeit in Leyden den besten Ruf. Es fehlte daher nicht an Anstellungen, die ihm angeboten wurden. Er schlug sie aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unerfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich seyn können, wenn er sich nicht durch seinen Eigensinn und seine ungebändigte Kühnheit und Liebe zur Freiheit die zu Feinden gemacht hätte, die ihm wohl wollten. So zerfiel er mit Schultens, da er dessen Methode, die orientalischen Sprachen zu lehren, laut getadelt hatte, verlor d'Orvilles Freundschaft, weil er sich in des alten würdigen Mannes kleine Launen nicht fügen wollte, und zog sich sogar einen sehr üblen Ruf zu, da er nach Burmanns Tode, der ihm noch bei seinen Lebzeiten die Correctur des von ihm edirten Petronius anvertraut hatte, im Texte dieses Schriftstellers die willkührlichsten Aenderungen, ganz den Absichten des Herausgebers zuwider, vornahm. Ohne Freunde und Gönner und aller Aussichten beraubt, war Holland nun unserm Reiske verhaßt geworden. Im Sommer des Jahrs 1746 kehrte er daher nach Deutschland, und zwar nach Leipzig zurück. Hier waren der guten Aussichten jedoch noch weniger für ihn. Er reis'te nach Zörbig, seinem Geburtsorte, und blieb dort bis zum Herbst dieses Jahrs. Auch hier fand sich keine Gelegenheit zu einer Stelle für ihn. Er kam also abermals nach Leipzig, wo er mehrere Jahre hindurch in völliger Dunkelheit lebte. Um seinen Zustand zu verbessern, wollte er anfangen, in Leipzig philologische Collegia zu lesen. Da dies nur dem erlaubt ist, der die leipziger Magisterwürde hat, so hielt er mehrmals um dieselbe an. Man verweigerte sie ihm aber stets, unter dem Vorwande, man könne dieselbe keinem ertheilen, der schon von einer andern Universität in einer höhern Facultät promovirt sey. Endlich erhielt er zwar im Jahr 1748 durch die Gnade des Churfürsten den Titel eines Professors der arabischen Sprache, kam aber nie dazu, ein Collegium zu Stande zu bringen. Seinen dürftigen Unterhalt erwarb er sich durch Privatunterricht, durch Bücherschreiben, durch Corrigiren, durch Uebersetzen und durch Aufsätze in einigen kritischen Journalen, vorzüglich den Act. Eruditorum. Von allen diesen Arbeiten hätte jeder andre Gelehrte vielleicht sich recht gut nähren können, nur Reisken war dies unmöglich, der fast seinen ganzen Verdienst zum Ankauf der trefflichsten Bücher, vorzüglich in der griechischen und arabischen Literatur, verwendete, der die Werke, die er herausgab, alle auf seine Kosten drucken ließ, und statt Gewinnst von seinen Schriften zu ziehn, stets den größten Verlust sich dadurch zuzog. So lebte er also immer unter ängstlichen Nahrungssorgen. Im Jahr 1756 machte er eine Reise nach Dresden, wo er sich durch eine glückliche Erklärung einer arabi-

schen Inschrift den Grafen von Wackerbarth zum Freunde ma
der ihn bald darauf durch sein Ansehn in eine wenigstens etwas glückli
Lage versetzte. Denn dieser war es vorzüglich, der Reisken im J. 1
wo er durch den damals wüthenden Krieg in die äußerste Dürftigkeit
setzt war, aus seiner Noth riß, und durch seinen Einfluß ihm die erled
Rectorstelle an der St. Nicolaischule zu Leipzig verschaffte, die seine F
de ihm streitig zu machen suchten. Sechzehn Jahre hindurch verwal
Reiske dies Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit, und so, daß we
seine zahlreichen literarischen Arbeiten, die er während seines Rector
tes herausgab, seinen Berufsgeschäften, noch diese seinen Schri
schadeten. Im Jahr 1763 vermählte er sich mit Ernestine Chri
ne Müller, einer Frau von seltenen Eigenschaften, und einer
Weiber ganz ungewöhnlichen Gelehrsamkeit. Sie war es, die ihm s
mühevolles Leben erheiterte, ja sogar ihm bei der Herausgabe sei
Werke, vorzüglich der griechischen Autoren, die sie selbst las, half, se
die von ihm angefangenen Arbeiten noch nach seinem Tode fortsetzte, u
ihm die Leiden der langwierigen Krankheit, die seine letzten Lebensja
verbitterte, und sein Leben im Jahr 1774 endigte, versüßte. — Von d
zahlreichen Schriften Reiske's können hier nur die vorzüglichsten ih
Platz finden. Alle einzelnen arabischen Schriften, die er herausg
anzugeben, würde zu weit führen. Bemerkenswerth ist vorzüglich
Sammlung einiger arabischen Sprichwörter, die von Stecken hergeno
men sind, Leipzig, 1763, 4. u. a. Schriften über die arabische Literatur. S
ne Kenntniß des Arabischen wandte er vorzüglich auch auf die hebräisc
Sprache an, ging aber hierin zu weit, wie die nach seinem Tode herau
gegebenen Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis, Lips. 177
8. beweisen, in welchem Buche jedoch unter vieler Spreu manche v
neuern Philologen nicht genug beachtete und gekannte Goldkörner zu fi
den sind. Die griechische Literatur verdankt ihm unendlich vi
Trefflich sind seine Ausgaben des Theokrit (Wien und Leipzig 1765,
Bände, 4.), der griechischen Redner (12 Bände, Leipzig 1770-1775, 8.
des Plutarch (12 Bände, Leipzig 1774-1779, 8.), des Dionysius v
Halikarnaß (6 Bände, Leipzig 1774-1777 *), 8.), des Maximus a
Tyrus (2 Bände, Leipzig 1774, 8.). Seine ungemeine Belesenheit u
seinen kritischen Scharfsinn hat er vorzüglich in den Animadversiones i
Graecos auctores bewiesen, die zu Leipzig 1759-1766 in 6 Bänden in
herauskamen, und in denen eine große Anzahl von Stellen aus den gri
chischen Classikern verbessert worden. Er hielt diese Anmerkungen selb
für sein bestes Werk. Manche der sowohl hierin als in den Anmerkunge
zu den von ihm herausgegebenen Autoren aufgestellten Conjecturen habe
zwar, als Erzeugnisse des Augenblicks, wenig Haltbarkeit, aber die
werden durch eben so viele, die den Stempel der Wahrheit und Richtig
keit unverkennbar an sich tragen, hinlänglich aufgewogen. Wenig
glücklich war er als Uebersetzer; der Uebersetzung wenigstens, die er vo
des Demosthenes und Aeschines Reden in den Jahren 1764 u. ff. zu Lemg
in 5 Bänden herausgab, fehlt es völlig an Geschmack und Eleganz, o
gleich man ihr den Vorzug der Treue und Richtigkeit nicht absprechen kan
— Die zahlreiche Sammlung von trefflichen, vorzüglich arabischen M
nuscripten, die Reiske während seines ganzen Lebens mit dem größt
Aufwande von Mühe und Kosten theils selbst abgeschrieben, theils an si
gekauft hatte, erstand nach Reiske's Tode von dessen Witwe der große B

*) Die Ausgaben des Plutarch und Dionys. v. Halik. wurden nach seinem To
aus seinen hinterlassenen Papieren unter Aufsicht seiner Witwe fortgesetzt.

schätzer der Wissenschaften Suhm (in Copenhagen), und mehrere derselben sind später herausgegeben, wie z. B. Abulfedae Annales Moslemici arabice et latine (wovon die Herausgabe durch Adler besorgt wurde), Copenhagen 1789-1794, 5 Bände, 4. — Reiske hat sein Leben selbst beschrieben, und dies mit einer so seltnen Unparteilichkeit und Offenherzigkeit im Bekennen seiner Schwächen und Fehler, daß man sich unwillkührlich zur Bewunderung des edlen Charakters und der Wahrheitsliebe dieses Mannes hingezogen fühlt. Frau Reiske hat diese Lebensbeschreibung, die sie bis zum Sterbetag ihres Mannes fortsetzte, im Jahr 1783 zu Leipzig herausgegeben. Mit dieser Selbstbiographie verdient die treffliche vita I. I. R. von S. F. N. Morus (Leipzig 1777, 8.) verglichen zu werden. x. μ. δ.

Reißblei, eine Gattung des Graphit (s. d.). Dieses Mineral, das einen bleiartigen Strich gibt, und daher zu Bleistiften verbraucht wird, findet sich in England, Deutschland, Spanien u. s. w.

Reiterei, s. Cavallerie.

Reitkunst. Diese Kunst besteht in dem Inbegriff derjenigen Kenntnisse, die zur Ausübung des Reitens in der gehörigen körperlichen Haltung, und zur Angewöhnung und Abrichtung eines Pferdes zum Reitdienste erfodert werden. Da auch die ausführlichste Theorie dieser Kunst ohne practische Anleitung für den Nichtkenner unverständlich bleibt, und da überdies die Methoden der Reitkünstler selbst von einander gar sehr abweichen, so würde es unzweckmäßig seyn, hier die Skizze einer Theorie der Reitkunst zu liefern. Wir beschränken uns daher bloß hier in historischer Rücksicht Einiges anzuführen. Schon in den ältesten Zeiten bediente man sich nicht nur der Pferde, sondern auch anderer Thiere zum Reiten. Wer das Reiten aber zuerst erfand, ist ungewiß. Einige schreiben diese Erfindung dem Orus, einem Sohne des Osiris, andere aber dem Sesostris zu. Die Reitkunst, als Kunst betrachtet, hat Italien zum Vaterlande. Zu Neapel wurde die erste Ritterakademie, wo man das Reiten lehrte, errichtet. Federico Grisani war der erste, der in Italien von dieser Kunst schrieb. Durch seine Schüler kam sie unter Heinrich VIII. nach England, wo sich der Herzog von Newcastle durch ein Reitbuch bekannt machte. So ward die Reitkunst gleichfalls, von Italien aus, durch Pignatelli's Schüler nach Frankreich verpflanzt, wo Pluvinel und La Broue zuerst in französischer Sprache darüber schrieben. Wir Deutsche haben viele vortreffliche Werke, die Reitkunst betreffend, von Seyfert von Tenneker, Bouwinghausen von Wallmerode, von Sind u. m. A.

Reizbarkeit ist die Eigenschaft des thierischen Körpers, Bewegungen zu vollbringen, die nicht auf mechanische Weise, durch Druck, Stoß, Dehnung ꝛc. erklärt werden können, sondern durch Reize, d. h. dynamisch einwirkende Ursachen erregt werden. Gewöhnlich wird sie eine Kraft genannt; man verbindet aber mit diesem Worte jetzt hin und wieder so dunkle Begriffe, daß wir den Ausdruck Eigenschaft vorgezogen haben. — Man hatte früher die Bewegungen des Thieres auf mechanische Weise durch die Elasticität, und auf dynamische Art durch unmittelbaren Einfluß der Lebensgeister (oder Nerventhätigkeit) erklärt. Albrecht von Haller unterschied von diesen beiden die eingepflanzte Kraft der Muskeln, die Reizbarkeit oder Irritabilität; stellte eine Menge von Versuchen an lebendig geöffneten oder frisch getödteten Thieren an, um zu bestimmen, welchen Theilen des Körpers die Reizbarkeit, und welchen die Nervenkraft zukomme; suchte die verschiedenen Grade der Reizbarkeit an einzelnen Theilen zu erforschen und ist als der Schöpfer dieser Lehre anzusehen, die

zu und nach seiner Zeit eine Menge Aerzte beschäftigte, eine Menge hänger und Gegner fand. Vorzüglich aber beschäftigte das Verhält der Reizbarkeit und Nervenkraft (Irritabilität und Sensibilität) die ben. Wegzuläugnen waren die hallerschen Erfahrungen gar nicht, dern nur in einzelnen Theilen zu berichtigen, zu ergänzen und weiter verfolgen. Einige Aerzte aber sahen auch die Reizbarkeit, so wie alle dern Erscheinungen des Organismus, als abhängig von der Nerventhä keit an, und so entstand die sogenannte Nerventheorie; andere faß Nerventhätigkeit und Reizbarkeit unter den allgemeinen Begriff der benskraft zusammen. Da denn nun aber nach und nach das Spiel den Kräften, die den Organen nur inhäriren, keineswegs mit ihnen ei und dasselbe seyn sollten, verdächtig und müßig werden mußte, so fa Brown beide Begriffe der Sensibilität und Irritabilität unter den Erregbarkeit zusammen, und stellte denselben als das Princip seines berühmt gewordenen Systems auf. Doch konnte sich auf dieser Höhe so einseitige Begriff der Reizbarkeit, der in der Erregbarkeit nur wei ausgedehnt erscheint, nicht erhalten, und indem in den neuesten Zeiten Idee des Lebens über alle diese Begriffe gestellt wurde, mußte auch Reizbarkeit als eine Aeußerungsart derselben Idee erscheinen, und wi de so auf die ihr eigenthümlichen Phänomene beschränkt, ohne weder anderartigen Lebensäußerungen gezwungen unter dieselbe subsumire noch wegläugnen zu wollen. Sie führt auch in dieser Beschränkung n den Namen der Irritabilität, und wird als die Grundäußerung der Id des Lebens bestimmt, durch welche organische, lebendige, d. h. freie B wegungen möglich werden. — Bezieht die Reproduction sich vorzugswe se auf den Raum, den sie in seiner Mischung zu erhalten sucht; so e scheint dieser in den irritablen Functionen nur als Vehikel, als cond tio sine qua non. er wird in seiner Lage zwar verändert durch diese ben, und es äußert sich die Irritabilität schon mehr in zeitlichen Verä derungen des Raums, des Organs. Dies ist daher da, wo es irritab Functionen, Bewegungen vollzieht, nach einem andern Typus gebilde als die reproductiven Organe; die längliche Fasernbildung ist der Irr tabilität eigenthümlich; es ist dieselbe in den Organen ganz vorzügli sichtbar, wo die Irritabilität am kräftigsten sich äußert, in den Mu keln nämlich und im Herzen. Auch in den Arterien, vorzüglich in de größern Stämmen derselben und in den Muskelhäuten der Eingewei ist dieselbe Bildung sichtbar, und da auch zu vermuthen, wo sie, wie in de Venen und Lymphgefäßen (in denen auch die Bewegung nicht sichtbar ist vielleicht wegen Kleinheit und der weißen Farbe nicht in die Augen fäll Nur in einem Organe, das dessen ungeachtet sehr lebhafte Bewegunge äußert, in dem Uterus nämlich, hatte man sie nicht entdeckt. hier tre fen aber ganz andere Gesetze zusammen, die die Bildung dieses Organ abändern, und so eine Ausnahme nöthig machen. — Die Längenausdeh nung einer jeden Faser bringt nothwendig zwei Enden derselben hervo die sich auch bei den kreisrunden nicht berühren. Diese beiden Ende stehen in Polarität gegen einander, so wie überhaupt das Gesetz der Po larität und die Antithesen sich in der Irritabilität ganz besonders vor finden. Wird nun durch irgend etwas Aeußeres eine Faser gereizt, d. h in Thätigkeit gesetzt, so tritt eben jene Polarität hervor, und äußert sic durch abwechselnde Zusammenziehung und Ausdehnung der Faser ode der Fasernbündel, die zugleich gereizt wurden. Man ist gewohnt, di Zusammenziehung allein als Ausdruck der Thätigkeit anzusehen; unser Darstellung lehrt, daß dieselbe sich auch in der Ausdehnung äußere. I

den mehresten Muskeln erscheint die Zusammenziehung freilich als Zweck, in einigen, den Schließmuskeln, aber auch die Ausdehnung. Ein ähnlicher Gegensatz findet sich auch in der Anordnung der Muskeln, die sich einander entgegenwirken, und von denen die einen ausgedehnt werden, wenn die andern sich zusammenziehen. Durch diese abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung werden denn alle Bewegungen hervorgebracht, die nur existiren. Sie gehen ohne Unterlaß von Statten da, wo die Irritabilität in die Reproduction eingreift, die selbst nie ruhen darf, so in den Unterleibseingeweiden, den Gefäßen und in der Respiration. In den sogenannten willkürlichen Bewegungen dagegen, die sich näher an die Sensibilität anschließen, bedarf die Irritabilität oder Sensibilität oder beide zugleich der Ruhe und des Schlafes. — Die Reize selbst, die die Aeußerungen der Reizbarkeit oder Irritabilität hervorrufen, sind sehr mannichfaltig. Dahin gehört in den Gefäßen das Blut und andere Flüssigkeiten, die sich in ihnen befinden; die Flüssigkeiten des Darmcanals sind Reize für die Muskelhaut desselben, die Luft und der Instinct für die Muskeln der Respiration; der letztre oder der Wille für die gewöhnlich sogenannte willkürlichen Muskelbewegungen. Auch manche krankhafte Reize, die bald das Organ selbst unmittelbar berühren, bald durch Sympathie auf dasselbe einwirken, bringen krankhafte Bewegungen, die Krämpfe, hervor. In allen diesen Bewegungen ist der Einfluß des Nervensystems eben so conditio sine qua non, als die gehörige Ernährung der bewegenden und bewegten Organe. B. P.

Relativ ist dem Absoluten (s. d. Art.) entgegengesetzt, da es nur bedingungs-, vergleichsweise, nicht wie dieses schlechterdings bestimmt ist. Jede Größe oder besondre Merkmale irdischer Dinge sind für uns relativ. So ist die Flüssigkeit des Wassers nur relativ, da sie größer als die des Oels z. B., geringer als die der Luft ist. Die Größe der Erde ist gegen viele andre Dinge bedeutend, unbedeutend aber gegen die Sonnensysteme, von deren Einem sie einen kleinen Punkt bildet.

Relegation, Verbannung, war eine bei den Römern, besonders unter den Kaisern, eingeführte Strafe, und erstreckte sich manchmal auf die ganze Lebenszeit, manchmal nur auf gewisse Jahre. Ein erhöhter Grad dieser Bestrafungsart ist das Exilium, das mit der Verbannung noch bürgerliche Verachtung einschloß (s. d. Art. Exil). Auf unsern Akademien wird mit Relegation der Studirende bestraft, der den Gesetzen der Universität entgegen handelt; doch ist diese Relegation nicht, wie die bei den Römern, mit dem Verlust staatsbürgerlicher Rechte verbunden.

Relief. In der Bildhauerkunst jedes Werk, das rundum ausgehauen ist, frei steht; wie Statüen z. B. — Auch wird mit dem Wort Relief erhabene Arbeit bezeichnet. (Vergl. den Art. Basrelief.)

Religion. Religionsgeschichte. Es giebt keinen gebildeten Menschen, dem der heilige Gegenstand fremd wäre, welcher jenen Namen führt; und obwohl dieser vielfach gedeutete Name erst von den Römern seinen Ursprung ableitet, so ist die Sache doch, die Religion selbst, so alt als der Mensch und sein Verhältniß zu Gott, den sie voraussetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von außen erhalten, sondern sie muß in uns leben und herrschen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt seyn sollen. Sie gründet sich auf eine dem Menschen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöse nennen. Indem nämlich der Mensch durch die ihm verliehene Natur nicht bloß in ein Verhältniß zur Gottheit gestellt ist, sondern auch dasselbe zu ahnen und zu erkennen vermag,

ist ihm die Religion durch seine Anlage möglich gemacht. Es ist Göttliches *in uns*, eine höhere Natur, die ihren Ursprung ahnet, auf den vollkommenen Schöpfer hinweis't, eine höhere Natur, die zu höchsten sich erhebt und mit ihr sich zu vereinigen strebt. Und es ist Göttliches *über uns*, was sich in der Welt, als dem Abglanz sei Herrlichkeit, und in der Vernunft dem Menschen offenbart. Wo i der Mensch im Gefühl seiner in der Sinnenwelt beschränkten Natur vor der höhern Macht, die über ihn waltet, demüthigt, im Gefühl Freiheit und des Bewußtseyns aber, und durch den ihm verliehenen G danken seines Schöpfers sich zu demselben frei erhebt, und in der O nung der Dinge seinen geoffenbarten Willen anerkennt, da ist wahrh Religion. Religion ist daher die *Richtung des Gemüths a die Gottheit*, und sie beruht also eines Theils auf der Freiheit Menschen, der sich über das bloß Irdische erhebt, und die Strahlen Gottheit mit Bewußtseyn aufnimmt, andern Theils auf der durch verliehene Freiheit und Vernunft sich offenbarende Gottheit, denn Idee Gottes, — die höchste unserer Vernunfterkenntniß, — kann n als Offenbarung der Gottheit angesehen werden, und ist aus keiner dern abzuleiten. Aber die religiöse Anlage *entwickelt* sich versch den, und so ist auch die Religion nach der geistigen Verschiedenheit Menschen verschieden. Diese Verschiedenheit aber zeigt sich in der M theilung und Darstellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchst den Menschen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Ansicht und in dem *Religionscultus* (d. i. in denjenigen äußern Handlu gen, durch welche die Gottesverehrung sich ausspricht). Diese Aeus rungsmittel der Religion sind zugleich das Band, welches die Mensch in größern oder kleinern Massen zu gemeinschaftlicher Befriedigung d religiösen Bedürfnisses und zur Erweckung der innern Religion verbind so wie das Zeichen, an welchem die *Bekenner* einer Religion sich e kennen. Und hierauf beruht auch der Begriff einer *positiven Re gion*. — Sie ist eine durch die verschiedene Entwickelung der religiös Anlage bedingte, durch eigenthümliche Ansichten über das Verhältn der Menschen zu Gott, und ihre Bestimmung, so wie durch eigenthümlic Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung modificirte, und unter e ner Menschenmasse herrschende Religion. Sie wird letzteres durch rel giöse Tradition (wie viele heidnische Religionen), oder durch die übe wiegende Geisteskraft und religiöse Anschauung großer Männer, welc Familien, Stämme, Völker, ja die Menschheit zu gleicher Gesinnu und Verehrung mit unsichtbarer Macht fortreißen und verbinden. S wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beschützt oder geh ligt wird. Aus dem vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff d *positiven* Religion dem der *Vernunftreligion* nicht widersprich da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöse Anlage gegründ ist, und die Religion überhaupt in ihrer Aeußerung stets *positi* wird, indem die Ansichten und Handlungsweisen der Menschen versch denen Einfluß auf sie haben. Ja es giebt unter keinem Volke eine n türliche, oder Vernunftreligion, wenn dies eine Religion bedeutet, d ohne alle Mittheilungs- und Darstellungsformen sich entwickelte, wo aber eine *natürliche Theologie* oder besser eine *Religions philosophie*, welche das Grundwesen aller Religion und die inner und äußern Bedingungen ihrer mannichfaltigen Entwickelung zum G genstande hat. Setzt man aber die natürliche Religion der geoffenba ten entgegen, so vergißt man entweder, daß das Höchste überhaupt de

Menschen nur durch Offenbarung zugänglich ist, oder man versteht unter der geoffenbarten Religion eine solche, deren Ursprung und Verbreitung ein besonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiösen Entwickelung seine specielle oder außerordentliche Offenbarung voraussetzt und unter natürlicher Religion nur solche (auch positive) Religion, deren Ursprung in der bloßen Selbstthätigkeit des Geistes beruht. Die erstere Ansicht begründet den theologischen Supernaturalismus, die zweite den Naturalismus oder Rationalismus (s. d. Art. u. d. Art. Offenbarung). Die historische Darstellung aber, oder die Erzählung von der Entwickelung der religiösen Anlage unter den Völkern ist die Religionsgeschichte. Sie ist allgemeine Religionsgeschichte, wenn sie die religiöse Entwickelung der Menschheit überhaupt, und mithin die Entstehung und Verbreitung der wichtigsten uns bekannten Religionen zum Gegenstand ihrer Darstellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Daseyn gerufene und erzogene Menschheit sich mit frischem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet, (Urreligion); darauf aber nach entstandener Herrschaft der Sinnlichkeit (Sündenfall), der Blick sich in die Mannichfaltigkeit der geschaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrschenden Polytheismus, Pantheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner auf den Denkmälern jener Urreligion, die sich in dem beschränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, sich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte, und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete, (Periode des in der neuen Zeit herrschenden Monotheismus der christlichen Religion). Sie zeigt insbesondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verstand, Phantasie, und andere hervorstechende Kräfte, so wie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich gestaltet worden. Die specielle Religionsgeschichte bildet die historische Darstellung einzelner religiöser Erscheinungen und Thatsachen genauer aus. Zu ihr gehört z. B. die christliche Kirchengeschichte. Intoleranz und Indifferentismus sind die Klippen, an welchen die Religionsgeschichte gewöhnlich scheitert, um so mehr, da keine Ueberzeugung so tief in das innere Leben des Menschen eingreift und in demselben wurzelt, als die religiöse. Mit der Unparteilichkeit, welche die Geschichte überhaupt erfodert, verträgt es sich aber vollkommen, die christliche Religion als den Mittelpunkt der Religionsgeschichte hervorzuheben, da dieselbe der aller Religionsgeschichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinsten Monotheismus, welcher ihr Princip ist, am nächsten kommt, da hingegen der Mosaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer- und Ceremoniendienst verehrt. Wer in Hinsicht jener Idee mit dem Verfasser dieses Artikels übereinstimmt, der kann die weitere Ausführung dieser Ansicht in seiner Schrift: Reden über die Religion (Sulzbach 1813, 8.) finden. Ueber einzelne Religionen aber sehe die besondern Artikel. T.

Religionseid s. Symbolische Bücher.

Religionsfriede. Seit Maximilians I. Tode (1519) war die Freiheit Deutschlands mehr als je gefährdet, denn den neu erwählten Kaiser Carl V., den feurigen, ehrgeizigen neunzehnjährigen Jüngling, der außer seinen deutschen Erblanden auch Spanien nebst Navarra, die Niederlande, Neapel und selbst mehrere Küstenstädte der Barbarei, so

wie weitläuftige Landstriche in Amerika beherrschte, beschäftigten hoch fliegende Plane, seine Macht und Herrschaft, wie sie seit der Römer Zeiten kein Fürst in Europa besessen, noch zu vergrößern, und es mußt wohl auch sein angelegentlichster Wunsch seyn, über Deutschlands innere Stärke, wiewohl er durch seine Gesandten die Wahlcapitulation in seinem Namen hatte beschwören und unterzeichnen lassen, uneingeschränkt gebieten zu können. So lange aber noch sein mächtiger Mitbewerber um die Kaiserwürde, der hochgepriesene König von Frankreich Franz I. nicht gedemüthigt war, hatte Deutschland wegen seiner Freiheit von ihm noch wenig zu fürchten. Am meisten mußte er in dieser Zeit den Churfürsten von Sachsen schonen, wenn er seiner Großmuth auch nicht schon die Kaiserkrone zu verdanken gehabt hätte; denn Friedrich der Weise war der mächtigste Fürst des Reichs, der auch auf die übrigen Glieder desselben einen entscheidenden Einfluß besaß: hätte Carl gleich beim Antritt seiner Regierung ihn beleidigt und seine Rechte gekränkt, so würde er das ganze Reich gegen sich in Bewegung gesetzt haben. Doch durfte Carl, wenn anders seine kühnen Entwürfe ihm gelingen sollten, auch den Papst nicht vor den Kopf stoßen, da dessen Hülfe ihm in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich nicht unwichtig seyn konnte. Aus dieser Rücksicht erklären sich die ersten Schritte, die Carl in Luthers Angelegenheit that; warum er sich zwar gegen die vor kurzem begonnene Reformation öffentlich erklärte, und doch zu ihrer Unterdrückung keine durchdringendern Maßregeln ergriff. Als aber das französische Heer in der unglücklichen Schlacht bei Pavia (den 24sten Febr. 1525) völlig geschlagen und Franz selbst gefangen worden war, da konnte der Kaiser, dem das Glück über alles Erwarten jetzt günstig gewesen, auch an die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche in Hinsicht auf Deutschland denken. Lange mochten wohl diese Entwürfe in seiner Seele gelegen haben, aber jetzt traten sie hervor, weiter entwickelt, gebildet und geordnet, und er suchte nun die Ausführung derselben, mehr als zwanzig Jahre hindurch, wider alle sich ihm oft unerwartet entgegenstellenden Hindernisse und Schwierigkeiten, mit standhaftem Muthe und fester Beharrlichkeit zu erreichen. Die vermeinten Religionsirrungen der damaligen Zeit schienen ihm die Mittel dazu von selbst in die Hände zu geben. Fast die Hälfte der Reichsstände war der lutherischen Lehre zugethan, als Kaiser aber sollte er ja für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge tragen, dies gab ihm also den besten Vorwand, diese Stände zu bekriegen, und seinem Willen zu unterwerfen. Nahmen nun die catholischen Reichsstände an der Bekämpfung der lutherischen Partei Antheil, oder noch besser, ließen sie sich dazu reizen, ohne daß er selbst darein verwickelt wurde, oder daß er im Nothfall ihre Macht nur wenig zu verstärken brauchte, und hatten sie dabei ihre Kräfte geschwächt, dann konnte es ihm ja eben nicht mehr schwer seyn, auch sie sich unterwürfig zu machen. Die Unterdrückung der lutherischen Lehre war also jetzt das Hauptziel seines Strebens, und er that deßwegen nun auch, so weit es ihm nur andre zu berücksichtigende Umstände zu gestatten schienen, einige gewaltsamere Schritte. Die damalige Lage der Sachen in Deutschland schien seine Absichten zu begünstigen, denn durch die furchtbaren Bauernunruhen und den von dem schwärmerischen Thomas Münzer erregten Aufstand des niedern Volks in Thüringen war die Reformation, der man beides zuschrieb, bei den catholischen Fürsten noch mehr in Mißcredit gekommen, und mehrere derselben schienen deßwegen Carln zu seinem Unternehmen willig die Hand bieten

zu wollen. Doch der feurige, die Reformation begünstigende junge Landgraf von Hessen, Philipp, der die drohende Gefahr wahrnahm, brachte es durch seine dringenden Vorstellungen bei dem neuen Churfürsten von Sachsen, Johann dem Beständigen, so weit, daß er mit ihm zur Vertheidigung der angenommenen Lehre den 4ten Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß schloß, welchem einige Monate darauf auch andre Stände des Reichs beitraten. Dadurch muthiger geworden, handelte man auf dem Reichstage zu Speier 1526 mit fester Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und gab dadurch auch andern lutherischen, dem Bündniß noch nicht beigetretenen Ständen Muth, sich freier und unbefangener zu erklären. Auch selbst catholische Stände, welche die innere Ruhe Deutschlands nicht gerne gestört wissen wollten, widersetzten sich der Erneuerung des zu Worms 1521 gegen Luther und seine Anhänger gegebenen Edicts. Ueberhaupt vereinigten sich zu dieser Zeit noch mehrere Umstände, vornehmlich ein Einfall der Türken in das für Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, zu hoffende Königreich Ungarn, ein neuer bevorstehender Krieg mit Frankreich und Mißhelligkeiten mit dem Papste, daß Carl der lutherischen Partei jetzt Ruhe lassen mußte. Größere Gefahr drohte ihr aber, als er diese Angelegenheiten glücklich wieder beendigt hatte; sie legte aber auf dem Reichstage zu Speier 1529 dem ihr ungünstigen Reichsabschiede eine förmliche Protestation ein (wovon sie den Namen der protestantischen Partei erhielt), und suchte ihr Bündniß noch mehr zu befestigen. Nach mehrern fruchtlos deßwegen zu Rothach, Schwabach, Schmalkalden und Nürnberg gehaltenen Versammlungen kam endlich, als der Reichstag zu Augsburg im folgenden Jahre, auf dem sie dem Kaiser ihre Confession übergaben, und was bald darauf geschah, ihre Besorgnisse wegen der Zukunft noch erhöht hatten, im März des Jahres 1531 zu Schmalkalden ein Bündniß auf sechs Jahre zu Stande, das von neun Fürsten und eilf Reichsstädten unterschrieben ward, bald aber durch den Zutritt mehrerer andern Stände eine noch größere Ausdehnung erhielt, wiewohl die reformirte Partei, trotz aller Bemühungen des Landgrafen von Hessen, davon noch ausgeschlossen wurde. Der Kaiser, dem es nun klar geworden war, daß er auf die catholischen Reichsfürsten, wenn er selbst nicht an der Bekämpfung der Protestanten thätigen Antheil nehmen wollte, nicht sicher rechnen könne, und jetzt nicht in der Lage war, diese anzugreifen, besonders da die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn drohten, sah sich genöthigt, die Ausführung seiner Absichten noch weiter hinaus zu verschieben. Er ließ daher mit den Protestanten Unterhandlungen anknüpfen, und so ward denn 1532 der erste nürnberger Religionsfriede geschlossen, der den 23sten Juli von den Protestanten angenommen und unterzeichnet, und den 2ten Aug. von dem Kaiser in Regensburg bestätigt wurde. Durch diesen Frieden erhielten die Protestanten nichts, als was sie schon besaßen, und dies nicht gewisser, als wie sie es schon hatten; der Kaiser aber alles, was er wünschte. Denn man verpflichtete sich gegenseitig nur zur Enthaltung von allen Feindseligkeiten bis zu einem künftigen Concilium, oder, wenn dies nicht zu Stande kommen sollte, zu einem aufs neue anzustellenden Vergleich. Das war für den Kaiser ungemein wichtig, da er so die Gewißheit erhielt, daß man ihn jetzt nicht angreifen würde, für die Protestanten aber mußte es völlig gleichgültig seyn, weil der Kaiser sich zu jener Zeit in einer Lage befand, wo ihm ein Krieg mit ihnen unmöglich war. Ueber die Foderungen aber, deren Bewilligung die Protestanten verlangt hat-

ten, wie über die freie Ausübung ihrer Religion, nicht nur in ihren
eignen Gebiete, sondern auch mit gewissen Einschränkungen außer den
selben, über die Kirchengüter und die bischöfliche Jurisdiction, wob
alles in dem Zustande bleiben sollte, in dem es sich jetzt bei ihnen b
fände, über die Suspension der Prozesse in Glaubenssachen bei de
Reichsgerichten, und über die Zulassung der augsburgischen Confe
sionsverwandten zum Kammergericht hatten sich die Friedensvermit
ler des Kaisers ziemlich zweideutig und unbestimmt geäußert. Zwe
konnten die Protestanten aus den Erklärungen derselben über die Ki
chengüter und die Jurisdiction der Bischöfe eine Genehmigung herle
ten, und wegen der Suspension der Prozesse in Religionsangelegenhe
ten bei den Reichsgerichten einige Hoffnung fassen, in Ansehung d
übrigen Punkte aber sollte alles auf die Entscheidung des Kaisers a
kommen, doch so, daß, was auch dieser darüber verfügen würde, de
geschlossenen Frieden kein Abbruch geschehe. Von Seiten der Prot
stanten ging man diesen Frieden ein, weil man sich nicht durch ei
Weigerung noch verhaßter machen wollte, als man schon war, und we
man doch dadurch auf einige Zeit wieder Ruhe und Sicherheit erlangt
angreifen wollte man nun einmal den Kaiser nicht, denn das war von d
Theologen als eine Gewissenssache vorgestellt worden. Indessen hat
der Kaiser seinen Plan keinesweges aufgegeben, nur mußte er die Au
führung desselben, durch mannichfaltige Umstände gedrängt, imm
noch weiter hinausschieben; daher ward denn der nürnberger Friede
den Jahren 1534, 1539, 1541, 1542, 1544 und 1545 wiederholt, b
alles zu einem völligen Ausbruch des Krieges gehörig vorbereitet wa
Die Protestanten hatten während der Zeit ihren Bund, der nur e
Jahr dauerte, im Jahr 1535 zu Schmalkalden auf zehn Jahre erneue
und durch die Aufnahme neuer Mitglieder zu verstärken und zu befes
gen gesucht, da man endlich darüber einig geworden war, daß man oh
Nachtheil des nürnberger Friedens neue Mitglieder aufnehmen könn
Man zählte jetzt zwei Fürsten und eilf Städte mehr in dem Bund
und 1538 trat sogar der König von Dänemark hinzu. Die Partei sel
hatte sich im Reich ungemein ausgebreitet und vermehrt, und mehre
catholische Fürsten, wie der Churfürst von Cöln, schienen sich bald ö
fentlich für sie erklären und die von ihnen angenommene Lehre auch
ihren Ländern einführen zu wollen. Stärker noch machte sie jetzt ih
innere Einigkeit in der Religionssache selbst, da nicht nur die oberlä
dischen Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg eine eig
Confession übergeben hatten, Straßburg, Costanz, Lind
und Memmingen, sich mit ihnen durch die wittenberger Co
cordia (1536) vereinigt hatten, sondern derselben auch 1538
Schweizer beitraten. Bei dieser glücklichen Lage der Protestant
hatte der Vicekanzler Held, wohl nicht ohne Vorwissen und Einwi
gung des Kaisers, obgleich dieser es hernach läugnete, mehrere
mächtigsten catholischen Stände Deutschlands nach mancherlei Bem
hungen dahin gebracht, daß sie den 10ten Juni 1538 zu Nürnberg ein
Gegenbund schlossen, dem man den Namen des heiligen Bund
gab. Durch diese sogenannte heilige Ligue aber und durch die ne
Verbindung, in welche der Kaiser mit dem König von Frankreich tr
schienen allerdings die Gefahren für die Protestanten sich zu häuf
besonders da nun auch der König von England, Heinrich VIII., so
der französische König, seine Abneigung, sich mit ihnen weiter ein
lassen, deutlich zu erkennen gab. Allein auch jetzt kam es zu kein

Kriege mit ihnen, da der kurz zuvor geführte mit Frankreich die kaiserlichen Cassen ganz erschöpft hatte und die Türken schon wieder in Ungarn einzufallen drohten. Als zu diesen Gründen, die Bekämpfung der Protestanten aufzuschieben, noch mehrere andre hinzukamen, gab der Kaiser noch mehr nach, und fügte sogar auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 der Erneuerung des nürnbergischen Friedens noch eine besondere, die Protestanten sehr begünstigende Declaration oder Auslegung einzelner Friedenspunkte hinzu. Und so verzögerten noch mehrmals den völligen Ausbruch des Krieges mannichfaltige sich ereignende Umstände, bis endlich der schnelle Friede, den der Kaiser 1544 zu Crespy schloß, es mehr als je aufdeckte, womit er umgehe, und wie nahe und drohend die Gefahr den Protestanten sey. Das bald darauf erfolgte Ausschreiben des Conciliums auf den März des folgenden Jahres, wodurch der Papst dem Kaiser die nähere Veranlassung zum Friedensbruche mit den Protestanten gab, mußte noch deutlicher darauf führen. Der Reichstag zu Worms endlich (1545) deckte die Absichten des Kaisers immer mehr auf, wiewohl er gesucht hatte, die Täuschung eine Zeit lang fortzuerhalten, und den Ausbruch des Krieges selbst noch etwas zu verzögern, weil er nicht nur damit umging, seine Gewalt und Herrschaft im Reiche zu vergrößern, sondern auch, was er früherhin schon durch die Gefangennehmung des Papstes Clemens VII. (1527) bewiesen, die päpstliche Macht zu beschränken, und dazu sollten ihm denn die Protestanten erst noch dienen. Doch die beharrliche Weigerung derselben, das Concilium anzuerkennen, und noch mehr der Antrag, den ihm zu Worms der päpstliche Gesandte in Hinsicht auf thätige Unterstützung gegen sie machte, brachte ihn zu dem Entschlusse, mit ihrer Demüthigung den Anfang zu machen. Als nun diese von den Kriegsrüstungen und den Religionsverfolgungen in den Niederlanden Nachricht bekamen, und der Kaiser sich auf dem Reichstage eine ganz neue Sprache erlaubte, und eine gewaltsamere Entscheidung über einzelne Stände, wie über den vor kurzem in seinem Lande reformirenden Churfürsten von Cöln: da mußte zuletzt jeder Zweifel bei ihnen über des Kaisers Absichten schwinden. Und doch zauderten sie, verschmähten Frankreichs und Englands Anerbieten zu ihrem Beistande, und eine engere Verbindung mit den Schweizern, blieben noch nach der Besiegung des Herzogs von Braunschweig unthätig, gaben dem Kaiser ihre Furcht vor ihm immer mehr zu erkennen, und erneuerten nur ihr Bündniß. Doch diese Zaghaftigkeit, dieses Mißtrauen auf ihre Kräfte, diese geistige Lähmung schwand, als nach der deutlichen Erklärung des Kaisers über sein Vorhaben die Gefahr selbst nun da war, und sie nahmen nun auch die besten Maßregeln, die einen glücklichen Ausgang hoffen ließen. Allein die Unentschlossenheit und gegenseitige Eifersucht der Bundeshäupter (des Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Hessen), verschiedene Ansichten, Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Bundesgliedern, endlich mancherlei unnöthige Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die man sich machte, ließen sie gleich zu Anfange des Religionskrieges die günstigsten Gelegenheiten zu einem glücklichen Ausgange desselben versäumen, führte die Vereinigung der päpstlichen und niederländischen Truppen mit der kaiserlichen Armee herbei, die nun der protestantischen überlegen ward, und die Folge war, daß der Kaiser glückliche Fortschritte machte, die Protestanten aber — ihn um Frieden baten, und bei der harten Antwort desselben muthlos zagten. Bald darauf zogen sich der

Churfürst und der Landgraf, nachdem man ausgemacht hatte, daß einige tausend Mann in Oberdeutschland im Winterlager noch beisammen bleiben sollten, mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und überließen so die oberländischen Stände ihrem Schicksale. Doch auf ihre letzten Schritte hatte wohl eine andere, sich ganz unerwartet ereignende Begebenheit den größten Einfluß. Der Herzog Moritz von Sachsen, selbst Protestant, war plötzlich, nachdem er mit dem Kaiser im Geheimen ein Bündniß geschlossen, in des Churfürsten Länder eingefallen. Der Churfürst glühte über diese vermeinte Treulosigkeit vor bittrer Rache und suchte daher, so schnell er konnte, seinem Lande zu Hülfe zu eilen. Er eroberte es auch wieder, und fast des Herzogs ganzes Land dazu. Doch der Kaiser, dem es jetzt nicht schwer geworden war, Oberdeutschland sich zu unterwerfen, erschien im Frühling des nächsten Jahres (1547) in Sachsen, und schnell war des Churfürsten Schicksal entschieden, denn den 12ten April trat der Kaiser den Marsch nach Sachsen von Böhmen aus an, und den 24sten April ward Johann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht auf der lochauer Heide, in der Nähe von Mühlberg, gefangen. Damit war denn der ganze Krieg geendigt, denn auch der Landgraf, der sich hatte zu einer freiwilligen Ergebung bereden lassen, ward in Halle den 19ten Juni durch eine unrühmliche List zum Gefangenen gemacht. Nun sah sich der Kaiser am Ziele seiner kühnsten Entwürfe, die Macht der Protestanten war gefallen, ihr Muth gebrochen, der feurige, unternehmende Moritz aber durch das ihm verliehene Churfürstenthum mit unauflöslichen Banden, wie es schien, an ihn geknüpft, und so hatte Carl über die übrigen Reichsstände ein entscheidendes Uebergewicht. Nichts hielt ihn auch mehr zurück, seine weitern Plane auf Deutschlands Freiheit zu enthüllen. Es lag ihm aber jetzt nichts mehr am Herzen, als die Errichtung eines neuen schwäbischen Bundes, wodurch er als Oberhaupt in den Stand gesetzt ward, die einzelnen Stände mehr nach seinem Willen zu lenken, und somit über Deutschland eine unumschränkte, wenigstens eine minder eingeschränkte Gewalt und Herrschaft zu behaupten. Die ersten Unterhandlungen hierüber in Ulm waren fruchtlos, eben so auf dem Reichstage zu Augsburg 1548; man mußte ja schon dadurch mißtrauisch gegen ihn werden, daß er während des Reichstages die Stadt mit fremden Truppen besetzen ließ und sich gegen die Stände eine höchst anmaßende Sprache erlaubte. Auf demselben Reichstag offenbarte es sich aber, daß es keinesweges seine Absicht sey, die Protestanten jetzt ganz zu unterdrücken, sondern daß er durch sie zuvor noch seine Absichten gegen den Papst erreichen wolle; denn er suchte mit ihnen selbst die Unterhandlungen einzuleiten, unter welchen Bedingungen sie das 1546 schon zu Trident eröffnete und das Jahr darauf nach Bologna verlegte Concilium beschicken könnten. Da aber der Papst (Paul III.) es nicht nach dem Verlangen des Kaisers wieder in Trident fortsetzen lassen wollte, so legte dieser eine förmliche Protestation gegen dasselbe ein, und ließ, um den Papst noch mehr zu kränken, nun über die Mittel berathschlagen, wie man auch ohne Concilium die Religionsirrungen beilegen könnte. Es wurde daher von einigen von ihm dazu auserkohrnen Männern ein Aufsatz entworfen, wie es in Hinsicht der Hauptpunkte des christlichen Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung bis zu einem künftigen Concilium einstweilen (interim) gehalten werden sollte. Dieser Aufsatz heißt deßwegen das Interim, oder zum Unterschiede des bei dem Religionsgespräch zu Regensburg (1541)

zum Grunde liegenden Interims das augsburgische Interim. (S. d. Art. Interim.) In dieser Schrift war die religiöse Freiheit der Protestanten sehr gekränkt, die alte Lehre hingegen wie die alten Kirchengebräuche waren fast durchgängig wieder empfohlen worden. Der Kaiser genehmigte den Aufsatz, ohne ihn wohl eigentlich gelesen zu haben, weil er ja sonst die Protestanten nicht hätte gegen den Papst gebrauchen können; man versicherte ihm aber, daß ihnen nicht zu viel geschehen sey, und dies mußte er um so eher glauben, je mehr der Papst dagegen eiferte. Der Kaiser hatte offenbar eine falsche Maßregel ergriffen, denn durch das Interim erbitterte er die Protestanten nur noch mehr, und gab dadurch die nächste Veranlassung, daß die Ausführung seines weitern Plans auf Deutschland scheiterte. Nur wenige Stände nahmen es ohne Weigerung an, selbst Moriz, von dem man am wenigsten Widerstand erwartet hatte, überschickte es erst seinen Theologen, mit dem Bedenken, es zu untersuchen, der Wahrheit aber nichts zu vergeben, und nur in einigen unbedeutenden Punkten, wo man allenfalls nachgeben könne, nicht zu viel Bedenklichkeiten zu machen. Allein es ward dennoch alles Widerspruchs ungeachtet publicirt, und die Annahme desselben an mehrern Orten mit Gewalt durchgesetzt. Selbst Moritz schien, ungeachtet einer eingegebnen Gegenschrift, dem Beispiel der andern Reichsstände folgen zu wollen, da er, nachdem man nach mehrern Verhandlungen im leipziger Interim (den 22sten Dec. 1548) darin übereingekommen war, in wie weit man dem Willen des Kaisers Folge leisten könne, Anstalt machte, den äußern Gottesdienst darnach umzuformen. Allein nicht nur in Sachsen, ob man hier gleich nur in den sogenannten Mitteldingen oder Adiaphoris dem augsburger Interim folgte, sondern überhaupt in ganz Deutschland entstanden die größten Unruhen, die protestantischen Prediger verließen größtentheils ihre Aemter, das Volk wurde an mehrern Orten bis zur Schwärmerei und Wuth entflammt, und mehrere protestantische sowohl als auch catholische Fürsten vermochten, die Einführung des Interims nicht zu erzwingen; die letztern waren überhaupt noch unzufrieden, daß den Protestanten noch so viel, selbst die Kirchengüter, gelassen worden wären. Unter solchen Unruhen verging das J. 1548 und ein Theil des folgenden. Da starb der Papst, und der neu erwählte, Julius III., ließ sich bereitwillig finden, die Synode zu Trident fortzusetzen. So konnte doch das ärgerliche Interim allmählig in Vergessenheit gebracht werden, und der Unwille der catholischen Fürsten mußte sich legen, da sie den Kaiser nun wieder mit dem Papste im Einverständnisse sahen. Die herrschsüchtigen Plane des Kaisers aber wurden von dem klugen Moriz bald durchschaut, besonders seitdem jener auch damit umging, seinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Regierung des Reichs zu verschaffen und das Kaiserthum erblich zu machen. Moriz nahm sich daher vor, seiner Anmaßung Gränzen zu setzen und Deutschlands Freiheit zu sichern, sollte er auch das Opfer dafür werden; ohne noch zu erwähnen, daß er sich vielfach gekränkt und beleidigt fühlen mußte, weil der Kaiser auf alle seine Bitten wegen der Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen, gar nicht achtete. Die Protestanten mußten zu dieser Zeit schon wegen des Conciliums in großer Unruhe seyn, da der Papst in seiner Bulle auf sie gar keine Rücksicht nahm, sich nach wie vor den Statthalter Christi nannte und nur die geistlichen Stände zum Concilium berief; und der Kaiser vermochte weder durch sein Versprechen, daß er sein ganzes Ansehen verwenden wolle, um die Handlungen

auf demselben in einen christlichen, billigen und ordentlichen Gang zu bringen, noch durch die Versicherung eines freien Geleites und freie Zutritts, sie zu beruhigen; denn sie ahneten als nur zu gewiß, daß von dem Concilium nur einen neuen Vorwand suche, sie und ihre Lehr völlig zu unterdrücken. Der Unwille und die Gährung der Gemü ther war daher bei ihnen aufs Höchste gestiegen, das Aeußerste wollte sie aber noch abwarten, und dieses mußte sie auch zum furchtbarste Gegenkampf entflammen. Indeß sie aber träge vor sich hinstarrten war Moriz allein thätig, indem er alles anwendete, sich dem Kaiser ge fällig zu machen, um auf diese Weise noch mehrere Mittel in die Händ zu bekommen, seine kühnen Absichten gegen ihn auszuführen. Da ih die Vollziehung der Reichsacht über das noch widerspenstige Magde burg übertragen worden war, so wurde es ihm leicht, eine starke Arme aufzubringen, besonders da die benachbarten Kreisstände zu seiner Un terstützung aufgeboten wurden und der größte Theil der Unkosten au der Reichscasse bestritten werden sollte. Nun konnte er, da Magde burg sehr fest war, ohne Verdacht einer anderweitigen Absicht zu erre gen, große Zurüstungen machen; doch suchte er die Ausführung seines Planes immer noch hinzuhalten, bis sich der Kaiser von Augsburg weg, wo er noch viele Truppen beisammen hatte, in die Nähe des Conciliums ziehen würde. Da sich aber die Wiedereröffnung desselben noch eine Zeit lang verzog, so suchte Moriz die wegen der Uebergabe der Stadt eingegangenen Vergleichsunterhandlungen noch länger hinzuhalten, schloß ganz in der Stille zu Locha den 5ten Oct. 1551 nebst dem jungen Landgrafen, Wilhelm von Hessen, dem Herzog Albrecht von Meklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., gegen den Kaiser ein Bündniß. Nachdem er endlich den 6ten Nov. mit Magdeburg wegen der Uebergabe einen Vergleich geschlossen, wobei er wohl sein Geheimniß, wenigstens den Hauptleuten der Besatzung entdeckte, denn diese traten sogleich mit allen ihren Truppen in die Dienste des Herzogs von Meklenburg, so wußte er den Kaiser nicht nur wegen der Nichtentlassung seines Heeres, sondern auch wegen der mancherlei von ihm und seinem Vorhaben verbreiteten Gerüchte völlig zu täuschen. Mit Anbruch des nächsten Frühlings (den 20sten März 1552) brach er mit seinen Truppen aus Thüringen, wo sie Winterquartiere gehalten, auf, den 25sten erfolgte die allgemeine Vereinigung sämmtlicher Bundessoldaten bei Schweinfurt, dann ging es im reißenden Zuge vorwärts, und in der Nacht des 31sten Märzes standen sie schon vor Augsburgs Thoren. In dem Manifeste, das sie auf diesem schnellen Zuge ausbreiteten, gaben sie der Welt folgende drei Gründe zu diesem Kriege an: Tyrannei des Kaisers wegen der Unterdrückung der evangelischen Lehre, Treulosigkeit desselben gegen den Landgrafen und das gewaltsame Verfahren gegen die Reichsverfassung. Der Kaiser, nicht gerüstet und außerdem von mehrern Seiten schon Krieg befürchtend, versuchte durch seinen Bruder Ferdinand mit Moriz zu unterhandeln, und man kam auch endlich den 1sten Mai darin überein, daß den 26sten Mai zu Passau ein Friedenscongreß eröffnet und von diesem Tage an ein allgemeiner Waffenstillstand angehen sollte. Bis zu dieser Zeit hoffte aber Moriz, noch mehr zu erreichen, schnell ging er daher auf die Truppen los, mit denen der Kaiser am Fuße der Alpen die Pässe besetzt hielt, überfiel sie den 18ten bei Reutt und schlug sie völlig, den Tag darauf eroberte er die ehrenberger Klause mit Sturm, und stand den 22sten am

noch zwei Meilen von Inspruck. Hätte er gleich nach der Eroberung der ehrenberger Klause dahin eilen können, so würde er den Kaiser, der dort am Podagra krank lag, selbst haben gefangen nehmen können. Nach diesen so glücklichen Fortschritten Morizens konnte man wohl zu Passau bessere Unterhandlungen erwarten. Moriz verlangte nichts weiter, als uneingeschränkte Religionsfreiheit für die Protestanten, Loslassung des Landgrafen aus der Gefangenschaft, und Abstellung aller Beschwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Allein der Kaiser, der im Augenblicke seiner Flucht dem gefangenen Churfürsten die Freiheit geschenkt hatte, damit sich seiner Befreiung Moriz nicht rühmen könne, vornehmlich da auch Johann Friedrich selbst sie diesem nicht verdanken mochte, konnte unmöglich jetzt, nach einer so schimpflichen Flucht, seiner so lange Zeit genährten Hoffnung auf die unumschränkte Herrschaft über Deutschland entsagen. Allein er mußte endlich, wiewohl nach langem Kampf und Widerstreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und so ward denn den 31sten Juli der passauer Vertrag geschlossen, wodurch nicht nur der Landgraf seine Freiheit bekam und die im schmalkaldischen Kriege Geächteten wieder zu Gnaden angenommen wurden, sondern auch die protestantische Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Denn obgleich über die beiden Hauptpunkte des Friedens, über die Abstellung der Beschwerden wegen der gewaltsamen Eingriffe in die bestehende Reichsverfassung und über die Religionsangelegenheit, man noch auf dem in sechs Monaten anzustellenden Reichstage unterhandeln wollte, so sollte doch schon von diesem Augenblicke an zwischen den evangelischen und catholischen Ständen ein völliger Friede herrschen, und keiner von beiden Theilen wider sein Gewissen und Willen auf einige Art beschwert, sondern ruhig und friedsam bei seinem Glauben und seiner Religion gelassen werden. Die Religionsstreitigkeiten wollte man nur durch gelinde, gottgefällige und billige Mittel beilegen. In einem besondern Nebenvertrag ward dann noch festgesetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch künftig bleiben solle, wenn es auch auf dem nächsten Reichstage zu keinem nähern Vergleich käme, daß daher das Kammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht sprechen, sondern auch zu demselben augsburgische Confessionsverwandte lassen sollte. Das alles ward vom Kaiser, vom römischen König, und auch von allen zu diesen Unterhandlungen gezognen Ständen gebilligt. Von diesem Zeitpunkte an kann man eigentlich die Bildungsgeschichte der lutherischen Partei als geschlossen ansehen, denn der nächste Reichstag sollte nur noch einiges näher bestätigen. Allein dieser konnte theils wegen der vom Markgrafen Albrecht im Reiche noch verursachten Unruhen, theils auch wegen des französ. Kriegs nicht so bald gehalten werden. Der Kaiser benahm sich während der Zeit höchst zweideutig, und die Protestanten, welche schon durch den Tod des muthigen Vertheidigers ihrer Freiheit, des Churf. Moriz in der Schlacht bei Sievershausen (1553) beunruhigt worden waren, schwebten noch zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Reichstag zu Augsburg zu Anfang des J. 1555 zu Stande. Die Religion war die erste Angelegenheit, die man vornahm. Ferdinand, der im Namen seines Bruders die Verhandlungen eröffnete, erklärte, daß er weder von einem allgemeinen oder Nationalconcilium, noch von einem Religionsgespräch eben viel erwarte, man solle lieber auf Mittel denken, wie der Friede und die Ruhe im Reiche bei aller Verschiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könnte, und so wurde denn auch zur Abfassung eines solchen Friedens geschritten. Ein Ausschuß aus dem fürst-

lichen Collegium sowohl als aus den churfürstl. Gesandten arbeitete, jed für sich, an einem Entwurf dafür, über den man sich auch bald verständigt. Es sollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsstand wegen seiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, sondern bei seinem Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelassen werden; Religionsstreitigkeiten sollte nur durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die geistliche Jurisdiction sollte über den Glauben der Protestanten und ihre Ceremonien keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande ins andere der Religion wegen sollte gestattet seyn, und endlich sollte dieser Friedstand stet, fest und unverbrüchlich gehalten werden, auch wann durch kein Mittel ein Religionsvergleich zu Stande kommen sollte, und also ein beständiger, beharrlicher unbedingter, für und für ewig währender Friede aufgerichtet und beschlossen seyn und bleiben. Nur zwei Punkte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit von sechs Monaten erzeugten. Die Protestanten verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen freistehen solle, zur augsburgischen Confession zu treten die Catholiken hingegen erklärten, daß diese in so weit ausgenommen würden, daß jeder Geistliche, der zur protestantischen Lehre überträte, seines Amtes und Standes ipso jure et facto entsetzt erklärt würde. Diesen Punkt, weil ihn die Catholiken als ein Vorrecht sich vorbehielten, nannte man den geistlichen Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum. In dem Reichsabschiede wurde bemerkt, daß sich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können, daher erkläre der römische König im Namen des Kaisers, wie es in solchen Fällen gehalten werden solle. Jeder Erzbischof nämlich, Bischof, Prälat oder Geistliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, solle auch sogleich sein Amt abtreten, und auf alle Einkünfte desselben, jedoch ohne Nachtheil seiner Ehre und Würde, Verzicht thun. Man behielt sich aber doch von Seiten der Protestanten eine Reservation vor, den Streit hierüber bei günstiger Gelegenheit erneuern zu können. Ohne diesen Vorbehalt würden wahrscheinlich noch vor einem Jahrhundert die meisten, wo nicht alle geistlichen Staaten die Reformation angenommen haben. Der zweite Punkt betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Communen und Unterthanen, so der augsburgischen Confession verwandt und unter catholischen Fürsten und Ständen gesessen, die Religionsfreiheit genießen sollten. Ferdinand mußte auch diese Frage entscheiden, und er entschied also: daß diejenigen von Adel, Städte und Unterthanen unter catholischer Obrigkeit, die der augsburgischen Confession bisher anhängig gewesen, und solchem Glauben und Kirchenceremonien noch beipflichteten, davon nicht gedrungen, sondern bis zur christlichen Vergleichung der streitigen Religion in Ruhe gelassen werden sollten. Mit diesen Bestimmungen des römischen Königs über diese beiden streitigen Punkte ward denn den 26sten September der völlig geschlossene Friede mit dem Reichsabschiede publicirt. Man sieht daraus von selbst ein, daß die eigentliche Grundlage zu einem festen dauerhaften Frieden übergangen wurde, nämlich völlige Gewissensfreiheit; davon hätte man ausgehen, und darnach die übrigen Verhältnisse der Reichsverfassung, der Fürsten und ihrer Unterthanen bestimmen sollen. Man schloß aber noch von diesem Frieden die reformirte Partei aus, welche erst im westphälischen Frieden mit der lutherischen gleiche Rechte erhielt. (S. den Artikel davon.)

I+n.

Religionsphilosophie, darunter versteht man überhaupt die philosophische Nachweisung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder besondern Religion zum Grunde liegen müssen, und die Erörterung der Anlage des menschlichen Gemüthes dafür. Es ist eine philosophische Reflexion über Religion, in so fern das Element der Religion als ein inneres (als Anlage) betrachtet wird. Sie unterscheidet sich von Religionsgeschichte dadurch, daß letztere es mit der geschichtlichen Entwicklung der allgemeinen Ideen und der Ausbildung der Anlage dafür zu thun hat, während erstere die allgemeinen von Gott empfangenen Ideen in jeder besondern Form der Religion nachweis't, und die Natur der Anlage des menschlichen Gemüths dafür erforscht. — Um in den Stand gesetzt zu seyn, jede Religionsphilosophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Baco) leiten: Die Philosophie nur obenhin gekostet, führt ab von Gott, ganz erschöpft, führt sie zurück zu Gott. — Die Religion war vor aller Philosophie über sie practisch wirkend vorhanden. — Die Philosophie hat sie als Erscheinung bald erklären, bald begründen wollen. — Die Philosophie erschütterte oft die Religion, doch nicht minder oft wurde sie durch den Glauben besiegt. — In der Religionsphilosophie herrscht oft mehr der grüblerische Verstand, als die besonnene Vernunft; daher war es von jeher die Philosophie oder die Reflexion, welche den Sectenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion selbst dem Begriffe nach auf Duldung hinwies; darum hat auch nie die Religion als solche Verfolgung herbeigeführt, wohl aber die Meinung über sie oder die Religionsphilosophie, in der weitesten Bedeutung genommen. Während der religiöse Glaube des Volks Gott für die Erlösung dankte, ließen die Philosophen den Erlöser kreuzigen, damit seine Auferstehung den Volksglauben bekräftige, und ihre Versuche zur Beförderung der Ehre Gottes leitete. Dieser Versuch ist schon öfter seit der Gründung des Christenthums wiederholt worden, jedoch stets mit gleichem Erfolge. — Im Verhältnisse zum Christenthum nennt man die Religionsphilosophie Philosophie des Christenthums. — Der Zweck der Religionsphilosophie ist: in Sachen des Glaubens, und zwar des innigsten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menschlichen Natur und ihre Gränzen zu bestimmen. Sie soll das vom Kopf getrennte Herz in Einstimmung mit einander setzen, und dafür sorgen, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu seyn, und sich nicht zum bloßen Wissen gestalte. W. L.

Religionsschwärmerei ist eine Ueberspannung des Gefühls und ein Ausschweifen der Einbildungskraft bis zu dem Grade, wo man Einbildung und Träume für wirkliche Thatsachen hält, und sich zu Wünschen und Handlungen verleiten läßt, welche auf Voraussetzung der Wahrheit jener Thatsachen beruhen, und zwar alles dies gedacht in Bezug auf das religiöse Denken und Handeln eines Menschen. Wenn sich der Mensch in diesem Zustande mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beschäftigt, so nennt man es physisch-historische, wenn er sich aber Einbildungen und Ideen hingiebt, metaphysisch-religiöse Schwärmerei. — In der Geschichte der Religionsschwärmerei findet man, daß die practisch-religiöse der theoretisch-anschaulichen, daß das Ausschweifen im Thun und Dichten dem Ausschweifen im Wissen und Speculiren vorangieng. — Unwissenheit und Verachtung gegen sorgfältiges Forschen und gegen Gelehrsamkeit, verbunden mit Entnervung des Körpers, waren stets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, Unwissenheit und üppiger Verschwendung und Entnervung die meisten Schwär-

mer lebten. — Die Religionsschwärmer erhielten oft in den finstersten Jahrhunderten die Rechte des freien und eignen Denkens; in Zeiten der Aufklärung waren sie die größten Feinde des Fortgangs desselben. W. I

Religionsunterricht. Bevor der specielle methodische Unterricht in der Religion erörtert werden kann, ist es nöthig, über Religion und religiöse Erziehung im allgemeinen zu sprechen. — Religion ist Glaube, Liebe, Wahrheit, Hoffnung. Hören wir unsern Luther über Religion als Glaube gedacht. Der Glaube ist nicht menschlicher Wahn noch Traum, was viele für Glauben halten, sondern ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth, Sinn und Kräften, und bringt den heiligen Geist mit sich. O es ist ein lebendig, schäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Glaube ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Solche Zuversicht und Erkenntniß göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Creaturen: welches der heilige Geist thut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu thun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke, sonst bleibest du wohl ewiglich ohne Glauben, du dichtest und thust, was du willst und kannst, nicht, was du sollst. — So wie das eine und ewige Licht des Glaubens, kraft des Geistes Gottes, in dem menschlichen Gemüthe aufgegangen ist, wird die Dunkelheit des Bewußtseyns der Welt und Natur an sich immer mehr vertrieben, und Gott auch in ihnen gesehen und erkannt. — Wie jeder über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten denkt, wie er an Gott glaubt, und in diesem Glauben handelt, kurz nach seinem Glauben an die ewigen und übersinnlichen Dinge und je nachdem derselbe schwächer oder stärker ist, darnach bestimmt sich sein Charakter. Was also Religion dem Volke und in ihm ist, das ist sein wesentlicher Charakter, wodurch es sich von andern Völkern unterscheidet. Dies dient nicht allein zur Vergleichung der Völker des Alterthums und des Christenthums, sondern auch der Völker des Christenthums unter einander. Die beiden Grundformen des Christenthums, protestantische und katholische Religion, haben den Nationalcharakter der neuern Völker entwickelt. Seit dem Christenthume giebt es außer demselben kein tüchtiges und wahrhaftiges Volk, alle andere Familien sind ungesund. — Ohne den lebendigen Glauben, daß in dem Leben in Jesu die einzige Seligkeit sey, kann auch das gesellige Leben nicht entstehen oder gedeihen; wo dies erloschen ist, kann kein kirchliches Leben Statt finden; denn es hat niemand etwas mitzutheilen. Die Liebe zu Christo allein ist auch die Liebe zu unsern Brüdern, und die Seele jedes Vereins mit ihnen. — So wie der Körper auf der Erde als festem sichern Grunde fußt, und das Auge nie fürchtet, von ihr abwärts in den unendlich leeren Luftraum hineinzufallen, noch einen Beweis fodert und einen dafür bedarf, daß der Körper sicher auf dem Boden stehe, sondern wir eben dadurch, daß wir so furchtlos und zweifellos auf der Erde stehen, erst fähig und geschickt werden, uns mit Sicherheit aller Orten hinzubewegen, und die Welt anzuschauen, so fußt der Geist im Glauben als ewig sicherm Urgrunde alles Wissens und Erkennens, alles Handelns und Strebens, ohne je einen Beweis für denselben zu fodern, noch eines zu bedürfen. So wie das Gesetz der Schwere den Menschen unmittelbar, ohne daß er es weiß, noch irgend nie fühlt, an der Erde festhält, so hält der Glaube den Geist fest in einem unmit-

baren Gefühle, in Gemeinschaft und Zusammenhang mit Gott; und beruhend in ihm und auf ihm, geht dem Geiste sodann erst durch die mittelbare Verstandesthätigkeit die sinnliche Welt in ihrem Leben, Werden und Seyn recht auf, und wird ihm verständlich und begreiflich. Im Glauben herrscht das unsichtbare Gesetz des harmonischen Gleichgewichts der Gesammtthätigkeit des Geistes. — Ohne Glauben steht sich der Mensch überall im Wege, und aus der augenblicklichen Einheit der Gedanken und Erkenntnisse, aus dem momentanen Gefühle, selig zu seyn in der Wahrheit, schreckt der Zweifel, die Angst des Begreifens, das Gemüth auf, wie das fieberhafte Zucken der Glieder das Gefühl der Gesundheit stört. — Der Glaube ist der erste unbeweisbare und eben durch seine Erhabenheit über alles Beweisen gerade der sicherste Erklärungsgrund alles Lebens und Seyns: er ist aber nicht etwa ein schwärmerisches Schauen ins Unendliche, Leere, Blaue hinein und hinaus; auch nicht bloß ein seliges Gefühl, wo man mit dem Weltall und seinem Leben identificirt und um in dasselbe hineinzuschwimmen, sich in Luft, Wasser, Licht u.s.w. auflösen möchte: sondern er ist die Uranschauung des menschlichen Geistes von Gott, vom Offenbarseyn Gottes in uns selbst, was, so wie es ist, ganz ohne unser Zuthun, d. h. Offenbarung ist; ein festes Bestehen und Beruhen in ihm, als dem Urgrunde, Schöpfer und Erhalter unsers Seyns und Denkens, so wie alles übrigen. Im Gemüthe des Gläubigen erhebt sich daher nie die Frage, warum Gott so sey und seyn könne, sondern der Geist weidet sich nur immer in der Anschauung seiner, des Unbegreiflichen, Unergründlichen und Unerkennbaren, aber wohl Kennbaren und Wahrnehmbaren, in der Anschauung dessen, der so ist, wie er ist. Das ist das selige Geheimniß des Glaubens, daß er keinen Mangel, keine Beraubung seines Wesens darin fühlt, wenn er sich von Gott und seinem Wesen nicht wie von einem Rechenexempel logisch und dialektisch Rechenschaft geben kann; daß ihm gerade die Anerkennung und Anschauung des Unbegreiflichen die Quelle alles Erkennens und Wissens wird. Der Gläubige weiß, daß durch die möglichste Aufhellung der Natur und Geschichte Gott nicht begreiflicher, sondern nur anschaulicher in seiner Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit werden und seyn würde. — Der Glaube ist nicht eine unendliche Oede und Leere, wohin der eine seine Indifferenz, der andere eine Weltseele, oder moralische Weltordnung und dergleichen Geschöpfe stecken könne, um sie zu erfüllen, sondern der Glaube ist ein lebendiger und erfüllter, weder von Natur, noch durch Reflexion, sondern durch göttliche Offenbarung wurde er erfüllt. — So wie das sinnliche Auge überall vermöge des Horizontes Gränze und Ende sieht, jedoch mit jedem Schritte die Aussicht sich erweitert und die Gränze zurückzieht, im Grunde aber nirgends Gränze und Ende an sich, sondern alle Gränze nur Täuschung ist, so ist es auch mit dem Verstande. Er sieht und begreift und denkt nur immer ein Endliches, setzt Anfang und Ende, Ursache und Wirkung, und muß auch so verfahren. Da nun aber an sich betrachtet, nirgends absolute Gränze, Wirkung und Ursache ist, ist eben der Glaube die Anerkennung jenes unmittelbaren Gränzlosen, Ewigen, des lebendigen Gottes, der durch jeden Fortschritt des Verstandes nur immer mehr in seinem Glauben bestärkt wird, indem er nur immer jede Gränze wieder zerstört und aufgehoben sieht, die die Vernunft sich setzte oder gesetzt glaubte. — Daher ist es die unerlaßliche Foderung des Glaubens und der Religion, die Vernunft, d. h. die Art und Weise und Methode irdischer Kenntnisse, zu verläugnen bei der Kenntniß von Gott und seinem Wesen. — Wie kommt der Mensch zum Glauben?

Der Mensch ist bestimmt, im Glauben an Gott zu leben und zu hand
In und mit diesem Glauben tritt er auch in den Bund mit Gott; d
kraft dieses Glaubens, der nur durch Gott selber in ihm ist, ist er au
der lebendigen Gemeinschaft mit ihm. Die Kirche Christi beweis't s
ihm, dem Einzelnen, schon ihre göttliche Kraft und Gewalt, und läßt
nie ganz wieder los. Aber der zarte Keim des Glaubens, der nur s
Glaube ist, bedarf der Pflege, der Nahrung, der Bildu
und Erziehung. — Durch wen oder was anders, als selbst wieder
durch den Glauben Anderer kann dies geschehen? Was immer sonst
dem Menschen dargeboten werden mag zur Stärkung seines Glaubens
selbst, dieser heilige Geist des Glaubens, löscht gewaltsam Alles aus,
nicht rein allein wieder er selber ist; nur an dem Göttlichen allein kan
das Göttliche erwecken und entzünden. Darum wird auch nun und n
mermehr etwas ausgerichtet in dieser Sache, es sey denn durch fleiß
Gebet zu Gott, daß er uns seinen Geist verleihe, d. h. durch eine s
ke und unüberwindliche Frömmigkeit der Aeltern
Lehrer. Es giebt Zeiten, so wie auch einzelne Menschen, denen G
die Gnade, in ihm zu leben und selig zu seyn, entzieht, und andere, d
er sie gewährt, je nachdem sie darum zu beten verstehen, d. h. den wa
und allein seligmachenden Glauben haben. Stark und mächtig wir
Mensch durch Gott, und unaussprechlich viel vermag er dann auch, s
die, welche schwächern Glaubens sind, sich nachzuziehen und zu gleicher
he emporzuheben. Diesem Geiste, diesem Glauben können wir nich
derstehen, wo er so vertrauungsvoll sich ausspricht; wo ein solcher Gl
lebt im Leben und in der Predigt, da wird sich das Volk versamm
Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt d
das Wort Gottes, d. h. wir sind durch Erziehung
Belehrung zum Glauben gekommen und zum klaren
wußtseyn von Gott gebracht worden. Als Kinder hä
wir an den Lippen der Aeltern und Lehrer, wenn sie von Gott und se
wunderbaren Wesen, von den Schicksalen und Thaten großer und f
mer Menschen, überhaupt von der heiligen Geschichte erzählen; wir
ben und sind freudig erstaunt über den wundervollen Gott und seine
hern Offenbarungen an die Menschheit. So mit der Muttermilch
der Liebe selbst geht Gottes Wort in unser kindliches Gemüth ein, ja
um unsre Wiege klingen heilige Geschichten, und das kaum geschaffen
wird schon gewöhnt, von Gott zu hören. Späterhin nun erz
Aeltern und Erzieher von eignen Wahrnehmungen Gottes, von s
wunderbaren Wegen, und mit Fingern zeigen sie dem Kinde seinen
bungsvollen Rath, und wo Andere nur das Spiel des Zufalls und de
triebe der Naturgesetze erblicken, sehen sie Gott. So wird das
schon früh gewöhnt, anfangs nur gewöhnt zu hören un
glauben vom Allgegenwärtigen, Allerfüllenden, den es doch nicht
von dem Allmächtigen und Allweisen, den es nirgends erblickt.
Gut des Lebens wird als eine Gnadengabe aus seiner Hand genom
aus der Hand, die es nicht schaut. In den Kirchen sieht es die Me
versammelt, alle sind reinlich und festlich gekleidet; die gewöhnliche
schäfte des Lebens und der Werkeltage ruhen; alle sind vereinigt, G
zu dienen, den ihre Augen nicht schauen, zu Einem zu beten, d
nicht sinnlich wahrnehmen. Ja alles, was groß und herrlich son
Kinde erscheinen mag, König, Obrigkeit, Aeltern, Lehrer, alle b
sich hier vor einem noch höhern Könige, der doch immer verborg
ihren Augen bleibt, und ihm danken sie hier für alles Gute, auch f

Böse, ob sie gleich alles selbst in Mühe und Schweiß gearbeitet, und so sich doch alles selbst verdient zu haben scheinen. So lernt der menschliche Geist glauben, und schon so früh sein Sehen, Denken, Dichten und Meinen verläugnen, lernt nicht zweifeln an dem, was er nicht sieht, lernt zuversichtlich wissen, was er hofft. So lernt der Geist glauben ein Ewiges und Unendliches, der immer nur Eins, nur ein Zeitliches und Endliches schauen kann. Der Geist, der alles nur als entstanden und vergehend begreift, wie er es sieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entstanden ist, an ein Wesen und Daseyn ohne vorhergehende Ursache. So verläugnet nun von Jugend an der Mensch seine Vernunft, und lernt das für wahr halten, was seinem natürlichen Wesen im Denken und Dichten widerspricht. Ist nun irgend eine Wahrheit und Lehre, so ist sie dem Menschen erst wahr, weil sie mit dem Glauben übereinstimmt, oder aus ihm hervorgeht, so daß der Gläubige weiß, er würde ohne seinen Glauben gar nichts anders begreifen können. So hat der Geist einen Ruhepunkt, wo er einkehrt, selig zu seyn in der Wahrheit, eine Heimath, wo er die Noth und Mühe des Begreifens ablegen und einen ungetrübten Blick zum Himmel erheben, eine selige Anschauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. So ist denn dem Menschen das ganze irdische Leben gedeutet, und das Räthsel seiner Bestimmung gelöst. Er weiß, von wem er ist, was er hier ist und seyn soll, und weiß, wohin er kommen wird. Vom Vater ist er ausgegangen, was er hier ist, ist er durch den Sohn, und der Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet, führt ihn einst dem Vater wieder zu, wo er Alles in Allem ist. — Das ist aber nicht das Einzige und Wichtigste der Erziehung, daß wir uns geistig so im Denken und Erkennen verläugnen lernen; denn Gottes Wort soll ja in uns nicht als eine Lehre, oder ein Wort, sondern als Kraft seyn und wirken. Darum gewöhnt man auch das Kind schon früh, alles sein selbstiges Begehren, Verlangen und Wollen aus keinem andern Grunde aufzugeben, als weil es wider Gottes Gebot und Willen ist. Alles Unrecht und Böse wird daher durch den Glauben selbst bekämpft, und man lehrt schon das Kind um Vergebung der Sünden bitten, wie man überhaupt dasselbe beten lehrt. Wie unaussprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten der Religion sind, kann man nur dann lernen, wann man es die Religion als ein Gottes Wort lehrt. Hier kann man sehen, was es heiße: im Munde der Unmündigen hat er sich ein Lob zubereitet. Was nun den Unterricht in der Religion im Allgemeinen betrifft, so finden wir durch Natur und Erfahrung bestätigt, daß die Ahnung der Religion am reinsten und unverdorbensten da sich zeigt, wo keine methodische Begriffsentwicklung Statt haben konnte, und daß oft das ungebildet einfache Gemüth ihr Siegel wahrhafter und unverfälschter in sich trage, als der zum Gipfel des Wissens erhobene, vielfältig unterrichtete Geist des methodisch Gebildeten. Diese Erscheinung zeigt uns die Tiefe der menschlichen Natur und die Schranke des wissenschaftlichen Strebens. — Der Unterricht in der Religion erfolge weder zu früh, noch zu spät. Nicht zu früh, d. h. nicht eher förmlich, bevor nicht die Wahrzeichen des Verstandes eintreten: das frühe Lernen der Begriffe und der Dogmen verderbt im Kinde die Religion, sie wird zum Scheine, statt Herzenssache zu seyn. Nicht zu spät, d. h. nicht erst dann, wenn sich in dem Gemüthe Zerstreutheit und Leichtsinn, Selbstsucht und Zweifelsgeist festgesetzt haben; er darf nicht zu spät angefangen

werden, weil die religiöse Idee unter den Sorgen der Erde und die
giöse Hoffnung unter den Widersprüchen der Ereignisse verloren g
wenn sie in keinen guten und tiefen Boden gesenkt ist. Gehören die
ligiösen Vorstellungen nicht zu den ältesten und herrschendsten in
mit denen wir am längsten vertraut sind, welche sich folglich mit uns
Gesammtbildung innigst verschmolzen haben, so nimmt sich
bürgerliche Mensch für die Religion nicht mehr Zeit. — Die erste
giöse, d.h. fromme Lehre ziehe sich das Kind selbst ab — aber aus
Leben frommer Menschen, namentlich der Knabe von dem Vater,
Tochter von der Mutter. Aeltern müssen vor ihren Kindern in ei
unaffectirt frommen Leben wandeln, und ihren Kindern als Kinder
Priester Gottes die Weihe zum Reiche Gottes geben. Die erste
ligionslehre werde den Kindern in der Anschauung
geben: eine Religion in lebendigen, stets gegenwä
gen Beispielen sey also der erste Unterricht in der
ligion. Hierauf gebe man den Kindern die Erzählungen aus de
ten fernen orientalischen heiligen Welt der Bibel in Auszügen, fü
jede verstandene Erzählung einen biblischen Spruch, in welchem die
sultate ähnlicher Erfahrungen, welche die vorher erzählte oder gele
Geschichte vergegenwärtigte, kurz und deutlich ausgesprochen sind
mit in der Zukunft bei der Erinnerung an jene Sprüche zugleich di
für früher angeschauten Thatsachen zur Erklärung derselben dienen
nen (die biblischen Geschichten von Schmidt dürften dafür am zweck
sigsten befunden werden, zunächst diesen die biblischen Geschichten
Hübner mit Sprüchen und Liedern in Schwelm herausgekomm
Ehe also ein Spruch gelernt wird, müssen Aeltern und Lehrer me
wahrhafte Geschichten zum Verständniß des Inhalts des Spr
vorausgeschickt haben; dabei hüte man sich sorgfältig, nie Geschi
zu erfinden oder zu erdichten, nur mit wirklichen Thatsachen bef
de man die Unschuld. Um nun auch außer der biblischen Gesc
das religiöse Leben anderer Familien für den Unterricht in
spruch nehmen zu können, so wähle man solche Bücher, welche wi
che Thatsachen aus dem religiösen Leben der Vergangenhei
Gegenwart zu diesem Behufe enthalten (die Sammlung von Ewa
3 Bänden unter dem Titel: Beispiele des Guten, hat sich
zweckmäßig für diesen Zweck gefunden; sie verdient deshalb Aus
nung, weil der Herausgeber nur wahre Thatsachen aufgenommen
— Aus diesem Gehörten bildet sich im Kinde eine Reihe reli
Vorstellungen von einer nicht bloß mächtigen, sondern auch wohlw
den und strafenden Aufsicht über das Thun der Menschen; beh
sind sie ihm durch die Sprüche geworden, und diese sind nun,
durch die Geschichte verdeutlicht worden, nicht als etwas dem
Aufgedrungenes, sondern als mit Hülfe des Lehrers selbst erwo
Weisheit zu betrachten. — Nächst diesen Erzählungen, welche au
religiösen Leben einzelner Menschen entlehnt waren, gebe ma
Kindern kräftige, kurze historische Skizzen von den Veranstalt
Gottes, die Erde dem Himmel zu nähern; zeige die immer wied
rende Liebe des Vaters im Contraste zu dem Ungehorsam und de
danke des größten Theiles ganzer Familien wider
und suche auch diese Thatsachen durch biblische Sprüche behaltl
machen. Auf diese Belehrungen würde ein Liederkatechismu
zweckmäßige Erweiterung des früher eingeleiteten Spruchkatechi
folgen können. Durch diese Uebungen ist nun die Jugend vorb

gung, in der vorzuführenden Religionsgeschichte jeden, immer gewagten Versuch eine Nation, Gott bestimmt zu denken und zu ehren, dennoch theilnehmend, also ohne Spott, ernst und andachtsvoll zu beurtheilen; man zeige in dieser Geschichte recht deutlich, daß der Mensch weder die wahre Erkenntniß, noch die richtige Verehrung Gottes aus eigner Kraft erlangen und begründen konnte, sondern durch die Liebe des Vaters darin unterstützt werden mußte; diese Geschichte ist vorzüglich dazu geeignet, den Egoismus zu bekämpfen und den Menschen zur dankbaren Demuth zu stimmen. — Mit alle dem, was ich bisher für die religiöse Bildung als zweckmäßig angedeutet habe, glaube ich, ist der Hauptgrundsatz der religiösen Erziehung erreicht; bewirke, daß dein Zögling Gott vor Augen und im Herzen habe, daß er schaue den Unsichtbaren, wie er sich auch an ihm nicht unbezeugt gelassen; nicht ferne von ihm ist, und daß er sich hüte, in keine Sünde zu willigen, noch zu thun wider Gottes Gebot. — Von hier ist nun der Uebergang zu einer vollständigen Lebensgeschichte Jesu Christi geebnet; diese ordne man chronologisch aus allen vier Evangelisten, lasse sie die Kinder aus der Bibel selbst lesen, und füge dazu die praktisch-zweckmäßigsten Erläuterungen: es ist nöthig zu erinnern, die Geschichte Jesu aus den heiligen Urkunden selbst lesen zu lassen, jede andere Quelle ist getrübt. Mit der Lebensgeschichte Jesu beginnt der eigentliche positive Religionsunterricht, dessen Hauptgrundsatz nur seyn kann: Das ist das ewige Leben, daß ihr den, der allein wahrer Gott ist, und den, den er gesandt hat, Jesum Christum erkennet. Fragen wir nun, welche Methode bei diesem Unterrichte zu wählen sey, so kann nur die als die zweckmäßigste betrachtet werden, welche Jesus seinen Schülern selbst vorgeschrieben hat: gehet hin in alle Welt, machet alle Völker zu Jüngern meiner Lehre, und verkündiget das Evangelium allen Menschen. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe. Jeder soll das, was er selbst geworden, wieder an Andern bewirken. Die ersten Schüler sahen ihn leben, dulden und wirken, und hörten ihn reden. Seine Thaten waren die Belege zu dem, was er lehrte, und was er lehrte, das erläuterte ihnen den Grund seiner Handlungsweise, ihren Werth und ihren Zweck, und so konnten sie nicht anders, sie mußten nach und nach erkennen, daß er sey Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Meister von Gott gesandt, der Weg der Wahrheit die da selig macht. Auf dieselbe Weise, die sich an ihnen selbst bewährt hatte, wirkten nun auch die Jünger Jesu auf ihre Schüler. Er und nur er war der Gegenstand ihrer Lehren, ihre Aufgabe war das Gemählde seines Lebens und seines Charakters. Sie hatten ihn geschaut von Angesicht zu Angesicht, ihre Schüler konnten ihn nur mit dem innern Auge schauen; war aber nur ihr Gemählde treu, so durften sie versichert seyn daß wer es geschaut, ergriffen werde von seiner Erhabenheit, daß er ihn lieben, und in Liebe thätig seyn werde. — Nicht die Bruchstücke von Aussprüchen und Reden Jesu, nicht einzelne Scenen aus seinem Leben machen den Leser und Hörer bekannt und befreundet mit ihm, sondern nur die vollständigste und treuste Darstellung desselben. Wie nun die ersten Religionslehrer nicht einzelne Sprüche Jesu citirten, um ihre religiösen Ansichten vorzutragen, und damit zu unterstützen, auch nicht die einzelnen Evangelien eins nach dem andern lesen ließen, sondern das ganze Ge-

mählde seines Lebens vor die Augen ihrer Schüler zu bringen wußten, in welchem jede Rede, jedes Wort erläutert wurde durch die That, welche es begleitete; so soll auch jetzt noch jeder christliche Religionslehrer die große Aufgabe zu lösen suchen, seine Schüler bekannt und befreundet mit Jesu selbst zu machen. Den meisten Kindern, welche von Jesu nur zu plappern wissen, was sie im Spruchbüchlein, Catechismus oder einer dürftigen Erzählung auswendig gelernt haben, fehlt die Erkenntniß von ihm, welche die einzige Quelle des Lebens ist. — Bei dem praktischen Lesen der Lebensgeschichte Jesu muß der Lehrer darauf sehen, a) daß der Schüler das Leben des Göttlichen, als vollendetes Gemählde, als ein Ganzes an- und überschaue; b) dann soll ihm die Lehre desselben, als ein vom Leben getrenntes Ganzes klar werden; c) endlich soll er sich selbst Rechenschaft geben von den Gründen der Wahrheit dessen, was er glaubt, darum, weil er sich von der hohen Würde Jesu überzeugt hat, um durch diesen Glauben das Leben zu haben in seinem Namen: kürzer, er soll zuerst die Lebensgeschichte Jesu, dann die Glaubens- und Sittenlehre Jesu erhalten, und endlich sein eignes Glaubensbekenntniß ablegen; letzteres ist das Werk des Schülers oder die Frucht des Gegebenen, von ihm selbst aber Verarbeiteten. Dieses Glaubensbekenntniß setzen die Schüler auf, oder sie wählen den kleinen Catechismus von Luther zum Dolmetscher desselben, um so eher, weil Luther nichts aufgenommen hat (selbst den Worten nach), als was die Bibel enthält, von seiner Weisheit hat er wohlweislich nichts hinzugefügt. Hätten die nach Luthers Catechismus herausgegebenen Catechismen, Leitfäden, Anleitungen und Lehrbücher eben so ehrlich nur die Schrift sprechen lassen, so würden wir sie zu Führern im Religionsunterricht vorschlagen; allein da dies nicht der Fall ist, so scheint es durchaus unzweckmäßig, durch sie die heiligen Urkunden zu verdrängen, und sie für den Unterricht wählen, ohne deshalb sie verdammen oder ihren besondern Werth mindern zu wollen. — Um den geschichtlich-positiven Unterricht in Verbindung mit dem kirchlich-positiven zu setzen, befolge man die durch die Geschichte angedeutete natürliche Ordnung: nach Vollendung des einleitenden geschichtlichen Religionsunterrichts lasse man den ersten Artikel memoriren: da, wo Jesus das Gesetz Gottes, durch Moses bekannt gemacht, bestätigt, veranlasse man die Kinder, das erste Hauptstück nach vorhergegangener Erklärung zu erlernen; da, wo Jesus die Anleitung zum Gebet giebt, werde das dritte Hauptstück erklärt und memorirt; der zweite Artikel nach Vollendung der Lebensgeschichte Jesu; der dritte nach der Ausgießung des heiligen Geistes; das Abendmahl und die Taufe da, wo die Geschichte Jesu sie als integrirende Theile vorführt. Diese Hauptstücke müssen aber mit der Erklärung Luthers erlernt werden, weil wir bis jetzt noch nicht im Stande sind, eine einfachere Erklärung zu geben, als er uns hinterlassen hat; seine Erklärung bedarf nur einer Verdeutlichung. Die christliche Moral noch besonders vorzutragen, ist in dem eigentlichen Schulunterrichte überflüssig, da die Lebensgeschichte Jesu die lebendigste und individualisirteste Moral selbst ist. — Beim Confirmandenunterricht kann nach diesem vorausgeschickten geschichtlichen Unterrichte den vorzunehmenden Vorbereitungen eine mehr systematische Form sowohl in Hinsicht der Religions- als auch Sittenlehre gegeben, und die Hauptstücke alsdann in der Ordnung durchgegangen werden, in welcher sie Luther in seinem kleinen Catechismus gegeben hat. — Fragt man, ob der Unterricht in der Religion mit der Moral

oder

oder der Religion beginnen müsse, so dient zur Antwort: während die Jugend historisch mit Gott dem Vater bekannt gemacht wird, gewöhne man sie zu einer strengen religiösen Legalität (wo Gott und die Aeltern in seinem Auftrage den Kindern alle Handlungen und Pflichten ohne alle Erörterung befehlen), damit sie dann, wenn ihr Herz und Sinn auf mannichfache Weise, und zuletzt durch Jesus Christus mit Lust und Liebe zum Vater und sein Wort erfüllt worden ist, und sich gleichsam aus innerer Liebe gedrungen fühlt, dem Vater zu dienen und ihn zu ehren, desto leichter das freie liebevolle (oder das moralische) Handeln von ihr ergriffen, und zu ihrem Eigenthume gemacht werden könne; nur eine religiöse Legalität, parallel gehend mit dem Unterrichte, erzieht die Jugend zur Moralität oder zur freiwilligen Ausübung des göttlichen Willens. Man hat die allein herrschende (die andern Unterrichtsformen verdrängende) catechetische Unterrichtsform in der Religion getadelt, und nicht mit Unrecht. Der Tadel trifft aber nicht diese Unterrichtsform als solche an und für sich betrachtet (denn sie muß nicht nur beim Catechumenen- oder Confirmandenunterrichte vorherrschend seyn, sondern auch schon bei dem vorhergehenden Unterrichte hie und da zur rechten Zeit angewendet werden), sondern nur die Alleinherrschaft derselben vom Anfange bis zum Ende des Religionsunterrichts. Zu unserer Zeit, wo man zu Hause selten oder gar nicht in der Bibel liest; wo man auch in Schulen es versäumt, der Jugend die Geschichte Jesu und seiner Apostel im Zusammenhange zu einer evangelischen Ein- und Uebersicht zu erheben, ist die Alleinherrschaft der Catechetik mehr schädlich als nützlich; nur da, wo obige Bedingungen erfüllt worden sind, tritt segnend sie ein und fördernd; denn jede Sache, welche an sich höchst nützlich und nothwendig ist, ist dies nur unter bedingten Verhältnissen; außerhalb derselben gewährt sie nur Nachtheil. Die Alleinherrschaft der Catechetik im Religionsunterrichte ist nur ein Frohndienst der Zeit, und gewährt daher keine Rettung aus der Zeit. — Für unsere gelehrten Schulen ist es höchst nöthig, mehr Zeit auf den echt evangelischen positiven Unterricht zu verwenden, als es gewöhnlich geschieht. Man widme dem Lesen des N. T. zum wenigsten eine gleiche sorgfältige Aufmerksamkeit, eine gleiche Zeitverwendung, als den heidnischen Schriftstellern. In unsern Tagen darf kein protestantischer Schüler das Gymnasium verlassen, er mag nun Theolog, Jurist oder Mediciner werden, der nicht das ganze N. T. in der Ursprache mit seinem frommen gläubigen Lehrer so gelesen hat, daß ihn eine echt evangelische Ein- und Uebersicht ins fernere Leben als bleibendes Eigenthum begleite, welche allein ihn zum Protestanten gegen jede antievangelische Lehre und Handlungsweise erheben kann. Den Theologie Studirenden ist sie in unsern Tagen um so nöthiger, damit sie selbstständiger und protestantischer gestimmt und gesinnt in die Hörsäle der Theologen treten, und um so richtiger beurtheilen können, wer aus Gott ist und seinen Sohn zum Führer, zum Vater erwählt hat. Fast alle, welche die Akademie beziehen, um über das Evangelium die verschiedensten und oft widersprechendsten Ansichten zu hören, ermangeln einer historischen Ein- und Uebersicht der Urkunden des N. T. — So wie man zu den ältesten historischen Urkunden des Rechts zurückgeht, um das gegenwärtige gesellschaftliche Leben der Staaten besser und dauerhafter zu gestalten, so wird es auch nöthig seyn, zu den ersten Urkunden des Christenthums zurückzukehren, wenn das religiöse und kirchliche Leben

unserer Zeit eine dem Geiste des Evangeliums entsprechende Gestalt gewinnen soll. W. L.

Religionsvereinigung, s. d. Art. Union.

Religiosität bezeichnet den durchgreifenden moralischen Charakter, der in allen seinen Verhältnissen gerecht handelt, und zwar aus Liebe zu Gott; ohne diese Beziehung aber nennt man dasselbe Leben Moralität. Die Religiosität verhält sich zur Religion, wie die Moralität zur Vernunft, wie die **Gesinnung der Gewissenhaftigkeit** zum Gewissen, wie die Frucht zur Blüthe; religiöses Gefühl ist das moralische Gefühl auf das Ewige und Göttliche bezogen. W. L.

Reliquien (Ueberbleibsel). Man versteht darunter alles und jedes, was von theuern und wichtigen Personen der Vorzeit den Nachkommen übrig geblieben ist; dahin rechnet man z. B. Theile des Körpers (Knochen, Haare, Nägel), ganze Gewänder, oder nur einzelne Stücken davon; Hausgeräthe (Becher, Tische, Stühle, Bücher u. s. w.). Zu jeder Zeit erhielten solche Ueberbleibsel bei den Nachkommen einen Werth. Vorzüglich versteht man unter diesem Namen alle jene theuren Ueberreste, welche die Kreuzzügler im 11ten und 12ten Jahrhunderte aus Asien nach Europa brachten: dahin gehören z. B. die Schweißtücher, worin der Leichnam Christi gelegt war; Stücke vom Kreuze Christi, von den Umgebungen des Grabes und noch andere Ueberreste von Maria, Joseph und den heiligen Männern der frühern christlichen Kirche. In der ersten Zeit erhielten diese Gegenstände nur einen ausgezeichneten Werth; in der Folge versprach sich der Aberglaube heilsame Wirkungen von dergleichen Ueberresten, und dadurch ward der Grund zu einem entehrenden Betrug und Gelderwerb von Seiten des catholischen Clerus gelegt, und für diese Gegenstände zum Vortheil der Kirchen und Klöster eine beinahe göttliche Verehrung eingeleitet, so daß man einem Splitter vom Kreuze mehr Kraft zutraute, als dem Erlöser selbst. Die römische Kirche hat diesen Aberglauben nicht nur sehr lange genährt, sondern auch noch auf die Ueberreste ihrer canonisirten Heiligen ausgedehnt. — Gesammelte Fragmente aus dem wissenschaftlichen, kunstliebenden und practischen Leben der Vorzeit empfiehlt man öfters auch unter dem Namen Reliquien oder Denkwürdigkeiten. W. L.

Rembrandt van Rhyn (Paul), einer der berühmtesten Mahler und Kupferätzer der niederländischen Schule, wurde im J. 1606 in einer Mühle unweit Leyden, die seinem Vater gehörte, geboren. Sein leidenschaftlicher Hang zur Kunst vereitelte den Plan seines Vaters, der ihn zum Gelehrten bilden wollte, und Paul wurde also zu Jacob von Zwanenburg, einem sonst unbekannten Mahler, in die Schule gethan. Nach Verlauf dreier Jahre, wo er schon große Fortschritte gemacht hatte, kam er nach Amsterdam zu Peter Lastmann, auch soll er später des Johann Pinas und Georg Schooten Unterricht genossen haben. Allein bald kehrte er nach Hause zurück, und arbeitete dort, die Natur als seine alleinige Lehrerin zu Rathe ziehend. Da seine Umgebungen keineswegs geeignet waren, ihn zum wahren Schönen, Hohen und Idealen hinzuleiten, da er täglich nur gemeine Natur vor sich sah, auch die Mängel seiner frühern Erziehung zu verbessern sich nicht angelegentlich seyn ließ, so war es natürlich, daß Rembrandt sich nur an Darstellungen der gemeinen Natur hielt, nur daran Geschmack fand, jedes andere Studium aber vernachlässigte und verachtete. Sein ganzes Leben hindurch behielt er auch diese Ansicht der Kunst und seine Lebensart bei; er ging immer nur mit gemeinen ungebildeten Leuten aus den niedrig-

sten Classen um, und befand sich nur in ihrer Gesellschaft wohl, ungeachtet seine zahlreichen Gönner sich oft genug bemühten, ihn an bessere Gesellschaft zu gewöhnen. Um das Jahr 1630 zog Rembrandt nach Amsterdam, und heirathete eine hübsche Bäuerin aus Rarep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemählde wurden bald außerordentlich gesucht, und die Geldbegier bewog ihn nunmehr, seine bisherige fleissige und ausgeführte Manier zu verlassen, und eine flüchtige, practische Behandlungsart anzunehmen. Er zog nun auch eine Menge Schüler, deren Unterricht er sich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm ritoccirt, für seine eignen verkaufte. Seine Habsucht hat zu mancherlei Irrthümern über sein Leben Anlaß gegeben; denn so hatte er z. B. mehrere Blätter, so er geätzt, aus Venedig datirt, um sie verkäuflicher zu machen, und dies hat seine Biographen veranlaßt zu glauben, Rembrandt sey im Jahr 1635 und 1636 wirklich in Venedig gewesen. Allein er hat Amsterdam nie wieder verlassen, ungeachtet er immer drohte, aus Holland wegzugehen, um die Kunstliebhaber eilen zu machen, noch etwas von ihm zu besitzen. Schon ums Jahr 1628 legte er sich eifrig auf die Aetzkunst, und brachte es darin bald zu der größten Vollkommenheit. Seine radirten Blätter wurden eben so sehr geschätzt, als seine Gemählde, und sein niedriger Geiz suchte ihre Preise immer höher zu treiben. Er bediente sich dabei mehrerer, auch in den neuesten Zeiten von berühmten Kupferstechern angewendeten Kunstgriffe. Er verkaufte z. B. halb vollendete Blätter, vollendete dann die Platte, brachte späterhin, wenn diese abgenutzt war, einige kleine Veränderungen darin an, und verkaufte so dieselben Arbeiten zum dritten und vierten Mal, kaufte in Versteigerungen oder sonst unter der Hand seine Blätter selbst auf, ließ sie von seinem Sohne heimlich, und als wenn er sie seinem Vater entwendet, wieder ausbieten, u. d. m. Auf solche Weise, und durch eine ärmliche Lebensart, hatte sich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach seinem, im Jahr 1674 erfolgten Ableben sein Sohn Titus erbte, welcher zwar von seinem Vater für die Kunst erzogen worden war, allein darin nicht weit vorgeschritten und ganz unbekannt geblieben ist. Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Mahler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfodernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Drapperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler vom Anfang an dazu an; allein was für Modelle dies gewesen seyn mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar die Extremitäten, Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drappirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, und zierte da-

mit seine Modelle, nach diesen aber seine Gemählde damit aus. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung sogar bei Porträts, und die Drappirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin zu finden glauben. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Caricaturen; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksklasse u. s. w. Dahingegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Mahler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und originelles Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von Wahrheit ohne Gleichen. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so den Effect hebt. Ueberhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Oeffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. Seine Gemählde, deren es eine große Anzahl giebt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emmaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eignes und seiner Frau Porträt, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (im pariser Museum), dann Simson und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes, aber fast noch vortrefflicheres Gemählde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Porträt seiner Mutter und sein eignes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Porträt (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eignes und das Porträt seiner Mutter und Tochter, ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Salzdahlen). Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft mahlerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eines derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Uitenbogaard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium. Im Münzwesen bezeichnet Remedium die Beschaffenheit des zu vermünzenden Metalles, wo es minder fein (Remedium

am Korn) und minder schwer im Gewicht (Remedium an Schrot) gemacht wird. In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird. Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt dies Remedium Läuterung; geschieht es aber bei höherer rechtlicher Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jacob Arminius, daher auch die Mitglieder dieser Religionsgesellschaft Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Herrmann, und war 1560 zu Oudewater geboren. Sein Vater, der ein Messerschmidt war, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leyden, wo er sechs Jahre nach einander den Unterricht des Lambertus Donäus genoß. Von Leyden ging er nach Genf, hörte Beza, und erwarb sich zu Basel die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verdorbenheit und geheimnißvolle Bosheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst gestand, sie habe alle seine Vorstellungen davon übertroffen. Im Jahre 1588 wurde er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 wurde er Professor der Theologie zu Leyden, und starb den 19ten October 1609. Den Namen Remonstranten erhielt diese Gesellschaft von der Schrift, in welcher sie ihre Meinung von der Gnadenwahl, in fünf Artikeln abgefaßt, übergaben, und dieselbe remonstrantiam überschrieben. Der Inhalt dieser fünf Artikel ist folgender. Der Hauptgegenstand, worüber der Streit und die Trennung der Remonstranten von der allgemeinen reformirten Kirche entstanden, war die Lehre von der Prädestination. Den Irrthum der Reformirten in dieser Lehre suchten sie an den genannten fünf Artikeln zu bestreiten. Sie behaupteten erstens, daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt habe; er sey aber nicht unbedingt gefaßt worden, sondern Gott habe die Bedingung hinzugefügt: er wolle alle diejenigen selig machen, welche an Christum glaubten; die Ungläubigen hingegen verdammen. Zweitens, daß Christus für alle Menschen gestorben, und allen durch seinen Tod die Versöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieselbe Niemand erlangen, es sey denn, daß er an ihn glaube. Drittens, daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eignen Kräften haben könne; sondern er müßte von Gott in Christo durch den heiligen Geist wiedergeboren werden, wenn er dazu gelangen wollte. Viertens, daß man zwar ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sey; denn alle unsere guten Werke hätten ihren Ursprung in derselben: desungeachtet, wenn man auf die Beschaffenheit ihrer Wirkung sehe, könnte man nicht behaupten, daß man sich ihr stets widersetzen und ihren Einfluß verhindern könne. Fünftens, daß die Gläubigen so viel Kräfte hätten, vermöge deren sie wider den Satan, Sünde, Welt und ihr eignes Fleisch streiten und den Sieg erlangen könnten, und zwar durch den Beistand des heiligen Geistes. Dieses ist der reine und echte Inhalt der Lehre des Arminius oder der Gesellschaft der Remonstranten. Von diesen frühern Re-

monstranten muß man sorgfältig die spätern unterscheiden, welche bei diesen fünf Artikeln nicht stehen blieben, sondern noch weiter in ihrem Kampfe gegen die allgemeine reformirte Kirche fortschritten. Da noch vor den arminianischen Streitigkeiten mehrere Schriften des Socinus hie und da in Holland heimlich verbreitet worden waren, und namentlich bei dem größern Theile der vorzüglichsten Gelehrten, welche fast alle Mitglieder der Remonstranten waren, Eingang gefunden hatten, so war es sehr natürlich, daß die spätern Remonstranten in vielen Stücken mit den Socinianern, oder den frühern Rationalisten übereinstimmten, und daher des völligen Socinianismus beschuldigt wurden. — Die Staaten von Holland gaben 1614 eine Verordnung, nach welcher beide Parteien, die Remonstranten und Gegenremonstranten, sich mit einander in Liebe und Friede vertragen sollten. Da beide Parteien aber die Gültigkeit und Ungültigkeit eines solchen Decrets von Seiten der Obrigkeit in Kirchenangelegenheiten in Zweifel zogen, so wurde, um die dadurch entstandenen gegenseitigen Unruhen beizulegen, im Jahre 1618 vom 13ten November bis 1619 den 9ten Mai die berühmte dordrechtsche Synode in 154 Sizzungen gehalten. Höchst bemerkenswerth ist der Ausspruch dieser Synode. Sie wies erstlich der Vernunft in der Furcht Gottes den Platz an, der sich für eine M a g d schickt; sie nahm die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen, und erklärte mit frommer Demuth und theologischer Consequenz: die Prädestinationslehre ist hart, sehr hart, aber wir können nicht helfen; fest stehe der Ausspruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerstrebenden Welt. — Die Reformirten oder Gegenremonstranten gewannen durch diese Synode die Oberhand über die Remonstranten, weil erstere auf dieser Synode Kläger und Richter zugleich waren. Die Remonstranten haben das willkührliche, grausame und ungegründete Verfahren dieser Synode ans Licht gestellt, und bis jetzt haben die Reformirten diesen Beschuldigungen nicht widersprochen. Obgleich die Arminianer sich dem strengen Urtheile (daß ihre Behauptungen Irrthümer wären) der Synode unterwerfen mußten, so unterließen sie doch nicht, ihre Lehren in Schriften zu rechtfertigen. — Nach dieser Synode sah es in Hinsicht des Bestandes dieser Familie wirklich bedenklich aus; dazu kam noch, daß sich mehrere der Remonstranten der Theilnahme an der Verschwörung gegen den Prinzen Moriz schuldig bekennen mußten. Einige Prediger aus der Gemeinde reichten aber bei dem Prinzen eine wohlgegründete und nachdrückliche Vorstellung ein, in welcher sie zeigten, daß die Schuld einiger Mitglieder nicht der ganzen Gemeinde zugerechnet werden könnte. Diese Vorstellung hatte ihre gute Wirkung; denn der Prinz Moriz überwand nicht nur selbst seinen gefaßten Zorn, sondern vermochte auch seine Umgebungen durch sein eignes Beispiel, eine mildere Behandlung den Remonstranten angedeihen zu lassen. Nachdem dieser Prinz 1625 gestorben, erhielten sie von dessen Bruder Heinrich durch ein besonderes Decret die Erlaubniß, sich in allen Orten und Städten Hollands aufzuhalten, und Kirchen und Schulen anzulegen; letzteres geschah namentlich in Rotterdam und Amsterdam. In Amsterdam stifteten sie ein Gymnasium, um sich ihre Lehrer selbst zu bilden; diese Anstalt machte sich sehr berühmt. Die Gemeinden zu Rotterdam und Amsterdam waren die stärksten. — Sie bemühten sich nicht, ihre Glaubensgenossenschaft zu verstärken, wer zu ihnen überging, war nicht verpflichtet, ihr Glaubensbekenntniß anzunehmen, wenn er sich nur erklärte, er sey dem allgemeinen christlichen Glauben nach dem apostolischen Symbolo zugethan, und wolle nach Christi Gebot sein Leben führen.

Ihr öffentlicher Gottesdienst war dem der Reformirten fast durchgehends gleich, nur daß sie in der Taufe, bei welcher die Reformirten von den Aeltern des Kindes ein Bekenntniß fodern, daß ihre Lehre wahr sey, und sich versprechen lassen, das Kind darin zu erziehen, die Aeltern bloß ermahnten, daß sie ihr Kind in der christlichen Religion sollen unterrichten lassen, ohne eine besondere Gemeinde zu nennen. Auffallend ist es, daß, so lange sie gedrückt und verfolgt wurden, ihre Gesellschaft sehr zahlreich war; sobald sie aber Freiheit und Ruhe erlangt hatten, die Zahl der Mitglieder mehr ab- als zunahm. Die wichtigsten und gründlichsten Nachrichten darüber findet man in Walchs historischer und theologischer Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche außer der evangelisch-lutherischen Kirche entstanden sind, 1734 in Jena herausgekommen, 3te Thl. W. L.

Remscheid, ein Dorf und Kirchspiel im preußischen Herzogthum Berg. Das Dorf selbst hat nur ungefähr 100 Häuser, das Kirchspiel überhaupt aber, welches 2 — 3 Stunden im Umfange hat, zählt beinahe 6000 Menschen, hat zwischen 50 und 60 sogenannte Höfe, und in denselben ungefähr 90 Handlungsfabrikhäuser. Ein Theil dieser Kaufleute hat große Fabriken von Sensen, Sägen, Feilen und andern eisernen und Plantage-Geräthschaften, die selbst zum Gebrauche der westindischen Colonien in großer Menge ausgeführt werden; und ein anderer Theil besitzt eigene Breit-, Reck- und Stahlraffineriehämmer, mit deren Producten ein- und ausländische Eisen- und Stahlfabriken versorgt werden. Die remscheider Waaren gehen nach allen Gegenden der Welt, und viele Handlungshäuser zu Remscheid treiben auch einen höchst bedeutenden Handel mit andern deutschen und fremden Fabrikwaaren. Remscheid ist ein an Naturproducten sehr armer, unfruchtbarer District. Eisen, Stahl, Holzkohlen und andere, für die Fabriken erfoderliche Gegenstände müssen von andern Orten hergeliefert und angekauft werden. Die Zahl der Sensen, welche jährlich in Remscheid verfertigt und nach Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland, Amerika u. s. w. ausgeführt werden, beträgt regelmäßig auf 400,000 Stück. In den Pflanzungen der holländischen Colonien giebt man den remscheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug, und sie sind auch fast allein in Gebrauch.

Remus, der Zwillingsbruder von Romulus, dem Stifter Roms, bei dessen Gründung Remus in einem Streit mit dem Bruder von Bruderhand erschlagen fiel. (S. d. Art. Romulus.)

Renegaten, mit diesem Wort, das mit Religionsverläugner gleichbedeutend ist, werden besonders die der christlichen Kirche Abtrünnigen benannt, welche zum Koran übertreten. Häufig ist bei den Renegaten Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlung, seltener — jedoch ehedem mehr als noch jetzt — der Zwang und die Ueberredung, die man den Bekennern des Islam lange Zeit anschuldigte, angewendet zu haben bei gefangenen oder unter ihnen wohnenden Christen, sie zum Uebertritt zu ihrer Religion zu bewegen.

Reni (Guido), der anmuthigste und gefälligste Mahler, welchen Italien je hervorgebracht hat, wurde zu Bologna im Jahre 1575 geboren. Sein Vater wollte ihn anfangs der Musik widmen, wozu er Talent zeigte; allein er bemerkte bald ein noch größeres in dem Knaben schlummerndes Talent zur Mahlerei, und übergab seinen Sohn daher dem Unterricht des in Bologna damals in großem Ansehen stehenden niederländischen Mahlers, Dionysius Calvart. Dieser hatte daselbst eine Schule für junge Künstler errichtet, aus welcher die größten Meister jener Zeit hervorgegangen sind. Guido soll dort vorzüglich viel nach Albert Dürers

Werken studirt haben; dies wird wahrscheinlich, wenn man manche von seinen frühern Arbeiten betrachtet, und darin, besonders in den Gewändern, dann und wann eine Aehnlichkeit mit den dürerschen Gewändern, jedoch auf italienische Weise behandelt, findet. Unterdessen hatten die Caracci eine eigne Schule in Bologna gebildet, welche mit Calvarts Schule rivalisirte, und nicht allein durch ihre Neuheit, sondern weil sie wirklich einen bessern Geschmack in der Kunst wieder einzuführen bemüht war, jene zu verdunkeln anfing. Auch Guido verließ als ein Jüngling von zwanzig Jahren des Calvart Schule, und ging zu den Caracci über. Diesen gab er bald Gelegenheit, sein Talent und sein Streben nach etwas Außerordentlichen zu bewundern, ja es soll sogar Annibal Caracci auf den Beifall, welchen Guido durch seine jugendlichen Arbeiten schon einzuernten anfing, eifersüchtig geworden seyn. Die Begierde Guido's, die Kunstschätze Roms, von denen er so viel gehört hatte, mit eignen Augen zu schauen, ließ ihn jedoch nach Verlauf einiger Zeit auch deren Schule wieder verlassen, und mit zwei seiner Mitschüler, dem Domenichino, der in seinen Werken das Edle und Höhere suchte, und dem Albani, welcher Guido's Nebenbuhler in der Anmuth und Lieblichkeit seiner Gemählde wurde, nach Rom eilen. Um diese Zeit fing Guido an, nachdem er einige Gemählde des wegen seiner kräftigen affectvollen (jedoch unedlen und gemeinen) Manier damals über die Maßen bewunderten Caravagio gesehen hatte, dessen Behandlungsart nachzuahmen. Der Beifall der Menge lockte den Guido wohl hauptsächlich dazu, denn seinem Charakter war diese Manier eigentlich wenig anpassend. Sein Ruf verbreitete sich binnen kurzem allgemein, und bewog den Cardinal Borghese, für die Kirche delle tre Fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus von ihm mahlen zu lassen. Die kräftige Manier, in der dieses Bild und mehrere andere aus derselben Zeit gearbeitet sind, und welche dem Guido nicht lange eigen blieb, erhöhte seinen Ruf immer mehr; und als der Cardinal Borghese die durch Morghens trefflichen Stich bekannte Aurora durch ihn hatte vollenden lassen, wurde die Bewunderung für ihn allgemein. Papst Paul V. ertheilte um diese Zeit Guido den Auftrag, eine Capelle auf Monte Cavallo mit Scenen aus dem Leben der Maria auszuschmücken. Und da Guido auch diesen Auftrag zur Zufriedenheit des heiligen Vaters ausgeführt hatte, überdies von demselben ihm die Auszierung einer andern Capelle in St. Maria Maggiore anvertraut wurde, so bekam er binnen kurzem eine so große Menge Bestellungen, daß er sie alle zu vollenden nicht im Stande war. Aus dieser Periode sind unter andern wohl auch seine Fortuna, die Porträts Sixtus V. und des Cardinals Spada. Man kann drei verschiedene Manieren für Guido's Mahlereien annehmen. Die erste ist die affectvollste, und begreift die Gemählde, welche der Behandlungsweise der Caracci und besonders der des Caravagio ähnlich sind. Starke Schatten, enggeschlossene Lichter, ein kräftiger markiger Pinsel, kurz das Hinarbeiten nach großem Effect zeichnen die in der ersten Periode gefertigten Arbeiten aus. Die zweite Manier bildet den völligen Gegensatz der ersten, und wurde von Guido auch als Gegensatz der Arbeiten des Caravagio, mit dem unser Künstler in steten Zwistigkeiten lebte, aufgestellt. Sie zeichnet sich durch helle, schattenlose Färbung, durch einschmeichelnde, gefällige, doch mitunter auch oberflächliche Behandlung aus, und ist dem Guido ganz eigenthümlich. Seine obgedachte Aurora bildet schon den Uebergang oder vielmehr Uebertritt aus der ersten in die zweite Manier. Eine dritte Periode datirt sich von der Zeit an, wo Guido anfing, eilfertig und schnell

zu arbeiten, und mehr auf Geldverdienst als auf seinen Ruhm bedacht war. Sie zeichnet sich durch grünliche, graue und überhaupt unnatürliche Färbung, durch nachlässige und flache Behandlung aus. Diese letzte Manier bemerkt man ganz vorzüglich in der großen Fahne mit dem Schutzheiligen von Bologna, mehr oder minder in andern Gemählden, deren eine große Menge dieser Periode angehören. Wir kehren zur Lebensbeschreibung unsers Künstlers zurück, und erwähnen zunächst, daß Guido unter der Regierung des Papstes Urban VIII. mit dessen Zahlmeister, dem Cardinal Spinola, wegen der Bezahlung für eines seiner Gemählde sich entzweite, schnell Rom verließ und nach Bologna ging. Daselbst hatte er bereits unter andern Gemählden für das Haus Sampieri seinen heil. Petrus und Paulus, für die Dominicanerkirche aber den Kindermord gemahlt, und war jetzt im Begriff, die Capelle dieses Heiligen mit Gemählden auszuzieren, als er nach Rom zurückberufen, dort mit Ehrenbezeigungen überhäuft und vom Papste selbst aufs liebreichste empfangen wurde. Bald aber erfuhr Guido in Rom neue Unannehmlichkeiten, und da er auch in Neapel, wohin man ihn berief, wegen der Verfolgungen der dortigen Mahler gegen alle Ausländer von Verdienst, sich nicht sicher glaubte, so kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, und verließ diese nie wieder. In Bologna vollendete er jene obgedachte Capelle, mahlte zwei schöne Bilder für die Kirche de' Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt der Maria, und eine Menge anderer für sein Vaterland und das Ausland, besonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden sein heil. Michael für die Capuciner, seine Geschichte des heil. Benedict für das Kloster St. Michele in Bosco, Helena und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Herkules, eine Verkündigung, der heil. Sebastian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen, ein Christusknabe auf dem Kreuz schlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, das letzte Gemählde aus seiner ersten Manier (in der kaiserlichen Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdalene (in der lichtensteinschen Sammlung), eine Himmelfahrt, eines seiner schönsten Bilder, ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangelist, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Christus, welcher der Maria erscheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semiramis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresdner Gallerie). Schon in Rom hatte Guido eine eigne Schule errichtet, in Bologna vergrößerte er dieselbe so weit, daß man die Zahl seiner Schüler auf zweihundert schätzt. Ueberhaupt fing er bald an, auf Mittel zu sinnen, sich so viel Geld als möglich zu erwerben. Er arbeitete eilfertig, gewöhnte sich an eine ganz practische, unausgeführte und manirirte Behandlung, wurde nachlässig, ließ manches durch seine Schüler ausführen, und, von ihm ritoccirt, für seine Arbeit verkaufen. Und alles dieses bloß, um seinem leidenschaftlichen Hange zum Spiel zu fröhnen, welches ihm ungeheure Summen kostete, ungerechnet die Zeit, die er unnützer Weise damit verbrachte. Guido verlor oft mehr in einer Nacht, als ihm Monate lange Arbeit eingebracht hatte; oft schickte er, um nur Geld zum Spiel, oder nach großen Verlusten zum Lebensunterhalt zu bekommen, insgeheim Gemählde für einen geringen Preis zum Verkauf umher, die er sonst wohl für beträchtliche Summen nicht abgelassen hätte; er vollendete dann in der Eil Arbeiten, denen nur sein Name Käufer verschaffte. Er fiel deshalb auch oft in die Hände böser Gläubiger, war immer in Geldverlegenheiten, und diese stete Sorge, so wie seine Leidenschaft selbst nagten an seiner Gesundheit. Zuletzt drängten

ihn die Gläubiger so heftig, daß er in eine Art Melancholie verfiel, sein Blut erhitzte und ihn bald durch ein bösartiges Fieber dahin raf[ft]. Er starb im J. 1642, und wurde in der Kirche St. Domenico in [Bo]logna begraben. Guido war von sanftem und liebevollem Charakt[er,] bescheiden, im Umgang angenehm, nur als Künstler stolz, empfind[lich] und unfähig, von irgend einem Großen eine übermüthige Handlung [zu] erdulden. Stets arbeitete er mit einer Art von Würde und Gra[vi]tät, behielt den Hut dabei selbst in Gegenwart des Papstes auf d[em] Kopfe und den Mantel auf der Schulter, umgeben von einem Hof, [den] seine Schüler bildeten, und hielt überhaupt immer auf einen gewiss[en] Anstand. Betrachten wir die einzelnen Erfodernisse der Kunst näh[er,] so finden wir zuerst seine Zeichnung nicht immer richtig, selten kräf[tig] und grandios, seine Stellungen ohne große Wahl, bisweilen nicht ei[n]mal natürlich. Dagegen hat seine Zeichnung eine ihm eigenthümlic[he] Grazie und Lieblichkeit, die mehr in der Behandlung des Ganzen a[ls] der einzelnen Theile besteht, ja man muß auch dies eigentlich nur a[uf] seine Köpfe einschränken. Seine Gedanken sind gewöhnlich, wohl g[e]gemein, die Anordnung des Ganzen selten gut, daher auch seine gr[ö]ßern Compositionen weit weniger Wirkung machen, und weniger g[e]schätzt werden als seine Werke von kleinerm Umfange, besonders sei[ne] Halbfiguren, deren man eine große Anzahl findet. Der Wurf sein[er] Gewänder hat viel Schönes und ist meist wahr und leicht; nur fehlt e[s] ihnen oft an Harmonie mit dem Ganzen, und an dem Charakter d[er] Substanz, woraus sie bestehen. Einen hohen, würdevollen, mannich[]faltigen, bestimmten Ausdruck darf man eigentlich in seinen Werke[n] nicht suchen; aber eine Zartheit und Sanftheit, Lieblichkeit und Grazi[e,] die der Menge gefällt, eben weil sie weniger tiefes Gefühl verräth un[d] verlangt, ist fast allen seinen Werken gleich eigen. Dadurch erklärt sic[h] denn sogleich, warum ihm Männergestalten, worin Kraft und Festig[]keit dargestellt werden sollen, selten und mehr in seiner frühern Period[e] gelangen. Ganz an seinem rechten Platze aber war Guido, wenn er ju[]gendliche, besonders weibliche Gestalten bildete. In ihnen zeigt sic[h] sein feines Gefühl für alles, was nur anmuthig, hold und zart genann[t] werden kann, vor allen aber spricht sich dieses Gefühl in den gen Him[]mel gerichteten Augen seiner Magdalenen und Madonnen aus. Diese haben oft mehr Holdes und Reizendes, als Raphaels weibliche Figu[]ren, und sind meist zarter und feiner gebildet, aber ihr Charakter ist weniger tief, die Dauer des Eindrucks, den sie machen, daher auch nicht so bleibend. Guido entlehnte den Ausdruck seiner weiblichen Figuren, vorzüglich der Magdalenen und Madonnen, von den Köpfen der Töchter der Niobe, jener vortrefflichen Gruppe von Statuen des Alterthums, deren Charakter, auf eine geistreiche Weise verschiedenar[]tig modificirt, er überall anzubringen wußte. Nach jenen Vorbildern vorzüglich, aber auch nach Raphael, Correggio und andern großen Mei[]stern hat Guido fleißig studirt und sie zum Muster seiner Arbeiten ge[]nommen. Sein Colorit ist, wie schon oben gedacht worden, zwar sel[]ten wahr, sondern fällt oft ins Gelbliche, noch häufiger aber ins Grün[]liche und Silbergraue, ist aber doch meist angenehm und zeugt von der großen Leichtigkeit und Meisterhaftigkeit seines Pinsels, von einer breiten, festen und markigen Behandlung, welche aber freilich in Ma[]nier ausartete. Guido hat nicht allein in Relief, sondern auch einige Statuen gearbeitet, und eine ziemlich starke Anzahl Blätter eigenhän[]dig radiert, welche mit einer leichten zierlichen Nadel behandelt sind

und sehr geschätzt werden. Fast ließe sich behaupten, daß seine Zeichnung in diesen Blättern richtiger und edler sey, als selbst in seinen Gemählden. Guido hat eine große Menge Schüler gezogen, welche alle mehr oder minder seiner Manier treu blieben; unter ihnen zeichnen sich vorzüglich aus Guido Congiagi, Simone Cantarini Pesarese, Francesco Ricchi, Andrea Sireni, Giovani Sementi, G. Bat. Bolognini. B.C.

Rennel (James). Dieser berühmte Geograph ward 1742 zu Chudleigh in Devonshire geboren, wo seine Familie in gutem Ansehen stand. Er besuchte eine benachbarte Schule und trat in einem funfzehnjährigen Alter als Midshipman in den Seedienst. Während des siebenjährigen Krieges zeichnete er sich durch Unternehmungsgeist, besonders bei der Belagerung von Pondichery, aus. Auf den Rath eines Freundes, der in dem India House von Einfluß war, verließ er im J. 1766 den Seedienst, und trat als Ingenieurofficier in den Militärdienst der Compagnie. Die erste Arbeit, womit er vor dem Publikum erschien, war a Chart of the Bank and Current of Cape Lagullas, wofür er zum Generalvermesser von Bengalen ernannt wurde. Bald darauf gab er seinen Atlas von Bengalen heraus, dem eine Nachricht vom Ganges und Burramputer (in den Philosophical transactions) folgte. Diese Schrift erwarb dem Verfasser einen solchen Ruhm, daß er einstimmig zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft gewählt wurde. Um das Jahr 1782 kehrte er nach Europa zurück, und gab sein berühmtes Memoir of a Map of Hindostan heraus. Als die asiatische Gesellschaft gestiftet wurde, nahm Rennel den wärmsten Antheil daran, und gab mehrere schätzbare Beiträge, wiewohl anonym, zu ihren Schriften. Im Jahr 1798 half er dem unglücklichen Mungo Park bei der Herausgabe seiner Reise; für die afrikanische Gesellschaft unternahm er mehrere Arbeiten zur Verbesserung der Geographie dieses Welttheils. Das große Werk des Doctor Vincent über die Reise des Nearchus sowohl als dessen Werk über den Periplus verdanken ihm manchen wichtigen Aufschluß. Von seinen eignen Werken verdienen noch angeführt zu werden: The geographical System of Herodotus explained und Observations on the topography of the plain of Troy.

Rennes, vormals die Hauptstadt von Bretagne, und jetzt die des Departements der Vilaine und Ille. Sie liegt an dem Zusammenfluß dieser beiden Flüsse, und auf dem erstern können Barken bis an die Stadt schiffen. Ueber die Vilaine sind auch drei Brücken gebaut, von denen die schönste (le Pont-neuf) die obere mit der untern Stadt verbindet. Obgleich ein Theil der Stadt neu und schön angelegt ist, so sind doch die Häuser zu hoch und die Straßen zu eng. Sie hat über 25,000 Einwohner, ist der Sitz eines unter dem Erzbischofe von Tours stehenden Bischofs, eines seit 1809 zur großen Universität gehörigen Lyceums, und des commandirenden Generals der dreizehnten Militärdivision. Die Kathedralkirche und der ehemalige prächtige Parlamentspalast sind sehenswürdig. Bedeutende Manufacturen von Wollenzeugen, Hüten, Strümpfen, Leder, Segeltuch ꝛc. und der Handel mit Getraide, Flachs, Hanf, Schlachtvieh u. s. w. gewähren den Einwohnern reichliche Nahrung. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar.

Rens oder Rense, ein in dem preußischen Großherzogthum Niederrhein, unweit Coblenz, gelegenes Städtchen, berühmt durch den nahe dabei befindlichen, nun größtentheils zertrümmerten, Königsstuhl, ein rundes, auf sieben Bogen ruhendes Gewölbe von Quadern,

zu dem eine steinerne Treppe hinaufführte und auf dem sich sieben Sitze befanden. Hier hielten ehedem die sieben deutschen Churfürsten ihre vorläufigen Berathschlagungen über die Wahl der römisch-deutschen Kaiser und Könige. Der Bürgerschaft von Rens Obliegenheit war, dies Gebäude stets in baulichem Stand zu halten; dafür genossen sie das Marktrecht zu Coblenz.

Renten werden alle die Einkünfte genannt, die nicht eine Frucht persönlicher Industrie, nicht eine Belohnung für Amtsarbeiten sind. Es gehören daher unter die Benennung von Renten die Zinsen ausgeliehener Capitale, die Pacht und Miethgelder von Grundstücken, Erbzinsen und dergleichen. Zu diesen verschiedenen Arten von Renten gehören auch noch die Leibrenten, die der Besitzer derselben auf seine ganze Lebenszeit zieht für ein dagegen deponirtes Capital, das nach seinem Tode dem anheimfällt, der die Leibrenten zahlte. (S. den Art. Leibrenten.)

Repnin (Fürst Nicolai), russisch-kaiserlicher Generallieutenant und Generaladjutant, Ritter mehrerer russischen und fremden Orden, ist der älteste Sohn des Generals Fürsten Wolkonsky, Gouverneurs von Orenburg. Seine Mutter, Tochter des verstorbenen Feldmarschalls Fürsten Repnin, bekleidete mehrere Jahre bei der Großfürstin Catharine, Gemahlin des Königs von Wirtemberg, die Stelle einer Oberhofmeisterin. Ihr Vater, der durch seine ruhmvollen Feldzüge gegen die Türken, durch seine Ambassaden in Constantinopel im J. 1775 und Warschau berühmt gewordne Großvater des Fürsten Repnin, nahm, da er kinderlos war, seinen Enkel an Kindes Statt an, und vererbte ihm mit seinem Namen seine beträchtlichen Güter. Die Brüder des Fürsten führen daher noch ihren väterlichen Namen Wolkonsky. — Fürst Nicolai Repnin wurde unter den Augen seines Großvaters erzogen, er begleitete ihn nach Berlin, wo der Feldmarschall als Ambassadeur extraordinaire im Jahr 1798 auftrat. In einer solchen Schule konnte der junge Fürst, der damals Husarenofficier war, sich nicht anders als vielseitig vortheilhaft entwickeln. Das Vorbild und die Leitung seines erlauchten Großvaters äußerten auch bald den günstigsten Einfluß auf den jungen Fürsten, der mit großem Ernst, oft mit Strenge zur Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Dienstpflichten angehalten wurde. Im Fache der Mathematik, Algebra, Geschichte, Geographie und Statistik, in den lebenden Sprachen, und allen dem Offiziere und Staatsmanne erfoderlichen Kenntnissen zeichnete er sich bald vorzüglich aus. — Schon jung war der Fürst, wie der größte Theil des russischen Adels, in den Dienst der russischen Leibgarden eingetreten. Nach dem Tode seines Großvaters bewohnte er abwechselnd Petersburg, Moskau, und bereis'te seine beträchtlichen Güter. In Moskau vermählte er sich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts mit der ältesten Tochter des Geheimen-Raths, Grafen Alrei Rasumowsky, jetzt Ministers der öffentlichen Aufklärung. Seine Gemahlin, geistreich, gebildet, von dem liebreichsten, edelsten Charakter, schenkte ihm mehrere Kinder, von denen jetzt noch drei, die älteste und jüngste Tochter, das mittelste ein hoffnungsvoller Sohn, am Leben sind. — Beim Ausbruche des Kriegs 1805 verließ der Fürst, der damals Oberster der Chevaliergarde war, seine geliebte Familie und sein Vaterland, um den Feldzug gegen den allgemeinen Feind mitzumachen. In der Schlacht von Austerlitz, den 2ten Dec. 1805, ward er bei einem Cavallerieangriff des Garderegiments, das er commandirte, am Kopfe verwundet, er ward vom Feinde um-

igt und gefangen genommen. Anfangs sollte er nach Frankreich transportirt werden; da seine Wunde ihn aber bis zum Abschluß des Friedens in Linz zurückhielt, wohin seine Gemahlin voll sorgender Liebe geflogen war, um ihn zu pflegen, so erfolgte bald die Auswechslung. Die in diesem Feldzug bewiesene Tapferkeit ward durch die ehrenvolle Auszeichnung des St. Georgenordens vierter Classe belohnt, nachdem der Fürst schon früher sich bei der Organisirung der Milizen in seinem Vaterlande die goldne Ehrenmedaille am Wladimirsbande erworben hatte. Nach hergestellter Gesundheit und nach Rückkehr des Friedens lebte der Fürst meist in Moskau in den glücklichsten Familienverhältnissen unter mannichfaltigen wissenschaftlichen Beschäftigungen. Eine vortreffliche Bibliothek, die er mit großen Kosten angeschafft hatte und mit Liebe behandelte, bot ihm Stoff dazu an. Hier in Moskau war es, wo von diesem eifrigen Vaterlandsfreunde das jetzt zur Ausführung gereifte Monument für den heldenmüthigen Mirin, den Befreier der Russen von fremder Sclaverei, entworfen und befördert wurde. Um dem Staate auch in friedlichen Verhältnissen zu dienen, trat der Fürst, der indeß zum Generalmajor vorgerückt war, im Jahr 1809 in die diplomatische Laufbahn. Der Kaiser Alexander ernannte ihn zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am damaligen königlich westphälischen Hofe. Von seiner Familie begleitet, kam der Fürst nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in Berlin im Sommer 1809 in Cassel an. Allein sein Aufenthalt in Cassel war nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre 1810 wies ihm sein Monarch einen neuen wichtigern Gesandtschaftsposten an. Er wurde zum Minister am königlich spanischen Hofe ernannt, und erhielt als Beweis der besondern Zufriedenheit mit den bisher geleisteten Diensten den St. Annenorden erster Classe. Die Reise ging mit einem zahlreichen Gefolge über Frankfurt nach Paris. Die göttinger Societät der Wissenschaften hatte dem Fürsten kurz vorher das Diplom eines Mitglieds übersandt, und somit seinen vielseitigen Kenntnissen gehuldigt. In Paris wartete der Fürst auf seine Instructionen für den neuen madrider Posten; sein Aufenthalt verzögerte sich aber auch aus mehrern in der eifersüchtigen Politik des damaligen Beherrschers Frankreichs liegenden Gründen. Die benöthigten Pässe nach Spanien wurden so lange verweigert, bis an die Stelle des Fürsten nur ein Geschäftsträger (Baron Mohrenheim) nach Madrid abging. Der Fürst kehrte also 1811, von dem sich nähernden Gewitter überzeugt, durch Deutschland und Preußen nach St. Petersburg zurück. Kaum begann der Feldzug von 1812, so erhielt der Fürst, der immer nach nützlicher Thätigkeit strebte, ein Cavalleriecommando im Armeecorps des Grafen Wittgengenstein; auch hier zeichnete er sich wieder durch Einsicht und Eifer aus; er war mit General Zschernitscheff der erste, der Berlin befreien half. Nach der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig den 18ten Oct. 1813, welcher der Fürst gleichfalls beiwohnte, vertrauten ihm die alliirten Souveräne das Generalgouvernement des Königreichs Sachsen mit sehr ausgedehnten Vollmachten als einen glänzenden Beweis von Achtung und Zutrauen an. Im Herbste 1814 nahm diese Administration ein Ende, und die königlich preußische trat an deren Stelle. Fürst Repnin verließ Dresden, um sich nach Wien zu begeben, wo er während der Congreßverhandlungen blieb. Seine häuslichen Angelegenheiten nöthigten ihn im J. 1815 zu einer Reise nach St. Petersburg; nach wenig Monaten kam er aber zu den Seinigen nach Wien zurück,

um an der Seite seines Monarchen den Feldzug gegen den aus Elba zurückgekehrten Usurpator mitzumachen. Er theilte die Ehre, mit als Sieger in Paris einzuziehen. Nach seiner Zurückkunft nach Rußland wurde er zum Generalgouverneur von Pultawa ernannt.

Repräsentation, s. Volksrepräsentation.

Repräsentationsrecht ist das Recht, welches die Kindeskinder eines Erblassers berechtigt, wenn ihre Aeltern gestorben sind, mit den noch lebenden Geschwistern ihrer Aeltern zu gleichen Theilen zu erben; da sie an die Stelle des in der Erbschaftskette ausgefallenen Gliedes (ihres Vaters oder ihrer Mutter) treten, und so dieselben repräsentiren.

Repressalien sind Wiedervergeltungen, Feindseligkeiten, die für Feindseligkeiten ausgeübt werden. Wenn ein Staat gegen die Unterthanen eines andern Staates sich Gewaltthätigkeiten erlaubt, so braucht der in seinem Gliede beleidigte Staat Repressalien, wenn er an den in seiner Gewalt sich befindenden Unterthanen des beleidigenden Staates gleiches übt. In Kriegszeiten wird diese traurige Maßregel, die freilich manchmal nothwendig seyn mag, immer aber auf der Wagschale der Moral und Humanität verdientermaßen verworfen werden wird, erfoderlichen Falls an den Gütern und dem Eigenthum der gegenseitigen Unterthanen, seltner jetzt in unsern vorgeschrittenen Jahrhunderten als ehedem, wo mehr noch rohe Gewalt entschied, an den Personen derselben geübt. Retorsion ist gleichbedeutend mit Repressalien.

Reprise. Wenn ein Schiff von einem feindlichen Kaper aufgebracht wird, so heißt es eine Prise (es wird für gute Prise erklärt, für Beute des Kaperschiffes). Reprise wird es, wenn, genommen bereits von einem feindlichen Schiffe, es diesem wieder abgejagt wird, gleichviel, ob durch ein andres gleichfalls feindliches, oder durch eins von der eignen Nation.

Reproduction, Wiederersatz des Verlornen, wurde zuerst gebraucht von der Erscheinung am thierischen Körper, wobei die zerstörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden, und dann wohl auch Regeneration genannt. Diese Art der Reproduction findet sich vorzüglich in den niedern Thierclassen sehr kräftig; dem Krebse z. B. wachsen die Scheren und Füße wieder, wenn er sie verloren hat; in den höhern Thierclassen ist die Regeneration so kräftig nicht, denn ganze Glieder, die verloren gingen, erzeugen sich nie wieder, ja die nur einigermaßen zusammengesetzten Organe, wie Arterien, Venen, Muskeln, Knochen, Nerven, besitzen diese Eigenschaft nur in geringem Grade; ist eins von ihnen ganz verloren gegangen, so bemerkt man gar keine Wiedererzeugung desselben; sind aber Theile desselben ausgeschnitten, oder durch Brand, Eiterung u. s. w. zerstört worden, so erzeugt sich in dem Zwischenraume eine neue Masse, die der ursprünglichen Structur des Organs zwar ähnlich ist, auf ähnliche Weise wirkt, aber nie gänzlich identisch wird. Daher kommt es, daß eine Spur der Verletzung für immer zurückbleibt, die Narbe genannt wird, wenn sie auf der äußern Haut sichtbar ist. Auf eine ähnliche Art entsteht der Callus an gebrochnen Knochen. Vollkommen reproducirt sich nur das Zellgewebe und das Oberhäutchen (cuticula epidermis), wo man keine Spur einer dagewesenen Verletzung bemerken kann, wenn die Wunde geheilt ist. — In neuern Zeiten ist jedoch der Begriff von Reproduction viel weiter ausgedehnt worden, und erhielt dies Wort eine ganz andre

Bedeutung. Man bemerkte nämlich, daß auf verschiedne Weise fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organischen Körper ausgesondert wird, und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen gibt, die diese verloren gegangnen Theile wieder ersetzen, und so einer schnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen sollen. Die Functionen nun, vermittelst deren dies letztere geschieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriff von Reproduction zusammen, und das System von Organen, die auf die angegebne Weise wirken, wird Reproductionssystem genannt. Ja man ging noch weiter. Da man nämlich bemerken mußte, daß beinahe alle die Funktionen, durch welche Stoffe aus dem Körper herausgeschafft werden, einen sehr wichtigen Einfluß auf den Wiederersatz haben, da diese überdies eine große Aehnlichkeit mit jenen zeigen, und da Verlust und Wiederersatz erst ein Ganzes bilden, das nicht gut getrennt werden kann; so wurden auch die Organe und Functionen, in denen der Verlust die Hauptrolle spielt, dem Begriffe von Reproduction subsumirt, und er faßt daher alle die von Galen functiones naturales genannten, ja auch zum Theil die functiones vitales in sich, und wurde von den neuesten Physiologen zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thierischen Körper anerkennt, nämlich die Reproduction, Irritabilität (Beweglichkeit, s. Reizbarkeit), Sensibilität (Empfindlichkeit, s. Sensibilität). Wenn die beiden letzten sich vorzüglich auf die Zeit beziehen, so geht die erste vorzugsweise auf den Raum, den sie bildet, und in seiner Mischung erhält; wenn daher jene dynamisch zu seyn scheinen, so ist diese, die Reproduction, mehr chemisch, denn durch Mischung nur kann etwas Materielles sich bilden, und in der Mischung nur bestehen. Aber es haben die beiden andern Grundfunctionen, die Irritabilität und Sensibilität, und die einzelnen Functionen, in denen sie sich äußern, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Reproduction, und es wird derselbe theils durch die Bewegung der Gefäße oder eigenthümlicher Muskelfibern in den reproductiven Organen, von Seiten der Irritabilität, theils durch die Nerven, die in jedem Organe sich befinden, von Seiten der Sensibilität vermittelt, und er ist so bedeutend, daß ohne beide schlechterdings keine reproductive Function vor sich gehen kann, wie die vielfältigsten Erfahrungen beweisen. Daher kommt es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemischen Affinitätsgesetzen die Mischungen in dem organischen Körper vorzugehen scheinen; daher die Vermuthung, daß es für diesen wenigstens eigenthümliche Verwandtschaftsgesetze geben müsse, die freilich noch nicht bekannt sind. Aus demselben Grunde ist es erklärlich, daß wir nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen organischen Theil durch chemische Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Bestandtheile unsern Chemikern noch so bekannt zu seyn scheinen. Und endlich muß es aus demselben Einflusse abgeleitet werden, daß die Bestandtheile der einzelnen Organismen und organischen Theile so wenig von einander abweichen, und doch eine so außerordenliche Verschiedenheit in Hinsicht auf ihre Gestalt, ihre Eigenschaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen ist. Höchst unbefriedigend und einseitig muß deswegen die Bemühung derer erscheinen, die aus den allgemeinen chemischen Gesetzen das Leben und alle seine einzelnen Funktionen erklären wollen, wenn auch der mitwirkende Einfluß der Reproduction überhaupt und jeder einzelnen reproductiven Function insbesondre nicht ge-

läugnet werden kann. Soll aber irgend etwas wieder ersetzt werden, so kann dies nicht geschehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte ist zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher besteht die Reproduction in einer Aufnahme und Umwandlung von außen aufgenommener Stoffe, die unter dem Namen von Speise und Getränke in den Körper gebracht, und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemischte Masse vereinigt werden, aus welcher dann durch eine neue Umwandlung sehr verschiedne Theile gebildet werden. — Der Apparat von Organen, durch den dies geschieht, ist bei verschiednen Thierclassen höchst verschieden, bei den niedern sehr einfach, zusammengesetzter bei den höhern, bei dem Menschen am meisten complicirt. Da wir hier diese Stufenfolge nicht verfolgen können, so beschreiben wir nur den Hergang und das Ineinandergreifen dieser Functionen, wie sie am Menschen beobachtet werden. Durch die Schneide- und Spitzzähne zerrissen, durch die Backzähne zermalmt, und vermischt mit Speichel und einigen andern schleimichten Flüssigkeiten, vorbereitet also durch eine Vorverdauung werden die Speisen durch die unablässige Bewegung der Zungen-, der Wangen- und Gaumenmuskeln endlich in einen Bissen geformt, und dieser durch den Oesophagus, Speiseröhre, in den Magen gebracht, wo die Speisen die eigentliche Verdauung erleiden. Schon auf die Vorverdauung aber äußert die Irritabilität und Sensibilität gar bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erste vor, und wird doch auch diese sogar durch die letztre vermittelt. Ja auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Speise, ist ja ein Act der Sensibilität, und die Aufnahme ist bei dem freien Menschen sogar der Willkür anheimgestellt, eben so wie die Auswahl unter den einzelnen Speisen und Getränken. Je mehr aber bei diesem Acte die Sensibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung sich vorherrschend äußern, desto mehr tritt die eigentliche reproductive und chemische Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde schon eine Vermischung der Speisen mit Speichel vor; aber es wird mehr eine Vermengung, als eigentliche Mischung oder chemische Durchdringung, wie dies der Augenschein klar genug zeigt. Diese Wirkungsweise erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale. In dem erstern verweilt die Masse von Speisen wenigstens 3—4 Stunden, und erleidet zwar auch den Druck des häufig sich zusammenziehenden Magens, dessen Existenz durch den Augenschein und das Daseyn von Muskelfibern in den Magenhäuten bewiesen wird. Wer aber die große Höhle des Magens und die dünnen Fasern mit einander vergleicht, der wird schon vermuthen, daß dieser Einfluß auf die Speisen nicht sehr bedeutend seyn kann; wer ferner die gleichmäßige Mischung des Productes der Verdauung (Chymus genannt) betrachtet, der wird nothwendig erwarten, daß hier ein organisch-chemischer Prozeß vor sich gehe, und wer endlich Spallanzani's berühmte Versuche kennt, der Stücken Fleisch, Früchte u. s. w. in metallene oder hölzerne Kapseln mit durchlöcherten Seitenwänden legte, sie von Thieren mit häutigem Magen verschlucken ließ, und bei der Wiederherausnahme die Speisen sehr verändert, zum Theil verdauet fand, wer diese, sage ich, kennt, der wird zugeben müssen, daß hier durch eine Auflösung vorzüglich die Verdauung vor sich gehe. Und eine Flüssigkeit, die eine solche Auflösung verursacht, ist der Magensaft, der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefäßen abgeschieden wird, und die

zer-

zermalmten Speisen durchdringt und auflöst. Ob der Magensaft durch freie Säure oder Kali wirkt, ist nicht entschieden, daß aber auch in ihm eine lebendige Kraft auf eigenthümliche Weise sich äußere, ist sehr gewiß; und er ist es, der den ersten Grad der Verähnlichung (Assimilation) des Aufgenommnen hervorbringt. Ist dies nach Möglichkeit geschehen, so wird der Chymus durch den Pylorus hindurchgelassen, und er strömt nun in den Zwölffingerdarm über, um vorzüglich durch Mischung noch bedeutendere Veränderungen zu erleiden. Noch unbeträchtlicher scheint die Kraft der Bewegung zu werden, und hier, so wie in dem ganzen Gedärmeschlauche, ist die sogenannte peristaltische Bewegung wohl nur zur Fortbewegung der Masse bestimmt. Desto auffallender muß aber in dem Zwölffingerdarm der chemische Einfluß seyn, denn hier werden ja dreierlei Flüssigkeiten hinzugemischt! der Darmschleim und der pankreatische Saft, die auf ähnliche Weise, wie der Speichel und Magensaft wirken, und zur weitern Verähnlichung das Ihrige beitragen, und die Galle, die vorzüglich viel zur Zersetzung des Chymus beitragen muß. Es geht dieser nämlich in den Leerdarm, und aus diesem in den gewundnen Darm über, muß der Länge und vielfachen Windungen dieser Theile wegen, lange in denselben verweilen, und auf diesem langen Wege bildet sich im Chymus eine besondre Flüssigkeit, Chylus genannt, zu dessen Abscheidung aus dem Chymus die Galle vorzüglich viel beitragen soll. Diese Flüssigkeit wird nun von den zahllosen Enden der sogenannten Milchgefäße, die hier auf eine bewundernswürdige Weise, nachdem sie den Darm durchbohrt haben, in der Höhle des Darmcanals hervorragen, aufgesogen und das Residuum bewegt sich in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dritten Darm gelangt, und sogleich in dem Anfange desselben, in dem Blinddarm, in einen gewissen Grad von Fäulniß übergeht. Dessenungeachtet aber befinden sich auch hier, so wie in dem Grimmdarm (colon) noch eine Menge ähnlicher lymphatischer Gefäße, die auch aus dieser faulenden Masse noch manches Gute und Nützliche aufzunehmen wissen, bis denn endlich das Ueberbleibsel in den Mastdarm fortgetrieben, und durch denselben ausgeleert wird. Aller aufgesogne Chylus aber geht in den Milchgefäßen zu den Gekrösdrüsen, und wird in diesen neuerdings mehr verähnlicht, indem warscheinlich das arterielle Blut mit seinem Sauerstoffüberschusse auf ihn wirkt; er muß mehrere Reihen derselben hindurch, und sammelt sich endlich in einen allgemeinen Behälter (cisterna oder receptaculum chyli), der in der Gegend des dritten Lindenwirbelbeines dicht hinter der Aorta zu liegen pflegt. Allein hier sammelt sich außer dem Chylus auch die Lymphe aus den untern Theilen des Körpers, und der Chylus macht wohl gewöhnlich den kleinern Bestandtheil des Productes aus. Mit der Lymphe, einer Flüssigkeit, die vollkommen verähnlicht ist, in Verbindung, und durch dieselbe selbst nun noch mehr verähnlicht, steigt der Chylus aus der Cisterne durch den Brustcanal (ductus thoracicus), der vor den Körpern der Rückenwirbel liegt, gerade perpendiculär in die Höhe, gelangt in die Brusthöhle und ergießt sich in das Venenblut da, wo die vena subclavia sinistra mit der vena jugularis interna sinistra in einen Winkel zusammentreffen. Das Blut vereinigt nun die Lymphe mit sich, aber keineswegs so innig, daß man nicht noch bei frisch getödteten Thieren Spuren von Lymphe im Blute der Vena cava superior wahrnehmen könnte. Inniger wird jedoch diese Vereinigung, je länger die Lymphe dem Blute beigemischt ist, inniger ist sie daher schon im rechten

Ventrikel des Herzens und in der Arteria pulmonalis, die aus demſ
ben entspringt; ganz innig wird sie jedoch erst in den Lungen, woh
nämlich die Arteriae pulmonales endlich diese Mischung aus Blut un
Lymphe führen. Hier erst entsteht eine ganz gleichmäßige Flüssigke
aus den beiden Theilen, und es scheint zu dieser chemischen Durc
dringung außer der eigenthümlichen Thätigkeit des Blutes und de
Lymphe selbst auch der Durchgang durch sehr kleine und enge Gefäße da
Seinige beizutragen. Es muß denn aber auch noch überdies in de
Lungen die Mischung des Blutes sehr bedeutend verändert werden
wenn es den Körper zu erhalten geschickt seyn soll; und es geschieh
dies dadurch, daß bei jedem Athemzuge eine Menge Kohlenstoff un
Wasserstoff ausgeleert, Sauerstoff dagegen aufgenommen wird. Da
durch wird denn das Blut in den Lungen an den beiden ersten ärmer
am letztern aber reicher; und wenn es sich aus den Lungen wiede
sammelt, ist es so schön hellroth, als wir es in den Arterien bemerken.
Durch diese aber wird es zuerst dem Herzen zugeführt und geht in di
Aorta über. Die Aeste dieser Arterie führen es endlich, wie es schein
unverändert, den verschiedensten, aber allen Theilen des Körpers zu,
und hier gehen denn neue chemische Veränderungen mit demselben vor,
die sich in zwei Classen vereinigen lassen, nämlich in die Ernährung
und Absonderung. Durch die erste werden feste, durch die andre flüs-
sige Theile aus dem Blute gebildet; die erste erhält die sämmtlichen
Organe in ihrer Textur, Structur, in ihrer Mischung und Form, und
vermittelt so den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf
Sensibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüssigkeiten, die bald
auf eine bestimmte Weise in die Kette der organischen, vorzüglich re-
productiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden
Bestandtheil, der in zu großer Menge schädlich seyn würde, ausleeren
(Excretion); jede von beiden erzeugt daher sehr verschiedne Körper
(die letztre in Hinsicht auf Mischung, die erstre in Hinsicht auf Mi-
schung und Form; in beiden ist nicht bloß das Blut und Gefäß, son-
dern auch das Organ selbst thätig, in dem die Verrichtung vor sich
geht, und dieses muß es wohl vorzüglich bewirken, daß das Product an
jedem Orte verschieden ist. — In beiden wird nicht alles Blut consu-
mirt, sondern nur ein Theil desselben, und das übrige sammelt sich in
den Venen an, die endlich in dem Herzen zusammenfließen; und es
bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile an-
gehäuft, noch auch die abgesonderten Flüssigkeiten unverändert, sondern
auf beide wirken die Enden des lymphatischen Gefäßsystems auf eine
ähnliche Weise, wie auf den Chymus, sie saugen ein, bilden daraus
die Lymphe, und führen sie in das Venenblut über. Das ist der große
Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in seiner Mi-
schung, und also gesund erhält, und eine sehr nothwendige Bedingung
des Lebens ausmacht, denn es giebt nicht eine einzige Function, die
den Einfluß der Reproduction nicht erführe; auch die Sensibilität und
Irritabilität müssen es gestatten, daß ihre eigenthümlichen Organe
durch die Nutrition erhalten, durch Absorption wieder aufgesogen wer-
den; sie bedürfen nicht selten auch einzelner Sekretionen, um sich äu-
ßern zu können, so z. B. in den Sinnen. Endlich stehen alle einzelnen
reproductiven Functionen in dynamischer Beziehung zur Sensibilität
vorzüglich und durch diese auch zur Irritabilität, daher leiden diese
beiden Functionen in Krankheiten der erstern bald genug. Begreiflich
ist es nun wohl, daß wenn irgend ein Glied in der geschlossenen Kette

der reproductiven Functionen leidet, die andern und das ganze System mit leiden müssen; da ferner, wie erwähnt, die reproductiven Functionen auch ihrerseits einen sehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfindung, Irritabilität und Sensibilität, haben; so folgt natürlich, daß auch diese durch die Krankheiten der erstern nicht wenig afficirt werden; ja eine Menge von irritablen und sensiblen Krankheiten haben ihren offenbaren Ursprung in der Reproduction, und wir führen als Beispiele die Convulsionen, Epilepsien von Würmern, so viele Fieber von Unterleibsstörungen herrührend an. Endlich aber wird aus dem gesundheitgemäßen nothwendigen Einflusse dieser beiden Grundfunctionen auf die Reproduction und ihre einzelnen Verrichtungen nothwendig zu folgern seyn, daß auch die ursprünglich sensiblen und irritablen Krankheiten die Reproduction nicht unberührt lassen können, sondern hier wieder mancherlei Störungen hervorbringen müssen, die als Symptome jener Krankheiten erscheinen, dies zeigt sich in der Abmagerung, Appetitlosigkeit, schlechten Verdauung, die beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkbar sind. Aus dieser vielfach verschlungenen Wechselwirkung folgt aber nothwendig, daß eine jede Krankheit, wie sie beobachtet wird, sehr zusammengesetzt sey, daß von keiner gesagt werden könne, sie befalle diese oder jene Function allein. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction gesprochen wird, so heißt dies nichts weiter, als es leide in ihnen die Reproduction, oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich, diese sey als die Ursache der Zufälle anzusehen, und man befolgt also auch hier die alte aber in der Anwendung ziemlich unsichere Regel: a potiori fit denominatio; und wir befolgen bei der Betrachtung derselben dieselbe Ordnung, in der wir die einzelnen Functionen der Reproduction dargelegt haben. Da ist der Mangel an Speise und Getränk das erste, was uns aufstößt. Ist er plötzlich eintretend und mangelt es irgend einem Individuum gänzlich daran, so entsteht der fürchterliche Hungertod nach wenigen Tagen unter nervösen Zufällen, nicht selten auch von Entzündung und Desorganisation des Magens begleitet. Fehlt es dagegen uns nach und nach an Speisen, so entstehen hectische Fieber und auszehrende, auch wohl organische Fehler der Unterleibsorgane. Viel häufiger erscheint dagegen der Genuß zu vieler, oder nicht guter, oder für den individuellen Zustand nicht passender Speisen als Ursachen von Störungen in den Reproductionsorganen. Gegen die erste Sünde in der Art verwahrt sich die Natur von selbst, indem das unpassende für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen, unter einigen lästigen aber bald vorübergehenden Symptomen, wieder ausgeworfen wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man diese systematisch, indem man zu viel zu essen lernt, und kommt noch etwa wenig Bewegung hinzu, so entsteht der Ansatz zu vielen Fettes (Polysarcia genannt). Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, so entstehen langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störungen in den Sekretionen desselben und es kann durch diese Mittelglieder sogar ein abgezehrter Zustand durch zu vieles Essen hervorgebracht werden. Insbesondere sind es die vegetabilischen Nahrungsmittel, die gern Säure in den ersten Wegen hervorbringen und die Schleimsecretion afficiren; animale Nahrungsmittel begünstigen dagegen mehr die Fäulniß, so wie sie die Gallensecretion vorzüglich afficiren; fette Speisen erzeugen die ranzige Fettsäure, die sich durch Sodbrennen, Ekel u. s. w. zu erkennen giebt. Daß die

verschiednen Qualitäten der Speisen verschiedne Mischungsfehler in dem Unterleibe und in der Säftemasse überhaupt hervorbringen müssen, ist zu vermuthen; jedoch verlassen uns hier die Beobachtungen, die allerdings um so schwieriger und ungewisser sind, je mehrere ursächliche Momente zusammenkommen und sich wechselsweise modificiren. — Sind denn aber auch fehlerhafte Speisen und Getränke, als die eigenthümlichsten Ursachen der Reproductionskrankheiten anzusehen, so sind sie keineswegs die einzigen, sondern alle andern Krankheitsursachen, die auch irgend allgemein auf den Körper wirken; ja eine Menge andrer Krankheiten selbst sind als solche anzusehen und vielfach beobachtet worden, wie aus der oben angedeuteten Wechselwirkung aller Organe des Körpers hervorgeht. — Die Krankheiten der Reproductionsorgane sind theils solche, die auch andre Organe befallen können, theils eigenthümliche. Zu den erstern gehören vorzüglich die Entzündung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachsung, Ausschwitzung, Brand. Allein auch diese äußern sich deßwegen eigenthümlich, weil sie die Functionen des Reproductionssystems abändern. In eben diesen abgeänderten Functionen beruht auch das Wesen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt betrachten wollen. Im Munde aber wird das Kauen durch Fehler der Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geschwüre oder Anschwellungen in irgend einem Theile des Mundes, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert; das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachsung oder krampfhafte Verengerung der Speiseröhre erschwert und es müssen daher die angegebnen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entstehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß, in den Aphthen und in der Mundfäule die Secretion in diesen Theilen krank ist, so muß die Vorverdauung und deßwegen auch die eigentliche Verdauung in Hinsicht auf Mischung leiden; daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeschwerden so gewöhnlich sind. — Auch in dem Magen und Darmcanal können eine Menge Störungen Statt haben und sie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, sie mögen nun die Sensibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demselben afficiren. Daher verursacht der Magenkrampf (cardialgia) die krankhafte Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Magens zuvörderst schlechte Verdauung und diese leicht wieder andre Uebel. Ist die Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Magens groß und kommen nun noch dazu Stoffe in denselben, die diese noch mehr steigern, indem sie für den gegenwärtigen Zustand nicht passend sind; so entsteht eine lebhafte Bewegung der Muskelhaut. Theilt sich diese der Muskelhaut des ganzen Darmcanals nicht mit, so nimmt sie in ihrer Wirkung eine entgegengesetzte Richtung und es entsteht das Erbrechen, wodurch alles, was in dem Magen sich befindet, durch den Mund ausgeworfen wird; aber auch in das Duodenum oder wohl gar bis in die dicken Gedärme setzt sich diese antiperistaltische Bewegung fort, wenn entweder der Reiz sehr groß war, oder die peristaltische Bewegung an irgend einer Stelle durch eine Verhärtung, Verengerung rc. unterbrochen wurde. Deßwegen werden häufig beim Erbrechen Stoffe aus dem Zwölffingerdarm, Galle z. B. ausgeworfen, und es entsteht auf dieselbe Weise das Kothbrechen (Ileus miserere). Wird dagegen durch einen gelindern Reiz die ganze Muskelhaut des Darmcanals in größere

Thätigkeit gesetzt, so entstehen häufige Stühle, die flüssig seyn müss[en,] weil bei der schnellen Fortbewegung die lymphatischen Gefäße ni[cht] Zeit haben, das Flüssige zu resorbiren und weil durch die schnelle B[e-]wegung die Secretionen im Darmcanale befördert werden. — Si[nd] aber im Gegentheil die Bewegungen der Muskelhaut zu langsam, u[nd] wird die Fortbewegung wohl gar durch mechanische Hindernisse, V[er-]härtung, Verengerung, Ineinanderschieben der Gedärme (volvulu[s)] oder durch eingeklemmte Brüche gehindert, so müssen nothwendig V[er-]stopfungen entstehen. Die Excremente häufen sich nun an irgend [ei-]nem Theile an und verhärten daselbst. — Alle diese Hergänge müss[en] nun aber natürlich eine Menge unangenehmer, ja selbst schmerzhaft[er] Empfindungen hervorbringen; dahin gehört der Ekel, Uebelkeit, N[ei-]gung zum Erbrechen, die dem wirklichen Erbrechen vorherzugehen pf[le-]gen; und eben so ist die Diarrhöe und Verstopfung mit Schmerzen [in] diesem und jenem Theile des Darmcanals verbunden, die Kolikschm[er-]zen genannt werden, wenn sie den Grimmdarm befallen. — Thei[ls] durch diese Affectionen der Sensibilität und Irritabilität im Darm[ca-]nale, theils ursprünglich durch das Leiden der secernirenden Orga[ne] müssen die Secretionen abgeändert werden, und es gehen dieselb[en] bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in abnormer Mischu[ng] von Statten. Der Magensaft scheint bald zu sauer, bald zu alkali[sch] zu werden; vorzüglich aber ist es die Galle und der Darmschleim, d[ie] häufig krankhafte Erscheinungen eigenthümlicher Art hervorbringe[n] und die bisweilen in hohem Grade entmischt erscheinen. Die Fehl[er] derselben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung d[es] Darmcanals ein, und erregen so die vorhin erwähnten Zufälle, sonde[rn] sie müssen wohl auch ganz vorzüglich die Mischung der Stoffe in de[m] Darmcanale abändern. Und darin kommen am Ende alle möglich[en] Krankheiten des Darmcanals miteinander überein, daß sie die M[i-]schung des Chymus angehen; dieser muß denn aber auf vielfache Wei[se] krankhafte Zufälle hervorbringen und er theilt dieselben dem ganzen Kö[r-]per auf verschiednen Wegen mit. Durch Affection des Nerven- u[nd] Gefäßsystems erregt er die sogenannten gastrischen Fieber oder auch n[ur] Unbehaglichkeit, Uebelbefinden, ängstliches Wesen, das nach den Au[s-]leerungen verschwindet; durch Sympathie mit einzelnen Organen we[r-]den Beschwerden in denselben hervorgebracht; so entstehen: der gastri[-]sche Kopfschmerz, unruhiger Schlaf, ängstliche Träume, Brustbekle[m-]mung, schlechter Geschmack, belegte Zunge, Störungen in der Ausle[e-]rung des Urins und in andern Excretionen. Wie die Stoffe versch[ie-]den sind, die sich in dem Darmcanale anhäufen, so sind auch die d[a-]durch erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthüml[i-]chen Symptome; andre gewährt die Anhäufung von Schleim, Gall[e,] Eiter, Blut u. s. w. — Ist denn nun aber der Chymus aus irge[nd] einer Ursache verändert, ist entweder die Mischung desselben krankha[ft] und wird er zu langsam oder zu schnell fortbewegt, findet er sich in [zu] großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor; so muß di[es] alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken und es kan[n] unmöglich in einem dieser Fälle ein guter Chylus abgesondert werde[n.] Da dieser denn nun aber ferner in den Lymphgefäßen und vorzüglich [in] den Drüsen derselben bearbeitet werden muß, so werden die Krankheit[en] dieses Systems abermals nachtheilig auf denselben einwirken müsse[n.] Dies findet vorzüglich in der sogenannten athrophia infantum Stat[t,] wo die Gekrösdrüsen verhärtet, vergrößert gefunden werden, und [...]

diesem Zustande entweder den Chylus gar nicht durch sich hindurchgehen lassen, oder nur nicht gehörig auf denselben wirken können. — Etwas ähnliches findet auch in den Blutgefäßen und in der Sanguification Statt. Sowohl der in fehlerhafter Qualität in das Blut einströmende Chylus, als auch alle Krankheiten des Gefäßsystems selbst und aller der Organe, die auf dasselbe einzuwirken vermögen, also vorzüglich die Krankheiten der Brust, der Lungen und des Herzens, endlich beinahe alle Krankheiten, die nur nicht ganz örtlich auf ein Organ eingeschränkt bleiben; alle diese verschiednen Momente werden einen eben so großen, als nothwendigen Einfluß auf die Mischung und Menge des Bluts haben müssen, der dann natürlich sehr verschieden modificirt, und dadurch auch seinerseits als die Quelle von krankhaften Erscheinungen in unzählbarer Menge erscheinen muß. Uns beschäftiget hier nur der Einfluß des kranken Blutes auf Ernährung und Secretion, und auch dieser ist groß und verschiedenartig genug. Jedoch sind abermals nicht alle Fehler der Ernährung und Secretion von dem Blute allein abzuleiten, sondern auch hier concurriren mehrere andre Umstände; nämlich die Herrschaft, die das Nervensystem auch auf diese Function unmittelbar ausübt, der sympathische Einfluß andrer Organe, die eigenthümliche reproductive Thätigkeit in jedem Organe, das ernährt werden oder in dem die Absonderung geschehen soll, und endlich auch die entgegengesetzte Thätigkeit des lymphatischen und venösen Gefäßsystems. Ist einer von diesen Umständen krankhaft, so muß auch die Ernährung des betroffenen Theils oder die Secretion nicht nur überhaupt krank werden, sondern es müssen daraus gerade die verschiedenartigsten Krankheiten entstehen. Dahin gehört denn nun zuerst die Fettsucht, in der die Ernährung zu lebhaft und kräftig von Statten geht; ihr entgegen stehen die Schwindsuchten, wo die Ernährung nicht nur an sich schon unterdrückt ist, sondern auch durch die bisweilen zu bedeutenden Secretionen noch mehr gestört wird. Ist das Blut, das zur Ernährung dienen soll, entmischt, und walten vorzüglich die animalisirten Bestandtheile in ihm vor, so entsteht Scorbut, fehlt Eisen oder Cruor in demselben, Chlorosis (Bleichsucht). Ist die Absonderung des serösen Hauches, die in allen Theilen des Körpers Statt findet, vermehrt, die Resorption desselben aber durch die Enden des lymphatischen Gefäßsystems vermindert, so bildet sich aus dem Hauche wäßrige Flüssigkeit, die, wenn sie sich mehr anhäuft, das Wesen der Wassersucht ausmacht. In den Skropheln, der Rhachitis und der venerischen Krankheit leidet das lymphatische Gefäßsystem auf eine eigenthümliche, jedoch noch nicht hinreichend bekannte Art, und ist als der Sitz dieser Krankheiten anzusehen. In der Venerie scheint die Lymphe selbst vorzugsweise krankhaft gemischt zu seyn; in den beiden ersten leidet dagegen ursprünglich das Gefäß und die Drüse und die Affection der Lymphe ist höchstens als eine secundäre Folge der Krankheit zugegen. — Wird die Ernährung an einzelnen Organen durch örtlich einwirkende Ursachen auf irgend eine Weise gestört, so entstehen daher die örtlichen Fehler, die als Desorganisationen, Afterorganisationen bekannt, und so häufig und theils nach den verschiednen leidenden Organen, theils nach den einzelnen Ursachen so höchst mannichfaltig und verschiedenartig sind, daß sich eine besondre Doctrin, die pathologische Anatomie, das Auffinden derselben zum eigenthümlichen Zwecke gemacht hat. — Auch die einzelnen Secretionen sind häufig krank, und sie kommen darin mit einander überein, daß sie entweder in zu großer oder zu geringer

Menge, oder endlich in krankhafter Mischung von Statten gehen. In dem Ausführungsapparate einiger bilden sich wohl auch steinige Concremente, die zu eigenthümlichen Krankheiten werden; so z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen. — Aber auch diese örtlichen Fehler wirken in dem geschlossenen Kreise der Functionen und Organe nach allen Seiten in jeder Richtung nachtheilig ein, und werden vorzüglich, wenn sie edlere Organe betreffen, oft genug Ursachen großer Beschwerden, und endlich des Todes. Jedoch ist hier nicht der Ort, dies alles weiter auszuführen, und es finden sich die Nachrichten über die einzelnen Krankheiten, die hier nur in ihrem Zusammenhange angedeutet werden sollten, an andern Orten dieses Werks, wo sie nachzusehen sind. B. P.

Republik. Unter Republik wird ein jeder nicht einem Einzelnen unterworfene Staat verstanden. Eine Republik ist also der Gegensatz einer Monarchie; daß aber beide Verfassungen sehr oft in eine verschmelzen können, daraus ein mit einem Monarchen an der Spitze befindlicher Freistaat entstehen kann, ist durch die Beispiele vom ehemaligen Polen, von England und mehreren andern Ländern bewiesen. Die Regierungsverfassung einer Republik, im oben bezeichneten Sinne des Wortes, kann aristokratisch, demokratisch, oder eine aus beiden gemischte seyn. Oligarchien und Ochlokratien (s. diese Art.) sind Ausartungen der eben erwähnten Verfassungsarten. (Ueber das Wesen einer Aristokratie und Demokratie, so wie überhaupt über die in beiden den Einwohnern zugestandenen Bürger- und Menschenrechte, siehe die Artikel: Monarchie, Aristokratie, Demokratie.) Eine demokratische Verfassung kann nur bei kleinen Staaten, der Natur der Sache nach, Statt finden und Bestand haben; größere in republikanischer Form regierte Länder müssen entweder rein aristokratisch, oder repräsentativ, oder föderativ seyn. Die repräsentative Verfassung, die darin besteht, daß die einzelnen Stände des Volks durch gewählte Deputirte repräsentirt werden, kann auch mit der Monarchie zugleich bestehen, wie England beweis't. Eine föderative republikanische Verfassung ist die, wenn ein großes Land in mehrere kleine Republiken getheilt ist, die zwar jede ihre eigene besondere Regierungsart haben, durch Verträge aber zu einem Ganzen verbunden sind, und in allen auswärtigen Dingen in Gesammtmasse handeln. Das Alterthum stellte solche föderative Freistaaten durch den achäischen, ätolischen und dorischen Bund auf; in unsern Zeiten sind die Schweiz und die vereinigten Staaten von Nordamerika solche Vereine.

Republik der sieben Inseln, s. Sieben Inselrepublik.

Requetenmeister. Requêtes werden in Frankreich die bei dem Parlament eingereichten Bittschriften genannt, die durchzugehen und zur Sprache zu bringen Pflicht und Amt des Requetenmeisters (Maître des Requêtes) ist.

Requiem wird in der catholischen Kirche eine feierliche musikalische Seelenmesse genannt, die zu Ehren eines Verstorbenen gehalten wird, und mit den Worten: Requiem aeternam dona eis etc. anfängt.

Requisition war ursprünglich jede bittende Auffoderung von Seiten öffentlicher Behörden, Civil- oder Militärbeamten zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck. Gerichtliche Requisitionen, z. B. zur Aufsuchung und Auslieferung von Verbrechern etc., finden täglich Statt, und geschehen entweder durch Bekanntmachungen

und Auffoderungen in öffentlichen Blättern, oder durch schriftliche oder mündliche, an eine bestimmte Person oder Behörde gerichtete Gesuche und Auffoderungen, wobei der Requirirende sich gewöhnlich zur Gegenleistung ähnlicher Hülfe (ad reciproca in subsidium juris) verpflichtet. — Militärische Requisitionen, welche die Leistung und Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortbringung eines Kriegsheeres zum Zweck haben, kennen wir in Deutschland zur Genüge. Sie geschehen übrigens wohl selten in einem bittenden Tone. Daß Washington während des amerikanischen Freiheitskrieges zuerst Anfoderungen dieser Art mit dem Namen Requisitionen benannte, mag seyn. Die Sache selbst war aber von jeher bekannt, und die Tataren, die Hunnen und alle, selbst noch so rohen Völker, die schwerlich auf ihren weiten Märschen Magazine, Transportwagen, Schlachtvieh 2c. bei sich führten, werden das Requisitionssystem in den Ländern, die sie durchzogen, gewiß eben so gut ausgeübt haben, wie Washington und Bonaparte, und wie die Deutschen und Russen. So vortheilhaft übrigens das Requisitionssystem für das schnelle leichtere Fortschreiten eines Kriegsheers ist, so höchst nachtheilig kann es werden, wenn es in Ländern angewandt wird, denen es an den Mitteln zur Genügung der Requisitionen fehlt. So war die Befolgung jenes Systems anfangs ein Hauptmittel zur Ausdehnung der französischen Macht, und wurde späterhin in einem unbewohnbaren und minder fruchtbaren Lande eine Hauptursache des Unglücks der Franzosen.

Rescript, Rescription. Landesherrliche Befehle in Briefform an einen einzelnen Staatsbedienten oder an ein ganzes Collegium erlassen, werden Rescripte genannt. Rescriptionen bedeutet entweder gleichfalls Befehle, ist also synonym mit Rescript, oder man bezeichnete damit auch ein neueres französisches Papiergeld (Staatsobligationen), die auch den Namen Inscriptionen führten.

Reservat (geistliches), siehe den Art. Religionsfriede.

Reservatrechte des Kaisers wurden in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung diejenigen Rechte genannt, die dem deutschen Oberhaupt ohne Zuziehung und Mitwirkung der Reichsstände nach eigenem Willen auszuüben freistanden, und gleichsam als eine an der Kaiserkrone haftende Machtvollkommenheit betrachtet wurden. Es gehörten darunter die Mündigsprechungen der Reichsvasallen, Adoptionen und Legitimationen von deren Kindern, Anstands- oder Freibriefe für die Reichsstände gegen ihre Gläubiger, so wie die Bestätigungen reichsständischer Familienverträge; ferner die Ertheilung von Privilegien zu Messen, Universitäten, Stapelrecht, Bücherdruck u. s. w. Auch die Belehnungen mit Reichslehn, die Ernennung der Pfalzgrafen, die Verleihung von Wappen und die Aufnahme unter den höhern und niedern Reichsadel gehörten zu den Reservatrechten des Kaisers, die auch Gnadensachen genannt wurden, weil ihre Ertheilung von der Gnade des Oberhauptes abhing. Alle obige Gegenstände betreffende Sachen wurden bei dem Reichshofrathe (vergl. d. Art.), als dem stets in kaiserlicher Residenz befindlichen Reichsgerichte, nachgesucht und betrieben.

Resewitz (Friedrich Gabriel). Er war 1729 geboren, und genoß eine glückliche Jugend und einen trefflichen Unterricht. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn wurde er in der Folge Pastor an der deutschen Petrikirche zu Copenhagen. Im Jahre 1775 kam er als Abt nach Klosterbergen, wo er die Direction dieser Anstalt von 1775 bis 1797 ununterbrochen führte. Seine Schriften a) über die Erziehung des Bürgers (2te Aufl. Copenhagen 1773), und b) seine Vorschläge, Gedanken

und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung (5 Bde. Berl. u. Stett. 1777 — 1787), welche Schrift das reichhaltigste Magazin der gründlichsten Untersuchungen über die wichtigsten Punkte der Erziehung, und zugleich auch seine Nachrichten über das Innere des Pädagogiums zu Klosterbergen von 1776 bis 1783 enthält, haben ihn als einen der denkendsten Pädagogen bekannt gemacht. Als practischer Schulmann hatte er den Werth nicht, den man ihm als pädagogischen Schriftsteller zuerkennen muß. Er suchte mehr den Abt zu spielen, und hatte auch vorzüglich von diesem Wunsche geleitet, dieses Amt übernommen. Er kam zur Direction dieser Anstalt zu ungeübt als practischer Pädagog. Seine wohldurchdachten Plane und Vorschriften wurden mehr ausgesprochen, niedergeschrieben und bekannt gemacht, als ausgeführt; er konnte seine Grundsätze nicht speciell und individuell genug anwenden; denn er kannte das Schulleben zu wenig aus Erfahrung. Er war in der Disciplin zu liberal, verfuhr bei allen vorzunehmenden Verbesserungen zu stürmisch. Dazu kamen seine ökonomischen Arbeiten, verbunden noch mit andern nicht dazu gehörigen, welche ihn öfters an die Ausführung des durchdachten, und wohl ausgesprochenen Plans nicht denken ließen. Er konnte sich die Liebe weder der Lehrer noch der Zöglinge erwerben, und nicht selten verhinderte der Abt das, was der Director beschlossen hatte. Dadurch wirkte er nachtheilig auf die Anstalt, so daß nach und nach der Besuch der Schule sich verminderte. Dies veranlaßte von Seiten der preussischen Regierung zwei strenge Visitationen; bei der ersten wurde er als Abt überwiesen, zu viel von dem allgemeinen Fond für sich verwendet zu haben; daher er sich zu einem Ersatz von 500 Thlrn. bekennen mußte; bei der zweiten nahm man ihm die Direction der Schule ab, und ließ ihm noch bis 1805 die Verwaltung des Klosters. Was seit seiner Direction in der Anstalt im Unterrichte Gutes und Treffliches geschah, war weniger sein, als seiner Oberlehrer, Gurlitt und Lorenz, Verdienst. Er gab 1779 Jugendpredigten heraus; sie enthalten die Vorträge, welche er alle vierzehn Tage anstatt der Predigten über die Evangelien und Episteln vor den Schülern hielt; er betrachtet aber darin die Religion zu kalt philosophisch. Er starb im 77sten Jahre seines Lebens den 29sten October 1806 aus Gram über Preußens Unglück. W. L.

Resident ist die Benennung dessen, der, ohne eigentlicher Gesandter zu seyn, noch dessen Würde zu tragen, die Geschäfte und Angelegenheiten eines Fürsten oder eines Staates an einem fremden Hofe, oder in einem fremden Lande betreibt. Die Residenten, Chargé d'affaires, gehören dem Range nach zur dritten Classe der Gesandtschaftsordnung. (S. hierüber den Art. **Gesandtschaftswesen**.)

Resonanz ist der Forthall eines Klanges, hervorgebracht entweder durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, den der Ton an den Seitenwänden eines Instruments erhält. Der **Resonanzboden** an Saiteninstrumenten, als Clavier, Violine, Guitarre u. dergl., ist daher von großer Wichtigkeit und Einfluß auf den Klang derselben, und von seiner Güte und richtigen Bauart hängt die Güte dieser Instrumente besonders mit ab, da er es ist, der den auf den Saiten angeschlagenen Ton verstärkend wiedertönt. Er wird gewöhnlich von Tannenholz, das völlig ausgetrocknet und glatt seyn muß, gemacht, und der kleinste Riß oder Schaden desselben verändert oder verdirbt den Ton des Instruments. Man hat in neuern Zeiten in England den Versuch gemacht, den Resonanzboden bei Forte-Piano's, Flügeln und dergl. statt wie bisher von Holz — da dieses in gewünschter Güte zu erhalten

oft schwer ist, und durch die nöthige Dünne leicht schadhaft wird — von starkem Pergament zu machen, doch hat man nicht ganz die gewünschte Wirkung damit erreicht, und, so viel Schreiber dieses bekannt, ist es bei dem Versuch damit geblieben.

Responsgelder, werden die Beiträge der verschiedenen Zungen oder Nationen, in die sich bekanntlich der Maltheserorden theilte, genannt, welche die Vorsteher dieser Zungen (Prioren) jährlich nach Malta an den Großmeister abzugeben hatten, von den Einkünften ihrer gesammten Comthureien und Balleyen. Noch nennt man Responsgelder die Geldabgaben, die als Zeichen der Unterwürfigkeit an einen Oberherrn gezahlt werden.

Responsum heißt im Allgemeinen jede schriftliche Antwort, welche eine öffentliche Behörde auf Anträge von Privatpersonen als solche ertheilt. Im engern, bloß juristischen Sinne heißen diejenigen Decrete des Richters Responsa, wodurch auf den Antrag einer streitenden Partei geantwortet wird. In der Regel müssen sie der Gegenpartei von Amts wegen in Abschrift mitgetheilt werden. Ein Responsum, wodurch dem antragenden Theil zugleich etwas auferlegt wird, heißt Mandatum per Responsum. Durch Responsum kann der Richter nur über solche Gegenstände absprechen, die nicht auf das Wesen der Rechtssache selbst und deren Entscheidung Einfluß haben, z. B. er kann durch ein Responsum der Partei auferlegen, sich zum Prozeß oder auch zur Sache zu legitimiren, er kann sie an den competenten Richter verweisen, nicht aber kann er durch Response eine Beweisführung auferlegen, oder gar in der Sache selbst entscheiden. Letzteres muß durch ein förmliches Urtheil geschehen. Response oder Gutachten nennt man auch diejenigen Belehrungen, welche von einer Facultät oder einem Schöppenstuhl auf geschehene Anfragen ertheilt werden.

Restaurateur. Im J. 1765 fing ein Speisewirth zu Paris an, mit Fleischbrühen, frischen Eiern, Geflügel, Schinken u. s. w. zu bewirthen. Ueber seine Thür hatte er, eine bekannte biblische Stelle parodirend, die Inschrift gesetzt: Venite ad me omnes, qui Stomacho laboratis, et ego restaurabo vos. Seitdem ist der Name Restaurateur aufgenommen.

Restauration (in staatsrechtlicher Rücksicht), s. Revolution.

Restitutio in integrum. Daß gegen das an sich Ungültige, gegen das Null und Nichtige, der Staat Nullitätsklagen gestatten müsse, fällt in die Begriffe; allein diese von der schlechten Vernunft vorgeschriebenen Gränzen zu überschreiten und auch der Strenge nach gültige Rechtsgeschäfte, in so weit sie jemanden zum Nachtheile (laesio) gereichen, aus schlüpferigen Gründen der aequitas unter dem Titel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand durch das Richteramt rescindiren zu lassen, scheint höchst bedenklich. Dem Germanier, welchem die Vernunft zur Heilighaltung der Verträge eine Menge Parömien in den Mund gelegt hatte, waren ursprünglich solche Mittel fremd. Erst mit der Reception der fremden Rechte, vorzüglich des römischen, erhielt Deutschland eine ganze Gruppe solcher Figuren, welchen der römische Antiquitätenstyl so anhängt, daß sie ohne geschichtliches Studium jenes Rechts sich nicht im gehörigen Lichte darstellen. Der Grund zu diesen Restitutionen liegt theils in der Person, wie bei Minderjährigen und bei juristischen Personen, theils in der Sache selbst, jedoch nicht mehr sowohl bei Zwang und Betrug, des be

der Abwesenheit, der Veräußerung zum Nachtheile der Gläubiger (actio Pauliana) und nach der Praxis auch bei der clausula generalis. Uebrigens sind von diesen ordentlichen Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand die bei Versäumnissen der Prozeßfatalien den Parteien zu Statten kommenden außerordentlichen wohl zu unterscheiden. Auch im Staatsrechte und dem Criminalrechte kommen Restitutionen vor. En.

Restitutionsedict wurde 1629 von Ferdinand II. nach dem Siege, den der bayrische und liguistische General Tilly über König Christian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge (1626) erfocht, und nach dem mit Dänemarks König 1629 zu Lübeck geschlossenen Frieden erlassen, und befahl den Protestanten, die durch diese erwähnten Vorgänge damals völlig unterdrückt erschienen, alle früher eingezogenen geistlichen Güter herauszugeben und die von ihnen besetzten unmittelbaren Stifter an die Catholiken wieder abzutreten. Die hierauf folgenden Siege Königs Gustav Adolph von Schweden, Herzogs Bernhard von Weimar, und anderer protestantischen Anführer änderten aber im Verfolg des dreißigjährigen Krieges die Lage der Dinge in so weit, daß beim endlichen Friedensschluß zu Münster und Osnabrück 1648 das Restitutionsedict, das nie allgemein zur Ausführung kam, erlosch, und den Protestanten in diesem Friedensschluß auch der Besitz der vor 1624 innegehabten Kirchengüter verblieb. (Vergl. hiermit die Art. Deutschland, Dreißigjähriger Krieg, Westphälischer Friede.)

Retardat. Dieses Wort bezeichnet verspätete Geldabgaben, Zinsen, Gefälle u. dgl. In Bergwerksangelegenheiten heißt Retardat daher, wenn ein Eigner oder Theilnehmer an einem Kure seine Geldzuschüsse, um den Bau zu betreiben, nicht zur gehörigen Zeit einsendet und dadurch seines Antheils am Betrieb des Ganzen verlustig geht.

Retardation, die Abnahme der Geschwindigkeit eines bewegten Körpers, welche darin besteht, daß dieser Körper in jedem folgenden gleichen Zeittheile einen kürzern Weg zurücklegt, als in jedem vorhergehenden und endlich ganz aufhört sich zu bewegen. Demnach ist die Retardation der Gegensatz der Beschleunigung und kann wie diese gleichförmig oder ungleichförmig seyn, je nach dem die retardirende Kraft, wozu Schwere, Reibung, Widerstand der Luft u. s. w. gehört, gleichmäßig wirkt oder nicht.

Retentionsrecht, s. Besitz.

Retorsionsrecht, s. Repressalien.

Retorte, ist ein Gefäß, dessen sich der Chemiker bei Destillationen bedient und das nach der verschiedenen Erforderniß aus Glas, Metall, Thon u. dgl. verfertigt ist. Die Gestalt einer Retorte ist eine bauchige, kugelförmige, die nach oben zu in einen Hals sich verlängert, der gewöhnlich unter einem Winkel von 60 Grad sich krümmt.

Retractrecht (Näherrecht, Einsprache, Näherkauf, Einstand, Abtrieb, Beispreche, Beisprüche, Besprechung, Losung, Auslösung, Nähergeltung, Anstand, Zugrecht, Beschüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vorkauf), besteht in dem Rechte, welches bei dem Kaufcontracte einer dritten Person zusteht, wonach sie in Gemäßheit eines bei ihr Statt findenden gesetzlichen Grundes befugt ist, in einen über ein Immobile geschlossenen Kauf so einzutreten, daß die gekaufte Sache selbst nach erfolgter Uebergabe an den Retrahenten gegen Erfüllung der unter dem

Käufer und Verkäufer verabredeten Bedingungen abgetreten und überlassen werden muß. Dieses zu den Eigenthümlichkeiten der germanischen Jurisprudenz gehörige und ehedem zum Nachtheile des Verkehrs begünstigte Recht ist durch Herkommen eingeführt, und so lange in seiner ursprünglichen Natur beibehalten worden, bis es Landesordnungen und Stadtgesetze durch Modificationen dem Geist der neuern Zeit angepaßt haben. Was nun die dabei concurrirenden Personen betrifft, und zwar den, welcher den Retract ausüben will, den Retrahenten, so muß dieser nicht nur überhaupt den Gesetzen des Staats nach, wo retrahirt werden will, fähig seyn, ein solches Object käuflich an sich zu bringen, sondern es muß, wie bereits erwähnt, noch ein besondrer individueller Grund in seiner Person vorhanden seyn, welcher stets in dessen persönliches Verhältniß oder den Besitz seiner Güter zu setzen ist. Und wenn wir wähnten, daß ein solches Recht nur bei liegenden Gütern vorkomme, so ist dies dahin zu erläutern, daß es einerlei ist, es mag die Sache wirklich unbeweglich seyn, oder nur den Rechten nach für unbeweglich gehalten werden, daher auch Kirchstühle, Windmühlen, Apotheken, Zehnten, jährliche Zinsen und andre Gerechtigkeiten retrahirt werden können. Endlich ist zur nähern Bestimmung der Obliegenheiten des Retrahenten zu bemerken, daß dieser nicht allein die Erfüllung aller Haupt- und Nebenbedingungen (Schlüsselherde, Strickgeld u. a.), unter welchen die Sache vom Käufer erkauft werden, sondern auch den Ersatz des auf die Sache selbst gemachten nöthigen Aufwands über sich zu nehmen hat. — Die einzelnen Retractarten sind so vielfach, daß sie nicht leicht vollständig im System aufgeführt werden können. Hier mag es genügen, diejenigen, worin die Schatten des alten Sammteigenthums, dessen Einfluß auf die Bildung dieses Rechts nicht ganz abgeläugnet werden kann, noch am meisten hervorschielen, herauszuheben. 1. Retractus ex condominio (Gewerberecht) ist dasjenige Näherrecht, welches einem Theilhaber an einer gemeinen Sache in Ansehung des Antheils, welchen bisher ein andrer Theilhaber daran hatte, und dieser an einen dritten verkaufte, zusteht; 2. retractus ex jure congrui (Gespilde, Spaltungsrecht), ist dasjenige Näherrecht, welches dem Besitzer des einen Theils an der getheilten Sache in Ansehung des in den Händen eines andern Besitzers gewesenen, und hierauf von demselben an einen dritten verkaufte andern Theils zusteht; 3. retractus gentilitius (Erblosung, Erbfreundrecht), ist dasjenige Näherrecht, welches einem Verwandten des Verkäufers in Ansehung eines von ihren beiderseitigen Vorfahren erworbenen, und an einen dritten veräußerten Guts zusteht; 4. retractus ex jure incolatus (Marklosung), ist dasjenige Näherrecht, welches einem einheimischen Markungsgenossen in Ansehung eines Grundstücks, das aus der Markung an einen Auswärtigen veräußert worden ist, zusteht. — Die Retractsklage ist eine dingliche, und von der auf ein persönliches Vorkaufsrecht zu richtenden, bloß gegen den Verkäufer anzustellenden wohl zu unterscheiden. Von vorzüglichem Werthe für diese Materie ist folgende Schrift: Das Näherrecht, systematisch entworfen von Carl Friedrich Walch, 3te Ausgabe, Jena 1795. En.

Rettungskunst ist der Inbegriff derjenigen Kenntnisse, welche die Sicherung und Errettung des menschlichen Lebens und Eigenthums, vor möglichen, oder aus wirklich schon entstandenen Gefahren zum Zwecke haben. Die Rettungskunst ist ein wichtiger Theil der Polizeiwissenschaften, da sie eben so viele Gegenstände umfaßt, als es Gefah-

ten gibt, wodurch das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger bedroht werden. Ein sehr vortreffliches Werk in dieser Rücksicht ist das Noth- und Hülfslexicon zur Behütung des menschlichen Lebens vor allen erdenklichen Unglücksfällen ꝛc. von J. H. M. Poppe, 2 Bde. mit Kupfern, Nürnberg 1811.

Retuschieren. Dieses Ausdrucks bedienen sich Mahler, um damit entweder das Aufputzen alter verblichener Gemählde, oder das Ausbessern und Ueberarbeiten eines neuern, eignen oder fremden Gemähldes zu bezeichnen. Die Franzosen drücken mit Retoucher auch das Aufstechen einer durch wiederholten Abdruck abgenutzten Kupferplatte aus. In der Musik bedeutet dies Wort, ein Tonstück verzieren, durch Colloraturen ausschmücken. Gewöhnlich werden die die Verzierung angebenden Noten kleiner gedruckt als die andern.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), wurde zu Montmirel 1614 geboren. Sein Vater war der General der Galeeren und Ritter der königl. Orden, Emanuel von Gondy. Gegen seine Neigung wurde der junge Retz zum geistlichen Stande bestimmt; sein Lehrer war der berühmte Vincent de Paule. 1643 erhielt Retz den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Obgleich wider Willen Geistlicher und mit ganzer Seele den Wunsch hegend, die militärische Laufbahn betreten zu dürfen, war Gondy doch klug und ehrgeizig genug, da einmal sein Geschick diese Laufbahn ihm versagte, seine Geisteskraft und sein Talent in der ihm aufgedrungenen geltend zu machen, und der junge Mann, der nur mit höchstem Widerwillen den Chorrock angezogen hatte, und dessen leichtes, mitunter leichtsinniges Temperament ihn hinriß zu mancher am wenigsten den geistlichen Stand zierenden Handlung — wie denn die Zahl seiner verliebten Abenteuer eben nicht klein war, und manche sogenannte Ehrensache von dem jungen Abbé mit dem Degen ausgefochten wurde — wußte bald die Herzen der Pariser durch seine feurige Kanzelberedsamkeit sich zu gewinnen, und dadurch sich auch den zuweilen wohl gegen ihn zürnenden Clerus wieder zu versöhnen. Diese Gewandtheit aber, verbunden mit einem sehr sichtbaren Streben nach politischer Bedeutenheit, das nur zu oft in ein Cabaliren gegen die Hofpartei und den herrschenden Minister ausartete, mußte nothwendig dem Coadjutor die Aufmerksamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Richelieu, und nach dessen Tode den Haß des Nachfolgers im Ministerium, Mazarins, zuziehen, der freilich um so weniger sich geneigt fühlen konnte, anders als mit bitterm Widerwillen einen Mann zu betrachten, dessen offenes, freies, lebenslustiges Benehmen so schroff abstach gegen des Italieners finster verschlossenen Charakter. Die Fronde (s. d. Art.), als die dem Hof und Mazarin entgegenstehende Partei, bemächtigte sich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch seinen überwiegenden und scharfen Geist, so wie durch die Liebe, die er sich beim Volk durch sein populäres Betragen erworben hatte, ihnen eine bedeutende Verstärkung seyn mußte, und in der That ergriff auch Retz mit um so größerem Eifer die Sache dieser Menschen und machte sie, sich an ihre Spitze mit stellend, zu seiner eignen, als seine Neigung nur mehr als zu sehr, wie oben bereits bemerkt, zu politischen Verflechtungen und Getrieben ihn hinzog. Die Ränke, die den Hof bewegten, die verschiedenen Aufstände des Volks und der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die endlich zum Ausbruch kamen, jedoch immer bald wieder beigelegt wurden, und nie eigentlich von Be-

deutung waren, dies alles eröffnete dem Gondy eine weite, gewünschte Bahn zu Ausführung seiner von einer romanhaften Phantasie gebildeten Entwürfe, und als endlich durch einen Parlamentsbeschluß der Hof sich gezwungen sah, den von Mazarin festgesetzten Prinzen Condé loszugeben, Mazarin selbst aus Frankreich entweichen mußte, (vgl. die Art. Condé und Mazarin), da schien es, als stünde Retz am Ziele, und hinge es nur von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen, in allem vielleicht des Italieners Stelle einzunehmen. Doch geschah, sonderbar genug, von diesem allen nichts. Mazarin kehrte bald aus seinem Exil zurück, mächtiger als je, die Fronde, deren Verbindung nie sehr fest, und deren Theilnehmer, außer Condé und Retz, schwach und schwankend waren, lös'te sich auf, und bald nachdem Gondy, durch Verwendung des Hofes, nicht ohne Leitung seines Gegners Mazarin, den Cardinalshut empfangen hatte, brach über ihn das Wetter herein, das kurz zuvor Mazarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder vielmehr Mazarins, in das Schloß Vincennes gesetzt, von da aber nach einer fünfviertel jährigen Haft nach Nantes gebracht. Hier fand Gondy Mittel zu entkommen, und irrte nun, stets umgeben und verfolgt von den Dienern der Rache Mazarins, fast acht Jahre in Spanien, Italien, Deutschland, Holland und England unter wahrhaft romanhaften Schicksalen umher. An Papst Innocenz fand er eine mächtige Stütze, die jedoch mit dessen Tod ihm geraubt wurde, welches Retz um so schmerzlicher empfand, da der Nachfolger auf St. Peters Stuhl, Alexander VI., der ihm seine Erhebung mit verdankte, jetzt dem Verfolgten nicht helfend sich erwies. Hierzu kam, daß sein Vermögen durch frühere Verschwendung und Freigebigkeit nicht allein schon verzehrt war, sondern auch eine ungeheure Schuldenlast ihn drückte, die stündlich zunahm durch den Bedarf und die Kosten eines fürstlichen Gefolges, mit dem Retz sich umgab, theils aus Liebe zur Pracht, theils und mehr aber auch, um dadurch sich besser vor den Verfolgungen seines Gegners zu schützen. Bis zu fünf Millionen Livres war diese Schuld bereits gestiegen, als Retz Rom verließ, das ihm weder Hülfe, noch Sicherheit mehr gewährte, und über Deutschland nach Holland sich begab. Hier entließ er den Troß seiner Begleiter, der ihm so ungeheure Kosten machte, und fing an, ein weniger großes, aber ausschweifendes Leben zu führen, in das er sich stürzte aus Verdruß über das ihn verfolgende Mißgeschick. Die Anerbietungen des spanischen Hofes, ihm Freistatt und Unterstützung zu gewähren, hatte Retz ausgeschlagen, die von Carl II. von England nahm er an und begab sich dahin. Da aber zwischen Carl und ihm bald Uneinigkeit eintrat, indem der Monarch nicht sonderlich geneigt schien, die Rathschläge zu befolgen, die sein Schützling ihm ertheilte, so begab sich Retz bald darauf wieder auf das feste Land, wo unter[illegible] der zwischen Spanien und Frankreich geschlossene pyrenäische Friede auch ihm einige entfernte Hoffnungen aufgehen ließ. Doch war dessen ungeachtet um diese Zeit die Lage des Cardinals so bedrängt, daß er auf dem Punkt stand, eine Schilderung seiner Umstände und Darstellung des Hasses seiner Feinde drucken zu lassen, um sie an die höhere Geistlichkeit aller Länder zu vertheilen; ein Vorhaben, von dem ihn nur die Nachricht abhielt, die er gerade in dieser Zeit empfing, daß sein Feind Mazarin hart darnieder läge. Dennoch bahnte ihm [illegible] nicht gleich der bald erfolgende Tod des Ministers den Rückweg [illegible] Frankreich. Ludwig XIV. blieb noch eine Weile unbeweglich g[illegible]

die Bitten von Gondy's Freunden, und erst als er das feierliche Versprechen gab, nie sich fürder in politische Verbindungen einzulassen, durfte der so lang Herumirrende den Boden des Vaterlandes wieder betreten. Von jetzt an schien Gondy ein ganz anderer geworden zu seyn. Mit einem demüthigen Versprechen hatte er die Rückkehr erkauft, mit einer höfischen Schmeichelei erschien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. zu ihm sagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen," erwiederte er: „Sire, man ergraut geschwind, wenn man die Ungnade Ew. Majestät trägt." Er legte gleich hierauf sein Erzbisthum nieder, und verwaltete dagegen die Abtei St. Denys. Die Eingezogenheit, in der er von jetzt an lebte, und die große Beschränkung seiner Bedürfnisse setzten ihn in den Stand, seine so ungeheuer angelaufene Schuldenlast nicht nur nach und nach abzubezahlen, sondern auch in den letzten Jahren seines Lebens noch genug zu haben, seinen Freunden Pensionen ertheilen zu können. Von jetzt an, mit allen Parteien versöhnt, lebte Gondy den Wissenschaften, und der Mann, dessen großer, umfassender, mitunter ins Romantische streifender Geist sich gefallen hatte in der ersten Periode seines Lebens nur in Unruhe und mannichfachen Verschlingungen politischer Parteien, lebte jetzt das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weisen. Was Rochefoucault über ihn sagt, wird am besten diesen sonderbaren und merkwürdigen Charakter darstellen. Der Cardinal Retz hat, so äußert sich der Herzog, einen großen Geist, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein außerordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, und ein liebenswürdiges äußeres Benehmen sind ihm eigen. Er scheint ehrgeizig, ohne es zu seyn, und seine Bestrebungen gegen Mazarin waren weniger unternommen, diesen zu verdrängen, als sich ihm furchtbar und bedeutend zu machen. In der Zeit seiner Gefangenschaft hat er sich mit Festigkeit und Anstand benommen, und seine Freiheit verdankte er seiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hatte er, unerschütterlich durch alle Glückswechsel, seinen erzbischöflichen Stuhl behauptet, als sein Feind nicht mehr war, stieg er freiwillig davon herab. Als Cardinal hat sein Benehmen in den verschiedenen Conclaven ihm die Achtung seiner Mitbrüder erworben. Obgleich ein ziemlich vorherrschender Hang zu Vergnügen und Müßiggang bei ihm sichtbar war, so war seine Thätigkeit doch auch wieder erstaunend, sobald durch Umstände sie angeregt wurde. Die Geistesgegenwart, mit der er die oft unvorhergesehensten Umstände zu erfassen und zu wenden verstand, ist bewunderungswerth, und seine Handlungen mußten um so mehr das Gepräge einer gewissen Glätte und Abwägung an sich tragen, da er eigentlich nie weder recht haßte, noch recht liebte, ob er gleich beides sich mitunter bemühte zu zeigen. Unter den mehrern von ihm nachgelassenen Schriften verdienen seine Memoires am meisten bemerkt zu werden. Eine Geschichte der Verschwörung des Grafen Fiesco in Genua, die er als 17jähriger Jüngling mit sichtbarer Vorliebe für seinen Helden schrieb, zeigte schon damals die Neigung seines Gemüths; eine Bemerkung, die dem Cardinal Richelieu auch nicht entging, als diese Jugendarbeit Gondy's ihm zu Gesichte kam. In den letzten Zeiten seines Lebens kam er nur selten noch nach Paris. Er starb daselbst bei Gelegenheit einer solchen kleinen Reise den 24sten Aug. 1679, 66 Jahre alt. Einige Jahre vor seinem Tode schickte er an Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, wie er vorgab, sich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt

ihn aber zurück mit dem Befehl des heiligen Vaters, ihn zu behalten bis an sein Ende.

Retzer (Joseph Friedrich Freiherr von), k. k. Hofsecretär und Büchercensor zu Wien, geboren zu Krems am 25sten Junius 1754. Er erhielt in der theresianischen Ritterakademie zu Wien seine erste Bildung, widmete sich darauf (1774) dem Dienste des Staats, und zeichnete sich durch mehrere in Taschenbüchern u. s. w. erschienene gelungene Gedichte und durch andere Schriften rühmlich aus. Besonders ist Retzer wegen seiner edeln Freimüthigkeit und seines Eifers, mit dem er Aufklärung und Literatur in seinem Vaterlande zu befördern strebte, höchst achtungswerth. In einem Gedichte auf die Kaiserin Maria Theresia foderte er (1782) von Joseph II. die Preßfreiheit, die von dem Letztern auch gleich darauf bewilligt wurde. Um seine Vaterstadt Krems machte er sich im Jahr 1809 durch seine thätige und kraftvolle Verwendung bei den französischen Behörden so verdient, daß ihm auf eine sehr schmeichelhafte Weise das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde. Außer eignen zahlreichen Schriften gab Retzer eine Auswahl der besten Stücke englischer Dichter (Choice of the best poetical pieces of the most eminent english poets. Vienne 1783—1784, 6 Bände); ferner Nachträge zu Sineds Liedern (Wien 1785) und Denis literarischen Nachlaß (Wien 1801, 2 Bde.) heraus.

Reuchlin (Johann). Mit Recht nennt der geistreiche Verfasser des deutschen Plutarch Reuchlin einen jener Morgensterne, die am deutschen Himmel nach langer Nacht und Nebel endlich einen Morgen ankündeten. Reuchlin war zu Pforzheim den 28sten Dec. 1455 von angesehenen Aeltern geboren. Auf der Schule zu Schlettstadt, der nebst Deventer Deutschland mit die Wiederherstellung der Wissenschaften verdankt, genoß Reuchlin des Unterrichts des vortrefflichen Dringenberg, und zeichnete bald durch Fleiß und gute Sitten sich aus. Da dem jungen Reuchlin auch die schöne Gabe des Gesanges von Mutter Natur gewährt worden war, und er mit Fleiß dieses Talent ausbildete, so hatte der Jüngling das Glück, in die Capelle des Markgrafen Carl von Baden aufgenommen und bald darauf von diesem seinem Landesherrn zum Gesellschafter und Reisegefährten seines Sohnes, des nachmaligen Bischofs Friedrich von Utrecht, ernannt zu werden. So kam Reuchlin 1473 mit dem Prinzen nach Paris, um dort, als auf der größten und berühmtesten hohen Schule damaliger Zeit, zu studiren. Hier genoß Reuchlin des Unterrichts des Spartaners Gregor Hermonymos in der griechischen, des Franzosen Robert Gaguin in der lateinischen, und des Niederländers Johann Wessel in der hebräischen Sprache, und erwarb seinem Geist jene Tiefe der Kenntnisse, die nachher im Vaterlande so schöne Früchte tragen sollte. Zwar mußte er schon 1475 Paris wieder verlassen, da sein Prinz von da wegging, doch ließ Reuchlin sich dies nicht in seinen Studien stören. Er begab sich nach Basel, wo er das Erstaunen seiner deutschen Landsleute durch seine damaliger Zeit unerhörten Sprachkenntnisse erregte, und das erste lateinische Wörterbuch, die erste griechische Sprachlehre von ihm verfaßt, in Deutschland erschien. Um die Doctorwürde der Rechte zu erhalten, eine Würde, die zu damaliger Zeit dem Inhaber mit den stolzen Vorrechten des Adels begabte, ging Reuchlin abermals nach Frankreich (1478) und studirte zu Orleans die Rechte, während er zu gleicher Zeit die alten Sprachen lehrte. 1481 kehrte er nach Deutschland zurück, und lehrte zu Tübingen

mit

mit dem allgemeinsten Beifall beides, sowohl die Rechte als die schö-
nen Wissenschaften. Als aber Graf Eberhard der Bärtige von
Wirtemberg sich 1487 zu einem Zuge nach Rom rüstete, da nahm er
Reuchlin, als den besten Lateiner in ganz Deutschland, in sein Gefol-
ge, der ihn nun über die Alpen begleitete. Die wissenschaftlichen
Schätze, die Lorenzo der Mediciäer in Florenz aufgehäuft, so
wie die von Rom, eröffneten sich jetzt Reuchlins wißbegierigem Geiste,
der mit den ersten und berühmtesten Gelehrten Italiens in Berührung
kam. Bei der Rückkehr nach Deutschland ließ Eberhard den talentvol-
len Mann nicht mehr von sich und nahm ihn stets mit auf allen seinen
Reisen. Auch der damalige Kaiser der Deutschen, Friedrich III.
ehrte die Verdienste Reuchlins, erhob ihn in den Reichsadel, gab ihm
den Titel Pfalzgraf und kaiserlicher Rath, und schenkte ihm eine kost-
bare hebräische Handschrift des alten Testaments. Als Eberhard starb
ein unwürdiger Nachfolger Wirtemberg beherrschte, begab sich Reuch-
lin an den Hof des Churfürsten Philipp von der Pfalz, wo er
mehrere Jahre in Gesellschaft dieses die Wissenschaften liebenden Für-
sten, seines Kanzlers Dalberg und mehrerer anderen großen Gelehrten
Deutschlands lebte. Die heidelberger Bibliothek durch Handschriften
und Werke der in jener Zeit erst erfundenen Buchdruckerkunst zu berei-
chern, war hier Reuchlins besonderes Streben. Zwei in dieser Zeit
von ihm verfaßte lateinische Lustspiele wurden durch junge Studirende
in Heidelberg mit großem Beifall aufgeführt. Da der edle Churfürst
durch elende Verleumdung am römischen Hofe angeschwärzt, ja sogar
in Bann gethan wurde, so begab sich Reuchlin noch einmal nach Rom
und vertheidigte hier mit eben so viel Klugheit als Anmuth das Recht
seines Fürsten, der auch die Lossprechung von Alexander VI. erhielt.
Reuchlin benutzte seinen fast ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rom
aufs beste zur Erweiterung seiner griechischen und hebräischen Sprach-
kenntnisse, und kehrte hierauf abermals ins Vaterland zurück, indem
er sich von neuem im Auslande die Bewunderung Aller erworben hatte.
Gern hätte ihn der dankbare Churfürst von der Pfalz auf immer an sei-
nem Hofe behalten, aber in Wirtemberg war der rechtmäßige Erbe zur
Regierung gelangt, und Reuchlin glaubte, dessen Ruf nicht ablehnen
zu dürfen und kehrte dahin zurück. Hier wurde er zum Vorsitzer des
schwäbischen Bundesgerichts ernannt, das errichtet worden war von
den schwäbischen Fürsten gegen die Anmaßungen des Hauses Bayern.
Außer diesem weit ausgedehnten Wirkungskreise arbeitete Reuchlin
noch eine Uebersetzung der Bußpsalmen, eine hebräische Sprachlehre
und ein hebräisches Wörterbuch in dieser Zeit aus, auch berichtigte er
die Bibelübersetzung. Dadurch, daß er seinen Verwandten Me-
lanchthon auf die Bahn leiten half, wo dieser in der Folge mit Lu-
ther im Verein so wohlthätig wirkte, erwarb Reuchlin sich ein neues
Verdienst um die Menschheit, und mit Recht kann man ihn als den
Vorarbeiter und Wegbahner der Reformation betrachten. Es konnte
jedoch nicht fehlen, daß in einem Zeitalter, in dem Finsterniß und Pfaf-
fenthum noch so gewaltige Herrschaft übten, Reuchlin nicht Anfeindun-
gen hätte ertragen müssen. Ein getaufter Jude, Johann Pfeffer-
korn, und ein gewisser Jacob Hoogstraten, waren die Anführer
dieser Zeloten und griffen die hebräische Sprachkunde an. Sie wußten
den sonst so hellen und umsichtigen Kaiser Maximilian zu bereden,
daß alle hebräischen Schriften, das alte Testament allein ausgenom-

men, eitel schlecht und verwerflich Gut wären, und Max gab den Befehl, in allen seinen Landen diese Schriften zu verbrennen. Glücklicher Weise fügte er hinzu, es möge bei dieser Execution allemal ein weltlicher Gelehrter mit zu Rath gezogen werden. Dies rettete die orientalische Literatur. Reuchlin trat auf, und setzte dem Kaiser in einer Schrift aus einander, daß diese Werke, statt dem Christenthum zu schaden, im Gegentheil zu seiner Ehre und Verherrlichung dienten, da ihr Studium gelehrte und tapfere Kämpfer erwecke, die für die Ehre der Christuslehre stritten, und man den Feinden desselben durch Vertilgung dieser Bücher nur Waffen in die Hände geben würde. Diese Darstellung Reuchlins erbitterte die Gegner noch mehr. Zehn Jahre dauerte der Federkrieg, indem eine Menge Schriften hin und her geschrieben wurden, auf der einen Seite Hoogstraten und die Universitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz, auf der andern Seite Reuchlin und die gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer aller Länder standen. Unerschüttert gegen die Sophismen, Schmähreden und selbst die Bannstrahlen seiner Gegner verficht Reuchlin muthvoll die gerechte Sache, und bringt endlich sie, da gar nichts hilft, vor den Richterstuhl von Rom. Jetzt glauben seine Gegner, gewonnen zu haben; sie eilen nach Rom, beschwert mit Gold, um so die Richter sich zu gewinnen. Reuchlin hat dies nicht, für ihn spricht nur die Wahrheit. Da tritt endlich, als für Reuchlin die Sache am schlimmsten steht, Maximilian auf, bereuend, daß zu so widrigem Streit er Veranlassung gegeben, und erklärt, daß Reuchlin ein wackerer, gelehrter und Gott wohlgefälliger Mann sey, und daß der Papst wohl thun würde, seinen beißigen Gegnern das Maul zu stopfen. Neben des Kaisers Wort ertönen aber auch die der edeln Ritter Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, die sich zugleich bereit erklären, im Fall die Zunge nicht ausreichen könne in diesem Streit für die Wahrheit, auch ihre Schwerter zu gebrauchen. Dies gab schnell der Sache eine andre Wendung; der vom Papst ernannte Schiedsrichter, der Erzbischof von Speier, entschied für Reuchlin. Die Rotte seiner Feinde mußte schweigen und die Kosten des Streits bezahlen; und bald zogen die um diese Zeit ausbrechenden Streitigkeiten in Sachsen zwischen Luther und Tetzel die Aufmerksamkeit der Machthaber und Gelehrten von diesem Vorkampfe der Vernunft auf die beginnende Reformation hin. Neue Unruhe sollte jedoch Reuchlins Tage trüben. Herzog Ulrich hatte in übereilter Hitze die Stadt Reutlingen bekriegt; sie war Mitglied des schwäbischen Bundes, und dieser rüstete sich, die Unbilde zu bestrafen. Um nicht gegen seinen Landesherrn sprechen zu müssen, hatte Reuchlin die Stelle als Bundesrichter niedergelegt, doch wurde er von den Verbündeten gefangen. Herzog Wilhelm von Bayern, Anführer des Bundesheeres, dachte aber edel genug, ihn wieder frei zu lassen, und stellte ihn als Lehrer auf der hohen Schule zu Ingolstadt an. Den Verlust seiner Habe und Bücher suchte ihm sein reicher und edelmüthiger Freund, Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg, zu ersetzen. Als 1522 die Pest in Ingolstadt wüthete, begab sich Reuchlin nach Tübingen zurück, wo er entfernt von Staatsgeschäften aufs neue den Wissenschaften lebte. Als aber in demselben Jahre er von einer unheilbaren Gelbsucht ergriffen ward, ließ er sich nach Stuttgart bringen, und endete da den 30sten Juni 1522 sein schönes, dem Vaterland und der Folgezeit so nützliches Leben. Seine für damalige Zeit vortreffliche Bibliothek schenkte er seiner Vaterstadt Pforzheim. Die

Nachwelt ehrt mit Recht in ihm einen der ersten Gelehrten, Deutschland einen seiner würdigsten Söhne.

Reuß (Fürsten und Grafen). Der Ursprung dieses fürstlichen und gräflichen Hauses, welcher sich schon in das Dunkel der frühesten Jahrhunderte verliert, ist sehr ungewiß. Bereits um das J. 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Glitzberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch die Kaiser Heinrich VII., Carl IV., Wenzel und Siegmund abstammten. Heinrich I. von Glitzberg Sohn war Heinrich II., der Stammvater des Gesammthauses Reuß. Er war Beherrscher des ganzen Vogtlandes, und wurde nach der von ihm fünf Viertelmeilen weit von Gera erbauten Stadt edler Vogt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche), theilte sein Gebiet unter seine vier Söhne, von denen der eine Voigt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greitz und der vierte zu Gera wurde. Die Greitzische Linie erlosch schon 1236, die weidaische 1535 und die geraische 1550, so daß nur die plauensche, welche sich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrig blieb. Die ältere bekam 1526 die Burggrafschaft Meißen, und die mit derselben verbundene fürstliche Würde nebst Sitz und Stimme auf den Reichstagen, starb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meißen, 1512 aus. Jene jüngere, noch unter dem Namen reuß-plauensche fortblühende Linie stiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reusse (Ruse, Ruzzo), so wie sein älterer, ohne Erben verstorbene Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geschlecht der jetzigen Fürsten und Grafen Reuß den letztern Namen bei. Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greitz und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne, welche die ältere, jüngere und mittlere Linie stifteten. Die mittlere erlosch 1616; die andern beiden bestehen fort. Die ältere hatte sich wieder in die Linien Ober-Greitz und Unter-Greitz getheilt. Unter-Greitz starb aber am 17ten März 1768 in männlichen Erben aus, und die obergreitzische Linie succedirte in die untergreitzischen Lande, wurde am 15ten Mai 1778 mit Beziehung auf die ehemalige burggräflich meißensche Fürstenwürde in den Reichsfürstenstand erhoben, und erhielt durch den Reichsdeputationsabschied von 1803 im Fürstenrath eine eigne Stimme. Die jüngere Hauptlinie theilte sich wieder in die geraische, die schleitzische, von welcher die köstritzische ein Nebenzweig ist, und die 1790 in den Fürstenstand erhobene lobensteinische, von welchen die beiden Aeste zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraische Linie 1802 ausstarb, theilten sich Lobenstein, Ebersdorf und Schleitz in die Erbschaft, so daß Lobenstein und Ebersdorf die eine, Schleitz hingegen die andere Hälfte erhält. Bis jetzt ist aber Besitz und Verwaltung noch gemeinschaftlich. 1805 starb der Fürst von Lobenstein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Selbitz in den Besitz seiner Lande als Graf von Lobenstein, so daß von der jüngern Hauptlinie jetzt die schleitzische, ebersdorfische und lobensteinische blühen, welche 1806 sämmtlich in den Fürstenstand erhoben wurden. Erst in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts fingen die Grafen von Reuß, nachdem sie sich lange Zeit bloß Reussen Herren von Plauen genannt hatten, wieder an, den schon in den frühesten Jahrhunderten geführten gräflichen Titel zu brauchen. Nicht aber nahmen sie nach dem Abgange der Burggrafen von Meißen die fürstliche Würde an, obgleich sie durch das vom Kaiser

Siegmund 1426 dem Burggrafen ertheilte Diplom dazu berechtigt gewesen wären. Merkwürdig ist, daß alle männlichen Personen des Hauses Reuß schon seit dem eilften Jahrhundert bloß den Namen Heinrich führen. Früherhin unterschied man sie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer physischen oder moralischen Eigenschaft, z. B. der Aeltere, der Dicke, der Friedfertige u. s. w., 1668 aber wurde bestimmt, daß man sich durch Zahlen unterscheiden, und zwar jede Hauptlinie für sich zählen wollte. Keine Nebenlinie zählt für sich, sondern alle männlichen Personen einer Hauptlinie werden so gezählt, wie sie nach einander geboren werden. Im J. 1700 setzte man fest, daß man bis hundert zählen wollte. Am 18ten April 1807 traten die vier regierenden Fürsten zum Rheinbunde, 1813 entsagten sie demselben, und sind jetzt Mitglieder des deutschen Bundes (s. Reich, deutsches, und deutscher Bund). Das Gesammthaus Reuß, welches sich mit seinen Unterthanen zur lutherischen Kirche bekennt, führt den Titel: Heinrich der ... älterer (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürst, Graf und Herr zu Plauen, Herr zu Greitz, Kranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein. Der älteste regierende Herr des ganzen Hauses Reuß führt außerdem noch den Titel: des ganzen Stammes Aeltester, und der älteste regierende Herr der andern Linie ist sein Adjunct. Die reußischen Lande machen einen Theil des von den Vorfahren der Fürsten und Grafen Reuß beherrschten Vogtlandes aus, und liegen zwischen dem thüringer Walde und dem Erzgebirge. Durch den neustädter Kreis des Herzogthums Sachsen werden sie in zwei Theile getrennt, so daß die Herrschaften Greitz, Burgk, Schleitz und Lobenstein mit dem Amte Saalburg ein Ganzes bilden, und gegen Norden und Osten von dem Königreich und dem Herzogthum Sachsen, gegen Süden von den bayerschen Fürstenthümern Bayreuth und Bamberg und gegen Westen von Coburg-Saalfeld und Schwarzburg-Rudolstadt begränzt werden. Die Herrschaft Gera aber wird im Süden vom Königreich Sachsen, im Osten und Westen vom Fürstenthum Altenburg und im Norden wieder vom Königreich Sachsen umgeben. Zusammen halten die reußischen Besitzungen 28½ QM., und im Jahr 1812 wurden 76,531 Einwohner gezählt. Davon gehörten 1. dem Fürsten von Reuß-Greitz 7 QM. mit 21,800 Einwohnern, 2 Städten, 1 Flecken und 95 Dörfern. 2. Der Antheil des Fürsten von Reuß-Schleitz enthielt 6 QM. mit 16,560 Einwohnern, 2 Städten, 1 Marktflecken, 41 Dörfern. 3. Der Fürst von Lobenstein-Lobenstein hatte ein Gebiet von 4½ QM., worin 1 Stadt, 31 Dörfer und 7493 Einwohner enthalten waren. 4. Lobenstein-Ebersdorf hatte 3½ QM., 1 Stadt, 1 Flecken, 29 Dörfer und 7837 Einwohner. In der den drei letzten Häusern gemeinschaftlich gehörigen Herrschaft Gera mit dem Amte Saalburg (7½ QM.) sind 3 Städte, 89 Dörfer und 22,836 Einwohner. Diese Länder sind bergig, haben aber sehr fruchtbare Gegenden, vortreffliche Waldungen und Wiesen, daher einen Ueberfluß an Wildpret und starke Viehzucht. Der Getreidebau ist für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend, und Gartenfrüchte, Obst und Hopfen werden gleichfalls nur nothdürftig gebauet. An Mineralien hat das Land Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Alaun, Vitriol u. s. w. Die Einwohner sind äußerst fleißig und betriebsam, und sie beschäftigen sich vorzüglich mit Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkereien, Baumwollenspinnerei für in- und ausländische Manufacturen, Hut-, Porzellan- und Tabaksfabriken, mit Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolsie-

dereien u. s. w. Auch mit Vieh und Holz wird beträchtlicher Handel getrieben. Für den öffentlichen Unterricht ist gut gesorgt. Zu Greitz und Schleitz sind lateinische Schulen, und zu Gera ein wohl eingerichtetes Gymnasium. Auch sind zu Greitz Schulmeister- und Predigerseminarien. Obgleich die Fürsten souverän sind, so sind doch Landstände vorhanden, welche aus der Ritterschaft, und den Städten und Pflegen der reußischen Lande bestehen. Die Einkünfte von Greitz werden auf 130,000, von Schleitz auf 100,000, von Lobenstein-Lobenstein auf 80,000 und von Lobenstein-Ebersdorf 80,000 Gulden geschätzt. Von den Einkünften von Gera, welche 130,000 Gulden betragen, erhält Schleitz die Hälfte, und Lobenstein und Ebersdorf jedes ein Viertel. Die Linie zu Greitz hat daselbst ein Regierungs- und Justizcollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forst- und Oekonomiedepartement. Die jüngere Linie hat seit 1604 eine gemeinschaftliche Regierung, als ein erstes Justizcollegium und Consistorium, eine Kammercommission, ein gemeinschaftliches Amt und ein Landgericht. Diese Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verschiednen Geschäftszweige der Verwaltung dieser Herrschaft zu besorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch besondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, so wie auch jeder Fürst einen verhältnißmäßigen Kriegsstaat erhält. K. K.

Reuvertrag (pactum displicentiae) ist derjenige Nebenvertrag, vermöge dessen sich einer der Contrahenten ausbedingt, von dem Hauptvertrage wieder abgehen zu dürfen. Bei dem Kaufe wird er **Reukauf** genannt. Dadurch behalten sich bald der Käufer, bald der Verkäufer, bald aber auch beide das Recht vor, nach Gefallen von dem geschlossenen Kaufe abzugehen. Gewöhnlich wird dabei ein gewisses Quantum festgesetzt, welches der Abgehende dem andern bezahlen muß. Zum Wesen des Reuvertrags gehört es jedoch nicht. Uebrigens machen wir den deutschen Bürger auf folgende Cautelen aufmerksam. 1. Obschon die Gesetze sich darüber deutlich aussprechen, daß die Reue hier das Geschäft als Resolutivbedingung aufhebt, so ist es doch bei dieser Bedingung noch an sich controvers, ob die Früchte rückwärts, von der Zeit der erfolgten Uebergabe, zu ersetzen sind. Rathsam ist es daher, darüber etwas festzusetzen, wie es, wenn etwa die Aufhebung des Vertrags nach erfolgter Uebergabe der Sache und zum Theil oder ganz geleisteter Zahlung erfolgt, rücksichtlich der gegenseitigen Berechnung der Accessionen gehalten werden soll. 2. Man sorge dafür, daß, wenn ein bestimmter Termin zur Reue nicht festgesetzt worden ist, dem Reuvertrage die Clausel **auf ewige Zeiten** inserirt werde, weil bei einer ganz unbestimmt gelassenen Zeit nach Manchen das Recht zu pönitiren binnen sechzig Tagen ausgeübt werden muß. En.

Reval, eine russische befestigte Seestadt am finnischen Meerbusen, unter 59 Gr. 26 Min. 29 Sec. der Breite und 42 Gr. 25 Min. 30 Sec. der Länge, mit einem trefflichen Hafen für die Marine und Handlung; sie hat 1703 Häuser, 11,800 Einwohner, 7 griechische und 8 lutherische Kirchen, eine Ritterakademie und ein Gymnasium. Im Hafen liegt ein Theil der russischen Flotte. Die Fabriken für Stärke, Puder, Fayence, Spiegel, Nadeln und Strümpfe sind ansehnlich. Der Handel mit Getreide, Hanf, Flachs, Branntwein, Bretern und Leder ist sehr beträchtlich; sie ist der Hauptort des Herzogthums Esthland, oder der 1783 eröffneten revalschen Statthalterschaft. W. L.

Reveille (aus dem Französischen von reveiller, aufwecken)

nennt man in militärischem Sinne den Trommelschlag, der in Garnisonstädten und Festungen bei Tagesanbruch, vor Eröffnung der Thore, Statt hat.

Reveillere-Lepeaux oder **Lepaux** (Louis Marie la), geboren zu Montaigne im Departement der Vendée den 25sten Aug. 1753, studirte zu Angers die Rechte, wurde Advocat in Paris, gab diese Laufbahn aber bald auf, kehrte nach Angers zurück, wo er sich mit dem Studium der Botanik beschäftigte, diese Wissenschaft lehrte, und einen botanischen Garten anlegte. Nachher ward er Deputirter bei der Nationalversammlung, nahm aber nach dem Fall der Girondisten seine Entlassung, und hielt sich, da ein Verhaftsbefehl vom Sicherheitsausschuß gegen ihn erlassen war, während der ganzen Schreckenszeit verborgen. Am 8ten März 1795 wurde er wieder in den Convent berufen, und zum Mitgliede einer Gesetzcommission ernannt. Er kam hierauf in den Rath der Alten, wurde Präsident desselben bis zum 27sten Oct. jenes Jahres, und am 31sten desselben Monats zum Mitgliede des Directoriums gewählt. Da er bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte hatte, so wünschte er, sich als Oberhaupt einer Religionssecte bekannt zu machen, und warf sich zum Beschützer der Theophilanthropen, deren Hoherpriester er zu werden suchte, auf. Nach dem 18ten Fructidor, wo er Barras und Rembels Partei ergriff, überließ er diesen beiden die ganze Gewalt, und beschäftigte sich bloß mit seiner Theophilantropie. Im Junius 1799 ward er, ohne Widerstand zu leisten, aus dem Directorium gestoßen, und lebte nachher bloß seinen Lieblingswissenschaften, besonders der Kräuterkunde.

Reventlau ist der Name einer alten, sehr angesehenen gräflichen Familie in Dänemark, Schleswig und Holstein, die ihrem Vaterlande mehrere sehr verdiente Staatsmänner und Minister gegeben, und sich in der Geschichte des dänischen Staats besonders ausgezeichnet hat. **Johann Ludwig**, Graf Reventlau (geboren den 28sten April 1751 und gestorben den 1sten März 1891) verdient in der Geschichte unter den besten und edelsten Männern genannt zu werden, da er auf seiner Baronie Brahe-Trolleburg die Bauern und Einwohner durch Aufhebung der Frohndienste, durch andre zweckmäßige Mittel, und durch sein eignes vortreffliches Beispiel zu guten Menschen und tüchtigen, wohlhabenden Landwirthen zu bilden suchte. Die von ihm angelegten Schul- und Armenanstalten können nicht bloß für Dänemark, sondern auch für andre Länder zu Mustern dienen, und werden sein Andenken noch lange im Segen erhalten. Diese gräfliche Familie theilt sich übrigens in zwei Linien, deren gemeinschaftlicher Stammvater, Conrad von Reventlau, in Dithmarsen begütert war. Die ältere Linie besitzt auch die bedeutende Grafschaft Christiansſäde auf Laland.

Réverbère wird ein polirter Hohlspiegel genannt, der dazu dient, die hineinfallenden Lichtstrahlen verstärkt zurückzuwerfen. An den in neuern Zeiten in mehreren großen Städten eingeführten Laternen zur Straßenbeleuchtung befinden sich solche Hohlspiegel von glänzendem Metall; daher die Benennung **Reverberirlaternen**. Zur **Reverberation** in der Chemie (d. h. zum Verkalken im Flammenfeuer) bedient man sich eines sogenannten **Reverberirofens**, der so eingerichtet ist, daß nicht nur verstärkt die Hitze des Feuers aus ihm strömt, sondern auch den Körper, der zum Verkalken gebracht werden soll, von allen Seiten rund umgibt.

Revers. Im gewöhnlichen Sinn eine schriftliche Gegenverpflichtung, ein Angelöbniß, dieses oder jenes zu vollführen oder zu unterlassen. Reversbriefe, Reverse, Reversalien werden die Versicherungen genannt, in denen ein Fürst beim Antritt seiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder sonst vorfallenden Gelegenheiten sich anheischig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien u. s. w. seiner Unterthanen nicht anzutasten. Bei Münzen und Medaillen heißt Revers die Rückseite derselben, so wie Avers (s. d. Art.) die Vorderseite, auf welcher letztern gewöhnlich das Brustbild geprägt ist.

Revolution. Wenn bestehende Staatsverfassungen durch das Aufstehen des Volks oder eines Theils desselben gewaltsam umgestürzt, eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt wird, so wird dies Revolution genannt, welches Wort mit Empörung beinahe synonym ist. Gewöhnlich wird unter den Ausdrücken Revolution, Empörung, Aufruhr der Unterschied gemacht, daß man sich des ersteren bedient, wenn mit dem Willen des Volkes oder seiner Repräsentanten die Staatsumwälzung geschieht; der letzteren, wenn einzelne Stände, Menschen oder Ortschaften eines ganzen Landes gegen den Willen der bestehenden Regierung sich erklären, ihn zu brechen, die Regierung zu stürzen suchen. So ist die Staatsumwälzung in Frankreich eine Revolution, der Bauernaufstand im 15ten Jahrhundert in Deutschland ein Aufruhr.

Revolution von Amerika, England, Frankreich, den Niederlanden und Spanien, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika, England und die übrigen Länder.

Revolutionstribunal. Dieses schreckliche Gericht der Tyrannei und des unerhörtesten Blutdurstes entstand, als mitten in der Gährung der französischen Revolution im Nationalconvente die Parteien des Berges und der Gironde sich stritten, und die erstere die Oberhand behielt. Seiner Einrichtung und Absicht gemäß sollte das Revolutionstribunal alle diejenigen bestrafen, die gegen den Gang der Revolution waren, sich als Anhänger des Königshauses verdächtig machten. Es läßt sich denken, welcher ungeheure Spielraum der Bosheit, dem Haß und dem Verfolgungsgeiste durch Errichtung eines solchen Gerichtshofes freigegeben wurde, der an keine Formalitäten sich band, immer nur das Todesurtheil sprach, nie die wahren Punkte der Anklage, zuletzt kaum mehr die Namen der unglücklichen Schlachtopfer untersuchte, die eine höllische Rotte von Angebern (an deren Spitze das Ungeheuer Fouquier-Tinville stand) ihm täglich zuführte. Trotz dessen, daß von seinem ersten Entstehen an das Revolutionstribunal fast unaufhörlich seine Hände in Blut tauchte, schien doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahren dieses Gerichtshofes noch zu umständlich und langsam, und als im J. 1794 die Girondisten völlig gestürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheuer präsidirten, da trug der Wohlfahrtsausschuß, unzufrieden über das langsame Verfahren des Revolutionstribunals, darauf an, daß das Tribunal mit der Hinüberspedirung der Menschen in die andre Welt sich hinführo mehr beeilen solle; ein Vorschlag, der auch vom Convente gebilligt wurde. Von jetzt an hörte bei diesem entsetzlichen Gerichtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und seine Rotten reichten täglich lange Listen Unglücklicher ein, die des Hochverraths an der Republik beschuldigt wurden. Ohne zu untersuchen, ob, in wie weit, und auf welche Art die

Armen diese Anklage verdienten, würden sie vor den höllischen Richterstuhl geschleppt, einer ganzen Schar immer auf einmal das angeschuldigte Verbrechen und zugleich das Todesurtheil vorgelesen, ihre Vertheidigung nicht gehört, ja selbst nicht einmal darauf Rücksicht genommen, ob diese Elenden wirklich die waren, die die Anklageliste benannte, oder ob (welches häufig der Fall war) eine bloße Namensverwechslung Statt finde, und dann zur Guillotine geführt. Wie ungeheuer die Zahl der täglich Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 sich genöthigt sah, die Guillotine auf einen andern Platz hinzuschaffen, da der, auf dem sie bis dahin stand, von dem Blute der Erwürgten so naß und schlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen sichern Tritt mehr thun konnten. Außer diesem zu Paris bestehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lyon, Arras, Straßburg und viele andre Städte sahen in ihren Mauren das blutige Schauspiel wiederholen, das Paris täglich gab. Daß aber mit dieser Art, die angeblichen Feinde der Republik zu morden, die Ungeheuer, die damals Frankreich beherrschten, noch nicht zufrieden waren, ist bekannt, und da das Beil der Guillotine ihnen immer noch zu langsam mordete, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Füsilladen, Mitrailladen und sogenannten revolutionären Hochzeiten, wo zu Hunderten, Paar und Paar an einander gebunden, in den Wellen umkamen. Als endlich das Ungeheuer Robespierre und mit ihm die Bergpartei gestürzt wurde, da befahl der etwas menschlicher gewordene Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfang des Jahrs 1795 erntete, von demselben Mordgerichte verdammt, dem er so viele Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville (vergl. d. Art.) mit einem Haufen seiner Helfershelfer ihren Lohn. Noch in demselben Jahr wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben, an dessen Stelle eine Militärcommission gesetzt, deren Wirksamkeit aber auch bald darauf blos auf militärische Verbrechen eingeschränkt wurde. Früher, als das zu Paris, hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynolds (Josuah), der berühmteste Mahler der englischen Schule, war zu Plympton in Devonshire 1723 geboren, wo sein Vater ein Geistlicher und Schullehrer war. Seine Erziehung war höchst einfach, und er hatte bis zu seinen Jünglingsjahren keinen andern Lehrer als seinen Vater; aber schon in seinem achten Jahre las er Werke über Mahlerei, und suchte nach den darin enthaltenen Regeln diese Kunst auszuüben. Der Gegenstand seines ersten Versuchs dieser Art war die Schulstube zu Plympton. Durch Richardsons Abhandlung über die Mahlerei ward nicht bloß die Liebe zur Kunst, sondern auch die Liebe zum Ruhm in dem jungen Reynolds geweckt. Obgleich er bestimmt war, die Arzneikunde zu studiren, so erlaubte sein Vater ihm doch, seiner Neigung zu folgen, und brachte ihn zu einem Bildnißmahler in Devonshire, mit dem er späterhin nach London zog. Dieser Künstler war bloß Gesichtsmahler, und ließ von seinen Schülern die Verzierungen und Gewänder mahlen, aber er war ein guter Beurtheiler ihrer Schildereien, und trug viel zu Reynolds, Wrights, Mortimers und Anderer künstlerischen Bildung bei. Reynolds übertraf bald seinen Lehrer, und die Eifersucht des letztern wegen eines Lobes, welches dem erstern in Rücksicht eines Gemähldes ertheilt wurde, veranlaßte ihre Trennung. Als der junge Reynolds einmal bei einer Ge-

mähldeversteigerung zugegen war, und der Dichter Pope, welcher dahin kam, von den Anwesenden mit lautem Beifallsruf empfangen, und vor ihm zu beiden Seiten, als ob ein Fürst käme, Platz gemacht wurde, da ward auch in dem jungen Mahler die Liebe zum Ruhm noch heftiger entflammt. Nach seiner Trennung von Hudson hielt er sich drei Jahre lang im väterlichen Hause auf, und mahlte einige Bildnisse, die freilich mit Beifall aufgenommen wurden, aber für seine eigentliche künstlerische Bildung gewann er in dieser Zeit nichts. Er nahm sich die Gemählde des Porträtmahlers Gandy von Exeter zum Muster; auch fand er Gelegenheit, sich Gemählde von Guercino zu borgen, und von ihnen leitet sich Reynolds Liebe für ein starkes Helldunkel her, da er, so wie Rembrandt, seine Schatten zu dunkel, sein Licht zu hell machte. 1746 starb Reynolds Vater, und unser Künstler ließ sich als Porträtmahler in Plymouth nieder. Der Schiffscapitain, nachmalige Admiral Viscount Kappel, welcher eine Expedition gegen die barbarischen Corsaren im mittelländischen Meere befehligte, nahm Reynolds mit, um ihn in Italien bei günstiger Gelegenheit ans Land zu setzen. Von Livorno reis'te er, sobald dies geschehen war, nach Rom, und studirte und copirte im Vatican besonders die Werke Raphaels und Michel Angelo's. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien kehrte er über Paris nach England zurück, wo er sich 1752 in London niederließ. Er hatte einen Italiener, Namens Marchi mitgebracht, der ihm bei seinen Arbeiten helfen mußte, und ein Bildniß dieses jungen Menschen war Reynolds erstes classisches Werk. Viele vornehme Personen ließen sich von ihm mahlen, und seit Cornelius Janssen und Vandyck besaß London keinen Bildnißmahler von Reynolds Verdiensten. Seine Werke zeichnen sich freilich nicht, wie die jener Künstler, durch Festigkeit und Bestimmtheit der Umrisse, durch Richtigkeit des Colorits, durch getreue Darstellung der Natur und durch Vollendung aus; aber, so wie Vandyck, wußte er ohne Aufopferung der Aehnlichkeit seinen Personen einen heroischen Charakter zu geben. Sein Pinsel veredelte die, welche er mahlte, und gleich als ob er mit Ithuriels Speer begabt gewesen wäre, wurde jede Kröte durch seine Berührung ein Engel. Die Kunst, den Bildnissen etwas Heroisches zu geben, erwarb unserm Mahler einen Ruf in der großen Welt, und er ließ daher 1758 auch den Preis für ein bloßes Brustbild in Lebensgröße von zwölf zu zwanzig Guineen steigen. Er nahm jetzt seine Schwester zu sich, und fing an einen größern Haushalt zu führen. Johnson und Garrick waren seine täglichen Gäste, und Reynolds Einnahme stieg nach der Berechnung des erstern jährlich auf 6000 Pfund Sterl. (52,000 Thlr.). Erst auf seinen Vorschlag nahmen in den der Gesellschaft zur Beförderung der Künste gehörigen Zimmern die artistischen Kunstausstellungen ihren Anfang. Für die 1765 gestiftete Mahlerakademie wurde Reynolds einstimmig zum Präsidenten erwählt, und bei dieser Gelegenheit von dem Könige zum Ritter geschlagen. Um 1768 stiftete er mit Burke, Nugent, Percy, Goldsmith und andern berühmten Männern einen literarischen Verein, und sein Haus selbst wurde der Sammelplatz aller Männer, die sich in der Hauptstadt durch Geist und Talente auszeichneten. Als er 1773 das Bildniß des Doctors Beattie mahlte, stellte er in diesem Gemählde zugleich den Glauben allegorisch dar, wie er den Unglauben und Skepticismus in Voltaire's und Hume's Gestalt mit Füßen trat. Goldsmith, unwillig darüber, sagte ihm: In zehn Jahren wird Beattie nicht mehr bekannt seyn, aber Voltaire's Ruhm

und Ihr Gemählde werden Ihnen zur Unehre ewig leben." Als aber Goldsmith 1774 starb, wurde sein Tod von Reynolds auf das innigste beklagt, und er ließ auf seine eignen Kosten in der Westmünsterkirche dem Dichter ein Denkmal errichten. Im Jahr 1778 gab er seine Reden (discourses), welche er jährlich als Präsident gehalten hatte, heraus, die sich durch Eleganz des Styls und durch Reichhaltigkeit an philosophischen und ästhetischen Entwickelungen auszeichnen. Burke soll diese Reden vor ihrer Herausgabe verbessert haben. Sie sind übersetzt ins Deutsche (Reynolds akademische Reden, Dresden 1781). Außerdem hat Reynolds noch mehrere schriftstellerische Werke herausgegeben, welche gesammelt unter dem Titel: the Works of Sir Josuah Reynolds etc. to which is prefixed an account of the life of the autor, London 1797, in 2 Vol. 4. erschienen sind. Landschaften hat er nur eine gemahlt, und diese stellt die Aussicht von seinem Landhause nach der Themse dar. 1785 verfertigte er sein liebliches Gemählde des Liebesgottes, wie er der Schönheit den Gürtel lös't. Weniger Werth hat sein Herkules als Kind, welcher die Schlangen würgt, und den er für die Kaiserin Catharina von Rußland mahlte. Der Künstler hat hier die Stärke mit der Dicke verwechselt, und sein Herkules scheint an der Wassersucht zu leiden. Der Tod des Cardinals Beaufort ist unstreitig das schönste Stück von Reynolds. 1790 ward sein Gesicht schwach, und im folgenden Jahre verlor er es ganz. Auch jetzt blieb er noch ein eifriger uneigennütziger Beförderer der Künste, und starb 1792 an einer Leberkrankheit. Er wurde mit grossem Gepränge begraben.

Rhabarber. Diese in der Medicin so bekannte heilbringende Wurzel wächst ursprünglich in Asien (China, Tibet, der Bucharei) als eine 5 bis 6 Fuß hohe Pflanze mit starken ausgezackten Blättern. Die Wurzel, die oft mehrere Pfund wiegt, ist braungelb, inwendig rothgestreift, und hat einen scharfen, ekelhaften Geschmack. Der beste Rhabarber wächst auf den Gebirgen der chinesischen Tartarei. Da er durch Caravanen uns zugeführt wird über Rußland, so trägt er den Namen: russischer. Minder gut ist der übers Meer aus Ostindien uns zukommende; die schlechteste Sorte endlich ist diejenige, die durch Verpflanzung in andere Erdtheile (Europa, Amerika) gewonnen wird, und abendländischer heißt. Außer seinem medicinischen Nutzen kann er auch beim Färben angewendet werden.

Rhabdologie ist die Kunst, mit Stäben zu rechnen, z. B. den napperschen Stäben.

Rhabdomantie wird die vorgebliche Kunst und Gabe genannt, vermittelst der Wünschelruthe, oder anderer dergleichen Dinge verborgene Sachen, Schätze u. s. w. zu entdecken.

Rhachitis, englische Krankheit, oder auch Zweiwuchs genannt, ist eine höchst langwierige Kinderkrankheit, die den Skropheln sehr nahe verwandt zu seyn, und wie diese in dem lymphatischen Gefäßsysteme ihren Sitz zu haben scheint. Kinder, die von schwächlichen, cachectischen, schwindsüchtigen, venerischen, skrophulösen, sehr alten und gichtischen Aeltern abstammen, bringen eine vorzügliche Anlage zu dieser Krankheit mit auf die Welt; und es wird dieselbe ausgebildet durch schlechte Speisen, vorzüglich unverdaulichen Mehlbrei, so wie durch ungesunde, sumpfige, feuchte und kühle Wohnung. Auch das zu viele Sitzen der Kinder, vorzüglich in Schmutz und Unrath, scheint diese Krankheit sehr zu begünstigen, und sie tritt endlich auch nach andern

Krankheiten, schwerem Zahnen, Würmern rc. ein. — Die ersten Zufälle bemerkt man häufig bald nach dem Entwöhnen des Kindes, vorzüglich beim Zahnen wird es träge, verdrießlich, zu ernsthaft, ist es schon älter, so findet es am Spielen kein Vergnügen; der Kopf wird schwer und hängt auf einer Seite; dann verlernt das Kind das Gehen, will nicht mehr auftreten, sondern immer sitzen; das Ansehn wird bleich, aufgedunsen, die Muskeln erschlaffen, es stellen sich Runzeln zuerst im Gesicht, dann am übrigen Körper ein, es kommen ermattende Schweiße hinzu, und dabei wird der Blick trübe, die Augen werden von einem blauen Ringe umgeben; das Zahnen ist sehr unordentlich und gewöhnlich sehr verspätigt; ganz vorzüglich aber leidet die Verdauung, die dem widernatürlichen Appetit, der bisweilen zugegen ist, nicht entspricht. Wenn diese Zufälle einige Zeit gedauert haben, dann fangen die Stirnknochen an mehr hervorzuragen, und sie erhalten ein winkliches Ansehn, die Nähte treten auseinander, die Drüsen in der Gegend der Gelenke werden hart, schwellen auf, die Schlüsselbeine krümmen sich, die Schultern treten hervor, der Kopf sinkt zwischen dieselben herab; der Hals wird kürzer, der Kopf grösser, die schwarz gewordenen Zähne fallen aus; die Röhrenknochen werden zuerst an ihren Enden an den Knöcheln der Hände und Füße dick und wurstförmig aufgetrieben, sodann werden sie nach und nach dünner, weicher und krümmen sich; ähnlich leiden die Knochen des Brustkastens, die Rippen krümmen sich, das Brustbein nicht minder, die Knorpelscheiben zwischen den Wirbeln lösen sich auf, die Wirbel fallen auf einander, der Körper sinkt daher zusammen, und es entstehen so die Verkrümmungen, die unter dem Namen des Buckels rc. bekannt sind. Der Unterleib leidet gleichzeitig, und mehr als im Anfange, er wird hart und aufgetrieben, und man fühlt in demselben Knollen und verhärtete Stellen. Die Gefräßigkeit bleibt, und doch bringt jede Ueberladung des Magens, vorzüglich aber der Genuß geistiger Getränke, leicht Uebelkeiten, Collikschmerzen, Verstopfungen hervor. Nur die Seelenkräfte sind unverletzt, ja nicht selten widernatürlich gut und besser, als in andern Kindern desselben Alters. Solche Zufälle dauern dann nicht selten Jahre lang an, und entscheiden sich erst in den Jahren der Pubertät; aber auch im glücklichsten Falle bleiben die beschriebenen Verkrümmungen zurück, verursachen durch Druck der innern Theile und Entstellung, Verwachsung derselben mancherlei Beschwerden, die ein langes Leben nicht hoffen lassen. Oft aber geht die Krankheit selbst in ein hectisches, auszehrendes Fieber über, das dem langen Leiden ein Ende macht, und ein elendes, beschwerliches Leben abkürzt. Es tritt dann der Tod nach vielen Schweißen, Durchfällen, unter Ohnmachten, Krämpfen, Zuckungen und Blutungen ein. Bei Leichenöffnungen findet man außer andern Fehlern die Knochen vorzüglich weich, schwammig, leicht zerbrechlich, und es läßt sich durch einen mäßigen Druck Lymphe aus denselben herauspressen. — In der Cur ist eine zweckmäßige Diät, Veränderung der äußern Umgebungen rc. ganz vorzüglich nothwendig. Nur wenn die Diät gut ist, kann man Wiederherstellung hoffen, nur dann können die Mittel etwas wirken, die dieselben sind, die in der Skrophelkrankheit angewendet werden; vorzüglich zeichnen sich aber die Färberröthe (rub. tinct.), das Eisen und die Bäder von mancherlei Art als sehr nützlich aus. Wenn jedoch die Krankheit schon einen sehr hohen Grad erreicht hat, ehe zweckmäßige Mittel angewendet worden, so ist kaum noch

Hoffnung zur Genesung übrig; eben so gewiß ist es, daß die Kunst manche Rückbleibsel dieser Krankheit, Verkrümmungen, den großen Kopf rc. nicht heben könne. B. P.

Rhadamanthus. Wir sehen uns bei diesem Namen in jene herrliche Zeit zurückgeführt, wo das Leben des griechischen Volkes noch zwischen Mythologien und Geschichte schwankend, weder für das eine noch das andere entschieden, recht eigentlich sein schönes, kraftvolles Heroenzeitalter feierte. Was von Rhadamanth als bloß historische oder mythologische Relation hier anzuführen wäre, ist zum Theil sehr unbedeutend, zum Theil ist es schon bei den Artikeln: Minos, Creta, im Vorbeigehen erwähnt worden. Daß er der Bruder war des ältern Minos auf Creta, des ersten Gesetzgebers der griechischen Welt, der dem Spartaner Lykurg mehr als bloßes Vorbild war, der mit seinem Vater und der Insel Creta ältestem und gepriesenstem Ahnherrn, Zeus, in einer geheimen Grotte des Ida von Zeit zu Zeit Unterredung pflog, und dann die Worte des Gottes seinem Volk als heiliges Gesetz vorlegte — griechische Ansicht jenes, allen Völkern des höhern Alterthums gemeinschaftlichen Mythus von göttlichem Ursprung der Gesetze und der bürgerlichen Verfassung — daß Rhadamanth nach einer andern Sage selbst den Grund legte zu der cretensischen Gesetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollendend fortbaute; daß er wahrscheinlich aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalions, von dem Sohne desselben Tectamus oder Teutamus abstammte, welcher mit seinem Sohne Asterius, dem wahrscheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos, in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Creta einwanderte: das ist das Wichtigste, was wir in der schwankenden mythischhistorischen Betrachtung seiner Geschichte zu unterscheiden vermögen. Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Aeakus, dem Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Gesetz und Recht den Todten gaben, und mit ernstem Scepter, was sie im Leben trieben, auch im Tode noch fortsetzten. Minos, wenn auch nicht der älteste, doch der gerühmteste unter seinen Brüdern und wirklich König in Creta, spricht auch in der Unterwelt noch das Endurtheil. — War es denn nicht allgemeine Ansicht der Griechen, daß auch der hingeschiedene Schatten in dem dunkeln, düstern Reiche des Tartarus noch sich müht und strebt, die Geschäfte des Lebens fortzusetzen? Achilles freut sich auch da noch der Waffen und der Künste des Kriegs — und was können also Minos und Rhadamanthus, ins dunkle Reich des Ais eingegangen, anders thun, als Gesetze geben und Recht sprechen den Todten, sie, die den Lebenden die Fackel der Gesetze angezündet hatten? Doch darf man wohl nicht vergessen, daß unstreitig der ganze Mythus vom Tartarus in diesem Sinne mehr Philosophem, als eigentliche Mythologie war — und sollte man nicht überhaupt in der griechischen Mythologie Philosophem von eigentlich mythologischen Dichtungen, welche letztere bloß dem leichtbeweglichen Gebiete der Phantasie angehören, sorgfältiger unterscheiden, als es gewöhnlich geschieht?

Rhamnusia, Beiname der Nemesis bei den Griechen (s. d. Art. Nemesis).

Rhapsodie. Mit diesem aus dem Griechischen stammenden Wort bezeichnet man ursprünglich eine Reihe einzelner, unter sich je-

doch wieder in Zusammenhang stehender Gesänge, z. B. die des Homer (s. d. Art.). Rhapsoden hießen bei den alten Griechen die herumwandernden Sänger, die theils die homerischen Dichtungen, theils eigene dem Volk vortrugen. Jetzt versteht man unter Rhapsodien auch eine Sammlung von Erzählungen, Dichtungen, Darstellungen u. dergl., die zwar durch Einen Geist belebt, aber nicht nothwendig unter sich in Verbindung stehen. Rhapsodisches Wissen ist ein solches, das aus unzusammenhängenden Bruchstücken besteht, fragmentarisch ist.

Rhätien. Diesen Namen führten bei den Alten zwei Länder, Rhätien und Vindelicien. Später wurden beide getrennt und erhielten den Namen: das erste und zweite Rhätien. Das erste oder eigentliche Rhätien (Rhaetia propria) ging vom Rhein bis an die norischen Alpen, und von Italien bis an die Gränzen von Vindelicien, und lag südlich. Es enthält die Flüsse Rhein (Rhenus), Inn (Alnus), Etsch (Athesis) und mehrere kleinere, und umfaßt also das heutige Vorarlberg und Tyrol, nebst einem Theile von Graubündten. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer Rhätus diese Gebirgsgegenden besetzten, später aber, durch die wachsende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen, und dort die für die erste Bildung Italiens so wichtige Rolle spielten. Justinus Plinius und Stephan, der Byzantiner, nennen daher die Rhätier ein etruscisches Volk. Unter den spätern gallischen Völkern, welche diese Gegenden besetzten, sind mehr durch ihren Namen, als durch ihre Wichtigkeit die Brenni ausgezeichnet. Auch hier, wie in allen andern Provinzen (durch die Waffen erworbene Länder — vincere); legten die Römer mehrere Colonien an, unter denen Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Bauzanum (Botzen), Bilitio (Bellinzona), Clevenna (Cleven), Curia (Chur), die vorzüglichsten waren; jedoch haben mehrere dieser Städte nur ihre Erweiterung und Verschönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden sich oft mit ihren gallischen Freunden, und verwüsteten das römische Gebiet, daher schickte Augustus seinen Stiefsohn Drusus mit einem Heere ab. Dieser schlug sie 739 nach Erbauung Roms, oder 16 J. vor Chr., unweit Trident in die Flucht. Da dieser Sieg indeß nicht viel nützte, so unternahm Drusus, in Begleitung seines Bruders Tiberius, einen zweiten Feldzug, in welchem Tiberius die Vindelicier vom Bodensee angriff, während Drusus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entschied sich die Unternehmung für die Römer, und beide Länder wurden römische Provinzen. Rhaetia transdanubiana, die Länder auf dem linken Donauufer, welche an Franken gränzen, waren den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Das Rieß, eine Gegend im östlichen Schwaben, um Nördlingen und Oettingen, hat seinen Namen nicht, wie man oft behauptet hat, von dem alten Rhätien, sondern von dem obsoleten „Ried" oder auch „Rieß," was ein tiefliegendes, flaches, feuchtes Land bezeichnet. Nach der römischen Herrschaft wurde Rhätien von den Allemannen und Sueven besetzt.

Rhea. Wie die ältern Gottheiten der griechischen Mythologie selbst noch in einem gewissen Nebelschleier und Halbdunkel des Daseyns eingehüllt sind, und ihre Dichtung gerade in dem Schwankenden und Ungewissen der Umrisse ihren eigentlichen Charakter findet, so fließen auch wirklich gerade hier mehrere nach Zeit und Volk ver-

schiedene Dichtungen in eine zusammen, und es konnte dies nirgends leichter geschehen, als hier, wo das Unbestimmte der Bildung Mischung und Vereinigung erleichterte, wie im Halbdunkel des Nebels die Gestalten am leichtesten in einander fließen. Auffallende Bestätigung findet dies in dem vorliegenden Mythus der Titanide Rhea, da wo er so nahe mit dem der Cybele zusammentrifft. Doch wir müssen, um uns bestimmter zu erklären, noch folgende Erläuterung hinzufügen. Mag allerdings die griechische, wie alle Mythologie überhaupt, im Ganzen einen asiatisch-indischen Ursprung haben, was die neuern Untersuchungen sehr wahrscheinlich machen, so ist doch so viel zuzugeben, daß diese mythischen Ueberlieferungen, wenn sie wirklich Statt fanden, in griechischer Individualität verarbeitet wurden, und so ein Ganzes der Dichtung bilden, das mit Recht nun eigenthümlich griechisch genannt werden kann. Dagegen aber wurden auch unbezweifelt in den Kreis dieser eigentlich griechischen Dichtungen späterhin und zu verschiedenen Zeiten noch andere mythische Sagen aufgenommen, die besondern, eigenthümlichen mythologischen Systemen anderer Völker angehörten — etwas, das bei der großen Freiheitsliebe und allseitigen Unbeschränktheit des griechischen Volks sehr leicht geschehen konnte. Diese Dichtungen schlossen sich dann an verwandte in dem eigentlich griechischen Mythenkreis an, und gingen mit diesen in Eins zusammen, indem jedoch, ohne das Besondere der eigentlich griechischen Dichtung zu verwischen, auch das Eigenthümliche der neu hinzugekommenen beibehalten wurde, woraus sich das Schwankende und Mannichfaltige in so vielen Dichtungen erklärt, bei welchen es oft unmöglich ist, die Einheit fest zu halten, wenn man sie nicht, was aber bloß von der Phantasie geleistet werden kann, in einem wunderbaren Zusammengehn der Zwei in Eins, ohne daß gleichwohl das eine mehr hervor- oder zurücktrete als das andere, zu finden weiß. — Dies, scheint uns, giebt uns erst volles Licht über den Doppelmythus: Rhea und Cybele. Rhea ist ursprünglich und besonders als Titanide, eigentlich griechische Dichtung; — Cybele aber, selbst der Geschichte nach, phrygischen Ursprungs. Beide flossen, wahrscheinlich auf Creta, in Eins zusammen, offenbar ihrer innern Verwandtschaft wegen, die vielleicht auf eine höhere Identität beider in dem allerersten Quelle aller Mythologie hindeutet. Aber gleichwohl sind sie doch auch noch immer zwei verschiedene Dichtungen, die nicht verwechselt werden dürfen, in welchen die Eigenthümlichkeit jeder erhalten ist, obschon wir die Dichtung von der Cybele nur an der von der Rhea kennen lernen, diese aber selbst wieder über jener zuletzt ganz verschwindet. Fühlen wir hier nicht wenigstens, woher nun jenes Ungewisse und Ineinanderfließen der beiden Dichtungen kommt? Sehen wir nicht ein, warum auch wir diesen Doppelmythus gerade in so unbestimmten Umrissen auffassen müssen, wie er gegeben wird, wenn wir dem Geist griechischer Mythologie nicht Gewalt anthun wollen? Ja sollte dies nicht überhaupt eine Regel für die Erklärung vieler anderen griech. Mythen an die Hand geben, wohin vielleicht der aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Mythus vom Bacchus vorzügl. zu rechnen seyn möchte, den man gewiß noch in der neuesten Zeit sehr entstellt hat, weil man ihn auf eine Einheit für den Verstand, und nicht auf bloße Einheit der Phantasie, wie die oben aufgezeigte ist, zurückzuführen suchte? — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geben wir noch mit steter Beziehung auf den früher erläuterten Artikel: Cybe-

le, einen kurzen Umriß von dem Einzelnen unsers Mythus. Rhea, eine der merkwürdigsten Titaniden (Tochter der Gäa, Erde, und des Uranos, Himmels), ist Schwester und Gattin Saturns, und mit ihm — denn die Dichtung der Griechen von den alten Göttern ist doch nichts als Kosmogonie, Philosophie über erste Entstehung und Bildung der Welt — Symbol des ersten Formens und Bildens aus der Nacht des Chaos heraus. Die Gestalten ringen, aus dem Schooße des Formlosen emporzutauchen. Rhea, die Fließende, vielleicht vom griechischen Zeitwort ῥεῖν, fließen, das Bildungsreiche und Bildungsempfängliche, wie nur am Flüssigen und Weichen Gestalt und Form hervorgebracht werden kann, ist Symbol dieses Ringens. Aber noch herrscht zugleich die Macht des Chaos, des Formlosen. Der Rhea zur Seite steht Saturnus, mit der düstern Herzlosigkeit des Abgrundes, eifersüchtig auf die neuen Bildungen und sie im Augenblick des Entstehens sogleich wieder vernichtend — darum Bild der alles verschlingenden, sich selbst in jedem Augenblick zerstörenden Zeit. Doch es soll das Universum endlich Gestalt gewinnen, das Schwankende fest werden. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen. — Auf Gäa's, ihrer Mutter, Rath, die in dem frühern Götteräon, nur noch unbestimmter und schwankender, dieselbe Ordnung und Stelle eingenommen hatte, die jetzt die Tochter besitzt, die selbst über Uranos, ihres Gatten, Eifersucht gegen seine Kinder in ihren innersten Tiefen hatte erseufzen müssen, auf Gäa's Rath giebt Rhea ihrem Gatten, der aus Furcht der alten Weissagung seine Kinder sogleich nach der Geburt wieder verschlingt, statt des neugebornen Götterkindes einen Stein in den Windeln. Fortan hat das Lebendige unter der Aegide des Leb- und Bildungslosen Zeit zur Entwickelung gewonnen. Die Bildung siegt über die feindliche Macht des Bildungwiderstrebenden. Der geheimnißvolle Stein, Bild des ersten Festen, auf welchem nun das Gebäude des Lebens sich erheben kann, erster Hemmungspunkt im Flusse der Dinge, im ganzen Alterthum so oft erwähnt, wird in der Folge Symbol der großen Göttermutter selbst. — Auf diese Weise rettet Rhea vor den Verfolgungen des Vaters drei Söhne und drei Töchter, Jupiter, Vesta, Ceres, Juno, Neptun und Pluto, den Chor der neuen, in fester, idealischer Bildung strahlenden Olymposbewohner. Nur hat sie damit auch ihre eigene Herrschaft untergraben. Wenn an Saturn die alte Weissagung der Erde, daß einer seiner Söhne ihn entthronen werde, in Erfüllung geht, so muß auch Rhea das Schicksal ihres Gatten theilen. Sie tritt fortan in die Reihe der alten Gottheiten zurück, und ist nur noch durch Rath und Weissagung wirksam, z. B. mit Themis und andern bei der Geburt des Apoll auf Delos, bis sie in spätern Zeiten durch ihre Verschmelzung mit Cybele ein eignes, aber höchst schwankendes Daseyn in den Mysterien wieder erhält. — Löst sich nach diesem allen die ganze Dichtung von der Rhea am Ende in ein cosmogonisches Philosophem auf, so erscheint die Göttin in ihren Anstalten zur Erhaltung des künftigen Beherrschers der Götter und Menschen auf Creta, im Getöse, das ihre Priester, die Korybanten (Kureten), um das Weinen des Götterkindes zu verbergen, machen müssen; — vielleicht geheime Hindeutung auf die Harmonie, unter deren Schutz die Sphären ihren ersten Gang beschreiben, wenigstens der Ursprung des alten Symbols der phrygischen Handpauke in der linken Hand der Göttin; — in allem erscheint sie als Symbol der unendlichen Erzeugungskraft, der allbefruchtenden Natur, als das er-

haltende, Leben und Gestaltung gebende Princip der Welt. Dahin deuten auch ihre Abbildungen, als Bändigerin der Löwen, die ihren Wagen ziehen, als mit einer Mauerkrone geschmückt, als Begleiterin des Bacchus; dahin ihre Verehrung. Diese einerlei mit der Verehrung der Cybele, ist roher Naturdienst, die tiefste Entartung der religiösen Anlage im Menschen, in sich eigenthümlich schauderhaft und grausend, weil gerade die traurigste Unreligion, Wollust, zur Religion, ja zum Mysterium gemacht wird. Die wildeste, frechste Wollust, jener Lingamdienst der Indier, ist im Dienste der Rhea-Cybele heiliger Gebrauch. Jene Selbstentmannung ihrer Priester ist nicht Selbstverläugnung, sondern im Gefolge der alles befruchtenden Göttin, nur das höchste Maß der sich selbst übertreffenden Frechheit. — Alles im Dienst der unendlichen Zeugungskraft ist selbst, ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia, lebte ungefähr 800 Jahr vor unserer Zeitrechnung und war eine Tochter **Numitors**, Königs von Alba. Obgleich Vestalin, gebar sie das Zwillingspaar **Romulus** und **Remus**, die Stifter und Erbauer des weltherrschenden Roms. Vater dieser Kinder war, der Mythe nach, der Kriegsgott **Mars**.

Rhede, oder auch **Reede**, ist die vor dem Hafen gelegene Gegend des Meers, die einen guten Ankergrund den Schiffen, großen sowohl als kleinen, gewährt, so daß diese vor dem Winde so lange daselbst sicher liegen, bis sie in den Hafen einlaufen können. Eine **geschlossene Rhede** heißt in der Schiffssprache eine solche, die von Batterien am Strande vertheidigt wird; eine **offene**, wo alle Schiffe ohne Unterschied ankern können.

Rheder, **Reeder**, wird der genannt, der ein Schiff ausrüstet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrteischiffe zu seinem Geschäft macht. Da selten Einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten beladet, so treten mehrere zusammen, die dann **Schiffsfreunde**, **Mitrheder** genannt werden. Eines jeden Einzelnen Antheil am Schiff heißt: **Schiffsparte**. Diese Schiffsparten steigen öfters bis zu einem Sechzehntheil herab, so daß der Besitzer eines solchen den sechzehnten Theil des Gewinnstes und Verlustes erhält und trägt, den das Schiff macht.

Rheims, eine der ältesten Städte Frankreichs, am Flusse Vesle in Champagne, und zwar im jetzigen Marne-Departement, enthält mit den Vorstädten über 4000 Häuser und 30,000 Einwohner. Sie war vor der Revolution der Sitz eines Erzbischofs, welcher erster Herzog und Pair von Frankreich war, und das Recht hatte, die Könige in seiner prächtigen Kathedralkirche, vor dem ehemals mit Goldblech überzogenen Hochaltare zu salben und zu krönen. Es befindet sich hier ein Lyceum, welches anstatt der durch die Revolution untergegangenen Universität errichtet ist. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden- und Wollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten rc. wird bedeutender Handel getrieben. Der in dem Arrondissement von Rheims wachsende champagner Wein ist der vorzüglichste.

Rhein, nach der Donau der größte Strom Deutschlands, und einer der ansehnlichsten von Europa. Die Quellen dieses berühmten deutschen Stromes sind in der Schweiz auf dem St. Gotthardsgebirge. Er ist für den Handel und die Schiffahrt sehr wichtig, doch ist letztere nicht ohne Gefahr und Mühe auf ihm, der Wasserfälle, Strudel und vieler Inseln wegen, die im Flußbette des Rheins sich finden. Allbekannt

kannt ist der Rheinfall bei Laufen, unweit Schaffhausen, wo über jähe Klippen der Strom mit furchtbarer Gewalt sich von einer Höhe von 15 Klaftern herabstürzt. Außer diesem sind noch zwei Wasserstürze des Rheins, einer bei Lauffenburg und einer bei Rheinfelden; doch sind diese beiden bei weitem nicht so bedeutend, wie der erstgenannte, der überhaupt mit zu den größten Cataracten der Welt gehört. Der bei Bingen im Rhein befindliche Strudel (Binger-loch genannt) ist bekannt durch die Gefahr, in die daselbst oft Schiffe gerathen, wenn sie sich ihm nicht mit gehöriger Vorsicht und Geschicklichkeit nahen. Wie bedeutend in der Geschichte der ältesten als neusten Deutschen sowohl der Rhein hervortritt, der großen Ereignisse wegen, die an seinen Ufern sich begaben, wird keinem unbewußt seyn; und von je an war dieser Strom Zeuge der folgereichsten Schicksale, welche die Stämme germanischer Völker trafen. Seine Ufer gehören zu den blühendsten und schönsten Gegenden Deutschlands, die bald in lieblicher Anmuth und Fruchtbarkeit, bald in romantischer Wildheit zu beiden Seiten dieses wahrhaft königlichen Flusses hinlaufen. Von seinen Quellen, bis da, wo bei Mainz der Main in den Rhein sich ergießt, heißt letzterer der Ober-Rhein; von da an bis zu seinem Ausfluß ins Meer, oder vielmehr bis zu seinem Verschwinden in den Sanddünen der Niederlande, der Nieder-Rhein. (Daher ehemals die Benennung des oberrheinischen und niederrheinischen Kreises für die umher gelegenen Länder, als noch das alte römisch-deutsche Reich bestand.)

Rheinbund. Zu dem kurzen, für Oesterreich so unglücklichen Kriege von 1805 hatten sich schon mehrere Fürsten des südlichen Deutschlandes theils freiwillig, theils gezwungen durch den Drang der Verhältnisse mit Bonaparte gegen das gemeinschaftliche deutsche Reichsoberhaupt verbunden. Der Friede von Preßburg (26sten Dec. 1805), welcher diesen Krieg endigte, und in welchem die Königswürde der Churfürsten von Bayern und Wirtemberg und die Souveränität von Baden von dem deutschen Kaiser auf eine die deutsche Reichsverfassung ganz anders modificirende Weise anerkannt wurde, gab zur völligen Auflösung des deutschen Reichskörpers die nächste Veranlassung. Ganz im Widerspruch mit der Verfassung des Reichs unternahm es nachher der erste deutsche Churfürst, der Reichserzkanzler, den Cardinal Fesch, einen Onkel Bonaparte's, zu seinem Coadjutor und Nachfolger zu ernennen, und dies den 27sten Mai 1806, zum größten Erstaunen der übrigen Reichsstände, auf dem Reichstage anzuzeigen. Kaum begann man, die wichtigen Resultate, welche diese Ernennung haben mußte, zu erwägen, als schon eine am 12ten Julius 1806 von den Königen von Bayern und Wirtemberg, dem Churfürsten Reichserzkanzler, dem Churfürsten von Baden, dem neuen Herzoge von Cleve und Berg (Joachim Murat), dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, dem Herzoge von Ahremberg, dem Fürsten von Isenburg-Birnstein und dem Grafen von der Leyen zu Paris unterzeichnete Bundesacte das übrige Deutschland und Europa in Staunen setzte. Der Fürst von Lichtenstein, obgleich seine Unterschrift fehlte, war mit in den Bund aufgenommen. Nach dieser Acte bekam der Churfürst-Erzkanzler den Titel eines Fürst-Primas, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Herzog

von Berg erhielten den großherzoglichen Titel mit allen königlichen Rechten und Vorzügen, Nassau-Usingen die herzogliche und von der Leyen die fürstliche Würde. Diese unter Bonaparte's Auspicien geschlossene Bundesacte wurde am 1sten August 1806 dem Reichstage zu Regensburg übergeben, und zugleich sagten die dem rheinischen Bündnisse beigetretenen Fürsten sich von fernerer Verbindung mit dem deutschen Reiche los, begründeten diese Lossagung auf die Mängel der deutschen Reichsverfassung, und luden auch die übrigen Reichsstände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der französische Gesandte Bacher fügte an demselben Tage noch die Erklärung hinzu, daß sein Kaiser kein deutsches Reich weiter anerkennen werde. Der Kaiser Franz II. legte daher am 6ten August seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs nieder, wozu, nach seiner Erklärung, ihn die Folgerungen aus mehreren Artikeln des preßburger Friedens und die neue Vereinigung der rheinischen Stände, wodurch er sein Amt als Reichsoberhaupt für erloschen betrachte, veranlaßten. Durch die Errichtung dieses rheinischen Bundes verloren ihre politische Selbstständigkeit und Unabhängigkeit die Reichsstadt Nürnberg, welche an Bayern fiel, Frankfurt, welches dem Fürsten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürstenthum Heitersheim, welches dem Großherzoge von Baden, und die Burggrafschaft Friedberg, die dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt unterworfen wurden. Ferner wurden durch Mediatisation die Fürsten von Nassau und Oranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenstein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm-Reiferscheid-Krautheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Oettingen, von Fugger, von Metternich, von Truchseß, von Fürstenberg, von Solms, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Herzoge von Corswarem Looz und von Croy, viele reichsgräfliche und alle noch übrigen reichsritterlichen Familien den rheinischen Bundesfürsten untergeordnet. Jenen mediatisirten Reichsständen und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erster und zweiter Instanz, die lehnherrlichen und Bergwerksrechte u. s. w., aber die wesentlich zur Landeshoheit gehörigen Befugnisse der Gesetzgebung, der obersten Gerichtspflege, die Rechte des Krieges, des Friedens und der Bündnisse, der Polizei und der Besteurung u. s. w. fielen den Bundesfürsten, denen die Vermittelbarten unterworfen wurden, zu. Der angebliche Zweck dieses Bündnisses sollte Sicherung des äußern und innern Friedens seyn, Frankreich und die Mitglieder des Rheinbundes sollten Einer für Alle und Alle für Einen stehen, und wenn Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder gar angegriffen wäre, so sollten auf die Einladung des Protectors alle übrigen Mitverbündeten ohne weitere Berathung zu den Waffen greifen, und dem Bedroheten oder Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Rheinbundesacte der damalige Kaiser Napoleon Beschützer der Rheinconföderation seyn sollte, so sollte es doch kein Bundesoberhaupt, dem die Regenten der einzelnen Staaten als solche unterworfen wären, geben. Für die Berathschlagungen über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Rheinconföderirten sollte zu Frankfurt am Main eine Bundesversammlung in zwei Collegien, dem königlichen, in dem auch die Großherzoge ihren Sitz haben sollten, und dem fürstlichen, Statt haben. Allgemeiner Präsident der Bundesversammlung und besonderer des königlichen Collegiums sollte der Fürst

Primas seyn. In dem fürstlichen Collegium aber sollte der Herzog von Nassau den Vorsitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des Fürsten Primas sollte dessen Nachfolger von dem Beschützer des Rheinbundes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern sollte anderswo als in den Staaten der Bundesgenossen oder der mit denselben Verbündeten Dienste nehmen, und so sollte auch kein Mitglied des Rheinbundes seine Souveränität anders als zu Gunsten eines Bundesgenossen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundesfürsten sollten auf dem Bundestage entschieden werden, der aber nie zu Stande kam. Endlich sollten Catholiken und Protestanten in allen Bundesstaaten gleicher bürgerlichen Rechte genießen. So ward das deutsche Reich, nachdem es beinahe tausend Jahre bestanden hatte, mit einem Male vernichtet, und an die Stelle desselben trat ein durch fremde Anmaßung und Herrschsucht gestifteter Bund, der, so vorübergehend auch seine Erscheinung war, doch in den staatsrechtlichen Verhältnissen der ehemaligen deutschen Reichsstände und ihrer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte. Schon am 25sten September 1806 trat auch der Churfürst von Würzburg als Großherzog dem Rheinbunde bei, und um der durch ferneren Anwachs dieser Conföderation sich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu setzen, faßte Preußen, leider zu spät, die Idee, eben solchen Bund unter seinem Protectorat aus den nordischen deutschen Fürsten zu bilden. Dieser Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806—1807 vernichtet, und noch während dieses Kriegs trat der Churfürst von Sachsen, nachdem er sich von seiner Allianz mit Preußen losgesagt und in seinem Separatfrieden mit Frankreich zu Posen (11ten December 1806) den Königstitel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15ten December 1806 die fünf sächsischen Herzoge ernestinischer Linie, und durch den am 18ten April 1807 zu Warschau unterzeichneten Tractat wurden auch die beiden Fürsten von Schwarzburg, die drei herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg und die Fürsten des Gesammthauses Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes aufgenommen. Das aus den eroberten preußischen und andern geraubten Staaten für Hieronymus Bonaparte errichtete Königreich Westphalen ward durch die von dem Kaiser der Franzosen am 15ten November 1807 bestätigte Constitution gleichfalls zum Rheinbundesstaat bestimmt, und endlich wurden auch die Herzoge von Meklenburg-Strelitz (18ten Februar 1808), von Meklenburg-Schwerin (22sten März 1808), und der Herzog von Oldenburg, Fürst von Lübeck (14ten October 1808) als Mitglieder des rheinischen Bundes aufgenommen. Der Protector des Rheinbundes selbst, welcher denselben zur Sicherung des innern und äußern Friedens, und der Unabhängigkeit der Bundesgenossen gestiftet hatte, dieser Protector selbst war es, der sich zuerst an die Sicherheit und Unabhängigkeit seiner rheinischen Bundesgenossen vergriff, und durch ein Decret vom 10ten December 1810, wodurch er die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürsten ihrer politischen Existenz und der ihnen durch die Bundesacte zugesicherten Selbstständigkeit beraubte: 1. den Herzog von Oldenburg, welchem er sein Herzogthum, 88 Quadratmeilen und 153,480 Einwohner nahm, und bloß das Fürstenthum Lübeck ließ; 2. den Herzog von Ahremberg, von dessen Landen 38 Quadratmeilen und 57,558 Einwohner mit Frankreich, das Uebrige, nämlich 12 Quadratmeilen und 25,000 Einwohner aber mit dem Großherzogthum

berg vereinigt wurden; 3. die Länder der Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, die 30 Quadratmeilen und 60,230 Menschen enthielten, wurden gleichfalls mit Frankreich verbunden. Vom Großherzogthum Berg nahm er außerdem 89 Quadratmeilen und 225,208 Einwohner, und vom Königreiche Westphalen 275 Quadratmeilen und 611,581 Menschen, um sie mit seinem Reiche zu verbinden. Nachdem er den größten Theil jener Länder mit Frankreich vereinigt hatte, behielten die sämmtlichen Bundesstaaten noch ein Areal von 5384 Quadratmeilen und 13,475,820 Menschen. Bonaparte zeigte durch jene Maßregeln den Bundesfürsten deutlich genug, wie wenig er gesonnen war, die bei der Annahme des Titels, Protector des Rheinbundes, nach seiner Erklärung von ihm übernommene doppelte Verbindlichkeit der Beschützung des Bundesgebiets gegen fremde Truppen und der Beschützung jedes einzelnen Bundesgenossen gegen die übrigen zu erfüllen. Noch weit weniger vereinbarlich waren die gedachten Verletzungen des Rheinbündnisses mit seiner, bei Errichtung dieser schmachvollen Conföderation ertheilten Versicherung, daß er sich nie eine Oberlehnsherrlichkeit über die von ihm für Souveräne erkannten Fürsten des Rheinbundes anmaßen, und sich eben so wenig eine Einmischung in ihre innern Verhältnisse erlauben wolle. Als Föderativstaat unter dem Schutze eines übermächtigen und übermüthigen Beschützers, dessen großer Gewalt, unbegränzter Herrschsucht und eisernem Willen der ganze Rheinbund nichts ihn Sicherndes entgegensetzen konnte, erschien dieser Bund vom Anfang an als ein phantastisch-bestandloses Unding. Nur der Drang der Verhältnisse konnte die bessern und einsichtsvollern deutschen Fürsten bestimmen, sich diesem Bunde anzuschließen. Bei den übrigen waren augenblickliche Vergrößerung und Erhöhung des Ranges die Lockungen, wodurch Napoleon sie für sich gewann, ohne daß sie die Dauer des Erworbenen und die Rechtmäßigkeit der Erwerbsmittel gehörig erwogen. Ein solches, von den Bundesgenossen theils aus Noth, theils aus andern weniger zu entschuldigenden Ursachen geschlossenes, von den meisten Einwohnern der Bundesstaaten mit Unwillen betrachtetes, nur von der eisernen Faust eines Weltbedrückers zusammengehaltenes Bündniß mußte bei dem ersten, nicht ganz unkräftigen Angriffe von außen in sich selbst zerfallen. Dagegen suchten Bonaparte und die Rheinbundesgenossen durch die allgemeine Einführung der Conscription und durch Bestimmung der Contingente, welche im Fall eines Krieges jeder Staat stellen sollte, sich zu sichern. Das ganze Bundescontingent sollte aus 119,180 Mann bestehen, dazu gab 1. Bayern 30,000 M., 2. Westphalen 25,000 M., 3. Königreich Sachsen 20,000 M., 4. Wirtemberg 12,000 M., 5. Baden 8000 M., 6. Berg 5000 M., 7. Hessen-Darmstadt 4000 M., 8. Frankfurt 2800 M., 9. Würzburg 2000 M., 10. Meklenburg-Schwerin 1900 M., 11. Meklenburg-Strelitz 400 M., 12. Nassau-Usingen und Weilburg 1680 M., 13. Sachsen-Gotha 1100 M., 14. S. Weimar 800 M., 15. S. Coburg 400 M., 16. S. Meinungen 200 M., 17. S. Hildburghausen 200 M., 18. Anhalt-Dessau 350 M., 19. Anhalt-Bernburg 240 M., 20. Anhalt-Köthen 210 M., 21. Lippe-Detmold 500 M., 22. Lippe-Schaumburg 150 M., 23. und 24. Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt zusammen 650 M., 25. Waldeck 400 M., 26. Isenburg 291 M., 27. Hohenzollern-Sigmaringen 197 M., 28. Hohenzollern-Hechingen 93 M., 29. Leyen 29 M., 30. Lichtenstein 40 M., 31. die Fürsten von Reuß-Greitz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein-Lobenstein und Reuß-Loben-

stein-Ebersdorf 450 M. Den Oberbefehl über diese Truppen führte der kriegerische Beschützer des Rheinbundes, der auch im Fall eines Krieges den Bund mit einer Armee von 200,000 Mann zu unterstützen versprach. Nie ist aber die Heeresmacht des Rheinbundes zu den durch die Bundesacte bezeichneten Zwecken, sondern bloß zu den offensiven Kriegen des Protectors verwendet worden. Das denkwürdige Jahr 1813 machte dieser, jedem deutschen Gemüth schmachvollen Conföderation ein Ende. Die jetzigen Großherzoge von Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz, welche die letzten gewesen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, sich dem Rheinbunde angeschlossen hatten, waren, gleich als Preußen sich mit Rußland gegen den corsischen Zwingherrn vereinigte, die ersten, welche vom Rheinbunde sich lossagten, und die Partei des Rechts und der vaterländischen Freiheit ergriffen. Ihnen folgten außer verschiedenen mindermächtigen bald zwei der angesehensten Rheinbundsfürsten, die Könige von Bayern und Wirtemberg, durch deren Uebertritt zur guten Sache der ganze Bund als aufgelös't zu betrachten war. Andere zögerten länger, indem theils die Lage ihrer Länder, theils andere Rücksichten und Verhältnisse eine freie Erklärung hinderte oder doch erschwerte. Dahin gehörte der König von Sachsen, der im Begriff war, die Sache der Verbündeten zu ergreifen, als die Folgen der Lützner Schlacht ihn zu einem andern Entschluß bewogen, und der erst spät in seine um die Hälfte verminderten Staaten zurückkehrte, ferner der Großherzog von Frankfurt, der Mitstifter und Präsident des Bundes, welcher Land und Primaswürde verlor. Mit Recht hatten gleiches Schicksal der König von Westphalen und der Großherzog von Berg (Sohn des Exkönigs von Holland). Durch die Beschlüsse des wiener Congresses wurden gleichfalls die Länder des Fürsten von Isenburg und des Fürsten von der Leyen, die als Rheinbundesfürsten Souveräne waren, mediatisirt. Die sämmtlichen übrigen Mitglieder des Rheinbundes, mit Ausschluß des Herzogs von Ahremberg, und der Fürsten von Salm, sind als Souveräne dem neuen deutschen Bunde wieder beigetreten. So endigte jene Conföderation, die ein Werk französischer Intrigue und Herrschsucht war, und ein Flecken in unserer vaterländischen Geschichte bleiben wird. N. P.

Rheinfall ist 1. bei Lauffen und Schaffhausen in der Schweiz, wo der Rhein in ein sehr enges Bette zusammengedrängt wird, der Herabsturz dieses Stroms von einem 75 Fuß hohen Felsen. Das unaufhörliche Tosen und Brausen der herabstürzenden großen Wassermasse und das beständige Zittern des Felsens, auf dem man steht, ist durch kein Bild darzustellen. Kein Schiff kann beladen oder leer diesen Wasserfall passiren, sondern man muß die Ladung zur Achse durch Schaffhausen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2. Der Rheinfall bei Lauffenburg besteht nicht, wie der vorige, in einem Wasserfall, sondern in einer Stromschnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menschen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelassen werden. 3. Der Rheinfall bei Rheinfelden, einer der vormaligen österreichischen 4 Waldstädte in Schwaben, ist der am wenigsten merkwürdige und gefährliche, da der Rhein hier zwischen Felsen einen kurzen Durchgang und eine Tiefe hat, daß man zur Noth mit beladenen Schiffen durchfahren kann.

Rheingau wird ein Strich Landes genannt zu beiden Seiten des Rheines zwischen Mainz und Bacharach, ungefähr 6 Meilen lang. In dieser Gegend wachsen die besten Rheinweine, als der sogenannte nie-

rensteiner, johannisberger, Kloster Beberacher u. s. w. Auch der von Hochheim wird gewöhnlich noch zu diesen Rheingau-Weinen gerechnet, obgleich der Ort Hochheim schon außerhalb des obengenannten Gebietes liegt.

Rheingrafen, eine ehemals bestehende Würde und Titel, die mehrere gräfliche Familien trugen, die ihre Besitzungen am Rhein hatten. (S. d. A. Raugrafen.)

Rheinsberg (Rhinsberg), ein Städtchen am Ursprunge eines kleinen Flüßchens Rhin im ruppinschen Kreise in der Mittelmark. Es hat 190 Häuser mit 1500 Einwohnern, eine Fayencefabrik und Glashütte, und ein schönes königliches Schloß, in dessen reizendem Garten Denkmale preußischer Helden sich befinden. Anfangs nur ein Schloß gehörte Rheinsberg zu den drei Stammhäusern der Herren von Bredow, von ihnen kam es an das Haus Beville. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., kaufte es 1736, und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, der nachmalige König Friedrich II., residiren sollte. Verherrlicht durch Werke der Kunst, und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige hier sich widmete, wird dieses Städtchen stets merkwürdig in den Annalen der preußischen Geschichte bleiben. Aber es war noch nicht genug an diesem Glanze, als Residenz des großen Bruders Friedrich II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, sollte Rheinsberg aufs neue verherrlicht werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der König ließ es wieder aufbauen, und schenkte es 1744 seinem als Menschen, Weisen und Feldherrn gleich ausgezeichneten Bruder. Wer sollte nicht mit Achtung auf einen Ort blicken, in dem zwei Helden im Schooße der Musen und Grazien sich vorbereiteten und ausruhten zu und von den Mühen eines ruhmbeglänzten Lebens?

Rheinschifffahrts-Octroy. In dem Hauptschluß der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25sten Februar 1803 ward verordnet, daß alle bisherige Rheinzölle aufgehoben seyn, und dagegen eine dieselben nicht übersteigende Schifffahrtsabgabe (Octroy) eingeführt werden sollte. Die Errichtung und Erhebung derselben sollte auf dem gemeinschaftlichen Strome zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche gleichfalls gemeinschaftlich seyn; doch übertrug das letztere seine Rechte völlig und gänzlich dem Kurerzkanzler, welcher zugleich bevollmächtigt ward, alle Anordnungen in Beziehung auf diesen Gegenstand mit der französischen Regierung abzuschließen. Der Ertrag des Octroy im Ganzen sollte vordersamst die Kosten der Erhebung, der Verwaltung und der Polizei bestreiten, der Ueberschuß aber in zwei gleiche Theile getheilt werden, deren jeder vorzüglich zur Unterhaltung der Leinpfade und der zur Schifffahrt erforderlichen Arbeiten bestimmt wurde. Der reine Rest der zum rechten Rheinufer gehörigen Hälfte ward angewiesen, um die Dotation des Kurerzkanzlers zu ergänzen, und dem Herzoge von Meklenburg-Schwerin, dem Fürsten von Löwenstein-Werthheim, den Fürsten und Grafen von Stollberg, der Fürstin von Isenburg und dem Grafen von Leiningen bestimmte Renten zu reichen. Sollte sich ein jährlicher Ueberschuß von Einkünften ergeben, so sollte er zur stufenweisen Ablösung der Last dienen, mit welchen das Octroyrecht belegt ward. — In Gemäßheit dieser Bestimmungen wurde nun am 5ten August 1804 zwischen dem französischen Staatsrath Cretet und dem kurerzkanzlerischen Minister Grafen von Beust eine ausführliche Convention verabredet, und am 1. October noch durch einen Nachtrag ergänzt.

Diese Uebereinkunft wurde zwar, da sich sehr viele Einreden dagegen erhuben, am 11ten Mai 1805 von dem Kaiser nur bedingungsweise bestätigt, und dem Kurerzkanzler weitere Unterhandlungen zur Pflicht gemacht. Allein die folgenden Ereignisse gestatteten diese nicht mehr, und so blieb es in der Hauptsache bei den verabredeten Bestimmungen. Die Auflösung d s Rheinbundes und die Eroberung des linken Rheinufers entsetzten die beiden Regierungen, die bisher die Octroygefälle bezogen hatten, aus deren Genuß, wogegen dieselben den deutschen Höfen, die am Rheinufer Länder besaßen oder erhielten, zufielen, welche Höfe aber auch die Verbindlichkeit übernahmen, die Dispositionen des Reichsdeputationsschlusses in Betreff der zu bezahlenden immerwährenden Renten bei gesetzlicher Kraft zu erhalten.

Rheinweine s. Weine.

Rhethoren und Grammatiker werden mit griechischen Kunstausdrücken die Redekunstverständigen und Sprachkundigen genannt. Von Beiden soll hier nach einander, aber in umgekehrter Ordnung, gehandelt werden, und zwar von den Gramatikern mit Uebergehung der Einzelheiten, über die bereits der Art. Philologie einige Auskunft gibt. — I. Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine sehr viel umfassende Wissenschaft; denn ihr Gebiet umschließt die Geheimnisse fast aller Wissenschaften, verbreitet sich über alle Felder der Gelehrsamkeit, und läßt sich auf Erörterung einer jeden Frage ein. Ihr Gegenstand ist der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geisteswerke jeder Gattung. Nichts, was zu deren vollständigem Verständniß und ihrer allseitigen Verdeutlichung dienen kann, ist von ihrem Gebiet ausgeschlossen. Hauptsächlich aber beschäftigten sich die ältesten Grammatiker mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter, die zum Unterricht der freigebornen Jugend in den athenischen Schulen gehörte. Anfangs hießen diejenigen, welche sich mit Erklärung der Schriftsteller und mit Sprachkunde abgaben, Kritiker, nachmals Grammatiker. Bei den Römern hießen die Ausleger der Dichter anfänglich auch Literatoren. Ferner unterschied man Grammatiker oder Literatoren von Grammatisten oder Literaten, welchen keine so gründliche Gelehrsamkeit zugeschrieben wurde. Grammatistik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntnissen, Grammatik aber mit Verständniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die ersten sprachwissenschaftlichen Beschäftigungen treffen wir unter den Sophisten an, die mehr als andere Urwissenschaftforscher seit Perikles Zeitalter in ihren Schulen sich mit auf Geschmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeistes abzielender Erklärung der Dichter und vor allen des Homers abgaben, und ihren Scharfsinn an größten Theils selbstgesuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten sie die Sprachgesetze selbst genauer bestimmen und sorgfältiger beobachten. Indeß erwarben sich auch des Sokrates Jünger, besonders Platon, Verdienste um die Erklärung der Dichter. Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Aristoteles genannt, welcher (oder, nach Strabon's Angabe, Kallisthenes und Anaxarchos) Hand an eine Ueberarbeitung der homerischen Gedichte für Alexander den Großen legte und sie von fremden Zusätzen zu reinigen suchte. Doch vor ihm soll nicht nur schon Pisistratos Homers Gesänge, deren einzelne Theile noch in keiner gehörigen Verbindung standen, in die Ordnung gebracht haben, in welcher sie jetzt stehen, sondern

auch Kynäthos aus Chios, Antimachos aus Kolophon, Theagenes aus Rhegion, Stesimbrotos und Hippasos aus Thasos, Glaukon und einige Andere der Erläuterung des Homeros ihre Bemühungen gewidmet haben. Ob nun gleich schon bisher Einige theils auf Erklärung, theils auf Entfehlerung besonders der Dichter ersprießliche Bemühungen verwendet hatten, so wurde doch die Sprachwissenschaft und Kritik vornehmlich durch die alexandrinischen Sprachforscher ausgebildet. Seidem nämlich Alexandrien die Heimath der Wissenschaften geworden, beschäftigte man sich auch mit Darstellung der Gesetze der griechischen Sprache, ingleichen mit Bestimmung gewisser Vorschriften für die Auslegung der Schriftsteller und für die Erklärung altheiliger Sagen (Mythen) und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. Als das erste Zeitalter daher wird angenommen das der alexandrinischen Grammatiker (s. Alexandrinisches Zeitalter), welche nicht nur über die Zünftigung der alten Schriftsteller, die als Geschmacksmuster gelten sollten, entschieden, sondern auch einige Schriften derselben durchsahen, durch mannichfaltige Bearbeitungen erläuterten, die heilige Sagenlehre (Mythologie) aus einander setzten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehrere Schriftsteller verfertigten, die Lehrsätze der Sprachlehre zusammenstellten, und endlich, was das Geschäft der höhern Kritik ist, die Schriften selbst und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verschiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker verschiedene kritische Zeichen und Merkmale. Auch wurden zu verschiedenen Dichtern verschiedene Zeichen beigesetzt. Ueber diese Zeichen handelten Diogenes aus Kyzikos und Suetonius. — Unter den Grammatikern dieses Zeitalters zeichnete sich durch Arbeitsfleiß und durch die Menge seiner Schriften aus Didymos von Alexandrien zu Augusts Zeiten. Er soll 4000 Bücher geschrieben haben (woher er den Zunamen ὁ χαλκέντερος, d. i. der mit dem Sitzefleisch bekam), und er verdient einen Platz unter den eigentlichen Kritikern; nur darf man ihn nicht aus den ihm beigelegten kurzen Anmerkungen zu Homeros beurtheilen. Auch werden verschiedene Zünfte von Grammatikern erwähnt, als deren Stifter galten Zenodotos aus Ephesos zu den Zeiten Ptolomäos I. (280 v. Chr.), Aristophanes aus Byzanz unter Ptolomäos II. (200), Aristarchos aus Samothrake (170 v. Chr.), Krates aus Mallos (blühend zu Pergamon unter Ptolomäos Philometor), Kallimachos Battiades aus Kyrene (270) u. A.; ingleichen ihre Lehrfolgen. So folgte dem Aristarchos im Lehramte Ammonios, der nicht zu verwechseln ist mit einem gleichnamigen Alexandrinischen Grammatiker, dem Verfasser eines Werkchens über sinnverwandte Worte, der um das Jahr 389 n. Chr. aus Alexandrien geflüchtet seyn soll. Zur auszeichnenden Standestracht der Grammatiker gehörte ein Mantel. — Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neu-platonischen Philosophen, welche diese Gegenstände des Forschens für wichtig genug hielten, um denselben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieses Zeitalters waren gemeiniglich mehr mit den Gedanken der Schriftsteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgesetzen beschäftigt. Zwar gaben sich die ältern Grammatiker (wie die Erläuterung des Herakleides aus Pontos über Herakleitos und Demokritos zu beweisen scheinen) ebenfalls mit Sacherklärung ab; doch schei-

nen sich ihre Sacherklärungen bloß geschichtlich auf die Aussprüche d
Schriftsteller selbst bezogen zu haben, und bloße Erläuterungen ge
sen zu seyn, keine Erörterungen; wie der Fall mit dem jungen Epi
ros vermuthen läßt, welcher, da ihm im 12ten oder 14ten Jahre s
nes Alters ein Sprachlehrer Hesiods Götterentstammung erklärte, a
die Frage nach dem Ursprung des Chaos (des Wüsten und Leeren w
der Weltschöpfung), von diesem mit dem Rath abgefertigt wurde, si
an die Philosophen zu wenden. Dagegen sahen die Grammatiker dies
zweiten Zeitraums weit mehr auf Sacherklärung. In allem schi
merte der Geist ihres auf Religion gegründeten urwissenschaftlich
Lehrbegriffs durch. Doch hatten die Meisten die Eigenthümlichk
und das Wesen des griechischen Alterthums nicht durchschaut. Den A
fang kann man machen mit Plutarchos von Chäronea (100 n. Chr.)
dem jedoch verschiedentliche kritische und grammatische Schriften b
gelegt werden, die seiner unwürdig sind. — Das dritte Zeitalter en
lich umfaßt die Periode der Grammatiker, die fast alle Mönche ware
und die besonders fleißig ältere Verfasser ausplünderten, indem s
entweder Wörterbücher aus verschiedenen ältern dergleichen Schrifte
sammelten, oder über die Mundarten handelten, oder aus einigen w
nigen Schriftstellern Regeln über die Reinheit des attischen Ausdruck
gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handschriften setzten. Au
diesem Zeitalter sind sehr viele grammatische Werke übrig, bei dere
Würdigung in Ansehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit nic
einzig das Talent ihrer Verfasser, deren Angaben überhaupt nicht vi
zu trauen ist, sondern vielmehr die Reinheit der Quellen, aus dene
sie schöpften, in Anschlag kommt. — An diese schlossen sich an die Gri
chen, welche, aus ihrem Vaterlande geflüchtet, zuerst in Italien de
Eifer zu den griechischen Wissenschaften weckten und nährten, zu End
des 14ten und besonders im 15ten Jahrhundert. S. hierüber C. J
Jagemanns Geschichte der freien Künste und Wisse
schaften in Italien, 3. Thl. 3. B. Es gibt einige im 15ten un
16ten Jahrhundert gemachte Sammlungen der griechischen Grammat
ker. Vorzüglich zu bemerken sind Fruchthorn und Lustgarte
(bei Aldo zu Venedig 1496 fol.) und Alexanders Helladio
Aehrenlese der griechischen Sprache. — Von den Römer
war früherhin, wie griechische Gelehrsamkeit überhaupt, so auch d
Sprachkunde nicht gehegt und nicht gepflegt; vielmehr schien sie de
Meisten nur ein überflüssiger Zeitvertreib, den Vaterlandsfreunde
sogar sittenverderblich, so lange nämlich der Staat immer noch roh un
kriegerisch war, und man noch kein Bedürfniß feinerer Geistesbildun
empfand. Indeß erwachte es doch durch Bekanntschaft mit den Gri
chen bald bei Mehrern, und es ließen selbst die vornehmsten Männ
des Staats, ein Scipio Afrikanus und Caj. Lälius, die Beförderun
griechischer Gelehrsamkeit als deren Beschirmer eifrigst sich angeleg
seyn. Die ersten lateinischen Sprachmeister, Livius Andronicu
und Ennius (236—166 v. Chr.) Halb-Griechen, die sowohl der dic
terischen als ungebundnen Rede sich bedienten und in beiden Sprach
Unterricht ertheilt haben sollen, begnügten sich mit Dolmetschung gri
chischer Werke und mit Vorlesung eigner lateinischen Aufsätze. Eif
zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache und den dazu n
thigen Hülfskenntnissen wurde bei den Römern durch den Zufall he
vorgebracht, daß der griechische Kritiker und Grammatiker Krate
aus Mallos, Zeitgenossen Aristarchs und Lehrer des berühmten Sto

kers Panätios, bald nach dem Tode des Ennius († im 584sten Jahre der Stadt) als Gesandter des Königs Attalos Philadelphos an den Senat nach Rom kam, und als sich sein Aufenthalt daselbst verzögerte, von Zeit zu Zeit sehr viele Vorträge hielt, und durch seinen fleißigen Unterricht bei den Römern auf einmal Lust zur Nachahmung erweckte. Uebrigens behielten, da griechische Wissenschaft herrschendes Muster der Nacheiferung wurde, auch die nachfolgenden Römer den Begriff nach seinem ganzen Umfange bei, welchen die Griechen von der Sprachwissenschaft aufgebracht hatten; und so bildete sich dann auch die römische Mundart der lateinischen Sprache unter dem Einflusse der griechischen zur Bücher- und Hochsprache. Hierauf wurde die Sprachkunde immer beliebter, und kam zu größerem Ansehen, so daß selbst die angesehensten Männer als Schriftsteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprachlehrer aber so gut bezahlt wurden, und ein so hohes Schulgeld entrichtet wurde, daß Lutatius Daphnis von Marc. Skaurus für 23,333 Thlr. als Sclav gekauft und in kurzem freigelassen wurde, Luc. Apulejus aber, von einem sehr reichen römischen Ritter um einen Jahrgehalt von 13,333 Thlr. gedungen, Vielen Unterricht gab. Ja auch bis in die Provinzen war die Sprachkunde gedrungen und es lehrten im Auslande, namentlich im einverleibten Gallien, einige der bekanntesten Lehrer, unter denen Octavius Teucer, Jachus und Oppius Chares genannt werden. Der Letztere lehrte noch, als er bereits alterlahm und erblindet war. Mit dem Zuwachs an Geisteswerken in lateinischer Sprache ward auch die Muttersprache, römische Büchergelehrsamkeit und römisches Alterthum immer mehr ein Gegenstand gelehrten Forschens. Suetonius hat die ältesten lateinischen Grammatiker aufgeführt in einer besondern Schrift de illustribus Grammaticis, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derselben findet. Die noch vorhandenen Schriften der spätern lateinischen Grammatiker stehen in der Sammlung des Elias Putsch (Hanau 1605.4.). Vespasianus und Hadrianus bestätigten die Grammatiker in dem Vorrechte, von persönlichen Staatsbürgerpflichten und andern Lasten frei zu seyn. Auch nahmen sich nicht nur die Herrscher, sondern auch Bürger, der Schulen an und unterstützten sie aus ihren Mitteln. So foderte Plinius der Jüngere seine Landsleute auf, eine Schule zu errichten und erbot sich, den dritten Theil der Kosten zu tragen. So wie in den frühesten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Tonkunst gemeiniglich von einem und demselben Lehrmeister ertheilt wurde, so lehrten die alten Grammatiker auch als Rhetoren die Redekunst, und Viele haben sich in beiden Fächern als Schriftsteller bekannt gemacht. Auch als sich schon beide Wissenschaften geschieden, behielten sich doch noch die Grammatiker den Unterricht in gewissen Vorkenntnissen zur Redekunst vor, wie in der Beantwortung vorgelegter Fragen, in Umschreibungen, Anreden, Charakter-Schilderungen und mehr dergleichen, was jedoch zu Suetons Zeiten schon abgekommen war; aber in dessen Jugend hatte noch ein gewisser Princeps einen Tag um den andern grammatische Lehrvorträge oder Schulreden gehalten, jene früh, diese Nachmittags. In frühern Zeiten waren auch wohl unmittelbar aus der Schule eines Grammatikers vortrefflich gebildete Redner hervorgegangen, die gleich gerichtliche Händel zu führen unternahmen. — II. Rhetoren hießen die Redekunstlehrer, und eben so oder Professoren bei den Römern der Vorzeit. So wie die Sprache an und

für sich auf Naturanlage beruht, so muß auch die Redekunst ihren Naturursprung haben. Dieser Naturursprung ist zu suchen im Bedürfniß, welches, so wie sich die Sprachfähigkeit immer mehr entwickelte, zu absichtlicher Uebung die Menschen anregte und dadurch den ersten Antrieb zur Redekunst gab, die anfangs freilich roh und unbehülflich seyn mußte, indem man nur nothdürftig einige kurze Gedanken zu verbinden versuchte. Als er mit fortschreitender Vernunftentwickelung die Menschen durch Uebung der Rede mächtiger wurden, verlor sich immer mehr das Schwankende in der Rede, und es vermochte eine durch bestimmte Grundsätze bedingte Redekunst zum Daseyn zu gelangen, die einer Seits das Geschäft der Sprachwerkzeuge und des Gedächtnisses erleichterte, andrer Seits aber gemeinnützlich und ergötzlich war. Es begann aber eine Kunst der Rede mit Beobachtung. Da man nämlich in der Rede bemerkte, bald, daß etwas dem Zwecke derselben, der Ueberredung, förderlich, bald, daß etwas derselben hinderlich sey: so achtete man darauf, auf jenes, um es nachzuahmen, auf dieses, um es zu vermeiden; wobei der Erfindungsgeist von einer Bemerkung auf die andere geführt wurde. Aus den Bemerkungen dessen, was am meisten gefiel und den beabsichtigten Eindruck zu machen schien, deren immer mehrere durch Beobachtung des Gebrauchs und der Gewohnheit gesammelt und durch die Anwendung geprüft und bewährt wurden, bildeten sich später allgemeinere und umfassendere Kunstgesetze, bis man endlich das, was man wußte, zu lehren anfing. Zwar gering war, wie aller, so auch dieser Lehre Anfang, indeß gewann sie durch die Beiträge Vieler nach und nach an Umfang und an Ausbildung. Die Erfindung der Redekunst wird, weil man im zartsinnigen Alterthum in allen Seelenvermögen und deren Aeußerungen die Offenbarung von etwas Göttlichem ahnte, von den Aegyptern und Dichtern dem Thoth, Hermes oder Mercurius beigelegt; daher ihm auch die Zunge als das Mittel der Beredtsamkeit geheiligt war. — Pittheus, des Theseus Oheim, soll der erste gewesen seyn, welcher diese Kunst zu Trözene im Musentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt haben; was aber von einer so frühen Zeit unglaublich ist. Von denen, die einen spätern Ursprung annehmen, geben Einige den Empedokles (444 v. Chr.), der wohl den ersten Grund zur Rhetorik gelegt haben mag, als Erfinder derselben an, Andere den Korax und Tisias aus Sicilien, die, als nach einer in Sicilien entstandenen Staatsumwälzung sich viele Rechtsstreitigkeiten um vormaligen Besitz erhuben und man da das Bedürfniß eines zweckmäßigen Redevortrags vor Gericht fühlte, zuerst die Vorschriften dieser Kunst schriftlich abfaßten. Ferner schreiben Einige dem Gorgias, des Empedokles Schüler, aus Leontini in Sicilien, die Erfindung der Redekunst zu, weil er zuerst sich der mancherlei künstlerischen Figuren und Redebilder bediente, welche den Vortrag gleichsam mit Flitterprunk ausschmücken und heben, und weil er zur bürgerlichen Beredsamkeit den hohen Schwung hinzusetzte. Noch Andre endlich erkennen als Erfinder der Rhetorik Aristoteles an, der, wenn man auf ihr Wesen sieht, dieselbe zuerst wissenschaftlich ausbildete. Auch werden zwei rhetorische Zünfte (Secten) erwähnt, deren Anhänger Apollodoreer und Theodoreer hießen nach Apollodoros aus Pergamon, welcher zu Apollonia Lehrer des Kaisers Augustus war, und Theodoros, welchen der Kaiser Tiberius zu Rhodos fleißig gehört haben soll. Beide lehrten abweichende Ansichten. Das Ziel der griechischen und römi-

schen Rhetorik war, daß sie dazu verhelfen sollte, alles und jedes so darzustellen, daß man den etwa möglichen Schein der Wahrheit für sich gewann. Obgleich die Rhetoriker die Theile ihrer Wissenschaft sehr verschiedentlich angaben, so handelten sie doch insgemein von den Erfodernissen eines Redners, von der Erfindung der Ueberredungsgründe, ihrer Anordnung und Einkleidung. Die Kunst des Redevortrags war zur Zeit des Aristoteles noch nicht wissenschaftlich behandelt. Es gab also erst eine Anweisung nur zur Redekunst, aber noch nicht zur Rednerkunst. Vor Aristoteles traten als Lehrer der Beredsamkeit Zenons aus Elea Nachfolger in der Dialektik (Ueberführungskunst), die Sophisten (Scheinweise oder Prunkgelehrte) auf, die von Anmaßung und Gefallsucht, so wie von Gewinnsucht und eigennützigen Absichten beseelt, durch die Gewandtheit über alles, auch unvorbereitet, zierlich zu reden, die Bewunderung der Menge auf sich zu ziehen und durch Ueberredungskünste sich Einfluß auf die Gemüther zu verschaffen suchten, zu einer Zeit, wo Reichthum, Ueppigkeit und Sittenverderben und der Glanz öffentlicher Beredsamkeit, die vornehmlich zu Athen, von Gemeinherrschaft begünstigt, zu schöner Blüthe emporstrebte, zu einer solchen Kunstbeflissenheit einluden; seit dem 84. olympischen Schaltjahr (Olympiade) oder 440 vor der christlichen Zeitrechnung. So wie nämlich immer und überall die Kunst, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wissenschaft vorangeht; so ist auch die Beredsamkeit in der Ausübung frühern Ursprungs als die Lehre der Redekunst. Denn aus den Musterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich selbst Rhetoren (ῥήτορες) hießen, zogen die Lehrer der Beredsamkeit, die später sogenannten Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrsätze und Vorschriften ab und erläuterten sie durch aus denselben gewählte Beispiele. Und zwar pflegten die ältesten Rhetoren die Erzeugnisse aller bemerkenswerthen Redner durchzugehen und dasjenige auszuzeichnen, was sie in einem jeden Gelungenes und Schönes gefunden hatten, was sie aber Fehlerhaftes aufgefunden hatten, aufzustechen, und zu erinnern, daß man so etwas nicht nachahmen dürfe. Ein Beleg hierzu ist Aristoteles, welcher eben so wie Gorgias aus vielen Rednern ohne Unterschied, was ihn das Vortrefflichste dünkte, auserlesen hat, ohne sich auf eine abgeschlossene Zahl derselben zu beschränken. Allein diese Verfahrungsart wandelte sich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da standen nämlich zu Alexandrien zwei geistreiche und vorzüglich gelehrte Kunstrichter auf, die alexandrinischen Grammatiker Aristophanes und Aristarchos. Diese stellten aus der sehr großen Menge Redner nur zehn attische Redner, deren Leben in einem angeblichen Werke des Plutarchus beschrieben ist, als auserlesene Muster der Nachahmung auf, die dann auch die spätern Rhetoren einzig anpriesen, zergliederten und aus denen sie ihre Lehrbegriffe schöpften. So wie die Rednerkunst älter ist als die Rednerwissenschaft, so wurde dagegen jene von dieser überlebt; denn längst war jene im Leben untergegangen, als diese noch immer — bis zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Großen — in ihren Anweisungen geläuterte Vorschriften aufstellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredsamkeit in der Ausübung, und senkte, wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge sie, auch wieder jene schirmend, gewesen, welkend das Haupt. Sodann richtete sie ihren Gang durch Kleinasien, Rhodos, wohin Aeschines landesvertrieben die Beredsamkeit brachte,

und durch andere Eilande; durch welche Wanderungen sie aber ihre ursprüngliche Anmuth einbüßte und durch die Sitten des Auslandes verfälscht wurde. So entstand der Unterschied der attischen, asiatischen und rhodischen Redner. Dem attischen Styl war eigen die harmonische Gestaltung des Ganzen durch sparsame Vertheilung des Schmuckes mit einsichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu sehr abstechender Stellen. Der asiatischen Beredsamkeit war eigen Fülle in der Ausführung und Ueberladung mit Redeblumen in der Ausschmükkung. Auch pflegte bei den asiatischen Rednern, besonders bei denen aus Lykien und Karien, der Ton gegen den Schluß der Rede fast gesangsmäßig zu werden; welche singende Aussprache Isäos an seinem Schüler Dionysios aus Miletos als eine Landesangewohnheit tadelte. Zwischen beiden Gattungen soll die rhodische Beredsamkeit das Mittel gehalten haben. Endlich wurde die Beredsamkeit durch griechische Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging. Aber auch hier trat, nachdem sie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Wendepunkt ein, wo sie von ihrer Höhe merklich herabzusinken begann. Denn da die Freimüthigkeit im Reden verstummen mußte, so ward auch für nichts mehr geachtet der einzige Hebel der Staatsverwaltung, der Zauberstab, wodurch einst Städtegründer und Gesetzgeber unstäte und rohe Völkerhorden zum Bunde bürgerlichen Lebens vereint, für die Zwecke der Menschheit gewonnen und entwildert hatten; durch dessen Allgewalt einst Kriegswuth erstickt, Empörungen gedämpft, wodurch Unschuldige auf dem Hochgericht und in Ketten gerettet, und das allgemeine Wohl gefördert worden war. Es würde zu weit führen, wenn wir den geschichtlichen Faden länger abwinden und sämmtliche Rhetoren der Reihe nach mustern wollten. Wir verweisen daher der Kürze wegen auf von Blankenburgs literarische Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste. 2. Bd. S. 535 bis 559. Art. Redekunst, wo die Rhetoren aufgezählt werden; und über die zur Geschichte der Beredsamkeit und Redekunst gehörige Literatur auf Chr. G. v. Murr Bibliotheca rhetorica in dessen Journal zur Kunst und Literatur, 10r Thl. S. 93 ff. Unsere Absicht ist hier nur, noch einige Hauptzüge zusammenzudrängen zu einem Bilde vom Wesen und Wirken eines Rhetors oder Sophisten, in so fern sich ein solcher als Rhetor ankündigt. Denn die ältern Sophisten erwarben sich um die kunstmäßige Bearbeitung der Beredsamkeit unverkennbare Verdienste durch Errichtung von Rednerschulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophisten öffentlich die Beredsamkeit lehrten und theils durch Unterricht darüber und durch Uebungen, theils auch als Redekünstler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt declamatores) durch rednerische Vorträge und eignes Beispiel die Jugend zur Wetteiferung nach dem Ruhm der Beredsamkeit aufmunterten. Zur Auszeichnung der Sophisten gehörte ein purpurfarbner Mantel, der gewissermaßen ihre Amtskleidung war. Es durfte aber zu Athen ehedem Niemand, zumal kein Fremder, sich diesen Mantel zulegen, ohne Zuerkennung der Sophisteninnung und ohne die Weihe nach sophistischem Gebrauch erhalten zu haben; und in der Folge erließen auch römische Kaiser einschränkende Gesetze gegen die Lehrfreiheit von unberufenen Redelehrern und gegen unbefugte Ausübung der Prunkredekunst. Es hat jene Weihe Aehnlichkeit mit den neuern Doctor-Promotionen. Zu dieser Feierlichkeit gehörte außer andern geheimen Gebräuchen, daß man in ein öffentliches Bad

geführt wurde, wie heut zu Tage, obgleich in einem andern Sinne, ein Prüfling im Schwitzbad. Nach dem Bade nahm der so Getaufte den Mantel an, Kraft des Ansehens der damaligen Vorsteher der Beredsamkeit zu Athen, welchen er für diese Erlaubniß beträchtliche Promotionsgebühren zu entrichten hatte. Mit dem Mantel zugleich erhielt der Eingeweihte Würde und Ehrennahmen eines Sophisten; nämlich zu den Zeiten, wo dieses kein Schimpfname war. Die, welche auf diese Weise den Rang eines Rhetors erworben hatten, gaben sich dafür aus, die Redekunst zu lehren, und stellten zu diesem Zwecke mit ihren Schülern mannichfaltige Uebungen im mündlichen Vortrag an; und zwar zuvörderst in der Abwechselung und Reichhaltigkeit des Ausdrucks, in bald gedrängter, bald ausführlicher Erzählung (die lateinischen auch im Uebersetzen aus dem Griechischen), hauptsächlich in Preisreden, die in Uebertreibung des Lobes bestanden, wo dann Gefallsucht leicht zu Ueberschreitung des Schicklichen und zu Ueberladung mit Redeschwulst verleitete, oder auch in Reden zu Herabwürdigung berühmter Männer, in Versuchen, das Nützliche und Nothwendige oder auch das Nachtheilige und Entbehrliche gewisser Einrichtungen fürs gemeine Leben zu zeigen, mährchenhafte Sagen zu bewahrheiten oder geschichtliche Thatsachen als unglaubhaft darzustellen. Seiner Hauptabsicht nach bestand aber der rhetorische Unterricht in Anweisung zu Führung von Rechtshändeln, weil bei diesen alles durch Reden vor Gericht ausgemacht wurde. Man sann sich daher bedenkliche Rechtsfälle aus, für und wider welche sich dann gleichsam ein Spiegelgefecht erhob. Dabei kam es hauptsächlich auf folgende Fragen an: was für eine Gattung der Behandlung die schicklichste sey, worauf als Hauptentscheidungsgrund man zu sehen habe und was etwa für Angriffe und Einwürfe des Gegners zu erwarten seyen. — Diejenigen sowohl, welche in Rednerschulen dergleichen Uebungsreden über erdichtete Fälle hielten, als auch deren Zuhörer hießen Scholastiker. Endlich kam dieser Name in Verachtung. Die rhetorische Kunstanweisung der Sophisten bestand meistens in Kniffen, wie man den Gegner theils durch gewisse Blendwerke eines geschminkten und einnehmenden Vortrags, theils durch arglistige Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten bethören und berücken könne. Dafür bedungen sie sich einen gar ansehnlichen Ehrensold aus, der in der Regel vorausbezahlt wurde. Wir bestätigen dies durch ein charakteristisches Beispiel. Pythagoras aus Abdera (nach Andern von Tejos), der an vielen Orten herumziehend, besonders aber zu Athen, mit vielem Beifall und Gewinn lehrte, war der erste, welcher ausdrücklich zu lehren versprach, durch Redekunst gewinnen Unrecht gleich dem Recht, wiewohl er in dieser Geschicklichkeit noch von seinem Schüler Enathlos übertroffen wurde, welcher dieselbe um 10,000 Drachmen (gegen 2139 Thlr.) von ihm erlernt haben soll. Doch bezahlte er nur die Hälfte des bedungenen Lohns im voraus; die andere Hälfte aber wollte er vertragsmäßig an dem Tage bezahlen, wo er den ersten Prozeß gewinnen würde. Nachdem derselbe ziemlich lange den Unterricht des Protagoras benutzt und auch in der Beredsamkeit es weit genug gebracht hatte, und als er dessen ungeachtet die Führung keines Rechtshandels unternahm, so daß es den Anschein gewann, als wolle er seinen Lehrer um den rückständigen Lohn kürzen, faßte dieser den vermeintlich schlauen Plan, seinen Schüler um den bedungnen Lohn zu verklagen. Als er, um den Prozeß einzuleiten, sich mit ihm vor Gericht gestellt hatte, hub er also an:

„Wisse, thörichter Jüngling! daß du mir in beiden Fällen das, was ich verlange, zu geben verbindlich bist, das Urtel mag für oder wider dich ausfallen; denn im erstern Falle bist du mir es kraft des Urtelsspruches schuldig, weil ich gewonnen habe; im andern Falle aber vertragsmäßig, weil du gewonnen hast." Hierauf entgegnete Euathlos: „Deinem doppelgehörnten Angriff hätt' ich ausweichen können, wenn ich die Führung meiner Sache nicht selbst übernommen hätte; aber es macht mir mehr Spaß, wenn ich dich auch in der Beweisführung abtrumpfen kann. Wisse daher auch du, altkluger Lehrer! daß in keinem von beiden Fällen du, was du verlangst, von mir erhalten wirst; denn entweder wird die richterliche Entscheidung zu meinen Gunsten ausfallen, und dann bin ich dir nichts schuldig, weil das Recht mir zuerkannt ist; oder es wird die Entscheidung wider mich ausfallen, und dann bin ich dir wieder nichts schuldig, weil ich nicht vertragmäßig gewonnen habe." Die Richter verschoben in der Verlegenheit die Entscheidung auf ewige Zeiten. Noch besser verstand sich auf die Beutelschneiderei des Protagoras Schüler Prodikos. Dieser nahm von jedem seiner Jünger 2250 Thlr. und für eine Prunkrede von jedem seiner Zuhörer 11 Thlr. 6 Gr. Ingleichen soll, wie Aristophanes in den Wolken anführt, Hyperbolos für den Unterricht in des Rechts Ausflüchten sammt der hohlen Beschwatzungskunst 1350 Thlr. in Golde bezahlt haben. Doch wie änderten sich die Zeiten auch hierin! Die lateinischen und griechischen Rhetoren erhielten zuerst einen 3333 Thlr. betragenden Jahrgehalt vom Kaiser Vespasianus; und nachher ertheilte Antoninus der Fromme in allen Landen seines Reiches den Rhetoren Aemter und einen Gehalt von 2000 Thlr. Die Rhetoren wurden nämlich von jener Zeit an wahrscheinlich deshalb besoldet, weil schon seit einiger Zeit die filzigen Aeltern der Schuljugend ihnen den sauerverdienten Lohn schmälerten. Denn vertrauten jene, im bessern Falle, ja einem der angesehensten Rhetoren, z. B. dem Quintilianus (s. d. Art.), ihre Lieblinge an; so glaubten sie, die in andern Fällen Verschwender waren, daß dieser mit einem Schulgelde von höchstens hundert Gulden für das ganze Jahr überflüssig bezahlt sey, wovon der überbringende Sklav noch etwas abzwackte. Die Rhetoren hatten entweder irgend wo eine bleibende Stätte, oder sie waren unstät. Man hielt es nämlich für einträglich und rühmlich, nach dem Vorgang der alten Barden auf seine Kunst zu reisen und sie in vielen Städten und Gegenden zur Schau auszustellen. So trieben es die ersten Sophisten, von denen die Kunst der neuerfundenen Beredsamkeit zum größten Ansehen bei den Leuten gebracht wurde, Protagoras, Gorgias, Prodikos, Hippias aus Elis, Thrasymachos u. A., die, wo sie ihre Ankunft ankündigten, daselbst die Jünglinge den einheimischen Lehrern, deren Unterricht jene unentgeldlich haben konnten, abspenstig machten, daß sie um vieles Geld den ihrigen suchten. Zuerst durchzog Prodikos von Julis auf dem Eiland Keos, blühend um das 86ste olympische Schaltjahr, mit zur Bewunderung ausgearbeiteten Prunkreden die Städte, und setzte Aller Gemüther durch den Zauber der Rede in Erstaunen. Viele wurden zur Nachahmung durch Ruhmsucht angetrieben, um durch die Kunst übertriebener Beredsamkeit die Bewunderung auf sich zu ziehen. Sie beeiferten sich, ihre Rede mit den ausgesuchtesten Bildern zu verzieren und überall die feinsten Wendungen anzubringen. Mit dergleichen Prunkreden durchzog Theopompos alle Städte Griechenlands, und Dio der Goldmund (Χρυσόστομος) wetteiferte an vielen Orten in Italien und Asien als Prunkredner um

den Vorrang. Auch Apollinios von Tyana sammelte in allen Städten, die er durchzog, Zuhörer um sich. Dagegen wurden minder kunstfertige Redekünstler bloß von Gewinnsucht von Ort zu Ort gelockt, wo sie durch die unverschämteste Marktschreierei und Großsprecherei mit Kunstgeschicklichkeit, dergleichen noch unerhört sey, leichtgläubige Thoren um sich sammelten. (Mehr über die Prunkredner s. im Art. von den Sophisten.) Bisweilen trugen auch die, welche öffentliche Rednerversuche anstellten, fremde Reden vor, z. B. Aeschines zu Rhodos eine Rede des Demosthenes. Noch ein Geschäft der Rhetoren finde hier Erwähnung, nämlich, daß sie auch Reden für Andere schrieben, wie die Professoren auf einigen Universitäten die Streitschriften für die Aerzte, die in ihrer Kunst die Meisterschaft erlangen wollen. Antiphon war der Erste, der zu Anderer Gebrauch gerichtliche Reden verfaßte. Mit einer Rede des Lysias errang Iphikrates sehr oft über seine Gegner den Vortheil. Anytos bewirkte, durch eine für Lohn bestellte Rede des Sophisten Polykrates zur Anklage ausgerüstet, die Verurtheilung des Sokrates, der es verschmäht hatte, eine ihm von Lysias angebotene Rede zu gebrauchen. Dinarchos bereicherte sich durch Verfertigung bestellter Reden; denn man trieb damit einen einträglichen Erwerb, und Manche standen damit so in Ruf, daß sie vollauf zu thun hatten. Endlich verfiel dies Wuchergewerbe in verdiente Verachtung, und viele großen Männer scheuten sich, Reden schriftlich zu hinterlassen, weil sie sich des Schimpfnamens Sophist schämten. B—r.

Rhetorik, s. die Art. Redekunst und Redekünste.

Rheumatismus ist eine sehr schmerzhafte Krankheit, die so große Aehnlichkeit mit der Gicht hat, daß sie von mehreren Aerzten für gar nicht verschieden von ihr gehalten worden ist. Indessen läßt sich ein Unterschied zwischen beiden wohl erweisen. Sind nämlich die Gichtschmerzen in den Gelenken und wie in den Knochen zu fühlen, so sind die rheumatischen mehr in den Muskeln; sie verursachen gewöhnlich keine Auftreibung, Anschwellung, Absetzung irgend einer Materie, wie man dies in der Gicht bemerkt; die Entzündung, die durch den Rheumatismus bisweilen hervorgebracht wird, ist zwar sehr schmerzhaft, dabei aber sehr geneigt, sich wieder zu zertheilen, ohne andere Folgen zurückzulassen, als eine Schwäche, größere Reizbarkeit; bisweilen wohl auch lähmungsartigen Zustand des leidenden Theiles. Wenn die Gicht und ihre Anfälle von innern Ursachen vorzüglich, und zwar einer eigenthümlichen Constitution entstand, so wird der Rheumatismus durch äußere Ursachen, unter denen die Erkältung obenan steht, vorzüglich erregt. Bei allen diesen Verschiedenheiten bleibt aber die Aehnlichkeit immer noch groß genug, besonders die des chronischen Rheumatismus. Denn eben so wie in der Gicht unterscheidet man einen acuten und chronischen Rheumatismus. Jener dauert eine kurze Zeit, wird bald in diesem, bald in jenem Theile, dem Kopfe, der Hand, den Füßen ꝛc. empfunden, und wird von dem gemeinen Mann der Fluß genannt; oder er setzt sich in einem Theile fest und kann dann leicht in den chronischen übergehen, wenn nicht bei Zeiten dienliche Mittel angewendet werden; bisweilen kommt auch wohl Fieber hinzu, oder er findet sich in dem Gefolge anderer Fieber vorzüglich im Anfange ein. Diese Zusammensetzung von Fieber und Rheumatismus wird rheumatisches Fieber genannt, und von einigen Aerzten als eigenthümliche Fieberart aufgestellt. Es wird dasselbe zu den leichtern, wenigstens gefahrlosern Fiebern gerechnet, so lange es nicht in ein schlimmeres übergeht;

bis-

bisweilen aber scheint es auch nur den Anfang oder das erste Stadium eines Nervenfiebers auszumachen. — In manchem Frühlinge und Herbste, oder auch im kühlen, nassen, sehr veränderlichen Sommer und Winter, wo die Gelegenheit zur Erkältung besonders leicht und häufig ist, mischen sich solche rheumatische Schmerzen beinahe allen acuten Krankheiten bei und man sagt sodann in der ärztlichen Kunstsprache, man habe es mit einer rheumatischen Constitution zu thun. Finden sich zu einer und derselben Zeit sehr viele, die an rheumatischen Uebeln leiden; so sagt man wohl auch, diese Krankheit herrsche epidemisch. — Alles dies sind Umstände, in welchen sich der Rheumatismus nur noch mehr von der Gicht unterscheidet, die immer sporadisch, und nur auf einzelne Familien und Individuen sich verbreitet. Dagegen nähert sich der chronische Rheumatismus, der aus dem acuten bei Vernachlässigung desselben und den alten fortwirkenden oder neu hinzukommenden Ursachen zu entstehen pflegt, der Gicht viel mehr, und man kann sogar zugeben, daß derselbe bisweilen in sie übergehe. Anhaltender, heftiger, bald ein wenig nachlassender, aber bald wieder in derselben Heftigkeit zurückkehrender Schmerz, wodurch die Verrichtung des leidenden Theils nicht nur für den Augenblick gestört, sondern bisweilen gänzlich gehemmt wird, ohne alles Fieber und ohne sonstige Zufälle, auch ohne die in der Gicht so gewöhnlichen Verdauungsbeschwerden, — dies ist das Auszeichnende dieses Uebels, das oft Jahre lang anhält, ja wohl bisweilen, wie die Gicht, habituell wird und schwer wieder ganz gehoben werden kann. — Zwar setzt man den Rheumatismus gewöhnlich nur auf die äußern muskulösen Organe; indessen hat man bisweilen bemerkt, daß durch denselben auch einige innere Theile, insbesondre die serösen Häute, die Pleura, das Peritonäum, die Hirnhäute ergriffen wurden; und es kommen solche Beobachtungen beim epidemischen Rheumatismus und der rheumatischen Constitution nicht selten vor; es werden diese Krankheiten gewöhnlich falsche Entzündungen genannt, weil sie sich auf eine ähnliche Weise, wie die Entzündungen der ergriffenen Theile, äußern und auch wohl in der That bisweilen in dieselben übergehen. — Auch rechnen einige Schriftsteller manche andre Schmerzen und überhaupt einen jeden, dessen anderweitige Ursachen unbekannt sind, zu den rheumatischen; eine nie zu billigende Erweiterung dieses Begriffs! — Nicht eben schwierig ist die Behandlung des acuten Rheumatism. Ein wärmeres Verhalten überhaupt und insbesondere des leidenden Theiles, die Anwendung von schweißtreibenden und die Hautausdünstung befördernden Mitteln (Hollunderblüthen und andre theeartige Aufgüsse, liquor Mindereri, vinum antimonii Huxhami, mixtura simplex etc.) und ein dadurch erregter bedeutender und allgemeiner Schweiß sind gewöhnlich hülfreich und hinreichend. Nur ist es nothwendig, daß der Kranke nach dem Schweiße vorzüglich sich sehr sorgfältig vor einer neuen Erkältung hüte. — Sind die rheumatischen Schmerzen an einem Theil nur bemerklich, so ersetzt ein Vesicatorium alle diese Mittel. Bei sehr heftigen Schmerzen, Neigung zur Entzündung, oder wirklich eingetretener, so wie, wenn innere Theile ergriffen sind, müssen Blutigel so nahe als möglich an den leidenden Theil gelegt und auch wohl bisweilen andere antiphlogistische Mittel in Gebrauch gezogen werden. — Einreibungen, vorzüglich sehr flüssige, nasse, vermehren häufig die Schmerzen und sind aus diesem und andern Gründen zu widerrathen. — So leicht ist denn aber die Cur des chronischen Rheumatismus keineswegs. Die wirksamsten Mittel und ein anhaltender Gebrauch derselben ist hier nothwendig, und doch widersteht die Krankheit auch diesen nicht selten. Wir

viele antimonialia, mercurialia sind versucht worden, und doch erweisen sie sich nur in einzelnen Fällen nützlich. Dasselbe gilt von dem Quajac, der Cicuta, der siberischen Schneerose und einer großen Menge andrer. Warme Bäder, vorzüglich die mineralischen zu Töplitz, Aachen ꝛc., sind ganz vorzüglich zu empfehlen. Auch ist ein großes Heer der verschiedenartigsten Einreibungen zwar versucht, im Allgemeinen nicht schädlich, aber auch nicht auffallend nützlich gefunden worden. Viel Vertrauen verdienen aber die künstlichen Geschwüre, als die Fontanellen, die durch Seidelbast oder ein Haarseil unterhaltenen. B. P.

Rhodus, heutiges Tages Rhodis, eine Insel, zwischen Candia und Cypern, zwei Meilen von der südlichen Küste Kleinasiens, im mittelländischen Meere, ist 40 englische Meilen lang und 15 breit. Die Luft ist gut, der Boden sehr fruchtbar, aber unbebauet. 1309, nach dem Verlust von Palästina, wählten die Johanniterritter diese Insel zu ihrem Wohnsitz, und wurden deßhalb Rhodiserritter genannt. Obgleich sie 1480 einen Angriff der Türken glücklich abwehrten, so wurde doch 1522 ihr Großmeister Villiers von dem Sultan Soliman II. gezwungen, ihm die Insel zu übergeben, und die Ritter ließen sich hierauf auf der Insel Malta nieder. Rhodus gehört noch jetzt den Türken. Sie steht unter dem Kapudan Pascha, oder dem Gouverneur der Inseln des weißen Meers, und wird von einem Pascha regiert. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 37,000 Menschen. Die Einkünfte des Sultans von der ganzen Insel werden auf 90,000 Piaster geschätzt. Die Hauptstadt, und überhaupt die einzige Stadt der Insel heißt gleichfalls Rhodus oder Rhodis. Die Türken betrachten sie als eine unüberwindliche Festung, da sie mit einem dreifachen Wall und einem doppelten Graben umgeben ist. Sie wird von Türken und Juden bewohnt, denn die in den Vorstädten wohnenden Christen werden nur bis Sonnenuntergang in der Stadt geduldet. Noch sieht man übrigens die Wappen und Namen der ehemaligen Rhodiserritter über den Thüren vieler Häuser und eine Straße heißt noch die Ritterstraße. Die Stadt hat einen guten Hafen, und hier stand wahrscheinlich der berühmte Coloß, eine Bildsäule von Erz, 70 Ellen hoch. Man rechnete ihn zu den sieben Wundern der Welt. Er war am Eingange des Hafens so aufgerichtet, daß ein Schiff mit vollen Segeln zwischen seinen Beinen durchfahren konnte. Durch ein Erdbeben stürzte er nieder, und als die Sarazenen 665 die Stadt einnahmen, schlugen sie ihn in Stücke und beluden 900 Kameele damit. Uebrigens ist der größte Theil der Stadt öde und verlassen, und sie wird täglich mehr durch die Bedrückungen der Türken entvölkert.

Rhombus heißt in der Mathematik ein geschobenes Viereck, das zwei stumpfe und zwei spitze Winkel hat. Durch die Diagonale wird ein Rhombus stets in zwei gleiche Theile getheilt, sein Inhalt aber wie beim regelmäßigen Viereck durch Multiplicirung der Höhe und der Grundlinie gefunden.

Rhone, ein Hauptfluß von Frankreich. Sie entspringt im Lande Wallis am Furkaberge, durchläuft den Genfersee und bildet eine Strecke lang die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen. Unterhalb La Cluse verschwindet der schon sehr mächtige Strom fast gänzlich dem Auge, indem er sich mit furchtbarem Getöse in einen Felsentrichter ergießt, der so eng ist, daß die einander gegenüberstehenden Klippen nur zwei Fuß Entfernung haben. Einige tausend Schritt unterhalb dieses Trichters läuft die Rhone fast 60 Schritt weit völlig unter dem Felsen weg. Bei Lion wird sie, nachdem sich die Saone in sie ergossen, für größere

Fahrzeuge schiffbar. Durch ihren äußerst schnellen Lauf zeichnet sich die Rhone, nächst der Donau, unter den europäischen Flüssen aus. Sie ergießt sich in zwei großen und mehreren kleinern Armen in das mittelländische Meer.

Rhoneweine, s. Weine.

Rhöngebirge, auch die **Rhön** genannt, ein Gebirge im Norden von Franken, das von dem Kreuzberge bei Bischofsheim auslaufend, sich östlich ins Hennebergische und westlich ins Fuldische hinzieht und ungefähr 6 deutsche Meilen lang ist. Sie hat mehrere Quellen, unter welchen **Ulster** und **Fulda** die bedeutendsten sind. Der höchste Punkt dieses Gebirges, der **Kreuzberg**, ist 422 Toisen über das Meer erhaben.

Rhythmus ist ein aus dem Griechischen (ῥυθμός, rhythmos) angenommenes Wort, dessen Bedeutung durch den etwas unbestimmten Gebrauch unsicher und schwankend geworden ist. Wollte man vermuthen, in jenen alten Zeiten des ersten Gebrauches sey der eigenthümliche Sinn des Wortes am sichersten zu finden, so würde man irren. Die erste Bezeichnung einer Sache begreift gewöhnlich einige Zufälligkeiten, die man nicht mit bezeichnen wollte, neben dem wesentlichen, dem die Bezeichnung gilt. Die spätere Zeit, welche das Wort nicht erfand, sondern empfing, ist in dem üblichen Gebrauch befangen, und es gehört fast ein neuer Erfinder dazu, um einem üblichen Wort seine wahre Bedeutung anzueignen, die nämlich, welche der Erfinder bezeichnen wollte, aber, weil er das Zufällige nicht hinlänglich sonderte, nur unvollkommen wirklich bezeichnete. Wenn man zwei verschiedene Verse hört, z. B.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,

und

Mahadöh, der Herr der Erde,

und man fragt, worin, abgesehn vom Inhalt, ihr Unterschied bestehe, so hört man richtig antworten: im **Rhythmus**. Einige, das fremde Wort vermeidend, sagen wohl: im Sylbenmaß, allein mit einer sehr unrichtigen Uebertragung. Denn **Sylbenmaß** ist die Vergleichung des Zeitgehaltes einer Sylbe mit dem einer andern. Ist im Vers das Maß einer Sylbe unrichtig, so widerstreitet das Sylbenmaß dem Rhythmus, von welchem es also ganz verschieden ist. Eben so wenig ist **Versmaß** eine hinlängliche Verdeutschung von Rhythmus, denn Maß ist die bestimmte Ausdehnung oder Länge, wonach andre Längen geschätzt und bestimmt werden. Man könnte also vielmehr den Fuß (z. B. Daktylus) ein Versmaß nennen, denn nach dessen öfterer Wiederkehr werden manche Versarten ihrer Länge nach gemessen und benannt, z. B. der Hexameter. Die Gelehrten haben mancherlei sehr gründliche Definitionen von **Rhythmus** gegeben. So sagt z. B. der berühmte Philolog **Hermann**: der Rhythmus sey die, durch bloße Zeit dargestellte Form der durch Wechselwirkung bestimmten Causalität, was ohne Zweifel sehr deutlich seyn mag, wenn man schon weiß, was man bei Rhythmus zu denken hat. Ist es mehr um Erläuterung der Sache, als um eine schulgerechte Definition zu thun, so findet man vielleicht am besten den wahren Sinn des Wortes, indem man ähnliche Dinge damit vergleicht, von welchen man schon deutliche Vorstellungen hat. Wer etwas Kenntniß von Musik besitzt, der weiß, was man einen **musikalischen Gedanken** nennt. Man behält eine solche kurze Melodie leicht, und erkennt sie im Tonstück wieder, der Tonsetzer mag sie in derselben Harmonie oder in einer andern, in der ersten Bewegung oder in

der Gegenbewegung, ja sogar auf einem eintönigen Instrumente, der Pauke oder Trommel, wiederholen lassen. Was in einem solchen musikalischen Gedanken nicht der Harmonie angehört, sondern sogar in eintönigen Klängen noch den Gedanken darstellt, so daß der Hörer ihn überall wiedererkennt, das ist der *Rhythmus*. Denken wir uns z. B. die bekannte Melodie des wallensteinschen Reiterliedes, so ist ihr bloßer Rhythmus, abgesehen von dem harmonischen Verhältniß der Töne:

♪ | ♩ ♪ ♪ ♩ ♪ ♪ | ♩ ♩ ♩

der sich durch die üblichen Notenzeichen außer dem Liniensystem sehr bequem anschaulich machen läßt. Auf dieselbe Art versinnlicht sich leicht der abgesonderte Rhythmus aus jeder Melodie und daß man einen Rhythmus vernehmen und aufzeichnen kann, wenn er auch nicht zuvor aus einer musikalischen Melodie abgesondert wird, zeigen die Trommelmelodien, welche bloße Rhythmen ohne Tonverhältniß sind, und die man dennoch vernimmt und unterscheidet. Hiermit wäre für die Verständlichkeit des Wortes hinlänglich gesorgt. Wer etwas tiefer in die Sache eingehen will, der kann sich den *Rhythmus* recht schicklich als eine Figur in der Zeit, oder eine *Zeitfigur*, denken. Wie man nämlich zusammengehörige, zu einem Ganzen verbundene Theile räumlicher Anschauungen eine *Figur* nennt, so nennt man die zu einem Ganzen verbundnen Theile, welche nicht im Raum, sondern in der Zeit (in der Succession) aufgefaßt und vernommen werden, einen *Rhythmus*. Vergleicht man das Auffassen der Figur mit dem des Rhythmus, so wird man sich der Aehnlichkeit beider leicht bewußt werden, und zugeben, daß der bildliche Ausdruck: Zeitfigur, zwar weniger gewöhnlich, aber nicht weniger schicklich sey, als wenn man von Tiefe und Höhe des Tones, von Ton der Farbe, von Tonfiguren, oder andern verschiedenen und dennoch verglichenen Dingen spricht. Wer die Sache noch gründlicher erörtert wünscht, der versteht es ohne Zweifel, durch Vorkenntnisse vorbereitet, ohne weitere Erklärung, wenn wir sagen: Rhythmus sey sinnliche Anschauung der Einheit in einer Reihe von Momenten, oder mit weniger Worten: Rythmus ist Form der Evolution, oder im Gegensatz von Harmonie: Rhythmus ist sinnliche Erscheinung der Einheit in der Succession, Harmonie dasselbe im Simultanen. Jede Erklärung sagt dasselbe, nur für einen verschiedenen Gesichtspunkt, aus. Am anschaulichsten ohne Zweifel wird die Vorstellung von Rhythmus, durch die oben erwähnte Verzeichnung desselben in Noten. Man denkt das Liniensystem von den Noten weg und der reine Rhythmus steht jedermann vernehmlich und unzweideutig vor Augen. Es ist ein Glück für uns, daß wir eine so leicht faßliche und brauchbare Vorzeichnungsweise der Tonrhythmen in unserer Notirung haben. So gut hatte man es vor Alters nicht, und wir selbst besitzen diese Vortheile kaum seit ein Paar Jahrhunderten. Denn es gehört nicht wenig dazu, etwas, das der Sinn vernimmt, so gänzlich in Begriff aufzulösen und auf den Verstand überzutragen, daß es dieser durch vollständige Zeichen ganz unzweideutig, wieder durch Vermittlung des Verstandes, an den Sinn eines Andern bringen kann; und gewöhnlich führen erst viel unvollkommene Versuche und eben so viel Verirrungen zum Ziel. Kaiser Carl der Große ließ die geschicktesten Sänger zu dem kirchlichen Gottesdienst berufen, gleichwohl war es unmöglich, was bei uns leicht ist, ihnen die Melodien der römischen Kirche durch Verzeichnung deutlich zu machen. Sie mußten selbst nach Rom, um dort zu hören.

Was man allenfalls in allen Zeiten von rhythmischen Verhältnissen bezeichnete, war das, was sich freilich zunächst darbietet: der allgemeine Unterschied von lang und kurz. Um das Lang zu bezeichnen, bediente man sich des Striches (—), für die Kürze des Häkchens (◡), das weniger lang und mehr lang (z. B. ♪. und ♩.) fühlte man wohl dunkel, allein man erhob dieses Gefühl nicht zur Deutlichkeit und deßwegen gelangte man nicht dahin, diesen Unterschied der Längen und Kürzen zu bezeichnen, so wie wir jetzt in einem ähnlichen Falle die feinern Unterschiede der Farben nicht mit Bestimmtheit bezeichnen, weil uns eine feststehende sichere Skale dafür fehlt. Wie wir diese Farbenunterschiede bloß durch den Augenschein auffassen, so mußten die Sänger damals die Unterschiede unter den Längen und unter den Kürzen durch eignes Hören auffinden. In vielen Melodien trifft es nun allerdings, daß nur eine Art von Längen und nur eine Art von Kürzen darin vorkommt, und diese bezeichneten sich am leichtesten mit den angenommenen Zeichen der Länge und Kürze, wie denn auch ihr Rhythmus im Gesang am wenigsten zu verfehlen war. Der Rhythmus z. B.

- ◡ - ◡ | - ◡ - ◡ | - ◡ - ◡ | - ◡ -

Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht.

gehört zu dieser Gattung. Man fand in solchen Rhythmen die Dauer der Länge zwei Kürzen gleich, dasselbe Verhältniß ließ sich auf den Rhythmus:

- ◡ ◡ | - ◡ ◡ | -

♩ ♪ ♪ | ♩ ♪ ♪ | ♩

anwenden und, da diese Gattungen der Rhythmen die üblichsten waren, so setzte sich bei den Theoretikern die Meinung als ein Grundsatz fest: Jede Länge sey gleich zweien Kürzen. Wo nun in einem Rhythmus eine Länge zu bezeichnen war, da bezeichnete man sie mit dem üblichen Zeichen (-) und schrieb ihr in allen Fällen den Gehalt von zwei Kürzen zu. Eben so rechnete man von allen Kürzen ohne Unterschied zwei auf eine Länge. Die Musiker, welche wohl fühlten, daß die Längen in der Tonfigur ♩. ♪. ♬ ♪ | ♪. ganz andern Gehalt hatten als in dieser ♩ ♩ ♪ ♩ | ♩. wiewohl beide metrisch auf dieselbe Art (- - ◡ ◡ | -) bezeichnet wurden, behaupteten zuweilen, man müsse zwischen Lang und Lang unterscheiden, und zwischen Kürzen sey auch ein Unterschied zu machen; allein weil man damals keine Notengehaltzeichen hatte, sondern den Gehalt der Töne aus den Sylben der Verse schließen mußte, so glaubten sie ihren Satz so zu erweisen, daß sie auf den verschiedenen Zeitgehalt der Sylben aufmerksam machten, die wenig Consonanten haben, z. B. Kuh, und in welchen deren viel sich vereinigen, z. B. Strumpf. So versahen sie es freilich im Beweis ihrer Behauptung, und die Metriker (oder Grammatiker), die mit jenen oft darüber, nach Marius Victorinus Versicherung, stritten, machten ihren Satz immer mehr geltend: jede Länge sey gleich zweien Kürzen. Man darf sich über diese Beharrlichkeit der alten Metriker nicht wundern, denn wiewohl wir jetzt, seit länger als einem Jahrhundert, in unsrer Notirung eine sehr passende Bezeichnung für die Dauer der Zeitmomente im Rhythmus haben, so beharren dennoch unsre neuen

Metriker so unverrückt auf ihren Strichen und Häkchen und auf dem Satz von der zweizeitigen Länge, als ob eine Erfindung wie unsre Musiknoten gar nicht in der Welt, und Rhythmen von andern als zweizeitigen Längen noch nie erhörte Dinge wären. Betrachtet man alte Verse nach dem Satz von der bloß zweizeitigen Länge, so bekommt man Rhythmen zu sehn, gegen welche unser Gehör sich etwas empört, z. B.

◡ – – ◡ | ◡ – ◡

d. i. in Musikzeichen übersetzt:

und ähnliche, noch unglaublichere. Die Metriker verwerfen aber das Gehör der Neuern als verwöhnt durch die moderne Erfindung des Tactes, welcher die ganze Musik verderbt habe, indem er sie eintönig und langweilig mache. Ganz anders — meinen sie — sey es mit der alten Musik bestellt gewesen. Durch ihre Tactlosigkeit habe sie sich in schöner Freiheit bewegt, und dadurch die Wunder bewirkt, welche alte Schriftsteller mit Entzücken von ihr berichten. Der gelehrte Meibom hoffte, diese Wunder der Tactlosigkeit wiederholen, und der neuen Welt den Effect alter Musik zeigen zu können. Sein griechisches Concert, das er der Königin Christina gab, that auch wirklich ungewöhnlichen Effect, wiewohl von anderer Art, als der gelehrte und übrigens sehr verdiente Unternehmer gehofft hatte. Sieht ein Unbefangener einen solchen, angeblich tactlosen Vers, z. B. den eben erwähnten

◡ – – ◡ | ◡ – ◡

Im grünlaubigen Buchhain,

so fällt es ihm sogleich auf, daß der Vers selbst ganz unverkennbaren Tact habe:

und daß er nur durch die wunderliche Bezeichnung und durch das unvollkommene Hören der verschiedenartigen Längen und Kürzen das krause Ansehn erhalte. Allein die Metriker glauben dieses noch nicht, denn die Länge ist nun einmal bei ihnen zweien Kürzen gleich, und so streiten sie dem Euripides seine Persönlichkeit ab, weil er der Büste nicht ähnlich sieht, die einer aus ihrem Mittel von ihm verfertigt hat. Wenn einem unserer Musiker eine Stelle vorgelegt würde:

so würde er den Schreiber ausschelten und die Stelle sogleich auf diese Weise:

berichtigen, jedermann würde ihm auch hierin beistimmen. Wenn man nun den Sylbengehalt eines Verses findet

– – ◡ ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ ◡ | – –

ist es nicht natürlich, ihn eben so zu verstehen, wie der Musiker, und nicht gleich dem weniger unterrichteten Schreiber, besonders wenn der Vers z. B.

Schön waren die goldnen Träume, freudenlos das Erwachen,

die Meinung des Musikers rechtfertigt? Wir werden uns mithin an

die bessere Einsicht halten müssen, welche durch die genauere Musikbezeichnung befördert worden ist, wenn wir über Rhythmus, sowohl der neuern als der alten Zeit, urtheilen wollen. Die alten Verse zeigen uns, was die Alten hörten, ihre Zeichen müssen wir verstehen, wie sie von ihnen gehört, nicht, wie sie von den Metrikern gedeutet wurden. Oder wollten wir auch den russischen Nestor, Hektor lesen, weil seine Zeichen einen lateinischen Schriftkundigen auf die Vermuthung einer solchen Aussprache leiten würden? Daß unsere Zeitmessung übrigens nicht neuere Einrichtung sey, sondern in der Natur selbst beruhe, begreift sich leicht, wenn man auf die Natur des rhythmischen Zeitmaßes, was man Metrum nennt, achtet. Metrum verwechselt sich allerdings leicht mit Rhythmus, und fast alle Theorien verwechseln es, indem sie sich bemühen, einen Unterschied anzugeben, den ihre Verfasser nicht deutlich fühlen. Der berühmte Metriker und Philolog Herman lehrt: Metrum ist das Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander, ohne allen Rhythmus. So ist es allerdings vom Rhythmus gesondert, und nicht allein vom Rhythmus, sondern sogar von seinem eignen Begriff, denn ein Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander ist nur im Rhythmus denkbar; wie es also außer der Bedingung einer Möglichkeit zum Metrum werden könne, gehört unter die Geheimnisse der Wissenschaft, und unter die vielen Räthsel der hermannschen Theorie. Wenn ein Architekt lehrte: Symmetrie bestehe in dem Verhältnisse der Theile (z. B. eines Gebäudes) ohne alle Figur, so hätte er die Parallelstelle zu jener Erklärung des Metrum geliefert. Kunstverständige würden sich darüber eben so verwundern, wie Männer von Gelehrsamkeit jene Erklärung des Metrum bewundern und hier hört die Parallele auf. Nimmt man die Ansicht des Rhythmus als Zeitfigur auf, so charakterisirt sich jeder Rhythmus wie jede Figur überhaupt, durch den Umriß und durch das Verhältniß der Theile unter einander. Umriß ist bei der Raumfigur die Gränze, welche sie vom übrigen Raum absondert, bei dem Rhythmus die Gränze, welche ihn von der Zeitreihe absondert, also sein Anfang und Ende. Verhältniß der Theile in der Raumfigur wird durch ein innres, aus der Figur selbst entlehntes Maß (z. B. Model) bestimmt, eben so bei der Zeitfigur, und dieses innere, aus dem Rhythmus selbst entlehnte Maß seiner Theile ist das Metrum, welches also nicht, wie jene Grunddefinition der wissenschaftlichen Metrik will, ohne allen Rhythmus, sondern gerade umgekehrt, bloß im Rhythmus statt findet. Ein einzelner Klang gibt noch keinen Rhythmus, so wenig als ein Punkt eine Figur ausmacht. Zwei Klänge können einen Rhythmus geben, wenn sie so vernommen werden, daß sie zusammenzugehören scheinen, als ob der eine den andern hervorgebracht hätte. Die Musik erläutert dieses besser und geschwinder als eine ausführliche Ableitung. Den hervorbringenden Theil nämlich nennen die Musiker den guten Tacttheil und den hervorgebrachten den schlechten. Jenen nennen die Metriker (der Musiksprache entgegen) Arsis und diesen Thesis. Die Arsis bezeichnet man mit einem Accent (,) wo es nöthig ist. Das Zeitverhältniß der Arsis zu der Thesis wird nun durch das Metrum bestimmt. Ist die Thesis der Arsis an Zeitgehalt gleich (, 𝅗𝅥 𝅗𝅥), so entsteht ein gleiches Metrum (gerader Tact); ist hingegen die Thesis der Arsis ungleich, und also kleiner (denn ein Größeres könnte nicht aus dem Kleinern hervorgegangen scheinen), z. B. 𝅗𝅥′ 𝅘𝅥 so entsteht das ungleiche Metrum (ungerader Tact). Wer die Ansichten tiefer aufzu-

fassen liebt, der denke sich das Hervorgehen der Thesis aus der Arsis als das Setzen eines Gegensatzes. Der Charakter der Thesis gegen die Arsis ist auch in der That antithetisch, und man nennt sie richtiger Antithesis und die Arsis Thesis, welches letztere die Musiker thun. Die Antithesis ist aber der Thesis gleich, und nur durch den Charakter der Abhängigkeit von ihr verschieden. So entsteht die Gleichheit des Metrums. Läßt aber die thetische Kraft außer der Antithese noch eine neue Thesis ohne weitere Antithese aus sich hervorgehen, so vereinigt sich in diesem dritten Erzeugniß thetischer und antithetischer Charakter. Es ist antithetisch in Beziehung auf die erste Thesis (Arsis) und thetisch (arsisch) in Beziehung auf die ihm unmittelbar vorhergehende Antithese. Anschaulicher wird vielleicht die Sache hierdurch: man denke sich die gewöhnliche Ansicht eines ungeraden Tactes: 𝅗𝅥 𝅘𝅥. Die Viertelsnote ist hier die Antithesis der halben; nun löse man aber diese in Viertel auf, (𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥): so ist die zweyte Note Antithesis der ersten, und die dritte zeigt den erwähnten doppelten Charakter in ihrer doppelten Beziehung. Dieses Hervorbringen der dritten Note zeigt, warum nur die Zahl drei den ungeraden Tact ausfüllt, nicht eine andere der ungeraden Zahlen. Denn wollte man fünf entstehen lassen, so würden sich diese fünf in zwei Reihen theilen, wo die Zwei und die Drei, also die beiden ersten Verhältnisse, wiederkehrten. Im geraden Metrum ist Arsis und Thesis sich gleich. Man kann diese beiden rhythmischen Bestandtheile Hauptmomente nennen. Jedes dieser Hauptmomente kann sich nun nochmals in Satz und Gegensatz zerlegen:

𝅗𝅥 𝅗𝅥
𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥

und wir nennen diese rhythmischen Bestandtheile Momente zweiter Ordnung. Da die Hauptmomente sich gleich sind, und die Momente zweiter Ordnung ebenfalls unter sich, so findet unter Momenten derselben Ordnung kein Unterschied der Länge und Kürze Statt. Erst, wenn Momente beider Ordnungen vermischt werden (𝅗𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥), bemerkt man diesen Unterschied. Rhythmen, welche sich in Momenten derselben Ordnung bewegen, unterscheiden also ihre Arsis und Thesis nicht nach Länge und Kürze, sondern bloß durch den Accent, der auf das gute Tacttheil (Arsis) fällt. Man nennt sie daher accentirte Rhythmen, dahin gehören z. B. unsere Kirchenchoräle. Rhythmen hingegen, welche sich in Momenten verschiedener Ordnung bewegen, unterscheiden ihre Momente zugleich nach Längen und Kürzen (nach Quantität). Diese heißen deßwegen quantitirende Rhythmen, und zu diesen gehört der größte Theil der alten Verse. Die beiden Hauptmomente des geraden Metrums können sich auch ungleich zerlegen:

𝅘𝅥. 𝅘𝅥.
𝅘𝅥 𝅘𝅥𝅮 𝅘𝅥 𝅘𝅥𝅮

und so entsteht ein gemischtes Metrum (der Sechsachteltact). Daß diese Zerlegung auch in lauter Achtel geschehen könne, begreift sich leicht, und eben so, daß das erste Achtel durch stärkere Markirung leicht in

ein punktirtes (♪. ♬ ♪) übergeht. Mischen sich nun beide Ordnungen der Momente, so entstehen mancherlei Formen des Rhythmus, welche hier zu bemerken sind, wegen ihrer sonderbaren Verkennung von den Metrikern:

♩. ♩ ♪ die bacchische Form, bei den Metrikern ‿ – –

♩. ♪ ♪ ♪ die erste päonische Form . . . . – ‿ ‿ ‿

♩. ♪. ♬ ♪ die ionische Form . . . . – – ‿ ‿

♩ ♪ ♩. die kretische Form . . . . – ‿ –

♪ ♪ ♪ ♩. die vierte päonische Form . . . ‿ ‿ ‿ –

♪. ♬ ♪ ♩. die choriambische Form . . . . – ‿ ‿ –

Kam z. B. der aus solchen Formen bestehende Vers vor:

♩. ♪. ♬ ♪ | ♩ ♪ ♩. | ♩. ♪. ♬ ♪ | ♩. ♩.

Hell schimmert im Mondesstrahl sanft wal-len-de Meerfluth,

so bezeichnen die Metriker sie nach ihrer zweizeitigen Länge so:

– – ‿ ‿ | – ‿ – – | – ‿ ‿ – ‿

♩ ♩ ♪ ♪ | ♩ ♪ ♩ ♩ | ♩ ♪ ♪ ♩ ♪

und behaupten, die Alten haben sie auf diese Art vernommen, bei die Großmutter werde nicht von der Enkelin tanzen gelernt haben. Dieser gelehrten Behauptungen wegen war es nothwendig, zu zeigen, daß die Formen, nach welchen wir Rhythmen messen, nicht der neuen Musik angehören, sondern im Wesen alles Rhythmus gegründet seyen, daß mithin — um bei dem beliebten Gleichniß zu bleiben — Großmutter und Enkelin dieselbe Lehrerin hatten: die Natur. Das ungerade Metrum hat drei Hauptmomente: (♩ ♩ ♩) welche in zwei Untermomente zerlegt, das molossische Metrum geben, in der Musik den Dreivierteltact. In drei Momente zweiter Ordnung zerlegt bildet es ein Metrum, welches wir das tripodische nennen, und das dem Neunachteltact gleich ist. Zieht man die beiden ersten Momente zusammen (♩ ♪), so entsteht das trochäische Metrum, oder der Dreiachteltact. Welches Maß irgend einem Rhythmus eigenthümlich sey, kann natürlich nicht eher bestimmt vernommen werden, als bis in seinem Verlauf die Haupttarsis zurückgekehrt ist. Die Haupttarsis aber kann sich erst nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als Haupttarsis bewähren, denn die Arsis, welche wiederkehrend vernommen wird, könnte auch den Momenten späterer Ordnung angehören. Die Haupttarsis kehrt erst nach einer gewissen Zahl von Hauptmomenten zurück, und die Regel, nach welcher sie wiederkehrt, heißt in der Musik der Tact. Es zeigt sich also, daß der Tact ebenfalls in dem Wesen des Metrum gegründet, und keinesweges, wie die gelehrten Metriker meinen, eine Erfindung neuerer Zeit ist, um mehrere Stimmen ohne Verwirrung zugleich hören lassen zu können. Vermuthlich ist der abwechselnde Gebrauch beider Füße beim Gehen auch eine Erfindung neuer Zeit, u

ohne Verwirrung mehrere Soldaten neben einander marschieren lassen zu können. Die Abtheilung von einer Hauptarsis zu der andern nennt man in der Musik bekanntlich einen Tact, wir nennen sie im Allgemeinen eine metrische Periode. Wie eine Melodie durch mehrere Tacte gehen kann, so kann ein Rhythmus, z. B. ein Vers, durch mehrere Perioden gehen, z. B.

– ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡

Armes Herz, von na-men-lo-ser Kümmerniß ge - peiniget,

und so wird also die metrische Periode zum Versmaß (s. d. Art.) Die Abtheilung von einer Unterarsis bis zu der andern nennt man in der Metrik einen Fuß, wenigstens ist dieses der ursprüngliche reine Begriff davon. Anschaulicher erklärt man sich den metrischen Fuß als die Form, nicht der ganzen Periode, sondern eines einzelnen Hauptmomentes derselben. So hat die Periode des gemischten Metrums in der trochäischen Form zwei Füße:

in metrischer Bezeichnung – , –
– ◡ , – ◡
1 2

und heißt deßwegen Dipodie (Doppelfuß). Die Periode des tripodischen Metrums hat oft drei Füße:

in metrischer Bezeichnung – , – , –
– ◡ , – ◡ ◡ | – ◡
1 2 3

und heißt deßwegen Tripodie. Ursprünglich, wie gesagt, war dieses die wahre Bedeutung des Wortes Fuß, und in diesem Sinne gibt es nur folgende Füße:

Pyrrhichius, metrisch bezeichnet ◡ ◡
Tribrachys . . . . . . ◡ ◡ ◡
Daktylus . . . . . – ◡ ◡
Trochäus . . . . . . – ◡

welche als wahres Maß der Periode und als Formen dieses Maßes gelten können. Das unaufgelös'te Moment ( ) kann man nur uneigentlich zu den Füßen rechnen und eben so folgende:

Spondeus, metrisch bezeichnet – –
Molossus . . . . . – – –
Daktylus (der schwere) . – ◡ ◡

welche die ganze Periode in Hauptmomenten erfüllen. Allein diese wahre eigenthümliche Bedeutung des metrischen Fußes, wiewohl sie noch jetzt die eigentlich metrisch anwendbare ist, ward schon seit langen Zeiten durch eine Nebenansicht des Fußes verdunkelt und hierdurch Verwirrung in eine, an sich ganz klare Sache gebracht. Man beachtete nämlich die Zusammensetzung der Füße aus kurzen und langen Sylben mehr, als den Gebrauch des Fußes zum Maß, und erweiterte nun die Zahl der Füße fast in das Unbestimmte, indem man alle möglichen Zusammensetzungen verzeichnete und nach besondern Namen unterschied. Man setzte diese Verzeichnungen bis zu sechs und noch mehr Sylben fort, und wer nur einigermaßen selbst die gemeinfaßlichen Schriften von Klopstock, Voß und Andern über diese Gegenstände beurtheilen will, muß sich wenigstens bis zu den viersylbigen Füßen mit diesen Zusammensetzungen bekannt machen. Zweisylbige Füße sind vier:

◡ ◡ Pyrrhichius.
– – Spondeus.
– ◡ Trochäus.
◡ – Jambus.

Dreisylbige Füße sind acht:

◡ ◡ ◡ Tribrachys.
– – – Moloß.
– – ◡ Bacchius.
◡ – – Antibacchius.
– ◡ – Kretikus.
◡ ◡ – Anapäst.
◡ – ◡ Amphibrachys.
– ◡ ◡ Daktylus.

Viersylbige Füße sind sechzehn:

– – – – Dispondeus.
◡ ◡ ◡ ◡ Proceleusmatikus.
◡ – – – erster }
– ◡ – – zweiter } Epitritus.
– – ◡ – dritter }
– – – ◡ vierter }
– ◡ ◡ ◡ erster }
◡ – ◡ ◡ zweiter } Päon.
◡ ◡ – ◡ dritter }
◡ ◡ ◡ – vierter }
– – ◡ ◡ sinkender } Joniker.
◡ ◡ – – steigender }
– ◡ ◡ – Choriamb.
◡ – – ◡ Antispast.
– ◡ – ◡ Ditrochäus.
◡ – ◡ – Dijambus.

Die größte Verwirrung entstand nun daher, daß man diese, nach einer ganz verschiedenen Ansicht zusammengesetzten Füße, der ursprünglichen Bedeutung nach, auch als Versmaße brauchen wollte. So zerriß man die Rhythmen zur Unkenntbarkeit durch Abtheilung und falschen Sylbengehalt. Der Rhythmus z. B.

♪ | ♩. ♪. ♬ ♪ | ♩ ♪ 𝅗𝅥

von auf-glü-hen-dem Morgenroth,

über dessen Gesang kein Zweifel entstehen kann, theilen die gelehrten Metriker so:

und jede Länge ist ihnen zweizeitig, wodurch sie die Wundermelodie

erhalten, von welcher das Alterthum sich entzückt gefühlt haben soll. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß die Gelehrten einstimmig von der Bewunderung wiederhallen, mit welcher das Alterthum die damaligen Rhythmen gehört habe; gleichwohl sind eben diese Gelehrten über nichts ameiniger, als über diese Rhythmen selbst, die jeder anders aufstellt, alle aber so, daß, wie sie selbst bekennen, unser verwöhntes Ohr die Schönheiten nicht vernimmt. Es wäre einer Untersuchung werth, wie man von der Schönheit einer Melodie entzückt werden kann, deren Gesang der einen Classe der Hörer unvernehmlich, und von der andern unvernommen ist. Diese zusammengesetzten Füße haben in Beziehung auf Rhythmus wenig Sinn und wenig Brauchbarkeit. Läßt man aber diese Beziehung ganz weg, und betrachtet diese Art Füße als prosodische Compositionen, so bekommen sie ihre wahre, ihre eigenthümliche Bedeutung. Der prosodische Gehalt einer Sylbe nämlich ist von dem metrischen durchaus zu unterscheiden. Der metrische Gehalt einer Sylbe ist genau bestimmt durch ihre Stelle im Rhythmus. Die Sylbe Schön z. B. ist im Rhythmus

Schönglü = hen = der Morgenstrahl,

dreizeitig; bei

Schön erglüht der goldne Morgen.

ist sie zweizeitig, und in

Schön, wie des Morgens er = glü = hen = de Prache

ist sie unvollkommen. Anders ist es mit dem prosodischen Gehalt. Dieser zeigt kein bestimmtes Maß einer Sylbe, er betrachtet die Sylbe außer dem Rhythmus und ohne Verhältniß. So bestimmt er bloß Länge und Kürze im Allgemeinen. Die Sylbe Schön z. B. ist prosodisch nur lang überhaupt: wie lang, bestimmt nicht die Prosodie, sondern das Metrum. Diese zusammengesetzten Füße kann man also als prosodische Wortformen (Wortfüße) betrachten, welche durch die rhythmische Bedeutung ihrer Sylben zu Wortrhythmen werden. Dabei geschieht es nicht selten, daß die prosodische Form eines Wortes einen andern Namen haben kann als dessen metrische: so ist z. B. die prosodische Form des Wortes: fortwanderten, ionisch (– – ◡ ◡), am Schluß des iambischen Verses hingegen:

◡ – ◡ – | ◡ – ◡ – | ◡ – ◡ –

Aus theurer Heimath Vaterhaus fortwanderten,

ist die metrische Form die iambische (◡ – ◡ –). Die geschickte Stellung der Wortfüße in einem Vers ist eine der Hauptbedingungen zu dessen Schönheit, und man kann die Wortfüße nicht unschicklich den Notenfiguren vergleichen, welche der Componist in einem Bogenstrich verbunden haben will (s. d. Art. Wortfuß). Schon vor alten Zeiten haben die Theoretiker rhythmische Verse von metrischen unterscheiden wollen. Indessen blieben ihre Erklärungen dunkel, was gewöhnlich der Fall ist,

wenn man von dunkeln Gefühlen redet, denen kein reeller Gegenstand entspricht. Es ist unmöglich, einige zusammenhängende Sylben zu sprechen, ohne einen Rhythmus hören zu lassen; jedes mehrsylbige Wort ist ein Rhythmus, jede Prosa besteht also aus rhythmischen Sätzen, deren jeder sein Metrum hat. Der Unterschied des Verses ist nur dieser, daß die rhythmischen Sätze im Verse durch ein und dasselbe Metrum verbunden sind; z. B. im Vers:

Mit dem Zwillington des Waldhorns wech-sel-te fröh-li-cher Dop-pel-gesang,

sind die Rhythmen durch das fortgehende gemischte Metrum verbunden; im prosaischen Satz:

Zwei Waldhörner wurden abwechselnd von zwei Singstimmen unterbrochen,

sind ebenfalls Rhythmen, aber kein ununterbrochen gleichförmiges Metrum, welches sie verbindet, und darum ist der Satz kein Vers. So kann eine Declamation höchst wohllautend seyn; aber so lang sie, nach Gebühr, nicht aus der declamatorischen Scale in die harmonische Scale tritt, ist sie kein Gesang. Wenn im Verse das Metrum wechselt, so kann es wenigstens nicht eher geschehen, als bis der Vers das nun geendete Metrum fixirt hatte; im prosaischen Styl hingegen soll das Metrum nie so lange gleichförmig fortgehen, daß es sich fixiren könnte. Welcher reelle Begriff kann nun wohl jenen sogenannten rhythmischen Versen zum Grunde liegen, deren Schatten neuerlich wieder zur Rettung mancher Theorien heraufbeschworen werden? Das einzige Reelle dabei ist die Unbekanntschaft der Theoretiker mit dem Gesang der von ihnen als rhythmisch proclamirten Verse. So sollten vor einiger Zeit die Galliamben dergleichen gesetzlose Rhythmen seyn, weil aus ihrer krausen metrischen Bezeichnung:

– – ∪ | ∪ – | ∪ – | – ∪ ∪ | – ∪ ∪ | ∪ ∪ –

kein Metrum und kein Gesang zu vernehmen war, wovon indessen, wer den galliambischen Vers

6/8

Ein strömender Quell von Wohllaut in be-geisternder Me-lo-die,

hört, keins von beiden vermißt. Auf ähnliche Art werden sich alle sogenannten rhythmischen Verse entweder in ein bekanntes Metrum, oder in Prosa auflösen. Will man accentirte Verse unter rhythmischen verstehen, so hat die Sache Sinn; allein der accentirte Vers hat Metrum, wie jeder, nur nicht durch Quantität, sondern durch Accent bestimmt. Hat man sich von dem wahren Wesen des Rhythmus überzeugt, so sieht man leicht, daß die alten Metriker, oder wie man sie auch nennt, Grammatiker, einen falschen Weg einschlugen, indem sie Rhythmen und Verse durch Füße messen wollten, welche nicht durch Zerfällung rhythmischer Momente, sondern durch Sylbenzusammensetzungen entstanden waren. Unter diesen Grammatikern waren vorzüglich berühmt der Grieche Hephästion, und unter den Lateinern Marius Victorinus, Diomedes, Priscian, anderer Schriftsteller, wie Dionysius, Aristides, Quintilianus, nicht zu erwähnen, welche durch andere Schriften ebenfalls bekannt sind. Nach manchen Vorarbeiten, besonders der Engländer Bentley und Dawes, erwarb sich der schon erwähnte leipziger Philolog Hermann das Verdienst, mehrere Irrthümer jener Grammatiker aufzudecken und die Metrik wissenschaftlich zu behandeln. Seine vorzüglichsten Werke sind: De Metris, Leipzig 1796, und Handbuch

der Metrik, Leipzig 1799. Er wollte ein Grundgesetz des Rhythmus aufstellen und in den Versen der alten Dichter nachweisen, diese aber nach jenem Gesetz aus ihrer Verderbtheit wiederherstellen. Allein so rühmenswerth auch sein Fleiß hierbei ist, so wenig gelang es ihm, in das wahre Wesen des Rhythmus einzudringen, weil er durch das Vorurtheil, die neue Musik sey von der alten wesentlich verschieden und durch die Einführung des Tactes verderbt, von dem wahren Weg abgeleitet wurde. Seine Bücher zeigen, zu welchen unbegreiflichen Irrthümern man sich verirrt, wenn man Dinge, die vor Allem mit dem Sinn ergriffen seyn wollen, durch hergebrachte unverstandene Formeln aufzufassen unternimmt. Zu diesen hergebrachten Formeln gehört vorzüglich der Satz von der bloß zweizeitigen Länge. Seit einigen Jahren ist die, oben im Wesentlichen auszugsweis gegebene Theorie des Rhythmus bekannt worden, nach welcher der Tact, wie in der neuen Musik, so auch in den alten Versrhythmen, als nothwendig und unzweifelhaft vorhanden nachgewiesen wird. Die Hauptschriften darüber sind: Ueber Rhythmus und Metrum, von A. Apel (in der Allgemeinen Musik. Zeitung 1807 und 1808), und: Metrik von demselben Verfasser, Leipzig 1814. Dem hier aufgestellten Begriff des Rhythmus als einer Zeitfigur widerspricht es nicht, daß man die Worte: Rhythmus und Eurhythmie auch von Eigenschaften der Dinge braucht, welche im Raume sich zeigen. Einige, z. B. Hermann in seiner Metrik, meint, man verstehe dann unter Rhythmus ein regelmäßiges Verhältniß überhaupt; allein wer auf den Ausdruck seiner Gedanken aufmerksam ist, wird Symmetrie mit Eurhythmie nicht verwechseln; beiden liegt zwar Regelmäßigkeit zum Grunde, jedoch in verschiedener Beziehung. In einer schönen Pflanzengestalt kann man Eurhythmie bewundern, ohne eben Symmetrie zu bemerken; eben so können Verzierungen symmetrisch angebracht seyn, ohne daß man versucht wird, von Eurhythmie zu sprechen. Wer die Natur zu beobachten, und auf die Bedeutung ihrer Erscheinung zu merken gewohnt ist, der findet oft den Charakter einer zeitlichen Erscheinung durch eine Gattung von Gestalten ausgedrückt, so daß in der Zeit gleichsam das Wort, und im Raum der körperliche Gegenstand dazu sich zu finden scheint. Es ist unmöglich, hier diesen Satz anders auszuführen, als in seiner unmittelbaren Beziehung auf Rhythmus. Der Charakter des Rhythmus ist das Entstehen der Thesis aus der Arsis, überhaupt also das Werden, die Evolution, welche im Rhythmus als beschlossen vom Anfang bis zum Ende sinnlich erscheint. Ein sinnliches Bild der Evolution im Raume kann also ein räumlicher Rhythmus genannt werden, das, was man auch Eurhythmie nennt. In der Natur ist es besonders die Pflanze, welche dieses räumliche Bild der Evolution zeigt, wie denn überhaupt die Zeit in der ganzen Vegetation ihr räumliches Gegenbild, und in der Causalität ihren entsprechenden Begriff findet. Den sinnlichen Ausdruck der Gesetzlichkeit im Raum, auf Rhythmus oder Evolution bezogen, nennen wir daher Eurhythmie, so wie wir unter Symmetrie den sinnlichen Ausdruck der Gesetzlichkeit in Beziehung auf Harmonie verstehen. Im symmetrischen Verhältnisse werden die Gegensätze als von einander unabhängig, und nur von einer gemeinschaftlichen Thesis (Einheit) abhängig gedacht; daher stehen sie unter sich nicht in dem einseitigen Abhängigkeitsverhältniß der Causalität, sondern in dem, die Abhängigkeit durch Gegenseitigkeit derselben compensirenden Verhältniß der Wechselwirkung. Im Verhältniß der Eurhythmie hingegen wird der Gegensatz von seiner Thesis als abhängig gedacht, und steht also unter ihm in dem Abhän-

gigkeitsverhältnisse der Causalität ohne positive Zurückwirkung. Hermann, der den Begriff des Rhythmus durch das Gesetz der Wechselwirkung bestimmen wollte, zeigte, daß ihm Kants Lehre von den Categorien, durch welche er seine Theorie zu begründen suchte, ihrem Geist nach unbekannt war, und schon dieser Mißgriff in den ersten Elementen hätte seine Theorie umgestoßen, wenn überhaupt die philosophischen und mathematischen Propyläen vor seinem Gebäude mehr zum Eingang, als zur Verzierung gedient hätten. Was in der Musik Harmonie und Rhythmus ist, das zeigt sich also im Raum als Symmetrie und Eurhythmie. Erinnert man sich, daß die erste Dimension des Raumes (Länge: Linie) ebenfalls der Zeit und der Succession angehört; die zweite hingegen (Breite: Fläche), dem Raume, also dem Zugleichseyn (die dritte gehört nicht dem Sinne, sondern der Reflexion), so begreift sich, daß bei Längenverhältnissen (z. B. Höhen, Säulen) von Eurhythmie, bei Breitenverhältnissen hingegen von Symmetrie die Rede ist. Will man nun sagen: Eurhythmie sey der im Raume fixirte Rhythmus, Symmetrie die zur Gestalt gewordene Harmonie; so sagt man etwas noch weniger fremdartiges, als wenn man von Aufklärung eines dunkeln Gegenstandes spricht, wo nicht bloß die Zeit in den Raum, sondern gar ein sinnlicher Gegenstand: Licht, in einen intellektuellen eingreift, und wer sich an den Ausdruck stößt, Architektur sey die Musik des Raumes (weil sie die Harmonie und die Rhythmen des Raumes ordnet), der hüte sich wenigstens, wenn er consequent bleiben will, jenen Ausdruck eine frostige Metapher zu nennen, sonst vereinigt er in seinem Tadel zwei in noch entfernteren Sphären liegende Begriffe. Al.

Rialto, eine berühmte Brücke in Venedig (s. den Art. Venedig).

Riccoboni (Lodovico), zu Modena aus gutem Geschlecht 1677 geboren, hatte früh schon eine besondere Neigung und Vorliebe für das Theater. Was er damals vorfand, war freilich ursprünglich und volksthümlich, wenn auch ein mehrseitig gebildeter Geschmack es roh und geschmacklos zu nennen versucht ward. Es hatte sich aber mit all seinem Unflath doch als das möglichst Erreichbare und den Grundzügen des Volks, wie es nun eben war, Verwandte durchgesetzt und behauptet gegen die Versuche mehrerer Gebildeter, ein fremdes ausgestorbenes Leben und seine Ansichten wieder zu erwecken und zu verjüngen. Ja die künstliche Poesie vermochte auch hier, wie überall, nichts, als das eigene, volksthümliche Leben, wie es durch seine Verhältnisse nach innen und außen sich entwickelt und gestaltet hatte, zurückzuspiegeln, wie verhältnißmäßig zu andern beschränkt es auch immer in seiner Eigenthümlichkeit ausfallen mochte. Jene Eigenthümlichkeit nun des italischen Theaters bestand damals aus Entwürfen, wie die zu unsern echten Marionettenspielen bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus improvisirten Possen, stereotypischen Lazzi, d. i. mimischen Episoden, welche die Haupthandlung heben und gleichsam durch Widerspruch reizen sollten, aus robe generiche, d. i. mimisch-rhetorischen Gemeinplätzen, und dies alles früher schon von geistreichen und witzigen Schauspielern, um der Schaulust des Volks zu entsprechen, um eine mangelnde dramatische Literatur einigermaßen zu ersetzen, erfunden und überlieferungsmäßig fortgepflanzt, je mehr es der Unbildung und Rohheit späterer Schauspieler Vorschub that. Da es nun noch dazu mit den atellanischen Fabeln der Römer vermuthlich sehr verwandt war, so konnten nur allmählig, so wie die Nation vielseitiger wurde und eine bestimmter ausgesprochene Richtung nahm, Versuche der künstlichen Poesie Platz gewinnen. Geselligkeit, die Aufgabe der modernen Zeit,

nachdem das antike öffentliche und Staatsleben untergegangen war, nach der Ansicht der als Meister sich brüstenden und ausrufenden Franzosen, blieb auch hier der Mittelpunkt, von welchem alles ausging, und um welchen alles spielte. Das Theater wurde eine Schicklichkeits- und Anstandsbühne und Schule, das Widerspiel derselben seine komische Seite. Die Ariostos, Tassos, Rucellais, Alamannis, Cintios, Machiavellis und Andere hatten lange bereits griechische und römische Lebensform, oder doch ihre eigenen Ansichten davon dramatisch sich entwickeln lassen, oder auch das Leben ihrer Zeit unter jenen Maßstab gestellt; Andre hatten ein arkadisches Idyllenleben vorgeführt — aber sie waren zurückgestellt und wie vergessen. Das Derbsinnliche, Unreine, Unzüchtige, was zum Theil auch noch in jenen ziemlich laut wurde, stach gar sehr ab gegen die höfische Feinheit und geregelte Zierlichkeit der benachbarten Franzosen. Es klang auch wohl noch zuweilen etwas Idyllisches, oder auch Heldisches aus der früheren Mythenzeit hinein; aber auch dies mußte immer mehr und mehr weichen. Geselligkeit, Sitte, Schicklichkeit, Ton wurde und blieb die nähere Aufgabe des Drama, welche Mittelglieder es auch hatte durchgehen müssen. So war denn auch zu Riccobonis Zeit die Gesellschaft eines gewissen Francesco Calderoni, der sich nach damaligem Brauch den Namen Silvio beilegte, die Bewahrerin jener Anstands- und Schicklichkeitsbühne, auf welcher sich auch ein junger Römer, Pietro Cotta, zubenamt Celio, ausbildete. Dieser übernahm, als Calderoni in Diensten des Churfürsten von Bayern mit seiner Gesellschaft besser zu gedeihen, Italien verließ, eine Gesellschaft und brachte, obwohl mit manchem Widerspruch, Guarinis treuen Schäfer, Tassos Aminta und französische Tragödien auf sein Repertoir. Als aber auch er endlich sich zur Ruhe begab, gingen mehrere Schauspieler den damals zweiundzwanzigjährigen talentvollen Riccoboni an, die Gesellschaft zu übernehmen. Er that es, und ging mit beharrlichem Eifer, ja noch kühner, wie es scheint, auf dem von Celio betretenen Wege fort. Dabei ging ihm der gelehrte Alterthumsforscher Scipione Maffei mit gutem Rath zur Hand, und so wurden die nach dem Vorbild der Alten ausgearbeiteten Tragödien italischer Dramatiker auf die Bühne gebracht, z. B. Trissino's Sophonisbe, Manfredi's Semiramis, der sophokleische Oedipus von Orsato Giustiniano, die Iphigenia auf Tauris von Rucellai, Torismondo von Tasso, Cleopatra von Delfino und andre der frühern Zeit. Aber auch bis auf die hierdurch entstandenen Erzeugnisse seiner Zeit ging er herauf, und gab die Iphigenia auf Tauris und die Rahel, beide von Martelli, die Merope von Maffei, alles mit ungemeinem Beifall. Kurz, in zehn Jahren hatte er in der Lombardei und in Venedig das Theater auf eine seltne Höhe erhoben, zumal da er die Klugheit hatte, auch dem eigenthümlichen verwilderten, oder roheren Volksgeschmack durch Aufführung damals gangbarer Possen nicht alle Nahrung zu entziehen, noch ihn gegen sich aufzureizen. Hatten aber jene Strebungen hauptsächlich der Tragödie gegolten, so versuchte er nun auch mit mählichen Umbildungen der beibehaltenen vier komischen Nationalmasken die gesunkene, oder vielmehr noch nicht erhobene Komödie hinaufzuläutern. Natürlich nach dem oben angegebnen Gange, diente ihm auch hier das französische Theater zum Vorbild, da ja eben das italische noch nichts dieser Art, wenn auch anderes hatte. Er arbeitete die französischen Stücke mit Rücksicht auf die Foderungen des volksthümlichen Geschmacks um, machte aus mehreren Komödien Eine, ließ einzelne Auftritte wörtlich beibehalten, andere improvisiren, gab auch manche Komödien vollständig übersetzt und hatte,

schon weil er die Neugier in Anspruch nahm, stets volle Häuser. Diese Beschäftigung reizte ihn denn nach und nach, mit eignen Erzeugnissen, wie der eifersüchtigen Frau, aufzutreten. Ja er würde so kühn, den Arlecchino zu verbannen, zu welchem Ende er die Scolastica des Ariost mit einigen Abänderungen wählte und auf das Theater zu Venedig brachte. Aber dieser Versuch schien doch, dem Erfolg nach, übereilt; denn unter lautem Murren des Publicums konnten nur vier Acte aufgeführt werden, zu nicht geringem Verdruß des redlichen, eifrigen Mannes. Willkommen war ihm daher die Gelegenheit, die sich ihm durch einen italischen Fürsten bot, eine Schauspielergesellschaft für den Herzog von Orleans in Paris zu errichten, und sein minder empfängliches Vaterland zu verlassen. Am 18ten Mai 1716 trat er mit seiner Gesellschaft auf dem Theater Hotel de Bourgogne auf. Er und seine Familie, von seinen beiden Frauen besonders die zweite Elena Baletti, und später sein Sohn Franz, genossen durch die Feinheit, Gewandtheit und Lebendigkeit ihrer Darstellungen allgemeinen Beifall. Sein erster Aufenthalt in Paris dauerte zwölf Jahre bis zum Monat März 1729. Am 10ten Januar 1726 trat sein Sohn zum ersten Mal in Marivaux Liebesüberraschung auf, den Zuschauern vom Vater herzlich und verbindlich empfohlen, bei welcher Gelegenheit folgendes Madrigal erschien:

Pour ton fils, Lello, ne sois point allarmé!
Il n'a pas besoin d'indulgence;
D'un heureux coup d'essai le parterre charmé
N'a pû lui refuser toute sa bienveillance.
Pour ses succès futurs cesse donc de trembler,
Que nulle crainte ne t'agite,
Si ce n'est d'avoir dans la suite
Un généreux rival, qui pourra t'egaler.

In diesen zwölf Jahren war Riccoboni unermüdet. In Gesellschaft mit Dominique und Romagnesie, auch seinem Sohne, bearbeitete er selbst seinen Ansichten und Zwecken gemäße Komödien. Es waren meist bloße erste Entwürfe, die auch deßhalb canevas hießen, dem Stoffe nach zum Theil altitalische dramatische Ueberlieferungen, deren weitere Ausführung und eigentlich mimische Behandlung und Belebung den Schauspielern, wie in der sogenannten commedia dell'arte vorbehalten gewesen zu seyn scheint. Sie sind nicht eigens gedrukt aber durch den Mercure bekannt gemacht. Außer dem immer unter mancherlei Gestalten mit mancherlei Schicksalen wiederkehrenden und durchleuchtenden Arlecchino, der sich doch nicht ganz bannen ließ, waren es auch meist in das Burleske gezogene Charakterschilderungen, wie: die eifersüchtige Frau, der Freigebige wider Willen, der französirte Italiener, der Bewäger wider Willen, der unzeitig Aufrichtige, der parteiische Vater, der Spieler, der Argwöhnische, der Nachlässige u. s. w. Lessing hat in seiner theatralischen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Dazu schrieb Riccoboni auch eine Geschichte des italischen Theaters vom Verfall der lateinischen Komödie an, mit einem Verzeichniß der von 1500 bis 1660 gedruckten italischen Tragödien und Komödien. Seine historisch-kritischen Bemerkungen über die verschiedenen Theater Europa's enthalten, wie es von einem so fleißigen und gebildeten Schauspieler zu erwarten war, viel eingestreute gute Bemerkungen und theoretische Winke über seine Kunst. Auch sechs Kapitel über die Darstellungskunst gab er in seiner Muttersprache heraus, so wie sein Sohn später l'art du théâtre. Er machte sich also gewiß um die Bühne sehr verdient. Im Jahre

1729 bat er um seine Entlassung, die er mit einem Jahrgehalt von 1000 Livres erhielt, und lebte hierauf in Parma. Aber wenn ihn vielleicht die diesem Geschäft eignen Verdrießlichkeiten vom Theater entfernt hatten, so zog ihn seine Liebe dazu doch noch stärker zurück, und so ging er nach ungefähr zwei Jahren wieder nach Paris, mit allgemeinem Beifall, wie er ihn früher genossen, empfangen. Im Jahre 1736 machte er mit seiner Familie wieder einen kleinen Ausflug in die Provinz, wir wissen nicht, ob um etwa Gastrollen zu geben, oder zur Erholung und zum Vergnügen. Im März 1737 kam er aber wieder nach Paris. Wie lange sie dort geblieben, ist nicht ganz auszumitteln. Der Sohn verließ im Jahre 1750 das Theater gänzlich, und lebte 1753 in Italien im Schooße seiner Familie. — Erwägt man die gleichzeitigen und spätern Strebungen bis auf unsere Zeiten herauf im Verhältniß zu der Theilnahme des Publicums, so sieht man wohl, daß Riccoboni nach manchen Schwankungen, welche aus seiner Eigenthümlichkeit in größerm oder kleinerm Streit mit der Volksthümlichkeit hervorgingen, durch den Gang der Zeit doch eine Richtung einschlug, welche wieder durch manches Auf- und Ab hindurch die herrschende geblieben ist. Freilich aber zeigt der durchgängige Geschmack an diesen flachen Sittengemählden, an dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerspiele, daß auch hier, wie vielleicht im übrigen Europa, die eigentliche Poesie ganz vorüber ist, und nur noch in einzelnen Gemüthern abklingt und abdämmert. Italiener, Franzosen, Spanier und Engländer theilen dies mit uns Deutschen, nur daß der gründlichere deutsche Geist vielleicht nach seinen Schwankungen, in welchen er begriffen ist, eher einen Mittelpunkt zu finden geeignet seyn möchte, wenn nicht überhaupt der Weltgeist eine andre Richtung und eine andre Sphäre, als die der Kunst, ihm angewiesen hat, worauf manche Zeichen wohl hinführen möchten. Wz.

Richard I., König von England, war ein Sohn Heinrichs II. und Eleonorens von Poitou. Wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit erhielt Richard den Beinamen Löwenherz. Bald nach seiner Thronbesteigung (1189) vereinigte er sich mit König Philipp von Frankreich zu einem Kreuzzuge gegen Saladin. Ehe Richard noch das gelobte Land erreichte, führte er noch manche That aus; er befreite seine Schwester Mathilde aus der Gefangenschaft des Königs Tankred von Sicilien, und eroberte die Insel Cypern, deren König Isaac Comnenes, in silberne Fesseln geschlagen wurde. Hierauf in Palästina angelangt, bewährte er seinen Heldenmuth durch die Eroberung von Ptolemaïs, und manche ritterliche That. Da aber bald Uneinigkeit zwischen ihm und Philipp ausbrach, auch hier, wie immer, die Nationaleifersucht der Engländer und Franzosen sich zeigte, so begab Richard sich auf den Heimweg (1192). Durch Sturm an die Küste von Dalmatien verschlagen, wurde er hier von seinem persönlichen Feinde, dem Herzog Leopold von Oesterreich, gefangen genommen, und an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der Richard so lange fest hielt, bis er sich mit 100,000 Mark Silbers lös'te. Bei seiner Zurückkehr nach England fand er seinen Bruder Johann auf dem Thron, den er jedoch wieder verdrängte, worauf er gegen Frankreich sich rüstete, das die Normandie angegriffen hatte. In der Schlacht bei Gisons besiegte er die Franzosen, wurde aber bald darauf bei der Belagerung von Limosin durch einen Pfeilschuß getödet (1199). Die ritterlichen Thaten und Abenteuer dieses Königs haben Dichtern und Romanziers

reichen Stoff zu vielen Erzählungen und Liedern gegeben. Sein in Deutschland ihm wiederfahrendes Mißgeschick hatte er sich durch Stolz und Uebermuth gegen die Deutschen in Palästina und durch die Unterstützung der Unruhen in Sicilien gegen Heinrich VI. zugezogen. Seiner Verordnung nach wurde sein Leichnam zu Fontevraut, zu Füßen des Sarges seines Vaters, beigesetzt, um dadurch seine Reue anzuzeigen über das pflichtwidrige Betragen, das er bei Lebzeiten gegen ihn sich erlaubt hatte; jedoch wurden seine Eingeweide, gleichfalls auf seinen Befehl, zu Charonne, sein Herz zu Rouen beerdigt, weil wie er sagte: die Bewohner des ersten Orts durch ihre Treulosigkeit nichts bessers von ihm verdienten, die des letztern aber durch ihre Anhänglichkeit sein Herz sich auf immer erworben hätten.

Richard II., König von England, Sohn des schwarzen Prinzen und Enkel Eduards III., geboren 1366, bestieg (1377) in seinem 11ten Jahr bei dem Tode seines Großvaters den Thron desselben mit allgemeiner Zufriedenheit des englischen Volks, welches das Andenken des heldenmüthigen Vaters dieses Königs verehrte, und von ihm selbst Tugenden erwartete, die seiner äußern Erscheinung entsprechen würden. Die oberste Staatsgewalt war zu dieser Zeit in den Händen der drei Oheime des jungen Königs, nämlich Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, Edmunds, Grafen von Cambridge, nachmaligen Herzogs von York, und des Thomas von Woodstock, nachherigen Herzogs von Gloucester. Von dem verstorbenen Könige war nicht ausdrücklich eine Regentschaft bestimmt worden, aber auf Verlangen des Hauses der Gemeinen wurde ein Conseil von neun ausgezeichneten Personen zur Verwaltung der höchsten Gewalt angeordnet. Die frühern Jahre der Minderjährigkeit Richards II. verflossen unter Kriegen mit Frankreich und Schottland, deren Folgen ein fürchterlicher innerer Aufruhr war, welcher durch die zum öffentlichen Dienst erfoderlichen Auflagen veranlaßt wurde. Durch das unanständige Verfahren eines Einnehmers der Kopfsteuer entrüstet, erschlug ein Ziegler, Namens Walter, jenen mit einem Hammer; augenblicklich verbreitete sich dadurch die Flamme des Aufruhrs über die Grafschaft Kent, und von dort in alle benachbarten Landschaften, so daß ein Corps von 100,000 Mann auf Blackheath sich sammelte. Der Zweck dieser Aufrührer war nicht bloß, die Abschaffung einer drückenden Auflage zu bewirken, sondern auch ihr Land von der persönlichen Knechtschaft, in welcher die niedrigen Classen gehalten wurden, zu befreien, so wie auch Ideen von natürlicher Gleichheit, welche gegen jeden Unterschied der Stände anstießen, und eine allgemeine Gleichmachung des Eigenthums heischten, sich unter den Insurgenten verbreitet hatten. Als sie sich London näherten, sandten sie eine Botschaft an den König, die eine Unterredung mit ihm foderte. Sein Staatsrath rieth ihm deßhalb, mit ihnen am Gestade der Themse zusammenzukommen. Als er sich aber in seinem Boote ihnen näherte, erhoben sie ein so wildes Geschrei, daß er mit seiner dadurch in Furcht gesetzten Begleitung zurückkehrte, ohne ihren Wünschen zu genügen. In der Wuth hierüber fielen sie in London ein, verbrannten mehrere öffentliche Gebäude, begingen viele Mordthaten und andere Ausschweifungen, und verbreiteten allgemeines Entsetzen. Am folgenden Tage, als sie den Kanzler der Schatzkammer und andre vornehme Personen umgebracht hatten, gingen sie nach Milesad, wo der König sich befand, und hier wurden ihnen, um sie zu besänftigen, ausgedehnte Freiheitsbriefe, und eine völlige Verzeihung für alles Begangene zugestanden. Nach diesen

Bewilligungen zerstreuten viele der Aufrührer sich wieder in ihre Wohnungen, nur ihr Hauptanführer Wat Tyler blieb an der Spitze der kentischen Insurgenten zu London zurück. Diese begegneten dem Könige, als er am Tage nachher mit einem kleinen Gefolge ritt, noch 20,000 Mann stark, in Laithfield. Hier redete Wat Tyler den jungen Richard mit der größten Unverschämtheit an, und machte die übertriebensten Foderungen, aber der Lordmayor Walworth von London zog sein Schwert und durchbohrte ihn. Als die Meuter bestürzt über den Fall ihres Anführers da standen, ritt der König mit einer, bei einem 15jährigen Jünglinge bemerkenswerthen Geistesgegenwart allein auf sie zu, sagte ihnen, daß er ihr Anführer seyn wollte, und führte sie wider ihren Willen in die benachbarten Gegenden. Nicht lange nachher erschienen der Lordmayor und andre Königlichgesinnte an der Spitze einer starken Armee gegen andre Insurgenten, welche so bestürzt wurden, daß sie auf ihren Knieen um Gnade baten. Richard bewilligte ihnen dieselbe unter der Bedingung, daß sie augenblicklich auseinander gehen sollten, und entließ sie mit denselben Freiheitsbriefen, die er den vorigen ertheilt hatte. Inzwischen hatte sich die Fackel der Empörung auch über andre Theile des Königreichs, besonders über Norfolk und Suffolk verbreitet, wo manche Grausamkeiten vollbracht wurden; aber die Aufrührer wurden sogleich durch Gewalt unterdrückt. Als alles ruhig war, zog Richard an der Spitze von 40,000 Mann, die durch ein von den Anhängern der Krone veranlaßtes Aufgebot zusammengerufen waren, zu Felde und sandte, nachdem er alle von ihm ertheilten Freiheitsbriefe als erzwungen und gesetzwidrig widerrufen hatte, Commissionen in die verschiednen Landschaften, um die Aufrührer zu verhören, von denen eine große Anzahl hingerichtet wurde. So wurden, als gewöhnliche Folge von Empörungen, die begangenen Gewaltthaten ein Entschuldigungsgrund für die Aufhebung gerechter und vernünftiger Bewilligungen, und der Zustand des Volks wurde durch die gegen dasselbe verhängten Strafen noch schlimmer als vorher. So sehr das Verfahren des Königs bei diesen Ereignissen von Klugheit zeugen mochte, so wenig entsprach er im reifern Alter den erregten Erwartungen. Eine vernachlässigte Erziehung und ausschweifende Gesellschaften zu einer verwerflichen Milde und Nachsicht, die bei jungen Königen so gewöhnlich sind, wirkten sehr nachtheilig, zumal da ein schwacher Verstand und ein lenksames Gemüth ihn den Verführungen seiner Lieblinge Preis gaben. In seinem sechzehnten Jahre verheirathete er sich mit Anna, Tochter Kaiser Carls IV. Bald nachher ließ er sich verleiten, dem Großsiegelbewahrer Scrooz das große Siegel abnehmen zu lassen, weil er sich geweigert hatte, es einigen Länderschenkungen, die Richard an Höflinge gemacht hatte, unterzudrücken. Ein Krieg mit Frankreich und Schottland, und die ehrgeizigen Entwürfe des Herzogs von Lancaster beunruhigten mehrere nachfolgende Jahre von Richards Regierung. Schon waren die Minister gewilligt, jenen mächtigen Onkel des Königs wegen Hochverraths vor Gericht zu stellen, als die Gefahr eines bürgerlichen Krieges eine Aussöhnung veranlaßte. Als der Waffenstillstand mit den beiden feindlichen Königreichen verflossen war, ging Richard mit einer großen Armee nach Schottland, und verwüstete ohne Widerstand die Gegenden um Edinburg und Perth. Unterdessen machte eine schottische Armee einen verheerenden Einfall in England, und wechselseitige Verwüstungen waren die einzige Frucht dieser Feldzüge. Richards vorzüglichste Lieblinge waren Michael de la Pole, Graf von Suffolk und Kanzler, und Robert de Vere, Graf von Oxford, und seine Verschwendung

gegen sie in Gütern und Würden, die er ihnen gab, war ohne Gränzen. Den letztern machte er zum Herzoge von Irland mit voller Souveränität auf Lebenszeit. Als der Herzog von Lancaster in Spanien abwesend war, stellte sich des Königs jüngerer Onkel, der Herzog von Glocester, ein Mann von leutseligen Sitten und gefährlichem Ehrgeiz, an die Spitze einer gegen die Lieblinge Richards gerichteten Partei, und verwickelte einige große Lords und das Haus der Gemeinen in seine Plane. Auf sein Anstiften wurde eine Anklage wider den Kanzler dem Oberhause übergeben. Obgleich der König sich mit seinem Hofe nach Eltham begab, so ward er doch genöthigt, seinen Minister zu entlassen, der darauf seiner Güter für verlustig erklärt, und zur Gefangenschaft verurtheilt wurde. Das Parlament beraubte sogar den König seines ganzen Ansehens, und zwang ihn, einen Regentschaftsrath aus vierzehn Personen bestehend, und auf ein Jahr mit der höchsten Staatsgewalt versehen, anzuordnen. Natürlich mußte der 21jährige Richard, der nun ganz in einen Zustand der Unbedeutendheit gesetzt war, hierüber sehr erbittert seyn. Nach häufigen Berathschlagungen mit seinen Vertrauten versammelte er 1387 zu Nottingham ein Conseil seiner Freunde, in Form eines Gerichts, welches die Frage über die Rechtmäßigkeit der Regentschaftscommission, die er gezwungen hätte genehmigen müssen, entscheiden sollte. Man erklärte die Commission für eine Verletzung der königlichen Rechte, und alle bei derselben Angestellte eines Todesverbrechens schuldig. Kaum war der Herzog von Gloucester und seine Partei hievon benachrichtigt, als sie sich bereit machten, ihre Sache durch Gewalt zu schützen. Sobald also der König nach London zurückgekehrt war, erschienen sie in Haringay Park an der Spitze einer großen Armee, sandten eine Botschaft an Richard, und verlangten die Auslieferung von fünf Personen, welche sie für Verräther angaben. Da man der Macht nichts entgegensetzen konnte, so nahmen die Angeschuldigten die Flucht, und der König mußte versprechen, sie vor ein Verhör zu stellen. Der Herzog von Irland sammelte indessen einige dem Könige ergebene Mannschaft, und eilte auf London zu, ward aber schon in Oxfordshire geschlagen. Die siegreiche Partei setzte jetzt alle, die ihr verdächtig waren, gefangen, und bei dem folgenden Parlament wurden die fünf Vorzüglichsten aus dem Conseil des Königs angeklagt und verurtheilt. Zwei, deren man sich bemächtigt hatte, wurden hingerichtet, und mit gleicher Strenge verfuhr man nachher gegen andre Freunde des Königs. Die Richter, welche zu Gunsten Richards in dem von ihm niedergesetzten Gerichte gesprochen hatten, wurden alle des Hochverraths für schuldig erklärt, und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Wahrscheinlich machte die gloucestersche Partei sich durch diese Strenge und diesen Mißbrauch ihrer Gewalt selbst verhaßt, denn als (1389) Richard in den Regentschaftssaal eintrat, und mit entschlossenem Tone verlangte, die Regierung selbst zu führen, da widersetzte sich Niemand, und er vertrieb den Herzog von Gloucester mit seinen Anhängern, und besetzte die von ihnen verwalteten Stellen mit andern Personen. Zugleich machte er eine allgemeine Amnestie, und die Erlassung aller, durch das letzte Parlament gemachten Auflagen bekannt. Einige Jahre später bildete sich unter dem Herzog von Lancaster eine der gloucesterschen entgegengesetzte Partei, mit welcher Richard sehr klüglich auf dem besten Fuße lebte. Der Krieg mit Frankreich ward nachlässig und von häufigen Waffenstillständen unterbrochen geführt; dagegen besuchte der König an der Spitze eines Kriegsheers 1394 Irland, um die Angelegenheiten dieses Landes auf einen festen Stand zu setzen. Er ließ sich

von den ersten Großen jener Insel huldigen, und kehrte darauf nach England, wo sein Onkel, der Herzog von York, die Regentschaft führte, zurück. Da seine Gemahlin gestorben war, heirathete er die Tochter Carls VI. von Frankreich, Isabelle, und schloß mit diesem Reiche einen 25jährigen Waffenstillstand. Obgleich kein bekannter Fehler in der Regierung von ihm begangen ward, so machte er sich doch durch seinen Privatcharakter und seine Lebensart bei dem Volke verächtlich, denn er war nachlässig, verbrachte seine Zeit bei Gastmählern und Vergnügungen, schenkte Leuten gemeinen Standes seine Vertraulichkeit und vergaß ganz seines königlichen Ranges. Seine Lieblinge spendeten Aemter und Würden aus, und er war Nichts. Der unruhige Herzog von Gloucester machte dies sich zu Nutze, entflammte durch lauten Tadel, besonders der französischen Heirath und des langen Waffenstillstandes, die Gemüther des Volks. Die Entwürfe des Herzogs fürchtend, ließ der König auf den Rath seiner Vertrauten, den Herzog und zwei seiner Vertrauten, die Grafen von Arundel und von Warwick, gefangen nehmen. Der Graf von Arundel wurde des Hochverraths schuldig erkannt, und 1397 hingerichtet, der Graf von Warwick und sein Bruder, der Erzbischof von Canterbury, wurden gleichfalls schuldig befunden, zu ewiger Verbannung verurtheilt, und der Herzog von Gloucester ward nach Calais ins Gefängniß geschickt, von woher aber der Gouverneur berichtete, daß er am Schlagflusse gestorben sey. Gleich entstand Verdacht, daß er ermordet worden, und wirklich ist es bewiesen, daß er erstickt ward. Ein Streit zwischen den Herzogen von Hereford und Norfolk wegen verächtlicher Reden, die der letztere von Richard geführt haben sollte, war die Ursache des Endes dieser Regierung. Die beiden Herzoge foderten sich, mit Bewilligung des Königs, zum Zweikampfe, aber Richard nahm seine Erlaubniß hiezu zurück, verbannte die beiden Streitenden, und zwar Norfolk auf Lebenszeit, und Hereford auf zehn Jahr, die nachher auf sechs herabgesetzt wurden. Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster, dessen Sohn und Erbe der Herzog von Hereford war, starb 1399. Richards Begierde, die großen Güter einzuziehn, veranlaßte den Herzog von Hereford, während der König gerade einen Feldzug in Irland unternommen hatte, von Frankreich aus in Yorkshire zu landen. Es verbanden sich mit ihm die Grafen von Northumberland, Westmoreland und Andere, und er foderte nun an der Spitze von 60,000 Mann, das Herzogthum Lancaster, welches Richard schon vor Herefords Landung hatte einziehen wollen. Der Regent des Königreichs, der Herzog von York, schlug sich, statt Widerstand zu leisten, zu Herefords Partei. Der König, hievon benachrichtigt, landete zu Milford Haven, und fast von Allen verlassen, ging er nach Nord-Wales, um von da sich nach Frankreich zu begeben. Zu einer Zusammenkunft mit Heinrich von Hereford eingeladen, ward er auf dem Wege dahin von bewaffneten Leuten überfallen, und nach Flint-Castle gebracht. Von dort führte ihn sein Nebenbuhler (denn dafür bekannte sich Heinrich Bolingbroke, Herzog von Hereford, jetzt öffentlich) nach London. Heinrich wurde mit den lautesten Freudensbezeugungen empfangen, aber dem unglücklichen Richard

— rief niemand zu: Gott segne ihn!
Kein frohes Wort hieß ihn: Willkommen hier!
Nur Staub ward auf sein heilig Haupt gestreut! *)

*) No man cried: God save him!
No joyfull tongue gave him welcome home!
But dust was thrown upon his sacred head.

Seine Entthronung war beschlossen, und ihr voraus ging die erzwungene Entsagung seiner Krone. Fünfunddreißig Anklageartikel waren gegen ihn aufgesetzt, von denen viele übertrieben, falsch und läppisch waren, obgleich andre wirkliche Beschuldigungen von Grausamkeit und übler Regierung enthielten. Der Einzige, der für Richard sprach, war der Bischof von Carlisle; doch der edle Mann mußte mit eigner Gefängnißstrafe büßen, und Richard wurde (30sten September 1399) feierlich entsetzt. Heinrich trat sodann auf, verlangte die Krone, die ihm zugestanden ward, und erklärte, das Leben des unglücklichen Fürsten, den er des Thrones beraubt hatte, zu schonen. Hierauf ward Richard nach Pamfort in Schottland zu sicherer Verwahrung geschickt; allein das gewöhnliche Schicksal der in ältern Zeiten entsetzten Könige erwartete ihn. Man hat keine gewisse Kunde von der Art seines Todes, aber nach der gemeinen Meinung ward er von seinen Wächtern mit Hellebarden erstochen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man ihn hatte verhungern lassen, denn als man seine Leiche zur Schau ausgestellt hatte, waren keine Spuren einer Gewaltthat an ihm bemerkbar gewesen. Er starb ohne Nachkommen im 34sten Jahr seines Alters, und im 23sten seiner Regierung. N. P.

Richard III., König von England, geboren 1450, war der jüngere Sohn Richards, Herzogs von York. Bei der Thronbesteigung seines Bruders Eduard IV. wurde er zum Herzoge von Gloucester ernannt. Während der Unruhen in der frühern Regierung Eduards hing er fest an ihm, und diente ihm mit großer Treue und vielem Muth. Er theilte die wilde Gemüthsart seines Geschlechts, und man beschuldigt ihn, Theil an dem nach dem Treffen von Tewksbury geschehenen Morde des Prinzen Eduard von Wales gehabt zu haben, auch der Anstifter, wo nicht gar der Vollbringer der Ermordung Heinrichs IV. im Tower gewesen zu seyn. Mit dieser Blutgier vereinte er die feinste Politik und Verstellung. 1473 heirathete er Anna, Wittwe des erwähnten Prinzen von Wales, und Tochter Nevile's, Grafen von Warwick. Sein älterer Bruder, Clarence, hatte die andre Tochter geheirathet, und darüber entstand wegen der Theilung des Vermögens zwischen ihnen ein schrecklicher Streit. Richard, welchem Clarence hinderlich in seinen Vergrößerungsentwürfen schien, verstand sich mit den Feinden seines unglücklichen Bruders zu Anklagen, welche das Verderben des letztern zur Folge hatten. Nach mehrern ruhmvollen Kriegsthaten in Schottland ward Richard bei Eduards IV. Tode, 1483 zum Protector von England ernannt. Er ließ sogleich seinen Neffen, den jungen Eduard V., zum Könige erklären, und schwur ihm den Eid der Treue. Die Nation wurde gerade jetzt durch zwei große Factionen getheilt, von welchen die eine aus den Anhängern der Königin Mutter, unter Leitung ihres Bruders, des Grafen Rivers, und ihrer Söhne erster Ehe, des Marquis von Dorset und des Lords Richard Grey, bestand. An der Spitze der andern befanden sich der Herzog von Buckingham und Lord Hastings. Beiden schmeichelte der Herzog von Gloucester, so lange er die geheimen Plane seiner Ehrsucht verfolgte. Sein Vorsatz war, sich von allen, welche durch Bande des Bluts mit dem jungen Könige verbunden waren, zu befreien, und deßhalb ließ er, nachdem er Abends zuvor, begleitet von dem Herzoge von Buckingham, einem Gastmahle bei Rivers mit dem Lord Grey und Sir Thomas Vaughan beigewohnt hatte, am andern Morgen die drei letztern verhaften, schickte sie nach dem Schlosse Pomfret, und verabschiedete alle Hofleute und Diener des Königs. Bei der Kunde hievon suchte die Königin Mutter mit ihrem

und Eduards zweitem Sohn, Herzoge von York, eine Zuflucht in der Westminsterkirche. Da es aber zu des Protectors Zweck nöthig war, beide Prinzen in seiner Gewalt zu haben, so beredete er zwei Prälaten, die Königin zu vermögen, den Herzog von York gegen die heiligsten Versprechungen seiner Sicherheit herauszugeben. Mit Buckinghams und Hastings Zustimmung ließ er die Gefangenen zu Pomfret ohne weiteres Verhör hinrichten, und an dem Tage, wo dies geschah, hielt er im Tower eine Berathschlagung, ließ während derselben ein Aufruhrgeschrei erheben, worauf eine Menge Bewaffneter hereinstürzten, sich des Erzbischofs von York, des Bischofs von Ely, des Lords Stanley und des Lords Hastings, welchem die Bewachung der drei Erstern übertragen war, bemächtigten. Hastings wurde sogleich hingerichtet, weil er, obgleich unversöhnlicher Feind der Königin und ihrer Partei, doch dem jungen Könige und seinem Bruder mit ganzer Seele ergeben war. Nach diesem kühnen und blutigen Anfange war der Protector dem Ziele seiner Wünsche nahe. Der nächste Schritt hiezu war die Erklärung, daß Eduards Kinder unehelich wären, und dies geschah, indem er eine früher vollzogene heimliche Heirath jenes Königs mit Eleonore Talbot, Tochter des Grafen von Shrewsbury, und Witwe eines Lords Buttler, vorgab. Da nun hiedurch, wenn es auch bewiesen war, die Kinder von Richards älterem Bruder, dem Herzoge von Clarence, ihrer vorzüglichern Rechte zum Thron nicht beraubt werden konnten, so machte er einen Angriff auf die Ehre seiner eignen Mutter, gab vor, daß sie Eduard IV. und den Herzog von Clarence mit Andern gezeugt hätte, und ihrem Gemahl bloß bei Richards Erzeugung treu gewesen wäre. Durch einen Doctor Shaw, den Bruder des Lordmayors von London, wurden diese Beschuldigungen sogar auf der Kanzel vorgetragen, und der Herzog von Buckingham hielt nachher eine Rede vor dem Stadtrath und den Bürgern von London, rühmte ihnen die Ansprüche und Tugenden des Protectors, und fragte sie: ob sie den Herzog von Gloucester zum Könige wählen wollten? Niemand antwortete, und Buckingham wiederholte voll Verdruß seine Frage nochmal. Da riefen zuletzt einige bestochene Stimmen: Gott segne den König Richard. Dies wurde als allgemeine Volksstimme angenommen. Buckingham und der Lordmayor gingen zum Protector, und boten ihm die Krone an. Erst stellte er sich erschrocken und besorgt, dann schützte er seine Anhänglichkeit an seinen Neffen, und seine Abneigung, eine solche Last auf sich zu nehmen, vor, schloß endlich mit der Annahme des Dargebotenen, und ward den 27sten Juni 1483, als Richard III. zum Könige erklärt. Von dem jungen abgesetzten Könige und seinem Bruder hörte man nachher nichts weiter, und wahrscheinlich wurden sie auf Befehl ihres Onkels im Tower umgebracht. Das gänzliche Verschwinden eines Jünglings, der als König anerkannt war, ist eine Thatsache, die keiner weitern Auslegung bedarf; und wenn sein jüngerer Bruder auch wirklich wunderbarer Weise entflohen, und, was nicht glaublich ist, der unter der nächsten Regierung bekannt gewordene Perkin Warbeck war, so bleibt doch Richards verbrecherisches Verfahren immer dasselbe. Seine Regierung fing er mit Belohnungen derer, die er zu seinen Werkzeugen gebraucht hatte, und mit Bemühungen an, sich die Volksgunst zu erwerben. Mit einem glänzenden Gefolge besuchte er mehrere Städte des Reichs, ließ sich zu York noch einmal krönen, und ernannte hier seinen einzigen Sohn zum Prinzen von Wales. Aber die ganze Nation war voll Abscheu gegen seine Tyrannei, und bald wurden Entwürfe gemacht, ihn wieder von dem Throne, dessen er sich angemaßt hatte,

zu stürzen. Weil man die beiden Prinzen im Tower todt glaubte, und nach einem Kronerben umherblickte, richteten sich alle Augen auf Heinrich, Grafen von Richmond, der von Seiten seiner Mutter von der sommersetschen Linie des Hauses Lancaster stammte, und aus England entflohen war. Richards erste Gefahr aber entspann sich aus der Unzufriedenheit seines großen Mitverbrechers, des Herzogs von Buckingham, der, entweder weil er sich nicht genug belohnt glaubte, oder weil er fürchtete, ein Opfer der Eifersucht des Königs zu werden, sich gegen diesen mit mehreren Mißvergnügten im südlichen und westlichen England in eine Verschwörung einließ. Richard, von dem Complott benachrichtigt, bot Truppen auf, um es zu dämpfen. Die Verschwornen beschleunigten, auf die Kunde hievon, ihre Maßregeln, und erhoben am nemlichen Tage im October 1483 in verschiedenen Gegenden die Fahne des Aufruhrs. Eine ungewöhnliche Fluth verhinderte den Herzog von Buckingham, über die Savern zu gehen, und sich mit seinen Bundesgenossen zu vereinigen. Plötzlich von seinem Gefolge verlassen, mußte er die Flucht ergreifen, und verbarg sich in dem Hause eines alten Bedienten. Er ward verrätherischer Weise ausgeliefert, und zu Salisbury ohne Verhör hingerichtet. Die andern Verschwornen zerstreuten sich, und suchten ihr Heil in der Flucht. Zur nämlichen Zeit kam der Graf von Richmond, welcher mit einer Flotte von St. Malo ausgelaufen war, um sich mit seinen Freunden in England zu vereinigen, und von einem heftigen Sturm überfallen wurde, an der Küste an, kehrte aber, da ihm nur ein Schiff übrig geblieben war, ohne zu landen zurück. Hiedurch schien nun Richard mehr auf dem Throne befestigt, und er benutzte seinen Vortheil, indem er ein Parlament zusammenrief, in welchem mehrere heilsame Gesetze gegeben, besonders aber die Nachkommenschaft Eduards IV. für unehelich erklärt, und Richarden nebst seinen Nachkommen die Krone bestätigt ward. Zugleich unterhandelte er mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond; aber dieser entging der Gefahr durch die Flucht in das Gebiet des französischen Königs. Der Tod seines Sohnes, des Prinzen von Wales, war mitten in seinem Glück ein harter Schlag für ihn. Seine Gemahlin folgte ihrem Sohne bald, und der allgemeine Unwille gegen Richard schrieb diesen Todesfall einer Vergiftung zu, ohne daß jedoch ein Merkmal solches Verbrechens da war. Um die Heirath zwischen Elisabeth, der ältesten Tochter seines Bruders Eduard, und dem Grafen von Richmond zu verhindern, entschloß er sich, selbst diese Prinzessin zu heirathen, und die Königin Mutter ward in ihrer einsamen Lage vermocht, dazu ihre Zustimmung zu geben. Da diese Verbindung für das Interesse des Grafen höchst nachtheilig war, so eilte derselbe zu einer neuen Unternehmung gegen England, und landete im August 1485 mit einer kleinen Armee zu Milfordhaven. Richard, welcher nicht wußte, in welcher Gegend er seinen Feind erwarten sollte, war in der äußersten Bestürzung, welche durch den Argwohn gegen die Treue der Edeln, die seinem Aufgebot folgten, vergrößert wurde. Unter den letztern war Lord Stanley, welcher Margaretha, die Mutter Richmonds, zur Gemahlin hatte. Als Richard nun von der Annäherung seines Nebenbuhlers Kunde erhielt, zog er mit einem beinahe 15,000 Mann starken Heere zu Felde, und traf zu Bosworth in Lincolnshire den Grafen von Richmond, der nur 6000 Mann hatte, aber insgeheim des Beistandes von Stanley, der ein besonderes Corps von 7000 Mann befehligte, versichert worden war. Die Schlacht ward am 23sten August geliefert, und mitten im Treffen fiel Stanley mit seinen Truppen über

die Flanke der königlichen Armee her, und sicherte Richmonden den Sieg. Richard stürzte voll Verzweiflung sich gegen seinen Mitbewerber, erschlug den Fähndrich desselben, und wollte Richmonden selbst anfallen, als er der Menge der Angreifenden unterlag. Mit dem Tode ihres Heerführers waren seine Truppen gänzlich geschlagen. Sein Leichnam wurde auf dem Felde gefunden, ganz entkleidet und nach Leicester gebracht, wo er begraben wurde. So fiel dieser gehaßte Fürst im 35sten Jahre, nachdem er zwei Jahre und zwei Monate den Thron, der ihm so viele Verbrechen und so viele Sorgen kostete, behauptet hatte. Er besaß Muth, Beredsamkeit und Talente, welche einen rechtmäßigen König geziert hätten; aber diese Eigenschaften wurden durch Grausamkeit, Verstellung, Treulosigkeit, und durch eine verderbliche, unbegränzte Ehrsucht befleckt. In der Erscheinung war er klein, mißgestaltet, von abschreckendem Aeußern; aber vielleicht hat auch der Unwille gegen seine Gemüthsart seine körperlichen Fehler vergrößert. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volks als dasjenige des abscheulichsten Tyrannen, der je auf dem englischen Throne saß. N. P.

Richardson (Samuel), war der Sohn eines Pächters in der Grafschaft Derby, und wurde 1689 geboren. Da seine beschränkten Vermögensumstände ihm nicht erlaubten zu studiren, so widmete er sich, nachdem er die Schule verlassen, der Buchdruckerkunst, um dadurch sich eine literarische Bahn zu brechen, und seinen Hang zur Lectüre zu befriedigen. Er ist der Schöpfer einer Art moralischer Romane, die in seinem Vaterlande sowohl als im Auslande bald großes Aufsehen erregten, und ihrem Verfasser das Andenken der Folgezeit und ein bedeutendes Einkommen einbrachten. Durch letzteres sah sich Richardson in Stand gesetzt, selbst eine ansehnliche Druckerei zu errichten, und durch die Herausgabe und den Druck mehrerer periodischen Schriften sich nach und nach ein ansehnliches Vermögen zu erwerben. Die vorzüglichsten seiner Werke: Pamela, Clarissa und Grandison, sind mehrfach ins Deutsche und Französische übersetzt, und wenn die Kritik an diesen Romanen mit Recht eine zu große Gedehntheit tadelt, die gar oft in ununterhaltende Breite ausartet, so darf sie doch auch nicht unterlassen, mit wohlverdientem und rühmlichem Lobe der darin enthaltenen Menschenkenntniß und höchst richtigen Charakter- und Situationszeichnung zu gedenken. Neuere haben Richardson für einen Shakspeare im Fache der Romandichtung, Andre für einen Rousseau der Engländer ausgegeben. Ohne Richardsons wohlverdientem Ruhm zu nahe zu treten, glauben wir doch, daß beides eine unrichtige Parallele ist, wovon jeder sich überzeugen wird, der die Schriften der drei Genannten mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen hat, wie wir denn überhaupt das eine Zeit lang förmlich Mode gewordene in Parallelstellen verschiedener Männer, nicht billigen, sondern dafür halten, daß jedes Individuum für sich als ein abgeschlossenes Ganzes begriffen und erfaßt werden muß, wenn man zu einem klaren Resultate darüber gelangen will. Unter den mehrern deutschen Uebersetzungen, die Richardsons Werke erlebt haben, gehört die des in sich vollendetsten von allen, der Clarissa von Kosegarten in acht Bänden, zu den besten; unter dem Heer von Nachahmungen, die gewöhnlich nach dem Erscheinen irgend eines bedeutenden Werks in der schönen Literatur ans Licht zu treten pflegen, verdient die von Musäus unter dem Titel: Grandison der Zweite, gelieferte, am meisten Erwähnung. Richardson starb 1761 am Schlage, und hinterließ den Ruhm eines rechtschaffenen, wohlthätigen und arbeitsamen Mannes.

Richelieu (Armand du Plessis, Cardinal, Herzog von). Unter die größten Staatsmänner, die Frankreich, ja vielleicht jedes andre Land gehabt hat, gehört dieser in die Geschichte seines Landes und seiner Zeit, so mächtig eingreifende Mann. Er wurde 1585 zu Paris geboren, und erhielt schon im 22sten Jahre das Bisthum Luçon. Sein Vaterland war durch den vortrefflichen Heinrich IV. und dessen nicht minder trefflichen Minister Sully aus langer Anarchie und Verwirrung endlich wieder zu Ruhe, Wohlstand und Ordnung gekommen. Zu früh für die Welt endete Heinrich, sein noch unmündiger Sohn Ludwig XIII. ward König, und dessen Mutter, Maria von Medicis, Vormünderin. Bei dieser wußte Richelieu sich bald so in Gunst zu setzen, daß sie ihn zum Großalmosenier und Staatssecretär erhob. Die Verwirrungen, die sich Maria zu Schulden kommen ließ, ihr stetes Anneigen an das österreichische Haus, sowohl deutscher als spanischer Linie, der Einfluß Galigais (Marschall d'Ancre), erbitterte aber die Großen und das Volk gegen diese Fürstin, und das kaum durch die Weisheit Heinrichs und Sullys beruhigte Land entbrannte aufs neue in Anarchie. Die Ermordung des Marschalls d'Ancre und die Verbannung der Königin ist aus der Geschichte Frankreichs bekannt, eben so, daß Richelieu endlich 1619 eine Versöhnung zwischen Maria Medicis und ihrem Sohn Ludwig XIII. stiftete, die aber leider nicht lange dauerte, da Marie aufs neue sich in Cabalen einließ. Dem Aufmerksamen, der Richelieu's Benehmen in diesem Zeitpunkte beobachtet, wird nicht entgehn, daß dieser zwischen zwei streitende Parteien hingestellt, von keiner eigentlich geliebt, von beiden aber als wichtig und höchst brauchbar betrachtet, allerdings einen schweren Stand hatte, und die ganze gewandte Klugheit eines Kopfes, wie des seinigen, erfoderlich war, um in so mißlicher Lage nicht allein sich halten, sondern auch steigen zu können. Als durch seine Vermittelung die Versöhnung zwischen Mutter und Sohn erfolgt war, führte Marie Richelieu in den Staatsrath ein, an die Stelle des gestürzten Günstlings des Königs, des Connetabels de Luynes, und bald stand Richelieu an der Spitze der ersten Verwaltungszweige des Reichs. Jetzt glaubte der Premierminister, die bisher getragene Maske gegen die Königin, die er gleichsam nur als das Mittel zu seiner Erhaltung betrachtete, abnehmen zu können, und zu spät bereute Marie von Medicis den Schutz, den sie zu ihrem Verderben ihm hatte angedeihen lassen. Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Handlungsart der Königin sich gänzlich für das Anneigen an die österreichisch-spanischen Monarchien entschied, eine Gesinnung, die der des gesammten Frankreichs entgegen lief, das gewohnt war, die Häuser Habsburg sich nur in feindlichen Verhältnissen zu denken. Fast alle Könige von Frankreich, auch Heinrich IV., hatten den Grundsatz eines steten Entgegenstrebens wider jenen mächtigen Herrscherstamm befolgt, und Richelieu machte ihn sich nicht minder zu eigen. Er war daher kaum zu seinem hohen Posten gelangt, als er unverholen die Tendenz seiner Verwaltung blicken ließ, die in nichts weniger bestand, als die Macht der französischen Könige durch völlige Unterdrückung der Vorrechte und Freiheiten der Vasallen und Unterthanen im Innern, durch Untergrabung der Macht des Hauses Habsburg, jenseit der Pyrenäen sowohl als in Deutschland, zu unumschränkter, furchtbarer Höhe zu erheben. Ludwig XIII., erkennend die Kraft seines Ministers, begünstigte diesen für seine Krone so lockenden Plan, während er im Innern selbst mit durchs ganze Leben dauerndem Widerwillen den Mann betrachtete und ihn gern vernichtet hätte, hätte er nicht eingesehn, daß ohne ihn er selbst

nichts wäre. Der erste Schritt, den Richelieu, der unterdessen Cardinal geworden war, that, war, die Königin vom Hofe wieder zu entfernen. Er brachte es dahin, daß sie 1631 nach Compiegne verwiesen, ihre Anhänger theils ihrer Stellen beraubt, theils in die Bastille gesetzt wurden. Dieses und die Unterdrückung, und fast gänzliche Beraubung der Vorrechte des Parlaments und der Geistlichkeit erbitterten nicht minder Hohe als Niedere gegen die despotische Verwaltung des Cardinals, und der Unwille brach, gesteigert durch Factionärs, in mannichfache Empörungen und Verschwörungen aus, die aber, durch die energischen und klugberechneten Maßregeln des Cardinals nicht nur immer wieder gedämpft wurden, sondern selbst zur Beförderung seines Plans mit halfen, und nach und nach die Macht des Königs zu einer völlig uneingeschränkten machten. Die Partei der Reformirten (Hugenotten) war seit lange in Frankreich ein der königlichen Gewalt mächtig widerstrebender Körper, und die blutigen Auftritte, die Frankreich unter mehreren vorhergehenden Regierungen erlebt hatte, waren sämmtlich aus dem Kampf dieser für bürgerliche und Gewissensfreiheit streitenden Menge gegen die herrschende weltliche und kirchliche Macht entstanden. Zwar hatte Heinrichs IV. Weisheit und Milde die erbitterten Gemüther vereint, zu Ungeheueres war aber geschehen, und zu kurz war des guten Königs Regierung, um den unter der Asche fortglimmenden Funken ganz zu ersticken. Nur zu oft war der Kampf um Religionsfreiheit für die Großen, und selbst für die Prinzen des königlichen Hauses das Schiboleth ehrgeiziger oder anderer politischer Absichten gewesen, und die eine oder andre Partei des Reichs, Catholiken sowohl als Reformirte, waren immer, je nachdem sie ergriffen wurden, eine mächtige Gegenstrebe gegen den Despotismus der Herrscher. Dies sah Richelieu wohl ein, und suchte daher die minder mächtige, nur geduldete, durch die größere Partei völlig zu unterdrücken, und dadurch denen, die seinen Absichten sich widersetzen konnten, die Hauptstütze zu rauben. Durch das Edict von Nantes war den Hugenotten eine fast gleiche Freiheit mit den andern Unterthanen des Königreichs gesichert worden; es gab ganze Districte, in denen sie fast ausschließend herrschten, und die Waffenmacht, die sie besaßen, war hinreichend, den Thron zu erschüttern, wenn sie gegen ihn erhoben wurde. Diese Waffenmacht der Reformirten hatte ihren Mittelpunkt in Rochelle; mit dem Verlust dieser Stadt war auch der Nerv der Reformirten durchschnitten, und Richelieu säumte nicht, jedes Mittel anzuwenden, diese Stadt ihnen zu entreißen. Die in den Annalen Frankreichs so berühmte Belagerung von Rochelle nahm daher ihren Anfang. Richelieu commandirte selbst die gegen die Stadt gesendete Armee, und Angriff sowohl als Vertheidigung dieses so wichtigen Platzes werden als ein Muster von Kriegskunst, Tapferkeit und Beharrlichkeit mit Recht in der Geschichte betrachtet. Von England unterstützt, das der belagerten Seestadt immer neue Hülfsquellen eröffnete, widerstand Rochelle lange Zeit den Bemühungen des Cardinals, und die Hoffnung, es zu erobern, verschwand allmählig aus dem Herzen der Catholiken, da sie nicht im Stande waren, die Unterstützung von der Seeseite ihr abzuschneiden, als Richelieu durch einen ins Meer hinausgebauten Damm den Bewohnern der Stadt die Hülfe von der Seeseite abschnitt, und endlich durch Hunger sie zwang, sich zu ergeben (1629). Bald nach dem Fall von Rochelle unterdrückten die Waffen der königlichen Partei, geleitet durch Richelieu, den Aufstand, den die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, erregten; Mont-

morency endete auf dem Schaffot, obgleich alle Großen des Reichs, und selbst die königliche Familie sich für ihn verwendeten. Nicht minder glücklich unterdrückte Richelieu die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guise, Bouillon und mehrerer anderen, und selbst die, denen der König im Geheim wohlwollte, und die er sogar unterstützte, mußten vor der Macht des allgewaltigen Ministers sich beugen, und mitunter mit dem Leben das Unterfangen büßen, sich ihm widersetzt zu haben, wie das Beispiel von Cinqmars zeigt, der kurz vor Richelieu's Tode (1642) eine Verschwörung anzettelte, von der man nicht ohne Grund glaubt, daß Ludwig XIII. sie begünstigt habe. Indem der Minister auf solche Art die Macht seines Königs, der, sonderbar genug, ihn inniglich haßte, und doch nicht entbehren konnte, ja gleichsam vor seinem Diener in steter Furcht lebte — im Innern des Reichs aufs Höchste hob, war er auch bemüht, sie außerhalb auszubreiten. Sein Benehmen während des 30jährigen Kriegs ist aus der Geschichte Deutschlands bekannt. Der Mann, der in dem seiner Verwaltung anvertrauten Lande die Protestanten aufs bitterste verfolgte, gebrauchte alle Künste der Politik und selbst die Macht der Waffen zu ihrem Schutz in Deutschland, bloß um das so gefürchtete Haus Oesterreich zu demüthigen. Von ihm empfing der schwedische König, der edelmüthig sich der bedrohten Gewissensfreiheit in Deutschland annahm, jede Art von Unterstützung so lange, als er selbst nicht gefährlich für Frankreich dastand; als aber die glänzenden Siege Gustav Adolphs den schlauen Cardinal befürchten ließen, in ihm eine noch gefährlichere Macht als die des Hauses Habsburg bald zu erblicken, da entzog er dem nordischen König mitten im Lauf seiner Siege die Unterstützung; denn einzig war des herrschsüchtigen Ministers Absicht auf dem Ruin aller andern die Größe Frankreichs zu bauen. Der von ihm unternommene Krieg gegen Spanien, der zwar erst nach seinem Tode geendet wurde, setzte Frankreich in den Besitz von Catalonien und Roussillon, und die Losreißung Portugals von Spanien war mit sein Werk. Aber nicht allein in Deutschland und der pyrenäischen Halbinsel, auch in Italien suchte er die Macht des Hauses Oesterreich zu schwächen, und das Herzogthum Mantua kam durch ihn an den Herzog von Nevers. Fassen wir den Character Richelieu's ins Auge, so wird daraus hervorgehn, daß er eben so verwerflich als Mensch war, wie er als Staatsmann für sein Land groß da steht, und, während man ihm den Ruhm nicht versagen kann, die monarchische Macht Frankreichs auf den höchsten Gipfel gebracht zu haben, sieht man sich genöthigt, den eiteln, stolzen, unversöhnlich rachsüchtigen, und sehr oft ohne alles moralische Gefühl handelnden Mann zu verabscheuen, und nicht vermag der Schutz und die Aufmunterung, die er den Künsten und Wissenschaften mitunter angedeihen ließ, so wie die Territorial- und Machtvergrößerung seines Landes und Königs, das aufzuwiegen, was als Mensch er verschuldete. Richelieu starb am 4ten December 1642, nachdem er vorher noch die Freude gehabt hatte, den Tod der Königin Marie, seiner Hauptgegnerin, zu erfahren, die wenige Monate vor ihm zu Cöln in unwürdiger Dürftigkeit starb. Sein Nachfolger im Ministerium war Mazarin, ihm ähnlich in vielen Dingen, und von ihm selbst zu diesem Posten vorgeschlagen. Kaum ein halb Jahr nach seines Ministers Tode trat auch Ludwig XIII. von der Bühne, und unter seines Nachfolgers langer, glänzender, gepriesener, aber weder für Frankreich, noch ein ander Land wohlthätiger Regierung entwickelten sich erst alle Keime, die Richelieu gesät hatte.

Richelieu (Louis François Armand du Plessis, Herzog von), Marschall von Frankreich, Mitglied der französischen Akademie, so wie auch der Akademie der Wissenschaften, wurde zu Paris den 13ten März 1696 geboren. Durch seine schöne Gestalt, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, und durch seine witzigen Einfälle wußte er sich bei Hofe, besonders bei der Herzogin von Bourgogne, wo er 1711 zuerst eingeführt wurde, sehr einzuschmeicheln. Indessen wurden doch seine Kindereien, wie man seine Thorheiten und vielleicht auch die der Herzogin nannte, von boshaften Leuten übel gedeutet, und das liebenswürdige Kind, so hieß der Herzog von Richelieu bei seinem Hofnamen, ward in die Bastille gesetzt. Als er hieraus erlöst war, wurde er Adjutant des Marschalls von Villars. Dieser bemerkte Richelieu's einnehmende Lebhaftigkeit, seine freien, kecken Manieren, und eine gewisse großsprecherische Kühnheit, welche dem Feldherrn sehr wohl gefielen, weil er selbst diese Eigenschaften besaß. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kam Richelieu an den Hof des Herzog-Regenten, wo er an den Vergnügungen desselben Theil nahm. Wegen eines Duells mit einem Grafen von Gacé, worin er noch dazu verwundet ward, wurde er nach der Bastille gebracht. Kaum war er wieder frei, so mußte er abermals dahin zurück, weil er beschuldigt ward, an den Planen des spanischen Gesandten Dellamare gegen den Regenten Theil genommen zu haben. Um ihn aus dieser dritten Gefangenschaft zu befreien, vereinigten sich zwei Prinzessinnen, die sonst Nebenbuhlerinnen waren, nämlich Mademoiselle de Charolois und Mademoiselle de Valois, die Tochter des Herzogs von Orleans. Indessen hinterließ diese letzte Gefangenschaft einen tiefen Eindruck auf Richelieu's Gemüth: er gab seine Vergnügungen und kleinen Intriguen zwar nicht auf, aber er bemühte sich doch von jetzt an, auch in größern Verhältnissen sich zu zeigen. In seinem 24sten Jahre ernannte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede. Er hatte damals noch nichts weiter als Liebesbriefchen geschrieben, und verstand keine Sylbe von der Orthographie. Fontenelle, Campistron und Destouches machten ihm jeder eine Antrittsrede, woraus er sich das Beste aussuchte, und sich damit hören ließ. Dagegen zeichnete er sich bei der Belagerung von Philippsburg (1734), und in den Schlachten von Ettlingen, von Fontenoy rc. durch Muth und Tapferkeit desto mehr aus. Wegen der Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin von Sachsen wurde er 1746 zum Ambassadeur an dem dresdener Hofe ernannt, wo er einen außerordentlichen Aufwand machte. Nichts glich aber wohl der verschwenderischen Pracht seines Einzugs als Gesandten in Wien, wo er sogar nicht bloß seine, sondern auch die Pferde seines Gefolges mit Silber so beschlagen ließ, daß diese Hufeisen während des Zuges in der Kaiserstadt abfallen mußten, um dem Volke zu Theil zu werden. Eben so prachtliebend und verschwenderisch betrug er sich zu Bourdeaux, wovon er nachmals zum Gouverneur ernannt wurde. Als Bevollmächtigter und General zu Genua erwarb er sich bei der Regierung dieses Staats eine so hohe Achtung, daß ihm sogar eine Bildsäule in dem Saal des Senats errichtet wurde. — 1756 befehligte er, zum Marschall erhoben, die Belagerung von Mahon, welches von den Engländern besetzt war. Er zeigte hier viel Muth, kriegerische Einsicht, ein feines abgeschliffenes Betragen gegen die feindlichen Befehlshaber, und große Sorgfalt für das Wohl seiner Gefangenen. Nachdem Mahon den 28sten Juni 1756 genommen war, erhielt Richelieu den Oberbefehl über die Franzosen in Deutschland. Er hatte sich aber den Unwillen der Marquise von Pompadour zugezogen; denn als diese ihm ihre Toch-

ter zur Gemahlin für seinen Sohn vorschlug, antwortete ihr der Herzog, diese Verbindung würde ihm überaus viel Ehre machen, weil aber sein Sohn mit dem kaiserlichen Hofe verwandt wäre, so glaubte er, nicht darein willigen zu dürfen. Der Abschluß einer anscheinend vortheilhaften, aber im Grunde nachtheiligen Convention für Frankreich mit den combinirten Hülfstruppen des Königs von Preußen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland (Kloster Seven den 8ten September 1757), gab den Hauptvorwand zu seiner Zurückberufung. Durch seinen Pavillon von Hannover, den er nachher bauen ließ, suchte er die Bedrückungen und Gelderpressungen, die er sich in jenem Lande erlaubt hatte, zu verewigen. Auch seinen Soldaten, denen er mit gutem Beispiel vorgieng, erlaubte er nach echtfranzösischer Sitte, in Deutschland Plünderungen und Untugenden aller Art. Eines der größten Verdienste Richelieu's um die Menschheit mag es immer seyn, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Protestanten, die der Minister Saint Florentin angerathen hatte, widerrieth. Uebrigens war das ganze Leben dieses Höflings, wie der Anfang desselben, eine Kinderei, ohne ein festes Streben nach einem andern Ziel, als zu gefallen und zu genießen. Durch sein Beispiel wurde die Sittenlosigkeit in Paris und ganz Frankreich befördert, da er zu seiner Zeit der Tonangeber war. Bis in sein höchstes Alter verstand und übte er die Kunst, Weiber zu verführen, und sie liebten ihn dennoch, wenn sie sich auch von ihm betrogen sahen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. stand er freilich in keinem bedeutenden Ansehn, aber sein hohes Alter und sein Witz schützten ihn doch immer vor der Verachtung. Er verheirathete sich drei Mal, zuerst 1713 mit einer Herzogin von Noailles, das zweite Mal (1734) mit einer Prinzessin von Lothringen-Guise, und zuletzt in seinem 84sten Jahre mit einer Frau von Roth. Die Mémoires du Maréchal de Richelieu sind unter seiner Aufsicht und Leitung von Soularie zusammengetragen. Mit Voltaire stand er in einem vertrauten Briefwechsel. Er besaß die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines großen Generals, den Geist, die Gewandtheit und Menschenkenntniß eines großen Staatsmannes, aber mit allen diesen und manchen andern liebenswürdigen Eigenschaften konnte und wollte Richelieu nichts weiter als ein gewöhnlicher Höfling seyn. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens bestrebte er sich, dem schönen Geschlechte zu gefallen. Als eine Dame zwei Tage vor seinem Tode ihm sagte: sein Gesicht wäre noch recht hübsch, antwortete er ihr: daß sie sein Gesicht für ihren Spiegel hielte. Er starb den 8ten August 1788, im 93sten Jahre seines Alters.

Richelieu (N. N. Herzog von) gegenwärtig (1817) erster Minister Ludwigs XVIII. Er wanderte in den ersten Jahren der Revolution mit den Prinzen aus, und wendete sich späterhin nach Rußland, wo er von Catharina II. und ihren Nachfolgern Paul I. und dem jetzt regierenden Kaiser die ehrenvollste Aufnahme fand, und von ihnen zu den wichtigsten Geschäften gebraucht wurde. Er nahm endlich russische Staatsdienste an, und wurde zum Gouverneur von Odessa ernannt, in welchem bedeutenden Posten er sich durch Einsicht und Thätigkeit auf das ruhmvollste ausgezeichnet und sich die größten Verdienste um den immer gestiegenen Flor dieses für den russischen Handel so ausserordentlich wichtigen Handelsplatzes erworben hat. — Nach der Rückkehr der Bourbons in Frankreich kehrte er ebenfalls dahin zurück. Er wurde zum Pair ernannt, und nach der zweiten Rückkehr Ludwigs und der Entfernung Talleyrands und Fouché's zum Principalminister

ernannt, in welcher Eigenschaft er auch den zweiten Frieden mit den Ministern der vier großen Mächte unterhandelte und abschloß.

Richter (Jean Paul Friedrich). Wir wünschten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über diesem wahrhaft genialen Dichter von dem ersten Blitz seiner geistigen Fulgurationen an geschwebt hat, indem wir von ihm zu sprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am besten vom Gleichen erkannt. Aber wie uns diese Gabe, die man (im Vorbeigehn gesagt) so wenig kennt, daß man sie an unserm Dichter selbst hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, so wird es uns eben so wenig helfen, ein Jahr lang, in der noch lange nicht gezeitigten Puppenhülle des akademischen Raupenstandes, über dem Haupte des Trefflichen, dem Leibe nach dem Himmel um sechzehn Treppenstufen näher als er, in Leipzig, das gerade seine ärmsten Bewohner dem Himmel am nächsten placirt, gewohnt zu haben. Wir glauben darum, den besten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir den genialen Humoristen nöthigen, in einem freilich gar nicht in dieser Absicht ausgesprochenen Worte von seinem Dreifuß selbst den Standpunkt zu bestimmen, von welchem wir sein Bild in dem richtigsten Lichte erblicken. So geben wir also zuerst von dem Unsrigen mit kurzen, dürren Worten seine äußere Lebensgeschichte, und dann möge als Dessertwein, oder lieber als Confect, mit den von uns darum gewickelten eben so kurzen Devisen in seinen eignen Worten sein inneres Leben folgen. — Wir sind in Verlegenheit (um wenigstens mit echt diplomatischer Genauigkeit zu Werke zu gehen), die richtige Chronologie für seine Namen zu finden, aber sehr ungesucht können wir füglich in dieser Hinsicht die beiden Stände, den der Erniedrigung und Erhöhung unterscheiden. Denn nachdem er zuerst zu der Abbreviatur des Jean Paul, die nur einmal hinter der Vorrede zu den Teufelspapieren in J. P. F. Hasus (ein Beweis, daß hier nur κρυψις, nicht κενωσις Statt fand) verlängert worden war, sich erniedrigt hatte, ist er zuerst im Quintus Fixlein zum völligen Gebrauch seines Tauf- und Familiennamens wieder erhöht worden. Mit diesem vollständigen Namen war er unstreitig bald nach dem 21sten März, seinem Geburtstag, im Jahr 1763 in dem freundlichen Wunsiedel, am Fuß der herrlichen Luxburg, der Krone des Fichtelgebirges, getauft worden, der Sohn des damaligen Rectors daselbst, und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzenbach an der Saale. Das Gymnasium zu Hof gab ihm 1779 eine Stelle in seiner obersten Classe, und 1780 zog er schon, unter der Flagge der besten Zeugnisse nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Sein Sinn für die glückseligen Inseln der Poesie wurde indeß sehr bald reif; er entsagte der ernsten Theologie, und lebte eine Zeitlang, seinem süßen Hange folgend, in Schwarzenbach, gleichsam brütend über den schönen Früchten seiner Zukunft. Von da wandte er sich bald genug nach Hof, und sandte hier seine zündenden Blitze in ganz Deutschland aus, so daß er schon von Ostern 1798 an als ein sehr gefeierter Name unter den privatisirenden Gelehrten Leipzigs glänzen, und wohl alle überglänzen konnte. Er ging von da nach Weimar, Berlin, Meinungen, Coburg u. s. w., wie der Paradiesvogel im Fliegen so auf den Fittichen seiner pitoresken Wanderungen seine Jungen ziehend — und fixirte sich endlich in Bayreuth, vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen aus eigner Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürsten Primas mit einer ansehnlichen jährlichen Besoldung ausgestattet, welche letztere ihm nach den öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Bayern zu gewähren sich anheischig gemacht hat. Hier in Bayreuth, der von ihm in sei-

nen Schriften nicht selten verherrlichten Hauptstadt seines Geburtslandes, mag er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Rosenketten umsponnenen Ehestande mit einer Gattin, die mehr ist als alle Lianen und Thienetten, die beste Gelegenheit finden, die Probe zu machen, ob das Exempel, das er in seiner Levana berechnete, ein richtiges Facit gibt oder nicht. Mehr wissen wir nicht über sein äusseres Leben zu sagen, und da wir nirgends angemerkt finden, ob und welche akademische Lehrer unser Autor in Leipzig gehört habe, so müssen wir auch diese interessante Notiz vorenthalten, können auch, weil wir überhaupt gar nichts von seinem akademischen Leben weiter vernommen haben, nicht bestimmen, welchen hymettischen Honig diese Biene des herrlichen Fichtelgebirges von der Heide der leipziger Ebne eingesammelt habe *). Vielleicht ist jedoch gerade hier ein passendes Plätzchen, um wenigstens die wichtigsten seiner Schriften zu nennen, wobei wir seiner zahllosen Aufsätze in den fliegenden Blättern unsrer Zeitschriften gar nicht gedenken wollen. Sein erster humoristischer Ausflug waren die grönländischen Prozesse (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Fixlein (1796 und 1800), biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (1796), der Jubelsenior, das treffliche Campanerthal mit seinem satirischen Anhang (1797), Palingenesien (1798), seine Briefe und bevorstehender Lebenslauf (1799), Titan (1800-1805), seine Flegeljahre (1803-1805) u. s. w. Im Jahr 1804 trat er mit dem ersten bedeutenden Werke von philosophischer Tendenz, der Vorschule der Aesthetik, auf. Zu ihm gesellte sich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er sich aufs neue an dem schönen Stillleben seines Fibels erquickt, hat er, außer seiner Friedenspredigt, noch in Mars und Phöbus Thronwechsel im Jahr 1814, im Felde der politischen Zeitgeschichte mit dem gewohnten Glücke sich versucht. — Ueber unsern trefflichen Jean Paul ist viel gesprochen und geschrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Museum deutscher Künstler und Gelehrten anfangen, wo er im V. Stück, wenigstens in dem vorgesetzten Portrait, nicht getroffen ist, wie wir aus eigner Ansicht versichern können, so möchten wir eine hübsche Gallerie Schriften und Aufsätze über ihn namhaft zu machen im Stande seyn, wenn wir auch die mannichfaltigen Recensionen seiner Schriften in unsern Literaturzeitungen mit ihrem Aprilwetter voll Sonnenschein und Regen (Lob und Tadel) nicht erwähnen wollten. In seiner freilich ziemlich beschränkten Manier hat am ausführlichsten Franz Horn über ihn lobpreisend sich ergossen, und wie es scheint, in seiner Latona, so wie früher in seiner Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit sich so erschöpft, daß er in seinem neuesten Werke (die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts) nur noch in das letzte allgemeine Stoßgebet und Herzensseufzen: „Richter ist der reichste und gemüthlichste aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts," ausbrechen kann. Auf diese Vorgänger können wir unsre Leser verweisen, wenn sie alles Gute und Böse, was von unserm Autor gesagt werden mag, vollständig haben wollen. Aber etwas müssen wir doch auch noch hinzuthun, um unsern Artikel nicht allzudürftig unter seine ältern und jüngern Brüder einzu-

*) Bekanntlich gibt es eine Heidebienenzucht, d. h. Bienenstöcke, die, wenn die Heide (erica) blüht, in die breiten Flächen der Heidegegenden transportirt werden, um von da angefüllt wieder zurückzukehren.

schieben, wobei wir übrigens freilich glauben, unsre Armuth und Blöße mit dem angeführten Reichthum und Schmuck dieser Vorgänger hinlänglich bedeckt zu haben. Wir haben versprochen, den trefflichen Autor sich selbst Recht und Urtheil sprechen zu lassen, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, und so wählen wir die merkwürdige Stelle aus „dem Billet an meine Freunde statt der Vorrede," vor den Zettelkästen des Quintus Fixlein S. 7, die wir mit einer andern gleichen Inhalts im Titan vertauschen würden, wenn wir diesen gerade bei der Hand hätten. Zu Nutz und Frommen derer, denen vielleicht gerade der arme Schulmann abgeht, setzen wir sie ganz her. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." In dieser Stufenleiter oder den drei gradibus comparationis der Geister und Charaktere weis't sich unser Schriftsteller nicht undeutlich seine Stelle an, und wir dürfen nur zu den letzten Worten noch das setzen, was er S. 15 sagt, so ist es wohl außer allem Zweifel, daß es die zuletzt bestimmte sey. Denn hier hat er uns offenbar einmal einen Blick hinter die Gardinen seiner sonstigen selbst biographischen Scherze thun lassen. „Kann er (der siegende Dictator) so schön aus dem Wege des genialen Glücks in den des häuslichen einbeugen, so ist er wenig verschieden von mir selbst, der ich jetzt (wiewohl mir die Bescheidenheit verbieten sollte, es merken zu lassen), der ich jetzt, sag' ich, mitten unter der Schöpfung dieses Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig ist, die gebacknen Rosen und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfasser dieses in Butter siedet." — Wir halten es für einen großen Fehler unsrer gelehrten Deutschlande, unsrer Charakteristiken noch lebender Gelehrten u. s. w., daß man das aufgespannte Charakterbild, wie der Mahler das vom Liebenden bestellte Porträt der Geliebten, mit gewissen gangbaren und gleichsam stehenden Schönheitszügen zu verschönern gewohnt ist, und darüber die Treue versäumt. Wir wollen uns vor dieser Charybdis hüten, sollten wir auch darüber in die Scylla der allzugroßen Strenge gerathen, und so wünschen wir uns für unsre wenigen Worte über jenes herrliche Wort Jean Pauls zwar durchaus gerechte, aber doch vor allem aufmerksame Leser. Wir haben vielfältig gehört, daß uns der wahre Humor Deutscher Kunst und Art erst im Jean Paul vollständig erschienen sey, und daß selbst Hippel nur Vorspiel und einleitendes Wetterleuchten zu dem humoristischen Gewitter war, das mit unserm Autor befruchtend über dem 18ten Jahrhundert aufgegangen ist. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittlere zwischen den beiden Aeußersten wäre, das unser Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat? „Unter allen Gästen," schreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meister, „soll ein guter Humor der angenehmste Gast seyn," und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species ist, so gilt dies doch auch von

dem herrlichen Humor unsers Autors. Man hat Humor als die mittelste Drillingsschwester des Komischen und Satirischen (s. d. Art. Humor) bezeichnet. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß etwas Wahres darin sey. Allein ganz trifft die Erklärung den Nagel nicht, und wir möchten überhaupt Humor lieber für den rechten Vater der Satire und des Komischen halten und denken, in den beiden letztern kündigt sich die Abhängigkeit vom Object, vom Einzelnen zu deutlich an, als daß wir sie zu Gattungsbegriffen erheben könnten, was der Humor gewiß ist. Der Humor (wir wollen hier ein Mal den Aristoteles nach dem Homer machen, und es ist ja ohnehin schon eingestanden, daß wir unsre Theorie von unserm Autor selbst erst abstrahirt haben), der Humor ist uns eine von den mannichfaltigen Weltansichten, die wir aber sehr gern zum Range jener höchsten und vornehmsten erheben möchten, deren es nach unserm Helden vornehmlich drei gibt. Wir fahren, obiges Bruchstük des Billets für unsern Zweck commentirend und anwendend, fort: wenn es eine helle, sonnenreiche Region am Parnaß gibt, in welcher wie auf den Eisgipfeln der höchsten Gletscher um die Zeit des längsten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen ist, schon das Morgengold des neuen Tags wieder anfliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther schwimmt, so gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geschiedenen Massen einander gegenüber stehn, und sich an einander nur ein desto grelleres Daseyn erschaffen, bis in der untersten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühsame Werkeltag mit seinen Schatten selbst in den lichtesten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo sie erscheint, fast beständig nur im Aufgehn und Untergehn begriffen ist. Die mittlere Region ist uns der Humor, und wir verstehn, dünkt uns, die Erklärung der Vorschule der Aesthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verstandes auf die Idee sey, hier am besten. Der Humor schwebt wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, so ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüsternheit auf der Erde (die Nachtigall unterbricht ihre schmelzendsten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauscht, zu haschen). Unter seinem Hohlglase wird alles zu solchen beidlebigen Gestalten und der Heitere steigt nach jeder Sprosse, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben so weit zur Erde herunter. Der Himmel ist der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde streckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfassen, und sein Bild in dem Wasser ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinsten, und erhebt wieder das Kleinste zum Größten und aus diesem scharfen Lichte und Schattengegensatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt sich Inneres und Aeußeres, Form und Inhalt des Humoristischen (seine Schlaglichter und Schlagschatten, all seine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen, unter welchen ja doch die des Himmels und der Erde selbst am Ende die allerwunderlichste ist) die Neigung desselben zum Satirischen wie zum Komischen u. s. w. — Dieser Geist des Humors, unverkennbar ist er der herrschende Planet, unter dessen Einfluß jede jean-paulsche wissenschaftliche Pflanze emporgewachsen ist, und der Form und Inhalt, vom himmelanstrebenden Titan bis zum „warmen Lerchennest" des Firlein oder seines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel bestimmt. Unser Autor stellt sich, wie angeführt, selbst dem siegenden Dictator an die Seite, der sein Kriegstheater zum Haustheater umzustellen weiß, worauf seine Kinder einige

gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Ich wüßte hiernach gar nicht, wie nur die „Hundsposttage" und „Extrablätter" und „Haubenmuster" und „Appendix" — so manchem Orthodoxen ein großes Aergerniß, mit der ganzen utopischen Geographie von Haarhaar und Flachsenfingen u. s. w. fehlen konnten, und wie man diese Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. — Eben so ist es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit, wo in Aetherduft und Sehnen alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komischen herabfällt, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der schmutzigen Scholle endet, wo sie sich niederläßt. — Die Anekdotensammlungen kennen wohl kaum eine echt humoristischere als jene von Thales, der die Augen zu den Sternen gerichtet, immitten in die Grube fällt, die schon längst seinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unser Autor, eben als er sein Billet schrieb, an seine Rosen und Hollundertrauben denken und (was noch wichtiger ist) es nicht einmal für sich behalten konnte, so ist dies das Eigenthümliche aller jean-paulschen Schriften, daß sie im höchsten Fluge doch immer die Erde nicht aus den Augen verlieren und sich, wie mit vieler Behaglichkeit und Wollust der freundlichen Gabe der Erde zu freuen, so an ihren Dornen mit nicht weniger Empfindlichkeit zu stechen wissen. Daher (jenes genaue Detail von allen auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens) jener berechnende uns bis ins Innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwenglichen Gefühls (jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorschule der Aesthetik), jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten, kindlichsten Unschuld und Unbefangenheit, jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen und mit niederländischer Genauigkeit ins kleinste Detail auszuspinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Ansprüche machenden Titan, nicht ohne gestraft zu werden, verletzt wurde. — Ein humoristischer Genius kann seine Fittiche über alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört, und so möchten wir dem Humor beinahe eben so viel Prädicate geben, als die Natur in den orphischen Hymnen hat, und wenigstens ein gut Theil mehr, als ihm unser Autor selbst in seiner Aesthetik gegeben hat. Dieser letztere hat wirklich auch zum Beweis unsrer Behauptung mit wahrer Polyhistorie in unendlichen Formen sich versucht, und wir mögen ihm leichter mit den Xenien den Vorwurf der Verschwendung machen, als mit manchen andern, die gern in ihrer Ueberfüllung an allem Eckel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenschnur seiner Männer und Frauen in verschiedenen Gewändern vorrücken. Es ist merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft seinen humoristischen Einstand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat, und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philosophischen Levana und der Vorschule der Aesthetik und seinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenstücken — welch eine große Bahn auf dem Felde der Autorschaft hat er nicht schon zurückgelegt! Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst, und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst der Politik seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkehren. Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen, und (wenn wir auch zugeben, daß in dieses Bouquet sich da und dort

manche Wiesen-, wohl auch schädliche Blumen eingemischt haben) wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unsers Jean Paul mehr ein mussivisches Stück Arbeit als ein von einer Idee getragenes und gebornes Ganzes ist, so wird der Billige darin nichts weiter sehn, als die natürliche Schranke des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Psyche mit seinem lastenden Staube niederzieht. — Die Natur versucht jedesmal verschiedne Würfe, ehe sie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch erlebt zu haben, daß sie uns in J. P. einen Humoristen gab, um den uns selbst die Ausländer beneiden müssen. Wenn wir bedenken, wie sein glücklicher, immer neuer Witz selbst unter der Last der vielseitigsten Gelehrsamkeit nicht erlahmt, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Zellen zu sammeln weiß, auch zugegeben, daß manches auf diesem Weg gefunden, nur Futterbrei ist, und nie zum hellen, durchsichtigen Honig sich aufklären kann, so müssen wir einen Genius bewundern, der nun schon beinahe ein Drittel Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerksamkeit des Publicums erregt hat, und können wir anders als mit dem echt humoristischen Wunsche schließen, daß ihm der Himmel noch lange seinen Himmel auf Erden gönnen möge, ehe er ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinüberruft? M-i-r.

Richteramt. Der Inbegriff derjenigen Personen, welche von der Staatsgewalt zur Ausübung der Gerichtsbarkeit niedergesetzt sind, bildet das Gericht: die das Gericht bildenden Individuen heißen Gerichtspersonen. Man kann diese schicklich in Haupt- und Nebenpersonen eintheilen, je nachdem ihr Daseyn entweder als wesentlich zur richterlichen Thätigkeit gedacht werden muß (Richter) oder durch dasselbe nur die ordentliche und zweckmäßige Leitung der Geschäfte erleichtert und befördert wird (Secretarien, Actuarien, Registratoren, Copisten, Boten u. s. w.). Ist der Richter eine juristische Person, so ist das Gericht ein Collegium, in welchem unter dem Vorsitze eines Directors die Geschäfte des Richters nach vorheriger gemeinschaftlichen Ueberlegung, und nach der Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüssen, vorgenommen werden. — Da der, welcher das Richteramt ausüben will, nur in so fern dazu befugt ist, als er innerhalb der Grenzen einer erhaltenen Gerichtsbarkeit waltet, und zur Ausübung des Richteramts fähig ist, so müssen im System die zwei Fragen: wie entsteht, wie weit erstreckt sich, wie erlischt die Gerichtsbarkeit? und wer kann Richter seyn? unmittelbar nach einander beantwortet werden. Allein in einer lexicographischen Darstellung bildet die Beantwortung der erstern den besondern Artikel Gerichtsbarkeit; daher hieher bloß Eigenschaften des Richters, abgesehen von dessen Competenz, gezogen werden können. — Das Richteramt ist ein hoher Beruf im Staate. Auf guter schleuniger Rechtspflege beruht der ganze Credit, sie ist die erste Bedingung aller Staatsoperationen. Eben deswegen ist es aber auch heilige Pflicht der Regierung, dafür zu sorgen, daß nicht nur ein dazu gänzlich untaugliches Subject das Richteramt nicht ausübe, sondern, daß auch jegliches stets dann von den Verhandlungen entfernt werde, wann entweder aus den Verhältnissen desselben zu den Parteien oder aus andern Thatsachen ein bestimmtes Interesse dieses zu einer ungleichen Justizverwaltung erhellen muß. Dadurch entsteht der Unterschied zwischen einem unfähigen und bloß verdächtigen Richter. Die Handlungen des erstern sind schlechthin ungültig. Dahin gehören nach der Natur der Sache und den für

ganz Deutschland geltenden Gesetzen: 1. Verstandslose, Taube und Stumme; 2. Blinde, aber nur, wenn sie es bei der Uebertragung des Amts schon waren; 3. infamirte Personen; 4. Weiber und 5. alle, welche noch nicht das gehörige Alter haben. Ernennt ihn der Regent speciell, so kommt auf das Alter nichts an. Sonst aber muß er auf jeden Fall 20, oder wenn die Parteien zustimmen, wenigstens 18 Jahre alt seyn. Endlich 6. jeder in so fern, als er über seine eigne oder eine von ihm als Anwald vertheidigte Sache zu erkennen hat. Aus diesem Grunde sollte man denn auch die Gerichtsbarkeit eines Justitiars, als eine abgetretene, in Sachen des Gerichtsherrn für incompetent halten. Allein fast überall ist das Gegentheil angenommen. Ist ein Richter nicht unfähig, aber doch der Partei verdächtig, so sind seine Handlungen nicht ungültig, aber die Partei kann ihn recusiren. Selbst ein Collegium kann recusirt werden, wenn es sich als solches verdächtig gemacht hat. Uebrigens können die Verdachtsgründe mannichfaltig seyn. Ein Fall dieser Art ist, wenn der Richter in Sachen seiner Angehörigen erkennen will. — Faßt man nun die Gründe, aus welchen so eben unter gewissen Umständen Personen für zum Richteramte unfähig oder doch wenigstens als verdächtige Richter erklärt worden sind, zusammen, so bestehen sie darin, daß von ihnen der Staat annimmt, sie könnten und wollten nicht Recht sprechen. Hieraus folgt als erste Pflicht für den Richter, daß er sich von allen Vorurtheilen, die ihn etwa in Hinsicht der einen oder der andern Partei eingenommen haben, frei macht, jedem ohne Menschenfurcht, ohne falsches Mitleid, gleiche Gerechtigkeit wiederfahren läßt, zugleich aber auch durch fortgesetztes Studium sich die beste Ueberzeugung von der Sache zu verschaffen strebt. Unbestechbarkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit sind die Cardinaltugenden des Richters. Seine Gelehrsamkeit erstrecke sich über das Feld theoretischer und practischer Kenntnisse. Ohne jene sind seine Entscheidungen leer, ohne diese schief. Vorzüglich studire er den Geist des Prozesses, den er im Leben befolgen soll. Denn wie verschieden ist nicht die Function des Richteramts nach der preußischen Gerichtsordnung, von der nach dem gemeinen teutschen Prozeß, und auch der sächsische Prozeß, hat in dieser Hinsicht seine Eigenthümlichkeiten. Dies führt zu den besondern Pflichten eines Richters, die sich stets nur aus den Gerichtsordnungen ergeben. Eben so verhält es sich aber auch mit den Rechten eines Richters. Diese lassen sich nicht weniger in die allgemeinen und besondern eintheilen. Zu den allgemeinen gehört, daß, was der Richter innerhalb der Gränzen seines Amts und mit Beobachtung der gesetzlichen Form unternimmt, öffentlichen Glauben hat; daß die Parteien seinen Verfügungen gehorchen müssen, und er nöthigenfalls sich deßwegen Zwangsmittel bedienen kann; daß jeder, welcher seiner Gerichtsbarkeit untergeben ist, ihm Achtung zolle. Und zwar entscheidet hier kein Stand, keine Würde der Partei, kein Verhältniß, ob jemand Kläger oder Beklagter ist, als Partei ist jeglicher immer Privatperson, die hier zu einem Subjecte, welches Staatshoheitsrechte ausübt, im Subordinationsverhältniß steht, und die Achtung nie vergessen darf, welche sie jeder Staatsbehörde schuldig ist. Beleidigungen, welche dem Richter in seinen Amtsverrichtungen zugefügt wurden, kann er selbst bestrafen, sobald die Vorfrage, ob eine Handlung beleidigend sey, nicht aus höhern Gründen bloß von der Entscheidung des obern Richters abhängt. En.

Richtpfennig ist ein Gewicht, das beim Münzwesen und Probieren der Metalle gebraucht wird. Er wird aus capellirtem Silber in viereckiger Form gegossen. Eine Mark Silber von 8 Unzen oder 16 Loth enthält 65,536 Richtpfennigtheile oder 256 Richtpfennige.

Richtsteig. So heißt eine der ältesten Anweisungen zum Proceß, die im vierzehnten Jahrhundert ausgefertigt wurde. Es gibt deren zwei, nämlich: den Richtsteig des Landrechts und den Richtsteig des Lehnrechts. Als Verfasser dieses Richtsteigs (dessen Benennung wohl von richten, weisen, zeigen herkommt) wird bald ein gewisser Sarken, bald Hermann van Oesfeld genannt. Der Richtsteig des Lehnrechts, der eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen Carls des Großen und Friedrichs I. über diese Sache enthält, hat sich länger bei den Richterstühlen in Gebrauch erhalten, als der Richtsteig des Landrechts.

Riedel (Friedrich Just), ein zu seiner Zeit auf die deutsche Literatur nicht unbedeutend einwirkender Schriftsteller, war 1742 zu Wisselbach im Erfurtischen geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Weimar besucht hatte, studirte er zu Jena Philosophie und Rechtswissenschaft. Er ging sodann nach Leipzig und Halle. Meyer und Klotz, deren Bekanntschaft er machte, gewannen ihn für die schönen Wissenschaften und deren Theorie. Bei seiner Zurückkunft nach Jena wurde er Magister, und las und schrieb einige Jahre hindurch mit allgemeinem Beifall. Nach Wiederherstellung der erfurter Universität im J. 1768, wurde er dahin berufen, und bewies viel Thätigkeit. Da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, und sein lebhafter Geist sich nach einem weitern Wirkungskreis sehnte, folgte er gern einem Rufe, den er 1772 nach Wien erhielt, als Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften an der kaiserlichen Kunstakademie. Er nährte die glänzendsten Hoffnungen. Aber nur zu bald sah er auch diese untergehn. Schon seine Sitten und sein Betragen stachen zu sehr gegen das ab, was man von ihm erwartet hatte. Ueberdies aber stellte man ihn der Kaiserin als einen vollkommenen Atheisten vor. Er wurde daher abgesetzt, und versank allmählig in Noth und Dürftigkeit. Seine Kraft war gebrochen; was er schrieb, verminderte nur seinen Ruhm, statt ihn zu vermehren. Wenige Edle unterstützten ihn, namentlich Gluck. Später zwar bewilligte ihm Maria Theresia eine kleine Pension, und nach der Kaiserin Tode nahm der Fürst Kaunitz ihn als Vorleser in seine Dienste, aber seine durch frühere Studiren, nachherige Leiden, und ein wüstes Leben zerrüttete Gesundheit ließ ihn nur kurze Zeit dieses Glücks genießen. Seine Hypochondrie artete nach und nach in völligen Wahnsinn aus, an welchem er im St. Marcusspital 1785 starb. Von seinen Werken (5 Bände, Wien 1786, 87), die keinen bleibenden Werth haben, ist seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften das wichtigste.

Riedinger (Johann Elias), geboren zu Ulm am 16. Febr. 1698, einer der berühmtesten Thiermahler und zugleich Kupferstecher. Er hatte die Jagd gelernt, bekam einigen Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, der ein Schreiber war, und späterhin auch im Mahlen von einem Mahler Namens Rasch. Seine Darstellungen der Thiere, mit dem Pinsel und mit der Radiernadel, besonders seine Jagdstücke, sind vortrefflich. Die Charaktere der Thiere, vorzüglich der wilden und reißenden, stellte er mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit dar. Seine Landschaften waren wild und romantisch, aber seine menschlichen Figuren nur selten geschmackvoll. Riedinger starb am 10. April 1767. Auch seine beiden Söhne, Johann Jacob und Martin Elias, haben sich als Maler und Kupferstecher bekannt gemacht.

Rienzi, eigentlich Nicolaus Gabrini, verdient durch sein fast romantisches Unternehmen, das ausgeartete Rom wieder zu seiner altrepublikanischen Verfassung und Sitte zurückzuführen, Erwähnung.

Von geringen Aeltern geboren (sein Vater soll der Inhaber eines Wirthshauses, die Mutter eine Wäscherin gewesen seyn), wußte Gabrini im Anfang des 14ten Jahrhunderts sich bald zu einem Mann des Volks zu machen. Mit lebhaftem und umfassendem Geist ausgestattet, erwarb er sich Wissenschaften, besonders Geschicht- und Alterthumskunde, und der Druck, unter dem sein Vaterland von den Großen und dem Adel gehalten wurde, erweckte in dem feurigen jungen Mann die Idee, einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Als öffentlicher Notarius angestellt, erwarb sich Rienzi durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und fast schwärmerische Beredsamkeit bald die Liebe der geringern Volksclassen so sehr, daß man ihn auserkor zum Sprecher der Gesandtschaft, die Roms Einwohner damals an Papst Clemens VI. nach Avignon schickten, ihn zu bitten: seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und den Bedrückungen einiger übermächtigen Großen ein Ende zu machen. Clemens, der selbst nichts mehr wünschte, als die seinem eignen Ansehn lästig fallende Anmaßung des römischen Adels zu beschränken, hörte mit Vergnügen den lebhaften Vortrag Rienzi's und schenkte ihm seine Bewunderung und Zuneigung. Mit Versprechungen des päpstl. Hofes reichlich ausgestattet, kehrte die Gesandtschaft zurück, da aber Clemens keine derselben erfüllte, der Druck des Adels immer lästiger wurde, so äußerte sich die Volksstimme mehr und mehr unverholen. Rienzi wußte diesen günstigen Moment aufs trefflichste zu benutzen; nicht allein durch mystische Reden, sondern auch durch eben solche Bilder, die er öffentlich an das Volk hielt und vorzeigte, erhitzte er die Gemüther immer mehr, wobei er sich jedoch sehr in Acht nahm, unmittelbar den Adel anzugreifen, der in sorgloser Ruhe das Treiben Gabrini's als das eines närrischen Menschen betrachtete. Endlich glaubte dieser, daß der Zeitpunkt gekommen sey, der zur Ausführung seines Unternehmens am schicklichsten wäre. Das Volk hing mit schwärmerischem Enthusiasmus an ihm, die Vornehmsten der adeligen Familien waren theils in ruhige Sicherheit gewiegt, theils mit ihrer zahlreichen Dienerschaft außerhalb Rom auf ihren Gütern; da versammelte (1346) er das ganze Volk, exaltirte es durch eine gewaltige Anrede, ließ sich zum Volkstribun ausrufen, und vertrieb die erschrockenen Adeligen, die seine Würde nicht anerkennen wollten, und auf keinen Widerstand gefaßt waren, aus Rom. Herr jetzt der neuen Republik, die er unter der Oberherrschaft des Papstes zu verwalten vorgab, beschäftigte sich Rienzi, Gesetze zu geben, seine Verwaltung einzurichten, und alles so wohl zu ordnen, daß nicht allein die Bewohner Roms mit ihrem Tribun aufs äußerste zufrieden waren, sondern auch Clemens VI., und selbst mehrere auswärtige Fürsten den glücklichen Emporkömmling ihres Beifalls und ihrer Freundschaft versicherten, einige sogar Bündnisse mit ihm schlossen. Die Weisheit und Gerechtigkeit, mit der Rienzi dies alles betrieb, erwarb ihm auch bald im Auslande solchen Ruf, daß wichtige Streitsachen von mehreren entfernten Orten ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, und es eine kurze Zeit lang schien, als wolle die alte Siebenhügelstadt durch die Leitung eines einzigen Mannes wieder zu ihrem alten Glanz sich emporschwingen. Doch nur zu bald schwand dieser vorübergehende Schimmer. Rienzi, berauscht von dem Glück, das aus dem Staube niedriger Abkunft zu solcher Höhe ihn emporgehoben, vergaß die Mäßigung und Klugheit, mit der er sein Werk begonnen, und überließ sich bald den Eingebungen eines lächerlichen Stolzes. Statt wie bisher, den nicht unbedeutenden Anhang des Papstes mit schonender Rücksicht zu beachten, fing er an, ihn zurückzusetzen; mancherlei Bedrückun-

gen, die er sich gegen das Volk erlaubte, entzogen ihm dessen Liebe, am mehrsten trug hierzu bei eine Trabantenschaar, mit der er anfing sich zu umgeben. Sein steigender Uebermuth brachte die auswärtigen Höfe gegen ihn auf, sein Stolz wiegte ihn in Sicherheit. So geschah es, daß nach kurzer Herrschaft die vertriebenen Adeligen, von dem ersten Schreck sich erholend, ihre Kräfte sammelten, und eine Gegenrevolution bewerkstelligten, die damit endigte, daß Rienzi aus Rom verjagt wurde. Bei Kaiser Carl IV. in Deutschland suchte Rienzi Schutz, obgleich dieser Fürst stets sich ihm entgegen bewiesen hatte. Durch die Vorspiegelung, den Streit beizulegen, der zwischen dem Kaiser und Papst damals herrschte, trachtete Rienzi, sich die Gunst des erstern zu erwerben; Carl ließ sich jedoch auf nichts ein, sondern schickte ihn unter Bedeckung an Clemens. Wahrscheinlich dürfte ein ewiges Gefängniß hier seiner gewartet haben, hätten nicht die erneuerten Anmaßungen des Adels in Rom sein Geschick gewendet. Clemens VI. war gestorben, sein Nachfolger Innocenz VI. glaubte am besten die Großen in Rom zu demüthigen, wenn er Rienzi gegen sie schicke. Von dem Papst unterstützt, von einer noch immer großen Anzahl der römischen Einwohner willig aufgenommen, vertrieb Rienzi noch einmal die Adeligen, und wurde zum römischen Senator ernannt. Da er aber durch das erfahrne Mißgeschick nicht weiser geworden war, und durch übertriebenen Aufwand und Druck sich die Gemüther des Volks immer mehr entfremdete, so dauerte diese neue Herrschaft abermals nicht lange, und kurz nachdem er Rom der Oberherrschaft des Papstes wieder unterworfen hatte, entstand auf Anstiften des noch immer mächtigen Adels eine neue Empörung, an die sich diesmal das Volk anschloß. Aus mehreren Quartieren der Stadt vertrieben, verfolgt von dem wüthenden Pöbel, der jetzt in ihm nur einen Unterdrücker sah, floh Rienzi in Bettlertracht, wurde aber endlich eingeholt, und von der bewaffneten Menge umgeben. Da schien es, als wolle noch einmal sein Gestirn ihn beschützen. Fast eine Stunde lang sprach er zu dem Haufen, der, staunend zwischen Haß und Bewunderung, ihn umstand, nicht wissend, solle aufs neue er ihm gehorchen, oder ihn vernichten; aber auf einmal trat ein Diener des Hauses Colonna, der mächtigsten unter den römischen Patriziern und der gefährlichsten Gegner des Senators hervor, und durchstach den Unglücklichen, dessen Leichnam nun ein Spiel der aufgebrachten Menge wurde, die ihn auf das schrecklichste zerfleischte und an den Galgen hing. Dies war das Ende eines Mannes (1353), den das Geschick so wunderbar gehoben und begünstigt hatte, und der, bei größerer Behutsamkeit, einen glänzendern Abgang würde genommen haben von einer Bühne, auf der, gleich einem vorübergehenden Meteor, er kurze Zeit leuchtete.

Riesen nennt man solche Menschen, die sich durch ihre ungewöhnliche Größe auszeichnen, im Gegensatz der Zwerge, die wegen ihrer Kleinheit zu den Abnormitäten des Menschengeschlechts gehören. — Daß wegen mancherlei Abweichungen von einer einfachen natürlichen Lebensart die Menschen jetzt nicht mehr die Größe erreichen, wie ehedem, ist zu glauben. Daß es aber vormals ganze Nationen von Riesen und Giganten, die alle übrigen Menschen an Größe und Stärke übertroffen haben, gegeben hätte, wie in der heiligen Schrift und den Mythen der Griechen und Römer gelehrt wird, ist sehr zu bezweifeln.

Riesenbetten werden mitunter die Grabhügel genannt, die man noch hin und wieder in Deutschland, besonders an den Ostseeküsten und auf der Insel Rügen findet. Sie sind gemeiniglich mit Fels- und

Steinstücken ringsum eingefaßt, und man findet oft in ihnen irdene Töpfe mit metallenen Spangen, Ringen, steinernen Opfermessern, Streitbeilen und dergleichen Dingen. Schreiber dieses war an den pommerschen Küsten und auf Rügen mehrmals gegenwärtig bei Ausgrabung solcher Riesenbetten, die dort richtiger Hünengräber heißen, und erstaunte über die Nettigkeit und selbst Zierlichkeit der Arbeit der aus Feuerstein gemachten Opfermesser und Streitbeile, die in manchen dieser alten Grabhügel sich fanden. Nicht immer finden sich jedoch solche irdene Töpfe oder Urnen in den Riesenbetten, häufig sind sie ganz leer, und so viel mir bekannt, hat man niemals eiserne Waffen darin gefunden; ein Umstand, der auf das hohe Alter dieser Grabmäler schließen läßt.

Riesendamm und Riesenweg auf der westlich von Schottland liegenden Insel Staffa. Die merkwürdigsten Säulen sind auf der Südwestseite; das ganze Ende der Insel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über funfzig Fuß hoch sind, und in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der Buchten oder Landspitzen richten. Sie ruhen auf einem festen Grunde von unförmlichen Felsen. Ueber sie ist die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Insel reicht, von ungleicher Dicke, so wie das Land in Hügel aufsteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, macht einen großen Fronton. Verschiedene davon sind über sechzig Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick, und erhalten durch den Abfall des Hügels an den Seiten fast die völlige Gestalt der Frontons, die in der Baukunst üblich sind. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Riesenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewissen Anzahl von Seiten und Winkeln bestand, bis man auf die Oeffnung einer Höhle zukommt, die vermuthlich die prächtigste ist, die je von einem Reisenden beschrieben ward. Man kann sich kaum einen größern Anblick vorstellen, als einen solchen Raum, der an jeder Seite von Säulengängen unterstützt wird. Sein Dach besteht aus den untern Theilen von abgebrochenen Säulen, aus deren Winkeln eine gelbe tropfsteinartige Materie ausgeschwitzt ist, die die Winkel genau bestimmt. Ihre Farbe zeigt eine ungemein schöne Mannichfaltigkeit. Die ganze Höhle erhält Licht von außen, so daß man bis an ihr tiefstes Ende hineinsehen kann. Die Luft, die durch die beständige Ebbe und Fluth in Bewegung gesetzt wird, ist rein und völlig frei von den feuchten Dämpfen, die sonst gewöhnlich die natürlichen Höhlen erfüllen. Die Wegweiser nennen sie die Höhle des Fhinn oder Fhinn-mac-coul, den der Uebersetzer des Ossians Fingal nennt. Wie freut man sich, hier das Andenken des Helden erhalten zu finden, an dessen Daseyn wie an der Echtheit des ganzen Gedichtes man in England selbst zweifeln wollte. Doch genug von den Schönheiten von Staffa, deren genauere Beschreibung jetzt folgen soll. Die kleine Insel Staffa liegt auf der Westküste von Mull, ungefähr drei Seemeilen Nordost von Jona oder der Columbcill. Ihre größte Länge beträgt ungefähr eine englische Meile, und ihre Breite eine halbe Meile. Auf der Westseite der Insel ist ein kleiner Busen, wo Boote gewöhnlich landen. Nicht weit davon gegen Süden zeigen sich die ersten Säulen, die nur klein sind, und anstatt aufrecht zu stehen, auf der Seite liegen, und jede für sich einen Zirkelschnitt ausmachen. Weiter hin kommt man bei einer kleinen Höhle vorbei, über der die Pfeiler, die hier etwas größer werden, in allerhand Richtungen liegen. An einer Stelle vorzüglich ist ein kleiner Haufen, der den Rippen eines Schiffes sehr ähnlich ist.

Wenn man an der Höhle vorbeigekommen ist, welches man nur zur Ebbzeit ohne ein Boot thun kann, so sieht man die erste Reihe von Pfeilern vor sich, die aber nur halb so groß sind als die folgenden. Dieser Stelle gegenüber liegt eine kleine Insel, die auf hochländisch Boe-Shala, oder vielmehr Buachaille oder der Hirte genannt wird, und von Staffa bloß durch eine einige Faden breite Durchfahrt getrennt wird. Die ganze Insel besteht aus Pfeilern, über denen keine andere Lage befindlich ist. Sie sind noch immer klein, allein sie haben die schönste Gestalt von allen auf der ganzen Insel. Die erste Abtheilung der Insel, denn zur Fluthzeit besteht sie aus zwei Theilen, macht eine Art von Kegel, indem die Säulen sich gegen den Mittelpunkt zu senken. Auf der andern liegen sie überhaupt flach auf einander, und an der Vorderseite nahe an der See sieht man, wie prächtig sie mit einander verbunden sind. Ihre Enden, die sich mit dem Ufer, das von ihnen gebildet wird, erheben, sind alle viereckig. Ihr Querdurchschnitt ist regelmäßig und ihre Oberfläche glatt, da hingegen die großen in allerhand Richtungen gespalten sind. Man zweifelt aber sehr, ob irgend eine von den Säulen auf Buachaille zwei Fuß im Durchmesser hat. Die große Insel, die Boeshala gegenüber etwas weiter nordwestlich liegt, wird von Reihen ziemlich aufrecht stehender Pfeiler unterstützt, die einen großen Durchmesser haben, ungeachtet sie nicht hoch sind, da ihr unterer Theil nicht frei steht. An ihrem Fuße ist ein unregelmäßiges Pflaster, welches von den obern Theilen von abgebrochenen Pfeilern gemacht wird, und sich unter dem Wasser so weit, als das Auge reichen kann, erstreckt. Hier ist die Gestalt der Pfeiler sehr deutlich. Sie bestehen aus drei, vier, fünf, sechs, sieben Seiten. Allein die gewöhnlichsten sind fünf- und sechseckig. Die größten, die man gemessen hat, halten sieben Seiten und vier Fuß fünf Zoll im Durchmesser. Die Oberflächen dieser Pfeiler sind überhaupt rauh und uneben und voller Spalten in allen Richtungen. Die Querfiguren in den aufrechtstehenden behalten immer ihre Richtung. Die Oberflächen, auf denen man geht, waren oft flach, und weder erhaben, noch ausgehölt. Doch waren die meisten ausgetieft und einige augenscheinlich erhaben. An verschiedenen Stellen waren die Zwischenräume in den senkrechten Figuren mit einem gelben Spath angefüllt, und an einer Stelle lief eine Ader zwischen den Haufen von Pfeilern hinein, und dehnte sich hin und wieder in kleine Zweige von Spath aus. Ungeachtet sie nach allen Richtungen zerbrochen waren, so konnte man ihre senkrechte Figur dennoch leicht ausfündig machen, und daher kann man sicher schließen, daß der Zufall, der sie in Unordnung brachte, sich nach der Bildung der Säulen ereignete. Wenn man von hier aus längs des Ufers fortgeht, so kommt man an Fingalshöhle. Wir wollen die verschiedenen Ausmessungen in Form einer Tafel anführen. Weiter nach Nordwesten kommt man an die höchste Reihe von Pfeilern, deren prächtiger Anblick alle Beschreibung übertrifft. Sie stehen hier bis auf ihre Grundfläche völlig frei, und selbst die Lage unter ihnen ist sichtbar. Bald darauf erhebt sie sich sogar verschiedene Fuß hoch aus dem Wasser, und verschafft einem die Gelegenheit, ihre Beschaffenheit zu untersuchen. Ihre Oberfläche ist rauh, und in ihr stecken oft große Klumpen von Steinen halb eingesenkt. Wenn man ein Stück davon zerbricht, so besteht es aus tausend fremdartigen Theilen, die überhaupt ziemlich das Ansehen von Lava haben, vorzüglich da viele von den Klumpen aus eben der Steinart zu bestehen scheinen, aus der die Pfeiler zusammengesetzt sind. Diese ganze Lage liegt abhängig und senkt sich gegen Südosten. Die Lage

über den Pfeilern, deren hier erwähnt wird, ist sich überall gleich, und besteht aus unzähligen kleinern Pfeilern, die sich nach allen Richtungen biegen und senken, und dieß oft so unordentlich, daß die Steine sich bloß zu senken scheinen, um eine säulenförmige Gestalt anzunehmen. An andern Stellen stehen sie regelmäßig, jedoch immer, ohne die Lage von großen Pfeilern zu unterbrechen, deren Gipfel durchgehends eine gleichförmige und unregelmäßige Linie ausmachen. Wenn man von hier weiter längs der Küste fortgeht, so kommt man um das nördliche Ende der Insel Oua na skarve, oder die Wasserrabenhöhle (cormorant seave). Hier hebt sich die Lage unter den Pfeilern sehr hoch. Die Pfeiler über denselben sind viel niedriger, als an dem nordwestlichen Ende der Insel, aber noch immer von einer ansehnlichen Höhe. Weiter hin geht ein Busen tief in die Insel hinein, die hier nur eine Viertelmeile breit ist. An den Seiten dieses Busens, vorzüglich jenseit eines kleinen Thales, welches die Insel fast durchschneidet, sind zwei kleine Absätze von Pfeilern, zwischen denen sich eine Lage befindet, die der Lage über ihnen völlig gleich ist, und aus unzähligen kleinen Pfeilern besteht, die aus ihren Stellen verrückt sind, und sich nach allen Richtungen überbiegen. Wenn man diesem Busen vorbeikommt, so hören die Säulen völlig auf; der Felsen besteht aus einem dunkelbraunen Steine, und es zeigen sich keine Spuren von Regelmäßigkeit, bis man um das Südostende der Insel herumkommt, sein Raum, der fast eben so groß ist, als der, welchen die Säulen einnehmen, den man auf der Westseite wieder antrifft, wo sie sich unordentlich wieder zu bilden anfangen, und sich bald mit den gebogenen Pfeilern vereinigen, mit deren Beschreibung wir den Anfang machten. Der Stein, aus dem die Pfeiler bestehen, ist eine grobe Art von Basalt, der dem Basalt vom Riesenwege in Irland sehr gleich kommt; doch ist keiner von ihnen so schön, als die Probe von diesem, die man im brittischen Museum sieht. Ihre Farbe ist schmutzig braun, da der irländische hingegen schön schwarz ist.

Riesengebirge. Diese Gebirge gehören in Deutschland zu den höchsten und ansehnlichsten. Sie fangen an der lausitzischen Gränze bei Friedberg am Queiß an, und machen drei Striche aus. Der erste ist in Niederschlesien, geht durch die Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz bis in das Fürstenthum Münsterberg und die Grafschaft Glaz, trennt Schlesien von Böhmen, und heißt überhaupt das böhmische Gebirge. Der Theil im Fürstenthum Jauer wird eigentlich das Riesengebirge genannt. Es fängt bei der Lausitz an, und zieht sich in einem Bogen bis Kupferberg am Boberfluß. Es hat eine fast gleiche Höhe von 3000 Fuß über der Meeresfläche. Oben auf dem Rücken dieses Gebirges erheben sich die beiden Sturmhauben und die Schneekoppe. Der dritte Strich des Riesengebirges beginnt im Fürstenthum Münsterberg, und geht durch die Fürstenthümer Neiße, Jägerndorf, Troppau und Teschen bis an die Jablunka. Dieser Strich wird auch das mährische Gebirge genannt. Hier ist der sogenannte Kessel, der Teufelsgrund, Teufelswiese und Johannisbrunnen zu bemerken. Nach letzterm geschehen zum Johannistage viele Wallfahrten, weil man seinem Wasser heilende Wunderkräfte zuschreibt.

Riga, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Liefland, an der Riga, einem Nebenarm der Düna. Die Stadt hatte mancherlei Schicksale. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts gehörte sie dem deutschen Orden; gegen das Ende desselben Jahrhunderts kam sie unter polnische Oberherrschaft; 1621 eroberte sie Schwedens großer König Gustav Adolph; endlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts kam

sie nach des zwölften Carls unglücklichem Kriege unter russischen Scepter, wo sie auch seitdem geblieben. In dem Feldzuge von 1812 wurde sie von dem preussischen Corps eingeschlossen, aber durch den Rückzug der großen Armee aus Rußland wieder befreit. Im April 1814 richtete eine durch den Eisgang entstandene Ueberschwemmung in der Stadt und Gegend, an Gebäuden, Schiffen und Vorräthen einen Schaden an, der auf 30 Millionen Rubel geschätzt wurde. — Riga hat über 30,000 Einwohner, ist der Sitz mehrerer Landesdicasterien und eine bedeutende Handelsstadt, da von hier aus die meisten Erzeugnisse von Litthauen, Curland, Weißrußland u. s. w. zur See verfahren werden.

Rigaudon ist ein kleines Tanzstück in ganzem oder vier Vierteltact, von lebhafter Bewegung, das gewöhnlich aus zwei Theilen besteht. Ein Tanzmeister Rigaud soll Erfinder dieses Tanzes gewesen seyn, der bei Balletten häufig angewendet wird. Bekannt ist, daß in den gewöhnlichen französischen Contretänzen das Pas de Rigaudon auch vorkommt.

Righini (Vincenzo), einer der ersten unter den neuern italienischen Componisten. Er war zu Bologna im J. 1760 geboren, und aus einer ehrbaren, aber verarmten Familie. Die ausgezeichnete Stimme, welche der Knabe besaß, bewog seine Aeltern, ihn in das Conservatorium seiner Vaterstadt, welches damals, besonders im Gesange, vortreffliche Lehrer besaß, aufnehmen zu lassen. Hier wuchs seine Lust an der Gesangsmusik, so wie sein Talent für dieselbe frühzeitig ausgebildet wurde. Weil man ihn aber zu lange Sopran singen ließ, so verlor seine Stimme ihre Schönheit, und der Tenor, in welchen sie übersprang, erhielt etwas Heiseres und Dumpfes, so daß er als Sänger in Wien, wohin er sich einige Zeit darauf begab, ungeachtet seiner vortrefflichen Schule, nur mäßigen Beifall fand. Desto größern Beifall erhielt seine Gesangsmethode, so daß er bald einer der gesuchtesten Singmeister in der musikliebenden Kaiserstadt war. Zum Lehrer in der Composition soll er den berühmten Pater Martini gehabt haben, wovon sich jedoch in seinen Werken keine besondere Spur zeigt. Als Componist hatte er außer einigen kleinen Gesängen und Concertarien nur zwei komische Opern bekannt werden lassen, als ihn der letzte Churfürst von Mainz zu seinem Capellmeister berief. Jene wurden sehr beliebt, in diesen (il convito di Pietra und la vedova scaltra, beide gegen 1782 geschrieben) erkannte man zwar den geistreichen Meister, und besonders den trefflichen Sänger; das Ganze gefiel jedoch nicht ausgezeichnet, was auch natürlich war, da das Komische nie sein Fach war, und er dafür weder Erfindung, noch die gehörige Laune, Kürze und Raschheit besaß. Seine opera semiseria, die er zwar noch in Wien geschrieben, aber erst in Mainz vollendet zu haben scheint, il demorgone, overo il filosofo confuso, zeigt schon die erste Richtung, die sein Geist genommen, die würdige Gattung, für welche er von Natur bestimmt war, und in welcher er einem großen deutschen Vorbild (Mozart, dessen Werke in Wien den tiefsten Eindruck auf ihn machten), mit eigenthümlichem Talent, und mit beharrlicher Liebe und Sorgsamkeit nachstrebte. Diesem folgte seine Armida (1788), und seine Composition zu Metastasio's Alcide al bivio (1789), welche von ihm damals und später in Coblenz, Wien, Leipzig 2c. mit vielem und verdientem Beifall aufgeführt wurde, der ihn in Deutschland bekannter machte. Hier zeigt er sich in der Gattung und Weise, welcher er von nun an immer treu blieb, mit größerer Meisterschaft. Wir lassen einen Kunstkenner über diese Art und Gattung sprechen: „Righini's Opern, wie er sie von der

Zeit seiner Reise an schrieb, mithin Armida, Alcide, Arianna, Atalanta, sein Enea nel Lazio, Tigranes, la selva incantata, und Gerusalemme liberata sind eigentlich keine Opern, sondern Concertmusik. Die größern und ausgeführtern Stücke desselben gehören zu dem Herrlichsten, was jemals von Gesang für Concerte geschrieben worden ist. Vor allem ist das Terzett, Quartett, Quintett, kaum von einigen; die recht eigentliche Baßarie aber von keinem einzigen Componisten trefflicher bearbeitet worden als von ihm. (Er setzte letztere für den berühmten und damals blühenden ersten Bassisten des königlichen Theaters zu Berlin, Fischer.) Für die Bühne haben seine Charaktere zu wenig Bestimmtheit, Begränzung und Individualität, seine ganze Schreibart geht zu sehr in die Breite, er mußte sich überall, wo er etwas Gutes zu sagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an sich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verschiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was sie einander unterordnen und erst als Hauptgruppen Eines theatralischen Ganzen vereinigen sollte. Aber als Concertmusik betrachtet, und von Orchestern und Sängern gut ausgeführt, gewähren seine Operncompositionen einen unbeschreiblichen Genuß, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunstfreunde und als Fundgruben für Concertdirectoren und vorzügliche Sänger noch lange bestehen, bilden und erfreuen. Vereinigen doch ihre Hauptstücke alles in sich, was man von dieser Gattung nur wünschen kann: einen fließenden, und doch kunstreichen, glänzenden und doch natürlichen, schön verflochtenen und doch stets klaren Gesang; meisterhafte Behandlung der Instrumente — immer reich und nie überladen, immer obligat, nie zerstreut oder die Hauptsache verdunkelnd, immer effectvoll und nie den Gesang überbietend; dabei überall Ordnung, schönes Verhältniß der Ideen gegen einander, und eine stets anständige, edle und großartige Harmonie, erbaut auf das sichere Fundament bedeutender und energischer Bässe; überall auch Ausführlichkeit und Genüge, überall Benutzung der größten und natürlichsten Reize sowohl jeder gebildeten Menschenstimme, als jedes gut behandelten Instruments." Dem Charakter nach gehören seine Compositionen mehr der deutschen als der italienischen Musik an; kein Italiener hat, wie er, den gediegenen Ernst und die Harmonienfülle der Deutschen mit dem Flusse der italienischen Melodie vermählt; keiner steht Mozart so nahe als er, keiner besitzt diese Solidität und Gründlichkeit der Ausführung. Nächstdem hat er sich das größte Verdienst um den Gesang in Deutschland erworben, nicht nur durch seinen bis zum Ende seines Lebens ertheilten trefflichen Gesangsunterricht, sondern auch durch seine Uebungsstücke für den Gesang und seine herrlichen Liedercompositionen. Von der ausgezeichneten Schule Righini's zeugt seine berühmteste Schülerin, die ehemalige Demoiselle Fischer, Tochter des vorhin genannten Bassisten, jetzt Madame Bernier in Wien, ungeachtet diese in ihrer Stimme neulich sehr verloren hat. Seine Solfeggien (1803) dürfen keinem unbekannt seyn, welcher sich zu einem guten Sänger ausbilden will; sie sind gründlich, lehrreich und doch sehr geschmackvoll, sie vereinigen das Solide der alten Meister mit der Anmuth und dem guten Geschmacke unsers Zeitalters. Seine zahlreichen Lieder, Canzonetten, Duetten rc. mit Begleitung des Pianoforte sind durch eine stets ausdrucksvolle, anmuthige und gesangreiche Melodie, welche durch fließende Harmonie getragen wird, ausgezeichnet, einfach und ungesucht, ohne trocken und flach zu seyn, und für eine von der Natur begünstigte und gebildete Stimme ungemein anziehend.

Auch in ihnen erblickt man die innigste Verschmelzung des deutschen und italienischen Charakters, und man kann sagen, Righini habe in ihnen die italienische Anmuth auf den Boden deutscher Gemüthlichkeit, die im deutschen Liedergesang vorzüglich herrscht, mit großem Glück verpflanzt, und sey in dieser Hinsicht unübertroffen. In den deutschen Liedern, sagt jener Kunstkenner, wird man es ihm, der die Conversationssprache seines zweiten Vaterlandes zwar verstand und allenfalls sprach, in der poetischen aber nie heimisch werden konnte, nicht zu hoch anrechnen, daß er das Einzelne in seinen Texten oft fallen ließ, und sich nur an das Allgemeine, an die im ganzen Gedicht herrschende Empfindung hielt, zumal da er diese fast nirgends verfehlte, und nicht selten meisterlich auszudrücken wußte. Für die Kirche hat Righini nur zwei Werke geliefert: die Missa, welche er bei der letzten deutschen Kaiserkrönung als mainzischer Capellmeister in Frankfurt 1790 aufführte, und 1810 das Te Deum zum Geburtstage der Königin Luise von Preußen. Jene ist kurz, glänzend und populär, wie es der Zweck erfoderte. Letzteres ist mit allgemeinem Beifall und mit der überreichen Besetzung (von mehr als 500 Personen), die der Meister allerdings zu glänzenden Effecten zu benutzen wußte, auf dem Schlosse in Berlin aufgeführt worden. Doch behauptet man, daß er schwerlich im eigentlichen Kirchenstyl etwas Eminentes würde geleistet, und ihm seinen Ruhm verdankt haben. Seine Direction musikalischer Aufführungen war musterhaft, sie war ruhig, ohne kalt, präcis und scharf, ohne pedantisch, kleinlich und affectirt zu seyn. Von seinen Lebensumständen bemerken wir noch, daß Righini im J. 1793 Capellmeister des Königs von Preußen wurde, in welchem Posten er die schönsten seiner angeführten Werke schrieb. Er führte übrigens in Berlin ein stilles, eingezogenes Leben, und hat wissentlich wohl niemals jemanden wehgethan. Im J. 1812 machte er eine Reise, um sein Vaterland noch einmal wieder zu sehen. Hier wurde er, und zwar in seiner Vaterstadt am 19ten August durch die Folgen einer Operation der Tonwelt entrissen. Mit dankbarer Trauer feierte die Capelle zu Berlin im October des genannten Jahres durch ein feierliches Requiem in der catholischen Kirche seinen Tod. T.

Rigiberg, einer der höchsten Berge in der Schweiz. Er liegt im Canton Schweiz am zuger See. Seine höchste Spitze ist 5676 Fuß, also 2148 Fuß höher als der Brocken, und 7024 niedriger als der Montblanc über der Meeresfläche erhaben. An seinem Fuße liegen 10 bis 11 Dörfer umher, und auf seinen Höhen sind über 150 Sennenhütten verstreut, wohin die Einwohner der Flecken und Dörfer am Fuße des Berges ihr Vieh zur Weide treiben. Die Anhöhen gegen den zuger See hin sind kalt, öde und steil; die südlichen Anhöhen hingegen sind nicht so steil, und man trifft auf dieser Seite zahme Kastanien, und sogar Mandeln und Feigenbäume. Rigikulm ist der berühmteste Gipfel des Berges, und gewährt eine der herrlichsten Aussichten. Wenn man bis zur Mitte des Rigi hinauf kommt, findet man nur kahle Weiden, kurzes struppichtes Gebüsch und viel Farrenkraut. Der Name dieses Berges soll von Regina montium (Königin der Berge) herkommen.

Rikoschettschuß ist ein Bogenschuß, da die Kugel nach dem ersten Aufprall auf die Erde sich wieder hebt, und so in immer kleinern und längern Bogen ihr Ziel durchläuft. Diese Art zu schießen wird bei der Artillerie sehr häufig gebraucht, um eine große Fläche zu bestreichen. Das Rikoschettiren selbst ist und geschieht nach den Regeln der Mechanik, der zu Folge ein elastischer Körper, wenn er auf eine

harte Fläche trifft, unter eben dem Winkel, und mit eben der Schnelle zurückgeworfen wird, mit der er fiel, abgerechnet natürlich hierbei den Widerstand der Luft und den Einfluß der Schwere des geworfenen Körpers. Die Pulverladung ist bei einem solchen Bogen- oder Rikoschettschuß bedeutend schwächer als bei dem gewöhnlichen Kernschuß der Kanonen, die niederschmetternde Gewalt der Kugel daher aber auch nicht so groß als bei diesem.

Rimini, eine alte Stadt an der Mündung der Marecchia im Kirchenstaate, zählt 15,000 Einwohner, und ist in der neuern und ältern Geschichte merkwürdig geworden. Sie hieß im Zeitalter der Römer Ariminum, von der Marecchia, ehemals Ariminus genannt, und lag nahe am Meere, wie der alte Hafendamm bezeugt, den man heute noch an der Stadtmauer sieht. Das Meer hat indeß seit einigen hundert Jahren schon so viel Erde, welche zum Feld- und Gartenbau dient, angespült, daß die Stadt jetzt 1300 Schritt vom Meer entfernt liegt, und ihr Hafen so sehr verschüttet worden ist, daß nur kleine Fahrzeuge einlaufen können. Ehemals eine sehr ansehnliche Stadt, hat sie durch die Versandung ihres Hafens sowohl, als auch durch die Kriege in Oberitalien ihren Wohlstand verloren; vorzüglich aber durch das Erdbeben vom Jahr 1671; der hiesige Bischof steht unter dem Erzbischofe von Ravenna. Unter den Kirchen Rimini's ist die Franziscanerkirche die schönste. Auf dem großen Platze vor dem Rathhause steht ein sehr schöner Springbrunnen und zwei Bildsäulen von Bronce, wovon die eine den Apostel Paulus, und die andere einen Papst vorstellt. Von neuen Gebäuden ist noch das schöne Haus zu bemerken, in welchem der Graf Gambalonga seine sehr ansehnliche Bibliothek zum öffentlichen Gebrauch hat aufstellen lassen. Zu den Alterthümern Rimini's gehört eine römische Brücke, ein Triumphbogen, ein Amphitheater, ein Suggestum und einige Steine mit Inschriften; die Brücke ist von den Kaisern Augustus und Tiberius, wie die Inschrift meldet, erbaut, und hat sich so gut erhalten, daß der Baumeister Palladio noch das schöne Verhältniß ihrer einzelnen Theile bewundern konnte. Der Triumphbogen wurde dem Augustus zu Ehren erbaut, weil er die alte Straße von Rom nach Rimini, welche sehr verfallen war, wiederherstellen ließ. Von dem Suggestum herab soll Julius Cäsar seine Soldaten angeredet haben, als er über den Rubicon ging. Man hält nämlich dafür, daß das kleine Flüßchen Luso der Rubicon der Alten sey. Es entstand im J. 1750 zwischen Rimini und Cesena ein Streit darüber, der bis Rom zur Entscheidung ging; das päpstliche Urtheil entschied erst 1756 für Rimini, worauf man an der Luso folgende Inschrift setzte: Hic Italiae finis quondam Rubicon.

Rinde, s. Baum.

Rindviehzucht, findet man unter allen cultivirten Nationen auf der ganzen Erde verbreitet, da das Rindvieh zu den nützlichsten Hausthieren gehört, und in jedem Clima ausdauert, wo noch Gras, seine gewöhnliche Nahrung, wächst. Die Rindviehzucht ist eine der ersten Stufen der Cultur, wenn der rohe Naturmensch von der Fischerei und Jagd, den rohen Früchten, Kräutern und Wurzeln zu dem Nomadenleben in den Hirtenstand übergeht, die erste Stufe der Geselligkeit, auf welcher heut zu Tage noch viele Völker stehn. Wäre auf dem großen Continent des fünften Welttheils, in Neuseeland z. B., eine dergleichen Thiergattung vorhanden, so ist kein Zweifel, daß, da aus gleichen Ursachen gleiche Wirkung erfolgt, die Neuseeländer längst in das Nomadenleben übergegangen, die erste Stufe der Cultur erstiegen ha-

den würden, anstatt daß sie jetzt noch wirklich bedauernswürdige rohe Naturmenschen sind. Daß diese zahmen Hausthiere von den wilden Arten abstammen, ist eben so gewiß, als sie so leicht wieder in ihren natürlichen wilden Zustand zurücktreten, wie die grosen Sennen (Steppen, große Landstriche mit Gras bewachsen) in Südamerika beweisen, wo sich eine ungeheure Menge wilden Rindviehes befindet, das bloß von dem zahmen Vieh abstammt, welches nach der Entdeckung von Amerika dahin gebracht worden, da sich in diesem ganzen Welttheil vorher kein einziges Stück befand, und die sich jetzt in der Wildheit bei günstigem Clima und überflüssigen Futter so erstaunlich vermehrt haben, daß sie größtentheils bloß um der Häute willen gejagt und getödtet werden, da das Fleisch in so großer Menge nicht benutzt werden kann. Unter den wilden Racen unterscheiden sich besonders der Auerochse und der Büffel als die beiden Extreme, zwischen denen die andern Racen mitten inne stehn. Unser zahmes Rindvieh gleicht mehr der ersten Gattung, denn ob es schon auch zahmes Büffel-Rindvieh gibt, so ist doch dieses von unserm gewöhnlichen überall verbreiteten Rindvieh sehr verschieden, besonders verlangt diese Büffelart durchaus ein warmes Clima, wie in Ungarn und Italien ist. So ließ der verstorbne sächsische Minister, Graf Einsiedel, vor 20 Jahren dergleichen Büffelvieh aus jenen Gegenden auf sein Gut Wolkenburg kommen, wo viele Versuche, dasselbe einheimisch zu machen, und vielleicht eine vorzüglichere Gattung Rindvieh durch Vermischung zu erzeugen, gemacht worden, der Erfolg aber nicht entsprechend gewesen ist. Die zahme Rindviehzucht, durch so viele Länder unter alle Himmelsstriche verbreitet, mußte natürlich eine große mannichfaltige Verschiedenheit der Racen erzeugen; je nachdem Futter, Clima und Lebensart der ursprünglichen Natur dieser Thiere zuträglich war oder nicht, so ist beinahe in jedem Lande eine besondre Race entstanden. In Europa besonders hat man polnisches, ungarisches, ukrainer, moldauer, schweizer, tyroler, holsteiner, friesisches, vogtländisches und eine Menge andrer verschiedner Racen. Das in jeder Provinz von alten Zeiten her einheimische Rindvieh nennt man Landvieh. Wenn also von Landvieh gesprochen wird, so fragt sich's, von welcher Provinz die Rede ist, denn eine jede Race ist in ihrer Provinz Landvieh. Da natürlich immer eine Race Vorzüge vor der andern hat, so suchen die nach Verbesserung strebenden Landwirthe Zuchtvieh von diesen vorzüglichern Racen zu erhalten; allein da hier größtentheils die Ursachen nicht vorhanden sind, die diese Racen nach und nach erzeugt haben, so sind diese Versuche im Anfange von keinem günstigen Erfolge. So z. B. war das schweizer Vieh vor vierzig Jahren diejenige Race, nach welcher so viele Landwirthe in Deutschland strebten; da dieses Rindvieh aber seine gewohnten fetten Alpenweiden hier nicht vorfand, so war der Nutzen dieses schweizer Viehes Anfangs geringer und schlechter als der vom Landvieh, und viele Landwirthe gingen sogleich wieder davon ab. Es wurde zum Sprichwort: „Wer schweizer Vieh halten will, muß auch schweizer Futter haben." Da aber doch mehrere den Versuch nicht sogleich aufgaben, so gewöhnte sich nach und nach das von der ersten und den folgenden Generationen gezogne Vieh immer mehr und mehr an die hier gewöhnliche Fütterung und Lebensart, und so ist die davon abstammende Race jetzt viel vorzüglicher und geschätzter als das ehemalige Landvieh; der Beweis davon ist, daß man überall unter den wohlhabenden Landwirthen diese bessere Rindviehrace antrifft, was sonst der Fall nicht seyn würde. Besonders hat sich aus der Erfahrung gezeigt, daß das dadurch entstandene Ba-

stard-Rindvieh der dritten und vierten Generation die vorzüglich nutzbarste Rindviehrace dieser Gegenden geworden ist. Diese Bastardrace ist dadurch entstanden, daß Landkühe mit schweizer Ochsen begattet worden sind. Indem nicht jeder Landwirth im Stande war, schweizer Kühe kommen zu lassen, so konnte er doch von denjenigen, die dergleichen angeschafft, Ochsenkälber erhalten, und damit das Landvieh veredeln. Neuerlich hat man in mehreren Gegenden die friesische Rindviehrace dem schweizer Vieh vorgezogen, weil dieses von noch ansehnlicherer Größe und Schönheit ist; bis jetzt ist aber die Acclimatisirung damit noch nicht so weit vorgeschritten, daß man einen höhern Ertrag gegen Landvieh behaupten könnte; was sich aber schon mit Gewißheit sagen läßt, ist, daß nach einigen Generationen, und besonders Bastardzeugungen es derselbe Fall wie bei dem eingeführten schweizer Vieh seyn wird. So findet man jetzt in mehrern deutschen Provinzen nur noch wenige Ueberbleibsel von dem alten Landviehstamm, als etwa im Vogtlande, und alles ist eine durchkreuzte gemischte Race von schweizer, friesischem und Landvieh, daher die so vielfältigen Farben dieser Viehheerden, die aber unstreitig einen höhern Ertrag als das ehemalige Landvieh gewähren, so daß die neuere Landesökonomie auch in diesem Zweige beträchtliche Fortschritte gemacht hat. — Die Rindviehzucht ist in der deutschen Landwirthschaft Mittel und Zweck zugleich. Mittel zum Betriebe des Ackerbaues, um das Gras und übrige Futter in Düngung zu verwandeln, ohne welche der Ackerbau nicht bestehen könnte und das sonst auf keine andre Weise in solche kraftäußernde Düngung verwandelt werden kann, als wenn es durch die Leiber der Thiere gegangen, einen chemischen Prozeß erlitten, den keine Kunst nachzuahmen im Stande ist, so wünschenswerth das auch wäre. So pflügt man jetzt noch Klee, Wicken und andre Futterkräuter unter, und rechnet diese verfaulenden Futterkräuter dem Acker als Düngung an. Das sind sie zwar auch, aber lange nicht in dem Maße, als wenn sie durch den Verdauungsprozeß in Düngung verwandelt werden. Ungeachtet das Thier einen großen Theil des Futters als Nahrung in sich aufgenommen, so gibt doch der übrige als Excremente abgehende, dem Anschein nach schlechteste Theil noch eine größere und bessere Menge Düngung, als wenn dieses Futter durch den Gährungs- und Fäulungsprozeß in Düngung verwandelt worden. Um den so nöthigen Dünger zu gewinnen, ist die Stallfütterung des Rindviehes entstanden, eine Erfindung der Deutschen, die nach und nach von allen Nationen angenommen werden wird, die nach Verbesserung des Ackerbaues streben. Nur da, wo der Ackerbau mit zu vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hat, und deshalb kaum die Kosten trägt, als in allen hoch liegenden gebirgigen Gegenden, wo nur eine sehr geringe fruchtbare Oberfläche vorhanden ist, dessenungeachtet aber noch Gras zu guter Viehweide wächst, in diesen Gegenden wäre es zweckwidrig, das Vieh nicht auf die Weide zu treiben, da dieses Gras, worunter vorzüglich viele aromatische Kräuter sind, die nur auf Bergen wachsen, sonst weiter nicht benutzt werden kann. Hier wird die Rindviehzucht Zweck, wie in der Schweiz und dergleichen gebirgigen Ländern. In flachen ebenen Ländern aber, wo der größte Theil der Oberfläche zum Ackerbau benutzt werden kann, und wegen der Bevölkerung benutzt werden muß, kann die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues seyn; sie ist diesem untergeordnet. Man sieht leicht ein, daß wenn der Acker bloß als Rindviehweide benutzt würde, dieses die schlechteste Benützung desselben wäre, so wie überhaupt Weide die schlechteste Benutzung der Oberfläche ist, aus dem sehr einfachen Grun-

de, weil alle Pflanzen, die unaufhörlich im Wachsthume gestört, täglich abgebissen und beschädigt werden, nur einen geringen Ertrag geben können. Eben aus dem Grunde erhält man viel mehr Futter, und kann den Viehstamm beträchtlich vermehren; wenn die Viehweiden in Ackerland verwandelt, mit Futterkräutern bebaut oder als Wiesen benutzt werden und das Vieh im Stalle gefüttert wird. Die Stallfütterung gewährt also nicht nur mehrere Düngung, weil alle Excremente des Viehes zur Düngung erhalten und nicht auf der Weide verloren gehn, sondern auch noch besonders, weil bei derselben eine größere Anzahl Vieh gehalten und ausgefüttert werden kann. Die Stallfütterung unterscheidet man in ganze und halbe. Wenn das Getreide eingeerntet ist, bleibt noch eine Menge Gras auf dem Stoppelfelde, das sonst nicht benutzt werden kann; eben so wenn die Wiesen das letzte Mal gemäht sind, bleibt noch ein großer Theil Grasstoppeln, so wie junger Nachwuchs des Grases, dieses läßt man abweiden, und das Vieh vom Monat August bis Eintritt des Winters dahin treiben; dieses nennt man die halbe Stallfütterung, die ganze aber, wenn das Vieh das ganze Jahr nicht auf die Weide getrieben wird. Die halbe Stallfütterung hat überall den Vorzug vor der ganzen, es geht zwar einige Düngung dabei verloren, allein man benutzt eine Menge Weidefutter, die sonst ganz verloren ginge, man kann also mehr Vieh halten, wenn man diese Weide benutzt, und gewinnt dadurch mehr Düngung als bei der ganzen Stallfütterung; auch ist die Düngung nicht ganz verloren, die auf den Acker und die Wiese fällt, sondern kommt diesen doch einigermaßen zu gute. Hierzu noch den größern Nutzen von mehrerm Rindvieh genommen, das man bei der halben Stallfütterung halten kann, so kann es wohl nur wenige Ausnahmen geben, wo die ganze Stallfütterung der halben vorzuziehn wäre. Thaer, in den „Grundsätzen des rationellen Ackerbaues“ im 4ten Theil S. 224. sagt: „Die halbe Stallfütterung sey, wobei das Vieh einen Theil des Tages zugleich weidet.“ Dieses ist irrig, denn dadurch wäre aller Unterschied zwischen Weidegang und Stallfütterung aufgehoben; ehe die Stallfütterung erfunden wurde, trieb man das Vieh ebenfalls auf die Weide, und fütterte es hernach, wenn es nach Hause kam, im Stalle; und so ist es noch überall, wo noch keine Stallfütterung eingeführt ist. Stallfütterung ist der Weide entgegengesetzt; wo Stallfütterung ist, wird das Vieh schlechterdings nicht auf die Weide getrieben. Ganze und halbe Stallfütterung unterscheidet sich aber in Ansehung der Zeit. Bei dem Weidegange wird das Vieh vom Monat April bis Eintritt des Winters ausgetrieben; bei der halben Stallfütterung wird es nur diese halbe Zeit, vom Monat April bis zur Ernte, wo das Stoppelgras die erste Weide wird, nicht ausgetrieben, sondern diese halbe Zeit ganz im Stalle gefüttert; bei der ganzen Stallfütterung wird das Vieh aber das ganze Jahr nicht ausgetrieben. Dieses ist der Unterschied und der Begriff, den jeder Oekonom mit ganzer und halber Stallfütterung verbindet. — Bei der Rindviehzucht wird entweder das Vieh selbst zugezogen, oder es werden gleich melkende Kühe gekauft. Wo man die Melkkühe sehr hoch benutzen kann, wie in der Nähe volkreicher Städte, da ist Verlust bei der Zuzucht des jungen Viehes; denn wenn dasselbe Futter, das für das junge Vieh erfoderlich ist, in Melkkühe verfüttert wird, so giebt es einen viel höhern Ertrag, und so ist es wieder umgekehrt auf dem Lande der entgegengesetzte Fall. Wenn man statt eines schlechten Viehstammes einen bessern anschaffen will, so ist es viel vorzüglicher, sogleich gute veredelte Kühe zu kaufen, die, weil die Rindviehzucht überall so verbrei-

ret ist, leicht zu haben sind. Will man hingegen den schlechten Viehstamm durch gute Zuchtochsen selbst veredeln, so sind dazu eine Reihe von Jahren erfoderlich, indem diese Veredlung doch nur erst in der zweiten, dritten Generation völlig zu Stande kommt. Im Durchschnitt gilt eine veredelte Kuh so viel als zwei schlechte Landkühe. Die veredelte Kuh gibt eben so viel Nutzung und auch Düngung, als jene beiden. In der Fütterung aber liegt der Unterschied, die veredelte Kuh verlangt etwas mehr, und besonders besseres Futter; Stroh, womit man zur Noth Landkühe füttert, kann man hier nur als zum Ueberfluß gegeben anrechnen, sonst fällt der Nutzen von den veredelten Kühen ganz weg, und bleibt noch hinter dem der Landkühe zurück. Veredeltes Vieh setzt also besseres Futter voraus, sonst ist es nachtheilig, wie wohl manche Landwirthe diese Erfahrung mit Schaden gemacht haben. Dieses bessere Futter erlangt man aber bei der Stallfütterung, und wer den Gang der Veredlung beobachtet hat, wird gefunden haben, daß man nur seit Einführung der Stallfütterung erst eifrig nach der Veredlung gestrebt hat. Bei der Stallfütterung ist das erste, eine Menge Futterkräuter anzubauen, die man sonst nicht gebaut hat, und alle diese Futterkräuter sind das bessere Futter, das zur Veredlung des Viehes unumgänglich nothwendig ist. Unter allen ist vorzüglich der Klee, dessen Anbau sich überall verbreitet hat, und der in so großer Menge gebaut wird, daß man füglich auf drei bis vier Monate vollauf Futter für die ganze Wirthschaft erhält. Der Anbau des Klees im Felde verdient um deswillen den Vorzug vor andern Futterkräutern, weil derselbe den nachfolgenden Getraidefrüchten am wenigsten nachtheilig ist, und sein Ertrag einen reinen Gewinn des Brachfeldes gibt. Ist man nun hiedurch zu mehrerm und besserm Futter gelangt, so kann die Anzahl des Viehes vermehrt und dasselbe veredelt werden. So gibt mehr Futter mehr Vieh, mehr Vieh mehrere Düngung, mehrere Düngung mehr Ertrag des Ackerbaues. Dieses sind die neuern Grundsätze der Landwirthschaft, von denen der Futterbau und die Viehzucht die Grundlage sind, und diese Grundsätze sind von großem Erfolge in der Ausführung gewesen. Man hat berechnet, daß nur allein in dem ehemaligen Chursachsen, vor den Verwüstungen des französischen Krieges, 70,000 Stück Rindvieh mehr gehalten worden sind, als vor der ausgebreiteten Einführung des Kleebaues, um welchen sich besonders Schubart von Kleefeld so ungemein verdient gemacht hat. Das schönste Rindvieh findet man übrigens, wo Flüsse und Auen, und daher eine große Menge der schönsten Wiesen sind, wo also vorzügliches Futter aller Art in größtem Ueberfluß vorhanden ist. Daher sagt man auch von vorzüglichem Vieh: Es ist Elbvieh, Odervieh, Weichselvieh u. s. w. — Aus dem Angeführten erhellet, daß eine genaue Bestimmung der Benutzung der Rindviehzucht nicht möglich ist: so verschieden das Futter, so verschieden die Viehracen sind, so verschieden ist auch die Benutzung; ja zwei Kühe von einerlei Race und Größe, an demselben Orte gezogen, mit gleichem Futter gefüttert, geben nicht gleichen Ertrag; die eine Kuh legt mehr auf das Fleisch, die andre mehr auf die Milch, die fettesten Kühe unter der Heerde sind daher nicht diejenigen, die den größten Nutzen geben. Den größten Unterschied in dem Geldertrage gibt jedoch eine Kuh in einer volkreichen Stadt und auf dem Lande. Bei Verpachtungen auf dem Lande wird für eine Kuh jährlich 8, 10, 12 bis 15 Thaler gerechnet, nachdem die Viehrace ist, und hinlängliches und gutes Futter dazu gegeben wird. In großen Städten hingegen gibt dieselbe Kuh im Durchschnitt wöchentlich einen Thaler, jährlich also 40 bis 45 Tha-

ler Ertrag, und dieser Unterschied liegt bloß in dem verschiedenen Preise und Verkaufe der Milch. In Thaers „Grundsätzen des rationellen Ackerbaues" 4ter Theil, Seite 227, wird der Geldertrag von einer mittlern Kuh nach dem Preise der Butter bestimmt. Es wird angenommen, die Kuh wäre 40 Wochen im Jahre melkend, gäbe im Durchschnitt täglich 14 Seidel Milch, betrüge 3808 Seidel, 40 Seidel Milch gäben ein Pfund Butter, folglich wären 84 Pfund Butter der jährliche Ertrag. (Hier ist ein beträchtlicher Rechnungsfehler, denn nach diesen Vordersätzen sind 98 Pfund Butter das Resultat des Ertrags.) Dann werden noch 22 Fl. für Käse und Molkenwerk gerechnet, hingegen 20 Fl. 24 Xr. für sämmtliche Wartungskosten abgezogen, und hieraus der Satz aufgestellt: daß 67 Fl. 16 Xr. der Pachtpreis einer Kuh sey. Ferner heißt es daselbst: „In Wirthschaften jedoch, welche sich durch ihre Weide und Kuhhaltung auszeichnen, kann der Bruttoertrag einer Kuh, selbst nach Abzug der Wartungs- und aller Nebenkosten, wohl auf 98 Fl. 25 Xr. bei oben angenommenem Butterpreise (das Pfund 21 1/6 Xr.) getrieben werden." Man findet hierbei weiter nichts zu erinnern, als wenn dieses zum Maßstabe bei Rindviehverpachtungen genommen würde, man zuverlässig keinen Pachter finden wird. Der höchste Ertrag einer Kuh ist in großen volkreichen Städten beim Verkaufe der Milch, so daß in diesen Wirthschaften die benöthigte Butter nicht selbst geschlagen, sondern zugekauft wird. Wo der Milchverkauf wegfällt, und Butter geschlagen wird, kann der Ertrag nie so hoch seyn, und da ist keine Wirthschaft auf dem Lande bekannt, wo der Pacht einer mittlern Kuh (denn von diesem ist hier bloß die Rede) jemals über 15 Thaler gewesen wäre, das ist aber doch in der That ein sehr großer Abstand von 98 Fl. 25 Xr. — Die Fütterung einer Kuh wird allemal viel höher kommen, als der Nutzen, selbst beim höchsten Ertrage, beim Milchverkauf in Städten, sonst würden sich mehrere Personen Kühe halten, die kein Landeigenthum besitzen, und das benöthigte Futter kaufen. Wie kommt es also, daß man nicht lieber das Futter verkauft? Wo die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues ist, da ist sie zur Gewinnung der benöthigten Düngung unentbehrlich; wenn dieselbe also auch lange nicht den Ertrag gibt, den das Futter kostet, so muß man das Fehlende auf den Ertrag des Ackerbaues rechnen. Ist aber die Rindviehzucht der Zweck, wie in gebirgigen Gegenden, so wird das Vieh die ganze Zeit auf die Weide getrieben, und bedarf nur des Winterfutters, das Futter auf der Weide kann man aber nicht wie andres Futter zu Markte bringen und verkaufen, auch sonst weiter nicht benutzen. So gibt es auch außer der Weide in jeder Landwirthschaft noch eine Menge Abgänge, als Ueberkehr und Spreu von Getreide u. d. m., die ebenfalls keine verkäufliche Waare sind, die man aber zur Fütterung des Rindviehes sehr gut anwenden kann. Aus diesen Gründen ist der Preis der Rindviehproducte viel geringer als der Preis des Futters, was sonst, wie in andern Dingen, im Gleichgewichte mit einander stehen müßte. Mehrere Landwirthe, auch Thaer, haben diesen Widerspruch dadurch lösen wollen, daß sie zwei verschiedne Preise des Futters angenommen haben, den Marktpreis und den Productionspreis, was aber im Grunde nichts gesagt ist, denn der Marktpreis und Productionspreis eines jeden Dinges setzen sich stets ins Gleichgewicht, sind also ein und derselbe; der Marktpreis wird jederzeit nach dem Productionspreis steigen oder fallen, bis sie im Gleichgewichte sind. (Von außerordentlichen Fällen, Mißwachs und dergl. ist nicht die Rede, die sind nur vorübergehend.) Um nun das sonderbare Problem zu lösen, daß der Productionspreis

bei der Rindviehzucht stets höher ist als der Marktpreis, daß nämlich Milch und Butter vom Rindvieh zu produciren mehr kostet, als wofür man sie auf dem Markte kaufen kann, soll der Grund darin liegen, daß man das Futter nach dem Marktpreise anrechne, man solle es nur nach dem Productionspreis anrechnen. So fragt sich's wieder: Warum denn der Marktpreis und der Productionspreis des Futters verschieden seyn solle, was doch nirgends der Fall ist? — Diese werden sich überall ins Gleichgewicht setzen. So sucht man eine schwierige Aufgabe zu lösen, indem man dafür eine neue größere aufstellt. Der eigentliche wahre Grund liegt bloß darin, daß die Rindviehzucht ein unentbehrliches Mittel zum Ackerbau ist. Wenn sie auch an und für sich nichts einträgt, das Futter höher verkauft werden könnte als Milch und Butter eintragen, so ist sie doch zu Gewinnung der Düngung unentbehrlich; und eben weil man dieses Mittel so hoch als möglich treibt, so viel Rindvieh als möglich hält, so wird dadurch die Concurrenz der als nebenbei gewonnenen Rindviehproducte so groß, daß ihr Productionspreis über den Marktpreis zu stehen komme.

Wt.

Ringelgedicht, auch **Rondeau**, ist eine Art lyrischen Gedichts, das dem Sonett verwandt ist, aber gewöhnlich aus dreizehn Zeilen besteht, deren neunte und dreizehnte das erste Wort, oder die Hälfte des ersten Verses, das sogenannte Refrain, wiederholen. Fünf männliche und acht weibliche Reime, oder umgekehrt, kommen darin vor.

Ms.

Ringelrennen (Carroussel). Die strengen Verbote gegen das Faustrecht und die öftere Verkündigung des allgemeinen Landfriedens entwöhnten die Ritter von der Lust des Lanzenbrechens. Das feine, welsche Wesen aus Italien und Frankreich verdrängte die strenge heimische Sitte, und die Frauen vornehmlich achteten fremden Flitterstaat höher, als den einfachen vaterländischen Schmuck. Frauenliebe hatte zu aller Zeit eine hohe Gewalt über das Leben der Männer, da die Männer aber sahen, daß sie nur auf dem Tanzsaal oder bei festlichen Gelagen von ihren Schönen erhört wurden; und den Minnesold nicht mehr in den Schranken noch in den Wagnissen und Gefahren der Fehden verdienen konnten, ließen sie in den Hallen die Waffen rasten und rosten, und die gestrengen festen Ritter sind endlich ehrlich verwandelt worden in süße, milde Schäfer. — Die Thurniere *) gehörten zu den schönsten Festen des Mittelalters, sie versammelten die Ritter aus allen Gauen, ein jeder war geladen, der ebenbürtig und guten Rufes war; so wurden sie Schule der Tugend und Tapferkeit, und Hans Sachs singt davon also:

„Der Thurnier war des Adels Schul,
„Der sie behielt in strenger Zucht.
„Ganz Deutschland bekam daraus Frucht,
„Wann es stund über all desto baß,
„Weil der Adel so redlich was!“

Doch hörte auf den Burgen und an den fürstlichen Höfen mit der Kampfeslust die Schaulust nicht auf. Weil aber selbst die Päpste, die an ritterlicher Tugend keine Freude hatten, und ihr Wort gern überall geltend machen wollten, dem, der im Thurnier fiel, kein Grab in geweihter Erde

*) In allen Schriften aus jener Zeit finden wir geschrieben: „Der Thurnier,“ nicht das Turnier. Auch Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen schreibt der Thurnier.

gestatteten, führte man Spiele ein, wo man nicht fürchten durfte, daß es blutig enden würde; und so entstanden die Ringelrennen. — Wie man sonst Mann gegen Mann eine Lanze brach, so übte man jetzt seine Kraft an Bäumen und Säulen. Um diesem Spiel noch mehr Unterhaltung zu geben, stellte man einen hölzernen Ritter auf, nach diesem wurde im vollen Lauf des Pferdes mit eingelegter Lanze gerennt. Wurde die Brust getroffen, so brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; wurde er aber nur von der Seite gestreift, so wendete er sich, und gab dem ungeschickten Ritter einen Schlag mit einem hölzernen Säbel. — Ein anderes Spiel des Carroußel war das Ringstechen. Ueber der Bahn waren an einem Querbalken ein oder mehrere Ringe lose befestigt; hier galt es, diese Ringe mit der Lanze behend herunterzuholen, doch so, daß sie nicht auf die Erde fallen durften. — Die dritte Art des Ringelrennens war die, wo man einen Kopf als Ziel für die Lanze oder das Schwert aufstellte. Diese Belustigung verdankt ihre Entstehung den Türkenkriegen: man wollte sich an den furchtbaren Anblick der Muselmänner gewöhnen, oder durch dies entehrende Spiel sich an dem armen Feind der Christenheit rächen, und freute sich, sie verderben zu können, ohne sie fürchten zu müssen. — In den Blättern, die uns von den Festen am kaiserlichen Hoflager zu Wien erzählen, finden wir, daß die gehaltenen Carroussels mit vielem Beifall aufgenommen worden sind, und um zu sehen, wie es damit in alter Zeit gehalten wurde, theilen wir unsern Lesern die Geschichte eines solchen Festes mit, welches bei der Hochzeitfeier des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg mit der Prinzessin Jacobine von Baaden zu Düsseldorf im Jahr 1585 gegeben ward. Die Beschreibung aller Festlichkeiten jener Vermählung erzählt Diedrich Graminäus; wir erwähnen nur das Ringelrennen. — Tages zuvor war ein Aufruf an die anwesenden Ritter und Herren ergangen, worin einem jeden die Gesetze des Ringelrennens bedeutet wurden. Die Kampflustigen traten vor, und gaben dadurch, daß sie einen weißen Federbusch, den Fräulein Anna von Hall, die Preisvertheilerin, an der linken Brust trug, berührten, das Zeichen, daß sie bei dem morgenden Spiel Mitkämpfer seyn wollten. — Die Bahn war eine Ebne vor Düsseldorf, 480 Schritte lang und 240 Schritte breit. An den Seiten waren erhöhte Sitze für die Richter und Edelfrauen, behangen mit Schilden und Rüstungen. Ein Siegesbogen stand in der Mitte, geschmückt mit den Bildern der Klugheit, der Hoffnung und des Glücks, und mit den Wappen des Brautpaars; in der Mitte des Bogens war ein Ring befestigt; wer am öftersten mit der Lanze ihn herunterstach, gewann den Preis. Die Ritter erschienen verkleidet, und führten besondre Namen und Zeichen. Der Herzog nannte sich „Adlerherz;" er trug auf seinem Helm einen Adler, dem um den Hals ein silbernes Herz hing, und der eine Schlange festhielt. Ihm zur Seite waren seine Kampfgenossen, wovon sich einer Weisenrath, der andre Treuesblut nannte. Das Sinnbild des letztern waren zwei Hände, die einander so fest hielten, daß das Blut heruntertropfte. Sie meldeten sich als die Platzhalter (manutenatores), und gelobten gegen jeden Abenteurer, der sich in die Schranken wagen würde, den Kampf zu bestehen. Ihr Einzug wurde besonders prachtvoll dadurch, daß hinter ihnen und den Marschällen und Schildträgern sich ein künstlicher Berg von Brettern, die mit Rasen belegt waren, nach und nach erhob. Zwei Jünglinge, Amphion und Orpheus, saßen auf dem Gipfel des Berges, und sangen unter Begleitung einer lieblichen Musik dem Brautpaar ein lateinisches Ehrenlied. Jetzt spreng-

ten mehrere Abenteurer, die um den Kampfpreis sich bewerben wollten, bereit in die Bahn. Sie waren theils in welsche Kleidung, theils als Mohren vermummt, mehrere kamen als Bauern und Mädchen und zwei als Syrenen. Nach manchem lustigen Wortwechsel bei der gegenseitigen Ausfoderung begann das Stechen, und am Abend empfingen die Sieger den Preis von schöner Hand. Mehrere Wochen hindurch dauerte der Hochzeitjubel auf der Hofburg zu Düsseldorf, und der Hausvater hatte keine Sorge um die Kurzweil seiner Gäste, da sie nicht bloß als stille Zuschauer zu dem Feste kamen, sondern selbst eine Lanze in die rüstige Hand nahmen, um an dem gemeinsamen Spiel sich zu vergnügen. Wie prachtvoll aber und glänzend ein solch Ringelrennen gehalten ward, so bleibt es doch immer weit hinter der Festlichkeit eines Thurniers nach altem Brauch zurück. Das fühlte man auch in jener Zeit recht wohl, und schon unser vaterländischer Sänger Hans Sachs thut in einem Gedicht, in welchem er mit einem Ritter, der nach Regensburg zum Reichstage reitet, sich bespricht, darüber fromme Wünsche. — Manchem Ritter unsrer Zeit, der nach dem hohen Reichstage gen Wien gezogen, möchten wir die Worte des ehrlichen Dichters zurufen:

„Gott aber geb' uns Ruh und Fried,
„Im römischen Reiche Einigkeit,
„Daß wiederumb auch mit der Zeit
„Durch kaiserliche Majestat
„Und Fürsten mit zeitlichem Rath
„Werd' aufgerichtet der Thurnier,
„Daß bei Fürsten und Adels Zier
„Frömmigkeit und Tugend blüh' und wachs,
„Das wünsch' ich, von Nürnberg, Hans Sachs." K.

Rinteln, eine ziemlich feste Stadt an der Weser, in dem hessencasselschen Antheil der Grafschaft Schauenburg. Sie hat beinahe 2500 Einwohner, die theils lutherisch, theils reformirt sind, und von dem durch die schiffbare Weser sehr erleichterten Handel große Vortheile ziehen. Die von dem Fürsten Ernst III., Grafen zu Holstein und Schauenburg 1619, zu Stadthagen gestiftete und 1621 hieher verlegte Universität, bei welcher bloß lutherische Professoren der Theologie angestellt wurden, ist den 10ten December 1809 vom vormaligen Könige von Westphalen aufgehoben worden. Die Stadt ist der Sitz eines Consistoriums und einer Regierung des hessen-casselschen Landesantheils von Schauenburg. Ueber die Weser führt vom März bis zum Anfange des Decembers eine Schiffbrücke zur Bequemlichkeit der Reisenden.

Rio Janeiro. Mit diesem Namen bezeichnet man jetzt die Haupt- und Residenzstadt Brasiliens. St. Sebastian war der Hauptort der Provinz (Lupitania), Rio Janeiro (Enero oder Genero), welche nach dem Hauptflusse Rio Janeiro (Fluß des heiligen Januarius), der sie durchströmte, diesen Namen erhalten hatte. Der Name dieses Flusses ging auf seinen Hafen, und zuletzt auch auf das Ganze dieser portugiesischen Niederlassung über. Wenn man von der See aus nach dieser Hauptstadt kommt, so gelangt man durch einen schmalen Eingang, welchen zwei Felsen von 6 bis 700 Fuß lothrechter Höhe einfassen, in einen Wasserspiegel, der sechs deutsche Meilen breit und über fünfzehn deutsche Meilen lang ist. Herrlich ist der Anblick dieses so wichtigen Hafens! Ringsum sind seine Ufer mit den schönsten Pflanzungen, mit Gärten und Landhäusern umgeben, und auf ihm selbst erblickt man zahllose Inseln, welche durch starke Forts vertheidigt werden, oder mit prachtvollen Kirchen geziert sind, oder den

Vornehmen der Hauptstadt zu einem erfrischenden Aufenthalte in den heißen Jahreszeiten dienen. Ergreifend ist der Contrast, welchen diese üppige Vegetation, dieses rege Leben, mit den beiden antiken Granitfelsen bildet, die den Eingang des Hafens umgeben. Die Hauptcitadelle heißt jetzt St. Sebastian; sie ward 1555 erbaut, und war früher der Stapelplatz aller Schätze, welche aus Brasilien nach Portugal gingen. Daher machte auch die französische Flotte, welche 1711 unter Admiral Guay-Trouin sich ihrer bemächtigte, eine sehr reiche Beute. Die Stadt liegt äußerst mahlerisch auf einer viereckigen hervorspringenden Bergspitze am Flusse Janeiro. Sie hat sehr breite nach der Schnur gebaute Straßen, und ihre ansehnlichen Gebäude sind meist von Backsteinen und Granitstücken aufgeführt. Fast alle Häuser haben Balkons, welche mit einem Gitterwerke umgeben sind, und die Straßen gehen meist in einen offenen Platz aus, wo die Bildsäule eines Heiligen in einer prachtvoll vergoldeten, hell erleuchteten Nische hinter einem klaren Spiegelglase steht, und alle Abende vom Volke durch geistliche Lieder verehrt wird. Vorzüglich bemerkenswerth ist die große Wasserleitung, welche die Hauptstadt mit dem besten Wasser versorgt. Sie besteht aus zusammenhängenden steinernen Rinnen, welche auf gemauerten Bogen ruhen, und leitet das klarste Quellwasser aus den Bergen über ein angenehmes Thal bis zu jenem nahe an der Stadt liegenden Hügel, wo sich eine große steinerne Cisterne befindet, und von wo aus dasselbe weiter in die Stadt geführt wird. Rio Janeiro, vorher schon als Handelsstadt sehr wichtig, erhielt in der neuern Zeit dadurch einen größern Glanz und politischen Werth, daß die königliche Familie von Portugal sich dahin begab. (S. d. Art. Portugal.) Die Niederlassung des Hofes und der Regierungsbehörden, das zahlreiche Militär, die Menge ausgezeichneter Personen aus allen Ständen, die den Hof begleiteten, und die spätern Einwanderungen von Gelehrten, Künstlern, Handwerkern und Handelsleuten haben die Bevölkerung außerordentlich vermehrt, und die Stadt zu einem herrlichen Wohnsitze von Reichthum und Pracht und zu einer fröhlich blühenden Pflanzstätte europäischer Cultur gemacht. Der von dem Könige ausgesprochene Grundsatz der Religionsduldung, die zur Förderung des Landbau's und der geistigen Bildung des Volks getroffenen Anstalten, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, die Begünstigungen, welche die Regierung den Einwanderern erweist und das thätige Leben, das allenthalben, durch die Verwandlung der Colonie in den Mittelpunkt des Staats erregt worden ist, sichern der neuen Hauptstadt der Reiche von Portugal, Brasilien und Algarbien eine glänzende Zukunft. Die Bevölkerung derselben erreichte bisher die Zahl von 40,000 Seelen; bereits hat sich aber dieselbe dergestalt vermehrt, daß, so groß auch Rio Janeiro ist, doch eine Menge Eingebohrner und Fremder unter Zelten wohnen müssen, was aber bei der Milde des Klima's weder so beschwerlich, noch so ungesund ist, als in andern Ländern. Wst.

Ripienstimme und Ripienist kommt von dem italienischen ripieno, die Ausfüllung. Die Ripienstimme wird der Solostimme oder Prinzipalstimme entgegengesetzt, in wie fern sie bloß untergeordnet und begleitend ist. Ripienist heißt der Musikus im Orchester, welcher bei keinem Instrument die erste Stelle einnimmt, sondern bloß zur Verstärkung der Stimme oder zur Ausfüllung der Zahl mitspielt. Der Ripienist nimmt also immer eine untergeordnete Stelle ein, und muß sich ganz nach dem Anführer oder Vorspieler richten, ohne im Spiel sich willkürliche Verzierungen u. dgl. zu erlauben. Ms.

Ripperda (Johann Wilhelm, Baron von), ein merkwürdiger politischer Abenteurer, wurde in der Provinz Gröningen 1680 von adeligen Aeltern geboren. Er wurde als Catholik von den Jesuiten in Cöln erzogen; aber da er eine Protestantin geheirathet hatte, so bekannte er sich zu dieser Religion. Einige Zeit stand er im Dienste der Generalstaaten als Oberster bei der Infanterie; diese Stelle erhielt er, da er 1715 von den Staaten zur Abschließung eines Handlungstractats nach Spanien geschickt worden war. Als er sich aber bei dem Könige Philipp V. in Gunst gesetzt hatte, trat er wieder zur catholischen Religion zurück, und blieb zu Madrid. Er ließ aus Holland Weber kommen, und legte auf königliche Kosten, jedoch mit großem Verluste, eine Tuchmanufactur an. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1721 mit einer castilischen Dame von hoher Geburt, mit welcher er zwei Söhne zeugte. Er stieg schnell im Vertrauen des Königs, und wurde 1725 nach Wien gesandt, um eine Ausgleichung mit dem kaiserlichen Hofe zu vermitteln. In eben diesem Jahre unterzeichnete er mit den Bevollmächtigten des Kaisers den Tractat von Laxenburg, und wurde bei seiner Rückkehr nach Madrid für seine Dienste dadurch belohnt, daß er zum Herzog von Ripperda und zum Grand der dritten Classe ernannt ward. Er wurde auch zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert. Nachher wurden ihm noch das Kriegs-, Marine- und Finanzwesen anvertraut, so daß er alle Macht eines Premierministers, nur nicht den Titel, hatte. Doch schon im Mai 1726 ward er von allen seinen hohen Würden entsetzt, und in das Schloß Segovia eingesperrt. Dort blieb er über zwei Jahre, fand Mittel zu entkommen, und ging nach Portugal, und von da nach England, wo er bis 1730 blieb. Hierauf kam er nach dem Haag, nahm die protestantische Religion wieder an, und schien seine übrigen Tage in Ruhe verleben zu wollen. Sein unruhiges, ehrsüchtiges Gemüth aber veranlaßte ihn mit dem maroccanischen Gesandten in Verbindung zu treten, zu Folge deren er sich wirklich zu Ende des J. 1731 nach Marocco, wo dazumal Muley Abdallah herrschte, begab. Er wurde günstig aufgenommen, und that diesem Fürsten den Vorschlag, ein Bündniß der barbarischen Staaten gegen Spanien zu errichten, erstlich die Festungen dieser Krone in Afrika wegzunehmen, und dann sogleich Spanien selbst anzufallen. Er hatte Einfluß genug, die Barbaren zur Belagerung von Ceuta zu bewegen, nahm, nachdem er zum mahomedanischen Glauben übergetreten war, den Namen Osman an, und wurde zum Befehlshaber der zu diesem Kriege bestimmten Armee ernannt. Der König von Spanien, von seinen Unternehmungen benachrichtigt, widerrief das Patent, wodurch er Ripperda zum Grand und Herzog ernannt hatte. Dieser flößte jedoch durch seine kriegerischen Talente den Mauren die Hoffnung eines glücklichen Ausganges ein; aber die Ankunft einer spanischen Armee in Afrika, welche Oran belagerte, zerstörte seine Entwürfe. Freilich beharrte er bei der Belagerung von Ceuta, und brachte auch der Besatzung, welche, nachdem sie verstärkt war, einen Ausfall gewagt hatte, eine bedeutende Niederlage bei; allein ein bald nachher von spanischer Seite erfolgter Ueberfall der Mauren in den Laufgräben zwang ihn, die Belagerung gänzlich aufzugeben und die Flucht zu ergreifen. Im Hemde kam er nach Tetuan, und wurde vom Hofe so kalt empfangen, daß er schon darauf bedacht war, nach einem andern Lande hinzuziehen, als sein Vorsatz entdeckt, und er vor den Kaiser gebracht wurde. Von der grausamen Gemüthsart des fürstlichen Barbaren durfte der unglückliche Abenteurer nichts Geringeres als den

Tod erwarten. Er vertheidigte sich indessen so gewandt und klug, daß er nach einer kurzen Gefängnißstrafe wieder in Freiheit gesetzt wurde. Jetzt lebte er ruhig in seinem Hause und in seinem Harem zu Marocco, und zeigte einen großen Eifer für seine neue Religion; er machte jedoch einen Plan, um sich wieder in Ansehen zu bringen, und dieser hatte nichts weniger, als eine Vereinigung der jüdischen und mahomedanischen Religion zum Zweck, die er dadurch, daß er auf einer Seite den Mahomed für den größten Propheten gelten ließ, auf der andern Seite aber den Glauben an einen künftigen Messias gestattete, zu bewirken hoffte. Er soll zu seinen wirklichen oder vorgeblichen Meinungen Viele bekehrt, und der Kaiser von Marocco selbst soll sich das Vergnügen gemacht haben, dies Bekehrungsgeschäft gemeinschaftlich mit ihm zu betreiben. Endlich muß er aber doch in Ungnade gefallen seyn, denn er zog sich nach Tetuan zurück, wo er von den Zinsen der Gelder lebte, die er in verschiedenen Banken von Europa untergebracht, und wahrscheinlich nicht durch die ehrenvollsten Mittel erworben hatte. Besonders soll er durch eine falsche Münze, die er zur Zeit seines Ansehens zu Marocco anlegte, große Reichthümer erworben haben. Bis ans Ende seines Lebens behielt er den unternehmenden Geist, der ihn auf so manche Abwege geleitet hatte, und starb (1737) zu Tetuan, nachdem er noch vorher den König Theodor von Neuhof zur Erlangung der Krone von Corsica mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hatte.

R i s a l i t wird in der Baukunst der Theil eines Gebäudes genannt, der durch alle Stockwerke hindurch vor dem übrigen etwas hervortritt, und gewöhnlich mit einem Fronton bedeckt ist. Man findet solche Risalite nicht allein in der Mitte der Gebäude, sondern auch an den Ecken oder Enden; treten sie daselbst aber so weit hervor, daß zu Wohnungen sie wieder benutzt werden, so heißen sie alsdann F l ü g e l.

Riß, s. Zeichenkunst.

R i t o r n e l l (Ritornello). Hiermit bezeichnet man in der Musik die Perioden, die, während die Hauptstimme pausirt, von den andern Instrumenten gespielt und wiederholt werden; öfter aber versteht man darunter noch den Eingang einer Arie oder sonst eines Tonstücks, der von den begleitenden Instrumenten gespielt wird, ehe noch die concertirende Stimme einfällt, und der die Hauptgedanken und Sätze des nachfolgenden Stücks enthält. Dieses Ritornell wird dann, nachdem die Singstimme ihre Partie geendet, wiederholt. Bei Opern, besonders denen im italienischen Styl, sind die Ritornello's sehr häufig, oft bis zur Ungebühr ausgedehnt, wodurch allerdings zwischen dem der Arie vorgehenden Recitativ und der Arie selbst ein zu großer Zwischenraum entsteht, der oft höchst störend ist; doch sie ganz wegzulassen, thut dagegen auch selten gute Wirkung, wie dies z. B. bei mehreren Arien in der von H i m m e l gesetzten Oper F a n c h o n der Fall ist. Die Anwendung oder Weglassung des Ritornells muß jedoch ganz dem Genius des Tonsetzers überlassen bleiben, da sich keine Regel hierüber geben läßt, und dieser Eingang öfters an einem Ort von großer Wirkung ist, wo er dagegen an andern schaden würde. Ein allzulanges Ritornell aber macht selten einen guten Effect.

R i t t e n h o u s e (David), Astronom, Präsident der nordamerikanischen philosophischen Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, wie der treffliche Franklin (sein Landsmann), ein Zögling der Natur, aufgewachsen unter demselben Himmel, gehoben durch das eigne Talent zu nicht geringer Vollendung in Kunst und Wissenschaft. Seine Vorfahren waren Holländer. Sie ließen sich zu Anfang des 17ten Jahr-

hunderts in Nordamerika nieder, und trieben meist geringes Gewerbe. Er selbst war geboren am 8ten April 1732 in der Provinz Pensylvanien, dreizehn deutsche Meilen nordwärts von Philadelphia, in der kleinen Stadt Germantown, die ihren Namen und Ursprung einer schwäbisch-deutschen Colonie verdankt, welche der Rechtsgelehrte Pastorius aus Weinsheim im J. 1684 über den Ocean führte. Rittenhouse ward von seinen Aeltern zum Landbau bestimmt, und genoß daher auch nur nothdürftigen Unterricht. Aber schon als Knabe verrieth er einen denkenden Geist und große Anlagen zur Mathematik und Mechanik. Er zeichnete als Ackerknecht mathematische Figuren auf seinen Pflug, und verfertigte bei der Feldarbeit hölzerne Uhren und künstliches Schnitzwerk. Seine immer mehr hervortretende Neigung zu mechanischen Wissenschaften und die Rücksicht auf seinen schwächlichen, dem Ackerbau nicht gewachsenen Körper vermochte endlich die Aeltern, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu thun. Auf den rechten Boden verpflanzt, entwickelte sich sein Talent bewunderswürdig schnell. Bald hatte er das Handwerksmäßige seines Gewerbes begriffen, und dürstete nach edlerer Nahrung. In freien Augenblicken und in den Stunden der Nacht las er mathematische Schriften (namentlich Newtons Principien), und drang, ohne Beihülfe, in die höhere Meßkunst und Analysis ein. Der Sternenhimmel und ein Buch wurden seine Lehrer in der Astronomie, die für den ernsten Jüngling einen unwiderstehlichen Reiz hatte. Ganz nach eigener Erfindung verfertigte er ein Orrery *), das die Bewunderung der Kenner erregte. Ein zweites, von ihm erbaut, wird noch jetzt in dem mathematisch-physikalischen Cabinet der Universität von Pensylvanien aufbewahrt. So ward allmählig der Werth des jungen Künstlers bekannt, und Männer, wie Dr. Smith, der Naturhistoriker Barton, der Generallandmesser von Pensylvanien, John Lukens, selbst Dr. Benjamin Franklin wurden seine Freunde. Sie würdigten ihn ihres belehrenden Umgangs, und trugen zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nicht wenig bei. Dabei bewahrte er, durch keine Regel der gewöhnlichen Schullaufbahn gebunden, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, und schritt auf den selbsterprobten Wegen des Denkens und Forschens vorwärts, auf welchen er sich, außer seinem Hauptfache, gründliche Kenntnisse in der Philosophie, Theologie, Physik, in der französischen, holländischen und deutschen Sprache erwarb. Auch seine dichterischen Anlagen und Talente für Musik blieben nicht ganz unausgebildet. Nur nach oft wiederholten Vorstellungen ließ er sich endlich von seinen vornehmen Gönnern und Freunden überreden, aus der ländlichen Stille heraus- und auf einem größeren Schauplatze aufzutreten. Er zog im J. 1770 nach Philadelphia, wo er sein Gewerbe als Uhrmacher und Verfertiger mathematischer Instrumente fortsetzte, und bald die Mitgliedschaft der amerikanischen Societät der Wissenschaften erhielt. Er

*) Orrery (gewöhnlich Planetarium genannt) ist eine Maschine, welche durch Räderwerk die Bewegungen der Planeten und alle Erscheinungen unsers Sonnensystems darstellt. Der englische Physiker Desaguliers gab diesen Maschinen zuerst jenen Namen, weil Lord Orrery die ersten in England fertigen ließ und sie in Aufnahme brachte. Man hat Orreries von 18 bis zu 1000 Pf. Sterl. an Werth. Die reichen Engländer treiben damit große Pracht, und stellen sie in ihren eleganten Bibliotheken als vorzügliche Schaustücke auf. Zum anschaulichen Unterrichte in den Anfangsgründen der Astronomie sind sie ein treffliches Hülfsmittel.

ward im J. 1769 von der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia, deren Präsident damals Franklin war, nach Norriton in der Grafschaft Montgomery gesandt, um dort den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Die Resultate davon, und andere astronomische Bestimmungen, die er auf der selbsterbauten Sternwarte zu machen Gelegenheit fand, leisteten volle Genüge, und wurden vom Dr. Smith (in den amerikanischen philosophischen Transactionen Bd. 1) umständlich und mit ungemeinem Beifall beschrieben. Auch in seinen ferneren Beobachtungen auf der Sternwarte des Stadthauses zu Philadelphia zeigte er sich als einen gewandten practischen Astronomen. Mehrmals wurde er in den nordamerikanischen Provinzen zur Berichtigung der politischen Gränzen gebraucht, die da, wo man keine natürlichen annehmen kann, meist durch gerade mathematische Linien, fast mit der Schärfe der Gradmessungen bestimmt werden. Besonders setzte er die Gränzen von Pensylvanien fest, und endete dadurch manchen langen heftigen Streit mit den benachbarten Staaten und Landeigenthümern, wobei er eben so viel Uneigennützigkeit als Friedensliebe bewies. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm 1777 die wichtige Stelle eines Schatzmeisters von Pensylvanien, die er zwölf Jahre hindurch mit seltener Gewissenhaftigkeit und mathematischer Ordnung verwaltete. Selbst die höchste Direction des Münzwesens in den vereinigten Staaten wurde ihm 1792 übertragen; allein seine zunehmende Schwäche nöthigte ihn, dies Amt nach drei Jahren niederzulegen. Im J. 1791 widerfuhr ihm die hohe Auszeichnung, an des verstorbenen Franklins Stelle zum Präsidenten der nordamerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften gewählt zu werden. Eine kurze, aber heftige Krankheit endete zu allgemeiner Trauer sein verdienstvolles Leben am 20sten Juni 1796, in einem Alter von 64 Jahren. — Des Freiherrn von Zach monatliche Correspondenz ꝛc. Bd. 7., enthält Rittenhouse's Biographie mit dem Bildnisse des ehrwürdigen Alten. Sein Gesicht ist ein wahrer Spiegel des ruhig betrachtenden Geistes und der edlen Herzenseinfalt.

Ritter (Joh. Wilh.), war der geistreichste und thatvollste Physiker des neunzehnten Jahrhunderts. Schade, daß er sein Leben nicht auf eine längere Dauer eingerichtet hat. Ihm verdanken wir zunächst die eigentliche Einsicht in das Wesen des Galvanismus, der vorher nur als eine geheime, sonderbare Erscheinung angegafft wurde. Er hat ihn zuerst in die organische Welt eingeführt, und gezeigt, daß „den Lebensprozeß ein beständiger Galvanismus begleite,“ wodurch dem Physiologen mit einem Schlage das Thor einer neuen Welt weit aufgerissen worden. Wir halten diesen Ausspruch für eine Entdeckung, zu der sich unser Jahrhundert Glück wünschen kann. Zu solch tiefer Einsicht in den Geist der Natur kam Ritter aber nur durch rastloses Untersuchen ihres Leibes. Es hat wohl niemand mehr voltaische Säulen erbaut, niemand mehr Frösche getödtet, niemand mehr Stoffe und organische Theile in die Säule gebracht, als er. Zu seinen Versuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eines bestimmt aufzuopfern. So ein Auge für Lichtversuche, ein Ohr, eine Nasenhälfte, die Zungenspitze für galvanische Versuche. Nur er konnte ein System der electrischen Körper entwerfen. Wenn sein Buch hierüber nicht die gewünschte Abrundung hat, so muß man bedenken, daß dessen Druck einige Jahre dauerte, während deß er unaufhaltsam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Versuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In

Gilberts Annalen der Physik, in Voigts Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Electricität, Wasserzersetzung, Magnetismus verschiedener Metalle, über Meteore, Meteorsteine u. s. w. niedergelegt. Endlich stieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm sogenannten Siderismus, oder das Vermögen, entfernte Gegenständ e, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden, und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken, wissenschaftlich mit dem berühmten Metallfühler Campetti vor. Kaum im Begriff, uns seine Versuche und Theorien über diesen Gegenstand, der so wesentlich mit dem Mesmerismus verschwistert (oder vielmehr mit ihm eins) ist, mitzutheilen, hörte sein durch physikalische und chemikalische Versuche halb zerstörter Leib auf, weiter einer nichts berücksichtigenden Lebensart zu fröhnen. — Er war geboren den 16ten December 1776 zu Samitz bei Hainau in Schlesien. Er studirte Medicin, lebte gegen das Ende der Neunziger in Jena, wo er sich vorzüglich mit seinen galvanischen Arbeiten beschäftigte, übrigens in ziemlich kümmerlichen Umständen, wie solche Gelehrte pflegen. Es war doch eine Zeit, wo er vom Herzog von Gotha Unterstützung erhielt. Daselbst blieb er bis 1805, wo er einen Ruf als Mitglied der Akademie zu München erhielt, und nun erst hätte anfangen können, ohne Sorgen zu leben. Allein ein vorher aus Noth regellos geführtes Leben, wenn dazu noch eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Person kommt, ist nicht wieder ins Geleis zu bringen. Noth und Verdruß wütheten daher fort mit ihrem gewöhnlichen Verscheucher, der Uebertäubung mit geistigen Getränken einer Seits, und andrer Seits nagten Versuche Sinne und Glieder ab, tiefes Nachdenken und geniale Bücher mit ihren gewöhnlichen Begleitern, dem Unverstand, dem Neid und der Verfolgungssucht, schwächten das Nervensystem so, daß kein Organ mehr für das andre arbeitete, und sie aus einander fielen in einem Alter, das dem Manne das kräftigste ist. Er starb am 23sten Januar 1810 zu München. Unter den münchner Akademikern war er der fleißigste, unter den Physikern von ganz Europa der tüchtigste, unter den Lebensmenschen der unnachahmungswürdigste. — Möge seinen Kindern vergolten werden, was er der Welt geleistet hat, ohne den Lohn dafür empfangen zu haben! Om.

Rittergüter sind diejenigen Landgrundstücke, welche als Lehn von dem Adel besessen werden, und die vermöge der Lehnsverfassung nur unter das Besitzthum eines Adeligen kommen können. In manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen, gibt es unter den Rittergütern noch die Verschiedenheit der schrift- und amtsässigen; letztere stehen in Rechtssachen unter dem Amte als erster Instanz, erstere unmittelbar unter der Landesregierung. Die Vorrechte der Rittergüter in den verschiedenen Landen Europa's und selbst Deutschlands, sind sehr von einander abweichend, und über die Entstehung ihrer Freiheiten und besondern Rechte vergleiche den Art. Ritterwesen und Lehnswesen.

Ritterorden, s. d. Art. Orden.

Ritterpferde. Als im Mittelalter die Ritterschaft des Reichs und die freien Vasallen, vermöge der Lehnsverfassung, gehalten waren, dem Reichsoberhaupte, oder wenn sie Lehnleute eines Reichsvasallen waren, diesem Heerfolge zu leisten, wurde die Anzahl der von ihnen zu stellenden Kriegsmannschaft bestimmt, und solches unter dem Ausdruck Ritterpferde begriffen. Diese Obliegenheit der Lehnsträger gegen die Lehnsherren blieb, als in der Folge die Einrichtung des Kriegswesens sich änderte; die sonst aber wirklich unter dem Namen Ritterpferde gestellte Kriegshülfe wurde in eine Geldabgabe verwandelt, die den einmal

eingeführten Namen behielt, da sie für die erst persönliche Leistung der Kriegsdienste erhoben wurde.

Ritterschaft (s. d. Art. Ritterwesen, und Reichsritterschaft.)

Ritterschlag ist diejenige feierliche Handlung, durch welche vermittelst eines kreuzweis geführten Schlages auf den Rücken ein Individuum zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher solches verrichtete, mußte mit der ritterlichen Würde bekleidet seyn, so wie der, an dem es vollzogen wurde, das Alter von 21 Jahren haben, von edler Abkunft seyn, und durch Kriegsthaten sich ausgezeichnet haben mußte. Die deutschen Kaiser pflegten bei feierlichen Gelegenheiten eine Anzahl junger Ritter zu schlagen, besonders bei ihrer Thronbesteigung. Die Familie Dalberg, die durch wichtige Dienste sich um das Reich verdient gemacht hatte, genoß das Recht und die Ehre, daß wenn bei einer Thronbesteigung der Kaiser zum Ritterschlag schreiten wollte, der Reichsherold vorher mit lauter Stimme ausrief: ist kein Dalberg da? damit dieser zuerst vortreten, und die Ehre des Ritterschlags empfangen könnte.

Ritterspiele, Thurniere. Diese Kampfspiele verdanken ihre Entstehung und Einrichtung dem Mittelalter, und dem dieses Zeitalter belebenden Geist der Chevalerie, dessen romantisch-heroischer Charakter sich gefiel, auch durch Thaten der Tapferkeit sich in Friedenszeiten vor den Augen seiner Zeitgenossen auszuzeichnen. In Frankreich, wo zuerst sich der Geist des Ritterthums entwickelte, und von da über die andern Länder sich verbreitete, wo zuerst nach dem Umsturz der römischen Welt unter den neuern Völkern eine Nationalpoesie sich bildete, und die jugendlich kräftigen Gemüther des Volks begeisterte, entstanden auch die Ritterspiele, die bald allgemein, und von den andern Völkern gleichfalls angenommen wurden. Es war natürlich, daß der jugendlich lebendige Sinn des Zeitalters, der an wissenschaftlicher und geselliger Bildung damals noch keinen sonderlichen Geschmack finden konnte, sich sehr hingezogen fühlen mußte zu einer Ergötzung, die so ganz ihm gemäß war, und nichts konnte der Krieger anmuthiger und ergötzender finden, als Proben seiner Tapferkeit und kriegerischen Gewandtheit, die im ernsten Kampfe gegen den Feind so oft er bewiesen hatte, auch vor den Augen seiner Freunde, vor allen vor den Augen der Dame darzulegen, der es gelungen war, seinen stolzen und rauhen Sinn unter ihr sanftes Joch zu beugen. Der Charakter jener Jahrhunderte, die mit Recht als das Heroenalter der christlichen Völker betrachtet werden, war ein interessantes Gemisch von Religiosität, Kampflust und Liebe, und in allen Unternehmungen und Einrichtungen jener Zeit schimmern diese schönen Grundzüge durch die freilich oft auch vorherrschende Wildheit hervor, und mit Vergnügen bemerkt der Forscher jener Zeiten in dem oft blutigen und finstern Chaos der Geschichte eine Biederkeit und ein hohes Ehrgefühl hervorleuchten, die ihn mit Ereignissen wieder versöhnt, denen er seinen Beifall nicht gewähren kann. Im 12ten Jahrhundert erhielten die Thurniere in Frankreich sowohl als in Deutschland eine mehr feste und gesetzliche Verfassung, und es wurde nun die Art dieser Spiele, so wie das Recht, daran Theil zu nehmen, bestimmt. Könige und Fürsten sowohl als jeder freie Mann, d. h. jeder Adelige — denn in jener Zeit der Einführung der Ritterspiele gab es noch keinen dritten Stand, und als dieser sich in Italien und Deutschland endlich zu bilden anfing, war er noch nicht bedeutend und angesehn genug, mit unter die Vergünstigungen der ersten beiden Stände aufgenommen zu werden — konnten an diesen Spielen Theil nehmen, und der Herr eines großen Landes trug kein Bedenken, vor den Augen einer großen Volksmenge und einer

glänzenden Versammlung von Herren und Frauen, sich in ritterlicher Geschicklichkeit mit dem ärmsten Ritter zu messen und diesem den Dank oder Lohn streitig zu machen, den der Anordner des Thurniers für den Sieger in diesem Kampfspiele ausgesetzt hatte, und der gewöhnlich von den Fürstentöchtern oder sonst andern durch Schönheit oder Ansehn ausgezeichneten Frauen ausgetheilt wurde. Ein solcher Dank oder Lohn bestand mehrentheils in kostbaren oder seltenen Waffenstücken, mitunter auch in von der Hand der Dankaustheilerin verfertigtem kriegerischen Schmuck, als Feldbinden und dergleichen. Veranlassung zu diesen Ritterspielen, die nicht allein von Königen und Fürsten, sondern auch von Grafen, Rittern und Städten gegeben wurden, und die sehr kostbar und prachtvoll waren, gab irgend eine für das Land oder für den, der es veranstaltete, freudige Begebenheit. Es wurde dann gewöhnlich eine Zeitlang vorher bekannt gemacht, damit Entferntere sich gleichfalls einfinden konnten, und der Zusammenfluß von Menschen aller Art, Alters und Geschlechts war oft sehr groß. Gewöhnlich dauerte ein solches Thurnier mehrere Tage, und Tanz und Schmausereien wechselten mit diesen kriegerischen Ergötzungen ab. Nach den Gesetzen der Ritterschaft mußte ein Theilnehmer am Thurnier vorher seine edle und freie Geburt (Ahnenprobe) darthun, auch unbescholtener und reiner Sitten seyn. (In mehreren alten Statutenbüchern, besonders in Rüxners Thurnierbuch, finden sich die Gesetze der Ritterspiele aufgezeichnet.) Der Kampf selbst wurde zu Roß mit Lanze und Schwert in voller Rüstung geführt, und endete sehr oft blutig. Dies sowohl als der Mißbrauch, der in der Folgezeit mit den Ritterspielen getrieben wurde, bewog mehrere Päpste, sich dagegen zu erklären, und sie endlich zu verbieten. Dennoch dauerte ihr Gebrauch noch eine Zeit lang fort, bis endlich wiederholte Befehle des päpstlichen Hofes, die sogar die Uebertreter mit Kirchenstrafen belegten, das häufige Entstehn des Briefadels, vor allem aber die seit Maximilian I. und seit Anwendung des Pulvers im Kriege veränderte Kriegsverfassung und der dadurch sich so sehr ändernde Zeitgeist dem Ritterthume und diesen Spielen ein Ende machte. In Frankreich, Deutschland, England und Spanien waren die Ritterspiele am meisten im Gange; in dem erstern Lande, dem sie wie oben bemerkt, ihre Entstehung danken, endeten sie auch zuletzt, und nach Heinrich II. fand seinen Tod 1559 durch die Hand des Grafen Montgomery in einem Thurniere. Minder streng in Ansehung der Geburt war man übrigens bei Gelegenheit der Zulassung zu den Thurnieren in Frankreich als in Deutschland.

Rittersprung (Vorritt). Unter die besondern Rechte und Freiheiten der Oberlausitz gehört das Recht des Vorritts, das dieser Provinz vom Kaiser Ferdinand I. im J. 1544 zugetheilt wurde, und das darin bestand, daß ein Vasall dieses Landes sein auf dem Fall stehendes Lehn- und Rittergut ohne weitere Anfrage beim Lehnsherren und ohne dessen Genehmigung veräußern dürfe. Nach dem Gesetz durfte dies aber nur geschehen zu einer Zeit, wo der Vasall noch so bei Leibeskräften war, daß er in voller ritterlicher Rüstung einen Streithengst besteigen, und vor den von dem Lehnsherren abgeschickten Commissarien herumreiten konnte. Wenn ein solcher Fall eintrat, so wurden zu diesem Rittersprung oder Vorritt mancherlei Veranstaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüstung wurde angefertigt, diese sowohl als das zu besteigende Pferd vorher von den Commissarien gehörig geprüft und untersucht, und darauf den folgenden Tag unter Vorausreitung von vier Trompetern das Probestück von dem Vasallen abgelegt. Noch in den Jahren 1777 und 1778 wurde zu Bautzen diese Ceremonie vollzogen.

Ritterwesen, Ritterorden, Ritterpoesie, Ritterepopöe, Ritterromane. Ritterwesen, oder wie wohl würdiger gesagt werden sollte, Ritterthum schränken wir hier auf seine alterthümliche Bedeutung ein, und unterscheiden es von dem, was allerdings wohl als Fortsetzung jenes anzusehen ist, aber vielleicht zu ihm sich auch nur verhält, wie so manches Spätere zu seinem Frühern. Wir haben auch jetzt noch eine Ritterschaft, noch ein Ritterthum in mancherlei Form und Gestalt. Nicht nur über das Theater sehen wir von Zeit zu Zeit den Geist des alten Ritterthums in mancherlei Miniaturbildern, zürnend seiner Erniedrigung, schreiten. Auch außerdem noch hören wir von Ritterpferden, die aber schon längst zu todtem Metall erstarrt sind; von einer Ritterschaft, die statt dem fahrenden Kaufmann am Wege aufzulauern, friedlicher gesinnt und policirter, selbst bürgerliche Nahrung und Handthierung treibt; von Burgen und Schlössern, die auf nichts weniger eingerichtet sind, als vor dem Feind zu verbergen und zu verschließen. Allein diese Ritterschaft, in ihrem wunderlichen Aufzuge, mit mancher Masche des alten Harnisches auf ihrem modernen Gewande, und ihre bestäubten, halbzerfressenen Pergamente in die sentimentale Brieftasche eines zeitgemäßen Stutzers gepackt, näher zu bezeichnen und zu charakterisiren, das überlassen wir dem Diplomatiker, dem geistreichen neuen Staatsrechtsgelehrten und — kommen vielleicht hin und wieder nur des Contrasts wegen darauf zurück, doch — uns verwahrend gegen die Beschuldigung, als hätten wir hierbei die Vergleichung, die Hamlet zwischen dem alten und dem neuen König anstellt, vor Augen gehabt. Wir gehen in jene schöne, alterthümliche Zeit, die wunderreiche Blüthenzeit der christlichen Aera, zurück, wo das Leben noch nicht hinter der Kunst zurückblieb, und die Kunst bloß die Natur zu copiren brauchte, um ihre Ideale schön und vollendet hinzustellen. — Wie die Zeiten und Länder im Geist und Charakter der Kunst und Poesie sich abdrücken, so spiegeln sie sich nicht weniger im Leben, im Thun und Bestreben der Menschen ab, und um die edeln Geister einer Zeit und ihr Leben und ihre Individualität zu begreifen, muß man die geheimnißvoll bildenden Kräfte der äußern Zeitverhältnisse kennen, und genau in Rechnung bringen. Den Schlüssel, um den lieblichen Zauber, der das Ritterthum so verherrlichend umgibt, ganz vor uns aufzuschließen, gibt darum jene merkwürdige Zeit, die vielleicht fast zwei Jahrhunderte nach der völligen Auflösung der weströmischen Weltherrschaft im 5ten Jahrhundert — dem eigentlichen Schlußpunkt der alten Zeit — sich entfaltend, bis zu dem Licht, aber Kälte bringenden 16ten Jahrhunderte dauerte, und unter dem Namen des Mittelalters hinlänglich bekannt ist, verbunden mit der Rücksicht auf Charakter und Art der dabei interessirten Länder, um darnach die einzelnen Schattirungen im Ritterthume bestimmen zu können. Ritterthum ist die Blüthe, die der Baum der Menschheit im Thun und Wirken in dieser Zeit getragen hat, und darum die schönste, bezeichnendste Eigenthümlichkeit des Mittelalters. Denn der Geist eines Zeitalters wird doch vornehmlich nach dem Treiben und Thun der höher Gestellten und Vornehmern in ihm geschätzt, und jede Periode hat ihren repräsentirenden Adel. — In den Zeiten des Heidenthums, dessen Tendenz zum sinnlichen Genuß und zur irdischen Liebe unverkennbar ist, könnte die Menschheit in ihren ersten Repräsentanten keine höhere Helden aufstellen, als die, mächtig durch die Tapferkeit ihres Arms oder die Gewandtheit des Geistes, nicht ohne eine gewisse natürliche Unschuld, die jener Jugend der Welt eigenthümlich seyn mußte, sich zu Herrschern

emporschwangen, um von der Mitwelt genannt und geehrt, von Ueberfluß und Pracht umgeben, ein heiteres, genußreiches Leben zu führen; und, wenn der schönste Kampf des Ritterthums das Grab des Heilandes galt, so opferten sich die edelsten und gefeiertsten Helden Griechenlands für das Brautbett des schönsten Weibes auf. Daher jene Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Sieger das Weib nur als den Gegenstand seiner Lüste betrachtete, und die Helden Homers die schönste Gefangene für bestimmt hielten, das Bett des Mächtigsten zu schmücken. Daher jene Ausartung des alten Geistes in der spätern abgeblühten Zeit in sinnliche Wollust und Ausschweifung. Daher, daß alles geistige Leben, wo es öffentlich erschien, nur in Kunst und Poesie sich aussprechen konnte, sonst aber in Mysterien und in den Geheimnissen der Philosophie sich verbergen mußte. Wir geben es gern zu, daß das Heidenthum ein nothwendiges Product jener Jugend der Welt war, und daß selbst in dieser Sinnlichkeit der alten Welt jene Kindlichkeit, die in der schönsten Periode damit sich zu verbinden wußte, ein köstlicher, reizender Zug ist. Aber eben so nothwendig war es auch, daß das Heidenthum solche Früchte im Leben bringen mußte, die unter dem griechischen Himmel am schönsten reiften, aber unter den nachbetenden Römern, selbst da, wo sie als Patriotismus und Selbstaufopferung für die weltbeherrschende Stadt erschienen, nicht zu jener heitern Ausbildung gelangen konnten. Die fast in Caricatur ausgeartete Weichlichkeit und Herrschergröße Persiens und des übrigen Morgenlands können wir nur als Rahmen oder Arabeskenverzierung dieses großen Zeitgemähldes gelten lassen. — Mit der neuen Aera, die durch das wunderbare Zusammentreffen der durchs Christenthum in geistiger Hinsicht so geheimnißvoll bewirkten Revolution und jenes völligen Umsturzes der alten Thronen und Herrschaften durch das Einströmen germanischer Völker stark und unverkennbar bezeichnet ist, entwickelte sich ein völlig neuer Charakter der Menschheit, ein neues, völlig verschiednes Leben, im reinen Gegensatze zu jenem der alten Zeit, und wir wissen nicht, ob wir sagen sollen, dieser Geist sey bereits in unsern Tagen von dem staatsklugen, halb innerlichen, halb äußerlichen, höchst verständigen Menschen- und Zeitgeist unsrer Mitwelt, der für die Sinnlichkeit des griechischen Heidenthums zu unnatürlich, und für den heiligen Enthusiasmus des Mittelalters viel zu kalt und gemein ist, abgelös't worden oder nicht. So viel ist gewiß, daß wir im Bejahungsfalle eben nicht Ursache haben würden, uns des Tausches zu erfreuen, indem hier augenscheinlich alles auf Erstorbenheit und Reife mit allen Gebrechen des hohen, sich selbst vergessenden Alters hindeutet. Im andern Falle müssen wir wenigstens bekennen, jener Geist der alten christlichen Aera sey für uns nicht viel besser als ein verlornes Paradies, und das ritterliche Thun und Wesen unsrer Zeit nur ein leeres Spiel, wo nicht gar ein castrum doloris des schon längst zu den Seligen Uebergegangenen. — Das Christenthum hatte die Mysterien aufgeschlossen, der Tempel der Mythologie stürzte zusammen, der delphische Dreifuß verstummte, und das, was vorher nur als geheime Lehre und Glaube von wenigen Eingeweihten mehr geahnet als erkannt worden war, würde nun öffentliche Volkslehre, Volksglaube. Dies entschied über Sinnes- und Denkart der Menschheit in der folgenden Periode, und gab ihr eine ideale, höhere Richtung, die freilich eben so oft in Ueberspannung und Schwärmerei ausartete, als die Sinnlichkeit des Heidenthums in Wollust und Sybaritismus. Es war dem Gemüthe der Sinn für den Himmel aufgegangen. Die heilige Geschichte stellte in einer Reihe der idealsten Bilder das innere Leben der Welt, und

Gottes, so zu sagen, sinnlich dar. Die Zeit der Symbole und der Dichtung war vorüber; das in so manchen lieblichen Anklängen der alten Zeit Angedeutete war wirklich erschienen; und der Sohn Gottes hatte selbst auf Erden gewandelt, nicht wie in den Theophanien der alten Zeit, nur symbolisch und sinnbildlich, sondern in wunderbarer, eigentlicher, wesentlicher Vereinigung mit einer menschlichen Natur, mehr um zu wirken, als um zu lehren, mehr um zu seyn als um geahnet zu werden. Der Sinn für einen anfänglichen, seligen Zustand des Menschen, aus welchem er nur durch eine höchst traurige Verblendung gefallen war, ging wieder auf. Was die alte Welt in der Gegenwart und in der gemeinen irdischen Wirklichkeit gesucht, oft künstlich nachgebildet, und so sich immer weiter von ihrem Ursprunge entfernt hatte, das suchte man nun da, wo es doch allein zu finden ist, in der Zukunft und im Idealen; und wenn der Heiland das flammende Schwert des Cherubs, der das Paradies bewachte, zerbrochen hatte, so war die Eroberung der heiligen Stadt und des Landes, das die Füße des Göttlichen geweiht hatten, die schönste Offenbarung des zur Seele der Menschheit gewordenen Glaubens; und die Kirche stand da als der eigentliche Vorhof des Himmels, durch den allein der Weg in die Heimath möglich war, das schönste Kleinod der Zeit und das wahre Palladium des Lebens, nicht Vorbild, sondern wirkliche Vorhalle, durch die schon das Licht des Paradieses hereinleuchtete. Diese neue, ideale Ansicht, die als eigentliche Erfüllung eben so nothwendig auf die reale der alten Welt folgen mußte, wie das Symbol ohne den Gegenstand seiner Bedeutung ein leeres, trauriges Nichts ist, konnte sich nur langsam durch die Finsternisse der entstehenden Geister der alten Welt hindurcharbeiten. Endlich mußte ihr das römische Reich, diese größte und kühnste Ausgeburt des alten Geistes, Zeugniß geben, in der gewiß nicht ohne Wunder erfolgten Bekehrung seines größten Kaisers; und nun zu einem universellen Daseyn gelangt, wuchs sie groß und herrlich, bis sie in den Kreuzzügen ihren Culminationspunkt erreicht hatte, und von da allmählig wieder sank, vielleicht zur Vollendung und als Schlußstein des Ganzen nichts weiter fodernd, als daß eine verständige, prosaische Aera lehre, die oft genug verletzte Harmonie des Himmels und der Erde in einem allgemeinen Staaten- und Geister-Gleichgewicht herzustellen, wozu in unsern Tagen Anstalt gemacht zu werden scheint. — Sehen wir nun Ritterthum, wie wir oben bemerkten, als die Blüthe an, die die That und Kraft der Menschheit in dem Zeitalter desselben getrieben hat, so darf es uns nicht wundern, daß, was das allgemeine Element war, Glaube, Ehrfurcht gegen die Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unsichtbaren Welt, ein schöner, idealischer Schwung, der erste Charakterzug des Ritterthums war. Fürst und Unterthan, Hohe und Niedrige, ergriffen mit Begierde das Wort vom Himmel. Die Kirche war das Licht, das Allgemeinmenschliche in dieser Zeit, und so konnte auch der Rittergeist in nichts anderm sich vorzüglicher und bezeichnender aussprechen, als in Ehrfurcht gegen die Kirche, in heiliger Scheu vor diesem wunderbaren Heiligthum, dem vom Himmel gefallenen Bilde der pessinuntischen Göttin, in Schutz und treuem Dienste, der Kirche in allen Nöthen, Gefahren und Anliegen geleistet. Wir sehen dies als den ersten, hervorstechenden Zug des Ritterthums an, und wenn Geistliche überall das ganze Institut leiteten, und Schwert und Roß des Ritters erst weihen mußten, so war dies der natürlichste Zoll, der der Kirche entrichtet werden mußte. Daß die Kirche, als sie ausartete, nicht mehr das belebende Princip für das Ritterthum seyn

konnte, wie vorher; daß überhaupt dann die Elemente, die zur schönsten harmonischen Vereinigung bestimmt waren, aus einander gingen, und sich feindlich theilten, ist bekannt; und wenn die Kirche ihre heilige Bestimmung vergaß, so setzten die Ritter nicht weniger ihre Pflichten aus den Augen, und so kams zuletzt, daß Kirche und Ritterthum, durch tausend Beziehungen geschwisterlich vereinigt, jetzt in dem unseligsten Zwiste befangen sind, und gerade niemand die Kirche weniger schätzt und ehrt als unser Adel. — Indeß gestaltete sich nun auch das Ritterthum nach der Individualität seiner Zeit, seiner Länder und anderer zufälligen Umstände auf eine eigenthümliche Weise, und der Einfluß dieser Ursachen verdient hier vorzüglich bemerkt zu werden. Wir meinen dieses, wenn die Geistlichkeit und die Sänger im Mittelalter das Höchste im Gebiet des Wissens und der Speculation erreichten, und dem Geiste ihrer Zeit gemäß, durch Errichtung jenes künstlichen theologischen Lehrgebäudes, das unsern unglaubigen Zeiten bis diese Stunde ein unerklärliches Räthsel ist, ihren höchsten Triumph feierten; so meinen wir, was die Menschheit in jener Periode Großes und Herrliches in That und äußerer Kraftäußerung, und da diese eben auch nur, wie Speculation jener Zeit, auf die ideale Lebensansicht gerichtet war, was die Menschheit damals für den Glauben und das Christenthum durch That und Handlung habe leisten können, das sey durch das Ritterthum geleistet worden. Aber um nun dem Ritterthum gerade die eigenthümliche Gestalt zu geben, die es hatte; es gerade in der Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher es erschien, dazu wirkten so viele besondre Umstände mit, und selbst diese Gestalt war nach den verschiedenen Himmelsstrichen und Gegenden, unter welchen das Ritterthum auftrat, höchst verschieden und mannichfaltig. — Das Ritterwesen, als dieses besondere, individuelle Zeitproduct, verdankte seinen Ursprung der eigenthümlichen Bildung und Weise germanischer Völker, von welchen überhaupt die äußere Form aller öffentlichen Einrichtungen in der christlichen Zeit ausgegangen ist. Vielleicht ist der Ursprung davon schon in der Eigenthümlichkeit der alten germanischen Kriege zu suchen, von welcher auch das Lehnswesen und der Erbadel sich ableitet. Schon Hermanns Kämpfe waren mehr Ritter- als eigentliche Kriegszüge. Wen Geist und fröhlicher Muth trieb, der zog aus, den Schwächern zu bekämpfen. Ihm schloß sich eine Schaar an, die dem Ruf des Führenden folgte, und die Natur deutscher Biederkeit und Treue machte es nicht über sich gewinnen, von dem, dem einmal das Wort gegeben war, sich so bald loszusagen; so wie es eben aus dieser Weise des deutschen Geistes folgt, daß jene Freien, die solche Ritterzüge führten, bei aller Verschiedenheit der Abstufung, sich unter einander als ebenbürtig ansahen, und den Dienenden entgegensetzten. So entstanden bei dem tiefen Gefühl für Freundschaft und Bundestreue, das dem Germanen Charakter war, bald überall einzelne Verhältnisse und Verbindungen mit engern und weitern Abstufungen und, wie die Funken des freien Geistes da und dort aufleuchteten, so bildeten sie auch sogleich einen Kreis um sich, den sie erhellten. Das alte homerische Wort: Einer sey Herr! bewährte sich vom Anfang an in der deutschen Nation auf eine sehr bestimmte Weise, und der Gegensatz des herrschenden Geistes und der dienenden Beschränktheit trat wohl in keinem andern Volke schärfer und durchgreifender und in mannichfaltigern Gestalten hervor. Durch die hohe, uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald zu dem Glauben an Erblichkeit des Geistes, und dieser Glaube rechtfertigte sich wieder in dem edeln Feuer der Nacheiferung, mit welchem der Sohn den Tugen-

den eines berühmten Vaters nachstrebte, so daß sich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Schattirungen, vom Herzog bis zum freien Mann mit seinen Leuten herab, theilte, und schon Carls des Großen Kaiserwürde war nichts anders als der größte Ring, der die zahllosen Ringe der Herzoge, der Grafen, der adeligen Freien u. s. w. zusammenfaßte, alles eins in dem ehrenden Namen der *Ritter*. Wie dieser eigenthümliche Geist germanischen Volksthums sich überallhin ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung sich ergoß, so wiederholte sich auch in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien das nämliche und mit dem Lehnswesen und dem Vasallenverhältniß fand auch der Gattungsbegriff davon, das Ritterwesen, überall Eingang. — Daß nun, was jeder weiß, der Name Ritter vom Reiten herkomme, und daß man, wie pünktliche Chronikenschreiber angemerkt, in Deutschland erst in den Kriegen mit den leichtberittenen Ungarn, Avaren, besser mit dem Pferde bekannt worden sey, daß die, welche ihre leichtbeweglichen Feinde mit gleichen Waffen, nämlich zu Pferde, angriffen, nun Caballarie, Chevaliers, Cavaliers und zu deutsch Ritter genannt worden seyen, daher auch der Ursprung des Ritterpferdes, das möge der Vollständigkeit wegen noch hier stehen. Lieber bemerken wir noch, daß der Ritterstand, wie die Natur selbst ihn als ein Ganzes hinlänglich ausgezeichnet hatte, das sich in allen seinen Theilen, so verschieden an Größe und Bedeutung und Rang sie seyn mochten, in dem Begriff des *Herrschens* gleich war, nun auch sich selbst äußerlich als ein Ganzes constituirte, und dazu vielleicht manches aus einer niedrigern Sphäre, z. B. den Handwerkszünften und Mönchsorden, borgte, und früh vorbereitet, als abgeschlossenes Institut erst seit dem 11ten Jahrhundert bestand, und bis zu seiner Vollendung fortdauerte. Jede Seite des Menschengeistes arbeitet sich durch die herrlichen Epochen eines freien Ergusses zu bestimmten Formen hinan, und so nothwendig und unvermeidlich ihm dies ist, so gewiß bereitet er sich auch allemal in diesen Formen sein Grab, und über dem Abgeschlossenen und Fertigen wölbt sich die Puppenhülle des Todes. So wurden jene natürlichen Scheidungen der Mündigkeit und Unmündigkeit, der Echtheit und Unechtheit, der Unbescholtenheit und der Befleckung, die den Stand schändete, im Ritterthum nach und nach auf bestimmte Formen und Gesetze zurückgebracht. Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem *Buben* oder Pagen an, der am Hof eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14ten Lebensjahre wurde der Bube zum *Knappen*, und wartete der Pferde und Waffen seines Meisters, ihn selbst zu Pferde begleitend, und im 21sten Lebensjahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum *Ritter* geschlagen. — Der *Zweikampf*, dasjenige Gottesurtheil, das das ehrenvollste und ritterlichste schien, entschied über ihre Streitigkeiten; *Wappen* kamen auf, die *Ahnenprobe* wurde auf sehr genau bestimmte Gesetze zurückgeführt u. s. w. — Hier aber müssen wir noch einmal auf eine frühere, damals mehr im Vorbeigehn gemachte Bemerkung zurückkommen. Der Ritterstand war der *herrschende*, und darum *repräsentirende* Stand. Ihm gebührte also auch das Beste, das die Länder trugen, und in seinen Schlössern, die mit ihren Pflegen und Besitzungen der Ahnherr als seinen Antheil an der Beute, statt des entehrenden Soldes, ritterlich erworben hatte, mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß nicht weniger als die schönsten Blumen der Kunst und Liebe zu finden seyn. So war der Ritter auf seinem Schlosse unumschränkter Herr; so führte er, ein Kaiser im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden; so artete, vom

Bewußtseyn der Unbeschränktheit zu weit verführt, mancher Ritter zum Raubritter aus, der dem fahrenden Kaufmann am Wege auflauerte und manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich lös'te — besonders in Deutschland, wo, der Natur der genialen Reichsverfassung gemäß, die Freiheit des Einzelnen noch unbeschränkter war als in andern Ländern, und oft unter schwachen Kaisern zu wahrer Zügellosigkeit wurde. — Aber eben, weil er der Herrschende war, so zog nun freilich auch der Ritter alles das in seinen Kreis, was ihn als den Herrn bezeichnen und schmücken konnte. Nicht nur die glänzendsten Waffenrüstungen bedeckten ihn, wenn er auszog. Fern von der Arbeit der Knechte, ergötzte ihn, wenn er auf seiner Burg haus'te, die ritterliche Lust der Jagd; oder die genußreiche Betrachtung seiner blühenden, üppigen Fluren; oder ein heiteres Bankett, wo der Wein in reichen Strömen floß, und der Gesang des Minnesängers fröhlich hindurchklang. — Dann aber zog er wieder aus mit seinen Reisigen, jetzt in den Kampf mit den Feinden seines Lehnsherrn oder den eigenen, jetzt zum festlichen Thurniere, wo alles, was Pracht der Erde geben kann, vereinigt war, Feste auf Feste sich drängten, und der Dank, aus den Händen der schönsten Dame empfangen, die zarteste aber eben deßwegen köstlichste Belohnung des Siegers war. — So erscheint uns der Ritterstand als der natürliche Verweser der irdischen Herrlichkeit, als der Repräsentant des glänzenden Lebensgenusses, der feinen Lebensart seiner Zeit; und wenn überall nur der Freie besitzen und genießen soll, und Genuß und Heiterkeit nicht in gemeiner Weise, sondern mit zartem Sinn und echt menschlicher Bedeutung, der natürliche und unentbehrliche Schmuck des Besitzes ist, so sehen wir im Ritter die Blume der irdischen Macht und Schönheit seiner Zeit, die ja im Kreise eines Volks eben so nothwendig ist, wie im Reichthum der Wiese der bunte Farbenschmelz der Blumen. — Nehmen wir nun aber diese Eigenthümlichkeit des Ritterthums zu jenem Einfluß, den die durchs Christenthum völlig umgekehrte Lebensansicht auf dasselbe äußern mußte, so sehen wir ganz natürlich jene herrlichen, bedeutungsvollen Züge des Ritterthums hervorgehn, die ihm einen unwiderstehlichen Reiz ertheilen. Hieraus erklärt sich jene sogenannte Chevalerie, die vielleicht aus Courtoisie (curialis facetia, Höflichkeit) und Galanterie bestand. Die irdische Liebe durfte im Kreise eines solchen Lebens nicht fehlen, denn sie ist ja das Höchste, was die Erde bringen mag. Aber nun war es nicht mehr jene gemeine sinnliche Liebe des Heidenthums; nun war sie durch die christliche Ansicht sublimirt, und so entstand jene zarte Minne, wo der Ritter nur durch Treue und seiner Thaten gefeierte Größe des Wohlgefallens seiner Dame sich zu versichern strebte; wo er Gott und seiner Dame sich empfahl, wenn er ins Gefecht zog, und mit züchtiger Sitte und kindlicher Scheu von jedem unreinen Beginnen sich zurückhielt. — Dies der eigenthümliche Geist der so weit verbreiteten Chevalerie. — Nahe hiermit hing jenes zweite Hauptgesetz alles Ritterthums zusammen: Schützer des schwächern Geschlechts zu seyn, und die Frauen, selbst unbewehrt, in dem Arm des Ritters Wehr und Waffe zu jeder Zeit finden zu lassen, Galanterie. — Ebendaher erklärt sich auch der eigenthümliche Geist der Ritterabenteuer. Abenteuer sucht überall der Held, der Mächtige, der Herrschende. So zogen die Helden der Argo dem goldnen Vließe nach, und die des Homers kämpften vor Ilium. Aber der christliche Ritter zog für das Kreuz oder für die züchtige Liebe seiner Dame, oder für den lieblichen Weihrauch des Ruhms, immer mit Glauben im Herzen, aus in ferne Lande. Es

zog sich durch seine erbittertsten Kämpfe ein Strahl von Höflichkeit und Rechtlichkeit, und er befleckte sein Schwert, wenn er von dieser Scheidelinie abwich, etwa im Vortheil der Waffen gegen seinen Feind; er zu Pferd, dieser zu Fuß war u. s. w. — Endlich fällt nicht weniger hier in die Augen, wie gerade Thurniere mit ihrer unendlichen Pracht und ihren feinen zarten Bestimmungen die eigentlichen Ritterfeste seyn mußten, und wie die einzelnen Gesetze derselben, die eben so sinnreich als unverletzlich waren, meistens nur aus diesem Geiste des Instituts erklärt werden können. — Alles dies wurde durch den romantischen Geist des Zeitalters (siehe den Art. Romantisch) in den Ländern der Romantik noch bestimmter ausgebildet, und bekam dadurch unstreitig jenes bunte, reiche, farbige Gewand, das im Ganzen des Ritterwesens nicht verkannt werden mag, so wie gerade diese bunte Mannichfaltigkeit der Charakter der Romantik ist. Indeß gilt dieß doch zunächst und hauptsächlich von den romantischen Ländern bloß, und z. B. in dem nordischen Ritterthum stört uns die erwähnte Mannichfaltigkeit weit weniger. — Erblicken wir hiernach im Institut des Ritterthums ein großes, bedeutendes Glied in der Kette des menschlichen Seyns und Thuns in der christlichen Aera, so glauben wir wenigstens keinen Hauptpunkt in unserer Deduction ganz unberührt gelassen zu haben. Es ist uns nur noch übrig, einiges über die Geschichte des Ritterwesens im Allgemeinen zu bemerken, und dann in einem kurzen Anhang Andeutungen über einige Gegenstände mitzutheilen, die nicht zum Wesen des Ritterthums gehören, aber doch aus demselben hervorgegangen und durch dasselbe vielfältig bestimmt worden sind, Einfluß des Ritterthums auf die angränzenden Sphären der Poesie und Kunst. — Wie alle Keime nicht sogleich zu Blüthen, und alle Blüthen nicht sogleich zu Früchten werden, sondern der Kreis des Jahrs in bestimmten Abstufungen vom jungen Grün des Frühlings bis zum fahlen Gelb des Herbstes die mannichfaltigsten Zustände durchläuft; wie dieselbe Pflanze im Süden anders gedeiht, als im Norden, und im fruchtbaren Erdreiche üppiger emporwächst als unter Dornen und auf Felsen; so sehen wir auch das Ritterthum, von einer schönen kraftvollen Kindheit beginnend, eine herrliche Reife und Vollendung späterhin erlangen, bis es nach durchlaufenem Ringe, wie alles Zeitliche, wieder seine Endschaft erreichte, und dabei eigenthümliche Farben und Gestaltung annehmen von den verschiedenen Ländern und Verfassungen, unter und in welchen es blühte. — Ritterromane nicht nur, sondern die Geschichte selbst führt uns in die Zeiten Carls des Großen zurück, um die ersten blühenden Zeiten des Ritterthums, vielleicht sein fabelhaftes Heldenzeitalter zu sehen. In allen alten Ritterepopöien erscheint Carl der Große mit seinen zwölf Pairs als das Haupt des Ritterwesens, und an ihn schließt sich die Geschichte des fabelhaften Arthus mit der Tafelrunde, so wie der eigenthümliche Fabelkreis der Amadisse an. Allein überall ist es offenbar, daß man sich noch auf fabelhaftem Boden, in der Zeit, da die Geschichte noch ungewiß ist, befindet — vergleichbar der Ungewißheit griechischer Geschichte vor der Rückkehr der Herakliden. Aber wer mag die Rolande, die Ferragus, die Rinalde von Montalban u. s. w. für durchaus unhistorische Personen halten? oder den armen Erzbischof Turpin, sey er oder ein anderer der Verfasser der Chronik, die seinen Namen trägt und die einzige Quelle für diesen Kreis ritterlicher Poesie aus Carls des Großen Geschichte ist, beschuldigen, nicht einmal das, was die Sage erhalten hatte, wiedergegeben habe? — Dasselbe gilt von den Rittern des heiligen Graals und dem König Arthus; dasselbe von den

Amadissen, die, ohne an Carl den Großen oder Arthus sich anzuschließen, mehr die Ritter einzelner Abenteuer als großer Zeitbegebenheiten gewesen zu seyn scheinen. In der Dämmerung des Morgenroths wollen wir nicht verlangen, die Gestalten genau unterscheiden zu können, und so sind wir zufrieden, in den Sagen von Carl dem Großen die erste jugendliche Regung des Rittergeistes im Kampf gegen die einbrechenden Araber, ein Vorspiel des viel höhern Kampfes gegen die Sarazenen im heiligen Lande, in den Sagen von Arthus dieselbe im Kampf gegen die einbrechende Uebermacht des nordischen Heldengeistes, durch welchen diesem seine Gränze angewiesen wurde; in den Dichtungen des Niebelungenlieds dieselben im großen, ernsten Gemüthe des Nordländers, dem der deutsche Ritter sich anschließt; und in den Amadissen die ersten Spuren abenteuerlichen Ritterlebens in einzelnen Unternehmungen zu erblicken. — Lange mochte der Uebergang von der fabelhaften Zeit, diesem Ausdruck der Kindheit des Ritterwesens, bis zur ebnen, sichern, bestimmten Geschichte der schönen, ausgebildeten Blüthenzeit des reifen Alters dauern. Da mochten manche Großthaten geschehen, und die Ritterkämpfe in Deutschland, in den Kriegen der Kaiser, in Frankreich unter den Großen des Reichs; die bürgerlichen Kriege in Spanien mit den Mauren waren herrliche Vorübungen des viel Größern, das da kommen sollte. Da that sich (vom Jahre 1095 bis gegen 1270) ein Lichtquell in Osten auf, und der Ruf des Kreuzes rief den Ritter aus Süd und West und Nord zu einem würdigen Schauplatz seiner Thaten. Das heilige Land zu erobern, die heilige Stadt zu gewinnen, das war ja für Ritterwesen und Bestimmung ein herrliches Ziel; und mag es immerhin scheinen, als sey alle diese kostbare Kraft an eine Chimäre verschwendet worden, so war doch die Idee, welcher gehuldigt ward, die höchste und schönste. Sehen wir ja doch auch nach dem wunderbaren Willen des Verhängnisses alle Helden, die Troja erobern halfen, die Früchte ihrer Anstrengungen in darauf folgenden Abenteuern wieder verlieren (einer ernsten Nemesis den unverweigerlichen Tribut bezahlend), und so scheint überall die Menschheit hier nur bestimmt zu seyn, die höchste Sprosse wohl zu ersteigen, ohne sie jedoch behaupten zu können. Idee soll und muß Idee bleiben, aber nichts desto weniger soll der Mensch sein Alles an sie wagen. — Hier in den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einem kleinen geweihten Plan zusammen beschworen, hier nahmen sich Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, vom Unglück des Kriegs verfolgt, in Jahre langer, schimpflicher Gefangenschaft; hier geschahen Thaten, wie sie ein Tasso nur treu nachzubilden brauchte, um das Höchste zu zeichnen; hier wurden im Kampf und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, reine Minne rc. in ihrem höchsten Glanz geübt, und wenn das heitere Reich der Fabel, der Zauberei und Feerei verschlossen und verschwunden war, so stand hier die klare, helle Wirklichkeit, der Kampf der ganzen christlichen Ritterwelt für Glauben und das Grab des Herrn, so nahe dem Reiche des Wunderbaren und Unglaublichen, daß es unsrer gemeinen Zeit nicht zu verdenken war, wenn sie das Schlechteste und Erbärmlichste zusammenscharrte, um den Glanz dieser wunderreichen Periode für ihre blöden Augen in die nöthige Dämmerung zu hüllen, und die Bedeutung der Kreuzzüge ihrem Unglauben begreiflich zu machen. — Hier können wir nun die Behauptung nicht zurückhalten, daß uns als die schönste, ritterlichste Blüthe, in welche unter so vielen andern die Kreuzzüge aufgingen, die Ritterorden erscheinen, gleichsam das Allerheiligste des Ritterthums, in welchem sich

der Geist des Ritterwesens recht idealisch offenbarte. Ihrer entstanden, theils vor, theils während der Kreuzzüge v i e r in dem heiligen Lande, unter welchen die drei frühsten, der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutsche Orden (siehe d. Art.) am berühmtesten waren. Pilgernde Ritter, sich unter festen, strengen, idealischreinen Gesetzen verbindend zur Pflege kranker Glaubensbrüder, und zum Schutz der vom Sarazenenübermuth Gedrückten; mit den Dienern der Kirche zugleich in Bruderbündniß getreten, und nun nur Schritt vor Schritt der wachsenden Uebermacht des Islams weichend, und noch im Weichen mit ungebeugtem Muthe Wunder der Tapferkeit thuend — der hohe Muth des kühnen, zum Herrschen bestimmten Ritters gemildert durch das sanfte Licht des Glaubens, der christlichen Demuth, des alles verläugnenden Gehorsams gegen des Ordens Gesetze, und nun von Kaisern und Königen mit Liebe gepflegt, beliehen mit weiten Herrschaften und Ländern; ja, als im Osten das Feuer des heiligen Kampfes schier verlöscht war, in den kalten Norden wandernd, um das Kreuz mit dem Schwerte zu verkündigen, gewiß, dies ist die Krone des Ritterthums, und noch jetzt ehrt die Mitwelt diese hohe Stiftung, indem sie nicht besser ihre Helden belohnen zu können glaubt, als wenn sie, diesen Instituten nachgebildet, Orden stiftet und die Kreuze derselben ihren Kämpfern als Ehrenzeichen ertheilt, ob auch die Sache vergangen ist, doch im Namen noch das Untergegangene ehrend. — Vor den Kreuzzügen war indeß der Geist des Ritterwesens in den verschiedenen Ländern höchst einseitig gewesen. Anders der französische Ritter in seiner Leichtigkeit und Gewandtheit, in echt romantisches Gewand sich kleidend, oft so des Halts und der rechten Kraft entbehrend. Anders der spanische Ritter mit seinem heißen Blut und seiner ernsten Beharrlichkeit, oft in der Glut der Eifersucht und Rache das Ziel überschreitend. — Der deutsche Ritter mit seiner Rohheit und Ungeschliffenheit, aber im Besitz der schönsten Rittertugenden, einer festen, unerschütterlichen Treue, einer hohen Tapferkeit und Glaubensinnigkeit, konnte leicht seinen Nachbarn mehr mittheilen, als von ihnen annehmen. Wie lieblich schmolzen nun nicht in den Kreuzzügen diese einzelnen Elemente in einander, und wie theilten sich nicht im Wechseltausch die Nationen gegenseitig mit, so daß jeder bereichert mit den Vorzügen aller überallhin nur das Vortreffliche und Höchste brachte. Selbst die hohe Cultur des Morgenlandes und die sinnliche Verfeinerung der Sarazenen theilte den christlichen Rittern sich mit, und glättete manche rauhe Seite an ihnen ab, und gesellte zum Guten auch die gefällige Form, so daß die feine Sitte und Lebensart im Ritterstand, und die ausgebildetste Chevalerie erst von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Nur freilich, die schönste Knospe trägt nicht nur oft schon den Wurm in sich, der das Herzblatt zernagt hat, ehe sie sich noch ganz aufschließen konnte, sondern die brennendste Farbe der Rose steht doch schon der bleichen Todtenfarbe des Verwelkens näher, als das schöne frische Grün des jungen Blattes. Und so sehen wir bald nach den Kreuzzügen das Ritterwesen sinken, und vielleicht durch jene Verschmelzung der Individualitäten zu einem schönen harmonischen Bild in der ersten Zeit den Grund gelegt zu jener allmählig wachsenden Gemeinheit und Plattheit im Ritterwesen, die schon in dem barocken Treiben der f a h r e n d e n, d. i. Abenteuer suchenden, Ritter sich aussprach und bald nach den Zeiten der Reformation, nicht ohne Mitwirkung des unlängst erst erfundenen, Muth und Tapferkeit des Arms leicht ersetzenden Schießpulvers immer weiter überhand nahm, bis jetzt wohl nur der Name des alten Ritterthums noch übrig, der

Geist aber längst entflohen ist. Hehr und im Geist der alten Zeit, gleichsam ein trauernder Riesenschatten über dem Grabe des eingesunkenen Ritterwesens, steht der edle Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand im 16ten Jahrhundert da, und diese Erinnerung an ihn sey ein würdiger Schlußstein unsers redlich gemeinten Worts über Ritterthum, nicht ohne nächste Veranlassung des herrlichen Denkmals, das der Dichter der Deutschen dem großen, unbesiegten Ritter für alle Zeiten in seinem herrlichen Trauerspiele gesetzt hat. — Machen wir nun noch in einem kurzen Anhang von dem Gesagten Anwendung um Ritterpoesie, und zwar in ihren beiden Hauptarmen, der Ritterepopöie und dem Ritterromane zu bestimmen. Wo das Ganze und der Geist der Zeiten so viel gethan hat, um einen Stand zu erheben, und ihn mit dem Köstlichsten der Erde, gleich als das geliebte Schoßkind und den Erstgebornen auszustatten, da darf auch die holde Gabe der Poesie nicht zurückbleiben, und ein Achilles soll auch seinen Homer finden, der ihn auf den Flügeln des Gesangs auf die Nachwelt trägt. Daß nun der Geist der Poesie in der Periode des Ritterthums größtentheils romantisch war, und nur im Norden einen eigenthümlichen Geist aus der alten Zeit mit herübergenommen hatte, glauben wir unter dem Artikel Romantisch zu zeigen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Troubadouren im südlichen, die Trouveren im nördlichen Frankreich, und die Minstrels (Ministriers, ministeriales, Hofleute) in England keinen würdigern Gegenstand ihrer Lieder finden konnten, als die Thaten der Ritter, auf deren Schlössern sie immer willkommen waren, und die gastlichste Aufnahme fanden. Ja wie Ritter in allen heitern Künsten des Lebens die Palme zu ersiegen wußten, so nahmen sie selbst Harfe und Guitarre, und sangen dazu von ihrer Minne, und von ihren Thaten. In der Provence entstand ein Cour d'amour, der bei den poetischen Wettkämpfen der Ritter entschied, und in Spanien ließ der Ritter, der im Kampf mit gewaltiger Rechte das Schwert zu schwingen wußte, die zarten Saiten der Liebe unter dem Fenster der Geliebten ertönen. Hier erging sich die Poesie in echtromantischem Gewande, und liebliche Wechselgesänge (tensons), Schäferidyllen (pastourelles), poetische Gespräche (sirventes), Sonette und dergleichen, waren nur Variationen der, Liebe und Ritterlichkeit athmenden, Romanzen, flatternde Blüthen und Blumensträuße am herrlichen Baume der Romantik. Ernster und größer war die Ritterpoesie Englands, Deutschlands und besonders der Nordländer. Im Nibelungenlied, der Ilias und Odyssee des Nordens, weht ein Geist, geheimnißvoll, heroisch, erhaben, grotesk, wie die Berge und Thäler des Nordens selbst mit ihrem unendlichen Schnee und gefahrvollen Wildbahnen. Aber immer ist es nur Ritterthum, besonders Ritterthaten und Abenteuer, die darin besungen werden. — Doch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erhielt die Ritterpoesie durch das Fabelhafte, Wunderbare, das die Kindheit des Ritterwesens, wie wir oben bemerkten, auszeichnete, und Poesie that auch hier wie überall das Ihrige, um die Ungewißheit noch größer zu machen, und das Geschichtliche noch weiter hinein in die Dämmerung des Fabelhaften und Wunderbaren zu rücken. So kamen die abenteuerlichen Dichtungen von Riesen und Zwergen, von Feen und Zauberern und Zauberinnen in den Kreis der Ritterpoesie, und wir mögen wohl zugeben, daß die äußere Veranlassung zu den Feenmährchen von den Arabern kam, aber wir behaupten dessen ungeachtet, daß, wenn auch dies nicht gewesen wäre, die Ritterpoesie sich selbst diese Dichtungen geschaffen haben würde. Ja mögen auch Provenzalen und

Spanier, und die südlichen Deutschen ihre morgenländischen Feenpalläste von den Arabern entlehnt haben, so dünkt uns, sind doch die Dichtungen vom Zauberer Merlin, von den Riesen und Zauberinnen des Nordens ꝛc. gewiß, unabhängig von dieser Quelle, aus dem eigenen Boden hervorgetrieben. Der Geist des Christenthums zu dem Wunderbaren der Zeiten konnte wohl kaum für Poesie ein andres Resultat geben, und gewiß, diese Mythologie war die einzig mögliche in einer christlichen Ritterpoesie, offenbar anders unter den nordischen und anders unter den südlichen Völkern ausgebildet. Hierdurch aber begründet sich zugleich auch ein auffallender Unterschied zwischen der Ritterpoesie von den frühern Jahrhunderten, und der von den Kreuzzügen, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß dem sinnvollen Dichtergemüth auch der reingeschichtliche Grund dieser letztern nicht genügte und darum, dem Geist einer sehr gläubigen Zeit angemessen, auch in die poetischen Darstellungen der Kreuzzüge das schöne Farbenspiel jener Mythologie herübergenommen wurde, wenn, wie sich von selbst versteht, in die Epopöie der Kreuzzüge, so auch sogar in den seiner Natur nach nie über eine idealisirte Wirklichkeit sich erhebenden Roman. — Wir unterscheiden als die beiden Hauptarme der Ritterpoesie, Epopöie und Roman, und wir werden unter dem Artikel Roman zeigen, daß wir Epopöie überhaupt als schönen, phantasiereichen Traum des Möglichen, Roman aber als die idealisirte Abspiegelung des Wirklichen, jene darum vorzugsweise als die Dichtung von dem jugendlich aufblühenden Leben eines Zeitalters, das, wie das Kindesalter nach Göthe, immer mehr verspricht als es hält, diesen aber zunächst als das dichterische Bild von dem Fertiggewordenen, in seiner Art Vollendeten anzusehen haben. Was nun aber Ritterepopöie und Ritterroman im Allgemeinen betrifft, so stehe hier in Beziehung auf die vorhin gemachte Bemerkung die ziemlich barocke aber ernstlich gemeinte Behauptung, daß alle eigentlichen Ritterromane wohl nur a potiori diese Benennung erhalten haben, und sie in der That nichts weiter sind, als früherhin in poetischem und später in prosaischem Gewande ausgeführte Epopöien, vielfältig an die Ilias und Odyssee und die damit zusammenhängenden cyklischen Dichter erinnernd. Die Ritterromane sämtlich, einige von den Kreuzzügen ausgenommen, die festern Grund und Boden haben, aber dafür auch der poetischen Bedeutung ermangeln, schweben auf der schmalen Gränze zwischen Fabel und Dichtung, zwischen Wunder und Wirklichkeit, und nehmen überall einen cyklischen Charakter an, so daß in der That nur die Form entscheidet, ob man Epopöie oder Roman anzunehmen habe. Was sonst Roman war, hat die neuere, fruchtbare Allerweltspoesie in Epopöie verwandelt (man denke an Alxingers Doolin von Mainz, den Huon de Villeneuve im 13ten Jahrhunderte als Roman gab), und das Merkwürdigste dabei bleibt immer, daß noch kein Aesthetiker, von Blankenburgs Versuch über den Roman an bis auf unsre Zeiten, im Stande gewesen ist, dem Ritterroman seine rechte Stelle anzuweisen. Dies rechtfertigt unsre Behauptung, und zerhauen wir also nur den Knoten und sagen: über die jugendliche Periode des Ritterwesens floß Roman und Epopöie in Eins zusammen; allein über die Blüthenzeit desselben in den Kreuzzügen schied sich zwar Epos und Roman etwas genauer, indeß, wenn jenes allein in Tasso's unsterblichem Werke die Palme ersiegte, so konnte der Roman, ein dichterisches Bild der selbst höchst wundervollen Geschichte der Kreuzzüge, doch auch hier kaum ein selbstständiges Seyn erringen, und mußte durch Fabel und Mährchen sehr nahe an die Sphäre wie des Epos so.

er alten Romane rühren. Schwerlich haben uns die neuern, zum Glück nun vergessenen, Ritterromane mit ihren gefüllten Humpen und klirrenden Sporen und dröhnenden Fußtritten und schauerlichen Vehmgerichten eine Idee von einem Ritterromane aus der Wirklichkeit gegeben, wenn wir das dem Roman Angehörige in Göthe's Götz von Berlichingen, und die wohl zu früh vergessenen Ritterstücke von F. A. Müller („Richard Löwenherz, Alfonso, Adelbert der Wilde, Heldengedicht in 12 Gesängen") ausnehmen wollen. — Wir kennen, wie gesagt, nur eine Epopöie über das herrliche Ritterthum der Kreuzzüge, die alle andern Versuche in diesem Felde weit hinter sich zurückgelassen hat; wir meinen das schon gedachte befreite Jerusalem von Torquato Tasso, dies Meisterstück, das den Namen seines Verfassers selbst in dem Munde des italischen Volks unsterblich gemacht hat. Was es aber sonst von Rittereopöien gibt, deren Zahl Legion ist, das gehört denn also, mit Ausnahme der Oberons und Gliomberis und Doolins der Neuern, dem zwischen Roman und Epopöie schwebenden Gefilde der Dichtung von den alten, jugendlichen Zeiten des Ritterthums an, und alle diese Dichtungen waren wirklich ursprünglich in poetischem Gewande gegeben, aber bildeten nachher, in Prosa übersetzt, die zahllosen Schaaren der Ritterromane. Hier ist also die Geschichte der Epopöie zugleich die Geschichte des Romans, und wir bemerken, ehe wir dieselbe berühren, daß auch in dieser Sphäre der italische Gesang in dem Meisterstück seines Ariosto, dem weitgefeierten „rasenden Roland," allen andern Völkern den Rang abgewonnen habe. Daß wir indeß hier die nordische Poesie, die freilich auch Ritterpoesie war, ausschließen und übergehn, darüber wird uns manche Bemerkung in den Artikeln Romantisch und Romanze rechtfertigen. Wir bemerkten oben, daß die Dichtungen über die frühste Periode des Ritterwesens sämmtlich einen cyklischen Charakter hätten. — Der Beweis dafür wird wohl am besten gegeben, wenn wir den Fabelkreis der alten Ritterromane ungefähr geschichtlich zu bestimmen suchen. — Nach Abzug der nordischen Sagen bleibt uns für den Ritterroman ein dreifacher Mythenkreis übrig, der vom König Arthus, von Carl dem Großen, und von den Amadissen. Wir können nicht mit Sicherheit bestimmen, welchen wir als den ersten anzusehen haben. Vielleicht waren sie so ziemlich gleichzeitig. Aber das ist gewiß, daß sie drei wirklich von einander verschiedene Fabelkreise darstellen, und wohl auch jeder einem andern Volke angehört, obgleich sie in der Folge noch wunderlicher als die Bahnen der neuentdekten Planeten in einander verschlungen wurden. Wir können mit Recht behaupten, daß wenigstens die ersten beiden Cyklen sich an etwas Historisches anschließen; und in dieser Hinsicht gebührt der Dichtung vom König Arthus, der Tafelrunde und dem Seher Merlin der Vorzug des Alters. Sie verherrlicht die Thaten Arthus, eines Sohns Uterpendragons, und die seiner Ritter; des Lanzelot vom See, des königlichen Neffen Gawein u. A., die sämmtlich wieder durch ihre Abenteuer besondern Romanen Stoff gegeben haben. Das, was vielleicht das einzige Historische in diesem ganzen Mythenkreise ist, kommt ungefähr darauf zurück, daß in jenem Kampf zwischen den Britanniern und Angelsachsen (von 455 bis 582) um den Besitz Englands Arthus der Befehlshaber der Britannier und der letzte war, der siegreich das Land seiner Väter, das bald nach ihm den Sachsen zu Theil wurde, behauptete. Merkwürdig bleiben in diesem Fabelcyklus die völlig eigenthümlichen Dichtungen vom Zauberer Merlin, dem Stammvater der Feen und Zauberer in einer andern Bedeutung, als der bei den südlichern Ländern, einem

Sohne des Teufels von einer schuldlosen, christlichfrommen Jungfrau, und vom heiligen Graal, eigentlich dem Becher, aus welchem der Erlöser vor seiner Kreuzigung trank, nachher aber, weil er in den Besitz der Ritter von der Tafelrunde gekommen war, mit dieser gleichbedeutend, wodurch sich diese Dichtung an die biblische Geschichte anknüpfte. Die älteste Chronik von diesem Fabelkreis datirt sich vom J. 1155 in dem Roman des Brut von Meister Gasse; und sehen wir auf den Schauplatz, auf welchem er spielt, und nehmen dazu die nordischen Farben, die dem Ganzen bei weitem den südlichromantischen Anstrich nicht geben, den Dichtungen aus der Provence haben, so werden wir nicht anstehn, ihn als das Eigenthum der Normandie und Englands, und als den nächsten Ring nach den nordischen und deutschen Sagen zu betrachten. — Der zweite Cyklus faßt die Ritterromane von Carl dem Großen und seinen Paladinen, seinen zwölf Pairs; und wenn er sich an historische Data wirklich anschließt, nämlich an Carls des Großen Geschichte, diesen Lichtpunkt in der Geschichte des Mittelalters, so hat die Dichtung nichts gespart, was Feerei, ritterlicher Heldenmuth und Abenteuer zur Verherrlichung dieser Zeit beitragen konnten; und durchhin leuchten einzelne historische Sterne, z. B. die Schlacht von Ronceval, in welcher Roland blieb, durch den lieblichen Zauber einer südlichen, besonders nach den Kreuzzügen mit des Morgenlands üppigen, schwellenden Bildern bereicherten Phantasie gehoben. Die älteste Quelle dieser Dichtungen ist Turpins fabelhafte Chronik, als deren Verfasser der Zeitgenosse Carls des Großen, der Erzbischof zu Rheims, Turpin, angegeben wird, die aber höchst wahrscheinlich noch später als im 10ten Jahrhundert, wohin sie von vielen verlegt worden ist, zusammengestoppelt wurde. Allein aus dieser Quelle schöpfte man erst seine Ritterromane, als die Kreuzzüge schon beendigt worden waren, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, und nun folgten die sinnreichen Romane von Bertha mit dem großen Fuß; vom Ogier dem Dänen; der Rinald von Montalban; die vier Haimonskinder, Huon von Bordeaux, Doolin von Mainz, Morgante der Riese u. s. w., in welchen allen der üppige Geist des Orients und die mildere Feerei der Araber eine bedeutende Rolle spielt. Kaum darf bemerkt werden, daß Frankreich der Schauplatz dieses Romanenkreises ist, und die provenzalische Dichtung gerade in ihm den würdigsten Stoff fand, da Meister Ariosto in seinem rasenden Roland ihn so glänzend verherrlicht hat. — Noch viel fabelhafter und historisch wohl völlig unbestimmbar ist der Fabelkreis der Amadisse, der vielleicht den Spaniern ausschließend gehört, und wenn ja die französische Einbildung sich die erste Bearbeitung der Amadis von Gallien im 13ten Jahrhundert nicht nehmen lassen will, so sind doch die folgenden Nachahmungen, der Amadis von Griechenland, der Florismart von Hirkanien, der Galaor, der Florestan, der Esplandian, wohl jedem aus Cervantes Don Quixote und dem hochnothpeinlichen Halsgerichte darin erinnerlich, rein spanischen Ursprungs. In diesem Fabelkreis ist, wie gesagt, alles unhistorisch, fabelhafte Könige in Frankreich, Schottland, Bretagne u. s. w. Man kann kein großes Ereigniß in der Geschichte finden, an welches diese Dichtungen sich anschlössen, und fast scheint hier die Romanendichtung mehr ins Individuelle, in Familiengeschichten und Privatabenteuer herabgestiegen zu seyn, wo eine erdichtete politische Geschichte und Verfassung nur als Hintergrund oder Einfassung diente. — Wir wollen nicht vergessen, daß außer diesen Romanen die Ritterpoesie der Spanier ihre herrlichen Romanzen

vom großen Cid, ihre guerras civiles u. s. w., daß Deutschland seine den nordischen Sagen verwandten: Chriemhildens Rache, Parcival, Theuerdank u. s. w. hatte, die gleichsam die verbindenden Zwischenblüthen zwischen jenen großen Blumengewinden bilden. Aber wir müssen hier schließen, um nicht zu weitläufig zu werden, den gerechten Wunsch nur noch beifügend: möge in unsern Zeiten, wo ein ernstes Streben die Bedeutung des Nordens uns aufgeschlossen hat, auch die herrliche Blume des Ritterthums uns zurückgegeben werden, die in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, wo die spieß- und cramer- und schlenkertschen Ritterstücke florirten, entstellt, und darum verachtet wurde, und seitdem noch immer unter dem Banne dieser gewiß unverdienten Schmach beschlossen liegt. M.

Ritterzeiten nennt man diejenige Periode des Mittelalters, wo das Ritterthum seine Ausbreitung erhielt, und der Geist, der auf den Umsturz der Römerherrschaft nun sich gründenden Staaten und Völkerschaften, jenen romantisch-heroischen Schwung annahm, der besonders in den Kreuzzügen sich offenbarte, daher denn die Periode dieser für das Menschengeschlecht so bedeutend gewordenen europäischen Kriegszüge nach dem Orient als die eigentliche Blüthe der Ritterzeit betrachtet werden kann, die, so wie sie durch die Kreuzzüge zu ihrem höchsten Ziel, gleichsam Wendepunkt, gelangt war, von da an auch wieder abnahm, und in ihrem eignen Feuer sich aufzehrte. Durch Religion und Liebe war das Ritterthum in der Zeit hervorgegangen, und offenbarte sich bei allen gesitteten Völkern Europa's. Die Religion Christi hatte an die Stelle des in der frühern Welt bloß waltenden Sinnlichen ein geistig höheres Princip gesetzt, und die Brust des rauhen Kriegers erfüllt. Diese schöne Blüthe, der so manche hohe That entsproß, ward zwar durch die den Völkern deutscher Abkunft eigne Feudalverfassung nur auf die Edlen und Freien im Volke beschränkt, doch entwickelte sich aus ihr der Geist des Ritterthums, der für die Ehre Gottes und für den Dienst der Schönen sich in so mancher, fast ans Wunderbare grenzenden That aussprach. Wenn wir die Ritterzeit als das Jünglingsalter der neuern Völker betrachten, so erfassen wir es unter dem richtigsten Bilde; Durst nach Thaten, lebendige Phantasie, offne Ehrlichkeit, jugendliche Rohheit sind die Zeichen dieser Zeit, so wie dieses Alters. Zwar war von höherer Cultur da nicht die Rede, desto mehr aber von Poesie und poetischer Ansicht der Dinge. Daß in den südlichen Ländern, Spanien, Frankreich, dieser Geist sich eher erschloß als in den nördlichern, Deutschland, England, Schweden, ist begreiflich, überall offenbarte er sich aber auf gleiche Art. Schon in den Kreuzzügen lag aber auch wieder der Keim seines Unterganges. Nicht mehr dasselbe Princip, das die ersten Kreuzfahrer nach dem Orient trieb, führte die nachfolgenden Scharen dahin, und der reine Geist des Ritterthums war schon ziemlich versetzt mit andern Motiven, als der heilige Ludwig seine Streiter gegen die Ungläubigen führte; doch ist es begreiflich, daß diese Abstufung auch wieder nur nach und nach bemerkbar wurde, so wie stets im Gang der Geschichte ein allmähliges Verschmelzen Statt findet, und nicht eher können wir das Aufhören der Zeit des Ritterthums annehmen, als bis durch Einführung stehender Heere und des Schießpulvers eine neue Ordnung der Dinge gegründet wurde, obgleich schon früher der eigentlich belebende Geist dieser Zeit gewichen war. Zuletzt, bei seinem völligen Scheiden, bei dem völligen Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit, flammte der Geist der Ritterzeit und des Ritterthums noch einmal in einem echt deut-

schen, echt ritterlichen Manne auf, so wie eine verlöschende Lampe zuletzt noch einmal hell aufzuleuchten pflegt; wir meinen *Götz von Berlichingen*. Er war der letzte Ritter aus der Ritterzeit; um ihn her eilte schon alles mit gewaltigem Schwunge zu neuer Gestaltung, Götz aber stand fest wie ein altes Steinbild mit männlicher Kraft, und suchte die Vergangenheit zu halten, so lange bis der Andrang der Zeiten auch ihn zertrümmerte, sein Grab gleichsam die Gränzmark der romantisch-poetischen Heroenwelt unsrer Vorfahren bezeichnete, an deren äusserstem Ende er gleich einem erhabenen Scheidepfeiler steht, und die dadurch, daß sie einen solchen Charakter noch in ihrem letzten Aufblitz hervorbrachte, doppelt schön und ehrenwerth uns erscheint. F. G.

Rituale ist die römische Kirchenagende, die die vorgeschriebenen Ceremonien enthält, die beim catholischen Gottesdienst beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben noch zum Theil ihr eignes Rituale.

Rivarol (Antoine), wurde 1757 zu Bagnols in Languedoc geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Anfänglich Soldat, änderte Rivarol jedoch bald Stand sowohl als Namen, und trat unter der Benennung: *Abbé Parcieux*, als Hofmeister auf; allein ein Verwandter der Familie Parcieux zwang Rivarol, diesen angenommenen Namen wieder fahren zu lassen. Der Zufall führte ihn endlich nach Paris; hier gab er einen versificirten, gegen des Abts *de Lille* Gedicht *die Gärten*, gerichteten Dialog heraus, *der Kohl und die Rübe* betitelt. Dieses, nebst noch mehrern andern kleinen Sachen, verhalf ihm zur Mitredaction an dem berühmten Mercure de France. Als die Revolution ausbrach, verließ Rivarol 1790 sein Vaterland, und ging erst nach Hamburg, dann nach Berlin, wo König Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) ihn mit besonderer Güte aufnahmen. Nichts desto weniger bedauerte Rivarol doch oft die Entfernung vom Vaterlande, und mehrere seiner an seine Freunde gerichteten Briefe zeigen die Sehnsucht, die er darnach empfand, die aber ungestillt blieb, indem er 1801 zu Berlin starb. Rivarols Charakter gehörte übrigens nicht zu den sehr lobenswerthen; Eitelkeit und Eigenliebe waren hervorstechende Züge desselben, und seine Satire artete nur zu oft in Bosheit aus, wie unter andern die von ihm verfaßte *Parodie von Athaliens Traum* bezeugt, ein Werk, in welchem er mehr hämisch als witzig die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen seiner Nation angreift. Ein Beweis seiner Eitelkeit ist, daß er sich nicht selten seiner Geburt schämte, und häufig sich für den Abkömmling und Verwandten irgend einer alten Familie ausgab. Die wichtigsten seiner Werke sind: 1. eine Uebersetzung von *Dante's Hölle*, die jedoch nur in sehr wenigen einzelnen Theilen den großen Italiener wiedergibt; 2. *Brief an Necker*, über die Wichtigkeit religiöser Meinungen und Moral, und 3. sein *Almanach großer Männer*, worin er gleichfalls mehrmals seiner giftig beißenden Satire freien Zügel läßt. Eine Abhandlung von ihm: Sur l'Universalité de la langue Française, welche einem französischen Wörterbuche, wozu er den Plan entworfen hatte, zur Einleitung dienen sollte, wurde 1784 von der berliner Akademie gekrönt. F. G.

Rivaz (Pierre Joseph von), geboren zu Saint-Gingoux im walliser Land den 29sten März 1711, Sohn von Etienne de Rivaz, zeigte von Jugend an viel Neigung zur Mathematik und Mechanik, aber ganz den Wünschen des Vaters entgegen, welcher eine obrigkeitliche Stelle im walliser Land bekleidete, und ihn zu demselben Posten be-

stimmte. Allein sein mathematisches Genie erlaubte ihm nicht, diesem Wunsche des Vaters zu folgen. Als er sein eigener Herr geworden war, widmete er sich dem Studium der Mathematik und Geschichte. Seine ersten Proben enthielten neue Ideen über die Theorie der Uhrmacherkunst. Seit 1740 hatte er dem berühmten Physiker Daniel Bernoulli eine Uhr übergeben, die sich ohne fremde Beihülfe jeden Tag von selbst aufzog. Dieser Gelehrte beobachtete sie drei Monate hindurch, fand den Mechanismus eben so sinnreich, als einfach und gründlich, und stellte ihm darüber ein Zeugniß vom 13ten Dec. desselben Jahrs aus. Acht Jahr darauf kam Rivaz nach Paris, und legte der Akademie der Wissenschaften nach seinen Grundsätzen gearbeitete Uhren vor. Der darüber erstattete Bericht vom 16ten August 1749 meldet, daß Rivaz in seinen Penduluhren Alles vereinigt habe, was zur Genauigkeit der Zeiteintheilung beitragen könne. Diese höchste Genauigkeit kam vorzüglich von einer Erfindung Rivaz, wodurch der Pendul mit der möglichst geringsten Reibung geführt wurde. In einem Memoire machte er seine ganze Theorie systematisch bekannt. Im J. 1752 ging er auf Bitten der Madame Danican, Eigenthümerin der Bergwerke von Pontpean, nach Bretagne. Das Wasser hinderte deren Benutzung, und mehrere Ingenieurs hatten die Austrocknung vergebens versucht. Rivaz erfand eine sehr einfache Maschine, die dem Wunsch völlig entsprach. Als er nach Paris zurückgekommen war, beschäftigte er sich mit einem Werkzeug, die Kunst des Gravirens (des Grabens und Schneidens in harte Massen) zu vereinfachen und abzukürzen. Diese Erfindung machte im J. 1758 zu Paris großes Aufsehen. Durch sie wurde die Arbeit des Steinschneidens sehr verkürzt, und man kann mittelst dieses Werkzeugs die schönsten Modelle in den treuesten Umrissen, vertieft oder im Basrelief u. s. f. auf dem härtesten Stoffe nachbilden. Er vereinigte sich zu solchen Darstellungen, deren Mechanismus er geheim hielt, mit dem königlichen Bildhauer Vassé, welcher in einem Werke den Triumph Ludwigs XV. nach der Schlacht bei Fontenoy vorstellte, und führte dies Modell vollkommen in einem Griessteine aus, einer olivengrünlichen Steinart, welche von Türken und Polen sehr geschätzt und zu Säbelgriffen verarbeitet wird, viel härter als Porphyr, Agat und Jaspis ist, und nur mit dem Diamant geschnitten werden kann. Zu Anfange des J. 1760 ging er in die Schweiz zurück. In Bern wurde er über die Mittel, die Salinen von Bex zu verbessern, die damals unter dem berühmten Haller standen, um Rath befragt. Bei der Untersuchung derselben kam Rivaz auf Ideen, die gewöhnliche Art der Salzbereitung zu vervollkommnen, und der Hof von Turin machte von seinen Einsichten bei den Salinen von Moutiers in Tarantaise Gebrauch. Hier brachte er die letzten Lebensjahre zu, und endete seine Laufbahn am 6ten August 1772. Neben seinen mathematischen Studien hatte er sich auch andern Wissenschaften, und besonders der Geschichte gewidmet. Seit seiner Jugend nahm er Theil an dem Streit über die Glaubwürdigkeit der vom Kaiser Maximian befohlenen Niedermetzelung der thebanischen Legion, einer Begebenheit, welche im walliser Lande im J. 302 vorgegangen seyn sollte. Mehrere Gelehrte, wie Spanheim, Hottinger u. A., hatten sie bestritten. Rivaz hat sie in einer nach seinem Tode im J. 1779 zu Paris von seinem Sohne herausgegebenen Schrift (Eclaircissemens sur le martyre de la légion thébéenne etc.) mit dem Beifall einiger Gelehrten und der Benedictiner in ihrer Gallia Christiana, vertheidigt. Im Manuscript hinterließ er eine historisch-kritische Abhandlung über den Ursprung des Hauses Savoyen. An derselben besin-

det sich auch ein Recueil des fastes vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert, als Beitrag zur Geschichte des Mittelalters der Länder, welche damals das Königreich Burgund ausmachten. Rivaz ward auch von J. J. Rousseau geschätzt, und ehrenvoll in einem Briefe an d'Alembert erwähnt. Im J. 1741 verheirathete er sich mit einer Tochter Antons du Fay, Herrn von Tanay, und hatte mehrere Kinder aus dieser Ehe.

Ms.

Rive, La, s. La Rive.

Rizzio (David). Dieser berühmte Vertraute der schottischen Königin Maria Stuart war der Sohn eines armen Tonkünstlers in Turin. Von seinem Vater zu der Musik erzogen, zeichnete Rizzio sich bald vortheilhaft in dieser Kunst aus, und begab sich bei erwachsenern Jahren nach Nizza, um dort, der damaligen Residenz des Herzogs von Savoyen, ein Unterkommen zu suchen. Es ging ihm hier aber bald so schlecht, daß Rizzio genöthigt war, getrieben von der äussersten Dürftigkeit, als Bedienter bei dem Grafen Moretto, der damals vom Hofe zu Nizza als Gesandter nach Schottland gesendet wurde, Dienste zu nehmen. So kam Rizzio in dies Land, das Zeuge seyn sollte seiner schnellen Größe und seines traurigen Endes. Anfänglich schien auch in Schottland nicht des Italieners Glück zu blühen; sein Herr, durch manche Umstände bewogen, sich einzuschränken, verabschiedete ihn, empfahl ihn aber als geschickten Tonkünstler der die Musik sehr liebenden Königin Maria, die ihn auch in ihre Dienste nahm und bei ihrer Capelle anstellte. Rizzio war nicht lange in dieser Lage, als es ihm, dem von Natur schlauen und gewandten Italiener, bald gelang, die besondere Gewogenheit seiner Monarchin sich zu erwerben, die, wie die Feinde Mariens behaupteten, sich bis auf die höchste Gunst erstreckt haben soll, woran aber um so mehr zu zweifeln ist, da Rizzio's Aeußeres nichts weniger als liebenswerth, im Gegentheil fast abschreckend gewesen seyn soll. Doch sey dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, täglich stieg der Italiener in dem Vertrauen der Monarchin, und die Reichthümer, mit denen sie ihn überhäufte, gaben den mißvergnügten Schotten einen überzeugenden Beweis von der Denkart ihrer Königin gegen den Fremdling; worüber um so mehr die Großen sich gekränkt und entrüstet fühlten, da Rizzio seines Glücks mit Uebermuth sich überhob, und zuletzt so weit ging, daß er in seiner Verblendung sogar des äußern Anstandes gegen die Monarchin vergaß, selbst in den Versammlungen des Hofes. Maria hatte damals ihre Hand dem Grafen Darnley, vielleicht selbst nicht ohne Zuthun Rizzio's, geschenkt, der durch diese Wahl der Königin hoffen durfte, seines Einflusses nicht gefährdet zu werden. Da er aber auch gegen diesen sonst schwachen und gutmüthigen Monarchen seinen Anmaßungen keine Gränzen zu setzen wußte, so erwachte doch endlich Darnley's Stolz und Eifersucht, wozu die gegen Rizzio aufgebrachten schottischen Großen nicht wenig beitrugen und nichts unterließen, dem jungen König alles im gehässigsten Lichte darzustellen, der nun beschloß, den Gehaßten aus der Welt zu schaffen. Mit schonungsloser Barbarei war der Augenblick zur Ausführung der That gewählt, da Rizzio in Gesellschaft einer Hofdame mit der Königin in ihrem Zimmer speiste. König Darnley, umgeben von einigen bewaffneten Vertrauten, unter denen ein gewisser Rethmin sich befand, der für seine Person die Ausführung übernommen hatte, trat in das Zimmer; Rizzio wurde, trotz dem, daß die Königin ihn zu beschützen bemüht war, herausgerissen und im Vorsaal niedergestoßen, während Darnley die vor Schreck und Zorn außer sich gesetzte Marie

in seinen Armen festhielt, damit sie dem Unglücklichen nicht beispringen konnte. So endete dieser im Sonnenschein des Glücks schnell emporgekommene Günstling, dessen vor ihren Augen verübte Ermordung Marien in der Folge mit antrieb, dem ihrer unwürdigen Gemahl ein gleiches Schicksal zu bereiten. F. G.

Robert I., König von Schottland, verdient unter den vormaligen Regenten dieses Landes als tapferer Wiederhersteller der Unabhängigkeit desselben bemerkt zu werden. Er stammte aus dem alten, berühmten Geschlechte Bruce, und schon sein Großvater, Robert Bruce, hatte, jedoch ohne Glück, nach Schottlands Königskrone gestrebt. Unser Robert wurde 1275 geboren, und wahrscheinlich diente er in seiner Jugend unter dem Heere Eduards I. von England, dem sein Vater, gleichfalls Robert Bruce genannt, und Graf von Carrick und Annandale ergeben war. Aber der Tod seines Vaters, wodurch er Erbe der Güter und Ansprüche desselben wurde, beseelte ihn mit kühnen Entwürfen für sein eigenes und seines Vaterlandes Wohl. Er verließ den Hof Eduards I., dem Schottland unterworfen, und seine Entwürfe schon verrathen waren, und kam 1305 mit dem Entschlusse, hier seine Absichten zu erklären, nach Schottland. Mehrere Schriftsteller nennen den Grafen Comyn oder Cumming von Badenoch als denjenigen, der dem Könige Eduard von Roberts Planen Nachricht gab. Mag nun dies oder sonst etwas die Veranlassung zum Streit gegeben haben, kurz Robert durchbohrte mit seinem Dolch bei einer Zusammenkunft zu Dumfries im Febr. 1306 den Grafen von Badenoch, der von einem Begleiter Bruce's noch völlig umgebracht wurde. Diese Gewaltthat konnte nur durch größere Wagstücke gerechtfertigt werden, und Bruce belagerte sogleich das Schloß Dumfries, verhaftete die englischen Gerichtspersonen, die dort versammelt waren, behauptete seine Ansprüche an Schottlands Krone, und foderte alle Freunde seines Hauses zu seinem Beistande auf. Er stand bald an der Spitze einer Heeresmacht, mit der er bis Perth vordrang, denn die Engländer flohen allenthalben vor ihm. Zu Scoon in March wurde er feierlich in Gegenwart mehrerer Bischöfe, Edeln und Standespersonen gekrönt. Der König von England, höchlich über diese Begebenheiten entrüstet, befahl allen Truppen der nördlichen Grafschaften Englands, in Schottland einzufallen, und sich mit den Anhängern Cummings von Badenoch zu verbinden, um diesen an dem Rebellen (so nannte er Robert) zu rächen. Deßhalb ging der General Aymar von Valence, Graf von Pembroke, nach Perthshire, wo er im Junius bei Methren Bruce's Truppen überfiel und so gänzlich schlug, daß kaum der Anführer selbst entkommen konnte. Die Ueberbleibsel seines Heeres wurden völlig von Lord Lorn, dem Neffen Cummings, geworfen, und Bruce mußte sein geringes Gefolge entlassen, und nach einer unbewohnten hebridischen Insel flüchten. Seine Familie theilte sein unglückliches Loos. Drei seiner Brüder und mehrere seiner vornehmsten Anhänger wurden als Verräther hingerichtet. Seine Gemahlin, seine Tochter und zwei Schwestern wurden gefangen und in den Kerker geworfen. Weder Freunde noch Feinde wußten von Roberts weiterm Schicksale etwas, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen, aber äußerst entschlossenen Mannschaft auf seinem Gute Carrick erschien. Hier nahm er einen englischen Großen gefangen, der mit dieser Besitzung beschenkt worden war, aber bei der Annäherung eines Commando's englischer Truppen zog er sich wieder in das Hochland zurück. Zugleich bereitete sich Eduard zu einem Heereszuge nach Schottland, um dies Land sich völlig zu unterwerfen, und der Cardinal-Legat an seinem

Hofe that Robert und seine Anhänger feierlich in den Bann. Aber schon im Frühling 1307 kam der unerschrockene Robert mit verstärkter Macht aus seinen Gebirgen hervor, schlug den General Aymar von Valence und belagerte den Grafen von Gloucester in der Festung Ayr. Bald darauf wurde er von seinem gefährlichsten Feinde durch den Tod Eduards I. befreiet, der schon an der Spitze einer großen Heeresmacht im Begriff stand, in Schottland einzurücken. Freilich befolgte sein schwacher Sohn Eduard II. den Befehl des sterbenden Vaters, diesen Krieg gegen Schottland fortzusetzen, aber mit wenig Nachdruck, und bald kehrte er wieder zu seinen Lieblingen nach England zurück. Robert hatte sich die westlichen Landschaften unterworfen; er vertraute sie der Obhut seines tapfern Freundes James Douglas, und drang weiter im Norden gegen seine Feinde vor; aber eine lange Krankheit hinderte seine Fortschritte, und er wurde von den Cummings in einer seiner Festungen belagert. Sein Bruder Eduard erhielt indessen mehrere Vortheile gegen den Feind, und endlich, als Robert wieder in Thätigkeit kam, schlug er seine Widersacher bei Old Meldrum, bemächtigte sich der Festung Inverneß und der nördlichen Gegenden, und als er endlich auch die Stadt Perth und die Festung Forfar eingenommen hatte, mußte ganz Schottland, mit Ausschluß weniger Festungen, seine Oberherrschaft anerkennen. Im Herbste 1310 hielt Eduard II. es für seinen Kriegsruhm nöthig, einen Feldzug nach Schottland zu machen, und drang, da Robert weislich eine Schlacht vermied, ohne Widerstand bis Linlithgow vor. Aber die Unmöglichkeit, für seine Armee Lebensmittel zu schaffen, zwang den König von England, nach Berwick zurückzugehen, wo er den Winter blieb, und im folgenden Frühling seinem unwürdigen Lieblinge Gaveston den Oberbefehl übergab, um sich in Schottland Lorbeeren zu pflücken. Aber Gaveston kehrte zurück, ohne größere Thaten vollbracht zu haben, als sein Gebieter. Die Unruhen in England nöthigten den letztern, mit Schottland einen Waffenstillstand zu schließen, und Robert benutzte diese Unterbrechung der Feindseligkeiten, um seine Macht zu befestigen und seine innern Angelegenheiten zu ordnen. Zu Anfange des J. 1314 waren nur noch die Festungen Dunkar, Stirling und Berwick in den Händen der Engländer. Eduard hatte sich nach Gavestons Tode mit seinen Reichsbaronen versöhnt, und jetzt ward beschlossen, daß er an der Spitze eines Heeres, gegen welches gar kein Widerstand möglich seyn würde, einen Angriff auf Schottland machen sollte, um dieses Land zu erobern. Wirklich kam Eduard im Juni 1314 mit einer so großen Armee, wie noch niemals eine von England aus Schottlands Gränzen überschritten hatte. Er ging zuerst nach Stirling, welches Robert belagerte, um es zu entsetzen. Das schottische Heer, viel geringer an Zahl, aber aus alten geübten Truppen bestehend, erwartete den Feind an den Ufern des Bannock auf der Straße von Stirling. In einem Reitereigefechte, welches der Schlacht vorausging, zeigte Robert seine Stärke, da er einem feindlichen Anführer aus dem Hause der Bohuns den Kopf bis auf das Kinn mit der Streitaxt spaltete. Dies diente den Seinigen zum glücklichen Vorzeichen der großen Schlacht von Bannockburn, in welcher durch Roberts weise Leitung die Schotten den entscheidendsten Sieg über die Engländer erfochten, und ihre Unabhängigkeit befestigten. Eduard selbst entkam nur mit Mühe. Die Zahl der vornehmen Gefangenen war so groß, daß Robert seine Gemahlin, seine Tochter, seine Schwester nebst andern hohen Personen, die in Eduards I. Gefangenschaft gerathen waren, auswechseln konnte. Der König von Schottland verfolgte seine Vortheile durch einen Einfall in

ngland, wodurch er die nördlichen Grafschaften ohne Widerstand verwüstete. 1315 sandte er auch seinen Bruder Eduard mit einer Armee nach Irland den Einwohnern zu Hülfe, um sich von Englands Herrschaft zu befreien. Robert folgte ihm, aber er ward durch eine Hungersnoth gezwungen, sich zurückzuziehen, und sein Bruder mußte, nachdem er geschlagen war, gleichfalls wieder nach Schottland gehen. Englands innere Zwistigkeiten verhinderten einen kräftigen Versuch, sich wegen des Verlustes bei Bannockburn zu rächen, und jetzt wollte der Papst selbst einen Frieden zwischen den beiden Königreichen vermitteln. Weil aber die päpstlichen Legaten Roberten nicht den königlichen Titel geben wollten, so verwarf er mit Unwillen ihre Vermittelung, bewilligte nicht einmal einen Waffenstillstand, sondern belagerte (1318) Berwick, und machte einen verheerenden Einfall bis nach Yorkshire in England. 1323 wurde freilich ein dreizehnjähriger Waffenstillstand mit diesem Reiche geschlossen, Robert ward aber nicht als rechtmäßiger König anerkannt, und nach Eduards II. Tode brach er (1327) selbst den Waffenstillstand, und fiel in England ein, richtete große Verwüstungen, welche mit den damaligen Kriegen immer verbunden waren, an, und schloß in dem nämlichen Jahr mit Eduard III. einen Frieden, wodurch der König von England allen Ansprüchen und Rechten auf Schottland entsagte, und die Unabhängigkeit dieses Reichs und seiner Könige anerkannte. Zugleich wurde Roberts Sohn, David, mit Eduards Schwester verlobt; aber schon zwei Jahre nachher, (1329) starb Robert 54 Jahre alt, nachdem er 24 Jahre regiert hatte. Er hinterließ einen unsterblichen Namen in der Geschichte seines Vaterlandes, welches er durch Weisheit und Tapferkeit von fremdem Joche befreiet, und wieder zu einem Range unter den Nationen erhoben hatte. N. P.

Robertson (William), wurde zu Berwick 1721 geboren, und widmete sich anfangs der Theologie. Sein Hang zu den Wissenschaften war so groß, daß er sehr bald die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zog, und schon der von ihm als Jüngling gewählte Wahlspruch: Vita sine litteris mors est, den er in alle seine Hefte schrieb, bewies seinen treuen Eifer für die Studien. Noch sehr jung erwarb er sich durch seine nachher im Druck erschienenen Predigten vielen Beifall; das Feld der Geschichte war es aber besonders, auf dem Robertson sich auszeichnete, und die Unpartheilichkeit und Umsicht, die in seinen Werken herrscht, weisen ihm einen der ehrenvollsten Plätze unter den Historikern neuerer Zeit an. Seine Geschichte Carls V. ist ein Werk, das die Kenntnisse seines Verfassers sehr ehrenvoll darthut, und den damaligen politischen Zustand von Europa mit kritischer Scharfsicht schildert. Ein gleiches Lob verdient mit Recht seine Geschichte von Schottland unter der Regierung der unglücklichen Marie Stuart und ihres Sohns Jacob. Noch hat man von ihm eine Geschichte von Amerika und Untersuchungen über die Geschichte von Indien, die so wie seine andern Werke den ausgezeichnetsten und verdientesten Beifall fanden. Robertson starb am 11ten Juni 1793 als Doctor der Theologie und Prinzipal der Universität Edinburg, welche letztere Stelle er 32 Jahre bekleidet hatte. 1806 erschien eine aus dem Englischen übersetzte Biographie Robertsons in Frankreich von Ymbert.

Robespierre (Maximilian Joseph), geboren zu Arras im Jahr 1759, war der Sohn eines Advokaten, der ein unordentliches Leben führte, sein Vermögen durchbrachte, und dann in der Welt herumwanderte. Man hat erfahren, daß er sich in Amerika niedergelassen hat. Sonst scheint man nichts mehr von ihm gehört zu haben. Da der junge

Robespierre auch seine Mutter verloren hatte, so nahm sich der Bischof von Arras, von Conzié, seiner an, und bewirkte, daß er ins Collegium Louis le grand zu Paris aufgenommen wurde. Auch hier noch unterstützte er ihn ferner, indem er ihm durch den Abbé Proyart Gelder zukommen ließ; und der Canonicus Aimé gab ihm die Tafel. Eben diesen Geistlichen verfolgte Robespierre während der Revolution. Damals schon zeigte Robespierre einen verschlossenen Charakter, studirte aber gut, und einer seiner Lehrer, der ein enthusiastischer Bewunderer der Römergröße war, lobte seinen Hang zur Unabhängigkeit und Gleichheit, wodurch der in ihm liegende Keim des republikanischen Geistes nicht wenig entwickelt wurde. Robespierre studirte hernach die Rechte, ward Advocat, und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, um zu practiciren. Hier bekam er einen sonderbaren Prozeß unter Händen. Die Schöffen der Stadt St. Omer hielten aus altem Wahne die Blitzableiter für schädlich, und wollten sie nicht dulden. Robespierre ergriff die Partei dieser Erfindung, und gewann seinen Prozeß (1783). Merkwürdig ist in seiner Vertheidigungsschrift das große Lob Ludwigs XVI. Im folgenden Jahre trug er zu Amiens den Preis für die beste Schrift über die Beantwortung der Frage davon, woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf seine Familie zurückfällt. Allmählig wurde seine Sprache entschiedener, er griff verschiedne Mißbräuche an, sein Charakter sprach sich aus, und sein Republikanismus wurde eifriger. Er wurde daher zum Deputirten der Amtmannschaft Arras bei den Generalstaaten ernannt (1789). Während der ersten Session des gesetzgebenden Corps gelang es Robespierre nicht, der Nation eine günstige Meinung von sich beizubringen. Zwar zog er die Aufmerksamkeit durch mehrere Reden auf sich; z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verschwörungen (ein Thema, über welches er beständig sprach), über das Bekleiden der Stellen, über das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen, u. s. w. Auch widersetzte er sich dem Grundsatze der Unverletzlichkeit der Person des Monarchen; dennoch behauptete er damals, die monarchische Regierung sey die einzige, die einem so großen Staate als Frankreich zukomme. In einem kritischen Werke, das zu jener Zeit unter dem Titel: Les grands hommes du jour erschien, wird er geschildert als ein petit homme roide et apprêté, petit esprit sec et pointu, petit caractère inquisitionnaire et acariâtre, also als ein bloß kleinlicher Mensch, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er etwas auffallendes sagte, andern nachredete. So wenig Selbständiges und Gefährliches erkannte man noch in ihm. Sogar Mirabeau, dem er sich gern anschloß, soll ihn damals noch verkannt und wenig auf ihn gehalten haben. Zu bemerken ist es auch noch, daß er in jener Session auf die Abschaffung der Todesstrafe drang, also als ein Philanthropist erschien. Er betrug sich noch sehr mäßig im J. 1791, und zum Theil auch noch im J. 1792. Man wollte ihn zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgerichte ernennen. Robespierre schlug diese wichtige Stelle aus. Aber damals schon hatte er sich mit Marat und Danton verbunden, nahm lebhaften Antheil an der Jacobinergesellschaft, und gab ein Journal unter dem Titel: Der Vertheidiger der monarchischen Constitution, heraus. Er ward nun zum Mitgliede des Convents ernannt, und hier fing sein fürchterliches Leben eigentlich an. Sobald er im Convente saß, brauchte er keine Mäßigung mehr, äußerte sich als der ärgste Republikaner, verfolgte den König auf die wüthendste Art, drang auf seine Hinrichtung, und verwarf al-

len Aufschub. Es sey, schrie er, ein großes Beispiel für die Welt, eine Handlung der Vorsehung! Nach der Hinrichtung des Königs schlug er vor, man solle die sämmtliche königliche Familie und die Girondisten vor das Revolutionsgericht bringen. Die Girondisten hatten seine Herrschsucht schon geahnet, und ihn im Convente des Anschlages der Alleinherrschaft beschuldigt. Daher ruhte Robespierre auch nicht, bis er sie, wie die unglückliche Monarchenfamilie, aufs Blutgerüst gebracht hatte. Von nun an beherrschte er wirklich den Nationalconvent. Die pariser Gemeinde war ihm ergeben. Es wurde unter seiner Leitung ein Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt, und statt des Ministeriums zwölf Commissionen errichtet, und somit die Schreckensregierung begründet. Anklagen und Verurtheilungen wurden allgemein in Frankreich. Robespierre's Helfershelfer errichteten Tribunäle in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausschuß in Paris, die unerhörtesten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten. Die Hebertisten und Dantonisten, die ihm anfangs sehr behülflich gewesen waren, wurden ihm späterhin verdächtig, und auch sie wurden die Schlachtopfer seiner Blutgier. Den Nationalconvent konnte er nun mit Recht seine Decretsmaschine nennen. Er herrschte ganz unbeschränkt, er sprach wie der Gebieter Frankreichs, und ließ sich als solchen ehren. Indessen merkte er, daß er allein stände, und um sich dem Volke wieder zu nähern, beschloß er, einen Schatten von Religion wieder einzuführen, worauf dann das berüchtige Decret erschien, worin die Republik ein höheres Wesen anerkannte. Dieser kluge Einfall that große Wirkung, und das Fest des höhern Wesens wurde in der That mit vieler Feierlichkeit begangen, wobei Robespierre eine Rede hielt, die seine eben nicht sehr religiösen Absichten ziemlich deutlich angab. Man hatte ihm auch gerathen, sich zuweilen zu Pferde zu zeigen, besonders der Truppen wegen. Er versuchte deßhalb reiten zu lernen, allein es wollte damit nicht gehen, da er sich vor den Pferden scheute. Feig war er überhaupt in einem hohen Grade; daher auch zum Glück seine Tyrannei nicht lange dauerte. Da sich seine Grausamkeit über alle Parteien erstreckte, und er ohne Unterschied Freunde und Feinde würgte, jene, weil er neidisch auf sie war, und diese, weil er sie fürchtete; so hatte er auch bald alle Parteien gegen sich, und so groß auch der Schrecken war, den sein Name und seine Macht einflößten, so war doch das Elend zu groß, und die Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu heftig, als daß die Seufzer und Klagen nicht hätten laut werden sollen. Bald war das Murren wider den Tyrannen allgemein, und der Convent, der bisher geschwiegen hatte, war nun auch aufgeregt, und beschloß laut zu werden. Am 27sten Juli 1796 entspann sich zufolge eines geheimen Einverständnisses zwischen mehreren Mitgliedern der Versammlung eine unerwartete Abhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses heftig gerügt wurde. Robespierre und seine beiden Collegen, Couthon und St. Just, waren überrascht. Sie wollten zwar sprechen, allein man überschrie sie. Robespierre wollte die Bühne besteigen. Sogleich erscholl im Saale das fürchterliche Geschrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er stieß einige Drohungen aus, allein sie wurden nicht mehr gefürchtet. Es wurde gleich ein Anklagedecret gegen ihn angefertigt, und von der Bühne mußte er sich mit seinen beiden Gefährten, Couthon und St. Just, mit seinem jüngern Bruder und Lebas vor die Schranken begeben. Schon am vorigen Tage soll etwas von dieser heimlichen Verabredung im Convente laut geworden seyn, und Couthon seinem Oberherrn gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der Verdächtigen schreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies scheint

seinen Untergang beschleunigt zu haben. Uebrigens konnten Verschwörungen unter solch einer unausstehlichen Tyrannei nicht fehlen. Einige Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cicilia Regnault, in Robespierre's Wohnung ergriffen, die, wie man vorgab, ihn ermorden wollte, und zwei Messer bei sich hatte. Robespierre hatte die Grausamkeit, sie mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu lassen. Indessen ist diese Verschwörung sehr zweifelhaft, und verständige Leute vermuthen, Robespierre habe den Umstand, daß man ein unbekanntes Mädchen, die ihn aufsuchte, in seiner Wohnung ergriffen hatte, dazu benutzt, um sich das Ansehn eines von den Bösen verfolgten Staatsmannes zu geben, und sich dadurch zur Dictatur emporzuschwingen. — Das Gerücht von Robespierre's Anklage im Nationalconvent verbreitete sich in Paris, noch ehe die Sitzung zu Ende war. Die Gemeinde der Stadt, die ihm ergeben war, versammelte sich im Rathhause, ließ die Sturmglocke läuten, und versammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Greveplatze vor dem Rathhause. Henriot, der die Nationalgarde befehligte, rückte mit derselben gegen den Convent an. Allein der Haß gegen den Tyrannen äußerte sich so laut, daß er nichts that, um denselben zu retten. Robespierre wurde also im Convetssaale verhaftet, wobei er ausrief: Die Gauner triumphiren; die Republik ist verlohren! Man führte ihn zum luxemburger Gefängnisse; allein hier weigerte sich der Aufseher aus Angst oder Vorsicht, ihn aufzunehmen. Nun wurde er von seinem Anhange weggenommen und zum Rathhause geführt. Da die Gemeinde daselbst ihren Sitz hatte, so wurde geschworen, man wolle ihn gegen den Convent vertheidigen. Allein unterdessen erklärte ihn der Convent in die Acht, und Barras bekam Befehl, ihn zu arretiren. Hier soll sich Robespierre mit einem Pistolenschuß eine Kinnlade zerschmettert haben. Prudhomme erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique, ein Gensdarme, Namens Meda, habe sich in dem Getümmel hinzugedrängt, und da er Robespierre in einer Ecke bemerkt habe, auf denselben geschossen. Von da wurde der nun ohnmächtige Tyrann zum Wohlfahrtsausschuß im Conventshause gebracht, und wurde hier auf einen Tisch gelegt, wo er in der peinlichsten Lage, die sich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen blieb. Zu den Schmerzen seiner Wunde und dem daraus erfolgten Fieber gesellten sich, um ihn zu quälen, die Schmähungen der Umstehenden und die Verhöre seiner vorigen Collegen und Untergebenen. Am folgenden Tage, als den 28sten Juli, um 4 Uhr Nachmittags wurde er mit 22 seiner Mitschuldigen zum Blutgerüste geführt. Sein Gesicht war ganz entstellt und seine Augen fast zugeschlossen. Da der Zug vor seinem Hause vorbeiging, so ließ das Volk den Karren daselbst stille halten. Ein Weib tanzte vor demselben her, und rief: Dein Tod macht mich vor Freude trunken; herunter mit dir in die Hölle, der du von allen Gattinnen und von allen Müttern verflucht bist! Auf dem Richtplatze riß der Henker ihm mit Gewalt die Binde ab, die seine Wunde bedeckte, wodurch das scheußliche Gesicht Robespierre's ganz sichtbar wurde. Dieser stieß einen Schrei aus. Darauf fiel sein Haupt unter dem Beile der schrecklichen Maschine, die während seiner Tyrannei so entsetzlich in Frankreich gewüthet hatte. Er war 35 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll hoch, und hatte immer eine bleiche Gesichtsfarbe und verloschene Augen. In seinem Anzuge war er stets sehr sauber und sogar geputzt, ein merkwürdiger Umstand, da zu eben der Zeit Schmutz und Nachlässigkeit im Anzuge zur Charakteristik eines Patrioten gehörten. Die Reizbarkeit seiner Nerven war so groß, daß sich dieselben oft von den Fingerspitzen an bis zu dem Nacken krampfartig zusammenzogen. Er hatte von Natur eine

kreischende Stimme, allein durch sein Bemühen hatte er das Rauhe derselben sehr gemildert. Er declamirte gut, besaß aber übrigens keine Beredsamkeit. Was er über Tugend, Laster und Verschwörungen oft vorbrachte, war eitles Geschwätz. Ueberhaupt war er ein mittelmäßiger Redner, wenn er Zeit hatte, sich vorzubereiten. Extemporiren konnte er fast gar nicht. Die Ironie war seine Lieblingsfigur, auch widerlegte er oft mit vieler Geschicklichkeit die Gründe seiner Gegner, übrigens war sein Ideenkreis sehr beschränkt. Robespierre muß weder als ein Ungeheuer ohne Talent und Charakter, noch als ein geschickter Usurpator angesehen werden. Er war keines von beiden. Daß er kein stumpfsinniger Wütherich war, beweis't sein kühnes Unternehmen, in einer eben durch Blut erkauften Republik den fürchterlichsten Despotismus einzuführen, welches ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelang. „Niemand," sagt ein Geschichtschreiber, der ihn gekannt hat, „hat besser die Kunst verstanden die Gesinnung des Volks zu lenken, und sich eine so außerordentliche Popularität zu erwerben. Mit der Hülfe dieser Popularität bewirkte er alle die Begebenheiten seiner despotischen Regierung, lenkte die Schritte des Municipalraths, zog den unbeständigen und aufrührerischen Pöbel an sich, machte das Gesetz geltend, um die Tyrannei zu gründen, und verhinderte die Weisen laut zu werden, indem er ihnen die Gesinnung der Bösen zeigte. Schon als bloßer Municipalrath spricht er vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung, als ob er der Abgeordnete einer obern Macht sey. Sobald er im Convente sitzt, wird er gleich der Brennpunkt der Demagogie, und zerstört, was zum Königthum gehört. Die Royalisten schickt er mit den Republikanern, deren Energie ihm Furcht einjagt, aufs nämliche Blutgerüste. Hier zündet er den Fanatismus des gröbsten Pöbels an, dort schmeichelt er der Trägheit und der brutalen Unmäßigkeit mit der Aussicht auf die Gütertheilung. Er braucht die Heberte, die Clootse, die Chaumette, um alles zu desorganisiren, um alles zu zerstören, Sitten, Gesetze und Religion, und ihr Lohn ist — Schande und Tod! Er wird plötzlich ihr Ankläger, ihr Richter, und fast ihr Henker, erklärt sich für den Vertheidiger des Gottesdienstes und der Moral. Er versammelt um sich her die zerstreuten Reste der von ihm zerstörten Parteien, und bestimmt die gefälligen Diener seiner Tyrannei zur Todesstrafe!" Man erzählt, zwei genfer Bürger hätten Nachricht von einer geheimen Unterhandlung Robespierre's mit England gehabt, und den französischen Residenten zu Genf beschworen, diese Verrätherei in Frankreich bekannt zu machen. Mittelst jener Unterhandlung sollte Robespierre als das Oberhaupt Frankreichs anerkannt werden, wofern er die Religion, den Handel, die Ruhe u. s. w. wieder herstellte. Was an dieser Aussage wahr ist, läßt sich schwerlich entscheiden. Robespierre's jüngerer Bruder hatte zwar seine Kühnheit nicht, war aber nicht minder zum Despotismus geneigt, half ihm seine Grausamkeiten vollziehen, ward mit ihm gefangen, sprang aus einem Fenster des Rathhauses hinaus, brach ein Bein, und wurde verletzt, wie sein Bruder zum Richtplatz geschleppt. D. q.

Robinson, Robinsonaden. Seit dem zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts machte die Erscheinung einer Menge Schriften, deren Inhalt die wunderbaren und seltsamen Abenteuer einzelner, auf wüsten Inseln einsam lebender Menschen war, großes Aufsehn in der Lesewelt, und es kam bald dahin, daß in Deutschland, wo, wie bekannt, eine größere Leselust herrscht als irgendwo, ein solcher Ueberfluß von dieser Art Romane existirte, daß er nur von der Menge der

nach ihm Mode werdenden empfindsamen und Ritterromane überwogen wurde. Die Veranlassung zu dem Entstehn dieser sogenannten Robinsonaden haben die seltsamen Schicksale eines englischen Matrosen, Selkirk, gegeben, der durch Schiffbruch im 17ten Jahrhundert auf eine Insel (angeblich Juan Fernandez) im südamerikanischen Meere verschlagen wurde, und dort als unfreiwilliger Einsiedler viele Jahre lebte, bis endlich sein günstiges Geschick ein Schiff ihm zuführte, auf dem er in sein Vaterland zurückkehrte, wo dann bald darauf eine sehr ins Romantische gezogne Schilderung seines Lebenslaufs von Daniel Defoe, unter dem Titel: Robinson Crusoe herausgegeben wurden, die 1721 zu Leipzig, in 4 Theilen, in einer deutschen Uebersetzung erschien, und dann in Deutschland eine Menge Romane unter dem Titel Robinson zur Folge hatte. Auf welche Art Campe die Abenteuer Selkirks zu einem belehrenden und unterhaltenden Lesebuch für Kinder bearbeitet hat, ist unter dem Artikel dieses verdienstvollen Schriftstellers erzählt worden. Es erlebte nicht allein in Deutschland verschiedne Auflagen, sondern wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Nur vorübergehend dagegen war die Wirkung der vielen nach dieser Geschichte gebildeten Romane, die zum Theil die lächerlichsten Uebertreibungen enthalten.

Rochambeau (Jean Baptiste Donatien de Vimeur de), aus einer adeligen Familie, geb. den 1sten Juli 1725, trat im sechzehnten Jahr als Cornet in das Cavallerieregiment St. Simon, und machte im österr. Erbfolgekriege die Feldzüge in Böhmen und Bayern mit, unter Anführung des Marschalls de Broglio, und die im Elsaß an der Spitze einer Compagnie. Sehr jung ward er schon Generaladjutant des Duc d'Orleans und des Grafen Clermont, und befand sich mit dem letztern in der Schlacht von Raucour. Als Oberster eines Infanterieregiments, in seinem 22sten Jahre, commandirte er es in der Schlacht von Laufeld, und erhielt zwei schwere Wunden. Bei der Belagerung von Mastricht wurde ihm die Berennung dieses Orts am linken Ufer der Maas mit 24 Grenadiercompagnien aufgetragen. Als Brigadier der Infanterie und Ritter des heil. Ludwig belagerte er Mahon unter dem Marschall de Richelieu, und stieg, trotz des englischen Artilleriefeuers, in die Gräben. Mit 4000 Mann im J. 1757 ins Halberstädtische beordert, nahm er die Festung Regenstein mit 14 Kanonen ein, und die preußische Garnison gefangen. In der Schlacht von Crevelt führte er eine Brigade an, welche nebst zwei andern der französischen Armee dem Heere des Prinzen Ferdinand Widerstand leistete. Die Jahre 1758, 59 und 60 waren Zeugen neuer Thaten der Tapferkeit und tactischen Klugheit dieses Feldherrn. Als Oberster des Regiments d'Auvergne, zwang er, an der Spitze der Grenadiere der Armee, den General Luckner, sich in die engen Päße von Saalmünster zurückzuziehen. Mit denselben Grenadieren drängte er den Nachtrab des Prinzen Ferdinand, bei dem Rückzuge desselben von Sachsenhausen nach Cassel. Er vereinigte sich mit dem Corps von Stainville, und umringte und schlug durch einen vereinten Angriff eine Division von 10,000 Mann, wo der Graf Fersen, ihr General, getödtet und die Artillerie erobert ward. In der Schlacht von Klostercamp unterstützte er die Bewegungen, die den glücklichen Ausgang entschieden. Rochambeau war Feldmarschall und Generalinspector der Infanterie, als er noch den Ruhm hatte, den Prinzen Ferdinand in Furcht zu halten. Bei der Schlacht von Filinghausen befehligte er den rechten Flügel der Armee, machte seinen Rückzug in Ordnung und ohne Verlust, und wußte sich während des ganzen Feldzugs

einer an Macht überlegenen Armee furchtbar zu machen. Im J. 1780 schiffte er als Generallieutenant der Hülfstruppen, die man nach Nordamerika schickte, sich mit 5000 Mann bei Rhode-Island aus, nahm eine furchtgebietende Stellung, rettete des Königs Marine, und zwang den englischen General Clinton, seine Position zu respectiren. Nachdem er die aus Frankreich lang erwartete Verstärkung erhalten, stieß er vor Neu-York zum General Washington, beförderte die Uebergabe dieser und der Stadt Gloucester, und nöthigte mit der Armee der Alliirten 8200 Engländer, das Gewehr zu strecken und 22 Fahnen und 180 Kanonen auszuliefern. Dieser Sieg entschied die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ward er vom König zum Ritter seiner Orden und zum Oberbefehlshaber der Provinz Picardie ernannt. Im J. 1789 commandirte er in dem durch Volksunruhen bewegten Elsaß, stellte die Ruhe wieder her, und schützte die Städte vor den Plünderungen des Pöbels. Als Commandeur der Nordarmee stellte er im J. 1790 alle Befestigungen dieser Gränzlinie her, und bildete zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan drei verschanzte Lager, die vom Feinde respectirt wurden. Ludwig XVI. erhob ihn damals zum Marschall von Frankreich. Bald darauf erklärte die Nationalversammlung dem deutschen Kaiser den Krieg, ohne auf eine solche Unternehmung vorbereitet zu seyn. Rochambeau fand in allen seinen Planen Widerspruch; man machte ihm andere, die er als völlig abgeschmackt erkannte, aber doch anzunehmen sich genöthigt sah. Dumouriez, der ins Ministerium gekommen war, fand in seinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Lille zu lassen, während er alle andre Generale in Thätigkeit setzte. Durchdrungen von Mißmuth, legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienstjahren zog er sich in seine Heimath zurück, wo er 1804 gestorben ist. Ms.

Roche (Sophie la), geborne von Gutermann, eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen, die unserer Literatur und unserer Nation stets zur Zierde gereichen wird. Sie war am 6ten Dec. 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater Gutermann, Edler von Gutershofen *), ein sehr gelehrter Arzt, der sich durch große Reisen Menschenkenntniß und feine Bildung erworben hatte, erzog sein erstes und liebstes Kind, Sophie, mit zärtlicher Sorgfalt, und legte es schon früh darauf an, den Sinn für Wissenschaft und Kunst in ihr zu wecken. Als Kind von zwei Jahren trug er sie in seine Bibliothek, wo er sie durch die schönen Verzierungen der Einbände und Titelblätter zu belustigen suchte, und es dadurch auch so weit brachte, daß sie schon im dritten Jahr vollkommen lesen konnte. Ihre frühe Lesekunst benutzte der fromme Vater nur für die Bibel, welche Sophie schon als fünfjähriges Kind zum ersten Mal durchgelesen hatte. Im zwölften Jahr hatte sie sich in des Vaters Bibliothek eine so genaue Localkenntniß erworben, daß sie jedes Buch, das derselbe verlangte, sogleich zu finden wußte, und der Vater sie im Scherz zu seinem Bibliothekar machte, welchem Posten Sophie mit Ehren vorstand. Während der Vater so den Sinn für Wissenschaft bei dem Kinde erregte, gab die

*) Sie war also nicht erst durch ihre nachherige Vermählung mit la Roche adelig geworden, sondern auch von angebornem Adel. Sie hatte übrigens noch eilf Schwestern, die alle früher als sie starben, und einen Bruder, Jacob Immanuel (geb. 1744), der wenigstens im J. 1805 noch zu Biberach lebte.

zärtliche Mutter dem Gefühl und dem Schönheitssinne der Tochter Nahrung. Sie nahm dieselbe auf ihren Spaziergängen ins Feld oder in Gärten mit sich, setzte sie dort auf blumichte Rasen, schmückte sie mit Blumen und ließ sie Sträuße pflücken, welche sie dann unter die Kinder der Nachbarschaft austheilte. Sophiens Vater war von Kaufbeuern nach Augsburg als Stadtphysikus und Decan der medicinischen Facultät versetzt worden, und hier fand sie im siebzehnten Jahr ihres Alters Gelegenheit zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung; denn hier war es, wo sie den Dr. Bianconi aus Bologna, den damaligen Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg aus dem Hause Hessen-Darmstadt, kennen lernte. Dieser, damals in einem Alter von 32 Jahren, begehrte Sophie zur Gattin. Dem Geist seiner Vaterstadt gemäß, wollte er sie zu großen Kenntnißen leiten und eine andere Laura Bassi aus ihr machen; er war daher nicht nur bei allen ihren Lectionen zugegen, sondern nahm auch selbst den thätigsten Antheil an dem Geschäfte ihrer Bildung, indem er sie mit den besten Dichtern seiner Nation und mit den Denkwürdigkeiten Griechenlands und des alten und neuen Roms durch die besten Kupferstiche bekannt machte. Er fand eine so gelehrige und thätige Schülerin, daß er oft mit Entzücken zu Sophiens Mutter sprach: O, Sophie ist ein Engel! Die liebevolle Mutter freute sich dann mit ihm über die schnellen Fortschritte ihres geliebten Kindes. Aber nicht lange war es ihr vergönnt, sich darüber zu freuen; denn im August des Jahres 1748 betrauerte Sophie den Tod ihrer Mutter, die im 33sten Jahr ihres Alters verstarb, viel zu früh für die Tochter, der sie zärtliche Mutter und gefühlvolle Freundin gewesen war. Nach diesem Unglücksfall wünschte der Vater die Verbindung seiner Tochter mit Bianconi im nächsten Jahre vollzogen zu sehen. Er reis'te daher mit demselben auf ein ganzes Jahr nach Italien, um selbst die Familie kennen zu lernen, in welche die Tochter gleich nach seiner Zurückkunft eintreten sollte. Nachdem diese Zurückkunft erfolgt war, arbeitete man nun an den Artikeln des Ehevertrags, der aber leider nie zu Stande kam, da Bianconi, als Italiener ein eifriger Catholik, in Dresden, wo er unterdessen Leibarzt des chursächsischen Königs von Polen geworden war, zwar seiner künftigen Gattin selbst Religionsfreiheit zusicherte, aber fest darauf bestand, daß alle Kinder catholisch werden sollten, Sophiens Vater hingegen die Töchter durchaus lutherisch haben wollte. So ward durch diesen Religionszwist, in welchem keiner von beiden nachgeben wollte, die Verbindung mit einem Manne zerrissen, den Sophie liebte und verehrte, und um dessen Verlust sie viele Thränen vergoß. Bianconi reis'te ab, und den Tag nach seiner Abreise mußte Sophie in Gegenwart des Vaters alle Briefe und Gedichte, die sie von B. hatte, verbrennen, sein Bildniß in viele Stücke zerschneiden, seinen Ring zerbrechen und die Brillanten an demselben zertreten. Dazu konnte sie der hier wenigstens sehr harte Vater zwingen, aber das Andenken an den Geliebten konnte er dadurch aus Sophiens Seele nicht vertilgen; ihr nicht wehren, daß sie, wenn auch nicht öffentlich, doch einsam in ihrem Zimmer ihm Thränen weinte. Ziemlich offen gab sie den Schmerz, den sie wegen der Trennung von dem Manne, dem sie so viel verdankte, empfand, durch den Entschluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einsamkeit eines Klosters zu verleben. Dieser Entschluß ward aber für désespoir d'amour erklärt und konnte, wahrscheinlich auf Veranstaltung ihres Vaters, nicht ausgeführt werden. Da man ihr auch dies versagte, so that sie noch in dem Zimmer ihres Vaters in ihrem Innern das Ge-

lübde, nie mehr die Künste und Wissenschaften, die Bianconi sie gelehrt, zu zeigen, und dieß Gelübde hat sie, auch nach Wielands Zeugniß, treu gehalten, ein schöner Beweis, daß Eigenliebe und Eitelkeit ihrer Seele fremd waren. — Ein stilles, zurückgezogenes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nunmehr nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hospitalmeisters daselbst. Nach dem Tode desselben führte sie mit den genannten Geschwistern ihre eigne Oekonomie eine Zeit lang und bezog dann das Haus Wielands, der damals Prediger zu St. Maria Magdalena daselbst war, später aber Senior des dortigen Ministeriums wurde. Auf welche Veranlassung sie in dieses Haus kam, ist nicht bekannt; doch kann man die ziemlich nahe Verwandtschaft des gutermannschen und wielandschen Hauses als hinreichenden Grund annehmen, da nämlich Wielands Gattin und Sophiens Vater Geschwisterkinder waren. In diesem Hause nahte eine neue Epoche für Sophiens Bildung heran. Denn hier war es, wo sie den jungen Wieland kennen lernte. Dieser machte sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt, noch sorgsamer vielleicht, als Bianconi sie die der Italiener hatte kennen gelehrt. Natürlich war es, daß bei diesen gemeinschaftlichen Beschäftigungen beider Herzen sich finden mußten; sie schlossen ein schönes Freundschaftsbündniß, das um so dauerhafter seyn mußte, da es auf gegenseitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie sollte Wielands Gattin werden. Mit diesem Entschlusse verließ Wieland sie im Herbste des Jahrs 1750; Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn. Er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen und reis'te im October 1752 nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen diese Liebe, und als Wieland im Jahre 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie als die Gattin eines andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht so ihr Freundschaftsbund, der, in der Jugend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Wie viel sie Wieland verdanke, hat sie selbst oft genug laut gesagt; durch ihn ward auch Julie von Bondeli ihre Freundin; ein Glück, das sie oft gepriesen hat. Das Schicksal hatte Sophiens Hand dem Herrn von la Roche bestimmt, den sie während Wielands Abwesenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung heirathete. La Roche's eigentlicher Name war einst Frank von Lichtenfels. Diesen deutschen Namen hatte der berühmte churmainzische Minister, Graf Stadion, sein vorzüglicher Gönner, nach damaliger Sucht zu französiren, in la Roche umgeändert. (Man vergl. J. J. Gernings Reise durch Oesterreich und Italien 1 Th. S. 61.) Als er Sophien ehelichte, war la Roche mainzischer Hofrath und führte die Oberdirection über alle Besitzungen der gräflich stadionschen Familie in Schwaben und Böhmen. Sein Aufenthaltsort war das gräfliche Residenzschloß Warthausen in Schwaben. Er war ein edel und freidenkender Mann, der, fern von Vorurtheilen, sich nicht scheute, die Wahrheit offen zu sagen, wenn auch damit Gefahr verknüpft war. Dem Pfaffenthum hatte er einen unversöhnlichen Haß geschworen, und diesen scheute er sich nicht, in seinen Briefen über das Mönchswesen,

die viel Aufsehen erregten, und von vielen Protestanten, ja selbst von einigen Catholiken mit Beifall aufgenommen wurden, laut zu bekennen. Wenn ihn daher Winkelmann in seinen Briefen an Berendis als einen ehrsüchtigen Treiber schildert, so liegen die Gründe dieses Tadels zu klar vor Augen, als daß sie einer nähern Erörterung bedürften. La Roche war bei andern Vorzügen ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte, und sich dabei, wenigstens dem Schein nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand dadurch zwischen ihm und seiner zart fühlenden Gattin, die ihren Mann kannte, kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jeder seinen eignen Gang wählte. Sophie, die bisher fast nur in gelehrten Cirkeln gelebt hatte, kam durch la Roche in die Familien des deutschen Adels; durch den bedeutenden Wirkungskreis ihres Mannes bekam sie Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt wie des gemeinen Mannes kennen zu lernen, und dadurch ihre auf dem Wege der Lectüre erlangte Menschenkenntniß durch selbstgemachte Erfahrungen zu begründen und zu berichtigen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochenem Eifer fort. La Roche besaß eine treffliche Bibliothek, vorzüglich reich an Werken der Engländer. Sophie setzte sich durch dreimonatlichen Fleiß in den Stand, dieselben in der Ursprache lesen zu können. Noch mehr benutzte sie die ausgezeichnete Bibliothek des Grafen Stadion. Nach dem Tode Stadions, seines großen und edlen Beschützers, wurde la Roche in churtriersche Dienste als Staatsrath nach Coblenz berufen. Während zehn Jahre, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand, seine Tugenden, seine Fehler, seine Freuden und seine Leiden näher zu betrachten; hier knüpfte sie Freundschaftsbündnisse mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menschen. Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich von dem hohen Standpunkte, auf dem sie bisher gewesen war, zurückziehen mußte. Noch liegen die eigentlichen Gründe hiervon im Dunkeln; so viel ist aber gewiß, daß die oben erwähnten Briefe über das Mönchswesen, welche la Roche geschrieben, seinen Sturz beförderten. Von nun an lebte Sophie, die sich wegen dieses Unfalls durch den Genuß der Freundschaft, der Wissenschaften und Natur leicht tröstete, mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach in einem freundlichen Hause, von dem Böttiger (T. M. 1807, 5) sagt, es sey ein Tempel der Euphrosyne und Sophrosyne gewesen, wo täglich die kleine, aber fromme Opferflamme gradeauf loderte. Hier starb im Jahr 1789 ihr Gatte, der sie geliebt und verehrt hatte, und um den sie innig trauerte. Noch größern Schmerz empfand sie über den Tod ihres Sohnes Franz, eines liebenswürdigen Jünglings, der im Jahre 1791 früh dahin starb. Seit dem Tode ihres Gatten und ihres Sohnes war innere und äußere Trauer ihr eigen; nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von l. R. (Geheimer Bergrath zu Berlin), zu besitzen, nur seine Briefe und der Gedanke an ihn, die freudige Hoffnung, ihn und seine Familie noch vor ihrem Tode bei sich in Offenbach zu sehen, erheiterten sie zuweilen einige Augenblicke. Die Erfüllung dieser letzten Hoffnung gewährte die Vorsehung ihr nicht; denn am 18. Febr. des Jahres 1807 ging sie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. Sie wurde (wie sie es in ihrer Reise von Offenbach nach Schönebeck gewünscht hatte) auf dem Kirchhof zu Bürgel, einem eine halbe Stunde von

len Aufschub. Es sey, schrie er, ein großes Beispiel für die Welt, eine Handlung der Vorsehung! Nach der Hinrichtung des Königs schlug er vor, man solle die sämmtliche königliche Familie und die Girondisten vor das Revolutionsgericht bringen. Die Girondisten hatten seine Herrschsucht schon geahnet, und ihn im Convente des Anschlages der Alleinherrschaft beschuldigt. Daher ruhte Robespierre auch nicht, bis er sie, wie die unglückliche Monarchenfamilie, aufs Blutgerüst gebracht hatte. Von nun an beherrschte er wirklich den Nationalconvent. Die pariser Gemeinde war ihm ergeben. Es wurde unter seiner Leitung ein Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt, und statt des Ministeriums zwölf Commissionen errichtet, und somit die Schreckensregierung begründet. Anklagen und Verurtheilungen wurden allgemein in Frankreich. Robespierre's Helfershelfer errichteten Tribunäle in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausschuß in Paris, die unerhörtesten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten. Die Hebertisten und Dantonisten, die ihm anfangs sehr behülflich gewesen waren, wurden ihm späterhin verdächtig, und auch sie wurden die Schlachtopfer seiner Blutgier. Den Nationalconvent konnte er nun mit Recht seine Decretsmaschine nennen. Er herrschte ganz unbeschränkt, er sprach wie der Gebieter Frankreichs, und ließ sich als solchen ehren. Indessen merkte er, daß er allein stände, und um sich dem Volke wieder zu nähern, beschloß er, einen Schatten von Religion wieder einzuführen, worauf dann das berüchtige Decret erschien, worin die Republik ein höheres Wesen anerkannte. Dieser kluge Einfall that große Wirkung, und das Fest des höhern Wesens wurde in der That mit vieler Feierlichkeit begangen, wobei Robespierre eine Rede hielt, die seine eben nicht sehr religiösen Absichten ziemlich deutlich angab. Man hatte ihm auch gerathen, sich zuweilen zu Pferde zu zeigen, besonders der Truppen wegen. Er versuchte deßhalb reiten zu lernen, allein es wollte damit nicht gehen, da er sich vor den Pferden scheute. Feig war er überhaupt in einem hohen Grade; daher auch zum Glück seine Tyrannei nicht lange dauerte. Da sich seine Grausamkeit über alle Parteien erstreckte, und er ohne Unterschied Freunde und Feinde würgte, jene, weil er neidisch auf sie war, und diese, weil er sie fürchtete; so hatte er auch bald alle Parteien gegen sich, und so groß auch der Schrecken war, den sein Name und seine Macht einflößten, so war doch das Elend zu groß, und die Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu heftig, als daß die Seufzer und Klagen nicht hätten laut werden sollen. Bald war das Murren wider den Tyrannen allgemein, und der Convent, der bisher geschwiegen hatte, war nun auch aufgeregt, und beschloß laut zu werden. Am 27sten Juli 1796 entspann sich zufolge eines geheimen Einverständnisses zwischen mehreren Mitgliedern der Versammlung eine unerwartete Abhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses heftig gerügt wurde. Robespierre und seine beiden Collegen, Couthon und St. Just, waren überrascht. Sie wollten zwar sprechen, allein man überschrie sie. Robespierre wollte die Bühne besteigen. Sogleich erscholl im Saale das fürchterliche Geschrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er stieß einige Drohungen aus, allein sie wurden nicht mehr gefürchtet. Es wurde gleich ein Anklagedecret gegen ihn angefertigt, und von der Bühne mußte er sich mit seinen beiden Gefährten, Couthon und St. Just, mit seinem jüngern Bruder und Lebas vor die Schranken begeben. Schon am vorigen Tage soll etwas von dieser heimlichen Verabredung im Convente laut geworden seyn, und Couthon seinem Oberherrn gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der Verdächtigen zu schreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies scheint

seinen Untergang beschleunigt zu haben. Uebrigens konnten Verschwörungen unter solch einer unausstehlichen Tyrannei nicht fehlen. Einige Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cicilia Regnault, in Robespierre's Wohnung ergriffen, die, wie man vorgab, ihn ermorden wollte, und zwei Messer bei sich hatte. Robespierre hatte die Grausamkeit, sie mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu lassen. Indessen ist diese Verschwörung sehr zweifelhaft, und verständige Leute vermuthen, Robespierre habe den Umstand, daß man ein unbekanntes Mädchen, die ihn aufsuchte, in seiner Wohnung ergriffen hatte, dazu benutzt, um sich das Ansehn eines von den Bösen verfolgten Staatsmannes zu geben, und sich dadurch zur Dictatur emporzuschwingen. — Das Gerücht von Robespierre's Anklage im Nationalconvent verbreitete sich in Paris, noch ehe die Sitzung zu Ende war. Die Gemeinde der Stadt, die ihm ergeben war, versammelte sich im Rathhause, ließ die Sturmglocke läuten, und versammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Greveplatze vor dem Rathhause. Henriot, der die Nationalgarde befehligte, rückte mit derselben gegen den Convent an. Allein der Haß gegen den Tyrannen äußerte sich so laut, daß er nichts that, um denselben zu retten. Robespierre wurde also im Convetssaale verhaftet, wobei er ausrief: Die Gauner triumphiren; die Republik ist verlohren! Man führte ihn zum luxemburger Gefängnisse; allein hier weigerte sich der Aufseher aus Angst oder Vorsicht, ihn aufzunehmen. Nun wurde er von seinem Anhange weggenommen und zum Rathhause geführt. Da die Gemeinde daselbst ihren Sitz hatte, so wurde geschworen, man wolle ihn gegen den Convent vertheidigen. Allein unterdessen erklärte ihn der Convent in die Acht, und Barras bekam Befehl, ihn zu arretiren. Hier soll sich Robespierre mit einem Pistolenschuß eine Kinnlade zerschmettert haben. Prudhomme erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique, ein Gensdarme, Namens Meda, habe sich in dem Getümmel hinzugedrängt, und da er Robespierre in einer Ecke bemerkt habe, auf denselben geschossen. Von da wurde der nun ohnmächtige Tyrann zum Wohlfahrtsausschuß im Conventshause gebracht, und wurde hier auf einen Tisch gelegt, wo er in der peinlichsten Lage, die sich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen blieb. Zu den Schmerzen seiner Wunde und dem daraus erfolgten Fieber gesellten sich, um ihn zu quälen, die Schmähungen der Umstehenden und die Verhöre seiner vorigen Collegen und Untergebenen. Am folgenden Tage, als den 28sten Juli, um 4 Uhr Nachmittags wurde er mit 22 seiner Mitschuldigen zum Blutgerüste geführt. Sein Gesicht war ganz entstellt und seine Augen fast zugeschlossen. Da der Zug vor seinem Hause vorbeiging, so ließ das Volk den Karren daselbst stille halten. Ein Weib tanzte vor demselben her, und rief: Dein Tod macht mich vor Freude trunken; herunter mit dir in die Hölle, der du von allen Gattinnen und von allen Müttern verflucht bist! Auf dem Richtplatze riß der Henker ihm mit Gewalt die Binde ab, die seine Wunde bedeckte, wodurch das scheußliche Gesicht Robespierre's ganz sichtbar wurde. Dieser stieß einen Schrei aus. Darauf fiel sein Haupt unter dem Beile der schrecklichen Maschine, die während seiner Tyrannei so entsetzlich in Frankreich gewüthet hatte. Er war 35 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll hoch, und hatte immer eine bleiche Gesichtsfarbe und verloschene Augen. In seinem Anzuge war er stets sehr sauber und sogar geputzt, ein merkwürdiger Umstand, da zu eben der Zeit Schmutz und Nachlässigkeit im Anzuge zur Charakteristik eines Patrioten gehörten. Die Reizbarkeit seiner Nerven war so groß, daß sich dieselben oft von den Fingerspitzen an bis zu dem Nacken krampfartig zusammenzogen. Er hatte von Natur eine

kreischende Stimme, allein durch sein Bemühen hatte er das Rauhe derselben sehr gemildert. Er declamirte gut, besaß aber übrigens keine Beredsamkeit. Was er über Tugend, Laster und Verschwörungen oft vorbrachte, war eitles Geschwätz. Ueberhaupt war er ein mittelmäßiger Redner, wenn er Zeit hatte, sich vorzubereiten. Extemporiren konnte er fast gar nicht. Die Ironie war seine Lieblingsfigur, auch widerlegte er oft mit vieler Geschicklichkeit die Gründe seiner Gegner, übrigens war sein Ideenkreis sehr beschränkt. Robespierre muß weder als ein Ungeheuer ohne Talent und Charakter, noch als ein geschickter Usurpator angesehen werden. Er war keines von beiden. Daß er kein stumpfsinniger Wütherich war, beweis't sein kühnes Unternehmen, in einer eben durch Blut erkauften Republik den fürchterlichsten Despotismus einzuführen, welches ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelang. „Niemand," sagt ein Geschichtschreiber, der ihn gekannt hat, „hat besser die Kunst verstanden die Gesinnung des Volks zu lenken, und sich eine so außerordentliche Popularität zu erwerben. Mit der Hülfe dieser Popularität bewirkte er alle die Begebenheiten seiner despotischen Regierung, lenkte die Schritte des Municipalraths, zog den unbeständigen und aufrührerischen Pöbel an sich, machte das Gesetz geltend, um die Tyrannei zu gründen, und verhinderte die Weisen laut zu werden, indem er ihnen die Gesinnung der Bösen zeigte. Schon als bloßer Municipalrath spricht er vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung, als ob er der Abgeordnete einer obern Macht sey. Sobald er im Convente sitzt, wird er gleich der Brennpunkt der Demagogie, und zerstört, was zum Königthum gehört. Die Royalisten schickt er mit den Republikanern, deren Energie ihm Furcht einjagt, aufs nämliche Blutgerüste. Hier zündet er den Fanatismus des gröbsten Pöbels an, dort schmeichelt er der Trägheit und der brutalen Unmäßigkeit mit der Aussicht auf die Gütertheilung. Er braucht die Heberte, die Clootse, die Chaumette, um alles zu desorganisiren, um alles zu zerstören, Sitten, Gesetze und Religion, und ihr Lohn ist — Schande und Tod! Er wird plötzlich ihr Ankläger, ihr Richter, und fast ihr Henker, erklärt sich für den Vertheidiger des Gottesdienstes und der Moral. Er versammelt um sich her die zerstreuten Reste der von ihm zerstörten Parteien, und bestimmt die gefälligen Diener seiner Tyrannei zur Todesstrafe!" Man erzählt, zwei genfer Bürger hätten Nachricht von einer geheimen Unterhandlung Robespierre's mit England gehabt, und den französischen Residenten zu Genf beschworen, diese Verrätherei in Frankreich bekannt zu machen. Mittelst jener Unterhandlung sollte Robespierre als das Oberhaupt Frankreichs anerkannt werden, wofern er die Religion, den Handel, die Ruhe u. s. w. wieder herstellte. Was an dieser Aussage wahr ist, läßt sich schwerlich entscheiden. Robespierre's jüngerer Bruder hatte zwar seine Kühnheit nicht, war aber nicht minder zum Despotismus geneigt, half ihm seine Grausamkeiten vollziehen, ward mit ihm gefangen, sprang aus einem Fenster des Rathhauses hinaus, brach ein Bein, und wurde verletzt, wie sein Bruder zum Richtplatz geschleppt. D. q.

Robinson, Robinsonaden. Seit dem zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts machte die Erscheinung einer Menge Schriften, deren Inhalt die wunderbaren und seltsamen Abenteuer einzelner, auf wüsten Inseln einsam lebender Menschen war, großes Aufsehn in der Lesewelt, und es kam bald dahin, daß in Deutschland, wo, wie bekannt, eine größere Leselust herrscht als irgendwo, ein solcher Ueberfluß von dieser Art Romane existirte, daß er nur von der Menge der

nach ihm Mode werdenden empfindsamen und Ritterromane überwogen wurde. Die Veranlassung zu dem Entstehn dieser sogenannten Robinsonaden haben die seltsamen Schicksale eines englischen Matrosen, Selkirk, gegeben, der durch Schiffbruch im 17ten Jahrhundert auf eine Insel (angeblich Juan Fernandez) im südamerikanischen Meere verschlagen wurde, und dort als unfreiwilliger Einsiedler viele Jahre lebte, bis endlich sein günstiges Geschick ein Schiff ihm zuführte, auf dem er in sein Vaterland zurückkehrte, wo dann bald darauf eine sehr ins Romantische gezogne Schilderung seines Lebenslaufs von Daniel Defor, unter dem Titel: Robinson Crusoe herausgegeben wurden, die 1721 zu Leipzig, in 4 Theilen, in einer deutschen Uebersezung erschien, und dann in Deutschland eine Menge Romane unter dem Titel Robinson zur Folge hatte. Auf welche Art Campe die Abenteuer Selkirks zu einem belehrenden und unterhaltenden Lesebuch für Kinder bearbeitet hat, ist unter dem Artikel dieses verdienstvollen Schriftstellers erzählt worden. Es erlebte nicht allein in Deutschland verschiedne Auflagen, sondern wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Nur vorübergehend dagegen war die Wirkung der vielen nach dieser Geschichte gebildeten Romane, die zum Theil die lächerlichsten Uebertreibungen enthalten.

Rochambeau (Jean Baptiste Donatien de Vimeur de), aus einer adeligen Familie, geb. den 1sten Juli 1725, trat im sechzehnten Jahr als Cornet in das Cavallerieregiment St. Simon, und machte im östrr. Erbfolgekriege die Feldzüge in Böhmen und Bayern mit, unter Anführung des Marschalls de Broglio, und die im Elsaß an der Spitze einer Compagnie. Sehr jung ward er schon Generaladjutant des Duc d'Orleans und des Grafen Clermont, und befand sich mit dem letztern in der Schlacht von Raucoux. Als Oberster eines Infanterieregiments, in seinem 22sten Jahre, commandirte er es in der Schlacht von Laufeld, und erhielt zwei schwere Wunden. Bei der Belagerung von Mastricht wurde ihm die Berennung dieses Orts am linken Ufer der Maas mit 24 Grenadiercompagnien aufgetragen. Als Brigadier der Infanterie und Ritter des heil. Ludwig belagerte er Mahon unter dem Marschall de Richelieu, und stieg, trotz des englischen Artilleriefeuers, in die Gräben. Mit 4000 Mann im J. 1757 ins Halberstädtische beordert, nahm er die Festung Regenstein mit 14 Kanonen ein, und die preußische Garnison gefangen. In der Schlacht von Crevelt führte er eine Brigade an, welche nebst zwei andern der französischen Armee dem Heere des Prinzen Ferdinand Widerstand leistete. Die Jahre 1758, 59 und 60 waren Zeugen neuer Thaten der Tapferkeit und tactischen Klugheit dieses Feldherrn. Als Oberster des Regiments d'Auvergne, zwang er, an der Spitze der Grenadiere der Armee, den General Luckner, sich in die engen Päße von Saalmünster zurückzuziehen. Mit denselben Grenadieren drängte er den Nachtrab des Prinzen Ferdinand, bei dem Rückzuge desselben von Sachsenhausen nach Cassel. Er vereinigte sich mit dem Corps von Stainville, und umringte und schlug durch einen vereinten Angriff eine Division von 10,000 Mann, wo der Graf Fersen, ihr General, getödtet und die Artillerie erobert ward. In der Schlacht von Klostercamp unterstützte er die Bewegungen, die den glücklichen Ausgang entschieden. Rochambeau war Feldmarschall und Generalinspector der Infanterie, als er noch den Ruhm hatte, den Prinzen Ferdinand in Furcht zu halten. Bei der Schlacht von Filinghausen befehligte er den rechten Flügel der Armee, machte seinen Rückzug in Ordnung und ohne Verlust, und wußte sich während des ganzen Feldzugs

einer an Macht überlegenen Armee furchtbar zu machen. Im J. 1780 schiffte er als Generallieutenant der Hülfstruppen, die man nach Nordamerika schickte, sich mit 5000 Mann bei Rhode-Island aus, nahm eine furchtgebietende Stellung, rettete des Königs Marine, und zwang den englischen General Clinton, seine Position zu respectiren. Nachdem er die aus Frankreich lang erwartete Verstärkung erhalten, stieß er vor Neu-York zum General Washington, beförderte die Uebergabe dieser und der Stadt Gloucester, und nöthigte mit der Armee der Alliirten 8200 Engländer, das Gewehr zu strecken und 22 Fahnen und 180 Kanonen auszuliefern. Dieser Sieg entschied die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ward er vom König zum Ritter seiner Orden und zum Oberbefehlshaber der Provinz Picardie ernannt. Im J. 1789 commandirte er in dem durch Volksunruhen bewegten Elsaß, stellte die Ruhe wieder her, und schützte die Städte vor den Plünderungen des Pöbels. Als Commandeur der Nordarmee stellte er im J. 1790 alle Befestigungen dieser Gränzlinie her, und bildete zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan drei verschanzte Lager, die vom Feinde respectirt wurden. Ludwig XVI. erhob ihn damals zum Marschall von Frankreich. Bald darauf erklärte die Nationalversammlung dem deutschen Kaiser den Krieg, ohne auf eine solche Unternehmung vorbereitet zu seyn. Rochambeau fand in allen seinen Planen Widerspruch; man machte ihm andere, die er als völlig abgeschmackt erkannte, aber doch anzunehmen sich genöthigt sah. Dumouriez, der ins Ministerium gekommen war, fand in seinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Lille zu lassen, während er alle andre Generale in Thätigkeit setzte. Durchdrungen von Mißmuth, legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienstjahren zog er sich in seine Heimath zurück, wo er 1804 gestorben ist. Ms.

Roche (Sophie la), geborne von Gutermann, eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen, die unserer Literatur und unserer Nation stets zur Zierde gereichen wird. Sie war am 6ten Dec. 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater Gutermann, Edler von Gütershofen *), ein sehr gelehrter Arzt, der sich durch große Reisen Menschenkenntniß und feine Bildung erworben hatte, erzog sein erstes und liebstes Kind, Sophie, mit zärtlicher Sorgfalt, und legte es schon früh darauf an, den Sinn für Wissenschaft und Kunst in ihr zu wecken. Als Kind von zwei Jahren trug er sie in seine Bibliothek, wo er sie durch die schönen Verzierungen der Einbände und Titelblätter zu belustigen suchte, und es dadurch auch so weit brachte, daß sie schon im dritten Jahr vollkommen lesen konnte. Ihre frühe Lesekunst benutzte der fromme Vater nur für die Bibel, welche Sophie schon als fünfjähriges Kind zum ersten Mal durchgelesen hatte. Im zwölften Jahr hatte sie sich in des Vaters Bibliothek eine so genaue Localkenntniß erworben, daß sie jedes Buch, das derselbe verlangte, sogleich zu finden wußte, und der Vater sie im Scherz zu seinem Bibliothekar machte, welchem Posten Sophie mit Ehren vorstand. Während der Vater so den Sinn für Wissenschaft bei dem Kinde erregte, gab die

*) Sie war also nicht erst durch ihre nachherige Vermählung mit la Roche adelig geworden, sondern auch von angebornem Adel. Sie hatte übrigens noch eilf Schwestern, die alle früher als sie starben, und einen Bruder, Jacob Immanuel (geb. 1744), der wenigstens im J. 1805 noch zu Biberach lebte.

zärtliche Mutter dem Gefühl und dem Schönheitssinne der Tocht Nahrung. Sie nahm dieselbe auf ihren Spaziergängen ins Feld od in Gärten mit sich, setzte sie dort auf blumichte Rasen, schmückte mit Blumen und ließ sie Sträuße pflücken, welche sie dann untr d Kinder der Nachbarschaft austheilte. Sophiens Vater war von Kau beuern nach Augsburg als Stadtphysikus und Decan der medicin schen Facultät versetzt worden, und hier fand sie im siebzehnten Ja ihres Alters Gelegenheit zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung; den hier war es, wo sie den Dr. Bianconi aus Bologna, den damal gen Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg aus dem Hause He sen-Darmstadt, kennen lernte. Dieser, damals in einem Alter vo 33 Jahren, begehrte Sophie zur Gattin. Dem Geist seiner Vaterstal gemäß, wollte er sie zu großen Kenntnißen leiten und eine andere Laur Bassi aus ihr machen; er war daher nicht nur bei allen ihren Lecti nen zugegen, sondern nahm auch selbst den thätigsten Antheil an de Geschäfte ihrer Bildung, indem er sie mit den besten Dichtern sein Nation und mit den Denkwürdigkeiten Griechenlands und des alte und neuen Roms durch die besten Kupferstiche bekannt machte. E fand eine so gelehrige und thätige Schülerin, daß er oft mit Entzücke zu Sophiens Mutter sprach: O, Sophie ist ein Engel! Die liebevol Mutter freute sich dann mit ihm über die schnellen Fortschritte ihre geliebten Kindes. Aber nicht lange war es ihr vergönnt, sich darübe zu freuen; denn im August des Jahres 1748 betrauerte Sophie de Tod ihrer Mutter, die im 33sten Jahr ihres Alters verstarb, viel z früh für die Tochter, der sie zärtliche Mutter und gefühlvolle Freundi gewesen war. Nach diesem Unglücksfall wünschte der Vater die Ve bindung seiner Tochter mit Bianconi im nächsten Jahre vollzogen z sehen. Er reis'te daher mit demselben auf ein ganzes Jahr nach Ita lien, um selbst die Familie kennen zu lernen, in welche die Tochte gleich nach seiner Zurückkunft eintreten sollte. Nachdem diese Zurück kunft erfolgt war, arbeitete man nun an den Artikeln des Ehevertrags der aber leider nie zu Stande kam, da Bianconi, als Italiener ei eifriger Catholik, in Dresden, wo er unterdessen Leibarzt des chursäch sischen Königs von Polen geworden war, zwar seiner künftigen Gatti selbst Religionsfreiheit zusicherte, aber fest darauf bestand, daß all Kinder catholisch werden sollten, Sophiens Vater hingegen die Töchte durchaus lutherisch haben wollte. So ward durch diesen Religions zwist, in welchem keiner von beiden nachgeben wollte, die Verbindun mit einem Manne zerrissen, den Sophie liebte und verehrte, und u dessen Verlust sie viele Thränen vergoß. Bianconi reis'te ab, un den Tag nach seiner Abreise mußte Sophie in Gegenwart des Vater alle Briefe und Gedichte, die sie von B. hatte, verbrennen, sein Bild niß in viele Stücke zerschneiden, seinen Ring zerbrechen und die Bril lanten an demselben zertreten. Dazu konnte sie der hier wenigstens seh harte Vater zwingen, aber das Andenken an den Geliebten konnte e dadurch aus Sophiens Seele nicht vertilgen; ihr nicht wehren, daß si wenn auch nicht öffentlich, doch einsam in ihrem Zimmer ihm Thräne weinte. Ziemlich offen gab sie den Schmerz, den sie wegen der Tren nung von dem Manne, dem sie so viel verdankte, empfand, durch de Entschluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einsamkeit eine Klosters zu verleben. Dieser Entschluß ward aber für désespoir d'a mour erklärt und konnte, wahrscheinlich auf Veranstaltung ihres Va ters, nicht ausgeführt werden. Da man ihr auch dies versagte, s that sie noch in dem Zimmer ihres Vaters in ihrem Innern das G

lübde, nie mehr die Künste und Wissenschaften, die Bianconi sie gelehrt, zu zeigen, und dieß Gelübde hat sie, auch nach Wielands Zeugniß, treu gehalten, ein schöner Beweis, daß Eigenliebe und Eitelkeit ihrer Seele fremd waren. — Ein stilles, zurückgezogenes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nunmehr nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hospitalmeisters daselbst. Nach dem Tode desselben führte sie mit den genannten Geschwistern ihre eigne Oekonomie eine Zeit lang und bezog dann das Haus Wielands, der damals Prediger zu St. Maria Magdalena daselbst war, später aber Senior des dortigen Ministeriums wurde. Auf welche Veranlassung sie in dieses Haus kam, ist nicht bekannt; doch kann man die ziemlich nahe Verwandtschaft des gutermannschen und wielandschen Hauses als hinreichenden Grund annehmen, da nämlich Wielands Gattin und Sophiens Vater Geschwisterkinder waren. In diesem Hause nahte eine neue Epoche für Sophiens Bildung heran. Denn hier war es, wo sie den jungen Wieland kennen lernte. Dieser machte sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt, noch sorgsamer vielleicht, als Bianconi sie die der Italiener hatte kennen gelehrt. Natürlich war es, daß bei diesen gemeinschaftlichen Beschäftigungen beider Herzen sich finden mußten; sie schlossen ein schönes Freundschaftsbündniß, das um so dauerhafter seyn mußte, da es auf gegenseitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie sollte Wielands Gattin werden. Mit diesem Entschlusse verließ Wieland sie im Herbste des Jahrs 1750; Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn. Er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen und reis'te im October 1752 nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen diese Liebe, und als Wieland im Jahre 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie als die Gattin eines andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht so ihr Freundschaftsbund, der, in der Jugend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Wie viel sie Wieland verdanke, hat sie selbst oft genug laut gesagt; durch ihn ward auch Julie von Bondeli ihre Freundin; ein Glück, das sie oft gepriesen hat. Das Schicksal hatte Sophiens Hand dem Herrn von la Roche bestimmt, den sie während Wielands Abwesenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung heirathete. La Roche's eigentlicher Name war einst Frank von Lichtenfels. Diesen deutschen Namen hatte der berühmte churmainzische Minister, Graf Stadion, sein vorzüglicher Gönner, nach damaliger Sucht zu französiren, in la Roche umgeändert. (Man vergl. J. J. Gernings Reise durch Oesterreich und Italien 1 Th. S. 61.) Als er Sophien ehelichte, war la Roche mainzischer Hofrath und führte die Oberdirection über alle Besitzungen der gräflich stadionschen Familie in Schwaben und Böhmen. Sein Aufenthaltsort war das gräfliche Residenzschloß Warthausen in Schwaben. Er war ein edel und freidenkender Mann, der, fern von Vorurtheilen, sich nicht scheute, die Wahrheit offen zu sagen, wenn auch damit Gefahr verknüpft war. Dem Pfaffenthum hatte er einen unversöhnlichen Haß geschworen, und diesen scheute er sich nicht, in seinen Briefen über das Mönchswesen,

die viel Aufsehen erregten, und von vielen Protestanten, ja selbst von einigen Catholiken mit Beifall aufgenommen wurden, laut zu bekennen. Wenn ihn daher Winkelmann in seinen Briefen an Berendis als einen ehrsüchtigen Treiber schildert, so liegen die Gründe dieses Tadels zu klar vor Augen, als daß sie einer nähern Erörterung bedürften. La Roche war bei andern Vorzügen ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte, und sich dabei, wenigstens dem Schein nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand dadurch zwischen ihm und seiner zart fühlenden Gattin, die ihren Mann kannte, kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jeder seinen eignen Gang wählte. Sophie, die bisher fast nur in gelehrten Cirkeln gelebt hatte, kam durch la Roche in die Familien des deutschen Adels; durch den bedeutenden Wirkungskreis ihres Mannes bekam sie Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt wie des gemeinen Mannes kennen zu lernen, und dadurch ihre auf dem Wege der Lectüre erlangte Menschenkenntniß durch selbstgemachte Erfahrungen zu begründen und zu berichtigen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochenem Eifer fort. La Roche besaß eine treffliche Bibliothek, vorzüglich reich an Werken der Engländer. Sophie setzte sich durch dreimonatlichen Fleiß in den Stand, dieselben in der Ursprache lesen zu können. Noch mehr benutzte sie die ausgezeichnete Bibliothek des Grafen Stadion. Nach dem Tode Stadions, seines großen und edlen Beschützers, wurde la Roche in churtriersche Dienste als Staatsrath nach Coblenz berufen. Während zehn Jahre, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand, seine Tugenden, seine Fehler, seine Freuden und seine Leiden näher zu betrachten; hier knüpfte sie Freundschaftsbündnisse mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menschen. Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich von dem hohen Standpunkte, auf dem sie bisher gewesen war, zurückziehen mußte. Noch liegen die eigentlichen Gründe hiervon im Dunkeln; so viel ist aber gewiß, daß die oben erwähnten Briefe über das Mönchswesen, welche la Roche geschrieben, seinen Sturz beförderten. Von nun an lebte Sophie, die sich wegen dieses Unfalls durch den Genuß der Freundschaft, der Wissenschaften und Natur leicht tröstete, mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach in einem freundlichen Hause, von dem Böttiger (T. M. 1807, 5) sagt, es sey ein Tempel der Euphrosyne und Sophrosyne gewesen, wo täglich die kleine, aber fromme Opferflamme gradeauf loderte. Hier starb im Jahr 1789 ihr Gatte, der sie geliebt und verehrt hatte, und um den sie innig trauerte. Noch größern Schmerz empfand sie über den Tod ihres Sohnes Franz, eines liebenswürdigen Jünglings, der im Jahre 1791 früh dahin starb. Seit dem Tode ihres Gatten und ihres Sohnes war innere und äußere Trauer ihr eigen; nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von l. R. (Geheimer Bergrath zu Berlin), zu besitzen, nur seine Briefe und der Gedanke an ihn, die freudige Hoffnung, ihn und seine Familie noch vor ihrem Tode bei sich in Offenbach zu sehen, erheiterten sie zuweilen einige Augenblicke. Die Erfüllung dieser letzten Hoffnung gewährte die Vorsehung ihr nicht; denn am 18. Febr. des Jahres 1807 ging sie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. Sie wurde (wie sie es in ihrer Reise von Offenbach nach Schönebeck gewünscht hatte) auf dem Kirchhof zu Bürgel, einem eine halbe Stunde von

Offenbach am Main gelegenen Dorfe, an der Seite ihres Gemahls und Sohnes, beerdigt. — Ueber Sophiens Charakter und Lebenswandel ist bei allen denen, die sie sahen und näher kennen lernten, nur eine Stimme. Die seltensten körperlichen und geistigen Vorzüge fanden sich bei ihr vereinigt, und erhoben sie gleichsam zu einem Ideal edler Menschheit. Sie war die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, die gefühlvollste Gattin; dabei eine warme Menschenfreundin, die sich selbst gern vergaß, um andern zu helfen und zu dienen. Gegen Höhere bescheiden, aber nie kriechend; gegen Niedere leutselig, gütig und gefällig, flößte sie jenen Achtung und Bewunderung, diesen mit der Bewunderung zugleich Liebe und Verehrung ein. In ihrem ganzen Wesen und Benehmen war ein gewisser Adel, der sich bis auf die geringste Bewegung und Geberde erstreckte; bei jedem, auch dem kleinsten Geschäfte zeigte sie Anstand, Haltung und Grazie. Die höchste Reinlichkeit und die seltenste Ordnung und Pünktlichkeit in ihren Geschäften war ihr eigen. Selten oder nie machte sie von der Eintheilung ihrer Zeit eine Ausnahme. Ihre Unterhaltung war angenehm und um desto belehrender und interessanter, da es ihr eigen war, in derselben viele Gegenstände zu berühren und so durch Abwechselung zu ergötzen und durch heitern Witz zu beleben. Der Verlust eines großen Theils ihres Vermögens konnte sie nicht niederbeugen; selten äußerte sie ihren Schmerz darüber, so wie sie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verlust ihrer Lieben beugte sie heftig darnieder. Gastfreundschaft übte sie im hohen Grade und ermüdete nicht darin, obgleich sie sehr häufig in Anspruch genommen wurde; denn Reisende von hohem und Mittelstande, aus Vaterland und Ausland besuchten sie und machten gern Umwege von mehreren Meilen, um die berühmte Sophie von la Roche zu sehen und zu sprechen. — Wir fügen dieser kurzen Biographie noch einige Bemerkungen über Sophie la Roche als Schriftstellerin bei. Sie hat eine bedeutende Anzahl von Werken geschrieben, und einer Frau von ihrem Geiste, die in ihrem merkwürdigen Leben so viel erfahren, so viele Lagen und Verhältnisse kennen gelernt hatte, konnte es an Stoff zu zahlreichen Arbeiten nicht fehlen; einer Frau ferner, die die meisten menschlichen Wissenschaften und Kenntnisse nicht nur oberflächlich, sondern gründlich kannte, konnte es nicht schwer werden, ihre Werke durch Einmischung dieser Kenntnisse eben so angenehm als belehrend zu machen. Ihre Lieblingsstudien waren Naturgeschichte und Naturlehre, Geschichte der Künste, Völker- und Staatengeschichte; alles, was zu den schönen Wissenschaften gehört, liebte sie enthusiastisch; die Moral gehörte ebenfalls zu ihren liebsten Beschäftigungen, wenn sie dieselbe gleich nicht in ihrem ganzen Umfange, sondern mehr in einzelnen Sätzen und Sentenzen, die ihr Gemüth vorzüglich ansprachen, kannte. Hiezu kam noch die Erziehungswissenschaft, die sie sorgfältig studirte, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen. So wie nun diese Wissenschaften zur Ausschmückung ihrer Werke dienten, so waren auch die in denselben gezeichneten Charaktere meist aus den Lebensverhältnissen, in denen sie selbst gewesen, entlehnt; sie zeichnet in denselben meistentheils die, mit denen sie in nähere Berührung gekommen war, läßt die Leute handeln und reden, wie sie zu handeln und zu reden gewohnt war, d. h. mit steter Rücksicht auf die edelste Tugend. Daher herrscht in allen ihren Werken ein durchaus reiner, frommer weiblicher Sinn. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform, oder in der durch Joh. Timoth. Hermes in Deutschland mit Glück eingeführten

richardsonschen Manier. Fast in allen sind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten. Poetische Kraft und Fülle der Phantasie wird man nur selten in ihren Schriften vermissen und sich gern in die idealische Welt der Schriftstellerin hineinversetzen. Ton und Styl sind edel, einfach und lebhaft, aber dabei nur ihr eigen, und unterscheiden sich Himmel weit von den aller andern Schriftsteller und Schriftstellerinnen; sie sind eine unmittelbare Folge ihrer durch Natur, Erziehung und Lebensumstände bestimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. — Ihre erste Arbeit war: die Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Sie entstand durch einen Zufall, wie viele ihrer Werke, indem Sophie sich durch diese schriftstellerische Beschäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu trösten suchte. Sie that dies auf Anrathen eines ihrer würdigsten Freunde, des Predigers Brechter, den Sophie sich nachher bei der Schilderung von wackern Geistlichen oft zum Muster nahm. Wieland begleitete dies Werk mit einer Vorrede. Hierauf folgten dann mehrere Werke, von denen die vorzüglichsten folgende sind: Rosaliens Briefe, mein Schreibetisch, Pomona, Rosalie und Cleeberg, Briefe an Lina, Briefe über Mannheim, Geschichte der Miß Loni, Erscheinungen am See Oneida, moralische Erzählungen, neue Erzählungen, Fanny und Julie, Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhund. und die Badebekanntschaft, das schöne Bild der Resignation, Liebehütten, Herbsttage, mehrere Reisebeschreibungen u. a. Das letzte, was sie herausgab, führt den Titel: Melusinens Sommerabende (1806). Richtig ahnend, schloß sie mit dieser Schrift ihr Schreibepult und überlebte sich also als Schriftstellerin nicht. Merkwürdig ist Wielands Vorrede zu diesem Werke. Er, der sie vor 35 Jahren in die Schranken der literarischen Laufbahn durch Herausgabe ihrer Sternheim geführt hatte, begleitete sie im J. 1806 auch wieder hinweg vom literarischen Schauplatz. — An einer vollständigen Biographie dieser merkwürdigen Frau fehlt es bis jetzt noch; die besten Materialien dazu gibt sie selbst in den Briefen über Mannheim und vorzüglich in dem als Einleitung zu Melusinens Sommerabenden vorangedruckten Brief. Wenig mehr von der Geschichte ihrer Jugend gibt Huri im Neuen teutschen Mercur v. J. 1808, St. 10, S. 114 — 137. Länger verweilt er bei der Geschichte ihrer letzten Lebensjahre, da er sie erst zu Offenbach kennen lernte, ihr genauer Freund ward und dann bis zu ihrem Tode in ihrer Nähe war. Bruchstücke aus einer Lebensbeschreibung, die Sophie im Jahre 1800 einem Freunde in die Feder dictirt haben soll, stehen im Morgenblatt vom Jahre 1808, Nr. 149, und Berichtigungen dazu ebend. Nr. 314. Ein getreues Bildniß Sophiens, in dessen Zügen zarte Weiblichkeit mit mütterlich sanftem Ernst gepaart erscheint, findet man vor dem 5ten Stück des Neuen teutschen Mercurs vom Jahre 1807, in welchem Stück Böttiger S. 3. ff. ihr ein Andenken gestiftet hat, und vor Melusinens Sommerabenden. *x. μ. δ.*

Rochechouart (Françoise Athenais de), Schwester der Aebtissin von Fontevrault und des Duc de Mortemart und Vivonne und Prinzen von Tonnay-Charente, war anfangs bekannt unter dem Namen Madame de Tonnay-Charente. Ihre Schönheit zeichnete sie weniger aus, als ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart. Sie wurde an den Marquis de Montespan verheirathet, welcher ihr ansehnliche Partien aufopferte, aber mit Undank belohnt

wurde. Die Duchesse de la Vallière, Geliebte Ludwigs XIV., nahm sie in ihre Gesellschaft auf, und der König betrachtete sie sogleich als eine liebenswürdige Unbesonnene. Sie suchte unaufhörlich diesen Monarchen zu locken, welcher spöttisch zu Madame de la Vallière sagte: Sie möchte gern, daß ich sie liebte; aber ich werde es nicht thun. Er täuschte sich, und wurde bald von ihren Reizen gefesselt. Die Marquise de Montespan herrschte gebieterisch. Sie liebte den König nach Launen, aber noch mehr das Geld. Ihre Phantasien veranlaßten ihn zu grossen und unnützen Ausgaben. Sie herrschte lange über sein Herz; aber allmählig entfernten ihre herrschsüchtigen und eigensinnigen Launen sie von ihm. „Sie hatte," sagt Madame de Genlis, „Falschheit im Charakter und Natürlichkeit im Verstande. Frei von Empfindsamkeit, aber der Begeisterung unterworfen, liebte sie mit Leidenschaft, oder sie liebte gar nicht: Alles, was glänzte, schien ihr groß; Ehrenbezeugungen nahm sie für Ruhm; sie hatte tiefe Entwürfe und kindische Beweggründe; zugleich unersättlich und leichtsinnig in ihren Wünschen, wollte sie herrschen, nicht um wirklich zu leiten und zu regieren, sondern nur um sich sehen zu lassen." Mad. de Montespan hatte die La Vallière verdrängt, und erfuhr erst von der Duchesse de Fontanges und dann von der Marquise de Maintenon dasselbe Schicksal. Ludwig XIV. befahl ihr 1680, den Hof zu verlassen; sie starb 1707, 66 Jahr alt, zu Bourbon, wo sie die Bäder gebrauchen wollte. Ob sie gleich von Natur viel Stolz hatte, war ihr Charakter doch eben so verschlagen, als ihr Verstand scharf blickte. Als sie Ludwig XIV. in ihre Netze zu locken strebte, suchte die Königin, deren Ehrendame sie war, sie auf andre Gedanken zu bringen. Um ihr eine hohe Meinung von ihrer Tugend einzuflößen, communicirte sie alle acht Tage in ihrer Gegenwart, und besuchte die Hospitäler. Sie genoß in dieser Zeit solches Vertrauen, daß sie, bei der Beförderung der Marschälle von Frankreich um 1679 in die Taschen des Königs griff, um die Liste zu holen, und als sie den Namen des Duc de Vivonne, ihres Bruders, nicht darauf fand, in Vorwürfe ausbrach, und nicht abließ, bis der König ihm den Marschallstab verlieh. In den letzten Jahren ihres Lebens sah sie auf den Verlust ihrer Gunst standhaft hin. Die Religion flößte ihr Empfindungen der Reue und selbst der Demuth ein. Als ihre niedrigsten Dienstboten ihr die schuldige Ehrerbietung versagten, bezeigte sie eine Art Freude, und empfing diese kleinen Demüthigungen als eine Abbüßung für ihre vergangne Größe mit Vergnügen. Der Pater de la Tour aus dem Ordenshause, ihr Beichtvater, verlangte, sie möchte an ihren Gemahl schreiben, daß er mit ihm zurückkomme, oder sich an einem Orte, den er ihm anweisen wolle, verborgen halte. Wer Madame de Montespan gekannt, sagt der Duc de Saint-Simon, wird dies wohl für das heldenmüthigste Opfer halten. Und sie brachte es, ohne zur Vollbringung genöthigt zu seyn. Der Marquis de Montespan ließ ihr sagen, daß er sie weder empfangen, noch ihr Etwas vorschreiben, noch von ihr reden hören möge. Indeß trauerte sie um seinen Tod wie eine gewöhnliche Witwe. Nach und nach widmete sie sich ganz den Armen; arbeitete für sie mehrere Stunden des Tags an groben Stücken, und ließ die sie umgebenden Weiber für sie arbeiten. Ihre ehemals mit Delicatessen und Ueberfluß versehene Tafel ward einfacher; sie vermehrte ihre Fasten und Gebete. Ihre Büßungen waren anhaltend. Ihre Hemden und Betttücher waren von grober, ungebleichter Leinwand, aber unter gewöhnlichen Hemden und Tüchern verborgen. Sie trug beständig Armbänder, Kniebänder, und einen Gürtel mit

eisernen Stacheln, und ihre Sprache war gleichfalls die einer Büßenden. Die Schrecken des Todes quälten sie so, daß mehrere Frauen des Nachts bei ihr wachten. Sie legte sich bei offnen Vorhängen und vielen brennenden Wachskerzen nieder, und hieß ihre Wächterinnen plaudern, essen oder spielen, um sich wach zu erhalten. Mitten unter ihren Büßungen und Beängstigungen konnte sie doch nicht das Aeußere einer Königin verleugnen, dessen sie sich zur Zeit ihres Glücks angemaßt hatte. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Armstuhl, wo sie die Huldigungen der Großen, der Prinzen und Prinzessinnen empfing, ohne sich stören zu lassen, und ohne ihnen das Geleite zu geben. Reize, die ihr eigen waren, und welche eine feine Höflichkeit und treffende Spiele des Witzes erhöhten, milderten, was ihr Hochmuth hartes haben konnte. Sie erhielt ihre Schönheit und Gesundheit bis zu den letzten Tagen; indeß hielt sie sich immer für krank, und einige Mal bis zum Sterben. Diese Unruhe unterhielt in ihr den Geschmack am Reisen; und auf diese Raisen nahm sie sieben bis acht Personen mit sich, um ihr die Zeit zu vertreiben. Das letzte Mal, als sie nach Bourbon ging, bezahlte sie auf zwei Jahre die Pensionen der Mildthätigkeit, die sie zu geben pflegte, weil sie überzeugt war, daß sie nicht zurückkommen würde, und sie hatte sich nicht getäuscht. Sie hatte von ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Duc d'Antin bekannt ist, dessen Nachkommenschaft 1757 in seinem Enkel endigte. Sie hielt sehr wenig auf den Pater de la Chaise, den sie eine chaise de commodité nannte. Es war vielleicht Vorurtheil in dieser Geringschätzung; denn dieser Jesuit sprach zu Ludwig XIV. mit männlicher Freimüthigkeit. Ms.

Rochefaucould. Die schon im 11ten Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefaucoulds hat mehrere sich im Gelehrten-, im Kriegs- und im geistlichen Stande auszeichnende Mitglieder aufzuweisen. Wir bemerken hier nur ein Paar davon, die in der neuern Geschichte Frankreichs mit auftraten. 1. Louis Alexandre, Herzog von Rochefaucould, Pair des Reichs, war Mitglied der Versammlung der 1787 zuerst zusammenkommenden Notabeln, und einer der ersten von ihnen, die sich zu Gunsten des dritten Standes erklärten; er brachte die Abschaffung des Sklavenhandels in Vorschlag. Er war zugleich ein eifriger Verfechter der Preßfreiheit, und betrieb mit die Ausfertigung des Decrets über die geistlichen Güter. 1791 wurde er Präsident und Mitglied des Departements von Paris, und hatte als solcher großen Antheil an den Entscheidungen über das Veto des Königs, so wie im Juli 1792 an der Absetzung von Petion und Manuel, die im Juni desselben Jahrs sich so freche Eingriffe in die königliche Würde zu Schulden kommen ließen. Aber bald gelang es den wüthenden Gegnern einer gemäßigten Staatsverfassung, den Herzog von Rochefaucould zu stürzen. Seine Vorsicht, sich dem Volksunwillen dadurch zu entziehn, daß er seine Stelle niederlegte, half ihm nichts, er wurde von dem wüthenden, durch die Jacobiner aufgehetzten Pöbel zu Gisors den 14. Sept. 1792 im 83sten Jahre seines Alters gesteinigt. Seine Gattin würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wäre der Herzog nicht auf dem Wege, wo die Mörder ihn überfielen, ihr eine Viertelstunde zuvorgeeilt. Rechtschaffenheit, Freimüthigkeit und Vaterlandsliebe, waren die hervorstechenden Charakterzüge des unglücklichen Herzogs. 2. Der Cardinal von Rochefaucould, ein Bruder des Vorigen, war Erzbischof von Rouen, und gleichfalls 1789 Mitglied der Generalstaaten. Bis im Anfange

des Jahrs 1792 blieb er in seinem Vaterlande, und verfocht mündlich und schriftlich die Rechte seines Standes und der gesetzmäßigen Verfassung. Als in dem genannten Jahr aber die Anarchie völlig überhand nahm, und auf dem gestürzten Throne das Schreckenssystem errichtet ward, verließ er Frankreich und ging nach Deutschland, wo er 1799 zu Münster starb.

Rochelle, eine berühmte Handels- und Seestadt im Departement der untern Charente in Frankreich, am atlantischen Meere gelegen. Durch die Revolution hat Rochelle sehr an Volksmenge, so wie an Wohlstand verloren. In der Geschichte der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, herbeigeführt durch Religionsstreitigkeiten, zu den Zeiten der Könige aus dem Hause der Valois, so wie unter den nachfolgenden Bourbons, spielte diese Stadt als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten, eine bedeutende Rolle, bis endlich unter der Verwaltung Richelieu's (s. d. Art.) sie nach langwieriger Belagerung in die Hände der Catholiken kam, wodurch der Untergang der reformirten Partei in Frankreich entschieden ward. Ein großer Theil der damaligen Bewohner von Rochelle flüchtete nach Einnahme der Stadt übers Meer nach Amerika, dort vor der Verfolgung ihrer unduldsamen Brüder sich ein neues Vaterland zu suchen, das ihnen erlaubte, Gott zu verehren nach ihrer Ansicht. Die Wildnisse von Canada und Florida boten diesen Unglücklichen die gesuchte Freistatt, deren Nachkommen mit im Freiheitskrieg der vereinigten Staaten von Nord-Amerika fechtend, ihren übers Meer zu ihrer Unterstützung gesendeten ursprünglichen Landsleuten die Ideen von Menschenrechten wieder mittheilten, die nachher im Mutterlande (Frankreich) so furchtbar blutig zum Ausbruch kamen, und dem Beobachter die ewig vergeltende Nemesis auch hier erkennen ließen.

Rochester, eine weitläuftige Stadt, auf beiden Seiten des für die größten Kriegsschiffe hier schiffbaren Medway in der Landschaft Kent in England. Sie ist der Sitz eines Bischofs, sendet zwei Deputirte zum Parlament, hat 6000 Einwohner, welche eine starke Austerfischerei treiben. Ueber den Fluß führt eine schöne, starke steinerne Brücke, die längste nach der londoner in ganz England. Dicht an der Stadt liegt gleichsam als Vorstadt Chatam, einer der wichtigsten Plätze für die Marine mit großen Werften, allen Fabrikanstalten für Schiffsrüstung und wichtigen Magazinen. W. L.

Rochester (John Wilmot, Graf von), geb. 1638 und gestorben 1680, war ein Mann, der sich durch seinen Verstand und durch einige geistreiche Schriften hervorgethan hat; er war einer von denjenigen Gottesläugnern, welche nach ihren Grundsätzen leben; denn er stürzte sich frühzeitig in die allerabscheulichste Völlerei. Sein Lehrer war so glücklich, die Fähigkeiten desselben schnell zu Tage zu fördern, so daß er schon als 12jähriger Knabe die Thronbesteigung Carls II. durch ein Gedicht feierte. Er verließ England, durchreis'te Frankreich und Italien, kam zurück und nahm Dienste bei der Armee; er führte die Waffen nicht ohne Auszeichnung. Er überließ sich nun der entehrendsten Lebensweise, und schwächte dadurch seine Gesundheit so sehr, daß er in der Blüthe seines Lebens dahin sank. Das beste, was er geschrieben hat, sind seine Satiren, welche 1714 in London herauskamen; seine Gedichte sind zu voll von Obscönitäten, als daß sie des Lesens dürften gewürdigt werden. Kurz vor seinem Tode ließ er den Bischof von Salisbury kommen, um als reuiger Sünder ersterben zu können; seine Be-

kehrung wurde in der Folge durch eine Schrift von demselben Bischofe öffentlich bekannt gemacht. W. L.

Rochlitz (Friedrich), herzoglich sachsen-weimarscher Hofrath und privatisirender Gelehrter zu Leipzig, daselbst geboren 1770. Er zeigte, wie er selbst behauptet, schon in seinen Kinderjahren viel Talent für Musik, und der entschiedene Hang zu dieser Kunst gab auch seinen Blicken in das Gebiet der Künste und der practischen Philosophie, ihr Daseyn. Thätigen Antheil nahm er gleichfalls an der allgemeinen musikalischen Zeitung, die bei Breitkopf in Leipzig erscheint. Mehr, als durch seine tonkünstlerischen Arbeiten hat Rochlitz durch eine bedeutende Anzahl von Schriften im Gebiete der schönen Literatur, besonders als Romandichter sich bekannt gemacht. Seinen Werken fehlt es nicht an einer ansprechenden Gemüthlichkeit, aber wohl an Genialität und neuer, selbstschaffender Erfindungskraft. Fast alle Romane und Schilderungen dieses Dichters leiden mehr oder weniger an einer gewissen ermüdenden Breite und Redseligkeit, und ergießen sich nicht selten in einen Strom von Sentenzen. Obgleich keines seiner größern Werke auf Originalität und Vollendung Anspruch machen darf, so möchten doch wohl seine Charakterschilderungen interessanter Menschen zu den vorzüglichern gehören.

Rochow (Friedrich Eberhard), auf Rekahn. Dieser um die Jugendbildung so verdiente Mann war 1734 den 11ten October zu Berlin geboren, und genoß einen Theil seiner Erziehung auf der Ritterakademie zu Brandenburg. Schon im 15ten Jahr trat er in Kriegsdienste, und folgte, bei der Garde angestellt, seinem König in den 7jährigen Krieg. Mit der preußischen Armee kam er 1754 in die Winterquartiere nach Leipzig. Ein Schuß hatte in diesem Feldzuge seinen einen Arm gelähmt. In Leipzig lernte er Gellert kennen, und wurde von diesem, der die Wißbegierde des jungen Kriegers schätzte, mit mehrern der dasigen Gelehrten bekannt gemacht. Das folgende Jahr rief Rochow wieder ins Feld; da aber eine zweite Verwundung ihn des Gebrauchs der rechten Hand völlig beraubte, so mußte er die Kriegsdienste verlassen, und begab sich nun auf seine Güter, wo er fortan dem Landleben und der Verbesserung des ländlichen Schulunterrichts lebte, der damals noch sehr vernachlässigt wurde. Er schrieb selbst ein Werk: Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, in dem er suchte, eine bessere Methode zum Unterricht anzugeben. Da das Werkchen vielen Beifall fand, so suchte Rochow nunmehr seine Vorschläge auch practisch anzuwenden, und ließ sich die Verbesserung der Schulen auf seinen Gütern aufs äußerste angelegen seyn, welches ruhmwürdige Beginnen auch von dem besten Erfolge gekrönt wurde; denn nicht allein offenbarte sich gar bald der wohlthätige Einfluß seines Wirkens auf die Jugend seiner Güter, sondern die Nachahmung desselben trug auch außerhalb Früchte, so daß die erfolgende Landschulenverbesserung in den preußischen und andern Staaten größtentheils mit als sein Werk betrachtet werden kann. Als Kinderschriftsteller zeichnet er sich gleichfalls aus und sein 1776 erschienener Kinderfreund fand verdienten Beifall. Ueberhaupt war Rochow in allen seinen Verhältnissen ein sehr braver Mann und seine Bestrebungen für die Aufnahme des Landbau's in den Marken sind gleichfalls höchst lobenswerth. Mit Gellert blieb er stets in der freundschaftlichsten Beziehung und auch seine würdige Gattin, eine geborne von Bose, stand mit Gellert, von dem sie sehr geschätzt wurde, in Briefwechsel. Als warmer Anhänger seines Königshauses und Bewunderer der Heldenthaten der Brandenburger, ließ

Rochow bei Hakenberg unweit Fehrbellin ein Monument errichten, zum Andenken der einst auf diesen Feldern geschlagenen Schlacht zwischen dem großen Churfürsten und den Schweden. Rochow starb am 16ten Mai 1805, betrauert von allen, die ihn kannten, und hinterließ den Ruhm eines nützlichen und rechtschaffenen Mannes, der sein Leben dem Wohl der Menschheit gewidmet hatte.

Rode (Bernhard), welcher am 14ten Junius 1797 als Director der berliner Akademie der bildenden Künste starb, war 1725 zu Berlin geboren, und verrieth früh eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften, welche aber in der Folge durch die Liebe zur Mahlerkunst noch überwogen wurde. Anfangs war Müller aus Siebenbürgen, dann fast vier Jahre hindurch der berühmte Anton Pesne sein Lehrer. Im J. 1750 besuchte er Paris, nutzte anderthalb Jahre Carl Vanlo's Unterricht, kam nach Berlin zurück, und trat von da seine Reise nach Italien an. Hier verlebte er zwei Jahre theils in Rom, theils in Venedig, und verfertigte ein großes Gemählde, den Alexander vorstellend, welcher weinend den Leichnam des Darius mit seinem Purpurmantel bedeckt. Nach seiner Rückkunft nach Berlin veranlaßte ihn der Tod seines Vaters im Jahr 1756 zu zwei großen allegorischen Gemählden, welche er nebst einem großen Altarblatte der Marienkirche zu Berlin schenkte. Aehnliche Geschenke erhielten auch andre Kirchen, namentlich die Garnisonkirche vier allegorische Gemählde von vier im siebenjährigen Kriege gebliebenen Helden. Diese Arbeiten machten seinen Namen auch im Auslande bekannt, woher ihm häufige Aufträge zukamen; so mahlte Rode vier Bilder für eine griechische Kirche in der Ukraine. Sein rastloser Fleiß und seine Manier, welche die mühsame Vollendung aller Details verschmähte, machten es ihm möglich, eine sehr große Menge von Gemählden zu fertigen; die meisten derselben sind von ihm selbst in Kupfer radirt worden. Von diesen Blättern gibt es ein Verzeichniß nebst drei Beilagen, worin jedes Stück ausführlich beschrieben ist. Mit besondrer Liebe mahlte er als ein wahrer Patriot die merkwürdigsten Epochen aus der brandenburgischen Geschichte. Auch aus seines Freundes Geßner Idyllen hat er einige schöne Stücke gemahlt, und zu allen Fabeln Gellerts Blätter radirt. Biblische Gegenstände waren ihm jedoch unter allen die liebsten. Er selbst legte einen besondern Werth auf einen Christuskopf, der noch 1799 in seinem Hause war, und ihm zum Muster für alle seine Christusköpfe gedient hatte; eben so wenig war er zu bewegen gewesen, eine Auferweckung der Todten zu veräußern, ein treffliches Werk, das Rode's Meisterschaft als Geschichtsmahlers vollgültig beweis't. Unter den auferstehenden Frommen hatte er eine Gruppe seiner eignen Verwandten angebracht. In den Schlössern zu Potsdam u. s. w. sieht man mehrere von Rode ausgeführte Deckengemählde.

Röderer (Pierre Louis), ehemals ein ausgezeichnetes Mitglied der constituirenden Nationalversammlung, nachher bei der Administration des pariser Departements angestellt. Während der Schreckenszeit unter Robespierre beobachtete Röderer über politische Gegenstände in seinen Schriften ein tiefes Stillschweigen; als der Tyrann aber gestürzt war, sprach er desto lauter im Journal de Paris. Als Anhänger der Constitution von 1791 wurde er von den Royalisten sowohl als Jacobinern gleich gehaßt. Nach der Revolution vom 18ten Brumaire trat er in den Erhaltungssenat, dann in den Staatsrath. Darauf wurde ihm der öffentliche Unterricht übertragen, bis er 1803 die Senatorie Caen erhielt. Er war stets ein Anhänger Napoleons, der ihn als sol-

chen kannte und bei seiner Rückkehr zum Pair ernannte. Jetzt lebt er wieder als Privatmann.

Röding (Aloys), s. Schweiz.

Rodney (George Brydges), ein berühmter Seeheld, wurde 1718 geboren, und widmete schon früh sich dem Seedienste. Rodney zeichnete sich durch Muth und Eifer bald sehr vortheilhaft aus. 1751 ward er Commodore, und 1759 Admiral. In diesem Jahre commandirte er die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angesicht der französischen Flotte bombardirte. 1761 wurde er nach Martinique gesandt, das er im folgenden Jahre einnahm. Zwar hatte die Regierung in Betreff seiner Dienste ihn mit dem Bathorden geschmückt, dennoch wurde er nach Abschluß des Friedens 1763 weiter eben nicht sonderlich belohnt, und erhielt bloß die Stelle eines Gouverneurs des Invalidenhospitals zu Greenwich. In diesem Posten gerieth Rodney bald in große Verlegenheit. Sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel hatte sein kleines Vermögen verzehrt, und ihn in Schulden gestürzt. Da er nicht bezahlen konnte, entzog er sich den Verfolgungen seiner Gläubiger dadurch, daß er nach Frankreich ging. Die traurige Lage, in der er sich hier befand, wurde durch die Unterstützung des Marschalls Biron erleichtert, der edelmüthig genug war, obgleich Rodney alle Anerbietungen, in die Dienste der Krone Frankreich zu treten, verwarf, seine Schulden zu bezahlen, und ihm so den Rückweg ins Vaterland zu bahnen. Er wurde jetzt dem König von England durch den Herzog von Chatois empfohlen, und erhielt das Obercommando der westindischen Flotte, mit der er dem belagerten Gibraltar zu Hülfe eilen sollte. Im Januar 1780 eroberte er eine bedeutende Anzahl spanischer Transportschiffe, acht Tage hernach schlug er die spanische Flotte, befehligt von Don Langara, der selbst gefangen wurde. Das edelmüthige Betragen, das Rodney gegen die gefangenen Spanier bewies, hatte zur Folge, daß seitdem auch die gefangnen Engländer sich eines bessern Looses in Spanien zu erfreuen hatten; der Sieg über Don Langara verschaffte aber dem bedrängten Gibraltar reichen Zufluß an Proviant und Kriegsbedürfnissen. Noch in demselben Jahre (im Mai) lieferte Rodney der französischen Flotte unter dem Befehl des Grafen von Guichen auf der Höhe von Martinique drei Gefechte, die zwar den Ruhm der beiderseitigen Anführer erhöhten, durch keinen Sieg aber entscheidend waren. Bei Rhode-Island traf er noch einmal auf die französische Flotte, griff sie aber nicht an, da sie eine zu vortheilhafte Stellung hatte. Sein Unternehmen im December 1780 gegen die Insel St. Vincent mißlang zwar, desto glänzender fiel der Angriff auf die Inseln St. Eustach, Martin und Saba aus, die er im Februar 1781 eroberte, wobei 159 Kauffahrteischiffe, eine Convoi von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Auf diesen Sieg folgte die Uebergabe der holländischen Colonien Essequebo, Demerary und Berbice, so wie im März der Insel St. Barthelemy. Sein glänzendster Sieg war jedoch der im folgenden Jahre (1782) am 12ten April über die französische Flotte unter Commando des Grafen von Grasse erfochtene auf der Höhe zwischen St. Domingo und den heiligen Inseln. Die Franzosen verloren fünf Linienschiffe erster Größe, darunter das Admiralschiff Ville de Paris, und Grasse selbst wurde gefangen. Für diesen Sieg ernannte ihn sein König zum Pair und Baron des Reichs mit dem Titel: Rodney von Rodney-Stokke, das Parlament aber gewährte ihm eine lebenslängliche Pension von 2000 Pfund Sterl. Von da an lebte Rod-

ney in Ruhe, und starb gerade als der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausbrach (1792).

Rohan-Guémené (Louis René Eduard), Cardinal, geb. den 23sten September 1734, war anfangs bekannt unter dem Namen Prinz Louis, und wurde nach und nach Bischof von Canople und Straßburg, Großalmosenier von Frankreich, und Mitglied der französischen Akademie. Sein Hang zum Vergnügen hielt ihn weder von den Studien noch vom Streben des Ehrgeizes zurück. Als Ambassadeur zu Wien zeichnete er sich durch sein gefälliges Benehmen und seine Pracht aus. Mit einer schönen Gestalt und einem behenden Verstande wurde er weniger berühmt durch seine Talente, als durch die berüchtigte Halsbandsgeschichte. Am 15ten August 1785, als dem Geburtstage der Königin, sah diese zwei Juwelire bei ihr eintreten, welche für ein demantenes Halsband, das sie ihr geliefert haben wollten, sechzehnhunderttausend Livres als Preis sich von ihr ausbaten. Sie erklärte sogleich, daß sie dies Halsband nie gesehen, noch zu haben gewünscht hätte. Die Juweliere erwiederten, daß sie es dem Cardinal übergeben hätten, der darum für sie zu handeln beauftragt gewesen. Aufgebracht über den Mißbrauch ihres Namens beklagte sich die Königin bei ihrem Gemahl, und foderte Gerechtigkeit. Der Monarch fragte die Siegelbewahrer und von Breteuil um Rath, welche der Meinung waren, man sollte den Cardinal verhaften; aber die Königin verlangte, daß er vorher verhört werde. Gestehen Sie, sagte sie zu ihm, daß es seit vier Jahren das erste Mal ist, daß ich Sie spreche. Der Cardinal bejahte es, und erklärte, daß er durch die Ränke einer gewissen La Mothe hintergangen sey. Als er aus des Königs Cabinet kam, ward er verhaftet, und in die Bastille gesetzt. Auf das erste Gerücht von dieser Verhaftung glaubte das Publicum, der Cardinal habe dem Kaiser Mittel zu einem plötzlichen Einfall in Lothringen an die Hand gegeben; allein es wurde bald besser belehrt. Der König ließ dem Gefangnen sagen, er möchte selbst über sein Loos entscheiden. Dieser erklärte den Wunsch, vom Parlament gerichtet zu werden. Die Frau La Mothe, die sich den Beinamen Valois beilegte, und von einem natürlichen Sohn Heinrichs II. abzustammen vorgab, bekannte in ihren Verhören, niemals der Königin vorgestellt worden zu seyn. Es wurde bewiesen, daß sie seit dem Empfang des Halsbandes aus dem Stande der Dürftigkeit zum höchsten Luxus übergegangen war; daß ihr Mann zu London Diamanten für beträchtliche Summen verkauft habe; und endlich, daß auf ihren Antrieb eine Frau, Namens d'Oliva, die Rolle der Königin bei dem mitternächtlichen Erscheinen im Park von Versailles gespielt, wo sie den Cardinal habe rufen lassen. Das Parlament sprach den Prälaten von aller Anklage frei, wies d'Oliva vor Gericht ab, und verurtheilte die La Mothe zu steter Gefangenschaft in der Salpetriere, und ihren Mann auf die Galeeren. Trotz dieses Ausspruchs konnten Ludwig und seine Gemahlin denjenigen nicht mit freundlichem Blick bei sich sehen, der ihre Namen in einer so verdrießlichen Sache Preis gegeben hatte. Der Cardinal wurde der Großalmosenierswürde beraubt und in die Abtei La Chaise-Dieu in Auvergne, und nachher in sein Bisthum zu Straßburg verwiesen. Im Jahr 1789 ward er zum Deputirten der Geistlichkeit des Amtes Hagenau bei den Generalstaaten ernannt, wo er im September seinen Sitz nahm. Die Anführer der Volkspartei hofften, daß er aus Rache gegen den Hof die Neuerungen wider die Geistlichkeit begünstigen würde; aber der Cardinal entfernte sich von ihnen, und verließ die Versammlung. Kurze Zeit nachher, da er als Urheber

der in dem Rheindepartement entstandenen Unruhen gerichtlich angeklagt war, zog er sich in den in Deutschland gelegenen Theil seiner Besitzungen zurück. Er zeigte sich da frei von Bitterkeit und wohlthätig gegen Unglückliche, die er unterstützte. Er starb zu Ettenheim den 17ten Februar 1803. Als aufgeklärter Beschützer von Gelehrten hatte er den Abbé Le [illegible] an sich gezogen. Seine Unterhaltung war lebhaft und aufgeweckt; er sprach über Alles mit Anmuth, und wenn seine Jugend durch einige Verirrungen bezeichnet war, so hatte das Unglück und das Alter seinen Geist zur Reife gebracht, und sein Herz sanft, wohlwollend und ebenmäßig gestimmt. M s.

Rohr (spanisches), ist ursprünglich aus Indien, Spanien und Italien zu uns gekommen. In den beiden letztgenannten Ländern, vornehmlich in den feuchten Weinbergen, wird es gepflanzt, und treibt dicke, hohle und glatte Stengel, die gegen zehn Ellen hoch werden, und Stäbe, Pfähle, Pfeifen u. dgl. abgeben. Auch die Stuhlmacher, Weber und andre Handwerker verbrauchen das Packrohr in großer Menge. Die Stockrohre werden stück- oder bundweise verkauft. Die von der ersten Größe, welche vollkommen wohl proportionirt sind, kosten selbst in Holland 50-100 und mehr Gulden das Stück.

Roland (Jean Baptiste de la Platière), geb. zu Villefranche bei Lion, verließ im 19ten Jahr das väterliche Haus, und begab sich nach Nantes, dort die Handlung zu erlernen, und einmal nach Indien zu gehen, welches Vorhaben ein Lieblingswunsch seiner Seele war, weßwegen er sich auch dem Willen seiner Aeltern entzogen hatte, die ihn zum geistlichen Stande bestimmten. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht seinen Plan auszuführen. Bei dem Manufacturwesen in Rouen angestellt, bereis'te er in kaufmännischen Geschäften mehrere auswärtige Länder, und wurde bei seiner Zurückkunft als Aufseher des Handels und der Fabriken zu Lion angestellt. Als beim Anfange der Staatsumwälzung in Frankreich die verschiedenen Städte Deputirte zu der Nationalversammlung sendeten, ging er für Lion als solcher nach Paris. Hier begann er bald eine größere Laufbahn. Seine Kenntniß des Handels und Verkehrs, so wie die Liebe, in der er beim Volk stand, empfahlen ihn Ludwig XVI., der damals die Stellen im Ministerio mit talentvollen Männern zu besetzen suchte. So ward Roland dem Ministerium der innern Angelegenheiten vorgesetzt, welchem Posten er rühmlich vorstand, sich aber dabei eines schmählichen Undanks gegen seinen König und Wohlthäter schuldig machte, indem er sich nicht scheute, Ludwig XVI. manche zu nichts fruchtende Bitterkeit zu sagen, und dadurch die Stimmung gegen den unglücklichen König noch mehr zu verschlimmern. Dies hatte zur Folge, daß der König ihn bald darauf wieder aus dem Ministerio entließ, in das er jedoch wieder aufgenommen wurde, als Ludwig entthront ward. Sein Bemühen, die durch die Jacobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken, so wie die Bekanntmachung mehrerer von ihm vorgeblich in den Tuilerien gefundenen Papiere, wodurch viele ins Unglück geriethen, machten ihn aber bald sehr verhaßt, und er wurde mit den Girondisten zugleich geächtet. Vorher schon, gleich nach der Hinrichtung des Königs, hatte er seine Ministerstelle niedergelegt. Den Verfolgungen der Bergpartei zu entgehn, entfloh Roland nach Rouen, wo er den Schmerz hatte zu erfahren, daß seine Gattin, die ruhig in Paris geblieben war, das Schaffot bestiegen habe (vergl. den folgenden Art.). Unschlüssig, ob er sich nach Paris begeben solle, um auf der Stelle, wo das Blut seiner Gattin geflossen war, ihren Mördern entgegenzutreten, und sie aufzufordern, auch sein-

Blut zu vergießen, oder sich selbst den Tod zu geben, wählte er endlich das letztere, und erstach sich den 15ten November 1793 mit einem Stockdegen auf der Landstraße unweit Rouen. Man fand bei ihm einen Zettel, worin er sich als einen Mann schildert, der sein Leben dem allgemeinen Besten gewidmet habe, und der gestorben sey, tugendhaft, wie er gelebt. Der bekannte Brissot hat Roland als einen neuern Cato geschildert, doch dürfte diese Parallele eben nicht passend seyn. Mehrere von ihm verfaßte Schriften, in das Fabrik- und Handelswesen einschlagend, zeugen von den Kenntnissen ihres Verfassers.

Roland (Marie Johanne Philippon), die Gattin des Vorigen, war die Tochter eines Kupferstechers zu Paris, der zwar als Künstler sich auszeichnete, durch Verschwendung aber seine Vermögensumstände zerrüttete. Sie war im Jahr 1754 geboren, und erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Erziehung. Das Studium der griechischen und römischen Geschichte hatte ihr eine große Neigung zum Republikanismus beigebracht, und sie fühlte sich mächtig ergriffen, als die Staatsveränderung in ihrem Vaterlande ausbrach. Ungeachtet sie schon mehrere Heirathsanträge abgelehnt hatte, so entschloß sie sich doch endlich, den Bewerbungen Rolands nachzugeben, der durch die an sie gerichtete Dedication seiner Briefe über Italien ihre Hochachtung gewonnen hatte. Sie gab ihm ihre Hand, und fuhr nun gemeinschaftlich mit ihrem Gatten fort, verschiedne Gegenstände des gelehrten Wissens zu bearbeiten. Als Roland nach Paris kam, und die Stelle eines Ministers erhielt, eröffnete sich für seine Gemahlin eine lang gewünschte politische Laufbahn. Mit unermüdetem Eifer stand sie ihrem Gatten in den Geschäften seines Departements bei, fertigte Aufsätze, schrieb Adressen und versammelte wöchentlich um sich einen Cirkel von Gelehrten und Staatsmännern, von denen die wichtigsten Vorfälle der Zeit discutirt wurden. In diesem Treiben scheint sie einigermaßen die ihrem Geschlecht gebührende Zurückhaltung vergessen zu haben, denn ihre Anmaßung ging bald so weit, daß mehrere Staatsmänner und Generale sich darüber zu beschweren Ursache zu haben glaubten, und deßwegen mit ihrem Gatten zerfielen, z. B. Dumouriez. Als endlich Roland gestürzt wurde, fiel auch sie als ein Opfer der Gegenpartei am 18ten November 1793 unter der Guillotine im 39sten Jahre ihres Alters. Der königlichen Familie, am meisten der unglücklichen Marie Antoinette, hatte sich Madame Roland immer sehr abgeneigt gezeigt, und der Brief, den sie im Namen des Convents an den Papst schrieb, beweist, mit wie weniger Zurückhaltung sie ihre Anmaßungen geltend machte. Uebrigens bleibt dieser geistreichen Frau der Ruhm umfassender wissenschaftlicher Kenntnisse, von denen ihre vielfachen Schriften und Aufsätze ein rühmliches Zeugniß geben. Sie würde sich, hätte sie vor gelehrtem Stolz und Eitelkeit sich zu bewahren gewußt, durch ihren gebildeten Geist und ihre schöne Gestalt Anspruch erworben haben, in die Reihe der liebenswürdigsten und achtungswerthesten Frauen aufgenommen zu werden. Von der Anhänglichkeit ihres Gatten war sie so fest überzeugt, daß, als sie das Schaffot bestieg, sie den Umstehenden versicherte: „ihr Gatte würde sie nicht überleben." Der Erfolg bewies die Gerechtigkeit ihres Vertrauens. Noch im Kerker, wenig Tage vor ihrem Tode, schrieb sie ihr Leben nieder, so wie mehrere die Revolution betreffende Aufsätze. Die Standhaftigkeit, mit der sie das Blutgerüst bestieg, machte sie selbst ihren Gegnern achtungswerth.

Roland (Rutland), ein in alten Ritterbüchern und Gesängen eine große Rolle spielender fabelhafter Held und angeblicher Verwandter

Kaiser Carls des Grossen. So wie König Arthur mit seinen Rittern von der Tafelrunde (s. d. Art. Arthur), so spielt auch Carl mit den zwölf Palladinen in den alten Romanzen und der Ritterpoesie eine Hauptrolle. Roland gehörte zu jenen Palladinen, und soll bei einem Rückzug Carls aus Spanien in den Pyrenäen, in Ronceval, von den Basken erschlagen worden seyn. Die berühmtesten Gedichte, welche die Thaten des Roland (wiewohl nicht ausschliessend, selbst nicht hauptsächlich) besingen, sind Bojardo's Orlando innamorato und Ariosts Orlando furioso.

Rolandssäulen, Rutlandsbilder, sind steinerne, größtentheils roh und übel geformte Bildsäulen, die man hin und wieder in deutschen Städten auf freien Plätzen, Märkten u. dgl. aufgerichtet antrifft, und die gewöhnlich einen gewappneten Mann, ein Schwert in der Hand tragend, vorstellen. Der Sage nach sollen diese Säulen ihren Namen von dem im vorigen Artikel erwähnten Helden Roland tragen, dem zu Ehren sie errichtet worden wären; doch ist dies nur Sage; denn abgerechnet, daß die Deutschen, besonders die Sachsen, wohl eben nicht werden gesonnen gewesen seyn, einem Feldherrn ihres grossen Drängers Carl Säulen zu errichten, so trieb auch Roland, wenn er je existirte, der Kunde nach nie sein Wesen in Deutschland, sondern verrichtete seine Thaten in Frankreich und Spanien. Gewisser ist, daß diese Bildsäulen, deren Entstehung über dem noch aus späterer als des grossen Carl Zeit, sich herschreibt, mit den Weichbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Gränzmarken verschiedner Städte findet. Ein solches Weichbild (von Weich, Wyk, d. h. Stadt oder Ort und Bild) ist nämlich ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichtsbarkeit und Statuten habe, und wie weit sich solche örtlich erstrecke. Hieraus erklärt sich auch, warum jene Säulen mitunter die Reichsinsignien an sich tragen. Der Name Roland - oder Rutlandssäulen, rührt aber wohl von dem im Zeitenlauf misverstandenen Wort: Rüge, Rüge her, welches so viel als Gericht ehedem bedeutete, daher der Name wohl Rügelandssäulen seyn muß, d. h. eine Säule, die einen besondern Gerichtsbezirk bezeichnet.

Rolle (Johann Heinrich), war zu Quedlinburg 1718 geboren. Unter der Leitung seines Vaters, der in der Folge Musikdirector zu Magdeburg war, lernte Rolle sehr früh die Anfangsgründe der Musik. Schon in seinem 13ten Jahr componirte er, im 14ten erhielt er die Stelle eines Organisten in der Peterskirche in Magdeburg. 1736 ging er nach Leipzig, die Rechte zu studiren, da aber sich bei seinem nachherigen Aufenthalt in Berlin sein Geschmack ausschließend auf die Musik wandte, so widmete er sich ganz diesem Fach, und trat als Kammermusikus in königliche Dienste. Ein bald darauf erhaltener Ruf nach Magdeburg führte ihn wieder in diese Stadt, wo er in der Folge die Stelle seines Vaters als Musikdirector erhielt, und im December 1785 starb. Die von ihm geschriebenen Oratorien, besonders sein Tod Abels, sein Abraham auf Moria, und andre Stücke, erwarben Rolle einen gegründeten und ehrenvollen Ruf als Kirchencomponist, und er kann mit Recht zu den bessern Meistern in diesem Fache gezählt werden.

Rolle, Rollenfach. Rolle nennt man in der Schauspielkunst überhaupt den Antheil einer bestimmten Person an der mimisch darzustellenden Handlung, welcher einem einzelnen mimischen Künstler zur Ausführung übertragen wird, namentlich in so fern er dem Künst-

ler schriftlich aufgezeichnet mitgetheilt, und seinem Studium überlassen wird; auch diese schriftliche Verzeichnung der einem Schauspieler zur Darstellung der Person eines Stücks übertragenen Reden oder Handlungen selbst. Nicht leicht aber wird man von der Rolle eines Statisten sprechen, wie nöthig es auch ist, selbst Statisten auf die Mitwirkung zum Ganzen vorzubereiten. Aus dem Begriffe der Rolle ergiebt sich, daß der mimische Künstler, dem eine solche übertragen wird, sich nie als Ganzes, wenn auch in vielen Fällen als Hauptperson, ansehen darf, sondern sich stets dem Ganzen unterordnen und mit demselben in Harmonie treten muß. Dazu aber wird erfodert, daß er nicht bloß seine Rolle im buchstäblichen Sinne studire, sondern erst das Ganze aufzufassen und sich die Frage zu beantworten suche, welche Beziehung der ihm übertragene Antheil zum Ganzen habe. Die gewöhnlichen Lese- und Theaterproben möchten dazu nicht hinreichen, oft auch schon zu spät seyn. Jeder Schauspieler sollte daher zuerst das Schauspiel überlesen, in welchem er auftritt, und sich seine Rolle nach allen ihren Beziehungen vorstellen, um hiernach das Einzelne bilden zu können. — Mehrere nicht zusammentreffende Rollen in einem mimischen Werke können nur von einem sehr gewandten Mimen, oder wenn sie sehr unbedeutend sind, von einer Person übernommen werden. — Uebrigens ist jeder mimische Künstler durch sein Aeußeres, sein bestimmtes Lebensalter rc. für eine besondre Gattung darzustellender Charaktere besonders geeignet, und zwar so, daß ihm eine andre durch dieselben Umstände von Natur versagt ist: dies ist sein Rollenfach, auf welches er selbst und die Direction seiner Bühne achten möge. Unzweckmäßig, und das Talent beschränkend ist es aber, wenn theatralische Directionen im Allgemeinen gewisse Rollenfächer festsetzen, und für dieselben einzelne Schauspieler engagiren. Beim Ausschreiben der Rollen, in dem oben zuletzt angegebnen Sinne, gibt man die letztern Worte des Vorhersprechenden (Stichworte) zur Unterstützung des Gedächtnisses, gewöhnlich mit farbiger Dinte unterstrichen, und alles was sich auf mimisches Spiel und Scene bezieht, im Schreiben besonders ausgezeichnet, und von den Reden abgesondert an. Die übrigen Erfodernisse einer Rolle: Reinlichkeit, Leserlichkeit u. s. w. verstehen sich von selbst. T.

Rollenhagen (Georg), wurde 1542 zu Bernau in der Churmark Brandenburg geboren, widmete sich der Theologie, und lebte nachher als Rector der Schule zu Magdeburg, woselbst er auch 1609 starb. Rollenhagen ist berühmt wegen eines von ihm verfaßten komisch satirischen Heldengedichts, das den Titel führt: Der Froschmäuseler oder der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung; der frölichen, auch zur Weyßheit vnd Regimenten erzogenen Jugend zur anmuthigen, aber sehr nützlichen Leer (Magdeburg 1595); in dem allegorisirend über den Zustand der Politik und Philosophie, der Theologie und Moralität jener Zeit gespottet wird. Dieses Gedicht ist eine Nachbildung der Batrachomyomachie (s. d. Art.) und nähert sich in seiner Anlage einem andern bekannten satirischen Heldengedicht altdeutscher Zeit, dem Reinicke Fuchs (s. d. Art.) Die neueste Ausgabe des Originalwerks ist von 1730. In der ersten, deren Titel oben angegeben ist, führt sich der Verfasser unter folgendem sonderbaren Namen auf: Mar Hupfinsholz von Mäuselach, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Eine Nachbildung dieses Werks ist von Stengel geliefert worden, unter dem Namen: Der neue Froschmäusler, Cöln bei Peter Hammer 1798. Ein mit Rollenhagens Froschmäusler verwand-

tes, gleichzeitiges Gedicht ist: Der Mücken- und Ameisenkrieg, beschrieben durch Balthasar Schnurrn von Landsidel. Straßburg 1612. Neu herausgegeben 1805 von Büsching. F. G.

Rollin (Charles), wurde am 30sten Jan. 1661 zu Paris geboren, wo sein Vater ein Handwerksmann war, zu welchem Stande auch der junge Rollin anfangs erzogen wurde. Ein Benedictinermönch entdeckte aber in dem heranwachsenden Knaben Anlage zu etwas Höherem, und verschaffte durch seine Fürsprache dem jungen Rollin Unterstützung, so daß er studiren konnte. Nachdem Rollin auf dem Collegium du Plessis unter dem damaligen Rector Gobinot seinen Cursus vollendet hatte, studirte er drei Jahre Theologie in der Sorbonne, und erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit, und im J. 1694 das Rectorat der Universität zu Paris. In diesem Platz, den man ihm zwei Jahre nach einander ließ, bewies sich Rollin sehr thätig für die Aufnahme der griechischen Sprachkunde und des Bibelstudiums. Als hierauf der Abt Vittement seine Stelle als Vorsteher des Collegiums zu Beauvais niederlegte, wurde dieselbe Rollin übertragen, der sie bis 1712 verwaltete, in welchem Jahr er aber gezwungen war, sie niederzulegen, da die Jesuiten ihn der Anhänglichkeit an die Lehre des Jansenius beschuldigten. Von jetzt an widmete sich Rollin der Ausarbeitung seiner geschichtlichen Werke, die seinen Ruf hauptsächlich gegründet haben. Rollin starb zu Paris den 14ten September 1741. In welcher Achtung er nicht allein bei seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande und bei den vornehmsten Personen seiner Zeit stand, beweis't sein vertrauter Briefwechsel mit Friedrich II. von Preußen. Die Werke, die ihn als historischen Schriftsteller berühmt machten, sind eine Geschichte der alten Aegypter, Carthager, Assyrier und Babylonier, und seine römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht bei Actium. Letzteres Werk ist durch seinen Schüler Crevier, und später durch de Beau fortgesetzt worden. Auch von Rollins alter Geschichte ist eine Fortsetzung unter dem Titel: Neuere Geschichte, in Frankreich erschienen, welche die Begebenheiten der neuern Völker mit Ausschluß des größten Theils der europäischen enthält. Außer diesen genannten beiden Werken verdient noch eine Abhandlung von Rollin Erwähnung, die er unter dem Titel: Anweisung zum Studium der schönen Wissenschaften, in 4 Bänden, 12. schrieb, und die auch in der Folge mit seiner alten und römischen Geschichte wieder neu aufgelegt wurde. Bastien gab zuletzt eine vollständige Sammlung aller Schriften von Rollin mit ihren Fortsetzungen von Crevier und de Beau in 60 Bänden 8. heraus. Wenn auch Rollin nicht alle Foderungen befriedigt, die an einen classischen Geschichtschreiber gemacht werden können, so verdient er doch durch sein mehrentheils richtiges Quellenstudium und durch die Anmuth seines Vortrags, zu den besten Historikern seiner Zeit und seines Volks gezählt zu werden.

Rom, römisches Reich, Römer. Rom, diese ewige Stadt, wie sie so oft von Dichtern und Rednern genannt wird, an die fast alles Große und Denkwürdige, das seit drittehalb Jahrtausenden geschehen, sich knüpft, und die erst mit dem Schwerte, dann mit den mächtigern Waffen des Glaubens lange Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrschte, und vor ihrer Majestät die Völker aller Zonen sich beugen sah — ist jetzt nur das Schattenbild ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit; und zwischen den Riesentrümmern des alten Roms weht uns mehr als irgendwo der Gedanke an die Vergänglichkeit irdischer

Hoheit an. — Das alte Rom lag ungefähr auf der Stelle des heutigen, in Latium, am Tiberflusse, unfern dem Einfluß desselben ins mittelländische Meer. Sie thronte auf mehrern Hügeln, zu beiden Seiten des Flusses, doch lag der Haupttheil der Stadt auf der Ostseite desselben. Hier befanden sich zuoberst der pincinische Berg, und am Strome hin das Marsfeld, der capitolinische Berg, das Forum Romanum und der aventinische Berg. Eine zweite Bergreihe östlich von der vorigen, bildeten von Norden gegen Süden die Berge Quirinalis, Palatinus und Cölius; eine dritte endlich der viminalische und esquilinische Berg. Jenseit der Tiber lagen die Berge Vaticanus und Janiculus. Schon vor Roms Gründung war diese Gegend angebaut. Die auf dem capitolinischen Berge von griechischen Colonisten erbaute Stadt Pallantium stand vielleicht noch, als Romulus und Remus eine Colonie aus Alba longa dahin führten, so daß sie nur erweitert und das eigentliche Rom nicht gänzlich neu angelegt wurde. Die neue Stadt erhielt den Namen Roma, wahrscheinlich nicht von ihrem Erbauer, der wohl erst nach ihr Romulus benannt wurde, sondern nach dem Flusse, der, wie Servius anführt, vormals Rumon hieß. Die Ableitung von dem griechischen ῥώμη (die Starke, Mächtige) ist eine spätere Spielerei. Zwei Zeitrechnungen geben uns das Erbauungsjahr Roms an; nach der catonischen fällt es in das 752ste, nach der varronischen in das 754ste Jahr vor Chr. Geb. Letztere ist die allgemein angenommene. Die Gründung der Stadt geschah nach etruscischer Sitte dadurch, daß Romulus mit einem von zwei weißen Rindern gezogenen Pflug um den palatinischen Berg im Viereck eine Furche zog, und nach dieser Furche einen Erdwall rings herum aufwerfen ließ. Armselige Hütten füllten den innern Raum. Wie aber die Stadt sich erweiterte, die Einwohnerzahl zunahm, und Macht und Ansehen, und mit ihnen Reichthum und Luxus wuchsen, verschönerte sich die Bauart. Tempel, öffentliche Gebäude aller Art, Paläste und kostbare Privatwohnungen erhoben sich, und verliehen Rom einen Glanz und eine Pracht, von denen es nach und nach wieder herabsank, wie allmählig die Quellen seiner Größe versiegten. — Wir setzen die erste Periode der Stadt bis zu ihrer gänzlichen Zerstörung durch die Gallier, oder bis zum J. 365, die zweite bis zum Ende des zweiten punischen Kriegs oder dem J. 553, die dritte bis zur Schlacht von Actium oder dem J. 723, die vierte bis zur theilweisen Abbrennung der Stadt durch Nero und ihrem regelmäßigern Wiederaufbau oder dem J. 818, die fünfte, von allen die glänzendste, bis zum Tode Marc Aurels oder dem J. 933 der Stadt, die sechste bis zum Regierungsantritt Constantins des Großen oder dem Jahr der Stadt 1059, endlich die siebente bis zur Wiederauflebung der Künste und Wissenschaften in Europa. — Nach dieser flüchtigen Andeutung eilen wir zur Geschichte Roms fort, bei der wir uns jedoch ebenfalls nur auf einen kurzen Abriß beschränken müssen. Ihrer Natur nach zerfällt Roms Geschichte in drei große Zeiträume; in dem ersten ist Rom Königthum, in dem zweiten Republik, im dritten Kaiserthum; die Unterabtheilungen werden wir in der Folge angeben. Erster Zeitraum, von Erbauung bis zum J. 245 der Stadt; Rom als Königthum unter sieben Königen. Romulus ward erster König der neuen Stadt durch Wahl. Er nahm das etruscische Regierungszeichen an, zwölf Lictoren, die mit Beilen bewaffnete Ruthenbündel trugen. Aber seine und seiner Nachfolger Gewalt war so beschränkt, daß Rom schon damals eigentlich ein Freistaat war. Es bildete sich eine Art von Municipalverfassung, wahrscheinlich nach

der Verfassung der Mutterstadt. Die Hauptmomente dieser Verfassung sind: die Entstehung und innere Einrichtung des Senats; die Entstehung und Fortbildung des Patriciats oder Erbadels; die Organisation des Volks und die darauf gegründeten Arten der Volksversammlungen; die religiösen Institute; endlich die gesetzlichen Verhältnisse des Privatlebens, der Clientel, der Ehe, und besonders der väterlichen Gewalt. Die Reihe der römischen Könige ist: Romulus, von 1—37, der die Colonie gründete, und die Zahl der Bürger durch Errichtung eines Asyls und die Vereinigung mit einem Theile der Sabiner vermehrte; Numa Pompilius (39—82), der Stifter der römischen Staatsreligion; Tullus Hostilius (82—114), der Alba besiegte, und den Grund zu Roms Herrschaft über Latium legte; Ancus Martius (114—138), welcher die Colonie und den Hafen von Ostia anlegte; Tarquinius Priscus (138—176), der sich bereits mit den verbündeten Etruskern maß; Servius Tullius (176—220), der merkwürdigste von allen, der Rom an die Spitze des lateinischen Bundes stellte, und das Volk nach dem Vermögen eintheilte, worauf die wichtigen Institute, der Census und die Comitia centuriata, gebaut wurden; endlich Tarquinius Superbus (220—245), der nach Unumschränktheit strebend, durch seine Tyrannei Volk und Patricier erbitterte und vertrieben wurde, worauf man die Verfassung umgestaltete. Schon in dieser Periode erkennt man in den Römern ein männlich, frei und kühn emporstrebendes Volk. Ackerbau und Krieg waren ihre Hauptbeschäftigungen. Einfalt der Sitte und Frugalität herrschten im Privatleben. Zweiter Zeitraum, Rom als Freistaat, von 245 bis 727 der Stadt. Erster Abschnitt. Die königliche Gewalt wurde zunächst in eben der Unbestimmtheit, wie die Könige sie ausgeübt hatten, zwei jährlich gewählten Consuln übertragen. Gleich im Anfang der neuen Regierung hatte Rom einen Kampf für seine Freiheit mit Etruskern und Lateinern zu bestehen. Die harten Bedrückungen der Patricier, welche alle Gewalt an sich rissen, empörten das Volk und hatten die Einführung von Volkstribunen (im J. Roms 261) zur Folge, welche seine Rechte und Freiheiten gegen den Adel schützen sollten. Seitdem entspann sich ein langwieriger Streit zwischen den Volksvorstehern und den Patriciern, dessen Hauptmomente folgende waren: 1. die Tribunen usurpiren bei dem Prozesse des Coriolan das Recht, einzelne Patricier vor das Gericht des Volks zu ziehen, wodurch die dem Adel so nachtheiligen Comitia tributa entstehen; 2. sie verlangen, daß die den Nachbarn entrissenen Ländereien unter das ärmere Volk vertheilt werden, wodurch die Ackergesetze in Anregung kommen; 3. der Tribun Publius Volero erweitert die Comitia tributa, und setzt die Wahl der Tribunen in denselben durch; 4. der Tribun C. Terentius Arsa sucht die consularische Gewalt dadurch zu beschränken, daß er auf die Abfassung eines bestimmten Gesetzbuches dringt. Nach langem Widerstande der Patricier werden im J. der Stadt 352 wirklich Gesandte nach Griechenland geschickt, um die dortigen Gesetze zu copiren; und zehn Männer (Decemviri), aus den Patriciern gewählt, und mit dictatorischer Gewalt bekleidet, erhielten die Vollmacht, daraus eine allgemeine Gesetzgebung für Rom zusammenzutragen, welche unter dem Namen der Gesetze der zwölf Tafeln bekannt sind. Wiewohl die neuen Gesetze die rechtlichen Verhältnisse aller Bürger gleich bestimmten, so blieb doch die Staatsverwaltung in den Händen der Aristokraten, die von den Plebejern durch das Verbot der Heirathen streng geschieden blieben. Daraus erhoben sich neue Kämpfe, die zunächst die Abschaffung jenes Heiraths-

verbots zur Folge hatten; erst nach achtzig Jahren erlangten die Plebejer auch Antheil am Consulate. Während dieser Unruhen entstand das Censoramt. Inzwischen befand sich Rom in unaufhörlichen kleinen Kriegen mit den Nachbarvölkern. Um die Bevölkerung nicht herabsinken zu lassen, nahm man die Freigelassenen und oft auch die Besiegten in die Zahl der Bürger auf. Der Staat ward völlig kriegerisch; man führte den Sold bei der römischen Miliz ein, wodurch höhere Abgaben nöthig wurden. Durch die senonischen Gallier gerieth Rom an den Abgrund des Verderbens. Es ward erobert und eingeäschert, im J. der Stadt 365. Camillus ward Roms Retter und setzte den Wiederaufbau der Stadt durch. Im J. 388 wurde endlich der erste plebejische Consul gewählt, und bald nahm das Volk an allen Magistraturen Theil, nämlich an der Dictatur 398, an der Censur 403, an der Prätur 417, und an dem Priesterthume 454. So fand am Ende dieses Zeitraums eine völlige politische Gleichheit des Adels und des Bürgerstandes Statt, die innern Unruhen ließen nach, und in gleichem Maße wuchsen die Kräfte des Staats nach außen, der jetzt die glänzende Periode seiner Eroberungen begann. In dieser ganzen Zeit hatten die Sitten der Römer noch ganz die alte Einfachheit und Rohheit; eigentliche Cultur, schöne Künste und Wissenschaften waren ihnen noch fremd, ob sie gleich schon bürgerliche Künste und Geschicklichkeiten, Handlung, Schiffahrt und Handwerke besaßen. Der Ackerbau war noch die Hauptquelle des Volksreichthums. Zweiter Abschnitt. Die ersten Jahre dieses Abschnitts waren noch mit Unruhen zwischen den Plebejern und Patriciern bezeichnet. Auch ward Rom von der Pest heimgesucht, welches die Einführung der scenischen Spiele aus Etrurien veranlaßte. Ueber die Gallier erfochten die Römer mehrere Siege, wobei T. Manlius Torquatus sich hervorthat. Zwei Gesetze bestimmten die Zinsen zum Vortheil der Schuldner. Im J. 409 wurde ein zweiter Handelsvertrag mit Carthago geschlossen. Aus dem einige Jahre früher mit den Samnitern geschlossenen Bündniß entstand bald ein fürchterlicher Krieg zwischen beiden Nationen, welcher von 411 bis 464 dauerte, Rom den Weg zur Unterjochung Italiens bahnte, und dadurch den ersten Hauptgrundstein zu seiner künftigen Macht legte. Dieser Krieg war die wahre Heldenperiode der Römer. Er lehrte die Römer zuerst die eigentliche Tactik, bestimmte ihre Verhältnisse mit den Nachbarn, den Lateinern und Etruskern, indem jene gänzlich besiegt, diese aber wiederholt gedemüthigt wurden, und brachte die Römer auch mit den entferntern Lucanern, Apuliern und Umbrern in bald freundschaftliche, bald feindselige Berührung. In dieser Periode bildeten sich die Hauptideen über die politischen Verhältnisse, in welche sie besiegte Völker mit sich setzten, weiter aus. Als nach Unterjochung der Samniter die Römer ihre Macht in Unteritalien befestigen wollten, riefen die Tarentiner (im J. Roms 473) den epirischen König Pyrrhus gegen sie zu Hülfe, welcher trotz seiner macedonischen Kriegskunst zuletzt unterlag, und im J. Roms 479 Italien räumen mußte. Rom beherrschte jetzt ganz Italien, da 482 auch Tarent in seine Gewalt gefallen war. Sein Ruhm drang schon bis nach Aegypten, dessen König (481) eine Gesandtschaft dahin schickte, und um seine Freundschaft ansuchte. Das Hauptmittel, wodurch Rom seine Herrschaft über die besiegten Völker gründete und befestigte, war die Anlegung von Colonien römischer Bürger, die den eingenommenen Städten zugleich zur Besatzung dienten. Jede Colonie hatte ihre eigene, der römischen ähnliche Verfassung. Dies Colonialsystem umfaßte allmählig ganz Italien. Zur Erleichterung der Verbin-

dung wurden große Heerstraßen angelegt. Die Verhältnisse der Völker Italiens zu Rom waren mannichfach; einige hatten das volle römische Bürgerrecht (Municipia), andere hatten das Recht der Colonien (jus coloniarum); die übrigen waren entweder Verbündete (socii) oder Unterthanen (dediticii). Letztere wurden durch abgeschickte Präfecten regiert. Schon hielt Rom auf dem Meere eine Kriegsflotte, und errichtete das Amt der Duumviri navales, welche die Aufsicht über das Seewesen führten. Die Gerichtsverwaltung gewann sehr durch die Einsetzung der Prätoren, so wie die Polizei durch die curulischen Aedilen und die Triumviri capitales. Die Geistescultur begann allmählig. Fabius Victor führte die Mahlerkunst in Rom ein, L. Papirius Cursor brachte (461) den ersten Sonnenzeiger dahin, und Sp. Carvilius ließ eine Bildsäule Jupiters gießen. Mit dem Aesculapdienst kam die Arzneikunde nach Rom; die Werke des Appius und der Concordientempel des Camillus beweisen die Fortschritte der Baukunst. Neben den schönsten Proben von Sittlichkeit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe kommen auch schon einzelne Beispiele von Luxus, Weichlichkeit und Entartung vor. Dritter Abschnitt. In diesem Zeitraum thut Rom den ersten Schritt zur Weltherrschaft; es besteht in drei Kriegen den furchtbaren Kampf mit Carthago, und vertilgt seine Nebenbuhlerin. Das Wesentliche davon ist unter den Artikeln Carthago, Hannibal, Fabius, Scipio, Masinissa u. s. w. berührt, worauf wir verweisen. Der erste Krieg mit Carthago wurde um den Besitz Siciliens und die Herrschaft des Meeres geführt, währte 23 Jahre (von 490 bis 513 der Stadt) und endigte mit der Vertreibung der Carthaginenser aus Sicilien. Rom, durch den Sieg übermüthig gemacht, entriß ihnen 517 mitten im Frieden Sardinien. Durch seine Uebermacht im adriatischen Meere demüthigte es den illyrischen Seeräuberstaat, und erschien dadurch den Griechen rettend und hülfreich. Corcyra, Apollonia und andere griechische Städte begaben sich förmlich unter römischen Schutz, und die Achäer, Aetolier und Athener wetteiferten in Bezeigung ihrer Dankbarkeit. Während Carthago in Spanien sich zu entschädigen suchte, und von Rom zu dem Versprechen genöthigt wurde, den Iberus nicht zu überschreiten, führte dieses einen neuen blutigen Krieg mit den Galliern, der mit der Gründung seiner Herrschaft in Norditalien sich endigte. Kaum war dieser sechsjährige Kampf beendigt, als der zweite punische Krieg seinen Anfang nahm. Carthago, dessen Heere der große Hannibal anführte, griff an, und versetzte den Schauplatz des Krieges nach Italien. Er dauerte von 536 bis 543. Nach großen Siegen unterlag endlich Carthago; Rom aber stand, ungeachtet seines Menschenverlustes und der Verwüstung Italiens, zu Ende des Krieges viel mächtiger da als zu Anfang; seine Macht in Italien war befestigt, große auswärtige Länder waren erobert, und die Herrschaft auf dem Meere gesichert. Ohne daß die Form der innern Verfassung geändert worden, hatte der Senat eine fast unumschränkte Gewalt erlangt. Der Geist der Regierung hatte Rom zu einem nach der Weltherrschaft strebenden Staate gemacht. Sie erreichte dieses Ziel durch die Vortrefflichkeit ihrer Heere und Feldherren, und durch die Festigkeit und Schlauheit ihrer Staatskunst. Am Ende des zweiten punischen Kriegs waren Sicilien, Sardinien, Corsica und Spanien, wenigstens das diesseitige, wie auch das diesseitige Gallien römische Provinzen; Carthago war ganz von Rom abhängig. Dagegen bildeten im Osten die macedonischen Reiche nebst den griechischen Republiken ein Staatensystem, dessen Verhältnisse in sich selbst sehr verwickelt, mit

Rom aber erst seit dem illyrischen Kriege und Philipps Verbindung mit Hannibal entstanden waren. Von drei Mächten vom ersten Range, Macedonien, Syrien und Aegypten, waren die beiden ersten gegen die letztere verbunden, welche aber mit Rom in gutem Vernehmen stand. Die Mächte vom zweiten Rang, der ätolische Bund, die Könige von Pergamus, die Republik Rhodus und andere kleinere, wie Athen, waren bereits seit dem Bündnisse gegen Philipp (543) Verbündete Roms; der achäische Bund hingegen hing dem macedonischen Interesse an. Kaum war mit Carthago Frieden geschlossen, als schon der Krieg mit Philipp von Macedonien anfing. Anfangs waren die Römer unglücklich, bis T. Quinctius Flaminius durch Staatskunst und Feldherrntalent Roms Macht im Osten begründete. Nach der letzten entscheidenden Schlacht bei Cynoskephalä (557) verlor Philipp seine Seemacht und seinen Einfluß auf Griechenland, dessen Abhängigkeit von Rom gerade durch das Geschenk der Freiheit, welches Quinctius den Griechen machte, am meisten gesichert ward. Römische Gesandtschaften, dergleichen Carthago und Numidien in Unterwürfigkeit erhielten, führten jetzt auch in Griechenland und Macedonien die Aufsicht, und mischten sich in die innern Angelegenheiten. Den Griechen, besonders den trotzigen Aetoliern, wurde dies um so lästiger, da das römische Heer noch drei Jahre bei ihnen verweilte. Der Friede mit Philipp enthielt den Keim zu einem größern Kriege mit Antiochus, indem Rom von ihm die griechischen Städte zurückfoderte, welche Philipp in Asien besessen und Antiochus besetzt hatte. Der Streit begann bereits 558, als Antiochus sich des thrazischen Chersones bemächtigte; er ward lebhafter durch Hannibals Flucht zu diesem Fürsten im J. 559, und brach bald in einen förmlichen Krieg aus, da Antiochus und Hannibal sich nicht verstanden, und ersterer nur halbe Maßregeln ergriff. Antiochus wurde zur See und zu Lande besiegt, und sah sich nach der Schlacht bei Magnesia (564) zu einem Frieden genöthigt, der ihn aus Vorderasien drängte, und gänzlich von Rom abhängig machte. Zu gleicher Zeit dauerten die blutigen Kriege in Spanien und Oberitalien fort. Im J. 569 fingen die Händel mit Philipp wieder an, weil er einige kleine Eroberungen gemacht hatte; aber der Plan, den man mit seinem Sohne Demetrius hatte, und Philipps Tod 576 verzögerten den Ausbruch des Krieges bis 582. Der Krieg mit Perseus von Macedonien, Philipps Sohn, regte Roms ganze Thätigkeit an, und endigte durch den Sieg des Paulus Aemilius bei Pydna mit dem gänzlichen Untergang des Reichs. Die Eroberung Aegyptens durch Antiochus Epiphanes hatte Rom durch ein Machtwort seines Gesandten Popilius gehemmt. Nach Macedoniens Eroberung verfolgte es offen seinen Plan zur Weltbeherrschung, und verschmähte dazu keine Mittel. Durch Intriguen bewirkte es, daß Aegypten getheilt wurde; es bemächtigte sich der Vormundschaft von Syrien, und machte es wehrlos. Jetzt sollte nach beispiellosen Mißhandlungen auch Carthago vernichtet werden. Dies geschah in dem dritten punischen Krieg, welcher von 604 bis 608 dauerte. Gleichzeitig mit diesem wurde ein neuer Krieg in Macedonien gegen Andriscus geführt, der sich an die Spitze der Mißvergnügten gestellt hatte, aber schon 606 dem Metellus unterlag. Gleich darauf nahm der achäische Krieg seinen Anfang, dessen Zweck die Auflösung des achäischen Bundes war. Mummius endigte ihn mit der Zerstörung Corinths im J. 608, und Griechenland und Macedonien wurden römische Provinzen. — So hatte sich Rom in dem kurzen Zeitraum von 118 Jahren zur Beherrscherin der Welt emporgeschwungen. Seine Kriegskunst war jetzt so

ausgebildet, daß es sich darin mit jedem messen konnte. Den Seekrieg aber verstanden die Römer nur unvollkommen, und die Belagerungskunst brachte erst der jüngere Africanus zu einiger Höhe. Außer Italien besaß Rom unter dem Namen Provinzen: das diesseitige und jenseitige Spanien (beides aber noch bestritten), Afrika (das Gebiet von Carthago), Sicilien, Sardinien, Corsika, Ligurien, das cisalpinische Gallien, Macedonien und Achaja. Nicht nur der Privatreichthum, sondern auch die Staatseinkünfte stiegen ansehnlich. Ueberhaupt herrschte in Roms Finanzsystem der Geist der strengsten Ordnung. Mit dem Reichthum nahm auch die Bildung und Verfeinerung der Bürger zu. Man sah unter ihnen die ersten Dichter auftreten, und die ersten regelmäßigen Schauspiele geben. Noch mehr erhoben sich die Wissenschaften nach den Kriegen in Griechenland und Asien. Lucilius schrieb Satiren, Fabius Pictor und Cato Annalen der römischen Geschichte. Die Sprache ward ausgebildet. Man lernte Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen, und führte Wasseruhren und vollkommnere Sonnenuhren ein. In den Künsten waren die Römer noch Barbaren, wie das Beispiel des Mummius zeigt. Die Sitten verloren nach dem zweiten punischen Kriege immer mehr die alte Reinheit und Einfachheit. Man gab bei Leichenbegängnissen grausame Fechterspiele, wandte ungeheure Summen auf die öffentlichen Spiele, und schweifte auf mancherlei Weise aus. Schon mußten Gesetze gegen den Aufwand gegeben werden. Die schändlichen Bacchanalien mußten 568 durch ein Verbot verhindert werden. — Vierter Abschnitt. Die Kriege in Spanien wurden mit Wuth und Heftigkeit fortgesetzt. In dem Landmann Viriathus erhielt das mächtige Rom einen Gegner, dessen es sich erst nach einem vierjährigen Kampfe durch Meuchelmord entledigen konnte. Die Celtiberer und Lusitaner waren die mächtigsten Gegner Roms. Sie waren abwechselnd besiegt und siegend. Der Geiz des Proconsuls Licinius Lucullus (603) und des Prätors Sulpicius Galba (604) war Ursach, daß unter Viriathus Anführung der Krieg mit erneuerter Wuth losbrach. Nach der Ermordung dieses berühmten Mannes (614) wurde zwar Lusitanien unterjocht, dagegen aber nöthigten die Numantiner den Consul Mancinus zu einem nachtheiligen Vergleich. Zwar beendigte 621 Scipio diesen Krieg, aber das nördliche Spanien blieb noch ununterworfen. In dem nämlichen Jahre ererbten die Römer vom Attalus das schöne Königreich Pergamus in Asien, und behaupteten sich im Besitz gegen den Aristonicus. Mit dieser Besitznahme endigten auf einige Zeit die auswärtigen Kriege; dagegen litt Rom an innern Unruhen, die sich mit gewissen Unterbrechungen äußerten, und endlich in heftige Bürgerkriege übergingen. Die unbegränzte Macht des Senats hatte eine höchst gehässige Familienaristokratie zur Folge, welche die Volkstribunen bekämpften, und woraus ein verderblicherer Streit zwischen den aristokratischen und demokratischen Factionen hervorging, als jener frühere zwischen Patriciern und Plebejern. Der Streit begann unter Sempronius Gracchus (s. d. Art.), der zur Erleichterung der niedrigern Volksclassen auf eine bessere Vertheilung der Staatsländereien drang. Er fiel in einem Volksaufstand, aber das durchgegangne Ackergesetz blieb in seiner Kraft, und die Unruhen dauerten fort. Obgleich durch die Rückkehr des Scipio Aemilianus die Aristokraten eine neue Stütze erhielten, so kam doch den Demokraten der große Sclavenaufstand in Sicilien (620 — 23) so wohl zu Statten, daß sie nicht unterdrückt werden konnten. Die Volkstribunen suchten ihre Macht noch zu erweitern; sie erlangten Sitz und Stimme im Senat, und wollten auch ihre Erneuerung gesetzmäßig

machen. Es gelang, den Unruhen auf einige Zeit vorzubeugen, indem man die Häupter der Volkspartei ehrenvoll entfernte. Während dessen wurde 626 durch M. Fulvius Flaccus die römische Macht im transalpinischen Gallien begründet, und schon 632 war der südliche Theil desselben römische Provinz. Im J. 631 trat Cajus Gracchus als Volkstribun auf, erneuerte das Ackergesetz noch geschärft, und erregte noch gefährlichere Gährungen als sein Bruder. Er wollte den Richterstand zum Gegengewicht des Senats machen, und suchte seine Partei dadurch zu vergrößern, daß er vorschlug, den italienischen Völkern das römische Bürgerrecht zu ertheilen. Der Senat aber wußte ihn um die Gunst des Volks zu bringen, und seinen Fall zu bewirken. Im Jahr 633 ward auch er in einem großen Volksaufstande ermordet, und die Aristokraten benutzten ihren Sieg zu einer gänzlichen Aufhebung des Ackergesetzes. Dagegen begannen von jetzt an Unruhen mit den italienischen Bundesgenossen, welche Antheil am Bürgerrecht foderten, und nur zufällig wurde noch der Ausbruch des Krieges verhindert. Auf die Sitten hatte der Factionsgeist einen sehr nachtheiligen Einfluß, dem weder die Strenge der Censur, noch die Aufwandsgesetze, noch die jetzt schon nöthigen Gesetze gegen das Cölibat steuern konnten. Bei den Großen herrschte Habsucht, im großen Haufen Zügellosigkeit. Durch die übermäßige Bereicherung des öffentlichen Schatzes entstand zunächst ein öffentlicher Luxus, welchem bald auch Privatluxus folgte, der reichliche Mittel zu seiner Befriedigung in den Erpressungen der Statthalter und in den Geschenken auswärtiger Fürsten fand. Die Bestechlichkeit zeigte sich auffallend in dem Kriege mit Jugurtha (636-648), der ebendadurch so verlängert wurde. Das Ende dieses Krieges bahnte einem Plebejer, dem C. Marius, den Weg zu den höchsten Staatswürden, wodurch die Aristokratie einen empfindlichen Stoß erlitt. Ihm gelang, die Verfassung zu stürzen, da die Kriege mit den Cimbern, während in Sicilien ein neuer furchtbarerer Sclavenkrieg wüthete, ihn unentbehrlich machten. Vier Jahre hinter einander verwaltete er das Consulat. Endlich im J. 654 brach der Sturm gegen ihn los, und nach vielen Kämpfen entfernte er sich nach Asien. (Vergl. Marius.) Von 656 bis 663 herrschte Ruhe; die Provinzen athmeten ein wenig auf. Aber die Macht des Ritterstandes ward eine neue Quelle von Mißbräuchen; er hielt den Senat in Abhängigkeit, und konnte sich leicht den nöthigen Reformen in den Provinzen widersetzen, da er nicht nur im Besitz der Judicia, sondern auch der Pachtungen der Staatseinkünfte war. Der Streit, welcher sich zwischen ihm und dem Senat über die Judicia erhob, war sehr verderblich für den Staat. Zwar verloren die Ritter durch den Tribunen Livius Drusus die Judicia zur Hälfte, aber durch die Art, wie dies geschah, wurde das Feuer des gefährlichen Bundesgenossenkrieges angeschürt. Er trug nämlich darauf an, den Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen, erregte aber dadurch so großes Mißvergnügen, daß er verrätherischer Weise ermordet wurde. Jetzt griffen alle [illegible]ker Italiens vom Liris bis zum adriatischen Meerbusen zu den Waffen, um sich von Rom unabhängig zu machen. Die Gefahr war groß und dringend. Die Fasces wurden dem L. Julius Cäsar und P. Rutilius Lupus anvertraut, und unter diesen Consuln traten die größten Feldherren der damaligen Zeit auf. Cn. Pompejus, C. Marius, Q. Cäpio, C. Perpenna, Valerius, Messala, Corn. Sylla, T. Didius, P. Lentulus, P. Licinius Crassus und M. Marcellus. Aber auch auf der Gegenseite standen Männer von großem Talent, und nachdem der Krieg von

653 bis 656 mit abwechselndem Glück und größter Erbitterung geführt worden, konnte Rom ihn doch nur dadurch endigen, daß es die Foderungen der Bundesgenossen bewilligte, wodurch es aufhörte, ausschließend Oberhaupt des Staats zu seyn. Zu dieser Nachgiebigkeit nöthigten des Mithridates Rüstungen und die Zwistigkeiten zwischen Sylla und Marius. Diese brachen zu Anfang des ersten pontischen Krieges aus. (Man vergl. hierüber die Artikel Marius, Mithridates und Sylla.) Der Senat hatte dem Sylla das Commando übertragen, Marius verband sich (656) mit dem Tribunen Sulpicius, um es ihm zu entreißen. Sylla aber vertrieb ihn an der Spitze seines Heers aus Rom, stellte das Ansehn des Senats wieder her, und eilte seiner Bestimmung zu, nachdem er, um populär zu scheinen, seinen Gegner Cinna zum Consulat erhoben hatte. Die Folge davon war, daß während dieses Kriegs, der von 656 - 659 dauerte, eine neue Pöbelanarchie in Rom ausbrach, die nach des Marius Tode nur noch ärger wurde. Im J. 671 kehrte der geächtete Sylla nach Rom zurück; ein schrecklicher Bürgerkrieg entstand, der erst 673 durch Sylla's Erhebung zur Dictatur beendigt wurde. Sylla suchte die demokratische Partei zu erdrücken, und gab in dieser Absicht die cornelischen Gesetze. Des Aemilius Lepidus Versuch, ihm entgegenzuwirken, wurde vereitelt. Wichtiger war der durch den Demokraten Sertorius in Spanien angefachte Krieg, welcher 682 mit dessen Ermordung endigte. Zugleich brach in Italien selbst der furchtbare Krieg der Gladiatoren und Sclaven, und in Asien ein neuer gefährlicher Krieg mit Mithridates aus. Dazu kam, daß die Seeräuber mit großen Flotten die Meere beunruhigten, und Rom eine Hungersnoth drohte. Pompejus (s. d.) rettete den Staat, indem er die Seeräuber und dann den Mithridat besiegte. Kleinasien, Syrien und Creta wurden römische Provinzen, Armenien, Cappadocien, der Bosporus und Judäa wurden gänzlich von Rom abhängig; die Macht der thrazischen Völker war gebrochen. Jetzt konnte kein äußerer Feind mehr Rom gefährlich werden, aber im Innern waren wieder neue Veränderungen vorgegangen. Einige Versuche, die Constitution des Sylla umzustoßen, waren zwar mißlungen, aber schon 679 setzte Opimius durch, daß das Tribunat nicht von höhern Ehrenstellen ausschloß, und daß den Rittern die Judicia wiedergegeben wurden; und Pompejus und Crassus vernichteten sie während ihres Consulats 684 fast ganz, indem sie die tribunicische Gewalt völlig wieder herstellten. Durch diesen Sieg der demokratischen Partei wurde eine Art von Oligarchie eingeführt; einzelne übermächtige Männer traten an die Spitze des Staats. Die catilinarische Verschwörung (s. Catilina) wollte die damaligen Gewalthaber stürzen, und eine aus der Hefe des Volks bestehende Faction erheben. Cicero schlug sie nieder und stellte die innere Ruhe dadurch her. Dennoch ging der Staat unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Luxus, durch die aus Asien gezognen ungeheuern Reichthümer erzeugt, hatte die alte Tugend verderbt. Eigennutz und Ehrsucht waren die herrschenden Leidenschaften der Großen. Pompejus, der jetzt aus Asien zurückkehrte, fand in dem strengen Cato einen überlegnen Gegner; er schlug sich daher zur Volkspartei, um mit ihrer Hülfe seine Plane durchzusetzen. Cäsars Rückkehr aus Lusitanien aber (694) gab der Sache eine andere Wendung. Dieser bildete mit Pompejus und Crassus das sogenannte erste Triumvirat, und gelangte dadurch 695 zum Consulat, welches ihm den Weg zur Dictatur bahnte. Er ließ sich die Provinz Gallien auf fünf Jahre ertheilen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Eroberungen zu machen, und ein Heer zu bilden. Nach der

seiner Abreise wurden durch den Tribun Clodius die Häupter des Senats, Cato und Cicero, entfernt; aber die Triumvirn ließen, durch den Tribun Milo, Cicero zurückberufen, ohne dadurch die Macht des Clodius brechen zu können. Cäsar vollendete während seiner Verwaltung Galliens die Eroberung dieser Provinz (von 696 — 704). Die Streitigkeiten, welche während seiner Abwesenheit zwischen ihm und Pompejus und Crassus entstanden waren, wurden 698 durch den Vergleich zu Lucca dahin beigelegt, daß Cäsar seine Provinz auf neue fünf Jahre behalten, Pompejus und Crassus das folgende Consulat, und demnächst jener Spanien und Afrika, dieser Syrien als Provinz bekommen solle. Trotz Cato's Widerstand ging dieser Plan durch. Als aber Crassus gegen die Parther geblieben war, und Pompejus, statt in seine Provinz abzugehen, als alleiniger Consul mit fast dictatorischer Gewalt an die Spitze der Republik trat, war der Bürgerkrieg unvermeidlich. (S. Cäsar und Pompejus.) Statt dem Decret des Senats zu gehorchen, ging Cäsar über den Rubicon, und nöthigte Pompejus zur Flucht aus Rom. Der Bürgerkrieg begann, und wurde 706 bei Pharsalus entschieden. Jetzt ward Cäsar Dictator mit den ausgedehntesten Vorrechten. Sein nächstes Bestreben war, die Partei des Pompejus gänzlich zu besiegen, und die Ordnung in dem zerrütteten Italien wiederherzustellen. Er fand 710 seinen Tod, aber seine Gegner konnten die Republik nicht retten. Schon 711 bildete sich ein neues Triumvirat zwischen Octavius, Antonius und Lepidus, dessen Zweck die Vertilgung der republikanischen Partei war. Wie sie diesen Zweck durch Proscriptionen und Willkürlichkeiten aller Art verfolgten, sich dann unter einander selbst entzweiten, und aufs neue Bürgerblut floß, bis endlich die Schlacht von Actium den Octavius zum Oberhaupte des römischen Reichs machte, ist unter den Artikeln Antonius und Augustus erzählt worden. Rom hörte auf, eine Republik zu seyn. Die Hauptveränderungen, welche in diesem Zeitabschnitt die römische Verfassung erfuhr, sind schon in der Geschichte desselben mit angeführt worden. Bestechung und Privatinteresse leiteten die Volksversammlungen, in denen seit 622 in allen Fällen mit Täfelchen votirt wurde; Eigennutz und Ehrsucht rissen die Staatsämter an sich. Der Ritterstand bildete sich und gewann große Macht und ungeheure Reichthümer. Das Kriegswesen erweiterte Marius; aber die Kriegszucht verfiel. Die Heere fochten mehr für den Feldherrn als für den Staat. Sie standen dem zu Gebote, der sie bezahlte. Große Fortschritte aber machten die Wissenschaften. In diesen Zeitraum gehören die Dichter M. Pacuvius, C. Lucilius, Lucretius und Catullus, die Historiker Calpurnius Piso, Rutilius Rufus, Claudius Quadrigarius, vornehmlich Cäsar, Sallustius, Cornelius Nepos, Hirtius Pansa u. A., als Redner und Philosoph Cicero, als Grammatiker Terentius Varro, der auch über den Landbau schrieb. Mit dem Ende dieser Periode begann das goldene Zeitalter der römischen Literatur und Kunst. Man ahmte die Griechen mit Geschmack und Glück nach. Nicht nur gingen die vornehmen römischen Jünglinge nach Griechenland, um ihre Bildung zu vollenden, sondern auch zahlreiche griechische Gelehrte strömten nach Rom, und besorgten dort die Erziehung und den Unterricht. Die Sprache erreichte ihre höchste Ausbildung, die Bühne erhielt Meisterstücke. Von den philosophischen Secten der Griechen fanden die Schulen des Epicur und des Zeno den meisten Beifall. Griechische Künstler brachten die Künste empor. Durch sie wurde Rom mit prächtigen Gebäuden und Meisterstücken der Bildhauerkunst angefüllt. Zur Zeit des Cäsar und Pompejus lebten zu Rom die

griechischen Künstler, Arcesilaus, Pasiteles, Zopyrus, Kriton, Nicolaus Strongylion und der große Steinschneider Dioscorides. Aber das Sittenverderbniß ging mit dem Luxus bald ins Ungeheure; der größte Theil des Volks, besonders der Vornehmern, war in Weichlichkeit, Wollüste und Laster aller Art versunken. Gesetze dagegen fruchteten wenig. Der Ackerbau und die Handwerke waren Sclaven überlassen, die man grausam behandelte. Das gemeine Volk lebte trotz seiner Armuth im Müßiggang, und war um so williger, sich von denen leiten zu lassen, die ihm Geschenke und Spenden zukommen ließen. Durch Geld war alles zu erreichen. Dritter Zeitraum, Rom als ungetheiltes Kaiserthum, vom Jahre der Stadt 727 bis 1148 (oder 395 nach Chr. Geb.). Wir theilen diesen Zeitraum in fünf Abschnitte. Erster Abschnitt. Octavian war 725 als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und stand jetzt 43 Jahre an der Spitze des Staats. Er war Roms erster Kaiser, ohne diesen Namen zu führen. Zufrieden mit dem Beinamen Augustus, welcher ihm 727 ertheilt wurde, herrschte er mild und mit Beibehaltung der republikanischen Formen. Die Aemter, welche er in sich vereinigte, waren: das Consulat, die tribunicische Gewalt, die Imperatorstelle und das Imperium proconsulare in allen Provinzen, endlich das Amt eines Magister morum und des Pontifex maximus. Den Schein der Usurpation zu vermeiden, ließ er sich die höchste Gewalt von Zeit zu Zeit neu bestätigen. Der Senat bestand als Staatsrath fort. Die republikanischen Magistraturen wurden beibehalten, verloren aber ihre Wirksamkeit, dagegen wurden die Präfectur der Stadt und der Lebensmittel die ersten und wichtigsten Stellen, weil von ihnen die öffentliche Ruhe abhing. Es wurde eine Stadtmiliz (cohortes urbanae) und eine Leibwache (cohortes praetorianae) errichtet. Die Statthalter der Provinzen wurden besoldet, und in ihrer Macht beschränkt. Im Finanzwesen wurden Verbesserungen gemacht. Der Unterschied zwischen der Staats- und Privatcasse des Kaisers ergab sich von selbst; in der Folge wurden beide eins. Die Gränzen des Reichs wurden erweitert, vornehmlich durch die Einnahme Aegyptens 724, Pannoniens 719, Mösiens 725, Rhätiens, Vindeliciens und Noricums 739, und durch die völlige Unterwerfung des nördlichen Spaniens und westlichen Galliens 729. Dagegen kriegten die Römer unglücklich gegen die Deutschen. Augusts Nachfolger war sein Stiefsohn Tiberius (s. d.), welcher von 767-790 regierte. Unter ihm wurde durch die Judicia majestatis der Despotismus gegründet. Daran war eben so sehr die Feigheit und Niederträchtigkeit des Senats, als der tyrannische Charakter des Fürsten Schuld, der sich überdies von 776 bis 784 von dem Bösewicht Sejan leiten ließ. Seine Nachfolger Caligula (bis 794) und Claudius (bis 807) waren, jener ein wahnsinniger Tyrann, dieser ein Schwächling. Unter letzterm fingen seit 796 die Eroberungen in Britannien an, und zu Provinzen wurden gemacht: Mauritanien 795, Lycien 796, Judäa 797, und Thrazien 800. Sein Nachfolger Nero (von 807 bis 821), ein heuchlerischer, zur Schwelgerei und Grausamkeit geneigter Tyrann, war der letzte Kaiser aus dem Hause Augusts. Unter ihm wurde der größte Theil von Britannien römische Provinz, und der Krieg in Armenien und gegen die Juden glücklich geführt. Auf Nero's Tod folgten so heftige Stürme, daß in nicht vollen zwei Jahren drei Regenten sich gewaltsam des Throns bemächtigten, Galba, Otho und Vitellius, auf deren besondere Artikel wir verweisen. — Für die römische Literatur und Kunst war dieser Zeitraum, besonders die Regierung Augusts, das goldne Alter. Statt der Politik beschäftigten

sich die Vornehmen mit den Wissenschaften, besonders den schönen, oder gewährten ihnen doch Schutz und Beförderung, wie Mäcen und Agrippa. August und Asinius Pollio legten große öffentliche Bibliotheken an. In der Dichtkunst glänzten Virgil, Ovid, Cornelius Gallus, Cornelius Severus, Tibull, Properz, Gratius Faliscus, Manilius, Horaz, Phädrus, und eine Menge von Epigrammendichtern. In der Geschichte lieferten Livius und Dionysius von Halicarnaß allgemein geschätzte Werke. Die Beredsamkeit mußte sinken, aber die Philosophie und Mathematik fanden noch Verehrer und Bearbeiter; dahin gehört Vitruv wegen seiner Baukunst und Hygin wegen seines Gromaticums. Als Grammatiker verdient M. Verrius Flaccus erwähnt zu werden; die Geographie hatte einen Strabo, die Rechtsgelehrsamkeit einen Q. Antistius Labeo, C. Antejus Capito und C. Trebatius Testa. Unter den bildenden Künsten blühten besonders die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Steinschneidekunst. Nach Augusts Tode sank die Literatur, und Schreibart und Sprache arteten aus. Doch zeichneten sich noch aus als Dichter M. Annäus Lucanus, Valerius Flaccus, Persius Flaccus und Petronius Arbiter, als Geschichtschreiber Vellejus Paterculus, Diodorus von Sicilien, Nicolaus von Damascus und Valerius Maximus, als Rhetoren und Philosophen M. und L. Annäus, Seneca und Epictet, als Arzt Aurelius Cornelius Celsus. Ueber die Reden des Cicero commentirte Asconius Pedianus, und in der Rechtsgelehrsamkeit zeichnete sich aus Masuvius Sabinus, M. Coccejus Nerva, Cassius Longinus und Sempronius Proculus. Die Künste geriethen ebenfalls in Verfall. Immer mehr nahm das Sittenverderbniß überhand durch Schwelgerei und die unnatürlichsten Wollüste. Ausländer und Freigelassene wurden die Vertrauten der Kaiser, und die Soldaten bildeten einen eigenen Stand, und dienten nicht dem Staate, sondern dem Despoten, den sie hinwieder abhängig von sich machten. Zweiter Abschnitt. Nach des Vitellius Sturz bestieg 823 Flavius Vespasianus den Thron. Er stellte das Reich her, indem er die Finanzen ordnete, für den öffentlichen Unterricht sorgte, die Kriegszucht erneuerte, und die Judicia Majestatis aufhob. Unter seine Regierung fällt der wichtige Krieg mit dem Bataver Civilis und die gänzliche Eroberung Brittanniens durch Agricola. Vespasian regierte bis 832, sein trefflicher Sohn Titus bis 834, dessen Bruder und Nachfolger Domitian, der vollendetste Despot, bis 849. Unter ihm entstand der Krieg mit dem Könige der Dacier, Decebalus, welcher die für Rom so unglücklichen Kriege mit den Marcomannen, Quaden und Jazygen von 839-843 veranlaßte. Er wurde ermordet, und nun folgen die rühmlichen Regierungen des Nerva (bis 851), Trajan (bis 870), Hadrian (bis 891), Antoninus Pius (bis 914), und Marc Aurel (bis 933). Nerva hob die Schreckensregierung auf, minderte die Abgaben, und weckte die Industrie wieder; Trajan stellte eine möglichst freie Verfassung her, und vergrößerte das Reich durch glückliche Kriege mit den Daciern, Armeniern und Parthern. Hadrian verbesserte vornehmlich das Innere des Reichs, und schärfte die Kriegszucht des Heeres. Am glücklichsten war Rom unter der friedlichen Regierung des Antoninus Pius; unter Marc Aurel beunruhigten große Unfälle und blutige Kriege mit den Catten, Parthern, und vornehmlich mit den Marcomannen das Reich, aber seine Weisheit wußte die Wunden zu heilen. Mit ihm endet das blühende Zeitalter Roms. Die Staatsverfassung hatte den Charakter einer gemäßigten, auf bürgerliche Freiheit gegründeten Monarchie. Die Staatswürden wurden zum Theil zu

leeren Ehrentiteln, und dagegen wurden eine Menge von Hofstellen ei[n]geführt, die immer mehr Macht an sich rissen. Italien ward in vi[er] Provinzen getheilt, denen Consularen vorstanden. Große Veränderu[n]gen bewirkten im Gerichtswesen das Edictum perpetuum; die kaiserl[i]chen Befehle verdrängten immer mehr die Senatsconsulte. Auch i[m] Kriegswesen fanden mehrere Veränderungen Statt, namentlich eine a[n]dere Eintheilung der Truppen. Die Literatur, besonders die Dichtkun[st] und Beredsamkeit, waren zwar im Sinken, aber die Kaiser bemü[h]ten sich, durch Anlegung von Bibliotheken und Versammlungssälen und durch Besoldung von Lehrern der geistigen Cultur aufzuhelfe[n]. Dichter aus diesem Zeitraume sind Silius Italicus, Statius Papini[a]nus, Juvenal, Martial; Geschichtschreiber Tacitus, Appian, Florus, Justinus, Curtius, Arrian, Sueton, Plutarch; Redner Plinius d[er] Jüngere; Philosophen Epictet, Marc Aurel als Stoiker, und mehre[re] Neuplatoniker; Aerzte, Galenus und Scribonius Largus. Ueber d[ie] Wasserbaukunst schrieb Frontinus, über Producte der Natur Plini[us] der Aeltere, über die Oekonomie Columella, über die Kriegslisten P[o]lyän und Frontin; in der Alterthumswissenschaft machte sich Gelli[us] berühmt, in der Geographie Ptolemäus und durch sein Reisebuch na[ch] Britannien Antonin; in der Rhetorik Quintilian. Große Rechtsgeleh[r]te waren Salvius Julianus, Aburnus Valens, Sextus Cäcilius Afri[]canus, Terentius Clemens, Vinidius Verus, Junius Mauricianus und noch berühmtere juristische Schriftsteller, Sextus Pomponius, [L.] Velusius Mäcianus, Q. Cervidius Scävola, Ulpius Marcellus. Dri[t]ter Abschnitt. Von jetzt an beginnt der immer zunehmende Ve[r]fall des römischen Reichs. Commodus, Marc Aurels Sohn (vo[n] 933-945), war ein tyrannisches Ungeheuer. Von den Marcomann[en] erkaufte er den Frieden; in Dacien und Britannien kriegten seine Fel[d]herrn glücklich. Nach seinem Tode erfolgten große Erschütterunge[n]. Pertinax regierte nur drei Monate, und M. Didius Julianu[s], der das Reich meistbietend erstand, nur zwei Monate, worauf das He[er] in Illyrien den Septimius Severus, das Heer in Syrien d[en] Pescenninus Niger zum Kaiser wählte. Ersterer behauptete sic[h] und herrschte bis 965. Er bekämpfte die Parther und Britanner. C[a]racalla (bis 970) war ein Tyrann; ihm folgte bis 971 sein Mörd[er] Macrinus; Heliogabalus, ein schamloser Wollüstling (bis 975), Alexander Severus (bis 988), ein trefflicher Fürst. Nach ih[m] herrschte sein Mörder, der Thrazier Maximinus, (bis 991), d[er] den militärischen Despotismus aufs höchste trieb. Während er m[it] Glück in Deutschland kriegte, wählte der Senat den alten Gordia[n] zum Kaiser, und nach dessen Tode den Maximus Pupienus un[d] Clodius Balbinus. Die Prätorianer ermordeten sie, und riefe[n] den jungen Gordian zum Kaiser aus, der bis 997, so wie M. Ju[]lius Philippus bis 1002 regierte. Dann regierten Trajanu[s] Decius (1004 von den Gothen erschlagen); Trebonianus Ga[l]lus (bis 1006); Aemilius Aemilianus (drei Monat); P. Lic[i]nius Valerianus (bis 1011); P. Licinius Gallianus (b[is] 1021), unter dem sich fast alle Statthalter zu Kaisern aufwarfen, un[d] die Deutschen und Perser über die Römer siegten; M. Aureliu[s] Claudius (bis 1023), der die Alemannen und Gothen schlug; D[o]mitius Aurelianus (bis 1028), der alle verlorenen Länder wied[er] ans Reich brachte, die Zenobia gefangen nahm, und Dacien freiwill[ig] räumte; M. Claudius Tacitus (bis 1029), Probus (bis 1035), ein kriegerischer und guter Fürst; M. Aurelius Carus (bis 1036)

M. Aurelius Numerianus (bis 1037), ein gebildeter und sanfter Fürst. Ihm folgte Diocletian (bis 1058), welcher den M. Valerius Maximianus zum Mitregenten erwählte; außerdem nahm er noch den C. Galerius, so wie Maximian den Flavius Constantius Chlorus zum Gehülfen an. Diese theilten das Reich unbeschadet seiner Einheit, und widerstanden nicht nur den Barbaren, sondern erweiterten noch das Reich im Osten bis an den Tigris. Beide Kaiser legten 1058 die Regierung nieder, worauf Galerius in den Morgenländern, Constantius in den Abendländern folgte. Galerius ernannte zwei Gehülfen (Cäsares), den Flavius Severus und Maximinus. Constantius starb 1059, und hinterließ seine Länder seinem Sohne Constantin, der durch eine Reihe von Treulosigkeiten im J. 1076 die Alleinherrschaft gewann. In diesem Zeitraum war zwar die Staatsverfassung dieselbe geblieben, aber überall herrschte Militärdespotismus. Der Soldat setzte Kaiser ein und ab. In Rechtssachen entschieden die Kaiser durch ihre Constitutionen. Immer mehr stiegen das Sittenverderbniß, die Ohnmacht des Reichs, die drückenden Abgaben, die Armuth des Volks, die Tyrannei der Regenten, der Andrang der Barbaren. Die Literatur und der Geschmack kamen gänzlich in Verfall. Sprache und Schreibart arteten aus, und geriethen in Verderbniß. Einzelne Männer studirten die Alten und nahmen sie zu Mustern. Unter den Dichtern sind zu bemerken, Terentianus Maurus und Nomasianus; unter den Geschichtschreibern sind von anerkanntem Werth Dio Cassius und Herodian; ferner sind zu bemerken die Verfasser der Kaisergeschichte (Scriptores Historiae Augustae) Spartianus, Capitolinus, Trebellius Pollio, Vopiscus, Lampridius und Vulcatius Gallicanus. Apulejus schrieb Romane, Aelian Anekdoten. Rednerische Werke verfaßten die Panegyriker der Kaiser Mamertinus Min., Nagarius, Magnus Ausonius, Latinus, Drepanius, Eumenius und Pacatus. Der Grammatiker Latinus lieferte einen Auszug aus Plinius Naturgeschichte unter dem Titel Polyhistor, Serenus Samonicus ein Lehrgedicht über die Arzneikunde, Palladius ein Werk über den Landbau, der Grammatiker Censorinus ein gelehrtes Werk de die natali. Große Rechtsgelehrte waren Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus und Herennius Modestinus. Die Künst erlosch ganz. Schon war die christliche Religion allgemein verbreitet. Vierter Abschnitt. Constantin der Große (bis 1090) nahm aus Politik 1064 das Christenthum an, welches dadurch herrschende Religion wurde. Der militärische Despotismus hörte auf. Die Residenz wurde nach Constantinopel verlegt, das Reich neu eingetheilt, Civil- und Militärgewalt getrennt. Nach Constantins Tode theilten seine drei Söhne, Constantin, Constantius und Constans das Reich, bis nach zwölfjährigen Kriegen 1106 Constantius das ganze Reich an sich brachte. Er regierte zuerst mit dem Cäsar Constantius Gallus, dann mit dem Cäsar Julianus, bis 1114 unter beständigen Kriegen mit den Barbaren. Sein Nachfolger war Julian (bis 1116), ein talentvoller, lasterfreier Fürst, der aber zum Heidenthum zurücktrat. Nach ihm regierte Jovian bis 1117, Valentinian I. im Occident bis 1128, Valens im Orient bis 1131, unter dem die Hunnen nach Europa kamen, Gratian und Valentinian II. im Occident, ersterer bis 1136, letzterer bis 1145, dann Theodosius bis 1147 im Orient, bis 1148 über das ganze Reich. Er theilte das Reich, das fortan in dem morgenländischen oder oströmischen und in dem abendländischen oder weströmischen Kaiserthum getrennt blieb; man sehe die Geschichte

des erstern unter Byzantiner, die Geschichte des letztern unter occidentalisches Kaiserthum. Aus diesem Zeitraum nennen wir noch folgende Schriftsteller: Claudian als Dichter; Ammianus Marcellinus, Aurelius Victor, Eutropius und Zosimus als Geschichtschreiber. Als Redner war Symmachus, als Sophist Themistius berühmt. Vegetius schrieb vom Kriegswesen, und Macrobius ward ein glücklicher Nachfolger des Varro und Gellius. Victor und Sextus Rufus schrieben Topographien von Rom. Von jetzt an artete die römische Sprache durch Vermischung und Barbarei immer mehr aus, bis sie endlich ganz in den romanischen Sprachen verschwand, und eben so sank die Geistescultur.

Rom, auch noch heut die merkwürdigste, lehrreichste, interessanteste Stadt der Welt, verdient es vor allen, daß wir uns länger bei ihr verweilen, und sie, so flüchtig und unvollkommen es auch die Gränzen dieses Werks nur zulassen, kennen lernen, wie sie war, als sie die Welt beherrschte, und wie sie jetzt ist, zwar nur ein Schatten von sonst, aber immer noch ohne ihres Gleichen durch unzählige Erinnerungen und einzige Schätze für Kunst und Wissenschaft. — Das alte Rom war, wie wir schon im vorigen Artikel angeführt haben, auf mehrern Hügeln gebaut, die jetzt wegen des vielen Schutts, womit die Thäler ausgefüllt sind, kaum mehr bemerkbar sind. Das Gebirge der Apenninen befand sich ihm gegen Nordwesten, die Tiber, welche 190 Stadien davon sich ins tyrrhenische Meer ergoß, größtentheils gegen Westen. Die niedrigen Ostufer des Stroms gaben die Stadt häufigen Ueberschwemmungen preis. Der Umfang und die Volksmenge Roms waren natürlich zu verschiednen Zeiten sehr verschieden. Wir sprechen hier von der blühendsten Periode. Vopiscus im Leben Aurelians setzt den Umfang der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung durch diesen Kaiser auf 50,000 Schritt (8 1/3 Meile), wofür wir jedoch 15,000 Schritt lesen zu müssen glauben, da Plinius den Umfang in den Zeiten vor Aurelian auf 13,000 Schritt (2 1/2 Meile) angibt. Damit stimmen auch die Angaben neuerer Reisenden überein. Die Bevölkerung mag damals gegen drei Millionen Menschen betragen haben; die Zahl der Bürger war nie über 300,000. Schon Romulus hatte die Stadt mit einer Mauer, oder vielmehr einem Erdwall umgeben. Von den vier Thoren, die er anlegte, dem carmentalischen, pandanischen oder saturnischen, romanischen und mugonischen, erhielt sich nur das carmentalische. Diese Mauer lief vom palatinischen Berge unter dem aventinischen hinweg bis an die Tiber; dann füllte ein Stück derselben den Abstand zwischen der Tiber und dem capitolinischen Berge aus, schnitt auf der andern Seite den Palatinus von den Bergen Cölius, Esquilinus, Viminalis und Quirinalis ab, und endigte sich abermals bei dem Capitol. Die zweite, die servische Mauer, war ungleich weitläuftiger, und schloß die genannten Berge insgesammt von der Morgen- und Mittagsseite ein, lief unter dem aventinischen Berg herum nach der Tiber zu, ging dann über den Fluß auf die Abendseite desselben, wo sie im Triangel bis auf die südliche Spitze des Janiculus fortgeführt, diese von dem übrigen Berge abschnitt, und dann in einer geraden, nach dem südlichen Ende der Tiberinsel zu gehenden Richtung die ganze Masse der Wohnungen jenseit der Tiber umfaßte. Auf der Nordseite der Stadt wurde größtentheils die alte Mauer des Romulus beibehalten. Wo aber an der Spitze des Quirinalis die alte Mauer geendigt hatte, da lief die servische bis ans äußerste östliche Ende des Quirinalis fort, und zog sich dann um die übrigen Berge gegen Morgen herum. Der pincische Hügel, das Mars-

feld und der vaticanische Berg lagen also ganz außerhalb derselben, und Rom begriff daher nur sieben Hügel in sich, und wurde davon die Siebenhüglichte (Septicollis) genannt. Alle diese Theile umschloß auch die dritte, die aurelianische Mauer; indem sie aber vom nordöstlichen Ende des Quirinalis noch weiter nach Norden fortging, begriff sie auch das Marsfeld und den pincischen Hügel in sich, zog sich außerhalb des letztern bis an die Tiber, umfaßte jenseit derselben in einem großen Bogen den vaticanischen Berg, und schloß sich dann an die alte bis auf die Spitze des Janiculus geführte Mauer an, so daß die Tiberinsel nun mit zur Stadt gehörte. Bei einem so großen Umfange mußte die Zahl der Thore beträchtlich seyn. Plinius zählt 37, von denen noch mehrere jetzt unter veränderten Namen bestehen. Das alte Rom hatte mehrere Brücken, von denen einige noch gangbar sind. Die unterste und älteste Brücke war der Pons sublicius, welcher vom Aventinus in das Thal unterhalb des Janiculus führte. Die zweite Brücke führte vom Markte nach dem Janiculus, und hieß Pons senatorius, weil der feierliche Aufzug des Senats darüber ging, wenn die sibyllinischen Bücher vom Janiculus geholt werden sollten. Sie war die erste steinerne Brücke Roms, und liegt jetzt unter dem Namen der Marienbrücke in Trümmern. Auf die Tiberinsel führten zwei Brücken, die eine von der Ost- die andre von der Westseite, jene Pons Fabricius (jetzt Ponte di quattro capi), diese Pons Cestius (jetzt Bartholomäusbrücke) genannt. Eine vierte Brücke, Pons Janiculensis (jetzt Pons Sixti) führte vom Marsfelde beim Theater des Marcellus nach dem Janiculus. Von der fünften Brücke, Pons vaticanus oder triumphalis, welche vom Marsfelde nach dem Vatican führte, sieht man noch Ruinen bei dem Heiligengeisthospitale. Die älische Brücke, Pons aelius, die jetzige schöne Engelsbrücke, führte eben dahin nach der Moles Hadriani. Außerhalb der Mauer, oberhalb des pincischen Hügels, lag die siebente Brücke, Pons Milvius (jetzt Ponte molle), von M. Aemilius Scaurus nach des Sylla Zeiten erbaut. Die Straßen Roms waren selbst nach dem Wiederaufbau der Stadt unter Nero sehr unregelmäßig; die öffentlichen Plätze, deren es eine große Menge gab, unterschied man in areae, Vorplätze von Palästen und Tempeln, campi, freie mit Rasen bewachsene Plätze, die theils zu Berathschlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen, theils zu Waffenübungen der Jugend und zum Verbrennen der Leichen dienten, und in fora, welche gepflastert waren, und entweder zu Zusammenkünften des Volks zum Abthun mancherlei bürgerlicher Geschäfte oder zum Verkauf verschiedner Waaren oder zur Zierde dienten. Unter letztern waren das **Forum romanum** (s. dessen besondern Artikel) und das **Marsfeld** die vornehmsten. Die älteste Eintheilung Roms machte Servius Tullius; er theilte es in vier Quartiere, welche er Tribus urbanae nannte; sie hießen Tribus suburrana, collina, esquilina und palatina. Sie blieb bis auf August, welcher die Stadt in vierzehn Regionen theilte, deren Namen wir hersetzen, weil die Beschreibung des alten Roms gewöhnlich danach abgehandelt wird: 1. Porta Capena, 2. Coeli montium, 3. Isis et Serapis oder Moneta, 4. Via sacra, nachher Templum pacis, 5. Esquilina cum colle et turri Viminali, 6. Alta semita, 7. Via lata, 8. Forum romanum, 9. Circus Flaminius, 10. Palatium, 11. Circus maximus, 12. Piscina publica, 13. Aventinus, 14. Trans Tiberim. Wir wollen bei dem Wenigen, worauf wir uns beschränken müssen, dieser Eintheilung nicht weiter folgen, sondern uns begnügen, die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude und Denkmäler anzuführen. Zu diesen gehören die Tempel, Theater, Amphitheater, Cir-

cus, Naumachien, Porticus, Basilicä, Bäder, Gärten, Triumphbogen, Ehrensäulen, Cloaken, Wasserleitungen, Grabmäler u. s. w. Wir beginnen mit den Tempeln. Von dem Capitol, der Burg und dem Haupttempel Roms, das dem Jupiter Capitolinus geheiligt war, so wie von dem Pantheon ist in eignen Artikeln geredet, weßhalb es genug ist, sie hier genannt zu haben. Nächstdem waren die merkwürdigsten der Tempel des Aesculap, auf der dem Gotte geweihten Tiberinsel, jetzt die St. Bartholomäuskirche; der Tempel des Antoninus und der Faustina in der Via sacra, jetzt die Kirche St. Laurentii in Miranda; der kostbare Apollotempel, welchen August mitten im Palatium von weißem Marmor erbaute, um darin die sibyllinischen Bücher aufzubewahren; er enthielt außer vielen Kostbarkeiten eine schöne Bibliothek, und diente den Dichtern zum Versammlungsort, welche darin ihre Werke vorlasen; der Tempel aller Kaiser (Templum Caesarum), der die sämmtlichen Bildsäulen der Kaiser enthielt, denen allen einst ein Blitz die Köpfe abschlug; der Tempel der Dioscuren auf dem Forum romanum unter dem palatinischen Berge, der Kirche S. Maria Liberatrice gegenüber, den beiden Jünglingen zu Ehren erbaut, die in der Schlacht am See Regillus den Römern den Sieg erfechten halfen, und die man für Castor und Pollux hielt; der Tempel der Göttin Seja (der Saat) unter dem Palatinus, den Servius Tullius erbaute, Nero aber in seinen goldnen Pallast zog, und mit durchsichtigem capadocischen Marmor belegen ließ; der unter dem Namen Templum Dianae commune berühmte Bundestempel, den auf Servius Tullius Veranlassung die gesammten lateinischen Städte erbauten, und auf dessen einer Säule die Bedingungen jenes Bundes eingegraben waren, gelegen auf dem aventinischen Berg bei der Kirche S. Priscä; der Tempel des Janus auf der Tiberinsel bei der heutigen Sixtusbrücke, einer der schönsten des alten Roms; der Tempel des flavischen Geschlechts, in welchem Domitian begraben liegt, auf der heutigen Piazza Grimana noch vorhanden; der Tempel des Hercules und der Musen, erbaut in der neunten Region vom M. Fulvius Nobilior, der hier die aus Ambracia mitgebrachten Musen aufstellte; der Tempel der Ehre und Tugend in der ersten Region, vom M. Marcellus erbaut, und von den Marcellern mit den Denkmälern ihres Geschlechts verziert; der Tempel des Jupiter Stator, vom Romulus angelobt, als einst die Seinigen schon zu fliehen anfingen, aber erst nachher am Abhange des Palatinus erbaut; der Tempel des Jupiter tonans, von August mit vieler Pracht auf dem ersten Absatz des capitolinischen Berges erbaut; der Tempel des Jupiter Lycaonius, ein schöner Tempel auf der Tiberinsel, von dem später die ganze Insel Lycaonia hieß; zwei Tempel der Isis und des Serapis; der Tempel der Juno Moneta, an der Stelle des niedergerißnen Hauses des Manlius auf der Burg des capitolinischen Berges erbaut, weil der Göttin die Erweckung der Besatzung bei dem Ueberfall der Gallier zugeschrieben wurde; der Tempel der Libertas, vom Gracchus in der 13ten Region erbaut und von Asinius Pollio hergestellt, der in seinem Atrium die erste öffentliche Bibliothek anlegte; der Tempel des Mars auf der Ostseite des appischen Weges vor der Porta Capena in der ersten Region, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs ansuchten, und den feindlichen Gesandten Audienz gab, und auf dessen Trümmern die Kirche della Palme steht; der Tempel des Mars Ultor, von August mit großer Pracht erbaut, als er die von den Parthern eroberten Legionsadler zurückerhielt; der kostbare Minerventempel, den Domitian auf dem Forum des Nerva erbaute; ein andrer Tempel der

selben Göttin, den Pompejus auf dem Marsfelde erbaute, August aber mit Erz überziehen ließ; der Tempel des Friedens, einst der schönste und reichste Tempel Roms, von Vespasian auf der Via sacra in der vierten Region erbaut, der die Schätze des jerusalemitischen Tempels, eine schöne Bibliothek und viele andre Kostbarkeiten enthielt, unter Commodus aber in Einer Nacht abbrannte; der Tempel der Göttin Salus, den Roms erster Mahler, Fabius Pictor, ausmahlte; der Tempel des Saturn, von dem jüngern Tarquin erbaut, der nachher die Schatzkammer und das Staatsarchiv Roms ward; der Tempel der Sonne, den Aurelian mit größtem Aufwande anlegte, und von dem noch viele Ruinen da sind; mehrere Venustempel, und unter diesen besonders der prächtige Tempel der Venus Genitrix, den Cäsar der Stammmutter seines Geschlechts, und der Tempel der Venus und Roma, den Hadrian nach einem selbstgefertigten Riß erbauen ließ; der Tempel der Vesta, einer der wichtigsten und ältesten, von Numa an der Südspitze des Palatinus erbaut, in welchem die Staatsheiligthümer, die Ancilien, das Palladium, das heilige Feuer aufbewahrt wurden, und viele andre. Von den eigentlichen Palästen Roms führen wir bloß den kaiserlichen als den vornehmsten an. Er war von August auf dem palatinischen Berge erbaut und gab der zehnten Region der Stadt den Namen. Die Hauptseite war nach der Via sacra gekehrt, und Eichen davor gepflanzt. Im Bezirke des Palastes selbst lag der Tempel der Vesta und der ungleich vorzüglichere des Apollo, den August zum Haupttempel von Rom zu erheben suchte. Die folgenden Kaiser erweiterten und verschönerten diesen Palast, bis Nero ihn abbrannte. Dieser erbaute ihn wieder, aber so weitläuftig, daß er nicht nur den ganzen palatinischen Berg, sondern auch die Ebnen zwischen diesem und dem cölischen und esquilinischen Berge, ja selbst einen Theil von diesem einnahm. Dabei war er mit Edelsteinen, Gold, Silber, Statuen, Gemählden und Kostbarkeiten aller Art so reich ausgeschmückt, daß er den Namen domus aurea mit Recht führte. Die folgenden Kaiser beraubten ihn aber nicht nur dieser Kostbarkeiten, sondern Vespasian und Titus ließen auch viele Nebengebäude abtragen. Den Hauptpalast verschönerte darauf Domitian; unter Commodus brannte ein großer Theil nieder, er wurde aber von diesem und den folgenden Kaisern wieder hergestellt. Zur Zeit Theodorichs bedurfte er neuer Reparaturen, später aber stürzte der ungeheure Bau unter seiner eignen Last zusammen, und jetzt stehen auf seiner Stelle der farnesische Palast und Garten und die Villa Spada. Unter den Theatern waren das Theater des Pompejus, des Cornelius Balbus und des Marcellus die vorzüglichsten. Pompejus erbaute sein Theater nach seiner Rückkehr aus Griechenland, und schmückte es mit den vorzüglichsten und berühmtesten griechischen Statuen. Eine Wasserleitung brachte Wasser in alle Theile desselben. Um es vor dem Niederreißen zu bewahren, baute er in seinem Bezirk einen prächtigen Tempel der Venus Victrix, und heiligte dadurch das ganze Gebäude. Es faßte 40,000 Menschen. Erst Caligula endigte den Bau; schon früher hatte Tiberius die Scene erneuert; ein gleiches that später Claudius; der Gothenkönig Theodorich ließ es wieder aufbauen. Jetzt sieht man noch wenige Ueberreste bei dem Palaste Ursini. Das Theater des Balbus, dieses Lieblings des August, lag auf dem Marsfelde; das Theater des Marcellus endlich ließ August seinem Neffen Marcellus zu Ehren erbauen; es faßte 22,000 Menschen, und wurde von Vespasian erneuert. Noch sind schöne Ruinen davon zu sehen. Auch Amphitheater hatte Rom mehrere, unter denen das Amphitheater des Titus das merkwür-

digste war. Wir haben von diesem Riesenbau in dem eignen Artikel Coliseum gesprochen. Eben so ist von dem Circus maximus und dem Circus des Caracalla schon in dem Artikel Circus die Rede gewesen. Außerdem aber hatte Rom noch viele andre Circi; unter diesen verdienen genannt zu werden: der Circus agonalis in der neunten Region, der Circus Aurelius in den Gärten des Heliogabalus in der fünften Region, der Circus Flaminius in der neunten Region, einer der größten und ansehnlichsten, auf dessen Ruinen jetzt die Kirche St. Catharinae Funariorum und der Palast Maffei stehen, der Circus der Flora in der sechsten Region, auf der jetzigen Piazza Grimana, wo die zügellosen Floralien gehalten wurden, endlich der Circus des Nero, in der vierzehnten Region, in der Nähe der jetzigen Peterskirche, und der Circus des Sallust, von dem man beim collinischen Thore noch Ueberreste sieht. Ohne bei den Naumachien zu verweilen, die einen eignen Artikel haben, gehen wir zu den Porticis weiter, unter denen folgende die vornehmsten waren: der Porticus Argonautarum, auch Neptuni, Agrippae oder Vipsanii genannt, den M. Vipsanius Agrippa im Jahr 729 erbaute, und mit der Geschichte der Argonauten ausmahlen ließ. Er stand auf dem Marsfelde, von einem Lorbeerhain umgeben, und wahrscheinlich rühren von ihm die Marmorsäulen her, die man noch jetzt auf der Piazza di Pietra sieht; der prächtige Porticus der Europa auf dem Marsfeld, wahrscheinlich von August erbaut, und mit der Geschichte der Europa ausgemahlt; der Porticus Hecatonstylon in der neunten Region, von seinen hundert Säulen so genannt; der Porticus der Livia in der dritten Region, den August erbauen, Nero aber niederreißen ließ; der Porticus des Metellus, von Metell, dem Macedonier, zwischen den von ihm erbauten Tempeln des Apollo und der Juno in der neunten Region angelegt, und mit den aus Macedonien mitgebrachten Statuen geziert; der Porticus Milliarensis, der tausendsäulige, von dem noch Spuren in dem Garten des Herzogs Muti zu sehen sind; der Porticus der Octavia, von August, und der Porticus Polä, von M. Vipsanius Agrippa erbaut; der Porticus des Pompeius, von seinen Säulen auch der corinthische genannt; Pompeius ließ ihn bei seinem Theater anlegen, und schmückte ihn mit goldgewirkten Tapeten; endlich der Porticus der Sonne (P. Solis), welchen Aurelian erbauen ließ. Unter den Basiliken (s. d. Art.) war eine der schönsten die ämilische, auf der Nordseite des Forum romanum vom Paulus Aemilius erbaut; außerdem nennen wir die Basilica Caji, oder Lucii auf dem Esquilin, die prachtvolle Basilica Julia auf der Südseite des Forum romanum von Julius Cäsar, und die Basilica Portia, die älteste, von Cato Censorinus erbaut. Die Zahl der öffentlichen Bäder, die zum Theil großen und weitläuftigen Palästen glichen, und mit großer Pracht ausgestattet waren, war in Rom ungemein groß. Einige zählen 22 warme und 856 kalte Bäder, außer 880 Privatbädern. Mäcen und nach ihm Agrippa legten die ersten öffentlichen Bäder an, die aber später von denen des Caracalla und diese wieder von den diocletianischen, deren Ueberreste noch vorhanden sind, übertroffen wurden. Auch an prächtigen Gärten war Rom reich. Den ersten Platz nahmen die Gärten des Lucullus in der neunten Region ein; nächst diesen waren berühmt die Gärten des Asinius Pollio, des Julius Cäsar, des Mäcenas, des Heliogabalus und andre. Von den Triumphbogen sind die berühmtesten der Triumphbogen des Constantin in der vierten Region, von dem noch Ruinen vorhanden sind; der Triumphbogen des Drusus auf der appischen Straße, aus welchem das jetzige Thor S. Sebastian erbaut seyn soll; der Triumphbogen des

Gallienus, und die noch wohl erhaltenen Triumphbogen des Severus und Titus, jener auf dem Forum, dieser im Vicus Sandalarius. Unter den Ehrensäulen war die schönste die trajanische, von 118 Fuß Höhe, welche sich erhalten hat. Statt der Bildsäule des Kaisers, welche sie sonst trug, ließ Sixtus V. die 23 Fuß hohe metallne Statue des heiligen Petrus darauf setzen. Die Basreliefs, womit die Säule von außen schneckenförmig bekleidet ist, stellen die Thaten Trajans dar, und enthalten gegen drittehalbtausend halbe und ganze Menschenfiguren. Von innen führt eine Treppe bis zur Spitze. Außerdem ist bekannt die Schiffschnäbelsäule, welche Duillius zum Andenken eines Sieges über die carthaginiensische Flotte errichten ließ, und die wie die antoninische und die aurelianische Ehrensäule noch vorhanden ist. Die Cloaken, mittelst welcher der Unflat und das überflüssige Wasser aus der Stadt in die Tiber geführt wurde, gehören zu den merkwürdigsten Bauwerken des alten Roms; es sind unterirdische Canäle von 10 bis 16 Fuß Tiefe und 12 bis 14 Fuß Weite, und wiewohl ihre Erbauung in die ältesten Zeiten der Stadt fällt, so sind sie doch von so unzerstörbarer Festigkeit, daß mehrere Erschütterungen ihnen wenig geschadet, und sie noch jetzt zum Theil unversehrt sind. Von den Wasserleitungen Roms ist unter dem Artikel Aquäduct einiges angeführt worden; eben so ist von den prächtigen Grabmälern, der trajanischen und antoninischen Säule, schon die Rede gewesen. Nicht minder prachtvoll waren das Mausoleum Augusts und das Septizonium des Septimius Severus. Noch eine Menge von Denkmälern aller Art hätten wir anführen können, wenn wir auch nur bei solchen hätten stehen bleiben wollen, von denen noch Ruinen übrig sind; immer aber würden wir dadurch kein angemessenes Bild der alten Völkerbeherrscherin Roms, dieses Mittelpunkts der alten Welt, hervorbringen, denn unermeßlich war der Reichthum dieser Stadt auch an den prachtvollsten Privatgebäuden, und an Kunstschätzen, womit nicht nur die öffentlichen Plätze und Gassen, sondern auch die Wohnungen und Gärten der Vornehmen geschmückt waren, und wovon verhältnißmäßig nur wenige Ueberreste durch alle Stürme der Zeit bis auf uns gekommen sind. — Wir gehen zu einer kurzen Beschreibung des heutigen Roms über. Rom, die Hauptstadt des Kirchenstaats, die Residenz des Papstes, und dadurch Jahrhunderte lang die Hauptstadt der Christenheit, und noch gegenwärtig die Hauptstadt der Kunstwelt, hat jetzt einen Umfang von 13 italienischen Meilen, und zählt 150,000 Einwohner. Sie wird von der Tiber in zwei Theile getheilt. Die Kirchen, Paläste, Landhäuser, Plätze, Straßen, Springbrunnen, Wasserleitungen, Alterthümer, Ruinen, alles verkündigt in dieser Stadt ihre alte Herrlichkeit und ihre jetzige Größe. Wir beschränken uns darauf, die merkwürdigsten Denkmäler kurz anzuzeigen. Unter den Kirchen nimmt den ersten Platz die bewundernswürdige Peterskirche ein, vielleicht das schönste Gebäude der Welt. Bramante begann den Bau; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michel Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf setzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toisen hoch ist. Später arbeiteten mehrere andre Architekten daran; Maderni endlich vollendete die Façade und die beiden Thürme. Der ganze Bau währte über ein Jahrhundert, und kostete 45 Millionen römische Thaler. Ehe man zu diesem prächtigen Tempel gelangt, bieten sich dem Auge dar: der große Vorplatz, der kreisförmige Porticus des Chevaliers Bernini, die beiden Springbrunnen, der ägyptische Obelisk, die Façade, die Mosaik von Giotto, La Nacelle genannt, unter dem Porticus, dem größten Thor gegenüber, das große Basrelief Bernini's.

Christus vorstellend, welcher Petrus befiehlt, seine Heerde zu hüte endlich die beiden Reiterstatuen an den beiden Enden des Porticu Constantin von Bernini und Carl der Große von Cornacchini. D Verein dieser verschiednen Meisterwerke macht auf das Gemüth ein unaussprechlichen Eindruck. Die Harmonie und die Verhältnisse, welc im Innern des erhabnen Tempels herrschen, sind von der Art, daß so ungeheuer er auch ist, das Auge doch alle Theile ohne Verwirru und Mühe unterscheidet. Erst wenn man sie einzeln genauer untersuch erstaunt man über ihre Dimensionen, indem man alle Gegenstände u endlich größer findet, als sie zu Anfang geschienen hatten. Besonde zieht die Aufmerksamkeit des Beobachters der ungeheure Baldachin d Hochaltars auf sich, der von vier bronznen Säulen von 122 Fuß Hö gehalten wird. Die Kuppel ist das kühnste und erstaunlichste Wer das die neuere Baukunst gewagt hat. Das Kreuz auf derselben ist 4 Fuß über dem Estrich erhaben, und folglich noch um 39 Fuß höher, a die große ägyptische Pyramide. Man hat auf derselben eine der schö sten Aussichten; das Auge schwebt über der Hauptstadt der alten We und ihre Umgegenden. Die Kanzel, die herrlichen Mosaikarbeiten, d Grabmäler, die Gemählde, die Frescos, die köstlichen Marmorwerk die vergoldeten Bronzen und Stuckarbeiten, die Mausoleen, die ne Sacristei, ein prächtiges, aber mit dem Ganzen nicht übereinstimme des Gebäude, verdienen einzeln betrachtet und bewundert zu werde Nächst St. Peter sind die beiden schönsten Kirchen Roms die Kirc des St. Johann vom Lateran und die Kirche di Santa Maria Ma giore. Erstere, von Constantin dem Großen erbaut, ist die Pfar kirche des Papstes; sie geht daher im Range allen andern vor, un nennt sich Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. I ihr werden die Päpste gekrönt. Man sieht hier mehrere Säul von Granit Vert-antique und vergoldeter Bronze, die zwölf Ap stel von Rusconi und Legros; am meisten aber bewundert man die i ihren Verhältnissen unvergleichlich schöne Capelle Corsini. Die Arch tektur derselben ist von Alexander Galilei, das Altargemählde ist ei nach einem Gemählde von Guido verfertigte Mosaik; und der schö Porphyrsarcophag, welchen man unter der Statue Clemens XII. sieh ward im Pantheon gefunden, und enthielt, wie man vermuthet, d Asche des M. Agrippa. Das Schiff der Kirche S. Maria Maggio wird von vierzig ionischen Säulen aus griechischem Marmor getrage die aus einem Tempel der Juno Lucina genommen worden; die Dec ward mit dem ersten Golde aus Peru vergoldet. Man bewundert h noch verschiedne Mosaiken, den aus einem antiken Porphyrsarcophag b stehenden Hochaltar, die nach Fontana's Zeichnung gebaute und bizar verzierte Capelle Sixtus V.; die mit Marmor und Edelsteinen geschmück Capelle Pauls V., die Capelle Sforza von Michel Angelo, und d Grabmähler Wilhelms de la Porta und Algardi's. Auf dem Platz v der Façade sieht man eine corinthische Marmorsäule, die man für e Muster in ihrer Art hält. Die größte Kirche in Rom nach St. Pet ist die Basilica di S. Paolo fuori delle mura, auf dem Wege na Ostia. Sie ist merkwürdig wegen ihres Alters, das bis zu Theodosi hinaufsteigt, und enthält eine Menge prächtiger Säulen, einen schöne Fußboden, Mosaiken, kostbare Marmore, Inschriften, die Bildni aller Päpste, von Petrus bis auf Benedict XIV., und schöne bronz Thüren. Die St. Laurenzkirche außerhalb der Stadt besitzt seltne Den mäler des Alterthums. Die Kirche des gefesselten Petrus enthält d berühmte Statue Mosis, von Michel Angelo. Die St. Agneskirc

auf dem Platz Navona, angefangen von Rainaldi und vollendet von Borromini, ist eine der geschmücktesten, besonders mit neuern Bildhauerwerken. Man bemerkt vornehmlich ein wunderbares Relief von Algardi, welches die heilige Agnes, ihrer Gewänder beraubt, und bloß von ihrem Haupthaar bedeckt, vorstellt. Die Basilica des heiligen Sebastian vor der Porta Capenna enthält die Statue des tödtlich verwundeten Heiligen von Giorgetti, einem Schüler Algardi's und Bernini's Lehrer. Unter dieser Kirche befinden sich die Catacomben, die zu Begräbnissen dienen. In der St. Agneskirche vor der Porta Pia sieht man unter vielen schönen Säulen vier porphyrne als Stützpfeiler des Hochaltars, welche für die schönsten Säulen Roms angesehen werden. In einer kleinen Capelle befindet sich eine Büste des Erlösers von Michel Angelo, ein wahres Meisterwerk. In der St. Augustinkirche bewundert man ein schönes Bild von Raphael, den Propheten Jesaias vorstellend, und eine Himmelfahrt von Lanfranchi. Das Kloster besitzt eine reiche Bibliothek, bekannt unter dem Namen l'Angelica, und vermehrt durch die Bibliothek des Cardinals Passionei. Außerdem verdienen ihrer schönen Bauart und ihrer Kunstwerke wegen ausgezeichnet zu werden: die Kirchen St. Ignaz, St. Cäcilia, S. Andrea della Valle, S. Andrea del Noviziato, die Marienkirche, La Rotonda genannt, in welcher Raphael, Hannibal Caracci und Mengs begraben liegen, und viele andre, deren trockne Aufzählung wir hier um so mehr unterlassen, als alle Kirchen Roms, deren man 343 zählt, Merkwürdigkeiten der Kunst oder des Alterthums enthalten. Unter den vielen Palästen Roms ist der vornehmste der Vatican, ein ungeheures Gebäude, in welchem die kostbarsten Denkmäler des Alterthums und die Werke der größten neuern Meister aufbewahrt werden. Hier befindet sich das Museum Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und Pius VI. erweitert und vermehrt, und die berühmte vaticanische Bibliothek, welche 70,000 Bände und unter diesen 40,000 Handschriften enthält. Die von den Franzosen entführten Schätze sind dahin zurückgekehrt, dagegen aber die heidelberger Handschriften (etwa 700 an der Zahl) vom Papste zurückgegeben worden. Unter den Gemählden, welche diesen Palast zieren, bewundert man die Schule von Athen, mehrere andre Freskogemählde, und die durch Volpato's schöne Kupferstiche bekannten Arabesken von Raphael. In der sixtinischen Capelle sieht man das jüngste Gericht von Michel Angelo. Den Palast von Monte Cavallo oder den quirinalischen Palast, mit weitläuftigen und schönen Gärten, haben wegen seiner gesunden Luft und schönen Aussicht die Päpste zu ihrer gewöhnlichen Residenz gewählt. Der lateranische Palast, den Sixtus V. durch den berühmten Fontana neu hatte aufbauen lassen, ist seit 1693 in ein Armenhaus verwandelt worden. Ueberdies sind von öffentlichen Gebäuden auszuzeichnen: der Palast der apostolischen Kanzlei, der Palast der Conservatoren, der St. Marcuspalast, das Akademiegebäude u. s. w. Unter den Privatpalästen ist der barberinische der größte. Er ist von Bernini in einem schönen Styl erbaut. Man sieht hier die Magdalene des Guido, eins der schönsten Werke des Caravagio, die Mahlereien des großen Saals, ein Meisterwerk Peters von Cortona, und mehrere andre kostbare Gemählde; unter vielen Bildhauerwerken bewundert man den schlafenden Faun, eine griechische Statue, so wie die herrliche Gruppe der Atalante und des Meleager; eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büste des Cardinals Barberini von demselben, und die Büsten des Marius, Sylla und Scipio Africanus; die Bibliothek soll 60,000 gedruckte Bände und 9000 Handschriften enthalten; dabei ist ein Cabinet von Medail-

len, Bronzen und edeln Steinen. Der Palast Borghese, von Bramante erbaut, ist weitläufig und von schöner Architektur; der Säulengang des Hofes ist prächtig. Dieser Palast enthält eine zahlreiche Sammlung von Gemählden, seltnen Bildhauerwerken, kostbaren Tischen und Geräthen von schöner Arbeit, aus rothem Porphyr, blumichtem Alabaster u. s. w. Der obere Saal ist unvergleichlich; die großen Landschaften von Vernet, womit er geziert ist, sind von solcher Wahrheit, daß man beim Eintritt sich in die freie Natur versezt glaubt. Der Palast Albani, dessen Lage eine der angenehmsten ist, besizt eine ansehnliche Bibliothek, eine große Menge von Gemählden, und eine Sammlung von Zeichnungen von Caracci, Polidoro, Lanfranchi, Spagnoletto, Cignani u. s. w. Der Palast Altieri, einer der größten in Rom, ist von ganz einfacher Architektur, und enthält mehrere seltne Handschriften, Medaillen, Gemählde u. s. w. und ein kostbares Mobiliar. Im Palast Colonna findet man eine reiche Sammlung von Gemählden der ersten Meister; alle Zimmer sind damit geziert, aber vornehmlich die Gallerie, die zu den schönsten von Europa gehört. In dem Garten sieht man die Ruinen der Bäder des Constantin und des Tempels des Sonnengottes. Der Palast Aldobrandini besitzt das schönste Denkmal der alten Mahlerkunst, bekannt unter dem Namen der aldobrandinischen Hochzeit, ein herrliches Frescogemählde, in welchem die Zeichnung bewundernswürdig ist. Der große Palast Farnese von Michel Angelo erbaut, ist in einem eignen Artikel beschrieben. Nicht weit davon liegt der Palast Corsini, wo die Königin Christine wohnte, und 1689 starb. Er enthält eine ansehnliche Bibliothek. Der Palast Giustiniani besaß auch eine mit verschiednen sehr geschätzten Statuen und Bildhauerarbeiten gezierte Gallerie; ihre Hauptzierden waren die berühmte Statue der Minerva, die schönste, welche von dieser Göttin vorhanden ist, und das Basrelief der Amalthea, welche den Jupiter säugt. Diese Schätze sind von Napoleon durch einen Scheinkauf erworben worden, und auch in Paris geblieben. Im Palast Spada sieht man die Bildsäule des Pompejus, an deren Fuß Cäsar unter den Dolchen seiner Mörder fiel. Noch sind auszuzeichnen, der Palast Costaguti wegen seiner schönen Frescogemählde; Chigi, wegen seiner schönen Architektur, seiner Gemählde und Bibliothek; Mattei wegen seiner vielen Statuen, Reliefs und alten Inschriften; der weitläuftige Palast Pamfili, von Borromini erbaut, wegen seiner herrlichen Gemählde und innern Pracht; Pamfili auf dem Platze Navona, mit einer Bibliothek und Gallerie; Rospigliosi auf dem Quirinal u. s. w. Unter den Palästen Roms, welche den Namen **Villa** führen, bemerken wir die Villa Medici, auf dem Berg Pincio, wo einst die Gärten des Lucull prangten; sie enthielt eine Menge von Meisterwerken aller Art, aber die Großherzoge Leopold und Ferdinand ließen die schönsten Stücke, unter andern die Niobe des Scopas, nach Florenz bringen. Dennoch bleibt dieser Palast sehr sehenswerth. Unter dem Porticus der Villa Negroni sind die beiden schönen Statuen des Sylla und Marius, sitzend auf der Sella curulis. In dem weitläuftigen Garten, der drei Miglien im Umfang hat, sind unter den Ruinen einiger Häuser sehr schöne Frescogemählde gefunden worden. Die Villa Mattei auf dem Berge Celio besitzt eine herrliche Sammlung von Statuen. Die bemerkenswerthesten sind: eine kleine Statue in consularischer Kleidung, die man für den Cicero hält; ein großer Kopf des Jupiter Serapis, die Brustbilder des Brutus und der Porcia; die Statue der Livia Drusilla; ein sehr schön gearbeiteter Adler, ein colossaler Alexanderkopf; ein Satyr, der dem Silen einen Dorn aus

dem Fuße zieht; eine Reiterstatue Antonins des Frommen; ein bronzenes Roß von Johann von Bologna; ein schöner Tisch von grauem Porphyr, und mehrere antike Basreliefs. Die Villa Ludovisi auf dem Berge Pincio, unfern den Ruinen des Circus und den Gärten des Sallust, hat anderthalb Miglien im Umfang, und besitzt kostbare Kunstdenkmäler, unter andern die Aurora von Guercino, eine alte Gruppe des Senators Papirius und seiner Mutter (oder vielmehr der Phädra und des Hippolyt), eine andre der Arria und des Pätus, und den Raub der Proserpina von Bernini. Die Villa Borghese bei Rom hat eine herrliche, aber ungesunde Lage. Man übersieht von ihr den größten Theil der Stadt und der Gegend bis nach Frascati und Tivoli. Sie hat einen Garten mit einem sehr ausgedehnten Park, welcher drei Miglien im Umfang hält. Der Palast ist so prachtvoll und das Innere mit so viel Reichthum und Eleganz verziert und meublirt, daß man ihn als das erste Gebäude von Rom, nach dem Capitol, besonders wegen seiner reichen Sammlung von Statuen ansehen kann. Die merkwürdigsten sind: der kämpfende Gladiator, Silen und ein Faun, Seneca in schwarzem Marmor, oder vielmehr ein Sclave bei den Bädern, Camillus, der Hermaphrodit, der Centaur und Cupido, zwei Faunen, welche die Flöte spielen, Ceres, ein Aegyptier, eine Statue des jungen Nero, die Büsten des Lucius Verus, Alexander, der Faustina, des Verus; verschiedne Reliefs, unter denen eins den Curtius darstellt; eine Urne, deren Bildwerk Bacchusfeste vorstellt; eine andre von den drei Grazien getragne Urne; zwei Füllhörner u. s. w. Die Façaden sind mit alten Reliefs bedeckt. Die Villa Pamfili vor der Porta di S. Pancrazio, auch Belrespiro genannt, hat eine angenehme Lage und sieben Miglien im Umfang. Die Architektur ist von Algardi, wird aber von den Kennern getadelt. Im Innern sieht man einige gute Bildhauerarbeiten. Sowohl von dieser als von der Villa Borghese gibt es weitläuftige Beschreibungen. Die Villa Albani auf einer Anhöhe, welche Tivoli und die Sabina beherrscht, ist ein Tempel des Geschmacks und der Pracht. Der Cardinal Alexander Albani, der tiefste Kenner und gründlichste Beurtheiler der Schönheiten des Alterthums, hat ungeheure Summen darauf verwendet, und binnen funfzig Jahren die herrliche Sammlung zusammengebracht, welche man hier findet. Das Gewölbe der Gallerie ist von Mengs gemahlt, und ein Muster von Eleganz. Wegen ihrer herrlichen Aussicht verdienen die Villa Lante und die Villa Corsini genannt zu werden; in der Villa Doria, sonst Algiati, welche Raphael bewohnte, sieht man drei Frescogemählde dieses großen Meisters. Die Villa Farnese enthält die Ueberreste des Palastes der römischen Kaiser. Das Capitolium besitzt so viele und große Merkwürdigkeiten aller Art, daß es unmöglich ist, sie hier anzugeben. (S. Capitolium.) Wir begnügen uns anzuführen: die Reiterstatue Marc Aurels vor dem Palast, die gefangnen Könige im Hofe, die Schiffsschnäbelsäule; und im Innern die colossale Statue des Pyrrhus, das Grabmal des Severus, die Centauren von Basalt, die schöne Alabastersäule, endlich das Meisterwerk in Mosaikarbeit, das vormals dem Cardinal Furetti gehörte; die drei Tauben auf dem Rande eines mit Wasser angefüllten Schiffes, welche Plinius beschreibt. Eine Hauptzierde der öffentlichen Plätze Roms sind die Springbrunnen. Man bewundert vornehmlich die Fontaine auf der Piazza Navona, die prachtvollste von allen; sie wird von einem Obelisk überragt, und ist mit vier colossalen Statuen geziert, welche die vier Hauptflüsse der Welt darstellen. Die Fontaine Pauls V. bei der Kirche di S. Pietro in Montorio

ist zwar in einem schlechten Geschmack, liefert aber eine solche Wassermasse, daß mehrere Mühlen davon getrieben werden. Die Fontaine del Termine ist mit drei Reliefs, welche Moses, der Wasser aus einem Felsen schlägt, darstellen, und mit einer colossalen Statue Moses, und zwei ägyptischen Löwen aus Basalt geziert. Die prächtige Fontaine von Trevi liefert von allen das beste Wasser, welches sie durch eine alte Wasserleitung erhält. Die paulinische Fontaine ist vielleicht auf der ganzen Welt diejenige, welche das meiste Wasser gibt. Unter den Straßen [illegible] man die Strada felice und die Strada pia, welche sich schneiden, aus; unter den Brücken die Engelsbrücke (sonst Pons Aemilius), von 300 Fuß Länge; unter den Thoren die Porta del Popolo (sonst Porta Flaminia). Da von den alten Denkmälern zum Theil schon die Rede gewesen, so begnügen wir uns, die vorzüglichsten nur namhaft zu machen. Diese sind das Pantheon, das Colisseum, die Columna Trajana, die Columna Antonini, das Amphitheater des Vespasian, das Mausoleum des Hadrian (heutiges Tags die Engelsburg, s. d.), der von Hadrian erbaute Pons Aliensis, das Mausoleum des Augustus, die Triumphbogen des Severus, Titus, Constantin, Janus, Nero, Drusus; die Ruinen der Tempel des Jupiter Stator, des Jupiter Tonans, der Concordia, der Pax, des Antonin und der Faustina, des Sol und der Luna, des Romulus, des Romulus und Remus, der Pallas, der Fortuna Virilis, der Fortuna Muliebris, der Virtus, des Bacchus, der Vesta, der Minerva Medica, der Venus und des Cupido; die Ueberreste von den Bädern des Diocletian, des Caracalla und Titus, und verschiedner andern; die Ruinen von dem Theater des Pompejus bei der Curia Pompeji, wo Cäsar ermordet wurde, und von dem Theater des Marcellus; die gesammten Ruinen des alten Forums, jetzt Campo Vaccino genannt, die Ueberreste verschiedner alten Brücken, des großen Circus, des Circus des Caracalla, des Hauses des Cicero, der Curia hostilia, der Trophäen des Marius, des Porticus des Philippus und des Octavius, des Landhauses und Thurms des Mäcenas, der claudianischen Wasserleitung; die Grabmäler der aruntischen Familie, der Scipionen, der Metella (Capo di bove genannt), das Gefängniß des Jugurtha (Carcere mamertino), in welchem auch St. Peter gefangen gesessen; das noch ganz unversehrt erhaltene Grabmal des Cajus Cestius, die von Tarquin erbaute Cloaca maxima u. s. w. Außer den Obelisken bei der Porta del Popolo verdient der unter Pius VI. auf dem Monte Cavallo errichtete die Aufmerksamkeit des Beschauers. Die vornehmsten literarischen und Kunstsammlungen haben wir bereits genannt; noch verdient erwähnt zu werden das Museum kircherianum; auch gibt es noch viele Privatsammlungen und Klosterbibliotheken, die manches Wichtige enthalten. So große Schätze, besonders der Kunst, machen Rom zur Hauptschule für Mahler, Bildhauer und Baumeister und zum Wallfahrtsort der Kunstfreunde. Man sieht daselbst mehrere Werkstätte der Mahlerei und Bildnerei, welche beweisen, daß auch noch jetzt hier die schönen Künste mit Erfolg betrieben werden. Namentlich macht die Kupferstecherkunst die glücklichsten Fortschritte. Für die Mahlerkunst besteht die eigne Akademie di San Luca. Gelehrte Institute hat Rom mehrere. Das Hauptcollegium der Universität, welches die Päpste Innocenz IV. 1245, Bonifaz VIII. 1303, und Clemens IV. 1311 angebaut haben, heißt della Sapienza, von seiner Ueberschrift Initium Sapientiae timor Domini. Es ist ein prachtvolles Gebäude, in welchem acht Professoren die Theologie, sechs die Rechte, acht die Medicin, fünf die Philosophie, einer die schönen Wissenschaften,

und vier die hebräische, griechische, syrische und arabische Sprache lehren. Von andern Collegien, wo wissenschaftlicher und Sprachunterricht ertheilt wird, ist besonders merkwürdig das Collegium de propaganda fide mit seiner reichen Bibliothek und seiner sehenswerthen Buchdruckerei, in welcher die Schriften von 30 verschiednen alten und neuen Sprachen, (von den Franzosen geraubt, aber wieder zurückgegeben) gefunden werden, ferner das Collegium Clementinum, das Collegium Romanum und das Collegium Nazarenum, verschiedne Anstalten für den Unterricht in den morgenländischen Sprachen; das ungerische und das deutsche Collegium u. s. w. Unter den Akademien und gelehrten Gesellschaften Roms sind die wichtigsten die Akademie der römischen Geschichte, der Geographie, der Kirchengeschichte, der römischen Alterthümer, der Arkadier u. s. w. Die beiden ersten Theater sind das Theater Aliberti und Argentino, auf welchen heroische Opern mit Ballets gegeben werden; den zweiten Rang nehmen die Theater della Valle und di Capronica ein, auf welchen man komische Opern, Lustspiele, und zuweilen Trauerspiele gibt. Im letzten Range stehen La Pace und La Palla corda, wo Opere buffe und Possenspiele für das Volk gegeben werden. Aber nur kurze Zeit im Jahre sind sie geöffnet. Wir fügen dieser Skizze eine Angabe der sehenswürdigsten religiösen und andern Feste hinzu, bei denen in Rom ein größerer Glanz als irgendwo Statt findet. Dahin gehören die große Prozession am Frohnleichnamsfest und die Ceremonien der heiligen Woche, vornehmlich die Kreuzeserleuchtung in St. Peter, die Erleuchtung der paulinischen Capelle u. s. w.; ferner sind merkwürdig die Erleuchtung der ungeheuren Kuppel von St. Peter am Tage dieses Heiligen, die große Feuersonne von 4500 Racketen, welche am Jahrestage der Papsteskrönung auf der Engelsburg abgebrannt wird, und wegen der Nähe des Flusses, in dessen Wassern die ungeheure Feuermasse sich unzählige Mal abspiegelt, von unbeschreiblicher Wirkung ist. Das Carneval übergehen wir, da wir davon in einem eignen Artikel gesprochen haben, worauf wir, wie auf Göthe's meisterhafte Schilderung desselben verweisen. Wir schließen mit einigen vermischten Bemerkungen. Die Luft Roms ist vom Julius bis zum October sehr ungesund; der Fremde zumal ist gefährlichen Fiebern ausgesetzt, denen er leicht unterliegt. Diese aria cattiva macht, daß während der genannten Monate ganze Quartiere der Stadt unbewohnt stehen; ja nach dem Berichte eines Reisenden von 1813 sind die Quartiere der Porta del Popolo, des Quirinal, des Monte Trinità, Transtevere, die Gegenden hinter dem Vatican und der Porta Angelica gänzlich verlassen, und dienen Hirten mit ihren Heerden und einigen Landleuten zur Wohnung und Zuflucht; so daß man gegenwärtig zwischen den Ruinen des neuen und des alten Roms zu unterscheiden hat. Der unter dem Namen Sirocco bekannte Südwind lähmt die Spannkraft der Muskeln, ohne jedoch weiter gefährlich zu seyn. Die Schwindsucht hat in Rom einen pestartigen Charakter, indem sie sich dem Gesunden nicht allein durch den Gebrauch der Kleidungsstücke und Möbeln, sondern auch durch die Wohnung mittheilt. Selbst durch die Bücher kann sie fortgepflanzt werden. Das Wasser ist von sehr verschiedner Güte. Die Fontaine von Trevi gibt das gesundeste Wasser; dagegen ist das Wasser aus den Thermen des Diocletian und aus der Fontaine des Gianicolo schädlich, und von allen Tischen verbannt. Die Straßenbeleuchtung fehlt. Man zählt in Rom die Stunden bis 24, wie in mehreren italienischen Städten. Der besuchteste Spaziergang ist der Corso. Von 22 bis 24 Uhr ist er mit Fußgängern und Equipagen

bedeckt. So viel von dem heutigen Rom, das zwar nicht mehr das alte in sich faßt, aber dennoch den Beschauer bei jedem Schritte mit Bewunderung und Staunen erfüllt. „Diese Luft, die man athmet," sagt Dupaty, „ist die Luft, die einst Cicero mit so beredten, die Cäsaren mit so mächtigen und furchtbaren Worten erschütterten. Auf diese Erde ist so viel Blut geflossen! Auf diese Erde sind so viel Thränen geflossen! Horaz und Virgil haben hier ihre schönen Verse recitirt!" Und wir setzen hinzu: „Die Umwälzungen, deren von Frankreich ausgegangne Erschütterungen Europa durchzuckten, haben nur dazu gedient, den alten Ruhm des ewigen Roms zu erneuen und zu befestigen."

Roman. Indem wir diesen wichtigen Artikel beginnen, möchten wir fast mit dem Dichter der Griechen vor dem Anfang der großen Heerschau, die er über Hellas Krieger vor Troja hält, zur himmlischen Muse beten, daß sie uns leite durch die zahllosen Schaaren dieser Dichtungen, und den Faden der Einheit finden lasse, der unter dem Panier des Romans so verschiedne Elemente aus Himmel und Hölle, aus Böotia und Athene, von dem castalischen Quell und aus den trüben, sumpfigen Gewässern eines verbrannten Gehirns oder einer aus Gemeinsten weggeworfenen Phantasie vereinigt. Wir kennen keine Gegend der Dichtung, die so vielfältig angebaut, so höchst verschiedne Früchte getragen hätte; und eine Charakteristik davon, wie sie hier gefodert wird, kann höchstens nur in einer Generalkarte bestehn, in welcher des großen Umfangs wegen manches einzelne übergangen werden muß. Doch wollen wir keineswegs den niedrigsten Maßstab anlegen und gedenken, unsre Forderungen hoch genug zu spannen, und schon dadurch die Masse des in dies Gebiet Gehörigen ziemlich beschneiden zu können. — Wir bemerken vor allen Dingen, daß wir den Roman durchaus dem Gebiete der Poesie vindiciren, Poesie aber keineswegs als eine Dienerin der Laune und der sogenannten Unterhaltung oder Zeitverkürzung angesehn wissen wollen, sondern ihr einen höhern Rang anweisend, sie als die zweite Hälfte des idealen Lebens betrachten, so daß sie (und in diesem Sinne ist Kunst nur eine Species dieses Gattungsworts) nach unsrer Ansicht mit der Wissenschaft schwesterlich vereinigt ist, beide aber nur in dieser Vereinigung das Ideale in seiner Vollendung darstellen. Die Poesie breitet den Zauber der Schönheit über das Leben aus, und so gewiß der geheimnißvolle Weltgeist die Grundzüge einer ewigen Wahrheit und Bestimmtheit den Dingen aufgeprägt hat, so nothwendig mußte er ihm auch ein Verlangen nach Schönheit der Form und Gestalt einpflanzen. Unter dem eisernen Scepter der Wahrheit würde alles zu freudeloser, ertödtender Härte und Strenge erstarren, wenn nicht die Schönheit ihren Liebreiz darum schlänge; und unter den Rosengewinden der Schönheit würde alle Bedeutung des Lebens in Schaum und Duft zerrinnen, wenn nicht die Wahrheit ihre Pegasusschwingen abkürzte, und dem Ueberfliegen Gränze und Ziel setzte; und so muß Poesie der Wissenschaft und diese jener zur Controle dienen, und beide Löwen, nicht ohne freien Willen unter ein Joch gezwungen, lenkt der wunderbare Finger der Liebe. — Dies im Vorbeigehn ein Beitrag zur richtigen Schätzung aller Poesie und zur Widerlegung jener gemeinen Ansicht der Kunst, die in ihr nur ein Gegengift, wie gesagt, gegen die Langeweile und ein gefälliges Spiel in den Stunden der Geschäftslosigkeit erwartet. Ein ernster Beruf ist der des Dichters, und nur jener frivole Geist des Abgrunds, der so oft die Wissenschaft zum Brotstudium erniedrigt hat, und in ihr nur das Handwerkszeug zu irdischem Erwerb erblickt, hat auch Poesie bloß als

eine freundliche Gauklerin und ein geliebtes Freudenmädchen geduldet. Der Dichter ist so gut ein nothwendiges Glied der Menschheit als der Philosoph, und beide üben den herrlichen Gottesdienst des innern, geistigen Lebens, und dienen am unsichtbaren Altar des höhern, göttlichen Menschen, der erst Licht und Freude in das Dunkel des Realen und des Irdischen trägt. — Wir halten hiernach jene ekelhafte Romanenlectüre, die ohne mit Form und Inhalt es sonderlich genau zu nehmen, nur immer nach dem neusten greift, und keine andern Foderungen macht, als daß nur das Herz gekitzelt, (gerührt, wie sie es nennen), und mit einem Wechsel von Gestalten überschüttet werde, um ihn wieder zu vergessen, für eine Art geistiger Unzucht und Wollust, und können unsern Abscheu gegen die sowohl, welche für diesen Zweck i[hre] Federn in Bewegung setzen, als gegen jene, die mit Begierde nach dieser dargebotenen Speise langen, nicht stark genug aussprechen. Wir haben die traurige Erfahrung erleben müssen, daß ein Zeitalter durch solche Ausschweifung sich so enterven und entkräften konnte, daß es am Ende an Vermögen fehlt, selbst dies Spiel noch fortzusetzen, und nur noch Kraft übrig geblieben ist, die mühsamen Nachfrüchte einer Wochenschrift, eines Tagblatts mit seinen Zugromanen nach verjüngtem Maßstabe und kleinen Heldengedichten von drei bis vier Seiten zu genießen. So lange Romanenlectüre nicht ernster genommen, so lange der echte Roman nicht mit Liebe studirt wird, so lange nicht das ernste Ulyssesschwert des geläuterten Geschmacks das Verlangen aller jener Schatten, von dem Opferblut zu trinken, mit Gewalt zurückweis't, bis etwa mitunter einmal ein Seher Tiresias erscheint; so lange halten wir jene Romanenfluth mit ihrer wässerigen Unterhaltung für eine wahre Giftmischung, die das edelste Blut der Menschheit verderbt und unter allen Triebfedern zur Entnervung und Verweichlichung der Menschheit wohl die gefährlichste und verderblichste ist. — Doch wir kehren zu unserm eigentlichen Zweck zurück. Daß der Roman dem Gebiete der Poesie angehöre, ist nicht blos von uns, sondern sehr oft gesagt worden, und wird auch wohl von jedem zugegeben. Ja es ist allgemein angenommen, daß jene fehlerschen romanhaften Darstellungen wirklicher Charaktere aus der Geschichte mit Recht immer als Halbromane und mithin als sich selbst vernichtende Versuche anzusehen seyen. Denn wo die Geschichte als solche sich noch immer der Dichtung gegenüberstellt und nicht ganz in den Aether dieser aufgeklärt und aufgelöst ist, da wird weder dieser, noch jener Gnüge geleistet, und statt Licht herrscht eine unerfreuliche Nebeldämmerung, in welcher weder für Wahrheit, noch für Schönheit ein reines Resultat gewonnen werden kann. — Fragen wir nun aber, welchem Gebiete der Poesie der Roman angehört, so ist auch darauf bald geantwortet, nämlich dem epischen, aber freilich da, wie wir unter Romantisch bemerkten, episch im weitesten Sinn eine ungemein viel umfassende Bedeutung haben kann und alle Dichtungsarten, die geschichtlichen Inhalts sind (bei weitem die größere Hälfte der ganzen Poesie), begreift, und auch das Dramatische mit einschließt, so ist mit jener Antwort noch zu wenig erklärt. Wir bestimmen sie näher also: Roman gehört in die Sphäre der eigentlich erzählenden Poesie, d. h. derjenigen epischen Dichtungsart, die die Begebenheiten als geschehen und vollendet, nicht, wie die dramatische, als gegenwärtig und in der Gegenwart entstehend darstellt. Und dieses große Gebiet können wir nun in die zwei Hälften: Heldengedicht und Roman mit ihren kleinern Geschwistern, der Romanze, dem Mährchen, der Idylle, der Novelle u.

[illegible] abtheilen. Das leuchtet wohl auf den ersten Anblick ein, daß ein großer Unterschied zwischen Heldengedicht und Roman ist und man braucht kein Aristoteles zu seyn, um im Allgemeinen sie bei der ersten Betrachtung von einander zu unterscheiden. So viel liegt wenigstens gleich im Anfang auf der Hand, daß ein Roman in Versen und ein Heldengedicht in Prosa Undinge sind, und daß es also wohl einen tiefern Grund haben muß, warum die Dichtersprache diesem und die Prosa jenem unentbehrlich ist. Aber uns däucht, wenn auch der Unterschied zwischen Epik und Dramatik nach A. W. Schlegel als völlig ins Reine gebracht anzusehen ist, so hat man doch Heldengedicht und Roman bei weitem noch nicht gehörig abgesondert und in ihrer Verschiedenheit dargestellt. Es seyen uns darum einige Worte als Friedens- und Entscheidungspräliminarien darüber vergönnt. — Poesie, und insbesondre epische Poesie (auf sie schränken wir uns hier ein) ist nichts anders als der verklärende Spiegel, in welchem sich die Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte abdrückt, so daß dadurch nicht eine eigentliche Geschichte derselben geliefert wird, sondern der Dichter als Schöpfer (ποιητης) gleichsam über der Menschheit steht und ihr das Ideal vorhält, das sie anstrebte, aber hinter welchem sie freilich in der Wirklichkeit zurückblieb. Wir wollen so viel sagen: selbst wenn auch der epische Dichter (und es mag dies beim Heldengedicht das Gewöhnliche seyn) einen geschichtlichen Stoff zum Grunde liegen hat, so ist die Treue und Wahrheit, die von ihm gefodert wird, nicht äußere, actenmäßige, sondern jene viel höhere, die dem Besondern nachweist, wo es im Allgemeinen eingewachsen ist, oder vielmehr in Kraft präſtabilirter Harmonie aus dem eignen Boden das nämliche ins Leben ruft, was der Geist der Geschichte vielleicht nur etwas roher und unausgearbeiteter in seiner Sphäre völlig unabhängig hervorgebracht hat. Es heißt ein Gedicht, ein Mährchen, ein Drama sehr gemein ansehn, wenn man dabei fragt: ist's wahr? ist's wirklich geschehen? Selbst bei dem eigentlich historischen Stück ist dieses Historische immer nur etwas Zufälliges. Aber dagegen muß Poesie treues Bild des menschlichen Thuns und Treibens in den Farben und Zügen der Zeiten und Völker, welchen sie angehören, seyn, und, was in ihren Kreis gehört, muß, wenn es seine Basis nicht in der Wirklichkeit hat, sie doch darin haben können, in der herrlichen, idealischen Ausbildung dieser Basis aber die Wirklichkeit zwar übersteigen, jedoch so, daß jeder einzelne Zug immer noch die Farbe und Eigenthümlichkeit des Bodens trägt, dem er entwachsen ist. Dies erklärt jene merkwürdige und wohl nicht immer gehörig beurtheilte Erfahrung, daß alle alte Geschichte der Völker mit Poesie zusammenfällt, die spätere Geschichte aber sich überall beinahe feindlich derselben gegenüberstellt, so wie es den richtigsten Maßstab für den Einfluß der Poesie auf die Geschichte an die Hand gibt, der wenigstens in nichts Geringerm besteht, als daß Poesie jedesmal ein lebenvolles, treffendes Porträt der Menschheit in ihren verschiedenen Epochen, gleichsam als das Resultat der verschiedenen Bestrebungen derselben aufstellt. Wir sind darum auch überzeugt, der allerrichtigste Eintheilungsgrund für die verschiedenen Fächer der Poesie, so wenig er bisher noch jemanden in den Sinn gekommen ist, könne nur von den verschiedenen Bestrebungen der Menschheit in den verschiedenen Perioden ihres Seyns hergenommen werden. Leid (diese Parenthese erlaube man uns noch zu den vielen Parenthesen, die wir machen) thut es uns, hier diese Gedanken nicht weiter ausführen und so vor Mißdeutungen sichern zu können. Denn wir sind stolz genug, um auf sie einen Werth

u legen, und sie nicht nur für neu, sondern auch für sehr folgenreich u halten. — Andre Blumen trägt der Frühling, andre Blumen der Herbst, und eine andre ist die Idee des göttlichen Kindes im Schooße einer Mutter, und eine andre die des sterbenden Erlösers. In der Geschichte eines jeden Volks oder Zeitalters, das einen bestimmten Cyklus der Cultur durchlaufen hat, scheiden sich vorzüglich zwei Hauptperioden aus: die erste, von der Kindheit bis zur Blüthenhöhe, die Zeit des jugendlichen Strebens, der lebendigen Thätigkeit und Kraftäußerung, der gedrängten Ereignisse und Begebenheiten — die zweite, von diesem höchsten Punkt bis zu dem allmähligen Untergang und Ende der Periode, die Zeit des Besitzes und Genusses des Errungenen, die Zeit der Ruhe, wo mehr die Kräfte und Elemente der Handlungen als die Handlungen selbst zum Vorschein kommen und sich ausscheiden; wo die Menschheit im Glanz erkämpften Besitzes und errungener Sicherheit ein heiteres Leben der Kunst und der Wissenschaft, der Freude und des Vergnügens lebt und allmählig in dem verweichlichenden Strom dieses Lebens selbst zerfließt und zerfällt. Jener ersten Periode gehört, behaupten wir, das Heldengedicht mit der Idylle, der Romanze, dem Mährchen &c. an. Dieser letztern vindiciren wir den Roman mit der Novelle. — Von der lieblichen Kindheit frommer Unschuld und einer tändelnden Phantasie, wo der Mensch mit kindlichem Herzen in dem Paradies der Natürlichkeit sinnvoll umherwandelt und eines Theils, statt schon handeln zu können, wozu die Kräfte noch fehlen, erst von künftigen Tagen wundervoll träumt, andern Theils in der Beschränktheit kindlicher Wünsche und Aussichten mit Blumen und Thieren spielt, — davon geht jene erste Hälfte einer Umlaufszeit der Menschheit jedesmal aus. Dies Quelle und Gegenstand des Mährchens und der Idylle. Bald nach diesem goldnen Zeitalter kindlicher Unschuld regt sich Thatendurst und öffentliche Wirksamkeit. Der Jüngling fühlt die Kraft in sich frei werden; das Ziel, nach welchem er ringen soll, ist ihm deutlicher geworden. Kämpfe finden sich von selbst, und nun bereitet sich allmählig fortschreitend das Heldenzeitalter, mehr durch Handlungen als durch eigentlichen Charakter ausgezeichnet. Hier steigen die Götter vom Olymp auf die Erde nieder. Das Reich der Geister und Wunder thut sich in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit auf, und der Traum der Kindheit geht in eine schöne, große Erfüllung. Dies ist die eigentliche Fabel des Heldengedichts, und daraus lassen sich die Eigenthümlichkeiten desselben am besten erklären. Ohne die Maschinerie des Wunderbaren kann es gar nicht gedacht werden. Der Gang der Begebenheiten muß gedrungen und wenn auch nicht so rasch wie im Drama, doch viel reicher und mannichfaltiger als im Roman seyn, wenigstens müssen die Charaktere nicht eigentlich psychologisch, sondern historisch, nur in Thaten und Handlungen entwickelt werden. Nicht das Leben, die stufenweise Bildung der Menschheit, denn diese verschwindet selbst in dieser Epoche über dem Handeln, sondern das Thun, das Wirken und Leiden derselben (in dieser Epoche die Eigenthümlichkeit derselben) ist seine Sphäre. So wird das Heldengedicht der idealisirende Spiegel der Heldenperiode eines Volks; so erscheint in ihm die Menschheit in ihrer lebensvollen, herrlichen Thätigkeit, in ihrem nach dem Größten strebenden Ringen; so kann das Heldengedicht nur in der schönen Sprache der Jugend und Phantasie, der poetischen, gedacht werden. — Die Kämpfe sind aber geendigt. Das Wetterleuchten der Jugend hat den Himmel gereinigt. Ein heitrer Tag geht auf, und die Menschheit erlebt ihr salomonisches Zeitalter

der Ruhe. Der Besitz ist gesichert; im Schutz desselben entfalten sich ungestört die Keime und Knospen zu schönen bestimmten Blüthen und Früchten. Hier entwickelt sich nun erst der Charakter der Menschheit. Die Verhältnisse der Stände scheiden sich ab, ohne sich feindlich gegenüberzustehen. Zur Ruhe gelangt, kann nun das Verwandte sich anziehen, und eine fast chemische Scheidung der Elemente zu Stande bringen. Der Verstand wird allmählig mächtig über die Phantasie; die alte Schwiegermutter Weisheit beleidigt nicht selten das zarte Tochterchen; die Wunder hören auf; die Orakel schweigen; die Götter und Geister gehen in den Olymp zurück, weil ihr Werk auf Erden vollbracht ist, und nun sich selbst überlassen werden kann; die Wirklichkeit, der kalte Ernst einer strengen Causalität, der höchstens manchmal dem Zufall seine Rolle überläßt, macht sich geltend; die Poesie darf sich gar nicht an das, was geschieht, wagen, weil es standhaft dem Zauber der Phantasie widerstrebt; sie muß sich ganz in ihr eignes Gebiet flüchten, und da einen eignen Garten sich erziehen, in welchen sie nur die Blumen der Wirklichkeit verpflanzt und zur Blüthe bringt. — Dies ist das Gebiet des, nothwendig prosaischen (absit invidia verbo) Romans, und wenn hiernach der Roman durchaus keine aus der Wirklichkeit entlehnte Fabel haben darf, so ist sein Hauptgeschäft: Charakterzeichnung der Menschheit. Jetzt gilts nicht mehr, die Darstellung einer allgemein menschlichen Begebenheit, sondern die dichterische Verherrlichung der Menschheit selbst. Individuelle Bildungsgeschichte derselben, Leben und Schicksale eines Einzelnen von seiner Geburt bis zu seiner vollendeten Bildung, an und mit welchem aber der ganze Baum der Menschheit nach seinen mannichfaltigen Verzweigungen in der schönen Stillstandszeit seiner Reife und Vollendung, deducirt wird, Lehrjahre des Jüngers, bis er zum Meister erhoben ist, das ist der Roman. Das Wunderbare ist ganz aus seinem Gebiete verbannt, und darum haben wir gewiß nicht mit Unrecht die Ritterromane (s. Art. Ritterthum) in die Region des Heldengedichts, wenigstens auf, wenn nicht über die Gränze verwiesen. Die Darstellung muß oft sehr nahe an das Gebiet der Reflexion streifen. Er ist Copie des Gewordenen mit der Erklärung der Art und Weise, wie es geworden ist, indeß das Heldengedicht Bild der werdenden Menschheit ist. In ihm müssen also mit Vollständigkeit alle Data zur Erklärung der einzelnen Ereignisse und Begebenheiten gegeben seyn. An der Stelle des Wunderbaren steht in ihm höchstens der Zufall. Ihm kommt darum eine gewisse Breite, eine Gedehntheit mit Recht zu, so wie er eben deshalb von viel größerm Umfang ist, als das Heldengedicht. Er ist ja der Reflex der Menschheit in der Ruhe, in dem heitern Stillstand eines zur Vollendung und dadurch zu einem gewissen üppigen Reichthum des Lebens gelangten Zeitalters. — Wir erklären eben hieraus die meisten übrigen Eigenthümlichkeiten des Romans, wie die Menschheit, die er copirt, selbst über das poetische Leben hinweg ist und alle Kräfte der Prosa mit Macht hervorbrechen, bis endlich alle Poesie in derselben untergegangen ist, so kann der Roman durchaus nur in der Sprache der Prosa gegeben seyn, und liebt wohl überhaupt vor allen jene ruhig fließende, edle, nicht ungeschmückte, aber höchst durchsichtige und biegsame Sprache, die wohl keiner vollendeter und unübertroffner gebraucht hat als derjenige, dem es überhaupt vorbehalten war, im Roman die Palme zu ersiegen, dem unsterblichen Göthe in seinem Wilhelm Meister. — Eben so kann es nicht schwer seyn, von hier aus die mannichfaltigen Formen des Romans (Briefform, Dialog u. s. w.)

zu rechtfertigen, da Freiheit der Form und der Gestaltung das Eigenthümliche dieser Sphäre ist. — Wir glauben ferner hierin den besten Schlüssel zum richtigen Verständniß jenes gehaltvollen Worts, das im Wilhelm Meister im 3ten Theil über Roman, dem Drama gegenüber, gesagt wird, und das wir uns nicht versagen können, hieher zu setzen: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden: im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanenheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend seyn; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen." — Nichts ist endlich natürlicher nach unserer Ansicht, als daß die mannichfaltigsten Episoden den Roman durchkreuzen; daß selbst Belehrung und tiefgehende Betrachtung den Gang der Begebenheiten unterbrechen; daß es philosophische und Kunstromane geben kann. Nehmen wir noch hinzu, daß natürlich bei dem Roman auch alle jene negativen Eigenschaften vorkommen müssen, die einem jeden Dichterwerk unentbehrlich sind, wie z. B. Anlegung des Plans nicht nach menschlichem Willen und Bestimmungen, sondern den geheimen Büchern des Schicksals gleichsam entwendet; Einheit des Plans, so daß sich alle die mannichfaltigen Elemente zu einem schönen, harmonischen Ganzen runden; Schönheit der Phantasie; richtig durchgeführte Individualität u. s. w.: so weisen wir in der That dem Roman eine sehr wichtige Stelle im Gebiet der Kunst an, und glauben darum nicht wenig Ursache zu haben, stolz zu seyn, daß es unserm Zeitalter und Volk vorbehalten war, einen Göthe hervorzubringen, nachdem die Griechen ihres Homers und die Engländer ihres Shakspeare's sich rühmen konnten. Wir meinen, es ließe sich kaum noch ein herrlicheres Dichterwerk denken; die Menschheit habe kaum noch eine schönere Apotheose ihrer selbst feiern können, als, nachdem Homer sie in der Herrlichkeit des Epos in dem Zeitalter ihres Heldenalters verklärt hatte, nun auch noch in dem schönen, glanzvollen, mit Lorbeeren geschmückten Zeitalter ihres erkämpften Friedens, ihrer ganzen, herrlichen harmonischen Ausbildung, ihrer schönen, reinmenschlichen, mit dem Zauber des Ideals belebten Charaktere von dem, den erst die Nachwelt ganz begreifen wird, sich geschildert zu sehen. Aber freilich müssen wir auch hier, und könnte unser Wort doch die Gewalt eines kräftig bannenden Zaubers haben, um das profanum volgus abzuhalten, freimüthig bekennen, daß wir es für eine der schwersten Aufgaben halten, einen guten Roman zu liefern. Es liegt am Tage, daß es dazu nicht genug ist, eine Reihe abenteuerlicher Begebenheiten, zum Schrecken und zur Erschütterung schwacher Nerven, erfunden zu haben, so wenig als eine moralische Erzählung in hübsch sentimentaler Manier a la Lafontaine u. A., wo der Bösewicht wie der Tugendhafte am Ende die strengste poetische Gerechtigkeit erfährt, den Namen eines Romans verdienen. Eben so ruht gewiß nicht bloß moralischer, sondern selbst poetischer Fluch auf jenen süßlichen, empfindsamen Gemählden, die mit einer gewissen Lüsternheit gerade die Tugend hinführen, um die

unbedeckte Scham des Lasters zuzudecken, auf jenen verunglückten, sich selbst mißverstehenden Dichtungen, die, statt die reinen Ideale der Menschheit zu geben, mit all ihrem Ringen es nur zur Darstellung jenes Glanzes und bunten, derben Farbenspiels bringen können, das dem gemeinen Troffe gerade behagt, und sein schmutziges Ideal ist. Der wahre Romanendichter muß nicht nur die innersten Falten der herrlichen Menschennatur erforscht haben, sondern auch (und das erst macht ihn dazu) ein helles, lebendiges Bild von der wahren Reinheit und naturgemäßen Vollendung menschlicher Charaktere in ihren verschiedenen Abstufungen vom Greise bis zum Kinde, und von dem Vornehmen bis zu dem Gemeinen, von dem Gemüthe wie von dem Geistvollen in der Seele tragen. — Wir wissen es wohl, daß es auch jene bunten Farbenbilder gemeiner Jahrmarktsmahler geben muß, die den Pöbel ergötzen, indeß er an den bedeutungsreichen, kunstvollen Gemählden des göttlichen Künstlers vorübergeht. Wir wissen es, daß der böse Geist des Ungeschmacks nur zu geschäftig ist, und in der Gemeinheit des größten Theils der Menschen ein allzuweites Feld findet, um mit seinen verschrobenen, aber durch die Höllenkünste der Abenteuerlichkeit und Buntheit, so wie der versteckten und im Gewand der Unschuld nur desto gefährlichern Lüsternheit so leicht anziehenden vorgeblichen Romane (die wahren Paradiesesäpfel der verbotenen Lust mit der verführenden Schlange) das Gift einer höchst gefährlichen geistigen Selbstbefleckung und Wollust auszustreuen. Aber wir finden für sie in unserer Theorie keinen Platz, und sie sind uns nichts weiter, als was in den Theorien einiger Gnostiker das vom bösen Aeon dem göttlichen Menschen nachgebildete Schemen eines Trug- und Scheinmenschen war. — Nichts desto weniger geben wir indeß die größte Mannichfaltigkeit der Romane zu, und wie zwischen dem Thersites und Achilles des Homers die schönste Mannichfaltigkeit der Heldenindividualitäten in der Mitte liegt; wie vom Ernst zum Scherz, vom Großen zum Kleinen die zahllosesten Abstufungen führen, so gibt es der Prädicate unendlich viele, durch welche dem einzelnen Roman seine Individualität, die er als Kunstwerk nothwendig haben muß, bestimmt wird. Die Verhältnisse der Menschheit sind überdies in der Periode, welche wir dem Roman zur Sphäre angewiesen haben, noch viel zahlreicher und mannichfaltiger als in jeder andern. Wir sehen da die Gewerbe in der wunderlichsten Mannichfaltigkeit in ihrer den Witz nur zu leicht reizenden Beschränktheit mit den Künsten Hand in Hand gehen. Die vornehmen Stände erheben sich unter der Aegide des Reichthums und der übrigen Vortheile der Zeit gar bald zu einer freien, edeln Bildungsstufe, so wie zu einem glänzenden, idealischen und dabei oft das Ziel überfliegenden Lebensgenuß empor. Die Wissenschaften wandeln eine freie, lebendige Bahn, ohne jedoch, zumal wo sie zugleich dem Amt und dem Brote dienen, jenes Pedantische ganz abzulegen, das sich so leicht mit ihnen verbindet. Die Liebe schlingt ihre Bande in wunderlichen und höchst verschiedenen Farben durch alle Stände hindurch — oft höchst tragisch und eben so oft komisch und mit der heitersten Laune. Die freie, ungestörte, dem Stand der Zeiten ganz angemessene Lust, alles recht rein und doch erschöpfend zu genießen, weiß den Wechsel des Stadt- und Landlebens gar gut zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Völker der Erde reichen sich friedlich die Hand, um gegenseitig das Gute, das jedes hat, umzutauschen und einzuwechseln. Die Lieblichkeit der Reisen in fremde Länder führt den für seine reinmenschliche Bildung Bemühten in neue Situationen, so wie diese friedlichen Wanderungen der Edelsten der Zeit dem Ganzen ein eigenthümlich

idealisches Colorit mittheilen. Und so entstehen denn freilich ganz natürlich die mannichfaltigen Branchen der Kunst-, der philosophischen, der sentimentalen, der humoristischen, der satirischen, der Reiseromane rc. und wieder in jedem einzelnen wechseln die einzelnen Farben höchst verschiedentlich, so wie es von den kleinsten Handblättern bis zu den größten Panorama's an der wunderlichsten Abwechselung in Rücksicht der Größe und des Umfangs nicht fehlen kann. Wenn Jean Paul uns mit seinem Stillleben im Quintus Fixlein und Fibel in einen kleinen engen, aber herrlichen Menschenkreis einführt, so läßt uns dagegen ein Göthe die ganze höhere Menschheit in ihrem schönsten Glanze und von der heitersten Höhe aus in einem großen, lieblich edeln und sanften Bilde überschauen. Wenn eben dieser uns in seinem Meisterwerk deutschen Geist und Leben zur schönsten Idealität durchgearbeitet aufstellt, so können wir stolz seyn, von einem Deutschen (Heinse) die südliche Glut und üppige Lebensfülle der italischen Menschheit im Ardinghello in ihrer höchsten Vollendung erreicht und in den brennendsten Farben einer südlichen Phantasie ausgeprägt zu sehen. — Um noch Einiges über die Geschichte des Romans und die wichtigsten Erscheinungen in seinem Gebiete bei Deutschen und Fremden zu bemerken, bahnen wir uns den Weg durch einige allgemeine Bemerkungen, die wir zum Theil schon oben angedeutet haben. Merkwürdig ist es, daß wir bei dem herrlichen Volke der Griechen, das unstreitig in der alten Zeit im Gebiet der Poesie das Tonangebende war, kaum eine Spur von Roman antreffen, obwohl zugleich auch so viel am Tage liegt, daß, zur Bestätigung unserer Theorie, ganz in der natürlichen Ordnung, nach welcher der Roman dem Heldengedichte folgen muß, die wenigen unbedeutenden Anklänge des Romans, die bei ihnen ja noch sich hören ließen, zu einer Zeit sich fanden, wo das Heldengedicht unter ihnen schon längst seine höchste Stufe erreicht hatte. Offenbar ist es Ordnung des ewigen Weltgeistes, der überall mit seinen köstlichsten Gaben nicht verschwenderisch umgeht, daß nicht alle Blüthen in einer Periode zur Vollendung kommen sollten, und das griechische Volk hatte in seinem Heroenalter ein solch herrliches, jugendliches Leben geführt, daß es selbst in die zweite Hälfte seiner Periode noch viel von diesem Feuer mit hinübernahm, und darum nie zu jener schönen Prosa des gesetztern Alters gelangen konnte, die das eigentliche Gebiet des Romans ist, dabei aber Ursache genug hatte, mit dem Kleinod seines Homers sich zu begnügen. Wollen wir Xenophons verunglückten Gedanken einer Theorie der Prinzenerziehung in seiner Cyropädie wegrechnen, so fallen die sogenannten milesischen Mährchen in eine Zeit, wo vom griechischen Volke kein Schatten mehr übrig war, und nach dem für den besten gehaltenen dieser Romane, dem Schäfergedicht des Longus von der Liebe des Daphnis und der Chloe zu urtheilen (dem einzigen, den der Verf. dieses aus eigner Ansicht kennt); so kann es kaum etwas geschmackloseres und erbärmlicheres geben, als diese Dichtungen voll fader, bis zum Ekel gemeiner sinnlicher Liebe. — Daß bei den Römern noch weniger davon zu finden seyn werde, versteht sich von selbst bei der völligen Unbedeutenheit dieses Volks für Kunst und Poesie überhaupt, und des Apulejus goldner Esel mag wohl nicht einmal mit dem goldnen Kalbe der Deutschen eine Vergleichung aushalten. — Dagegen in der christlichen Aera war offenbar das Verhältniß der beiden Hälften das umgekehrte, und wenn das schöne Heroenalter der Ritterzeiten und Kreuzzüge seine ehrenwerthen Epopöen und Rittergedichte und Romanzen gefunden hat, so sollte doch die Menschheit in der nachfolgenden Periode erst jene reinmensch-

liche und allgemeine Bildung erhalten, wo in dem schönen Elemente einer genußreichen Ruhe die Individualität menschlicher Charaktere sich ungehindert entfalten sollte. Von keiner Zeit paßt doch jenes Gemählde, das wir oben entworfen haben, mehr und eigentlicher, als von der neuesten Zeit, und erst im 18ten Jahrhundert hat die Menschheit jene Ruhe und jenen Frieden erhalten, wo der Mensch als Mensch, und nicht bloß seine That und äußeres Schicksal Hauptsache ist, und die Phantasie des Dichters zu derjenigen Idealität, die das Eigenthum des Romans ist, veranlassen kann. (In dem gegenwärtigen Zeitpunkt durch die Kriege, und die die ganze gebildete Welt erschütternden Bewegungen der letzten Jahre, scheint auch diese Periode schon zu Ende gegangen zu seyn.) Ja wir glauben nicht mit zu großer Vorliebe für unser Vaterland zu sprechen, wenn wir behaupten, gerade in dem so idealisch organisirten Deutschlande mit der schönen wirklich eigenthümlichen Empfänglichkeit seiner Bewohner für reine Ausbildung des Menschen an sich, ohne andere entehrende und beschränkende Rücksichten, sey dieser Geist der Zeit in seiner schönsten Blüthe aufgegangen. Müssen wir nicht aus diesem allen schließen, daß auch wirklich unsere Zeit erst im Stande gewesen sey, die Blüthe des Romans zur völligen Entwickelung zu bringen, und daß diese Dichtung gerade die Palme war, die von uns in dem Gebiete der Poesie errungen werden sollte, und so herrlich in der unsterblichen Schöpfung unsers Göthe errungen worden ist? — Nicht auf einmal bringt die Natur die köstlichste Blüthe hervor, sondern sie macht in der Regel verschiedene Versuche, bis ihr endlich der eine gelingt. So reich und hochbegabt ist die Allgenügsame. So auch mit dem Roman. Wir setzen die Ritterromane bei Seite und gestehen nun sehr gern den edelmüthigen Britten die Ehre zu, den ersten nicht unbedeutenden Versuch im Roman gemacht zu haben. Es wäre ungerecht, wenn wir hier das klare, herrliche, in sich vollendete Meisterwerk des großen Spaniers, Miguel de Cervantes Saavedra, vergessen wollten, seinen scharfsinnigen Edlen, Don Quixote von la Mancha, der in den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts erschien. Wir können ihm auch durchaus nicht das Charakteristische des Romans absprechen, so wie das herrliche Leben, das über das Ganze ausgegossen ist, und die Tiefe, die mit der Klarheit jeden Bogen des Werks hindurch Hand in Hand geht, es zu einem höchst würdigen und in seiner Art wohl unübertroffenen Kunstwerke erhebt. Indeß der objective Zweck, auf den es gerichtet und aus welchem es auch unstreitig erst hervorgegangen ist, der Zweck, den Halbdichtungen der Ritterromane den Todesstreich zu versetzen, macht es zum Cherub, der nicht von der Thür des zugeschlossenen Paradieses des Heldengedichts weichen darf, damit jene Mißgeburten nicht zurückkehren; und so konnte es freilich nicht in die eigentliche Sphäre des Romans eintreten. Indem der mannhafte Ritter zum Schutz seines Phantoms redlich und unermüdet Wache hält, muß er unwillkürlich den Absichten seines großen Schöpfers dienen, und — eben dadurch seinen eignen Schützling aufs schmählichste zu Grabe bringen; und er steht nun als die schöne, wunderliebliche Brücke da, auf welcher man in das Gebiet des wahren Romans eintreten kann, als der Vorläufer, der den Weg reinigt, damit das Bessere Raum und Bequemlichkeit finde. — Auf diesem gereinigten Wege wandelten nun zuerst die Engländer, und auch diese erst in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, von wo also eigentlich die Geburtszeit des Romans zu datiren ist. Samuel Richardson, ein Buchdrucker, trat mit seiner Pamela hervor; ihr folgte die so allgemein gefeierte Clarissa, und zum Schluß

wollte er das Höchste in seinem Grandison erstreben, ohne jedoch nur sein vorhergehendes Werk erreicht zu haben. Noch steht er aber auf dem Standpunkt einer beschränkten, sittlichen Lebensansicht und über den derben Farben der moralischen Erzählung geht ihm die echte Treue und Wahrheit ab, und seine Charaktere sind am Ende nichts als zu streite Tugenden und Laster. Neben diesen Romanen, die der erstern Gattung angehören, erschienen nicht ohne die Absicht, den gefeierten Ruhm Richardsons zu beeinträchtigen, die höchst sinnreichen, komischen Familiengemählde des Wüstlings Heinrich Fielding, sein Tom Jones (4 Bände), Amelia (2 Bände), und Joseph Andrews, kleine mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens verfaßte Miniaturgemählde des häuslichen Lebens. Zu ihm gesellte sich der launige, humoristische Sterne in seinem Life and opinions of Tristram Shandy (9 Bände), der als Yorik in seinen empfindsamen Reisen nicht weniger Beifall fand. Würdig aber erfüllte Oliver Goldsmith den Kreis der englischen Romandichter durch seinen Landpriester zu Wakefield, in welchem ein schönes Leben der Darstellung und Vorfälle, mit löblicher, beinahe idyllischer Charakterzeichnung sich regt, und dessen Sphäre überhaupt nur zu klein und in der That bloß Miniatur ist, um dem Höchsten im Gebiet dieser Dichtung sich gleichzustellen. — Unsere uns gewiß in beständigem Andenken bleibenden Nachbarn, die Franzosen, mochten wohl die Mühe scheuen, sich den Ernst zu verschaffen, den die höhere Romanendichtung fodert, und besser gefielen ihnen ihre Mille et une nuits, ihre leichtfertigen Erzählungen, ihre Mährchen der alten Mutter Gans, ja gewiß gab auch ihr Volk mit seiner glänzenden Oberfläche ohne Tiefe kaum Stoff und Gehalt zu einer schönen, gediegenen, seelenvollen Charakterzeichnung. Mußte doch selbst le Sage zu spanischen Helden seine Zuflucht nehmen, um seinen Gilblas de Santillane, seinen Estevanillo Gonzalez geben zu können. Dem Himmel sey Dank, daß bei den Bessern wenigstens Voltaire's Candide, Zadig, Mikromegas u. s. w. wieder vergessen sind. Marmontels und Florians Erzählungen sind doch für uns nichts weiter als Bücher, aus welchen wir ein recht leichtes und gewandtes Französisch erlernen können. Rousseau in seiner Heloise so wie in seinem Emil ist am Ende etwas ganz anders als Romandichter, ist Philosoph, und die Zeit, die auf die rousseau'sche Philosophie schon den Staub der Vergessenheit geworfen hat, ist wohl Beweis genug, daß diese Philosophie wenigstens nicht die höchste ist. Wir kennen die Romanendichtungen der trefflichen Frau von Staël; wir ehren manches aus den Erzählungen der Frau von Genlis. Aber sind wir ungerecht oder einseitig patriotisch, wenn wir behaupten, jene vorzügliche Schriftstellerin, die wir zuerst nannten, verdanke doch das Bessere ihrer Romane dem deutschen Genius, und ihre Corinne sey doch vollendeter und reiner als ihre Delphine? — Von Italien, Spanien (dies letztere hat, wie gesagt, seine Schuld durch seinen Cervantes auf eine Art abgetragen, wie es nur eine so poetische Nation thun mochte) konnte aus dem höhern Grund der eigentlich poetischen Bestimmung dieser Völker für den Roman nichts weiter erwartet werden, obwohl auch Italien in den Novellen seines Boccaccio geleistet hat, was man nur verlangen konnte. Aber mit edlem Stolze wenden wir uns zu unserm Volke, dem es in seiner herrlichen Bescheidenheit und bei seiner oft ängstlichen Sorgfalt für innere harmonische Ausbildung des Reinmenschlichen gelungen ist, den Roman zu vollenden und in seiner ganzen Herrlichkeit darzustellen. Wir wollen, um uns vor allen Mißdeutungen zu bewahren, dies bestimmter ausführen, und so mit der schönsten Empfindung, die

ab geben kann, mit dem Bewußtseyn, einer Nation anzugehören, die wie in vielem andern, so auch in der Poesie, der griechischen Nation als einzige ebenbürtige Schwester zur Seite steht, schliessen. — Das Beispiel und der Vorgang der Engländer in ihrem Richardson, Fielding u. s. w. regte zuerst in Deutschland den Sinn für den bessern Roman an. Im 17ten Jahrhundert, nachdem man aus der Fluth der Ritterromane erlöst worden war, konnte man bei dem ohnehin schwachen Leben der Poesie und der Verschrobenheit des Geschmacks, die durch Lohenstein und Hofmannswaldau aufgekommen war, und fast sechzig Jahre herrschte, im Roman es nicht höher bringen, als zu Volksmährchen, Schäferspielereien und hochtrabenden, noch in dem Nebel des Wunderbaren begrabenen Heldenromanen, am Ende eine bloße Namensveränderung der Ritterromane. Wir finden auf der einen Seite die Volksbücher von Dr. Faust, von Till Eulenspiegel, von der schönen Melusine, vom hörnernen Siegfried, und auf der andern Zieglers asiatische Banise, Lohensteins Arminius u. s. w. Wir können diesen Zustand höchstens als chaotisch bezeichnen, wo wenigstens alles in der Fluth der Wasser des Anfangs untergegangen war, damit sich eine neue Schöpfung daraus erheben möchte. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts nun lernte man auch in Deutschland die richardsonschen Romane kennen, und da begann denn die erste Regung des schlummernden Funken. Freilich mußten auch hier die ersten Versuche noch sehr unvollkommen ausfallen, und das Licht hatte lange mit der Finsterniß zu kämpfen. Musäus verpflanzte den Grandison in einer nicht unglücklichen Nachahmung auf deutschen Grund und Boden, und in Sophiens Reisen von Hermes muß man bei allen Schattenpartien des bändereichen Werks doch wenigstens in vielen einzelnen Stellen die Ahnung des eigentlichen Romans anerkennen. Wenigstens bleibt ihnen doch das Verdienst, der erste deutsche Originalroman zu seyn. Von da an ergoß sich nun der Quell des Romans bei unserm Volk in der That in vollen Strömen, und man mag über diese Romanenfluth sich vielleicht damit trösten können, daß man nicht vergißt, wo die Natur beschlossen hat, das Höchste hervorzubringen, da müssen die vorhergehenden Versuche ins Unendliche vervielfältigt werden. Es folgten die größtentheils mit Recht vergessenen Familiengeschichten von Dusch, Gotwerth Müller, Starke, Lafontaine u. A., die wir gewiß nicht ungerecht ohne Bedenken in die Reihe jener Geist und Gemüth entnervenden Verunstaltungen des Romans setzen, die unserm Volke eine so tiefe geistige Wunde geschlagen haben, daß es noch immer nicht davon heilen will. Neben diesen kam wohl manches Bessere in Deutschland zum Vorschein. Wir rechnen dahin des humoristischen von Hippel Lebensläufe in aufsteigender Linie, seine Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z., ferner die klingerschen Romane, die Arbeiten des Grafen von Benzel-Sternau, des Verfassers des goldnen Kalbs, die Romane von Heinse, von Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis (Hardenberg), Ernst Wagner, Anton Wall, besonders dem herrlichen Jean Paul (Friedrich Richter) u. A. Allein zugleich gab's auch wieder Siegwarts und von ihm abstammende ähnliche, süßliche, weinerliche Liebesgeschichten; es gab Rinaldo's und bayersche Hiesels, Weiber und Männer, wie sie seyn sollten, mit ihrem langen Anhang; kurz der Geist des Romans schien nach allen Richtungen hin sich versuchen zu wollen, bis er endlich das Rechte treffen möchte. — Wir ahnen hier, wie es uns vielleicht schon von manchem Leser ist verübelt worden, daß wir noch nicht einmal mit einem Worte des eine Zeit lang allgemein gefeierten Wielands gedacht haben. Wir

ehren in der That die seltenen Verdienste dieses wahrhaft großen Mannes um die deutsche Poesie. Eine innige, lebendige Kenntniß des menschlichen Herzens und der Leidenschaften ist ihm durchaus nicht abzusprechen. Aber wir wollen es auch nicht verhehlen, daß, nach unserer Ueberzeugung, ein wielandscher Agathon unendlich mehr Sinnlichkeit und Lüsternheit angeregt hat, als er zu besiegen und zu beherrschen im Stande war, und wenn er der Zeit ein Ideal der Menschheit vorgehalten hat, so war es Ideal der kunstmäßig ausgebildeten Wollüstigkeit eines untergehenden Zeitalters. Von Wielands Wirksamkeit an datirt sich unverkennbar die Weichlichkeit und französische Wollüstigkeit der vornehmern Stände Deutschlands, bei der wir nicht entscheiden wollen, wie großen Antheil Wieland an ihrem Entstehen und Ausbreitung hatte, die uns aber gewiß in Schmach und Schande begraben hätte, wenn wir nicht durch den Posaunenton des Kriegs (wer weiß, auf wie lange?) wieder aufgeweckt worden wären. Wir mögen es also wohl leicht verantworten, wenn wir Wieland von der Concurrenz um den Preis ausschließen. Aber desto hehrer und herrlicher strahlt noch im Silber des Alters der große Dichter, der nun fast ein halbes Jahrhundert die Zierde des deutschen Parnasses ist. Er gab zuerst in Werthers Leiden, in einem Miniaturgemählde (fast nur eine Novelle), die erste wahre Idee von einem Roman. Hier ist schon Charakterschilderung in hoher Ausbildung. Darauf folgte nun das, was wir mit inniger Ueberzeugung das Höchste im Gebiete des Romans nennen, Wilhelm Meisters Lehrjahre, in welchem der Dichter, wie jeder sinnige Leser ahnete, noch ehe die geniale Selbstbiographie es bestimmt aussprach, ein treues aber im eigentlichen Sinne dichterisches Bild des Edelsten und Besten seiner Zeit aufgestellt hat. Dies Werk umfaßt wirklich alle Stände und Alter und Verhältnisse der Menschheit, in das Rosenlicht der schönsten, individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht, und (was es uns ungemein theuer machen muß) es gibt deutsches Leben in der höchsten Vollendung, die es nur haben kann. Solche Männer, solche Frauen, solche Kinder hat kein Roman weiter aufzuweisen, und (die wahre Apotheose des Dichters) es sind nicht abstracte Tugenden und Laster, sondern alles ist concret, individuell, voll Leben und Selbstständigkeit — Charakterschilderung, die Seele des Romans, und der höchste Triumph dieses Werks. Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier darstellt, und das sich in dem Helden, im Wilhelm Meister, gerade von der schönsten Seite individualisirt hat, begriffen; so würde man nicht auf den traurigen Irrwahn gekommen seyn, der den Schluß des Werks nicht schliessend findet, ein Irrwahn, der, wie gesagt, deutlich beweis't, daß man die Absicht des Ganzen gar nicht geahnet hat, denn dies gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen solchen, der noch eine unendliche Perspective des Strebens und Sichbildens eröffnet. Um nun aber nach der Ilias auch noch eine Odyssee zu geben, gefiel es dem Dichter, seine Wahlverwandtschaften hervortreten zu lassen, ein blankpolirtes Meisterstück! und wenn wir im Meister die lieblichste Frühlings- und Sommerblume erhalten haben, so sind jene eine Herbstblume, in ihrer Weise nicht weniger schön als dieser. Die den Wahlverwandtschaften so oft vorgerückte Unsittlichkeit wird, unsers Erachtens, dadurch widerlegt, daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe geben kann, als gerade dies Buch und sein ganzer Inhalt. Denn die Heiligkeit der Ehe kann ja selbst die Bande der Natur überwältigen, und ihr werden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer gebracht. Wir können nicht umständlicher über diese höchsten Zierden

unserer Romanenliteratur sprechen, deren Zahl durch die herrliche Selbstbiographie, die der Verfasser sinnvoll Wahrheit und Dichtung nannte, noch vermehrt worden ist, weil uns der Raum mangelt. Wir trennen uns ungern. Doch gilt unsre Theorie, und wir glauben sehr fest daran, so wird es keinem schwer fallen, unsrer Meinung zu seyn, und dann sind wir überzeugt, wird ein großer Theil der Mißurtheile über Göthe's Romane von selbst wegfallen. Es gab eine Zeit, wo der Flug der göthe'schen Dichtung noch weniger erkannt wurde als jetzt; aber es wird eine Zeit kommen, wo der Genius derselben frei und herrlich sich aufschwingen, und, wie es ihm gebührt, herrschen wird unumschränkt im Gebiete der Kunst. Im Ganzen indeß hat doch das Zeitalter die Größe der göthe'schen Meisterwerke, wenn auch mehr durch die That als das Wort, anerkannt. Ernst Wagner hat in seiner gelungensten Schrift, „Wilibalds Ansichten des Lebens," ihn vor Augen gehabt. In Tiecks Sternbalds Wanderungen ist der Einfluß des göthe'schen Originals nicht zu verkennen; und noch haben wir einen Torso, „Florentin von Fr. Schlegel," wovon nur der erste Theil erschienen ist, der wohl das Nachbild ist, das seinem Vorbilde am nächsten steht. Möchte der geistreiche Dichter die Wünsche einer großen achtenswerthen Lesewelt erfüllen, und das Werk vollenden, das nur seine Hand vollenden kann. Es wäre sehr schade, wenn der kräftige Florentin kein Ziel seines herrlichen Strebens finden, und also unvollendet auf die Nachwelt kommen sollte. — Ernst aber und warnend steht die Unerreichbarkeit des vollendeten Musters da, und scheint eben dadurch am meisten mitgewirkt zu haben, daß der Schwarm der Nachäffer nicht allzugroß wurde. M–l–r.

Romana (Marquis de la) einer der berühmtesten spanischen Feldherrn in dem Kriege, welchen die Spanier seit 1808 gegen Napoleon Bonaparte führten. Dieser seine Plane gegen die Bourbons in Spanien vorbereitend, hatte ein spanisches Armeekorps von 10 bis 12,000 Mann nach Deutschland gezogen, an dessen Spitze der General Romana stand. Er war wieder dem Oberbefehl des Marschalls Bernadotte untergeordnet, und erklärte diesem in seinem und seines ganzen Corps Namen ihre Anhänglichkeit an Joseph Napoleon. Diese Erklärung war aber nur eine durch die Noth abgedrungne und durch die Umstände gerechtfertigte Täuschung. Voll Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes trat Romana, seine Stellung auf der Insel Fühnen benutzend, zu derselben Zeit mit dem Befehlshaber der dort stationirten englischen Seemacht in geheime Unterhandlung, und verlangte engl. Transportschiffe, um sich mit seinem ganzen Corps einzuschiffen. Diese erschienen, und glücklich schiffte Romana seine gesammte Mannschaft mit Zurücklassung weniger Detaschements, die wegen der zu weiten Entfernungen, in denen sie gestanden, nicht schnell genug hatten herbeigezogen werden können, den 9ten August zu Nyborg und Svendborg ein. Er langte, wirkungslos von Napoleons Acht verfolgt, nach einer günstigen Fahrt zu Corunna an. Seitdem war Romana unermüdlich beschäftigt, die Spanier gegen ihre verhaßten Unterdrücker anzuführen. Er gab zuerst die Idee an, die Bauern zu bewaffnen, und die unter dem Namen Guerillas so bekannten Banden zu organisiren, um mit ihnen alle Heerstraßen zu beunruhigen, und die Verbindungen der Franzosen zu erschweren. Sein Scharfblick erkannte, daß auf diese Weise ein leicht zu entflammendes Volk, und neue Soldaten, die an den Krieg nicht gewöhnt, schlecht disciplinirt und schlecht befehligt waren, und die gegen die kriegegeübtesten Truppen Europa's kämpfen sollten, mit dem möglichst besten Erfolg benutzt werden konnten. Unläugbar gebührt Romana der Ruhm,

sowohl dadurch als durch seine persönlichen Dienste einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens zu haben. Weniger in der Gunst der Junta, die nur zu oft von Privatrücksichten geleitet wurde, als im vollen Vertrauen der Engländer führte Romana zwar nie ein zahlreiches Armeecorps an, aber auch so machten ihn sein unversöhnlicher Franzosenhaß und die unbegränzte Anhänglichkeit der Seinigen furchtbar. Er war eben im Begriff, im Anfang des J. 1811 aus Portugal gegen die Franzosen, die neue Vortheile errungen hatten, zu marschiren, als er, von den unaufhörlichen Strapazen erschöpft, starb. Romana war nicht nur ein tapfrer, umsichtiger, patriotischer Feldherr, sondern auch ein sehr gebildeter Mann, der mit einem einfachen Aeußern Feinheit des Geistes und ausgebreitete Kenntnisse verband. Er hatte zwei Jahre in Leipzig studirt, und war mit der Literatur, namentlich der alten, mehr als oberflächlich bekannt.

Romanische Sprachen heißen diejenigen Sprachen, welche sich in den zum römischen Reiche gehörigen Ländern Europa's, wo die lateinische Sprache eingeführt war, zur Zeit des Verfalls und Untergangs des weströmischen Kaiserthums in dem Munde der Landesbewohner und einwandernden Barbaren bildete. Sie sind ein Gemisch der lateinischen Sprache und der verschiednen Sprachen der Barbaren, jedoch erscheint in allen das Lateinische als Grundlage und Haupttheil, nur nach Verschiedenheit der Völker verschieden modificirt und umgestaltet. Diese Sprachen sind die italienische, portugiesische, spanische, französische (im Norden Langue d'Oui, im Süden Langue d'Oc) und die rhätische oder romanische im engern Sinn.

Romantisch. Romantische Poesie. Das Wort selbst deutet offenbar auf südlichen Ursprung und auf jene wunderbare Zeit hin, in welcher die neuere Geschichte der südlichen Völker ihr schönes idealisches Jugendalter gelebt hat. Wie Roman den Namen erhielt von der romanischen Sprache (Romanzo), jener Entstellung der lateinischen Sprache durch Wörter aus den Sprachen der eingewanderten Völker, die den Uebergang bildete zu den neuern südlichen Sprachschwestern, so ist unstreitig auch dieses Wort demselben Grunde entwachsen, wenn auch die Sache selbst schon vorher da war. Der Name einer Sache entsteht immer da erst, wo der damit bezeichnete Gegenstand zu seiner Blüthe gelangt; und so wird die Bedeutung des Romantischen auch am besten durch Betrachtung jener schönen, wundervollen Zeit gefunden werden, in welcher im Süden von Europa mit den neuen Sprachen der Geist und das Wesen einer neuen Aera sich entwickelte, und ziemlich schnell eine Blüthe entfaltete, die nun auch schon längst wieder untergegangen ist. Doch ehe wir zu diesem freundlichen Geschäfte uns wenden, wollen wir einen Mißbrauch rügen, der mit dem Worte romantisch, das überhaupt eins der Lieblings- und Modewörter unsrer Zeit ist, getrieben wird. — Mit romanhaft wird es oft verwechselt, und so soll und muß es denn oft im guten und größtentheils im schlimmen Sinne alles vom Gewöhnlichen abweichende, das Idealische, das Phantastische, das Seltsame, das Verschrobene bezeichnen. So gebraucht man es von Charakteren, von Physiognomien, und meint ihnen damit nicht allemal etwas Schmeichelhaftes nachgesagt zu haben. — Es ist eine sehr schlimme Eigenschaft der Rede des Volks, daß sie, nicht ohne eine gewisse Heimtücke, manchem Worte von einem Nebenbegriff, den es allenfalls veranlassen kann, die Hauptbedeutung gibt, und es dadurch in einen schlimmen Ruf zu bringen weiß. Darüber geht oft gar die eigentliche Bedeutung ganz verloren, und der Gegenstand muß den für ihn

passenden Ausdruck entbehren, der mit dem Geifer der gemeinen Rede beschmutzt und verderbt worden ist. Romantisch in dem gerügten Mißbrauche ist ein auffallendes Beispiel davon, und nicht unbelohnend kann es seyn, die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung desselben bestimmter hervorzuheben, und besonders den großen, würdigen Gegenstand, für welchen es der natürlichste und passendste Ausdruck, ins Licht zu setzen. Von da aus wird sich dann von selbst lehren, in welcher Bedeutung es übergetragen, auch von andern Dingen, z. B. von Landschaften, Charakteren u. s. w. verstanden werden müsse. — Wir eignen dies Wort der Kunst, zunächst der Poesie zu, und meinen, daß damit, nach der ersten und ursprünglichsten Bedeutung, eine jener schönen Formen bezeichnet werde, in welchen die Kunst zu den verschiednen Zeiten der Geschichte aufgetreten ist und geblüht hat. Sind auch die Formen und besondern Gestalten, in welchen die großen Heiligthümer der Menschheit, unter welchen die Kunst, und vornehmlich die Dichtkunst gewiß auch eine vorzügliche Stelle einnehmen, im Gang der Geschichte sich zu offenbaren pflegen, nach Völkern und Zeiten und Individuen unendlich mannichfaltig, so daß sie Bäumen verglichen werden können, die alle Frühjahre schön und lieblich aufblühen, aber stets anders und bald in dieser bald in jener Eigenthümlichkeit; so dürfte es doch nicht schwer seyn, auch in dieser Mannichfaltigkeit ein Gesetz der Einheit zu finden, und jene Verschiedenheiten auf zwei oder drei Hauptarten zurückzuführen, welchen dann die einzelnen Schattirungen mehr oder weniger nahe verwandt sind. In der Geschichte der Kunst (und wiederum beziehen wir uns zunächst auf die Poesie) sind, dünkt uns, wenn wir uns zumal auf europäische Geschichte einschränken, sehr bestimmte Anzeichen davon gegeben. Hier scheint der Gang der Bildung zwischen schöner Einfachheit (dem Edeln) und erhabener Mannichfaltigkeit (dem Großen) noch ein drittes, schöne Mannichfaltigkeit, berührt und in seinen Kreis mit aufgenommen zu haben. Jede dieser drei Arten der Poesie ist in dem großen Tableau der Geschichte durch einen besondern Cyclus bezeichnet; und wenn die erste unter den idealischen Griechen ihre höchste Blüthe erreichte, so gehört die zweite unstreitig der ersten, großen Dichtung des Nordens und der damit verwandten des alten Deutschlands an; und die dritte hat sich augenscheinlich in dem schönen Blumengarten geoffenbart, den sich Poesie in und nach dem Mittelalter in dem herrlichen Süden von Europa erzogen hatte. Diese letztere ist uns romantische Kunst. Schön in ihrer herrlichen Einfachheit, wie die Natur selbst unter dem weiten, immer reinen Himmel Joniens, ist die griechische Poesie. Nicht das Gigantische, das Ungeheure ist der vorherrschende Charakter derselben, sondern das Edle, das Große, doch nur in einem schönen, hellen, durchsichtigen Gewande. Dagegen wie die ewigen Berge und Wälder und stürmischen Meere und der düstere geheimnißvolle Nebelhimmel des Nordens, so ist die Poesie desselben, die erst die neuere Zeit in ihrer wahren Größe zu würdigen gelernt hat, gigantisch, voller Riesen und allmächtiger Helden, weithinausschreitend über die Engen menschlicher Niedrigkeit und selbst der Form nach mit großem, ernsten, furchtbaren Tritte einherschreitend. Und nun, wie freundlich und doch auch wieder nicht griechisch ist die südliche, die romantische Dichtung! recht eigentlich das verbindende Mittelglied zwischen beiden, wie die Länder, in welchen sie blühte, selbst die Brücke waren, auf welcher der Norden mit dem Lande und den Kunstschätzen der Griechen späterhin in Berührung kam. — Ein schönes, liebliches, wunderlich bewegtes Gemählde thut sich vor unsern Bli-

cken auf, wenn wir im Geist unter dem milden, südlichen Himmel der Provence in die blinkenden Schlösser der gewaltigen Herzoge und Grafen eintreten. Versammelt ist ein glänzendes Hoflager, in Gärten und Hainen, die die Natur selbst gemacht hat, das Thurnier geendigt, die Preise unter die siegenden Ritter vertheilt von den Händen der schönsten Dame des Festes, das prächtige Mahl wird gehalten, süße Minne würzet den Becher und regt unnennbar Wohl und Weh wie mit Zaubergewalt im Herzen auf. — Siehe, da erscheint der Troubadour, die lieblichklingende Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßen mit stiller Freude den lieben Gast, er stimmt die Saiten, alles lauscht seinen Tönen, und nun strömen von seinem Munde die Thaten des großen Carls, des unbesiegten Rolands, des Königs Arthur, der gefeierten Tafelrunde. — Wie die Frühlingssonne zaubert sein Lied einen bunten, duftenden Blumengarten hervor — Feen baden sich in crystallhellen Seen, Zaubersprüche schaffen im kalten, unwirthbaren Norden freundliche Auen und Gärten, von Drachen und Ungeheuern bewacht, aber jeden, der in ihre lockenden Labyrinthengänge eingegangen ist, mit unauslöschlichem Liebreiz festhaltend in den Zauberbanden Armidens. Auch der Schooß der Erde und der Gewässer thut sich auf, in ihm leuchtet eine andre, geheimnißvolle Sonne, Gold und Edelgesteine wachsen da in herrlichem Glanze. — Doch jetzt führt den Ritter sein schützender Zauber ins dichteste Schlachtgewühl, Riesen stürzen vor seinem Schwerte, die gedrängtesten Schaaren durchbricht sein unbesiegter Degen, er verfolgt den furchtbarsten der Feinde. Der Eifer zieht sie in entlegene Wüsten und Wälder. — Hier, Ritter dem Ritter gegenüber, erhebt sich der schrecklichste Zweikampf, den die Sonne beschien. Schon wollen beide ermatten, und ermattend noch kämpfen, da erscheint die Geliebte, von beiden in gleicher zauberhaften Liebe verehrt, der Haft entflohn. Ihr Anblick vereinigt die erhitzten Kämpfer in dem *einen* Wunsch, die Fliehende zu ereilen und festzuhalten, und wie reißt nun das abenteuerliche Schicksal die Suchenden so weit aus einander, daß sie wohl nie wieder zusammenkommen werden! Neue Kämpfe, neue Verwickelungen, England und Welschland, Aethiopien und Spanien, Arabien und Deutschland, überall hin trägt der Hippogryph der Dichtung mit Windeseile, und reich und unerschöpflich mannichfach verschlingen die Fäden des Gewebes sich, wie die Blumen eines bunten Wiesenteppichs im Frühling, unzählbar dem Auge des Beschauers, bis das Auge, nimmer müde des bunten Farbenspiels, sich gewöhnt hat, in dem ewigen Wechsel der Gestalten selbst Einheit zu finden. — Merkwürdiger Geist der romantischen Dichtung, hervorgegangen aus dem Geist der Zeiten und der Länder, da sie blühte. *Mannichfaltigkeit*, aber im Zaubergewande des *Schönen*, sind unverkennbar die Züge desselben. — Das Abenteuerliche, das Sentimentale im guten Sinne, es ist das Romantische nicht selbst, aber es liegt im Kreis desselben; dieses aber ist die natürliche Rückwirkung auf den Menschengeist von den Bergen, Thälern, Flüssen, Bäumen und Blumen des Süden. — Wie jede Jahreszeit, so hat auch jede Gegend, jede Landschaft der Erde, von der stillen Höhe des Olympos, von den schönen, einfachen Flächen Joniens, bis zu dem ewigen Eise der nordischen Wälder und den schneebedeckten Ebenen Sibiriens ihr eigenthümlich Schönes, ihren ästhetischen Charakter voll eigenthümlichen Reizes, und dieser Charakter hat sich immer auch in Kunst und Poesie solcher Länder abgedrückt, so wie auch nur die Gewächse, die einer Landschaft angehören, in den Eisblumen des Winters sich nachbilden. Aber welch eine schöne, liebliche, bunte Man-

nigfaltigkeit ist nicht der Charakter jener südlichen Gegenden Frankreichs und Spaniens, welchen die romantische Dichtung eigenthümlich ist? Welch eine Ueppigkeit und Fülle, die weit über die Einfachheit Griechenlands und die brennenden Flächen des untern Italiens (denn die Lombardei gehört mit in den Länderkreis des Romantischen) sich erhebt, und von dem Wilden, Grotesken des Nordens mit seinen Schrecken und düstern Nebeln und ewigem Schnee eben so weit entfernt ist. Wenn im Norden die Flur gleichsam nichts weiter ist als eine große Wildbahn, wo der kühne Jäger gelockt wird, mit dem Ur und dem Elen sich zu messen; wenn griechische Landschaft in ihrer edeln, herrlichen, alles schimmernden Reizes entkleideten Einfachheit von selbst zur idealischen Lebensansicht hinleitet, und Veranlassung wird, das Leben geistiger zu nehmen: so sind die schönen, freundlichen Gegenden der Provence, Gasconiens (das alte Königreich Aquitanien), die reichen, mit allen Gaben der Flora und Pomona gesegneten Küsten Spaniens, so sind selbst manche Gegenden im südlichen Deutschland liebliche Gärten, in welchen das Leben von selbst zum Spiel und Genuß wird. Eine milde, warme Luft das ganze Jahr hindurch, in den heißen Monden von der Nähe des Oceans, oder von den plätschenden Silberbächen der nahen Gebirge abgekühlt, unter einem fast immer heitern Himmel, die Aepfel der Hesperiden prangend in duftenden, schattengebenden Wäldern, die Erde, ohne viele Bearbeitung zu erfodern, in Ueberfluß gewährend nicht nur, was der Leib bedarf, sondern auch, was ihn erquickt und ergötzt, bunte, zerstreuende, reizende Abwechselung überall, zahllos wie die bunten Blumen der Wiese, kann da Lebensgenuß und Lebensansicht anders als romantisch, d. h. sinnlich weich, reinlich und zierlich in einem schönen, bunten Farbenspiel des Genusses werden? — Gesang und Saitenspiel zu dem Geläute der weidenden Heerden, die zu hüten und zu warten, statt Mühe, selbst Spiel und Unterhaltung gewährt (Uebungen in ritterlichen Kämpfen zum Scherz und im Ernst), Minnelust und Sinn für eine Poesie, die so bunt und lieblich und sinnlich ist, wie die Landschaft selbst (ein fast wollüstiges Spielen mit Glauben und Christenthum), das sind die natürlichen Accorde aus der Menschenwelt zu dem harmonischen Spiel der Natur. Das ernste Schicksal der griechischen Tragödie, die düstere, nebelige Norne und Walküre der Nordländer wird hier zur Zauberei und Feerei (die Liebe zum Minnedienst). Die schönste Blume des Lebens ist ein Ritterthum, abenteuerlich, bunt und mannichfach im Gemisch des Geistigen und Sinnlichen, des Reellen und Ideellen; und mehr ein liebliches Spiel als düstrer, schneidender Ernst. — Wir finden in jeder Poesie romantische Partien. So ist die Odyssee, der Ilias gegenüber mit den Abenteuern ihres Helden, mit ihrer Kirke und Kalypso im höchsten Grade, obwohl griechisch, romantisch; so sind die mythologischen Dichtungen von den Cyclopen, den Arimaspen, den Greifen, den Hesperiden (nur mit vorherrschendem griechischen Geiste) romantisch. So fehlt es dem nordischen Fabelkreis gar nicht an den reizendsten romantischen Einzelnheiten. Aber eigenthümlicher, vorherrschender Charakter ist das Romantische in den provenzalischen Dichtern und in dem Mythenkreise der eigentlichen alten Ritterromane, der unstreitig dem Süden von Europa eigenthümlich ist, und von da erst sich weiter ausgebreitet hat. Dieser romantische Geist herrschte von Italiens Alpen, von Limosiniens Rebenhügeln, über die Pyrenäen hinüber bis an die Meeresgränzen des von den Mauren besetzten Spaniens; Christ und Araber lebt in ritterlichen Spielen und Thaten, Herzog und Ritter in lauter Festen; ein König zieht, von

Thron verstoßen, wie zum Fest, mit Rittern und Damen und Dichtern hinaus ins freie Feld, in den grünen Wald, wohnt unter Zelten, und vergißt unter Spiel und Gesang, unter dem herrlichen Laubdache schützender Bäume, den Verlust der Krone, und kehrt nur mit Wehmuth auf den dornenvollen Königsstuhl zurück. — Ueber die Geschichte dieser Romantik können wir nur in wenigen Andeutungen uns noch erklären. Vieles hierher Gehörige ist unter den Artikeln: Mittelalter, deutsche Poesie und ähnlichen, bereits angeführt worden. — Nach den Zeiten Carls des Großen, unter seinen schwachen Nachfolgern, machten sich die Großen des Reichs immer unabhängiger. Die schönen burgundischen Königreiche entstanden. Die Grafen von Provence, von Toulouse galten oft mehr als der König, den sie wohl auch befehdeten. Die Hofhaltung in der Provence war eine Zeitlang die sorgfältigste Pflegerin alles ritterlichen Thuns und Wesens. Ganz Frankreich, besonders im Süden, ein buntes Blumenbeet voll der schönsten und mannichfaltigsten Herrscherblumen. — Die Kreuzzüge, die gerade in jenen Ländern die meiste Theilnahme fanden (selbst das romantischste Gemählde in der ganzen Geschichte) kamen hinzu, und so finden wir in Frankreich die schönen Dichtungen von Carl dem Großen, seinen Pärs, seinen Kämpfen mit den Mauren erfunden und ausgebildet. Wie lieblich ist dies schöne Blumengewinde von Meister Ariosto in seinem rasenden Roland mit allem unendlichen Reichthum und Zauber der Romantik ausgestattet! — In Spanien verschaffte der Kampf der Christen mit den Mohren, das allmählige Aufkommen christlicher Königreiche, der romantischen Poesie Zunder und Nahrung. Selbst die ganze Geschichte dieses Kampfes ist, wie es das ritterliche Volk, das ihn bestand, immer bis in die neueste Zeit herab gewesen ist, im höchsten Grade romantisch. — Aber nun ging Romantik auch nach England, nach Deutschland über. Dort (in England) wurde doch noch, aber offenbar, weil England durch die Normandie mit Frankreich so nahe verbunden war, der Mythus vom fabelhaften König Uterpendragon, dem Erneuerer des heiligen Graals, von Arthus, echt romantisch ausgebildet, und gab selbst der südlichern Romantik seine Dichtung vom Zauberer Merlin ab. Aber in Deutschland konnte, und auch dies bloß im südlichen, in Schwaben, durch die Minnesänger die einem andern Clima gehörige Pflanze des Romantischen kaum noch zu einer echt nationellen Ausbildung gelangen. War doch Deutschland schon im Besitz einer besondern Sprache, so wie einer eigenthümlichen Poesie, der herrlichen nordischen. — Unsere Zeit nun gleicht in Bezug auf Poesie einem großen Stapelplatz, einer bunten Messe, auf der man Griechen und Franzosen und Engländer und Scandinavier, jeden in seiner eigenthümlichen Tracht und Weise umherwandeln sieht. Wir haben kaum ein anderes Verdienst um Poesie, als daß wir das, was in dem Gange der Zeit allmählig und periodenweis sich entwickelte, in eine Periode vereinigt, die zerstreuten Strahlen in einen Focus gesammelt, und so, ohne etwas Eigenthümliches zu besitzen, die Geister der Vorwelt heraufbeschworen haben. So sehen wir denn neben der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritte auftretenden Riesengeist nordischer und damit gewiß verwandter echt germanischer Poesie, auch die heitere, frische, üppige Romantik lieblich verschwistert mit jener umherwandeln. Daß wir auf diese Weise wohl am besten geeignet sind, Aristotelesse nach den Homeren zu seyn, und Kunstkritiken zu machen, und den Geist der Waaren als kluge Kaufleute besser zu verstehn, als mancher Künstler selbst, liegt am Tage. Aber möchte sich nicht auch sehr natürlich daraus h

weisen lassen, daß unsre Kunst bloß liebliche Nachblüthe sey, und wenigstens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haschen nach und das Reden von Originalität unter uns seyn möge? — Wir brechen hier ab, um zur Romanze überzugehn, aber bringen erst noch unserm sinnvollen L. Tieck unsern herzlichen Dank für die Reinheit und Lieblichkeit, mit welcher er Romantik, die seinem Gemüthe, wie keinem in unsern Tagen aufgegangen ist, unter uns eingeführt hat. M-l-r.

Romanze, die eigentliche Dichtungsart der romantischen Poesie, fast gleichbedeutend mit Ballade, wie schon oben unter diesem Worte bemerkt ist. Ehe wir in das Besondre dieses Artikels eingehen, sey es erlaubt, eine Art genetische Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten zu versuchen, und überhaupt unsre Ansicht von Kunst mit wenigen Zügen anzudeuten. Wenn lyrische Poesie auf die Darstellung eines Zustandes beschränkt ist, epische und dramatische aber Begebenheiten, Handlungen zeichnet, so ist jene erstere nothwendig beinahe nur plastisch, diese beiden hingegen producirend und organisch-bildend. Hieraus ist es nun wohl leicht erklärt, aus welchem Grunde lyrische Poesie gerade in der Blüthenzeit, und besonders in der ersten Epoche eines Kunstzeitalters vor der Musik, der sie noch ganz nahe steht, wenig emporkommen kann, und erst gegen das Ende eines Kunstcyclus mehr Breite und Land gewinnt, wogegen fast alle Poesie in ihrem Beginnen episch-dramatisch ist, denn hier kann weder Musik noch Mahlerei nach oder auch nur nahe kommen. Sagen, Mährchen, Heldengeschichten sind darum unter allen Völkern der Anfang, und größtentheils auch die höchste Blüthe der Poesie gewesen. Aber freilich nach der Individualität jedes Erdtheils, in welchem die Blume der Dichtkunst aufblühte, hat sich auch dies individuell und mit besondern Eigenthümlichkeiten entwickelt. — Nehmen wir Epos hier als das Gattungswort für alle Dichtungsarten, welchen geschichtlicher Stoff zum Grunde liegt, so ist es erlaubt, epische Poesie im engern Sinne, und dramatische als die beiden nothwendigen und allgemeinsten Arten desselben zu betrachten. Epos ist also entweder wirkliche Darstellung der Begebenheit (Drama) oder Erzählung (Heldengedicht) u. s. w., und zwischen diesen beiden Polen bewegt sich der ganze Kreis der historischen Dichtung, entweder dem einen oder dem andern näher tretend, und zugleich dadurch unendliche Mannichfaltigkeit der Dichtungsarten begründend *). Wir haben wohl kein Drama, das in allen seinen

*) Die Ausdrücke Epos, episch, dramatisch sind zur Zeit noch so wenig genau geschieden und so verschiedentlich erklärt worden, daß es wohl jedem, der darüber spricht, erlaubt seyn muß, diese Worte in seinem eignen Sinne zu gebrauchen. Scheint aber nicht wirklich das Bedürfniß eines Gattungsworts für episch und dramatisch, die offenbar einen gemeinschaftlichen Gattungsbegriff haben, hinlänglich begründet? — Scheint ferner nicht am Ende jene gerügte Unbestimmbarkeit darin einen nothwendigen Grund zu haben, daß episch und dramatisch sich wirklich wie positiv und negativ zu einander verhalten, und also, indem sie nothwendig einander suchen, doch auch eben so nothwendig sich wieder fliehen? — Etwas, das vielleicht einen überraschenden Aufschluß über diese dunkle Partie, so wie Bestätigung für die gegenwärtige Ansicht gewährt! Die alte nothwendige Eintheilung der Poesie in dramatische, epische und lyrische bliebe übrigens unangetastet, so wie sich lyrische Poesie von hieraus recht füglich als den Indifferenzpunkt jener beiden deduciren ließe. — Hätten wir dann unter dem Art.

theilen Drama wäre, und kein Heldengedicht, das nicht in einzelnen Partien selbst wieder dramatisch würde. — Das Epos (nach der engern Bedeutung) in seinem ruhigern, edlern, hellen Gange war dem griechischen Boden eigenthümlich, und Aeschylus nannte mit Recht seine Dramen das Nachessen Homers. Weit dramatischer, größtentheils tragisch, ist die nordische Poesie, und der glückliche Versuch, den unser Fouqué mit den Sigurdssagen gemacht hat, sie zu dramatisiren, ist ein Beweis für unsere Behauptung. Wie vollendet dramatisch ist das Niblungenlied! und was zum Verständniß des göttlichen Gedichtes nöthig ist, liegt auch schon alles im Kreise desselben, und geht wirklich vor unsern Augen vor. — Wie nun das Romantische zwischen griechischem und nordischem Geiste nach unserer obigen Ansicht in der Mitte steht, so scheint nur Romanze (um nun zu unserm Vorhaben wieder zurückzukehren) die Frucht zu seyn, welche epische Poesie in dem südlichen Europa im schönen Zeitalter des Ritterthums allein bringen konnte und wirklich gebracht hat. — Wenn nordische Poesie in einzelne große, ungeheure Sagen zusammengeht, wenn das griechische Epos fast einzig in dem großen aber einfachen Cyclus des trojanischen Kriegs sich bewegt, und überall eine edle, würdige Simplicität im Rath der Olymposbewohner wie im Schlachtgewühl der Helden vor Troja offenbart; so ist die romantische Epik in unzählig kleine Blüthen und Blumen aufgegangen, durchgängig mit lyrischem Ausdruck, und das der Grund des unendlichen Reichthums an Romanzen. Das größte Epos des Süden bleibt immer des Ariosto herrlicher Blumengarten; aber ist er etwas anders als eine köstliche Perlenschnur der lieblichsten Romanzen, sinnvoll und künstlich angereiht? und selbst des Tasso göttliches Gedicht von Jerusalems Eroberung löst sich in eine Reihe schöner kleiner epischen Dichtungen auf, durch welche sich nur der rothe Faden der Verehrung für das herzogliche Haus, das ihn beschützte, hindurchzieht. — Dies giebt uns, däucht mir, die beste Theorie der Romanze. Sie ist episch (im weitern Sinne des Worts), aber zwischen dem Heldengedicht Homers und den nordischen Sagendramen in der Mitte liegend. Sie verhält sich auf der einen Seite zu dem Heldengedichte, wie die Novelle zum Romane, auf der andern Seite hat sie das Gedrängte, Rasche der dramatischen Darstellung, und ist ganz aus der Individualität der romantischen Bildung hervorgegangen, mit welcher sie auch den Ursprung ihrer Benennung gemeinschaftlich hat. Zu rein und hell, zu licht und fröhlich ist die Romantik, als daß sie zu dem Ernst und dem Ungeheuern der nordischen Poesie sich erheben könnte; aber auch zu sehr auf Genuß berechnet, zu sinnlich, zu bunt und gaukelnd, als daß sie die idealische Einfachheit und Dauer, den ruhigen, stillen Fluß des griechischen Heldengedichts sich aneignen könnte. So entstanden jene lieblichen Gedichtsblumen, deren Knoten schnell sich knüpft, oft plötzlich in eine unerwartete Verschlingung hineingeht, aber eben so schnell ist er auch wieder gelös't, und die leichte Welle des Gesangs hüpft zu einem neuen Gegenstand über. — Unter den Fenstern seiner Dame, zur sanften, wollüstigen Guitarre singt der Dichter sein Lied; seine Liebe, wie sein ganzes Leben, ist ein lieblicher Wechsel von Weh und Lust, von Genuß und Ruhe, ein heiterer, milder Abend um ihn, und ein kindlichlüstern Herz in ihm, so wird die Klage der Liebe zum

Romantisch nicht Hellenik als Epik im engern Sinne, nordische Poesie als dramatischepische und Romantik als lyrisch-epische bezeichnen können? Sit venia verbis!

leichtbewegten, in sanften Krümmungen hinschwebenden Gesange von des Ritters Treue bis in den Tod, von dem Fräulein Wunderschön, und wir haben eine Romanze in ihrer schönsten und natürlichsten Aeußerung aus der Classe der zartesten und rührendsten, eine Romanze der Liebe. — Leichtigkeit, Gedrängtheit, Mannichfaltigkeit, und über dies alles das schöne, schwellende Licht des Südens, ausgebreitet, das sind die Haupteigenschaften der Romanze. Sie ist Erzählung einer Begebenheit und in Form und Inhalt romantisch, durch die lieblichen Reim- und Assonanz- und Consonanzgewinde und die Zaubergärten abenteuerlicher Gegenstände sich hindurchschlingend. In dieses Gewand kleidet sich hier alles, jede Empfindung, die angeregt, jedes Gefühl, das ausgesprochen werden soll, vom Gräßlichen bis zum süßen Zauberspiel der Liebe herab. — So verschieden jedoch das Heldengedicht, das Drama seyn kann, so verschieden kann auch die Romanze seyn, komisch, tragisch; selbst die Satire und die Ironie ist nicht ganz davon ausgeschlossen, aber alles im Geist des Romantischen, schön in bunter Mannichfaltigkeit. — Ohne dies näher zu erörtern, da es leicht von der Theorie des Heldengedichts und des Drama's abstrahirt werden kann, und zu weit führen möchte, indem hierin auch der Aufschluß über den verschiedenen Geist der Romanze bei den verschiedenen Völkern, die sie ausbildeten, zu suchen ist, sagen wir nur noch weniges über die Geschichte. Spanien ist das Hauptland der Romanze, und in dem Kampfe mit den Mohren, der Jahrhunderte lang dauerte, und statt das Bild eines allgemeinen, zusammenhängenden Streits zu gewähren, selbst höchst romantisch an die Guerillas der neuern Zeit erinnert, und in einzelne Ritterzüge zerfällt, mochte der reichste und schönste Stoff zu zahllosen Romanzen gegeben werden. Der einzige Alonso de Fuentes, welch einen Reichthum herrlicher Romanzen hat er nicht geliefert! In dem alten Frankreich fehlte es nicht an ähnlichen Gesängen, wenn gleich nicht unter dem Namen der Romanze. In dem ältern und neuern England floß der Strom dieser Dichtung ebenfalls sehr reichlich. So bei jeder Nation aus dem Kreise der Romantik. Aber in der neusten Zeit, wo allmählig die Schätze aller Nationen allen gemeinschaftlich geworden sind, und selbst die Orangengärten des Süden im Norden aufblühen, wo der Geist der Poesie höchstens durch das ganz allgemeine Beiwort modern bezeichnet zu werden verdient, und ohne ein eigenthümlicher zu seyn, wie gesagt, in der Nachbildung der Dichtungsarten aller Zeiten und Länder eine gewiß nicht zu verachtende Universalität sich erworben hat, in der neusten Zeit, und zwar besonders in derjenigen Nation, die ohne Zweifel jetzt allen übrigen die Dichterpalme entrissen hat, in der deutschen, ist kaum eine Dichtungsart schöner ausgebildet und sorgfältiger und mannigfaltiger geübt worden als die Romanze. Unübertroffen stehen Schiller, und noch höher der Stolz des deutschen Parnasses, Göthe, in ihren Balladen und Romanzen da, obgleich nicht zu verkennen ist, daß, wenn der Erstere eigentlich romantischer ist, der Letztere auch in der Behandlung dieser Dichtungsart jene griechische Einfachheit und Idealität offenbart, die so unverkennbar der Hauptzug in dem ganzen geistigen Wirken dieses großen Mannes ist. — Und wem sind neben den ältern Romanzen eines Bürger, Stollberg, Mahler Müller u. A. die köstlichen Gaben eines Tieck, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel unbekannt? — worüber dann leicht die Unzahl schlechter Romanzen aus den Federn des neuern Dichterschwarms vergessen werden mag.

M-i-r.

Romberg. Aus dieser berühmten Tonkünstlerfamilie, welche

n zwei Brüdern, Anton (dem ältern), Virtuosen auf dem Fagotte, nd Heinrich Romberg, Musikdirektor zu Münster und Virtuosen f der Clarinette, abstammt, und noch 1792 zu Bonn verbunden der onkunst huldigte, sind vorzüglich Bernhard und Andreas Romrg, Bruderskinder, berühmt geworden, Bernhard Romberg, Sohn ntons, als der erste jetzt lebende Virtuos auf dem Violoncell eb. 1770); Andreas, Heinrichs Sohn, vorzüglich als Tonsetzer d Violinist. Beide theilten ihre Jugendschicksale; beide waren Mitieder der trefflichen churcöllnischen Hofcapelle in Bonn, als der Ausuch der französischen Revolution sie nöthigte, mit ihrem Fürsten zu tfliehen. Beide gingen im October 1793 nach Hamburg, wo sie im Orchester des schröderschen Theaters angestellt wurden, und bis 1795 eben. In diesem Jahre traten sie eine Kunstreise über Deutschland ach Italien an, von welcher sie im J. 1797 nach Hamburg zurückmen. Sie trennten sich zuerst, als Bernhard 1799 Hamburg zum eiten Mal verließ, und über England und Spanien nach Lissabon is'te, und dann 1801 als Professor des Violoncells an dem Conservarium zu Paris angestellt wurde. Von da kam er zwar 1803 wieder ch Hamburg zurück, nahm aber im J. 1805 eine Stelle in der köglichen Capelle zu Berlin an, wo er noch jetzt sich aufhält. Ueberl ward des liebenswürdigen Bernhards geniale Leichtigkeit f dem Violoncell gepriesen, und eben sowohl die Fertigkeit seir Hand, als der geschmack- und gefühlvolle Ausdruck des Künstrs bewundert, der keine Schwierigkeit scheut, aber auch keine sucht, d überall sein Instrument als ausgebildeter Meister mit der bewunrungswürdigsten Mannichfaltigkeit beherrscht. Uebrigens ist er auch omponist, und hat selbst mehreres mit seinem Vetter Andreas zusamen gearbeitet. Von seiner Composition sind mehrere Concerte, Quarten und Duetten, und eine Oper Ulysses und Circe bekannt, die aber enig Beifall gefunden hat. Andreas hat dagegen durch seine Inumentalstücke, besonders seine Sinfonien, Quatuors und Quintuors, ll des reizendsten Melodienflusses und der interessantesten Modulation, s musikalische Publicum in Deutschland eben so, als sein Vetter rch sein Violoncellspiel bezaubert. Am meisten nähert er sich hier dem oßen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er als Gesangscomnist (namentlich durch die Composition schillerscher Gedichte, z. B. r Glocke, der Macht des Gesangs 2c., mit Begleitung des Orchers) erhalten; hier hört man nur zu oft den Instrumentalcomponisten, d seine Declamation ist mitunter sehr fehlerhaft. Im J. 1809 übersndte ihm die Universität zu Kiel das Diplom eines Doctors der freien ünste, insbesondere der Musik, mit einem sehr schmeichelhaften Schreien. Auch er hat sich auf mehreren Reisen als Violinspieler von der diegensten Ausbildung bekannt gemacht, und ist kürzlich an Spohrs telle als Musikdirektor nach Gotha gegangen. Außerdem ist aus jener milie noch ein jüngerer Bruder Bernhards, Anton (geb. 1777), als aver Virtuos auf dem Fagott und auf der Violine bekannt.

Romelien, Rum-Ili, das ehemalige Thrazien, jetzt eine beutende Statthalterschaft des türkischen Reichs, der ein Beglerbeg ürst der Fürsten) vorsteht, welcher zu Sophia Hof hält. Romelien von hohen, schroffen Gebirgen (Hämus, Rhodope) durchschnitten, d stößt an das schwarze Meer und den Archipelagus. Constantipel (s. d. Art.) liegt innerhalb des Bezirks von Romelien.

Römer ist die Benennung des Rathhauses der Stadt Frankfurt Main. Der Name schreibt sich her von den ehemaligen Besitzern ses Gebäudes, einer Familie Römer, die im Jahr 1405 das Gebäu-

de an den Stadtmagistrat verkaufte, der es zum Rathhause einrichtete. Bedeutung erhielt in der Geschichte der Römer dadurch, daß, als noch des alten deutschen Reichs Verfassung bestand, in ihm die Conferenzen über die Wahl der deutschen Kaiser und Könige gehalten wurden, zu welchem Endzweck verschiedene, eigends dazu eingerichtete Gemächer und Säle daselbst befindlich sind. (Die eigentliche feierliche Wahl am dazu festgesetzten Wahltage fand in der sogenannten Wahlcapelle in der St. Bartholomäuskirche Statt.) In Fabers topographischer Beschreibung von Frankfurt am Main findet sich eine genaue Beschreibung des Römers; Göthe gibt in dem ersten Theile seiner Autobiographie eine dichterisch schöne Beschreibung dieses Gebäudes.

Römermonate, s. Reich (deutsches).

Römerzinszahl oder Indiction, wird gewöhnlich in den Calendern angegeben, und bei manchen, besonders Notariatsgeschäften, zu festerer Bestimmung der Zeitrechnung angeführt. Wahrscheinlich wurde diese Art der Zeitberechnung von Constantin I. eingeführt, an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen Jahrrechnung von Erbauung der Stadt Rom. Der Römer Zinszahl, die ihren Namen trägt von einer Abgabe, welche Roms Bewohner an den Quinquennalien, oder fünfjährigen Festen, die seit Augustus in Rom gefeiert wurden, zu entrichten hatten, ist ein Cyklus von drei Mal fünf Jahren, der bei uns aber nicht von Constantin, sondern von drei Jahren vor Christi Geburt an gerechnet wird, und zwar auf folgende Art: Es wird zu der laufenden Jahreszahl, wenn der 15te September schon gewesen, außerdem zur Zahl des vorherigen Jahres, die Zahl 3 addirt, so daß z. B. jetzt zu 1815 3 gerechnet wird, also 1818 entsteht, welche Zahl mit 15 dividirt die Zinszahl gibt, $1818 \div 15 = 121\ 3/15$. Es ist daher das Jahr 1815 das dritte Jahr der 121sten römischen Indiction. Da man aber gewöhnlich die Anzahl der Indictionen wegläßt, so heißt es bloß: im achtzehnhundertfünfzehnten Jahr nach Christi, oder im dritten der Römer Zinszahl. Vermöge der Notariatsordnung von Kaiser Maximilian I. von 1512 mußte bei gerichtlichen Instrumenten, außer dem Jahr Christi, der Römer Zinszahl und das Regierungsjahr des deutschen Kaisers allemal angeführt werden.

Römische Curie ist die gemeinschaftliche Benennung der mit Handhabung der Gerechtsame und Oberaufsicht des Papstes über die catholische Christenheit beschäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Bestätigung geistlicher Aemter und Pfründen wird durch die Dataria verwaltet, welche die Bittschriften der Competenten annimmt, die Bescheide des Papstes abfaßt, und die Einkünfte des Papstes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten u. s. w. beitreibt. Durch die Geschenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Officianten bei dieser Behörde ernähren müssen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apostolischen Kammer zufließt. Davon, daß der Cardinalprodatarius als Chef der Dataria auf die Verleihungs- und Confirmationsbullen das Datum schreibt, hat diese Behörde den Namen. Schwieriger und mannichfaltiger sind die Geschäfte der Rota, d. h. des Oberappellationstribunals, welches über alle die Rechtssachen und Händel erkennt, die nach dem canonischen Rechte vor den Gerichtshof des päpstlichen Stuhls gehören. Bei dieser Behörde findet eine collegialische Verfassung und Berathung unter den zwölf Prälaten Statt, aus denen sie besteht. Sie heißen Auditoren des heiligen apostolischen Palastes, weil sie ihre

Sitzungen wöchentlich zwei Mal im Palaste des Papstes halten, und müssen in ihrer Mitte stets einen Deutschen, einen Franzosen und einen Spanier haben. Den Namen Rota (Rad) führt dieses Tribunal, weil auf dem Platze, wo es zuerst errichtet worden war, im alten Rom ein rundes öffentliches Gebäude stand. Einen sehr ausgebreiteten Einfluß hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Cardinal-Großpönitentiarius, welcher in Ansehung aller der Gewissensfälle, Gelübde, Büßungen, Fasten und verbotenen Verwandtschaftsgrade in Ehesachen absolvirt und dispensirt, bei denen der Papst sich das Recht der Absolution und Dispensation vorbehalten hat (daher Reservationen). Außer diesen Behörden, deren Wirkungskreis sich über die ganze katholische Christenheit erstreckt, gibt es zu *Rom* noch mehrere zunächst bloß mit der Regierung des Kirchenstaats beschäftigte Behörden, wie die *Sacra Consulta* oder das peinliche Obergericht, in dem der Cardinalstaatssecretär präsidirt; die *Segnatura di giustizia*, ein für Civilsachen niedergesetztes Justizcollegium von zwölf stimmfähigen Prälaten, an dessen Spitze der Cardinalprouditore oder Justizminister des Papstes steht; die *apostolische Kammer*, in der zwölf Prälaten unter dem Vorsitze des Cardinalkämmerlings arbeiten, das Vermögen der Kirchen und die Domainen des Papstes verwalten und alle die Einkünfte einnehmen, welche der Papst als Landesherr und oberster Bischof des Kirchenstaats, wie auch von Kirchen und Ländereien, die außer diesem Staate unmittelbar unter ihm stehen, und Lehn von ihm nehmen, erhalten muß, beziehen; und eine Menge von Gouvernatoren, Präfecten, Procuratoren u. s. w., in deren Händen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung sind. Die Ausfertigung der Bullen, Bescheide und Decrete, welche vom Papste unmittelbar oder von diesen Behörden erlassen werden, nur die Breven, welche der Cardinalsecretär der Breven expedirt, ausgenommen, geschieht durch die päpstliche Kanzlei, deren Geschäfte unter dem Vicekanzler von 12 Referendaren, welche Abbreviatores heißen, und mehreren hundert Schreibern besorgt werden. Alle diese Stellen und Aemter werden von Clerikern verwaltet, und sind großentheils Pfründen, die der Papst um einen nach Verhältniß der jährlichen Einkünfte bestimmten Preis förmlich verkauft. Bei dem Tode Sixtus V. gab es 4000 verkäufliche Aemter; diese Zahl ist aber späterhin herabgesetzt, und der damit getriebene Mißbrauch etwas eingeschränkt worden. Der oberste Staats- und Kirchenrath des Papstes ist das *Collegium der Cardinäle*, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zusammenberuft, um sich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten seines Staats und der catholischen Kirche zu berathen. Die Sitzungen dieses höchsten Senats, unter dem alle übrigen Regierungsbehörden zu Rom stehen, werden *Consistorien* genannt, und sind von dreifacher Art. *Geheimes Consistorium* hält der Papst gewöhnlich in jedem Monate zwei Mal, nachdem er vorher jedem beisitzenden Cardinale Privataudienz gegeben hat. In diesen Sitzungen werden Bischöfe gewählt, Pallien verwilligt, kirchliche und politische Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt, und über die Vorträge und Berichte der vom Consistorium delegirten Congregationen (s. den Art.) Beschlüsse gefaßt; auch gehen von hier die Selig- und Heiligsprechungen aus. Verschieden von den geheimen Consistorien sind die *halbgeheimen* dadurch, daß ihre Verhandlungen hauptsächlich auswärtige Angelegenheiten betreffen, und zur Kenntniß der fremden Gesandten kommen. Die *öffentlichen Consistorien* dagegen werden selten gehalten, und sind nur Ceremonialversammlungen, in denen der Papst

Gesandtschaften empfängt, und wichtige Beschlüsse, z. B. Canonisationen, Ordensstiftungen u. s. w., feierlich proclamiren läßt. In der Regel nehmen alle zu Rom residirenden Cardinäle an den Consistorien Theil, doch darf keiner dabei erscheinen, den der Papst nicht jedesmal ausdrücklich dazu einladen läßt. Der Papst präsidirt bei diesen Sitzungen stets in eigener Person, und gegenwärtig sind allemal der Cardinalstaatssecretär, welcher päpstlicher Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten ist, und die Cardinalpräsidenten der zur römischen Curie gehörigen Behörden. E.

Römischer Kaiser, s. Reich (deutsches).

Römischcatholische Kirche heißt diejenige christliche Religionspartei, welche den Bischof von Rom als ihr sichtbares Oberhaupt anerkennt, zum Unterschiede von der griechischen Kirche, die sich auch eine catholische, d. h. allgemeingeltende nennt, aber keine Befehle vom Papste annimmt. An Ansehn und Umfang übertrift die römischcatholische Kirche, welche, Rußland und die Türkei ausgenommen, bis zur Reformation die allein herrschende in Europa war, noch jetzt alle übrigen. Sie hat mehr Bekenner als die protestantischen Kirchen zusammengenommen, und ihr beständiges Bemühen, sich auch auf Kosten der griechischen Kirche zu vergrößern, hat nach und nach beinahe zwei Millionen Anhänger des griechischen Ritus in Europa unter die geistliche Oberherrschaft des Papstes gebracht. Vergl. d. Art. *unirte Griechen*. Nicht geringern Eifer verwendet sie, weil nach ihrem Lehrbegriffe außer ihrem Schooße kein Heil ist, auf die Bekehrung der Protestanten, welche die Hauptaufgabe der Jesuiten war. Doch hat der Geist unserer Zeit diesem Zwecke des Papstthums so kräftig entgegengewirkt, daß nicht nur die Catholiken, welche in protestantischen Ländern leben, gelernt haben, sich der verhaßten Proselytenmacherei zu enthalten, sondern auch die freieren Ansichten der Protestanten von Religion und Kirchenthum das stille Bekenntniß unzähliger Catholiken geworden sind. Dies zeigt sich besonders in Deutschland, wo der Einfluß Josephs II., das Schwanken der Episcopalverhältnisse, die aufgeklärte Denkungsart einiger Erzbischöfe, und hauptsächlich der lebhaftere literärische Verkehr unter den Catholiken selbst eine Opposition gegen das römische Wesen gebildet hat, und in Frankreich, wo der Papismus durch die während der Revolution in Umlauf gekommenen politischen und religiösen Meinungen einen harten Stoß erhielt. Ueber die Lehre, Verfassung und Geschichte der römischcatholischen Kirche ist das Nöthige in den Artikeln *Catholicismus* und *Papst* gesagt. E.

Römischer König, s. Reich (deutsches).

Römische Kunst, s. die Artikel Baukunst, Bildhauer der Römer, Musik (Geschichte der), römische Literatur und Steinschneidekunst. — Was die Mahlerkunst betrifft, so fand sie unter den Römern erst zahlreichere Freunde und Bewunderer, als Marcellus die seltensten und schönsten Gemählde als Beute aus Syracus nach Rom brachte. Früher hatte sich der römische Ritter *Fabius* mit dem Beinamen *Pictor* (304 vor Chr. Geb.), durch seine Gemählde in dem Tempel der Fortuna, den Ruhm des ersten römischen Mahlers erworben. Ferner zeichnete sich als Mahler unter den Römern der tragische Dichter Marcus Pacuvius (starb 131 vor Chr. Geb.), vornehmlich durch sein Gemählde des Hercules in dem Tempel desselben, aus. Auch Arellius und der stumme Quintus Pedius (um die Zeit Christi) lieferten gute Gemählde unter den Römern. Ludius, der unter August lebte, mahlte zuerst Landschaften auf Mauern. Bald nach August verfiel die Mah-

[M]erei unter den Römern. Plinius nennt sie eine zu seiner Zeit dem Untergange nahe Kunst. An Mahlern war zwar kein Mangel, aber die Kunst selbst war ausgeartet, und befand sich in einem Zustande der Niedrigkeit, dem selbst die besondre Vorliebe eines Hadrian und Antonin sie nicht entreißen konnte.

Römische Literatur. Sie zerfällt in vier Epochen: 1. vom zweiten punischen Krieg bis auf Cicero; 2. von da an bis zum Tode Augustus, das sogenannte goldne Zeitalter, wiewohl schon einige frühere Autoren dazu gerechnet werden; 3. von da an bis zu Trajans Tode, das silberne Zeitalter; 4. von diesem Zeitpunkte an bis auf Roms Ueberwältigung durch die Gothen, das eherne Zeitalter. Wir umfassen zuerst die poetische Literatur der Römer, da die Poesie, wie in allen Sprachen, auch hier der Prosa voranging. Ursprünglich war die Poesie in Rom nicht einheimisch; sie war eine künstliche Pflanze, die größtentheils griechischen Mustern, späterhin auch der Rhetorik und der Schule ihr Daseyn verdankt. Die ersten Versuche in der Poesie waren die Atellanen (fabulae Atellanae), ursprünglich von den Oskern entlehnte Schauspiele, die bald in Possenspiele ausarteten, welche die jungen Römer nicht in die Hände der Schauspieler kommen ließen, sondern selbst aufführten. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit den Satyrspielen der Griechen. Auch die folgenden Versuche waren mit wenigen Ausnahmen dramatisch. Livius Andronicus, ein gefangner Grieche aus Tarent, gab zuerst über 500 J. nach Roms Erbauung den Römern die Odyssee, und machte sie zuerst durch lateinische, aus dem Griechischen übersetzte oder nachgebildete Trauerspiele und Lustspiele mit dem dramatischen Reichthume der Griechen bekannt. Ihm folgte Nävius, der auch ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg schrieb, die beiden Tragiker, Pacuvius und Attius, vorzüglich aber Ennius, der erste epische Dichter und Gründer der römischen Poesie, den auch spätere Schriftsteller, besonders Cicero und Virgil, hochschätzten. Er schrieb römische Annalen in achtzehn Gesängen, ein episches Gedicht, Scipio, sechs Bücher Satiren oder Saturen, mehrere Lustspiele und Trauerspiele rc. von denen, wie von den vorigen, bloße Fragmente da sind. Ein Zeitgenosse des Ennius war Plautus, von welchem wir noch einundzwanzig Stücke besitzen. Seine Stärke ist im Niedrigkomischen; er hat glücklichen Witz, Laune und echtkomische Sprache, dabei verschmäht er nicht die derbsten Späße. Dann Cäcilius, von welchem wir aus Titeln und Fragmenten fünfundvierzig Stücke kennen, und Terenz, ein glücklicher Nachahmer Menanders und Anderer, welcher sich durch Wahrheit und Feinheit des Dialogs, durch eine gebildete Sprache, so wie durch planmäßige Anordnung seiner griechischen Charaktergemählde auszeichnet. Diese drei Komiker nahmen die neuere Komödie der Griechen zum Muster (Comoedlae palliatae). Dagegen brachte Afranius nebst wenigen Andern römische Sitten auf das Theater (Comoedlae togatae). Bald nach ihm folgte Lucilius, ein Nachbilder der ältern griechischen Komödie, ein großes Talent zur Satire, deren Schöpfer er unter den Römern ward. Wir sehen aus dem Gesagten, daß die Römer keine ausgezeichnete Schaubühne hatten, und daß ihre Dramen meistens Uebersetzungen oder Nachbildungen griechischer Werke waren. Die Mimen (komische Monodramen) des Laberius und Syrus kennen wir zu wenig, um ihnen einen bedeutenden Rang anzuweisen; doch werden sie gerühmt. Auch die spätern Tragiker aus dem augusteischen Zeitalter, um diese gleich hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen, ein Asinius

Pollio, ein Varius mit seinem Thyestes, ein Ovid mit seiner Medea, werden zwar gepriesen; allein die Ursachen sind leicht zu errathen, warum man im Gegentheil glauben muß, daß die Tragödie auf römischem Boden nie gedeihen konnte. Wir dürfen nur an die im Triumph aufgeführten Könige, die dann im Kerker verschmachteten, an die Gladiatorenspiele und Thiergefechte denken, um dieses erklärbar zu finden. Bei einem solchen Volke konnte man nie eine künstlerische Harmonie, eine aristotelische Reinigung der Leidenschaften, das Ziel der attischen Tragödie, erwarten. Das einzige Probestück der tragischen Poesie aus einer spätern Zeit ist uns in den zehn Trauerspielen des Annäus Seneca aufbehalten, die man aber, wohl nicht mit Unrecht, mehrern Verfassern zuschreibt. Sie sind vielmehr monströse Declamationen, die, ohne alle innere Wahrheit, aus den Schulen der Rhetoren herstammen, und mit ihrem Bombast nur den gröbsten Sinn bestechen können. Lucrez, welcher unter den frühern Dichtern Roms eine ganz neue Bahn betrat, schuf nach dem Systeme des Epikur ein philosophisches Gedicht über die Natur der Dinge in sechs Büchern, welches er mit poetischen Farben reichlich geschmückt hat. Auch er ging von dem Geiste aus, den mehrere wissenschaftliche Gedichte der Griechen athmen. Er ist allerdings ein begeisterter Darsteller der Natur, nicht ohne Originalität, aber auch nicht ohne Härten und Dunkelheit. In einer andern Gattung zeigte sich Catull, nämlich im leichten Liede und in der Elegie, auch in Epigrammen. Er hat oft viel eigenthümliche Feinheit der Empfindung, auch glückt ihm der gefällige Scherz. Indessen nimmt er es, wie die meisten erotischen und satirischen Dichter der Alten, mit der Sittlichkeit des Ausdrucks nicht zu genau, welches im Geiste der damaligen Zeit und in der herrschenden Ansicht vom zweiten Geschlechte seine Entschuldigung findet. Weit reiner und sanfter erscheint Tibull, welchem wir mit Quintilian den ersten Rang unter den Elegikern zuerkennen möchten. Er behandelt die Liebe am wenigsten roh, und zeigt überhaupt wahres Gefühl ohne gesuchte Kunst. — Mit dem Zeitalter des Augustus, welches nun beginnt, offenbart sich in der römischen Literatur ein neuer Geist, da die Freiheit der Republik gänzlich verschwunden war. Augustus selbst und Mäcenas unterstützten die dichterischen Talente. Der erste dieser begünstigten Dichter ist Virgil, welcher in seiner Aeneide ein eigentliches Nationalepos, die Landung des Aeneas und die Gründung seiner Herrschaft in Latium, aufgestellt hat. Wiewohl der Dichter sein eignes Werk selbst vernichten wollte, so ist doch sein Streben zum Großen nicht zu verkennen, indem er nach einem hohen Vorbilde seinen Zeitgenossen eine neue Ilias erschaffen wollte, die freilich nicht so erzwungen werden konnte. Dennoch zeigt er in seiner Darstellung vaterländisches Gefühl, gebildeten Kunstsinn und reine poetische Sprache. Weit gelungener in seiner Art ist das Gedicht vom Landbau. Hier hat er in der Form eines Lehrgedichts und in einer vollendeten Sprache seine Ansichten und Gefühle vom Landleben niedergelegt, nachdem er in einem frühern Versuche der Eclogen oder Hirtengedichte dieselbe Liebe zur Natur und zum Landleben ausgesprochen hatte, wiewohl er dabei oft allegorisirt, indem er, sich von seinem Muster, dem Theokrit, entfernend, bisweilen selbst die Person eines Hirten annimmt. Wenn wir im Virgil den vorzüglichsten epischen und didactischen Dichter der Römer anerkennen, so erscheint Horaz als ein Liebling der lyrischen Muse, als ein Priester der Musen selbst, wiewohl man über den größern oder geringern Grad seiner poetischen Selbstständigkeit bei dem Verluste seiner griechischen Vorbilder

nicht sicher genug urtheilen kann. Doch bewegt sich seine Ode oft ganz
rei im Gebiete der Lebenskunst; dann drückt er die edelsten Empfin-
ungen, wie es einem Römer geziemt, kraftvoll aus. In manchen Oden
st er ganz Patriot, auch athmen manche seiner Lieder eine eigne An-
nuth. Eben so achtungswerth zeigt sich dieser Dichter in einer ganz
ndern Sphäre, nämlich in der Satire, einer den Römern eigenthüm-
ichen Gattung, welche überhaupt den Charakter ihrer Literatur zu be-
timmen scheint. Auch in den meisten Epoden und Episteln stellt er mit
pielender Heiterkeit und gewandter Virtuosität mehr das Ungereimte,
ls das Schändliche dar, wiewohl auch dieses aus seinen Lebensgemähl-
en nicht ausgeschlossen ist. In das augusteische Zeitalter fallen noch
nter den Elegikern, die wir besitzen, Properz und Ovid. Als er-
ter Priester der griechischen Elegie betritt Properz den heiligen Hain
es Callimachus und Philetas, um in hellenischen Chören italische Or-
ien zu feiern; er läßt unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit
och eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen, wenn er auch in Gedan-
en und Ausdruck nicht selten gezwungen ist. Dem Ovid läßt sich das
ruchtbarste poetische Talent und die größte Leichtigkeit der Versification
icht absprechen; nur cokettirt er zu oft mit seinem Ueberfluß, und wir-
ft in seinen elegischen Klagen unmännlich. Das eigenthümlichste sei-
er Gedichte sind die Fasti, oder die poetische Beschreibung der römi-
chen Feste und ihres Ursprungs; das mißlungenste sind wohl seine ein-
ndzwanzig Heroiden. Ovid ist der Schöpfer dieser verrufenen Dich-
ungsart. Diese sogenannten Briefe haben zu viele Einförmigkeit, und
nd zu sehr mit verliebten Klagen angefüllt, um Würde und innere
Wahrheit zu haben; sie sind mehr als rhetorische Spiele zu betrachten.
leber die übrigen Werke dieses Dichters, namentlich über seine Meta-
norphosen und erotischen Poesien s. d. Art. Ovid. Von den andern
Dichtern, die dieser Zeit angehören, ist wenig zu sagen. Einige geschätzte
legiker, wie Pedo Albinovanus, oder Cornelius Gallus,
nd uns fast gänzlich verloren gegangen. Ein Gedicht über den Aetna,
elches dem vom Quintilian gelobten Cornelius Severus beige-
gt wird, hat wenig schöpferische Kraft, und die Lehrgedichte des Gra-
us Faliscus über die Jagd (Cynegeticon), so wie des Mani-
us über die Astronomie behaupten bei gelungenen Einzelnheiten einen
rößern Werth durch ihren Stoff, als durch ihre Form, die, wiewohl
cht zu ihrem Vortheil, an den Alexandrinismus der griechischen Poesie
innert. Das dritte Zeitalter nach dem Tode des Augustus beginnt
it dem Phädrus, einem Nachahmer des Aesop, welcher mehr seiner
Sprache, als seiner Erfindung und Behandlung wegen gelobt zu wer-
n verdient. In dem dunkeln Persius zeigt sich schon der entartete
eist der römischen Poesie. Er sowohl, als der spätere Juvenalis
rechen ihren Unwillen über die Schlechtigkeit ihrer Zeit mit unverhal-
nem Grimm aus, haben aber in so fern mehr moralischen als ästheti-
en Werth. Wenn wir bei den Häuptern dieser spätern Poesie ver-
ilen, bei dem Lucan, welcher durch die Besingung des Bürgerkriegs
ischen Cäsar und Pompejus zum historischen Heldengedicht zurück-
rte, oder bei dem schwülstigprunkenden Statius, welcher eine The-
ide und den Anfang einer Achilleide dichtete, um von den kleinern
dichten zu schweigen, so finden wir einen durchgängigen Mangel an
öpferischer Phantasie und eine Kälte, die sich und uns vergebens mit
etorischen Feuerwerken zu erwärmen sucht. Dabei war ihnen die ei-
ntliche poetische Welt und selbst der Sinn für republikanische Freiheit
ngst untergegangen. Bei so überspannten Naturen, wie die Römer

waren, konnten nur Dichter, wie Statius, oder der Epigrammatiker Martialis (welchem wir übrigens Witz und Reichthum der Erfindung nicht absprechen können) ihr Glück machen. Indessen bewährt Lucan bei allen Fehlern der Anlage und bei einer oft unwürdigen Schmeichelei bisweilen einen überraschenden Adel der Gesinnung, Kraft des Ausdrucks und glückliche Darstellung der Charaktere. Valerius Flaccus, welcher den Argonautenzug nach dem Vorbilde des Apollonius Rhodius besang, zeigt mehr ein Streben, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, als Originalität und Frischheit des Colorits, und Silius Italicus, ein großer Verehrer Virgils, welcher den zweiten punischen Krieg zum heroischen Stoff wählte, gilt bloß als historischer Dichter. — Mit der vierten Periode zeigte sich der Verfall der römischen Poesie immer mehr. Die vierundzwanzig Fabeln des Avienus oder Avianus sind in einem harten geschraubten Style; dagegen zeichnen sich das Gedicht des Nemesian über die Jagd, und die sieben Eclogen des Calpurn wenigstens durch ziemliche Reinheit und Leichtigkeit der Sprache aus. Auson macht in seinen Epigrammen und sogenannten Idyllen, besonders in seinem Gedicht auf die Mosel, gleichsam die Gränzscheide zwischen der alten und neuen Welt; nur Claudian erscheint in dieser ehernen Zeit fast wie ein Wunder. Wenn er auch von rhetorischen und epigrammatischen Auswüchsen, von der Sucht, durch Gelehrsamkeit zu schimmern, nicht frei ist, so steht er doch über seiner Zeit und neigt sich oft zu einem blühenden Kunststyl. Seine Gedichte haben zum Theil gelegentliche Veranlassungen; andre sind kleine Epopöien, unter denen der Raub der Proserpina und eine Gigantomachie, beide unvollendet hervorragen. Auch zwei größere satyrische Gedichte, 47 Epigramme und andre kleine Gedichte zeichnen ihn unter der Menge vortheilhaft aus. Wir schließen diese Reihe mit dem Rutilius Numatianus, welcher seine Seereise nach Gallien in elegischem Versmaße nicht ganz verdienstlos besungen hat, und mit zwei christlichen Dichtern, dem Prudentius und Sedulius, in welchen wir fast nur moderne Klänge und die ersten Keime der Kirchengesänge finden. — In der prosaischen Literatur der Römer, die im Ganzen noch höher zu setzen ist als die poetische, möchten die Beredsamkeit, die Geschichte, die Philosophie und die Rechtsgelehrsamkeit die Hauptfächer seyn, in welchen sie sich ausgezeichnet haben. Nachdem die Römer als Eroberer in die griechische Welt eingetreten waren, nachdem sie den Wissenschaften überhaupt mehr Schutz gewährten und sich besonders von der politischen Wichtigkeit der Redekunst überzeugt hatten, wurden die Griechen, als Lehrer der Beredsamkeit (Rhetoren), als Lehrer der griechischen Sprache und Literatur überhaupt (Grammatiker) den Siegern unentbehrlich, wiewohl sie zwei Mal in dieser Periode aus Rom verbannt wurden. Bald aber kehrte man zu ihnen zurück; man verband die theoretische Anweisung mit frühen Vorübungen oder Declamationen, um sich auf öffentliche Reden vorzubereiten, da die gerichtliche Beredsamkeit immer der Brennpunkt bei den freien Römern blieb. Von ihren Rednern kennen wir Viele bloß dem Namen und dem Ruhme nach, welchen ihnen andre Schriftsteller ertheilen. Dahin gehören Cornelius Cethegus, Tiberius Gracchus, Cotta, Sulpicius, besonders aber Licinius Crassus, Antonius, Hortensius und Cäsar selbst. Das vorzüglichste Verdienst aber als Redner erwarb sich Cicero, von welchem wir nicht allein in neunundfunfzig noch vorhandenen Reden die schönsten Muster der Beredsamkeit besitzen, sondern welcher auch in gediegenen

hetorischen Werken als Lehrer auftrat, und überhaupt an der Grün-
ung der prosaischen Literatur der Römer den entschiedensten Antheil
atte. Im Zeitalter des Augustus, nach dem Tode des letzten Ver-
echters der römischen Freiheit, mußte freilich die freie Beredsamkeit
erstummen; doch waren auch die Werke dieser und der spätern Pe-
iode von jenem alten Geiste mehr oder minder durchdrungen. Als den
etzten Hauch der römischen Beredsamkeit kann man die Lobrede auf
en Trajan vom jüngern Plinius annehmen, welcher sich auch als
erichtlicher Redner zu Rom Ansehn erwarb. Die Schwäche der nun
anz daniedersinkenden Rednerkunst kann man am besten aus Fronto
nd manchen dem Plinius nachgeahmten panegyrischen Versuchen
päterer Redner, namentlich des Claudius Mamertinus, des
Eumenius, Nazarius und des Pacatus Drepanius beur-
heilen. Noch ist Quintilian, ein Zeitgenosse jenes Plinius,
ils die letzte Stütze rednerischer Bildung, theils durch Unterricht, theils
urch eignes Beispiel, zu nennen. Wir haben noch unter seinem Na-
nen 19 größere und 145 kleinere Declamationen oder Uebungsreden.
Größer aber ist sein Verdienst als Rhetor und Grammatiker. In sei-
nen 12 Büchern de institutione oratoria verbindet er mit geschmack-
voller gründlicher Anweisung zugleich die Anführung und Charakteristi-
rung der besten Muster. Früher schon im blühendsten Zeitalter der rö-
mischen Literatur hatten, nächst dem Cicero, Cäsar und Teren-
tius Varro durch ihre grammatischen Schriften mitgewirkt, eine
wissenschaftliche Kenntniß der Sprache zu begründen, und ihr dadurch
eine feste Gestalt zu geben. Varro, der gelehrteste Sprach- und Al-
terthumsforscher seiner Zeit, schrieb ein Werk über die lateinische Spra-
che, welches ursprünglich aus 24 Büchern bestand, von welchen aber
nur noch sechs vollständig übrig sind. In rhetorischer Hinsicht sind
noch die bürgerlichen Rechtshändel (Controversiae) und die Empfeh-
lungsreden (Suasoriae) des Marcus Seneca zu nennen, vorzüglich
aber ein schätzbarer Dialog über die Ursachen der gesunkenen Beredsam-
keit, welcher von den Meisten dem Quintilian zugeschrieben wird.
Spätere Grammtiker, d. h. Lehrer der Sprachkunst und der Literatur
überhaupt, von den Zeiten der Antonine an sind Aulus Gellius,
Censorinus, Nonius Marcellus, Pomponius Festus,
Macrobius, Donatus, Priscianus, Diomedes und Cha-
risius, die theils durch grammatische Belehrungen, theils durch Com-
mentare über ältere Autoren und durch Erhaltung schätzbarer Frag-
mente aus denselben für den Gelehrten sehr wichtig sind. Mit der Li-
teratur der römischen Sprache und Beredsamkeit läßt sich füg-
lich die Literatur ihrer Geschichtschreibung verbinden, weil diese sich mit
ihr und durch sie ausgebildet hat. Die ersten historischen Schriften wa-
ren bloß trockene Verzeichnisse wichtiger Vorfälle, welche durch die An-
nalen der Oberpriester (Pontifices Maximi) auf einer Tafel in ihrer
Wohnung, und durch Verzeichnisse der Consuln nebst den merkwürdig-
sten Vorfällen im Tempel der Moneta (libri lintei) aufbewahrt wur-
den. Fabius Pictor, Albinus Posthumius, der ältere Ca-
to, Cölius, Fannius, Valerius aus Antium und einige Andre
waren die ersten Geschichtschreiber der Römer, jedoch ohne alle histori-
sche Kunst. Erst in der herrlichsten Zeit Roms traten einige große Mei-
ster auf. Wer kennt nicht die Lebendigkeit, die schöne Einfachheit, die
ganz zweckmäßige Schreibart des Julius Cäsar? Besonders merk-
würdig erscheint er in den Nachrichten über den von ihm selbst geführ-
ten gallischen und bürgerlichen Krieg. In Sallusts Sprache findet

man freilich hier und da etwas Gezwungenes; indessen hat er eine große Sorgfalt auf die Erzählung und auf die Schilderung der Charaktere verwendet, und zeigt überall Gedankenreichthum und tiefe Beurtheilungskraft, so daß er nicht zu seinem Nachtheile mit seinem Vorbilde, dem Thucydides, verglichen werden darf. Livius ist, wenn wir die verloren gegangene Universalgeschichte des Trogus Pompejus ausnehmen, der Historiker vom größten Umfang, und verdient in der Erzählung und rednerischen Form (lactea ubertas) vollkommen genannt zu werden, wiewohl ihm Asinius Pollio nach dem Quintilian eine gewisse Patavinität (das Fremdartige seiner Vaterstadt) vorwarf. Seine Geschichte ging von der Ankunft des Aeneas in Italien bis auf das Jahr 744 nach Roms Erbauung, von welcher aber verhältnißmäßig nur wenige Bücher noch übrig sind. Diesen drei Mustern der Geschichtschreibung zunächst steht mit seinen Biographien vorzüglicher Feldherren Cornelius Nepos, wenigstens durch die Reinheit des Ausdrucks. Es ist zu beklagen, daß ein geschichtliches Hauptwerk von ihm untergegangen ist. — Unter dem Drucke des Despotismus entartete jetzt selbst die Geschichte, die von den Römern so wohl angebaut war; dies zeigt die geschraubte declamatorische Sprache des Vellejus, von dem wir einen kurzen Abriß der römischen Geschichte haben, in welchem er sich die niedrigsten Schmeicheleien erlaubt hat. Noch mehr zu tadeln ist Florus. Auch er brachte die römische Geschichte in einen Auszug; doch verirrte sich sein schwülstiger Styl oft zu weit über die Gränzen der Prosa, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Valerius Maximus ist in seinen Erzählungen von denkwürdigen Männern mehr Compilator und Anekdotensammler; Sueton beschränkte sich bei seinen übrigen grammatischen und rhetorischen Arbeiten auf bloße Biographien der Kaiser, die übrigens durch innern Gehalt anziehend sind. Ueber diese Zeit, zu deren Verfall der Philosoph Seneca wohl am meisten beigetragen hat, erhob sich Tacitus durch echtrömische Gesinnung, durch Geistestiefe, und durch jene Kraft des Ausdrucks, welche oft nachgeahmt, aber selten erreicht worden ist. Man kann mit Recht sagen, daß in ihm der Dichter, der Philosoph und der Geschichtschreiber vereinigt erscheinen. Nach dem Traian verschwinden die bedeutenden Schriftsteller, da die griechische Literatur wieder ihre Rechte behauptete, und die römische Geschichte selbst von mehrern Griechen bearbeitet ward. Justin trägt vielleicht die Schuld, daß wir durch seinen Auszug die allgemeine Geschichte des Trogus Pompejus in 44 Büchern verloren haben. Die Unkunde der römischen Geschichte selbst war bei den Imperatoren so weit gekommen, daß Eutrop nach dem Befehl des Kaisers Valens einen kurzen Abriß der römischen Geschichte entwerfen mußte. Vom Aurelius Victor ist wenig zu sagen, und so dürfen wir den Verlust seines Hauptwerks vom Ursprunge des römischen Volks, welches nur bis auf das erste Jahr nach Roms Erbauung geht, nicht zu sehr bedauern. Weit höher steht Ammianus Marcellinus, welcher, freilich in einer barbarischen Schreibart, dem Forscher oft reizende Aussichten öffnet und durch gesundes Urtheil, so wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs, den Leser ergötzt. Desto weniger Lob verdienen die sechs sogenannten Schriftsteller der Kaisergeschichte (Scriptores historiae Augustae), der Spartianus, Capitolinus, Trebellius, Vopiscus, Gallicanus und Lampridius. — Wenn wir oben sagten, daß sich die Römer auch in der Philosophie ausgezeichnet hätten, so ist dieses Lob dahin einzuschränken, daß sie die von den Griechen gemachten Erfindungen zum Theil in einer populären

Sprache verbreiteten, und daß die angesehensten Staatsmänner in der blühendsten Periode Roms Freunde und Verehrer der Philosophie waren. Unter den ältern Römern müssen auch in dieser Hinsicht besonders Lälius, der jüngere afrikanische Scipio und Lucullus rühmlich erwähnt werden. — Von der erhabenen Begeisterung des Lucrez, wiewohl er einem feindseligen System huldigte, von der Lebensphilosophie des Horaz, welcher übrigens den Epicurismus eine tolle Weisheit nannte, ist bereits an seinem Orte gesprochen worden; allein durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen hat sich Cicero auch hier ein unsterbliches Verdienst um die Bildung seines Volks erworben. Er verlor sich zwar nicht in den labyrinthischen Gängen der Speculation, aber er kehrte zu ihr im Glück und Unglück stets zurück, und stellte sie in seiner classischen Sprache dar. Ursprünglich ein Platoniker, ging er doch oft zur Sittenlehre der Stoiker über, oder, wo ihm der zu strenge Ernst derselben mißfiel, zum Aristoteles. Nur Epikur mit seinem System war ihm zuwider, da er dessen Nachtheile für den Menschen, besonders für den Staatsbürger, vollkommen einsah. Zugleich findet man in seinen Werken viel Lehrreiches über die Geschichte der alten Philosophie, z. B. in seinen tusculanischen Untersuchungen. Die Philosophie, wiewohl bisweilen selbst von den Kaisern wie früher vom ältern Cato verfolgt, fand stets ihre Liebhaber in Rom, und fast jede ihrer Schulen zählte Anhänger daselbst; allein sie trat mehr in der mündlichen Unterhaltung, in der Schule und im Leben selbst, als in Schriften hervor. Früher hatte die ältere Akademie und die Schule des Epikur die meisten Freunde gehabt; späterhin flüchteten die unterdrückten Geister zur Stoa, die mit ihren pomphaften Sentenzen selbst auf einige Dichter einwirkte, z. B. auf den Lucan. Der Philosoph Annäus Seneca aus dem Zeitalter des Nero, von welchem wir, außer andern Werken, zwölf philosophische Schriften besitzen, gefiel sich vor Allen in künstlich zugespitzten Sätzen und in blendenden Antithesen. Aus der vierten Periode der römischen Literatur ist nur Apulejus zu nennen. Die bekannteste seiner Schriften ist seine Erzählung vom goldenen Esel. Er war Platoniker, und selbst in dem lieblich erzählten Mährchen von der Psyche finden wir einen Wiederschein platonischer Ideen. — Der Briefstyl steht mit der Beredsamkeit in Verbindung, und so enthält die römische Literatur allerdings auch einige Sammlungen musterhafter Briefe. Die Briefe des Cicero, deren Zahl an das Ungeheure gränzt, sind größtentheils über wirkliche Vorfälle an die größten Männer der damaligen Zeit geschrieben, mit aller Reinheit und Eleganz, jedoch ohne Künstelei. Sie enthalten zuverlässige Materialien zur Geschichte seiner Zeit, und sind gleichsam die letzten Denkmale der Republik. Die Briefe des jüngern Plinius sind mit derselben Feinheit und Eleganz geschrieben, sie machen uns ein liebenswürdiges Bild von dem Verfasser. Doch sind sie fast zu elegant und scheinen weniger einer wirklichen Veranlassung, als einer gewissen Autoreitelkeit ihr Daseyn zu verdanken. Die 124 Briefe des Annäus Seneca an den Lucilius beziehen sich größtentheils auf die stoische Philosophie; sie sind mehr ihres Stoffs als ihrer Form wegen merkwürdig, welche die bekannten Fehler seiner Schreibart nicht verläugnet. Noch sind die Briefe des Symmachus aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts und die des noch spätern Sidonius Apollinaris, der auch als Dichter nicht unbekannt ist, zu nennen. In den ersten erkennt man einen nicht unglücklichen Nachahmer des jüngern Plinius; die letzten dagegen tragen die Schuld ihres Zeitalters, wiewohl sie

durch ihren Inhalt interessiren. — Mit den Dichtern berühren sich die mythologischen Schriftsteller der Römer. Der römische Götterdienst war dem griechischen zwar einigermaßen verwandt, aber keineswegs so völlig einerlei damit, wie Manche annehmen; aber die heroische Mythologie der Griechen war durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte sich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an. So schöpften auch die römischen Mythographen meistens aus griechischen Quellen, und haben daher wenig Eigenthümlichkeit. Den einheimischen Götterdienst der Römer lernt man besser und vollständiger aus ihren antiquarischen und historischen Schriftstellern kennen. Hygin, dessen Zeitalter nicht sicher bestimmt werden kann, hat uns eine Sammlung von 277 mythologischen Erzählungen gegeben, die nicht unwahrscheinlich für Skizzen alter Trauerspiele gehalten werden. Ein Astronomikon Poetikon desselben Schriftstellers erläutert die dichterischen Sternbilder. Eben so ungewiß ist das Zeitalter des Fulgentius, von welchem wir drei Bücher mythologischer Fabeln haben. Und so wäre denn auch dieser Kreis geschlossen, wenn wir etwa den Lactantius Placidus aus einem sehr späten Zeitalter hinzusetzen, welcher einen Auszug aus Ovids Metamorphosen geliefert hat. Am schicklichsten läßt sich hier noch Petron, ein Zeitgenosse des Nero, anführen, weil auch er durch sein Satyrikon, in welchem er das Sittenverderbniß seines Zeitalters mit Witz und Lebendigkeit darstellt, und durch eigene eingewebte poetische Versuche mit den Dichtern zusammenhängt. — Auch als Mathematiker, Geographen, Aerzte und Oekonomen empfahlen sich die Griechen den Römern. In der Mathematik hatten sie zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde den Grund gelegt, und die Medicin gab ihrem Erfindungsgeiste einen weiten Spielraum. In allen diesen Gattungen, wenn man die ökonomischen Kenntnisse ausnimmt, erwarben sich die Römer kein eigenthümliches Verdienst. Unter den mathematischen Schriftstellern ist Vitruv der Zeit wie dem Werthe nach der Erste. Er war selbst Architekt, und so ist sein Werk über die Baukunst noch immer sehr schätzbar. Frontin behandelte die Wasserleitungen, Vegetius das Kriegswesen (da die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst bei den Römern besonders Beifall finden mußte) und nach ihm schrieb Firmicus Maternus eine Mathesis in acht Büchern, die aber eigentlich Astrologie ist, wie ein Werk des Julius Obsequens über die Wunderzeichen. — Als Geographen sind Pomponius Mela und Vibius Sequester zu nennen. Der letzte lieferte ein nicht uninteressantes Namensverzeichniß der Flüsse, Seen, Berge, Wälder &c. Auch Tacitus, der Beschreiber des alten Germaniens, bleibt hier Tacitus. — Die Aerzte wurden erst seit dem Cäsar und Augustus bei den Römern geachtet. Die acht Bücher des Celsus von der Medicin, welche nur einen Theil einer großen Encyclopädie ausmachen, sind ihres Inhalts und ihrer Schreibart wegen sehr bedeutend. Aemilius Macer und Aulus Apulejus (von dem vorigen verschieden) schrieben über die Kräfte der Kräuter. Vom Scribonius Largus und Marcellus Empiricus besitzen wir unbedeutende Schriften über die Arzneimittel, und vom Serenus Sammoniacus, einem Günstling des Kaisers Severus, sogar ein medicinisches Gedicht. — Mehrere ökonomische Werke der Römer sind uns verloren gegangen. Unter dem Namen des ältern Cato besitzen wir ein Werk vom Ackerbau. Wichtiger sind die drei Bücher des gelehrten Varro über die Landwirthschaft, die überhaupt viel Be-

lehrendes enthalten. Auch die Werke des Columella und Palladius über die Landwirthschaft, die zum Theil eine dichterische Einkleidung gewählt haben, sind mit Ruhm zu nennen. Der berüchtigte Schwelger Apicius, welchem man ein schlecht geschriebenes Werk über die Kochkunst beilegt, findet hier wohl am schicklichsten seinen Platz. — Noch sind einige Schriftsteller übrig, die man, wie jenen Varro, Polyhistoren nennen möchte. Außer dem Celsus schrieb der ältere Plinius eine Naturgeschichte, in welcher er zugleich die Kosmographie und Geographie, die Medicin und Kunst mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, doch in gezwungener Schreibart, behandelt. Er hat uns an einem Beispiele gezeigt, was die Römer mit ihren unermeßlichen Hülfsmitteln für die Erweiterung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können. Einen Auszug daraus machte Solinus. Endlich schrieb Marcianus Capella im 5ten Jahrhundert in einer barbarischen Sprache eine Art von Encyclopädie in neun Büchern unter dem Titel Satirikon (wegen ihres gemischten Inhalts), in welcher er mehrere Wissenschaften mit ihren vornehmsten Lehrsätzen behandelt. — Bei einer Uebersicht der römischen Literatur finden wir, daß die eigentliche Blüthe derselben nur kurz gedauert, nämlich vom Cicero an bis auf den Tod des Trajan, daß die Prosa eine höhere Stufe erreicht hat, als die Poesie, in welcher der Erfolg nach den Gattungen verschieden war, und daß bei allem Guten, was man von römischer Kunst und Wissenschaft sagen muß, die Griechen den Römern an Zahl sowohl als an innerer Vollendung überlegen sind. Vielleicht hätte ihre Literatur, wenigstens die Poesie, einen höhern Schwung genommen, wenn sie weniger Nachahmer gewesen und mehr in der ursprünglichen Idee von Rom einheimisch geblieben wären. Nur in der Rechtsgelehrsamkeit behauptet die römische Literatur zu ihrem Ruhme einen ganz eigenthümlichen Charakter, welcher sich auch bis in die spätesten Zeiten erhalten und sich allen gebildeten Nationen der modernen Welt mitgetheilt hat. Doch dieser Theil der römischen Literatur bleibt billig einem eignen Artikel vorbehalten. bb.

Römisches Recht. Bei der neuen Schöpfung germanischer Staaten wird den Regenten derselben gewiß das heilige Bestreben inwohnen, ein der Menschheit würdiges bürgerliches Recht zu schaffen. Ein solches kann bloß aus einer Amalgamation reiner practischer Vernunft mit Sätzen der Erfahrung hervorgehen. Die Stimme der erstern reicht so weit als es möglich ist, das Coexistenzialverhältniß mit Nothwendigkeit zu begründen; hier kann bloß deutsche Weisheit benutzt werden. Denn keiner andern Nation ist es gelungen, die Synthesis des Vernunftrechtlichen so rein zu construiren, als den Philosophen Germaniens. Die hieran zu passende Erfahrungskenntniß hingegen besteht größtentheils in psychologischen Wahrnehmungen über die Handlungsweisen der Menschen, und findet sich in den Rechten des colossalen Römerreichs musterhaft logisch ausgebildet vor. Daher ist das Gesetzbuch von dieser Seite durch die Vorarbeiten der Römer zu ergänzen. Nicht also bloß für den Geschichtsforscher und practischen Juristen, sondern auch für den Gesetzgeber, wiewohl für jeden nach seinem Berufe, muß das römische Recht ein hochwichtiger Gegenstand seyn. 1. Der Geschichtsforscher durchgeht die weite Zeit des Römerreichs, er zeigt, wie das Recht unter den Königen, in der Republik und unter den Kaisern beschaffen war; jede Periode hat für ihn gleiches Interesse. a) Unter den Königen zeichnet sich der Nationalcharakter der Römer durch Steifheit und Strenge aus, das Land derselben war eigentlich eine einzige

Stadt, der rechtliche Zustand höchst particulär. Die Könige sprachen dem Volke das Recht, und ihre Aussprüche hatten Gesetzeskraft. b) Mit dem Beginnen der freien Republik änderte sich diese Lage der Dinge. An die Stelle der Könige traten Consuln, aus dem Gebiete der Stadt ward ein orbis romanus, und aus dem rohen Volk ward ein verfeinertes, verderbtes. Das Privatrecht der Römer erhielt hier sein Fundament durch die zwölf Tafeln, an welche sich das durch die Edicte der Prätoren und die Theorien der Juristen begründete Gewohnheitsrecht anschloß. Die Comitialgesetze hingegen betrafen immer mehr das öffentliche Recht, und vor den Zeiten des Tiberius gingen nur wenig Senatsschlüsse das Privatrecht an. c) Als im Römerreiche, zur Zeit, wo die Cultur den höchsten Gipfel erreicht, unter dem Namen eines Augusts oder Cäsars Monarchen auf lebenslang auftraten, da bildete sich in den Constitutionen allmählig eine neue Rechtsquelle aus. Vorzüglich zeichnen sich die erstern Jahrhunderte der kaiserlichen Regierung durch die reiche Ausbeute der Juristen aus, welche nunmehr den kräftigen Stoff Rechtens immer mehr und mehr wissenschaftlich zu verarbeiten anfiengen; dahingegen man in den letzten Jahrhunderten sich mehr bemühte, die so fast bis über das Maß menschlicher Fassung angeschwollene Jurisprudenz zu fixiren. Der erste Versuch der Art geschah durch das Citirgesetz Valentinians III., worin bestimmt war, welche Schriften der ältern Juristen unter der großen Menge derselben in den Gerichten citirt und zur Entscheidung der vorkommenden Rechtsfälle den Gesetzen gleich gebraucht werden sollten. Ein zweiter bestand in Sammlungen von Constitutionen nach Gestalt eines Codex. Ein dritter waren zwei im sechsten Jahrhunderte nach Christus fast zu gleicher Zeit veranstaltete Compilationen des praktischen römischen Rechts. Die erste die der Westgothen in Toulouse (breviarium Alarici), die zweite die der Griechen in Neu-Rom oder Constantinopel unter Justinian I. 2. Den practischen Juristen interessirt zunächst die erwähnte Compilation Justinians, welche man gewöhnlich unter dem Ausdrucke römisches Recht im engern Sinne versteht, und die im dreizehnten Jahrhundert die Benennung Corpus juris civilis erhielt. Sie besteht aus folgenden Werken: a) aus den Institutionen, einem kurzen, am 21sten Nov. 533 bekannt gemachten, am 30sten Dec. aber erst mit gesetzlicher Kraft beliehenen Lehrbuche, vorzüglich des Privatrechts, nach einem sehr einfachen und faßlichen System; b) aus den Pandecten, welche ein weitläuftiges System des ganzen römischen Rechts, zusammengesetzt aus den Schriften der classischen Rechtsgelehrten, enthalten, am 16ten Dec. 533 bekannt gemacht worden sind und am 30sten Dec. gesetzliches Ansehen erhalten haben (s. d. Art.); c) aus dem Codex repetitae praelectionis (im Gegensatze eines frühern von 529), d. h. einer Sammlung kaiserlicher Gesetze seit Hadrian, ebenfalls eingefügt in ein System des ganzen römischen Rechts, ähnlich dem der Pandecten und promulgirt den 16ten Nov. 534; d) aus den Novellen, d. h. neuen, größtentheils in griechischer Sprache abgefaßten Gesetzen, welche Justinian erst nach Vollendung dieser Sammlungen zur Verbesserung des darin enthaltenen Rechtssystems in den Jahren 535 — 559 zu geben für gut fand (s. d. Art.). Der Anhang, welcher zu diesen vier Theilen hinzukommt, rührt nicht von Justinian her, und hat weder practischen noch großen historischen Werth. Bei der Wiedereroberung Italiens hatte Justinian jene Sammlungen dahin geschickt, und sie durch ein Edict sowohl in den Gerichtsbrauch als in die Hörsäle der Rechtsschule zu Alt-Rom eingeführt, wo sich solche unter der Herrschaft der

Longobarden und der fränkischen Könige erhielten. Als endlich im zwölften Jahrhundert die Wissenschaften in Italien wieder aufzublühen begannen, so erwachte auch die Liebe für diesen Zweig alter Weisheit. Talentvolle Männer, von ihren Erläuterungen zu dunkeln Stellen Glossatoren genannt, trugen dieses Recht auf den neu gestifteten Universitäten vor und fanden, indem sie die practische Seite desselben herauszuheben wußten, viele Zuhörer, worunter auch Deutsche waren, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, viel mit dazu beitrugen, daß dieses in Theilen daselbst schon bekannte Recht von den Schöffen in ihren Weisungen immer mehr und mehr benutzt wurde, bis endlich Kaiser und Reich 1495 bei Errichtung des Reichskammergerichts allen Beisitzern die Beobachtung des römischen Rechts zur Pflicht machten. 3. Der Gesetzgeber hingegen, welchen das wirklich Geltende nicht binden darf, spürt in dem Schacht des römischen Rechts bloß dem edlen und echten nach. Wird dieser daher die neuesten in den justinianischen Rechtssammlungen enthaltenen Verordnungen der christlichen Kaiser seinem Werke einverleiben? Etwa die Zeitbestimmungen oder sonstigen mehrmals geänderten Schranken für Usucapion und Verjährung von Klagen und Einreden? die willkürlichen Zinsgränzen, über welche Justinian selbst zum Theil nicht mit sich einig werden konnte? die nicht gleichförmigen Festsetzungen über Emphyteuse? die mancherlei, oft mit so ausgesponnener Ruhmredigkeit angekündigten Privilegien der Bürger, des Fiscus und einiger Testamente? die neuertheilten Pfandrechte beim Concurse? die justinianische Ordnung bei der gesetzlichen Erbfolge? die neuen Aftererbeseinsetzungen? Die Verfällungen der Erbschaft auf Erben? die allgemeinen Eide für Gefährde? die Anstandsverträge? Die Klage wegen Verletzung über die Hälfte, und manches andere diesen ähnliche? gewiß nicht. Wohl aber wird er die Lehren vom Eigenthume, von den Dienstrechten, die Lehren von der Auslegung der Verträge, der Testamente, der Servituten, der Rechtssprüche, so wie von den Bedingungen und andern Nebenbestimmungen der Verträge und Testamente, die Lehre von der Ausübung der Rechte, vorzüglich des Eigenthums und der Dienstrechte oder vom Besitze u. s. w. mit wenigen Abweichungen zu den Seinigen machen können. Denn auf diese hat eben so wenig gesetzgeberische Willkühr als besondere politische oder sittliche Verfassung Einfluß gehabt. In ihnen weht der freimüthige Geist der Geschlechter eines Cato, Scipio, Cicero, Julius Cäsar u. A.; ein Geist, den sich die hierarchisch-feudalisch beherrschten deutschen Stämme nicht haben geben können. Nur dem Römer gelang es, von der heiligen Sphäre des Eigenthums die nachtwandelnde Polizei zu entfernen, die Freiheit des Handels und Wandels aufrecht zu erhalten. Hiermit sind die wilden Zweige, welche sich aus der Zeit des Barbarismus in den deutschen Rechten fortgepflanzt haben, unvereinbar. Die deutschen Fürsten wissen dies. Schon ist durch den wiener Vertrag vom 8ten Juni 1815 die Aufhebung der Nachsteuer durch ganz Deutschland verheissen. Andere Auswüchse wird die Bundesacte selbst vernichten. — Möchten doch die erhabenen Monarchen vor allen die Investitur bei Alloden einer Revision unterwerfen! Nur durch eine solche Reformation können die Manen deutscher Heroen, die jetzt unter den Schlachtfeldern zürnen, besänftigt werden. Ce.

Römische Sprache. Die altlateinische und römische Sprache sind verschieden. Aus der ersten, deren Spuren man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln findet, und die bald so veraltet war, daß man zu Cicero's Zeiten die Gesänge der Salier (Priester des Mars)

nicht mehr verstand, bildete sich nach der Einführung der zwölf Tafelgesetze, nicht ohne Einfluß der griechischen Sprache, die römische. In Rücksicht ihrer Mundarten theilte sie sich in den sermo urbanus, rusticus und peregrinus. Die erste Mundart war in Rom selbst, die zweite auf dem Lande, die dritte in den Provinzen gewöhnlich. Wenn wir noch die Origines des ältern Cato besäßen, würden wir über die ältesten Bewohner Italiens, also auch über die Entstehung der lateinischen Muttersprache mit Gewißheit entscheiden können. Jetzt ergibt sich aus den zerstreuten Nachrichten der Alten nur so viel, daß die Oenotrer, die arkadischen, oder vielmehr pelasgischen Ursprungs gewesen seyn sollen, die Ausoner (unter diesen die Osker und Volsker), die Sabeller oder Sabiner, die Tyrrhener (Tusker, Hetrusker), von denen die Zeichendeuterei und das Priesterthum bei den Römern ausging, endlich die Umbrer als Hauptvölker Italiens anzunehmen sind, denen sich die alten Latiner oder die sogenannten Aboriginer anschließen. Mit diesen verbanden sich die Trojaner unter dem Aeneas, deren Zahl aber zu unbedeutend war, um einen entschiedenen Einfluß auf die lateinische Sprache zu gewinnen, wiewohl die Herrschaft an die Fremden kam. Wichtiger sind in dieser Hinsicht die griechischen Colonien von Achäern, Lokrern und Doriern, die im mittlern und untern Italien wohnten, und ihre Bildung, selbst den bürgerlichen Gebrauch ihrer Sprache, über ihre Gränzen hinaus in Italien verbreiteten. Nothwendig mußte Vieles davon in die lateinische Sprache übergehn. Außer der altlateinischen Sprache findet man das Etruskische, das Oskische und Volskische erwähnt, welches wohl nur verschiedne Dialecte gewesen seyn mögen. Das Oskische erhielt sich später noch in den sogenannten Atellanen. — Mit der Eroberung von Süditalien und Sicilien, von Macedonien und Achaja mußte die griechische Sprache den Römern immer bekannter, und so der Einfluß der griechischen Sprache auf die Bildung der römischen noch bedeutender werden. Auch finden wir in der Ableitung vieler Wörter sowohl, als in der Wortfügung dieser Sprache häufige Spuren griechischer Abkunft, und gerade die ältesten römischen Autoren, z. B. Plautus, Terenz, Lucrez, selbst Catull, haben viele Gräcismen. bb.

Romulus, der Gründer und Stifter Roms und dessen erster König. Wie bei allen großen Männern des weit entlegenen Alterthums, ist auch die Geburt und Abkunft des Stifters des Römerreichs mit mystischem Dunkel umgeben. Seine Mutter, Rhea Sylvia, war eine Tochter des Numitor, Königs von Alba, und eine von den Priesterinnen der Vesta, die, der Göttin heiliges Feuer unterhaltend, in strenger Keuschheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihrem Oheim Amulius, der ihren Vater des Throns beraubt hatte, zum Dienst der Vesta bestimmt worden, damit keine unwillkommne Nachkommenschaft von ihr den Usurpator des geraubten Thrones wieder verlustig machen könne. Dennoch machte die Folge den Plan des ehrgeizigen Amulius zu Schanden. Die königliche Jungfrau vergaß des Gelübdes der Keuschheit, und ein Zwillingsbrüderpaar war die Frucht ihrer geheimen Liebe. Um der furchtbaren Ahndung zu entgehen, die das Gesetz über die ihre Pflicht vergessenden Vestalinnen aussprach, gab Rhea Sylvia vor, der Kriegsgott Mars sey Vater ihrer Kinder. Diese List rettete die Mutter, ein günstiges Geschick ihre Kinder. Auf Amulius Befehl wurden die Zwillinge in eine wilde Gegend an den Ufern der Tiber ausgesetzt, damit sie eine frühe Beute des Todes wür-

den. Hier soll, der Sage nach, eine Wölfin sie gefunden und so lange gesäugt haben, bis der Zufall einen gutmüthigen Landmann, Faustulus mit Namen, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog. Bei ihm verlebten Romulus und Remus ihre Jugendzeit unter den Beschäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes. Als in der Folge der jüngere, Remus, einst von den Dienern des Amulius gefangen wurde, sammelte sein beherzter Bruder eine kleine Schaar unternehmender Gefährten, mit der er so glücklich war, da unterdeß seine und seines Bruders vornehme Abstammung bekannt geworden, nicht allein seinen Bruder zu befreien, sondern auch dem Amulius den unrechtmäßig besessenen Thron zu entreißen, und seinen alten Großvater Numitor wieder einzusetzen. Nach Vollendung dieser That beschloß Romulus in Verbindung mit seinem Bruder, selbst eine Stadt zu gründen, und den Platz dazu sollen ihm bei einem feierlichen Opfer die Götter durch den Flug von sieben Adlern angezeigt haben. 752 Jahre vor der Geburt Christi, nach Andern 754 Jahre war es, als solcher Gestalt Rom erbaut wurde. — Die Einigkeit, die aber bisher unter den beiden Brüdern geherrscht, endete bei diesem Unternehmen; der Ehrgeiz oder der Jähzorn des Romulus ließ ihn seine Hand mit Bruderblut beflecken, und Remus fiel unter seinen Streichen nach der Angabe der mehresten Geschichtsforscher; einige andere aber lassen ihn sich flüchten vor dem Zorn des Bruders, über die Alpen gehen und den Stifter von Rheims werden. — Um seine Stadt zu bevölkern, reichte der kleine Haufen Getreuer, die dem Romulus hieher gefolgt waren, bei weitem nicht hin, und der Gründer der Jahrtausende lang weltbeherrschenden Roma sah sich genöthigt, um seiner Stadt Einwohner zu verschaffen, sie zu einem Asyl für jeden heimathlosen Flüchtling zu machen. Männer wurden zwar dadurch gewonnen, an Frauen fehlte es aber bald den römischen Bürgern, und ihre freundlichen Bemühungen um die Töchter der Nachbarstädte wurden von den auf die Gründung und den Wachsthum der neuen Stadt eifersüchtigen Vätern der Verlangten zurückgewiesen. Da entschloß Romulus sich zu einem Gewaltstreich, um seinem Volke Frauen zu verschaffen. Er veranstaltete ein religiöses Volksfest, und lud dazu die Sabiner (vergl. d. Art.) mit ihren Frauen und Töchtern ein. Sie kamen unbesorgt, aber mitten im Feste wurden die Unbewaffneten überfallen, die Frauen und Mädchen ihnen entrissen, und jeder Römer eilte, sich mit einer Hausgenossin zu versehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen. Es kam zum Krieg zwischen beiden Völkerschaften, das Flehen der Entführten stiftete aber endlich Friede, und Rom gewann durch die Vereinigung mit dem Volke der Sabiner bedeutenden Zuwachs. Mehrere glückliche Kriege, die stets mit Volks- und Länderanwachs für den jungen Staat endeten, befestigten seine Fortdauer, und in dem sieggekrönten Muth der ersten Römer verkündete sich bereits das Glück und das Gewicht, das diese Stadt einst erlangen sollte. Romulus herrschte als König streng und gewaltig, zu streng vielleicht für seine sich ihm freiwillig unterworfenen Unterthanen, und sein plötzliches Verschwinden erregt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er durch die Hand Eines derselben fiel. Der Sage nach soll er gen Himmel zu der Schaar der Götter gestiegen seyn, nachdem er sein Werk vollendet, die ewige Stadt gegründet hatte; und bis zur Annahme der christlichen Religion verehrte in eignen Tempeln das dankbare Rom die Gottheit seines Gründers. Möglich ist auch, daß er vom Blitz erschlagen wurde, denn sein Verschwinden soll während eines Gewitters geschehen seyn, das

herauszog, als er sich außerhalb der Stadt bei den Sümpfen von Caprea befand, um sein Heer zu mustern. Romulus hatte ungefähr 37 Jahre regiert, einige 50 gelebt, und die zwar rohen, aber für die Umstände passenden Verordnungen und Gesetze, die er seinem Volke gab, zeugen von seiner Herrscherfähigkeit. Sein Nachfolger in der königlichen Würde war Numa Pompilius (s. d. Art.), der mit Recht als der zweite Stifter Roms betrachtet werden kann, da er es war, der ihm feste Gesetze und Götter gab. Als Romulus starb, soll Rom nach einer kurz zuvor von ihm veranstalteten Zählung zwischen drei und viertausend wehrhafte Männer gehabt haben.

Rondeau, s. Ringelgedicht.

Ronsard, eigentlich Roussard, (Pierre du), wurde geboren zu Poissonière 1524 und war Frankreichs erster neuerer Odendichter von Bedeutung, der seine Werke in der damals noch sehr uncultivirten Landessprache schrieb. In seiner Jugend wurde er als Page von dem Herzog von Orleans an den König Jacob von Schottland übergeben, wo Ronsard einige Jahre blieb. Als er in der Folge nach Frankreich zurückkehrte, wurde er von seinem Beschützer (Orleans) angestellt und folgte bald darauf dem bekannten Lazarus Baïf zum Reichstage nach Speier. Durch diesen wurde ihm auch der Geschmack an den schönen Wissenschaften mitgetheilt, und Ronsard studirte nun eifrig die alten Dichter; er selbst aber wurde bald von seinen Landsleuten als der Fürst der Dichter anerkannt. Die Könige Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. erkannten und ehrten sein Verdienst, und die Stadt Toulouse schenkte ihm, hingerissen von Bewunderung, eine massive silberne Minerva von bedeutendem Gewicht, die der Dichter wieder seinem König Heinrich II. verehrte. Auch die schottische Maria ehrte und achtete Ronsard und beschenkte ihn mehrmals. So ausgezeichnet damals Ronsards Talent erhoben wurde, so sehr ist es von neuern französischen Kritikern, besonders von Malherbe herabgesetzt worden; aber mit Unrecht, denn sie beachten nicht die Zeit, in der Ronsard lebte, und die Rohheit der damaligen Sprache. Man hat von ihm Oden, Hymnen und Schäfergedichte. Ronsards Eitelkeit, die oft ins Lächerliche und Uebertriebne fiel, hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen Nachruhm zu schmälern. Als er 1585 starb, begleitete seinen Leichnam das ganze Parlament, und der Cardinal Duperron sprach die Leichenrede.

Roquelaure (Gaston Jean Baptiste, Marquis und Herzog von), war Pair von Frankreich und Ritter mehrerer königlichen Orden. Früh in Kriegsdienste getreten, wurde er 1642 in der Schlacht bei Hannecourt verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung wohnte er als Maréchal de Camp den Belagerungen von Gravelines (1644) und von Courtrai (1644) bei. Zum Generallieutenant erhoben ward er zum zweiten Mal bei Bourdeaux verwundet. König Ludwig XIV. ernannte ihn hierauf zum Herzog und vertraute ihm das Gouvernement von Guienne an. Roquelaure war ein sehr geistreicher und witziger Mann, und eine Menge seiner oft scharfen Repliquen und Scherze haben seinen Namen in Frankreich fast berühmter gemacht, als die Dienste, die er seinem König widmete. Eine Sammlung seiner Einfälle erschien in der Folge unter dem Titel: Momus français, aber sie enthält so vieles Platte und Gemeine, daß man ihr deutlich ansieht, sie sei aus anderen als der vorgeblichen Quelle entsprungen. Roquelaure starb 1683 zu Paris.

Rosa (Salvator), einer der berühmtesten Mahler und Kupferste-

cher Italiens, zugleich auch ein geachteter satirischer Dichter, war der Sohn eines Landmessers, und zu Renella im Königreich Neapel 1615 geboren. Einen Theil seiner Jugend soll er unter Räubern verlebt, und die rauhen, wilden Gegenden, die er mit seinen Genossen durchstreifte, und in denen er sich mit ihnen verbarg, sollen ihm den Stoff zu seinen schauerlich romanhaften Schilderungen gegeben haben. Die grauenvollsten Wildnisse, vor denen auch der muthigste, kräftigste Mensch unwillkürlich zurückbebt, waren ihm die willkommensten, und er füllte sie mit Gruppen von Schäfern und Räubern, von Soldaten und Banditen aus, wodurch sie so charakteristisch und anziehend wurden. Wenn auch seine Zeichnungen nicht immer gleich correct waren, so herrscht doch in ihnen viel Leben und eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit. Nicht das Liebliche und Sanfte, bloß das Schauerlichwilde, das Entsetzliche sprach ihn an, und nach seinen mahlerischen Darstellungen hätte man auf ein finsteres, melancholisches Gemüth schließen müssen. Aber Rosa war ein fröhlicher Mensch, reich an Witz und einer lustigen satirischen Laune. Die letztere offenbarte sich auch in zwei seiner Gemählde, von denen das eine die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, das andere aber die Göttin des Glücks darstellt, wie sie ihre Gaben an Unwürdige vertheilt. Dadurch zog er sich wichtige Feinde zu, weßhalb er sich von Rom nach Florenz begab, wo er sich durch mehrere Werke den Beifall des damaligen Herzogs erwarb. Er kehrte nachmals wieder nach Rom zurück, aber seine bittern Spöttereien über mehrere seiner Kunstgenossen, besonders über Bernini, vermehrten die Anzahl seiner Gegner, wiewohl er auch durch seine geselligen Talente und manche liebenswürdigen Eigenschaften sich viele Freunde erwarb. Sehr übel empfand er es, als er wegen seines beißenden Witzes von der römischen Akademie ausgeschlossen wurde. Als diese Akademie nachher einem Künstler, der nebenher Chirurgie trieb, den Zutritt verweigert hatte, behauptete er, „das sei sehr unrecht, denn man bedürfe durchaus eines Wundarztes, um alle die Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemählden verrenkt hätten, wieder einzurichten.“ Selbst auf seinem Todbette verließ ihn seine Schalkhaftigkeit nicht. Mit seiner Aufwärterin hatte er bis an sein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müsse sie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen wolle. „Meinethalben,“ antwortete Rosa, „wenn man doch ohne Hörner nicht hineinkommen darf.“ Er starb 57 Jahre alt, zu Rom. Von seinen Gemählden sind von englischen Künstlern sehr viele in Kupfer gestochen. Die beste Ausgabe seiner Satiren erschien zu Amsterdam (1769 in 4).

Rosalie nennt man in der Musik, wenn ein kleiner Satz von wenigen Tacten, anstatt mit andern Gängen abzuwechseln, unmittelbar in allen seinen Stimmen auf eine höhere oder tiefere Stufe versetzt wieder erscheint. Die Wiederholung in der Octave wird nicht dahin gezählt, weil hier keine wahre Transposition in andere Intervalle Statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz im Grunde derselbe bleibt. Man darf auch mit den Rosalien nicht die contrapunktischen Nachahmungen verwechseln, wobei keine Versetzung aller, sondern nur einer und der andern Stimme Statt hat, und die harmonische Form immer verändert erscheint. Man mißbilligt die Rosalien (welche in ältern Musiken öfter vorkamen), weil sie Armuth an Erfindung verrathen, viel Einförmigkeit mit sich führen, und in der Harmonie statt der schönen Modulation in sanften Uebergängen, einen auffallenden Sprung in eine andere Tonart enthalten. Sie können nur in seltenen Fällen, wo

etwa Ueberraschung oder etwas Komisches oder eine Steigerung der Empfindung oder ein scharfer Contrast auszudrücken ist, erlaubt werden.

Roßbach, ein zwischen Merseburg und Weißenfels gelegenes Dorf, an dem Flüßchen Geißel, berühmt geworden durch die daselbst im Laufe des siebenjährigen Krieges am 5ten Nov. 1757 gefochtene Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen und der combinirten Reichsarmee, in welcher die erstern unter Anführung ihres Königs Friedrichs II. einen vollständigen und glänzenden Sieg über die letztern gewannen. (S. Siebenjähriger Krieg.)

Röschlaub (Andreas), wurde zu Lichtenfels den 21sten Oct. 1768 geboren, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht in seinem Geburtsorte, kam 1779 auf das Gymnasium zu Bamberg und fing im Jahre 1787 im Herbste an, sich der Medicin zu widmen. Nachdem er auch die Universität Würzburg besucht hatte, wurde er den 15. Juli 1795 in Bamberg zum Doctor promovirt. Im J. 1796 ward er außerordentlicher, im Jahre 1798 eben daselbst ordentlicher Professor der Therapie, so wie zweiter Lehrer am dasigen allgemeinen Krankenhause, und im Frühlinge 1802 ging er als ordentlicher Lehrer der Medicin, Hospitalarzt und Director der medicinisch-klinischen Schule auf die neu errichtete Universität Landshut, wo er noch lebt. — Schon während seiner Studienjahre in Bamberg machten John Browns Elemente der Medicin einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn, daß er diese Lehre seit dieser Zeit nicht nur begünstigte, liebte, sondern recht eigentlich in ihr lebte. Ja man kann ihn als den rüstigsten Verfechter derselben ansehen. Er war einer der ersten, der sie in Hörsälen und Schriften predigte, von ihr das so lang ersehnte Licht in der Arzneiwissenschaft erwartete, sie aber freilich nicht rein, sondern an vielen Orten modificirt darlegte. In diesem Geiste hielt er seine akademischen Vorträge, die sehr häufig besucht wurden, weil die Lehre vorbereitete Geister fand; in diesem Geiste sind auch seine zahlreichen Schriften geschrieben, die vorzüglich bei ihrer Erscheinung mit großer Liebe aufgenommen und sehr schnell verbreitet wurden. Der Fall der Erregungstheorie, die in wissenschaftlicher Hinsicht der bei weitem über ihr stehenden vielseitigen naturphilosophischen Ansicht, und im practischen Wirken dem wieder auflebenden rationellen Empirismus Platz machen mußte; ferner die Streitigkeiten, in die er mit sehr geachteten Gelehrten gerieth, und die nicht immer mit würdiger Humanität geführt wurden; seine Hinneigung endlich zu mystisch-religiösen Ansichten, die denn doch in der That in einer empirischen Doctrin schlechterdings keine Ausbeute geben können: alle diese Umstände verdunkelten seinen Ruhm in der neuesten Zeit und brachten ihn in der gelehrten Welt beinahe in Vergessenheit, als er in einer Vorrede zu Ringseis später anzuführenden tentamini und einem Sendschreiben an Dr. Marcus über den Typhus Werke versprach, die das Ganze der Medicin umfassen sollen. Bis jetzt sind folgende erschienen: 1. Fragmentum de febri, Bamberg 1795, 56 S. 8. (seine Inauguraldissertation); 2. Grundlinien der medicinischen Theorie nach John Brown, in Marcus Prüfung des brownischen Systems 1. St. S. 1—36; 3. Ueber die wahre und falsche Schwäche der Aelteren und Browns directe und indirecte Schwäche mit einem Blick auf die vermehrte Stärke; von der Diät in Krankheiten u. s. w. in Weikards Magazin der verbess[illegible] Arzneik. 1. B.; 4. Untersuchungen über Pathogenie, 2 Bde. Frkft. 1[illegible]7, 98, 8. 2te veränderte Auflage, 3 Bde. ebendas. 1800, 1801; 5. Von dem Einflusse der brownischen Theorie in die practische Heilkunde, Würzburg 1798, 8.;

6. Magazin zur Vervollkommnung der Medicin, 10 Bde. Frankfurt 1798—1808; 7. Commentatio de scholae clinicomedicae fine ac requisitis cum pos. med. Bamberg 1800, 8.; 8. Lehrbuch der Nosologie, Bamberg 1801, 8. Wien 1801 und 2, 8. (Nachdruck); 9. Ueber Medicin, ihr Verhältniß zur Chirurgie, nebst Materialien zu einem Entwurfe der Polizei der Medicin, Frankfurt 1802, 8.; 10. Untersuchungen über den Nutzen einer wohleingerichteten med. klinischen Schule, Landshut 1803, 8.; 11. Hygiea, eine Zeitschrift für öffentliche und private Gesundheitspflege von Oeggl und Röschlaub, 4 Hefte, Frankfurt 1803—5, 8.; 12. Avis an das bayersche Publicum, in welchem er eine durch landshutische Magistratspersonen offenbar veranlaßte grobe Pasquillirung höchster Personen aufdeckt, Landshut 1803, 8.; 13. Erster Entwurf eines Lehrbuchs der allgemeinen Jatrie und ihrer Propädeutik, Frankfurt 1804, 8.; 14. Zeitschrift für Jatrotechnik, B. 1. St. 1. Frankfurt 1804, 8.; 15. Browns sämmtliche Werke, 3 Bde., Frkft. 1806, 7, 8.; 16. John Browns Leben, beschrieben von dessen Sohne Dr. W. C. Brown, übers. aus dem Engl. von K. W. F. Berger und herausgegeben von Dr. A. Röschlaub, Frkft. 1807, 8.; 17. Rede zur Feier des Andenkens an Joh. Schmidtmüller, Prof. zu Landshut, 1809, 8.; 18. Lehrbuch der besondern Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie 1. B. 1. und 2. Abtheil. Frkft. 1807, 8.; 19. Dr. Andr. Röschlaub an Dr. C. W. Hufeland in Hufelands und Himly's Journal 32. B. 1811, 1. St. S. 9—21; 20. Praefatio ad J. N. Ringseis tentamen de doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente et mutuo se explente, Nürnb. 1813; 21. Dr. A. Röschlaub an Dr. A. Fr. Marcus, ein Sendschreiben über den Typhus, Landshut 1814, 8. B. P.

Roscius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauspieler des alten Roms und Zeitgenosse des Cicero, der ihn seiner Freundschaft würdigte und stets mit Bewunderung von ihm spricht. Wir haben noch eine Rede Cicero's, worin er diesen Künstler gegen Fannius vertheidigt. Nicht minder als Cicero schätzten Sylla und Piso ihn, und der Senat gewährte ihm einen Jahrgehalt von 20,000 Thlrn. Er war so außerordentlich in seiner Kunst, daß das entzückte Rom nicht aufhören konnte, ihn zu bewundern. Sein Name wurde sprichwörtlich jedem Virtuosen beigelegt. Daß Roscius den Gebrauch der Masken auf dem Theater eingeführt habe, ist eine falsche Meinung; er fand sie bereits vor und bediente sich ihrer nach dem Gebrauche der Zeit. Er starb ungefähr 61 Jahre vor Christi Geburt.

Roscoe (William), ein berühmter, wahrscheinlich noch lebender englischer Schriftsteller, von niedriger Herkunft, verdankt seinem unermüdeten Fleiße und seinen glänzenden Talenten einen dauernden Ruhm. Nur durch Strenge konnten seine Aeltern ihn dahin bringen, etwas Schreiben und Rechnen zu lernen, aber desto eifriger las er alle Dichterwerke seiner Nation, die ihm nur in die Hände fielen. Als Schreiber bei einem Advocaten in Liverpool angestellt, legte er sich auf das Studium der lateinischen Sprache, wobei er von einem zwar excentrischen, aber tüchtigen Gelehrten, Franz Holden, unterstützt wurde. Darauf fing er auch mit der französischen und italienischen Sprache an, und machte in der Kenntniß der letztern und ihrer Literatur außerordentliche Fortschritte. In seinem sechzehnten Jahre schrieb er ein mahlerisches Gedicht, betitelt: Mount Pleasant, welches von hohem Dichtertalent zeugte. Späterhin ward er wirklicher Gehülfe eines Advocaten in Liverpool, Namens Aspinall, und um diese Zeit entspann sich zwischen ihm und William Enfield, dem Verfasser der New En-

cyclopaedia (10 Vol. in 12 1809 — 11), und dem als Schriftsteller, Dichter und Herausgeber fremder Werke so berühmten Doctor Aikin eine innige Freundschaft. 1773 trug er hauptsächlich dazu bei, zu Liverpool eine Gesellschaft zur Ermunterung der Maler- und Zeichenkunst zu errichten, und mit großem Eifer und mit vieler Beredsamkeit nahm er sich der Abschaffung des Sclavenhandels an; besonders geschah dies von ihm in einem sehr schönen Gedichte: die Grausamkeiten in Afrika (the Wrongs in Africa, 2 parts. 1788, 8.) Die französische Revolution fand in ihm einen eben so warmen Freund als Bewunderer, und er schrieb mehrere Volksgesänge und andere poetische Stücke zur Verbreitung des Freiheitssinnes, von denen sich besonders das unter der Aufschrift: Nationen seyd frei (Nations be free)! und ein anderes, betitelt: die weinbedeckten Hügel (the vinecovered hills) auszeichnen. 1797 legte er seine Advocatur nieder, ward nachher Banquier zu Liverpool, darauf Repräsentant dieser Stadt im Parlament, wo er in Verbindung mit der foxischen Partei trat, obgleich er höchst selten in den Parlamentsdebatten seine Talente entwickelte. Bei der darauf folgenden Wahl wurde er von seinen Mitbürgern nicht wieder gewählt. Außer den angeführten und andern zum Theil bloß ein temporäres oder örtliches Interesse habenden Schriften hat sich Roscoe besonders durch seine Lebensbeschreibungen Lorenzo's von Medicis und des Papstes Leo X. (The life of Lorenzo de Medici, called the Magnificent. 2 Vol. 1795, 4. 2nd edition 1796, 8 und The life and Pontificate of Leo X. 4. Vol. 1805, 4.) auf die ruhmvollste Weise als biographischer und historischer Schriftsteller hervorgethan.

Roscommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein bekannter englischer Dichter aus einer irländischen Familie, geboren 1633. Er studirte zu Caen, machte eine Reise durch Italien, um dort die Kunstwerke des Alterthums zu studiren. Hernach ward er als Stallmeister bei der damaligen Herzogin von York angestellt, und starb den 17ten Jan. 1648. Er hat wenige, aber schätzbare Gedichte hinterlassen. Er ist, wie Pope von ihm rühmt, aus dem sonst dichterreichen Zeitalter Carls II. der einzige, der die züchtigen Musen liebte. Die Engländer verdanken ihm in der artistisch-didaktischen Dichtkunst das erste Meisterstück in dieser Gattung (Essay on translating verses), worin er die Kunst zu übersetzen in einem edeln, correcten und männlichen Styl und auf eine eindrucksvolle Weise vorträgt. An der Errichtung einer englischen Sprachakademie wurde er durch den Tod gehindert. Die bekannteste und neueste Ausgabe seiner Werke erschien zu Glasgow 1753 (Earl of Roscommons poetical Works. 8).

Rose, ein Blumengeschlecht, welches zur fünften Ordnung der zwölften Classe (Icosandria Polygynia) gehört. Die Zahl der Gattungen, deren Willdenow 39 anführt, wird von Andern auf hundert und mehr angegeben; außerdem hat die Kunst eine Menge von Spielarten erzeugt, die sich mehr oder weniger von der Grundgattung entfernen und die Bestimmung der einzelnen Gattungen ungemein erschweren. Alle Gattungen bringt man unter zwei Familien, je nach dem die Früchte beinahe kugelrund oder eirund sind. Zur ersten gehört die pimpinellblättrige Rose, die Zimmt- oder Zuckerrose, die schwefelgelbe Rose, die gelbe Rose, die provenzer Rose, die weichhaarige Rose; zur zweiten die hundertblätterige oder gemeine Gartenrose (R. centifolia, die schönste von allen, welche, da man wegen ihrer starken Fülle keine Frucht von ihr erhält, durch die Wurzel vermehrt wird), die Zucker- oder Essigrose, die damascener Rose, die wohlriechende oder Weinrose, die Moosrose, die

Bisamrose, die weiße Rose, die gemeine wilde Rose (Hagebutte). Außerdem, daß die Rose zu den schönsten Zierden unsrer Gärten gehört liefert sie das Rosenwasser und das Rosenöl, welches letztere zu den wohlriechendsten und kostbarsten Essenzen gehört, welche wir haben. Die Rosen sind daher ein bedeutender Handelsartikel. Mit Rosen von Provins (einer Stadt in Brie) wird in unserm Welttheile nach fremden Ländern am stärksten gehandelt. Man führt sie nach Indien, wo sie in manchen Gegenden mit Gold aufgewogen werden.

Rose (Georg), jetzt einer der berühmtesten englischen Staatsmänner, Secretär des Parlaments, Schatzmeister des Seewesens, Vicepräsident des Handlungscollegiums, einer der ältern Mitglieder des Trinity-Hauses, und Curator des brittischen Museums. Er ist ein Beispiel vollendeter Thätigkeit und Rechtlichkeit. Durch seinen Eintritt in das practische Leben als Zahlmeister auf einem Kriegsschiffe wurden seine Fähigkeiten dem verstorbenen Grafen von Sandwich bekannt, durch den er dem Lord North empfohlen wurde, und von diesem eine Anstellung bei der Schatzkammer erhielt. Auf eine sehr vortheilhafte Weise zeigte er sich auch als Gelehrten im J. 1777, da unter seiner obern Leitung die Tagebücher des Oberhauses (Journals of the House of Lords) in 31 Foliobänden erschienen. Von diesem Zeitpunkte an war er fast immer in öffentlichen Staatsämtern angestellt, und der verstorbene Minister Pitt hegte die höchste Achtung für ihn, wogegen auch Rose diesem berühmten Staatsmann nicht weniger aufrichtig und eifrig ergeben war. Im Jahre 1794 wurde er Testamentsvollzieher des Grafen von Marchmont, der ihm eine große Sammlung von Büchern, Manuscripten und Münzen vermachte. Außer mehrern, hauptsächlich nur für sein Vaterland Interesse habenden Schriften hat Rose eine kurze Untersuchung des Wachsthums der Einkünfte, des Handels und der Manufacturen (A brief Examination into the Increase of the Rivenue, Commerce and Manufactures of Great Britain, 1799, 8. eine neue Auflage mit Zusätzen 1806) und Bemerkungen über Foxens Geschichte von England (Observations on the historical Work of Mr. Fox, 1799, 4.) geliefert, die auch für das Ausland Wichtigkeit haben.

Rose (rothe und weiße). Unter dieser Benennung werden in der Geschichte Englands die blutigen Kämpfe verstanden, welche die Häuser Lancaster und York über achtzig Jahre hindurch um den Thron führten, und worin zur Unterscheidung ihrer Partei jenes eine rothe, dieses eine weiße Rose im Schilde führte. Diese Kriege, die nicht allein die Blüthe des englischen Adels, sondern auch mehr als einem halben Hundert Personen der königlichen Familie das Leben kosteten, greifen zu bedeutend in die Geschichte Englands ein, um hier nicht mit wenigen Zügen näher angedeutet zu werden. Nach manchen, aus der Geschichte Englands bekannten, hier weiter keiner Erwähnung bedürfenden Unruhen und Kämpfen waren unter drei nach einander folgenden Eduarden, besonders unter dem letztern derselben, Ruhe, Ordnung und innerliche Macht gegründet worden. Die Freiheit der Bewohner Englands, so wie das Blühen ihres Handels stand in schönem Verhältniß mit der Macht ihrer Könige, die damals, wie bekannt, die schönsten Provinzen Frankreichs im Besitz hatten; aber bald nach dem Tode des letztern Eduard, der in so mancher Hinsicht ruhmwürdig in der Geschichte da steht, gingen fast alle diese für England so herrlichen Vortheile verloren durch den wüthenden Kampf, der zwischen den Yorks und Lancasters sich erhob. Beide Häuser waren in Eduard III. vereint, auf den Thron war aber das von York gekommen mit

Richard II., Eduards Nachfolger. Als dieser Prinz, schwach und schwankend, durch Heinrich von Bolingbroke Thron und Leben verlor, kam das Haus Lancaster an die Regierung, und hierdurch entspann sich der oben erwähnte Kampf, der mit der blutgierigsten Wildheit geführt wurde. Heinrich von Lancaster wurde von Eduard IV., einem York, wieder vom Thron gestoßen und ermordet, und die Söhne Eduards des von ihrem Vater ererbten Purpurs wieder von Richard III., ihrem Onkel, beraubt, der aber auch nicht lange des ungerechten Besitzes sich erfreute, sondern bald darauf in einer Schlacht blieb. Ganz besonders ist in diesen Kämpfen der Arm einer vergeltenden Nemesis zu sehen. Eduard IV. hatte seinem Ehrgeiz und seiner Herrschbegierde das Leben eines Bruders geopfert, ein anderer Bruder, Richard III., vertilgte die alte Schandthat, rächend durch eine neue Eduards Nachkommen. Mit Richards II. Tode (1399) hatten diese Gräuelscenen ihren Anfang genommen, sie endeten sich erst in etwas, als Heinrich von Richmund, nachheriger König Heinrich VII., 1485 den grausamen Richard in der Schlacht bei Bosworth erschlug, und es ihm, einem Lancaster, glückte, durch eine Verbindung mit Elisabeth von York die beiden feindlich getrennten Häuser zu vereinen; doch zeigte sich auch hier, daß ein tief gewurzelter Haß nicht so leicht schwindet, denn gänzlich endete der Kampf der weißen und rothen Rose erst unter dieses Königs Nachfolger, Heinrich VIII., der, wie schon sein Vorfahr, unter der Benennung: aus dem Hause Tudor, einer Seitenlinie der Lancaster, den Thron besaß. Wie aber auch unter den Tudors sich bald darauf wieder der Same zu blutigen Zwistigkeiten entwickelte, ist aus der Geschichte der Nachfolger Heinrichs VIII., besonders der unglücklichen Maria von Schottland, hinlänglich bekannt. Aber nicht allein für die Glieder der beiden nach der Königskrone strebenden Häuser York und Lancaster und für die Partei nehmenden Großen war der Kampf der beiden Rosen höchst traurig, sondern auch für das Allgemeine. In der wilden, fast ein Jahrhundert ausfüllenden Verwirrung ging der kaum erst aufblühende Wohlstand der Bewohner Englands verloren, mit ihm die äußerliche Macht des Staats, und die reichen und schönen Besitzungen der Krone Englands in Frankreich waren in dieser betrübten Zeit fast bis zur Unbedeutenheit herabgesunken. Aber noch überwogen wurden diese Uebel von der Sittenverwilderung, worein die Gräuelscenen dieser Bürgerkriege die Nation gestürzt hatten, und die sich nur langsam wieder verwischen ließ, durch die Kraft einiger folgenden Regierungen.

Rosenblüt, s. Hans Rosenblüt.

Rosenholz (Rodiser Holz). Zwei Holzarten führen diesen Namen. Die eine kommt von den Antillen, sieht gelb oder braungelb aus, riecht wie Rosen und wird zu Tischler- und Ebenistenarbeiten angewandt. Die andre kommt aus der Levante, von Rhodus und Cypern und scheint die Wurzel eines Baums zu seyn. Aus diesem Holze, welches wie Rosen riecht und bitter schmeckt, bereitet man das Rosenholzöl, auch braucht man es zu allerlei Wohlgerüchen.

Rosenkranz besteht aus einer Schnur, an der eine Anzahl Kügelchen von verschiedener Größe angereiht sind, die zur Abzählung der Gebote dienen. In der catholischen Kirche ist der Rosenkranz von Dominicus de Gusman, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt, und nach dem Pater noster und Ave Maria eingerichtet worden. Es sind nämlich im Rosenkranz immer zehn kleine und eine größere Kugel funfzehn Mal befindlich; bei den kleinern wird ein Ave Maria,

bei den größern ein Pater noster gebetet. Zu Ehren des 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges stiftete Papst Gregor XIII. 1573 das Rosenkranzfest. Aber nicht allein die christliche Kirche hat den Gebrauch des Rosenkranzes, sondern auch die asiatischen Völker von der lamaischen Religion und die Türken bedienen sich einer solchen mit Kugeln versehenen Schnur zur Abzählung ihrer Gebete. Bei den Letztern sind die Kügelchen gewöhnlich aus heiliger Erde von Mecca oder Medina geformt.

Rosenkreuzer, der Name der Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, deren Daseyn, ohne daß vorher die Welt etwas davon geahnet hatte, zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unerwartet durch eine Menge Schriften bekannt wurde, die zum Theil die sonderbarsten und wunderlichsten Dinge und Behauptungen enthielten. Zweck des geheimen Bundes war, dem Vorgeben nach, eine allgemeine Verbesserung der Kirche, so wie Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Staaten und der Einzelnen. Diese prächtigen Worte waren aber nur leerer Schall, das Aushängeschild gleichsam, um eine zu allen Zeiten nur allzu leichtgläubige Menge anzulocken. Bei genauerer Untersuchung fand sich, daß die seit langen Jahren schon in den Köpfen der Menschen spukende Manie der Auffindung des Steins der Weisen, der alles Heil über die Erde bringen sollte, die wenigstens in der Folgezeit untergeschobene schimärische Tendenz des Ordens war, zu dessen Stifter man, gleichfalls fälschlich, einen gewissen Christian Rosenkreuz machte, der einen großen Theil seines Lebens unter den Brahmanen, in den Pyramiden von Aegypten und Gott weiß wo sonst im Orient zugebracht, und dort fast göttliche Weisheit und Kunst erlernt haben sollte, die er dann bei seiner Rückkehr einigen Auserwählten wieder mitgetheilt, und so habe der Orden oder Bund der Rosenkreuzer schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts begonnen. Der eigentliche Schöpfer oder Stifter der Rosenkreuzer dürfte Valentin Andreä (s. d. Art.) gewesen seyn, ein Gelehrter, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts im Würtembergischen lebte, und der wahrscheinlich hiermit den früher schon von Agrippa von Nettesheim gestifteten geheimen Bund neu beleben wollte, da ihm die zu seiner Zeit öfters durch leere scholastische Streitigkeiten herabgewürdigte Religion in Reinheit zu erhalten, wie billig, sehr am Herzen lag, wie seine zahlreichen, zum Theil sehr gehaltvollen Schriften beweisen. Doch ist diese Meinung, die Andreä zum Stifter des genannten Bundes macht, wie schon angedeutet, auch nicht unbestritten, da in seinem Leben, so weit es bekannt, manches dafür und dawider enthalten ist. So viel ist aber gewiß, daß der Bund der Rosenkreuzer, nachdem er, wie bereits erwähnt, durch eine Menge Schriften plötzlich allgemein bekannt wurde, bald wieder in Vergessenheit gerieth, und nur noch bei Charlatanen und Adepten fortdauernd eine Rolle spielte, die sich dieses Schiboleths zu mancherlei Betrügereien bedienten. In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fing das Wesen der geheimen Orden und des Rosenkreuzer-Bundes aufs neue an, die Köpfe vieler Menschen einzunehmen, wozu besonders die Aufhebung des Ordens der Jesuiten und deren angeblich geheime Machinationen, so wie die mystischen Betrügereien des sogenannten Grafen Cagliostro (vergl. diesen Artikel) Veranlassung gaben, doch verscholl auch dies bald und gänzlich, als die Welt durch das nebulöse Gewebe sah und des bekannten Schröpfer trauriges Ende in Leipzig eintrat, über dessen Thun und Treiben wir auf den Art. Schröpfer verweisen.

Rosenmüller (Joh. Georg), ein durch Gelehrsamkeit und Verdienste achtungswürdiger Theologe unserer Zeit, wurde am 18. Decemb. 1735 zu Ummerstadt im Hildburghausischen geboren, wo sein Vater Schulmeister war. Nachdem er erst zu Nürnberg und dann auf der Universität zu Altdorf, unter schwerem Drucke der Armuth, seine Studien betrieben hatte, versah er an mehrern Orten Hauslehrersstellen. 1767 wurde er Prediger an der Neustädter Kirche in Hildburghausen, 1768 Pfarrer in Heßberg, 1772 Pfarrer in Königsberg, 1773 aber ordentlicher Professor der Theologie in Erlangen, womit er nachher noch das Amt eines Predigers in der Altstadt verband. 1783 ging er als erster Professor der Theologie, Consistorialassessor, Superintendent und Stadtpfarrer, wie auch Pädagogarch nach Giessen. 1785 aber wurde er als Professor der Theologie und Superintendent nach Leipzig berufen, mit welchen Aemtern er nachher noch die Würde eines Consistorialassessors und die Canonicate von Zeiz und Meissen vereinigte. Am 14. März 1815 starb er. Rosenmüller gehörte zwar nicht unter die selbstständigen Köpfe, die in dem Felde der Wissenschaft neue Bahnen brechen; aber er war ein Gelehrter von ungemeiner Gründlichkeit und Ausbreitung des Wissens, von hellem und sicherm Blicke, gewissenhaft und unermüdet in seinen Untersuchungen, ausgerüstet mit einer seltenen Lehrgabe, und überall auf die praktischen Zwecke der Erkenntniß hinstrebend; wobei er nicht, wie es in der Zeit seiner Blüthe unter den Theologen Sitte war, durch Paradoxe und kühne Abweichungen von dem Lehrbegriffe zu glänzen suchte, sondern mit Vorsicht, Mäßigung und Consequenz auf dem Grundsatze der unmittelbaren Offenbarung verharrte. Dieser Charakter bewährt sich in allen seinen zahlreichen Schriften, sowohl in denen, in welchen er den Zweck des Volks- und Jugendunterrichts und der Erbauung bezielt, als in seinen wissenschaftlichen Compendien, in seinen exegetischen und historischen Untersuchungen und in seinen Scholien über das Neue Testament, welche zu verschiedenenmalen wieder aufgelegt wurden, und sehr viel zur Beförderung des planmäßigen und gründlichen Bibelstudiums in Deutschland beigetragen haben. Seine Predigten, von denen mehrere Sammlungen gedruckt sind, zeichnen sich durch fruchtbare Benützung des Textes, deutliche und faßliche Darstellung, wohldurchdachte Anordnung und herzliche Sprache aus. Als akademischer Lehrer suchte er die wissenschaftliche und praktische Bildung der Studierenden miteinander zu verbinden; besonders zahlreich wurden seine Vorlesungen über populäre Dogmatik und Moral besucht. Im Consistorium war er oft ein muthvoller Vertheidiger der ihrer Lehre wegen Angefochtenen, und bewirkte eine gemilderte Verpflichtung der Schullehrer in Rücksicht auf die vorzutragende Religionslehre. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Beförderung einer bessern Liturgie, durch das unter seiner Leitung redigirte Leipziger Gesangbuch und durch die von ihm, in Verbindung mit dem Bürgermeister Müller gestiftete Rathsfreischule. Er war ausserordentlich arbeitsam, pünktlich und sparsam mit der Zeit. Sein sittlicher Charakter zeichnete sich durch Wahrheitsliebe, Sanftmuth, Duldsamkeit, Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, Uneigennützigkeit und heitere Gemüthsart aus. Mit dem hellsten Verstande und gründlicher wissenschaftlicher Bildung vereinigte er innige Religiosität.

Rosette (Raschied), eine Stadt in Aegypten, mit einem Hafen nahe an den Nilmündungen. Bei den Alten hieß sie Metelis, vielleicht auch Canopus, obgleich man das heutige Abukir, ein mittelmäßiges Dorf, meist für jenes alte und prächtige Canopus hält.

Rosette hat 40 000 Einwohner, viele griechische und koptische Kirchen und sehr bedeutende Linonmanufacturen. Es ist der Stapelplatz zwischen Cairo und Alexandrien; denn alle Waaren, welche den Nil aufwärts gehen, müssen hieher gebracht werden. Die Stadt hat, sowohl durch die schöne Gegend, in welcher sie liegt, als auch durch ihre vielen Gärten und geschmackvoll gebauten Häuser, ein sehr heiteres Ansehen. Vorzüglich anziehend ist der Marktplatz, auf dem meistens Künstler wohnen, welche ihre Häuser nicht nur schön erbaut und durch Kunstwerke verziert haben, sondern auch in ihren offnen Läden dem Auge manchen neuen und herrlichen Genuß bieten. Die Lebensbedürfnisse sind hier sehr wohlfeil und im Ueberfluß zu haben; nur das Wasser ist selten und in den Sommermonaten müssen sich die Einwohner allein mit Cisternenwasser begnügen. Zu den Merkwürdigkeiten der Gegend gehört eine Ziegenart, welche so lange Ohren hat, daß sie dieselben auf der Erde schleppt, obschon von ihrer Wurzel sie noch drei Zoll in die Höhe gerichtet stehen. Historisch merkwürdig ist Rosette besonders in der neuern Zeit durch die Landung der Franzosen geworden.

Rosette, Rosenstein, ein in der sogenannten Rosettenform geschliffener Diamant (s. Diamant). Auch Corallen in Rosettenform geschnitten, so wie überhaupt alle goldnen oder silbernen Verzierungen, welche die Form einer Rose tragen, werden Rosetten genannt.

Rosetti (Antonio), ein berühmter Musiker und Componist. Im Jahre 1750 zu Leutmeritz in Böhmen geboren, widmete sich Rosetti, auf dringendes Verlangen seiner Angehörigen, aber gegen seine Neigung, dem geistlichen Stande, und erhielt, nachdem er in Prag im Seminario studirt hatte, in seinem neunzehnten Jahre die Weihe als Weltpriester. Seine große Vorliebe zur Musik aber, die schon früh sich bei dem Knaben offenbarte, und die auszubilden er in Prag Gelegenheit hatte, machte ihm den geistlichen Stand noch unerträglicher; sein einziger Wunsch war, ganz der Tonkunst zu leben. Durch Vermittelung der Freunde, die sich Rosetti erworben hatte, und die sein entschiedenes Talent für die Musik ehrten, gelang es, ihm in Rom Dispensation von seinem Gelübde zu verschaffen, und nun trat Rosetti, nachdem er einige Jahre auf Reisen zugebracht und sich ganz seinem Lieblingsfach gewidmet hatte, als Capellmeister in fürstlich wallersteinsche Dienste. Im Jahr 1789 erhielt er an des berühmten Westenholz Stelle den Ruf zur Capelle nach Schwerin, die damals zu den vorzüglichsten gehörte. Rosetti nahm den Antrag an, lebte aber nur noch einige Jahre und starb daselbst 1792. Der große Haydn war Rosetti's Vorbild und in mehrern seiner Compositionen, die alle durch Anmuth und Zartheit sich auszeichnen, ahmt er diesem großen Meister mit Glück nach. Unter die vorzüglichsten seiner Tondichtungen gehört sein sterbender Jesus. Die Meinung, als habe Rosetti seinen ursprünglich deutschen Namen Rösler aus Eitelkeit in einen italienischen verwandelt, ist ungegründet und beruht auf einer Verwechselung mit einem Musiker Rösler, der gleichfalls ein Böhme war und die Schwachheit hatte, sich mitunter Rosetti zu nennen.

Rosinen, Weinbeeren, die entweder an der Sonne getrocknet sind und süß schmecken, oder im Ofen gedörrt und einen etwas säuerlichen Geschmack haben. Die ersten heißen Zibeben, die andern Corinthen. Von jenen gibt es verschiedene Sorten. Calabreser Rosinen sind fette Beeren von sehr gutem Geschmack, die in Menge von Belvedere zum Handel gebracht werden. Spanien liefert ebenfalls eine

große Menge Rosinen. Die schönsten und meisten erhält man aus den Weinbergen bei Velez Malaga (Muscatellerrosinen), die geringern aus Valencia; ferner aus Granada (Passerillas de Sol). Die Passarillas de Lexia sind die in einer Lauge von Weinrebenasche eingetauchten, welche stark nach dem Norden gehen. Jede Traube gleicht bei der Ankunft einem Zuckerkuchen. Trefflich sind die Tropfrosinen, welche man mit Auswahl in heißer Mittagssonne lies't und sogleich in verkalkten Töpfen verkittet. Die besten spanischen Rosinen (Pickrosinen, Pickzibeben oder lange Rosinen) sehen schön fleischicht und bläulicht von Farbe aus, und haben dabei einen angenehmen, honigsüßen Geschmack; die schlechtere Gattung ist lichtgrau, und zwar von Trauben noch größer, aber nicht so schmackhaft. Von den Rosinensorten, welche Frankreich liefert, kommen die besten aus Languedoc und Provence, z. B. die Jubis, Piccardenrosinen, Muscatrosinen; noch andere Sorten kommen von Toulon, Aubagne, Pezenas u. s. w. Die Levante liefert eine Menge Zibeben. Die bekanntesten sind die smyrnischen, welche man auf der Stelle in schwarze Sorte und rothe Karabuno unterscheidet. Geringer sind die von Lipari. Die Raisins de Damas sind platte lange Rosinen von der Größe eines Fingergliedes, die aus Syrien, besonders von Damascus kommen und in den Apotheken verbraucht werden.

Roskolniken, so viel als Schismatiker. Man bezeichnet in Rußland damit eine Religionssecte, die sich selbst Starowerzi, d. h. Altgläubige, nennt und die vom Patriarchen Nikon in der russisch-griechischen Kirche gemachten Verbesserungen verwirft, und überhaupt sich in Ansehung der Ausübung religiöser Gebräuche von ihren Lands- und Glaubensgenossen merklich trennt, da sie sich rühmt, in ihrer Mitte die wahre Art reiner Gottesverehrung zu haben. Unter Peter dem Großen erlitten die Roskolniken mannichfache Verfolgung und Drangsale, doch blieben sie — wie dies immer der Fall in solchen Angelegenheiten gewesen ist — ihrem Glauben treu, den sie oftmals mit schmählichem Tod besiegeln mußten. Catharina II., duldsamer als ihr Vorfahr, gab den Roskolniken Religionsfreiheit. Viele Kosakenstämme, so wie ein großer Theil der Bewohner Sibiriens, bekennen sich zu dieser Secte.

Rosmarin, ein bekanntes wohlriechendes Gewächs von gewürzhaftem, bittern und scharfen Geschmack, das besonders im Süden von Europa wächst. Es wird nicht nur in der Küche und in den Liqueurbrennereien, sondern auch in der Medicin wegen seiner trocknenden, zertheilenden und zusammenziehenden Kräfte gebraucht. Das aus den Blüthen und Blättern dieser Pflanze bereitete Oel ist von durchdringendem Geruch, von Farbe weiß und klar.

Roßschweif ist ein bei den Osmanen und Tartaren die Stelle der Fahnen vertretendes Kriegszeichen, das zugleich zur Bezeichnung des höhern oder niedern Grades des Armeeanführers dient, denn je erhabener der Rang des Anführers ist, desto mehr Roßschweife werden vor ihm hergetragen und vor seinem Zelte aufgepflanzt. So hat der Kaiser im Felde sieben, der Großvezier fünf, die Bassa's einen, zwei, auch drei Roßschweife als Ehrenzeichen. Dies kriegerische Zeichen soll dadurch bei jenen Völkern in Gebrauch gekommen seyn, daß einst in einer Schlacht, als sie bereits alle Fahnen verloren hatten, ihr Feldherr einen Roßschweif auf eine Lanze steckte, die Geschlagenen von neuem sammelte und nun einen herrlichen Sieg erfocht. Der Roßschweif der Türken besteht aus einer Stange, an welcher ein oder mehrere Pferde-

schweife und allerlei aus Pferdehaaren geflochtene Zierrathen herabhängen, und welche oben mit einem vergoldeten halben Mond geschmückt ist.

Roßtrappe wird ein einzelner Felsen des Unterharzes bei dem Dorfe Thal in der Grafschaft Reinstein genannt, an dessen einer, jäh und schroff sich emporgipfelnden Spitze eine Vertiefung zu sehen ist, die dem Eintritt eines Pferdehufes in ziemlich großer Dimension gleicht. Mancherlei Sagen sind an die Entstehung dieses Huftrittes geknüpft, und von Dichtern und Romantikern mehrfach behandelt worden. Die Gegend um die Roßtrappe gehört zu den schönsten und pittoreskesten des ganzen Harzgebirges.

Rösselsprung ist ein Kunststück auf dem Schachbrette, das darin besteht, mit dem Springer in 64 Sprüngen oder Zügen die 64 Felder eines Schachbretes so zu berühren, daß jedes nur Ein Mal getroffen wird. Dieses künstliche und höchst schwierige Spiel hat mehrere Mathematiker, unter ihnen den großen Euler, lebhaft beschäftigt; der Reichsanzeiger der Deutschen gibt zur Lösung dieses Problems in den Jahrgängen 1797 und 98 mehrfache Anleitung.

Rossoli (Rosoglio), ist eine feine Art Branntwein (Liqueur), der aus Italien zu uns kommt. Für den besten gilt der turiner Rossoli. Jetzt wird auch in Deutschland, namentlich in Breslau und Danzig, Rossoli verfertigt.

Rost ist im weitesten Sinne ein jeder Metallkalk, welcher durch die Oxydation oder Calcination (s. letztern Art.) erzeugt wird. Es gibt demnach eben so gut Blei-, Zinn-, Kupferrost u. s. w. als Eisenrost, wiewohl wir mit dem Worte Rost ohne weitern Beisatz gewöhnlich den letztern bezeichnen. Mit dem Metallrost hat der Pflanzenrost nichts als die braune Farbe des Eisenrostes gemein. Man nimmt ihn an den Gewächsen wahr, wo er wahrscheinlich aus zurückgebliebenen, an der Luft erhärteten und zu Staub gewordenen Pflanzensäften sich erzeugt.

Rost (Johann Christoph), bekannt als Dichter und witziger Kopf, war 1717 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Küster an der Thomaskirche war. Anfangs studirte er die Rechte, widmete sich aber nachher den sogenannten schönen Wissenschaften, ohne jedoch je etwas Besonderes zu leisten. Im Jahr 1742 ging er nach Berlin, und dort gab er seine Schäfererzählungen heraus, in denen eine gewisse Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit nicht zu verkennen sind. In Leipzig, wohin er zurückkehrte, erschienen von ihm die gelernte Liebe, ein Schäferdrama in einem Aufzug, und das Vorspiel, ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen, worin er schon damals seinen vormaligen Lehrer und Orakel Gottsched angriff. Da er indeß keine sonderlichen Aussichten vor sich sah, ging er abermals nach Berlin, schrieb hier die haude- und spenersche politische Zeitung, kehrte aber schon nach einem Jahre nach Sachsen zurück, und trat 1744 als Secretär und Bibliothekar in die Dienste des Grafen Brühl. Inzwischen hatte sich eine allerdings weit überlegene Partei gegen Gottsched gebildet, welche die ungebührliche Vergötterung dieses pedantischen Kunstrichters durch gleich ungebührliche Angriffe und Lästerungen vergelten zu müssen glaubte. Die Neuberin, die früher den für das Volk so ergötzlichen Hanswurst auf Gottscheds Veranstaltung und unter seiner Mitwirkung jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht hatte, war mit ihm zerfallen, und hatte ihn vom Theater herab lächerlich gemacht. Diese brachte jetzt Weißens komische Oper: Der Teufel ist los, auf die Bühne, die Gottscheds ganzen kunstrichterlichen Ingrimm erregte. Bei dieser Veranlassung schrieb (1753) Rost seine bekannte Epistel des Teufels gegen Gottsched,

unstreitig sein witzigstes Werk, wiewohl wir gern gestehn, daß auch sie ziemlich kraftlos ist, und von Gottsched leicht auf ihren Urheber zurückzuwenden gewesen wäre, wenn diesem nur einiger Witz zu Gebote gestanden hätte. Statt dessen aber geberdete er sich unbeholfen und lächerlich, und erleichterte dadurch nur den Triumph seines Gegners. Im J. 1760 wurde Rost Obersteuersecretär zu Dresden, und erwarb sich in diesem Amte durch Fleiß, Ordnung und Redlichkeit allgemeine Achtung. Er starb 1765. Außer den genannten Werken besitzen wir von ihm Briefe nebst einer Abhandlung von deutschen Briefen, und vermischte Gedichte, unter denen sich auch seine berüchtigte Erzählung, die schöne Nacht, befindet, ein Hochzeitsgedicht, das ohne sein Vorwissen ins Publicum kam.

Rostock, eine Handels- und Seestadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin. Vom offnen Meer liegt Rostock ungefähr eine Meile entfernt. Im Mittelalter gehörte es zum Bunde der **Hanse**. Im J. 1419 gründeten daselbst die Herzoge **Johann** und **Albrecht** von Meklenburg im Verein mit dem Magistrat der Stadt eine Universität, der 1760 die von **Bützow** mit einverleibt wurde. Ehedem besaß die Stadt auch das Münzrecht. Der größtentheils auf Ausfuhr der Landesprodukte nach den nordischen Reichen sich gründende Handel und Verkehr von Rostock ist jetzt wieder im Aufblühen.

Rostra wurde im alten Rom die Rednerbühne genannt, von der herab die öffentlichen Vorträge an das römische Volk gehalten wurden. Der Name entstand von den eroberten **Schiffschnäbeln**, mit denen die Römer nach der ersten gewonnenen Seeschlacht gegen die Carthager zum Triumph und Andenken dieses kaum gehofften Sieges fortan die Rednerbühne schmückten, die bis dahin Suggestus geheißen hatte.

Roswitha, auch **Hroswitha** (Roswida) eigentlich, wie Seidel schon behauptet, **Helena von Rossow**, aus einer altadligen Familie in der Mark Brandenburg, war Nonne Benedictinerordens zu **Gandersheim**, und lebte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Ihre Lebensumstände sind wenig bekannt, desto mehr aber ihre Schriften, welche ihr einen großen Ruf der Gelehrsamkeit, besonders für die damaligen Zeiten, erwarben. Kaiser **Otto II.** und die Aebtissin **Gerberge** von Gandersheim foderten sie auf, die Thaten Otto des Großen zu schildern, und sie that es in lateinischen Hexametern. Wir haben von ihr den Märtyrertod des heiligen Dionysius und Pelagius und der heiligen Agnes in Versen, eine Umarbeitung der Lustspiele des Terenz in Klostermanier und mehrere andere, auch historische Schriften (de constructione coenobii Gandersheimensis, aber auch in gebundener Rede). **Konrad Celtes** gab zuerst ihre Werke gesammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueste Sammlung besorgte Heinr. Leonh. **Schurzfleisch** zu Wittenberg 1705. **Meibom**, **Bustemann**, **Hamberger** und besonders **Schröckh** haben das Leben der Hroswitha beschrieben.

Rota Romana, **Ruota Romana**, wird das höchste Appellationsgericht des Papstes über die gesammte catholische Christenheit genannt, das nicht nur in geistlichen Streitsachen, sondern auch in allem, was geistliche Pfründen, die über 500 Scudi eintragen, betrifft, entscheidet, und in seinen Urtelssprüchen dadurch das höchste Gewicht erhält, daß von dem Grundsatz der Unfehlbarkeit des Papstes ausgegangen wird. Die Rota Romana besteht aus zwölf Prälaten, von denen **drei** Römer seyn müssen, und die sämmtlich den Titel Auditores della Rota führen. Der Name des Gerichts entstand daher, daß der

Fußboden des Gerichtssaales mit Marmorplatten in Gestalt von Rädern (Rota) belegt ist. (Ein anderer Grund dieser Benennung wird aber unter dem Art. römische Curie angeführt.) Mit der päpstlichen Regierung hatte auch dieses Gericht aufgehört; jetzt aber ist es wiederhergestellt worden. (Vergl. römische Curie.)

Röthelfarbe ist ein durch Kunst hervorgebrachter Farbenartikel, welcher aus den Kiesen, woraus man den Vitriol ausgelaugt hat, erhalten wird. Man unterwirft nämlich das nach dem Auslaugen des Vitriols erhaltene Ueberbleibsel dem Schlämmen, zieht hernach, wenn der Sand und andre grobe Theile sich gesetzt haben, die im Wasser befindliche feine Erde ab, läßt dieselbe so lange stehen, bis sie zu Boden gesunken ist, trocknet sie dann und brennt sie im Ofen zu rother Farbe. An vielen Orten führt sie den Namen rothe englische Erde. Sie dient den Oelmahlern zum Anstreichen, den Tabaksfabrikanten zum Färben der spanischen Tabake u. s. w. — Der Röthel oder Rothstift ist eine schwere dunkelrothe Erde, eigentlich ein rother mit Thonerde vermischter Eisenkalk, der besonders in England und bei uns um Nürnberg gegraben wird. Die gemeinere Art wird in der Medicin zum Blutstillen, wie auch von Tischlern, Zimmerleuten u. dgl. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten gebraucht. Die feinere Gattung, welche sich spalten läßt, wird wie das Reißblei in Holz eingefaßt oder in länglichten Stücken schachtelweise zum Handel gebracht. Mahler u. A. gebrauchen es zum Zeichnen u. s. w.

Rothes Meer, auch der arabische Meerbusen, das Schilfmeer, und von den Türken Meer von Mekka genannt, ist ein Meerbusen des indischen Oceans, der gegen 300 deutsche Meilen tief sich zwischen Arabien und die Ostküste von Afrika hin erstreckt, bis zu der Afrika und Asien verbindenden Landenge von Suez. Wegen vieler Untiefen, Klippen u. dgl. ist das rothe Meer schwer und mühsam zu befahren. Gegen Süden, an seinem Eingang, wird es durch die Thränenpforte (Bab-el-Mandel) und die Insel Ormus fast geschlossen.

Rothlauf ist ein röthlicher Hautausschlag an einzelnen Theilen des menschlichen Körpers.

Rothwälsch nennt man eine Sprache, welche die europäischen Zigeuner, Spitzbuben und Bettler unter sich reden, um nicht von Andern verstanden zu werden. Sie ist ein Gemisch von gemeinem Oberdeutschen, Jüdischdeutschen und selbstgemachten Wörtern, auch Verdrehungen von Wörtern, um dieselben unkenntlich zu machen. Manche deutsche Wörter und Redensarten haben in dieser Sprache durch den Gebrauch der Gauner eine ganz eigene Bedeutung bekommen; vorzüglich findet man viele Euphemismen darin, besonders für diejenigen Wörter, welche das Handwerk der Diebe, die gestohlenen Sachen und dergleichen bezeichnen. Einen Hauptbestandtheil machen jedoch die Redensarten und Wörter aus, die aus dem sogenannten Jüdisch-Hebräischen, wie es nämlich von dem gemeinen Mann gesprochen wird, entlehnt sind; ein ziemlich sicherer Beweis, daß Juden die Erfinder des Jargons waren. Doch sind die meisten Wörter so entstellt, daß es sehr schwer ist, die erste richtige Lesart und die richtige Aussprache wieder herzustellen, noch schwerer, sie richtig schriftlich aufzuzeichnen. Die Sprache heißt auch die jenische Sprache und ist von der eigentlichen selbstständigen Zigeunersprache, mit der sie nur einige Wörter gemein hat, sehr verschieden. — Die Kenntniß dieser Sprache ist besonders für den practischen Juristen von der größten Wichtigkeit, um

bei Verhaftung von Diebsbanden die nähern Umstände des Diebstahls, die Art und Weise, wie derselbe geschah und überhaupt die Oekonomie der Banden genau kennen zu lernen; denn der Gauner pflegt, wenn der Richter mit ihm in dieser Sprache redet (was jedoch ohne Affectation geschehen muß), vertraulicher zu werden, sich leichter zu entdecken und zu verrathen. Daher bemühte man sich schon früh, Gerichtspersonen Hülfsbücher zur Erlernung derselben in die Hände zu geben. Diese Bücher entstanden aus Mittheilungen eingezogener Gauner, denen man das Geheimniß ihrer Sprache entlockte. Schon im Jahre 1601 erschien eine Grammatik der rothwälschen Sprache, eine vollständigere zu Frankfurt am Main 1755, 8. Im J. 1791 erschienen die von dem ehemals berüchtigten Gauner Constanzer Hans, der zu Sulz am Neckar verhaftet wurde, gegebenen Notizen und Nachrichten im Druck. In den neuesten Zeiten aber ist die Kenntniß dieser Sprache durch die Bemühungen mehrerer aufmerksamen Juristen sehr bedeutend erweitert und allgemeiner verbreitet. So lieferte der Amtsschreiber Meier im Jahre 1807 einen Aufsatz über Diebe und Diebesbanden, worin sich auch ein Abschnitt, der über diese Sprache handelt, befindet, entstanden aus Bemerkungen, welche Meier bei Einziehung des berüchtigten Brade und seiner Bande machte. Dieser Aufsatz befindet sich in Nr. 32 des hannöverschen Magazins und ist daraus abgedruckt im Allgem. Anz. der Deutschen vom Jahre 1807, Nr. 114, 118, 119 und 120. Einige Berichtigungen dazu stehen in Nr. 163 des Anzeigers von demselben Jahre. Das Ausführlichste aber, was wir bis jetzt über diese Sprache besitzen, ist in der 1812 von Dr. Pfister (ehemals zu Heidelberg, jetzt zu Freiburg) herausgegebnen Actenmäßigen Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde enthalten, welcher der Verfasser eine Sammlung und Verdolmetschung jenischer Wörter angehängt hat. Da aber die in diesem Verzeichnisse vorkommenden, aus dem Hebräischen entlehnten Wörter und Benennungen oft entstellt und unrichtig aufgefaßt waren, indem Pfister seine Beiträge von Gaunern erhielt, die nicht geborne Juden waren, sondern es mit einer Bande zu thun hatte, die nur aus Christen bestand; so hat sich ein Gelehrter (der sich Br. unterzeichnet), der Mühe unterzogen, die aus dem Hebräischen entlehnten, in dem genannten Verzeichnisse befindlichen Wörter zu berichtigen. Seine Verbesserungen stehen im Allgem. Anz. vom Jahre 1812, Nr. 174 und 175; einige Nachträge dazu ebend. Nr. 237. Pfister gab später noch einen Nachtrag zu der oben erwähnten Geschichte der Räuberbanden heraus, indem er S. 347 die aus wohlgemeinten Gründen im Anzeiger mitgetheilten Verbesserungen übel deutet, und das Bestreben, die Wörter der rothwälschen Sprache möglichst richtig aufzufassen, für überflüssig erklärt. Es verdient aber dasselbe vielmehr Dank, da nicht alle Diebe die Aussprache haben, der sich die verdorbene Bande, welche Pfisters Untersuchung übergeben war, bediente, und vorzüglich da der Theil der Sprache, über welchen sich die mitgetheilten Verbesserungen erstreckten, d. h. die aus dem Jüdisch-hebräischen entlehnten Phrasen und Wörter nicht willkürlich ersonnen (nicht jenisch) sind, man also dieselben auf die möglichste ursprüngliche Richtigkeit zurückführen, und, um mit allen Banden fertig zu werden, sie so kennen muß, wie der eigentliche Jude, dem sie abgeborgt sind, sie spricht. Vergl. die Erklärung des Hrn. Br. im Allgem. Anz. von 1812, Nr. 304. In dem erwähnten Nachtrage ist Pfister zwar sorgsamer gewesen; dennoch haben sich auch in diesem Verdrehungen der aus

dem Hebräischen entlehnten Wörter eingeschlichen. Diese Unrichtigkeiten sind abermals verbessert im Allg. Anz. von 1815, Nr. 304 u. ff. Man muß übrigens bei diesen Berichtigungen bemerken, daß sie die aus dem Hebräischen entlehnten Wörter nur unverdorbener geben, nicht aber nach der ganz reinen Mundart der portugiesischen und italienischen Juden, eben so wenig nach der Sprache der heutigen Hebräisch-Gelehrten; beides würde unzweckmäßig seyn; denn unsere deutschen abendländischen Juden unterscheiden sich in ihrer Sprache von ihren morgenländischen Glaubensgenossen so sehr, daß diese von jenen und umgekehrt gar nicht verstanden werden; noch weniger würde das gelehrte Hebräische für das Rothwälsche passen. — Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der jenischen Sprache hat geliefert Christensen (Justizrath zu Kiel) in seinem Alphabetischen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügten Signalements ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, 8. In diesem Buche liefert derselbe S. 34 — 54 Beiträge zum Diebs-Idiotikon, die vorzüglich darum interessant sind, weil diese Beiträge, die aus Aussagen von in Norddeutschland, vorzüglich in Holstein und Meklenburg, eingezogenen Gaunern geschöpft sind, beweisen, daß jede Diebsprovinz ihren eigenen Jargon habe, und der norddeutsche sich von dem süddeutschen wesentlich unterscheide. — Merkwürdig ist, daß in Vaters sonst so trefflichem und vollständigen Werke: Literatur der Grammatiken, Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde, vom Rothwälschen so wenig als vom Jüdischdeutschen gehandelt wird. — Die erste Entstehung der Sprache anzugeben, ist sehr schwierig. Gewiß ist, daß man sie schon seit Carls V. Zeiten in Deutschland kennt, wo unter andern auch die Gardenbrüder, d. h. die abgedankten Soldaten, die als Bettler umherstrichen, sich ihrer bedienten. Eben so schwierig ist die Angabe der Etymologie des Namens rothwälsch. Gottsched, der oft unglücklich in Ableitungen war, leitet ihn vom kaiserlichen Kammergericht zu Rothweil her, weil dies so schlecht deutsch geschrieben. Weit vernünftiger ist die Meinung Anderer, der Name stamme vom italienischen rotto, gebrochen, so daß es eine zerbrochene, kauderwelsche Sprache bedeute. Die richtigste Etymologie ist aber unstreitig die aus der Sprache selbst. In derselben bedeutet Rot einen Bettler, und Rotbos eine Bettlerherberge; wälsch ist ausländisch, fremd überhaupt; rothwälsch wäre also ganz eigentlich eine Sprache der Bettler und Vagabonden. Die Diebe und Gauner selbst pflegen ihre Sprache Kokumloschen zu nennen, d. h. kluge Sprache, von den hebräischen Wörtern hanam (weise, klug) und laschon (die Sprache). Sonst ist sie auch noch bekannt unter dem Namen Diebes- oder Gaunersprache.

x. μ. δ.

Rotweil oder **Rottweil**, Stadt in dem Königreiche Würtemberg, in der Landvogtei am obern Neckar, mit 3100 größtentheils katholischen Einwohnern, Sitz des Landvogts und eines katholischen Lyceums. Sie war eine Reichsstadt, kam aber 1802, in Gemäßheit der Entschädigungsverhandlungen, an Würtemberg. Das rotweilsche kaiserliche Hofgericht soll schon im Jahr 1146 von Konrad III. gegründet seyn, der dazumal seine Residenz hier hatte. Es bestand aus einem Erbhofrichter und sieben Assessoren, die theils aus dem Adel, theils aus den Magistratspersonen zu Rotweil gewählt wurden. In seiner Abwesenheit ließ der Erbhofrichter sein Amt durch einen aus dem

Grafen- oder Freiherrnstande gewählten Stellvertreter versehen. Schon seit Friedrichs III. Zeit war das Erbhofrichteramt ein Erbmannlehn der Grafen von Sulz. Nach Erlöschung des Mannsstammes derselben kam diese Würde 1687 durch Heirath an die Fürsten von Schwarzenberg, bei denen sie bis in die neuesten Zeiten blieb. Unter dieses Gericht gehörten der österreichische, fränkische, baierische, schwäbische Kreis und ein Theil des niederrheinischen; doch waren das Erzhaus Oesterreich, die Churfürsten, Bamberg, Würzburg, Straßburg, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Würtemberg u. a. m. von dieser Gerichtsbarkeit ausgenommen. Die Prozeßordnung glich der des Reichskammergerichts, nur war sie nicht mit so vielen Förmlichkeiten verbunden. Vor dem rotweilschen Hofgericht konnten alle Rechtssachen, nur nicht geistliche und Ehesachen, verhandelt werden, und man appellirte von seinen Aussprüchen an das Reichskammergericht und den Reichshofrath. Die Wirksamkeit desselben wurde, bei dem Widerwillen der Stände gegen die kaiserlichen Landgerichte und bei den vielen ertheilten Exemtionsprivilegien, in den neuern Zeiten immer unbedeutender, bis es endlich 1803 aufgehoben wurde.

Rotterdam, Handelsstadt im Königreiche der Niederlande, in Südholland, an der Merno und Rotter gelegen, mit ungefähr 54,000 Einwohnern, einer Menge prachtvoller Gebäude, Schiffswerften, Fabriken und Manufacturen, und einem bedeutenden Handel, der sich jetzt wieder zu heben beginnt. Eine bronzene Statue des berühmten Erasmus von Rotterdam ziert eine der Canalbrücken der Stadt, und ist merkwürdig als ein redendes Zeichen des Ungeschmacks, denn sie stellt den berühmten Gelehrten in steifer priesterlicher Kleidung dar.

Rotunda (Rotonda), kann überhaupt ein jedes Gebäude genannt werden, das außen und innen rund ist. So ist z. B. das berühmte Pantheon zu Rom (s. d. Art.), das von Papst Bonifaz IV. der Jungfrau Marie und der Schaar der Märtyrer geweiht wurde, eine Rotunde, deren Inneres durch eine an der Decke angebrachte Oeffnung erhalten wird. Bei Tempeln, Gartensälen u. dergl. wird diese Form häufig angewendet, seltener zu Gebäuden, deren Nutzen auf das gewöhnliche Leben berechnet ist.

Roucher (J. A.), wurde zu Montpellier 1745 geboren, und zeichnete sich schon früh durch den dichterischen Schwung seiner Phantasie aus. Bei Ausbruch der Revolution fühlte er sich von den ausgesprochenen Worten: Freiheit und Menschenrechte, begeistert, als aber bald darauf unter der Herrschaft des Pöbels ein gräßlicheres System der Tyrannei sich erhob und entwickelte, als fast je von Thronen ausgegangen war, konnte Roucher seinem empörten Menschengefühl nicht widerstehen, und lud bald durch sein freies Benehmen den Haß der damaligen Machthaber Frankreichs auf sich. Mehrere Mal entging er glücklich den Nachstellungen seiner Verfolger; endlich von ihnen eingezogen, ward er zum Tode verdammt, und starb unter der Guillotine im Juli 1794. Den Tag vor seiner Hinrichtung, die er mit standhaftem Muthe erlitt, schrieb er an seine zärtlich geliebte Gattin folgendes Quatrain, das er ihr mit seinem in Bleistift gezeichneten Bilde übersandte:

> Ne vous étonnez pas, objets charmans et doux,
> Si quelque air de tristesse obscurcit mon visage;
> Quand un savant crayon dessinait cet image,
> On dressoit l'echafaud, et je pensois à vous.

Als Dichter ist Roucher berühmt geworden durch sein Gedicht: die Monate, das er in zwölf Gesängen verfaßte, und das, wenn gleich

mehrere französische Kritiker es ziemlich hart beurtheilten, doch Anerkennung verdient durch die Zartheit der Sprache und Empfindungen. Außer diesem Werk schrieb Roucher noch eine Uebersetzung von Smiths Untersuchung über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums und kleine Dichtungen und Briefe, die nach seinem Tode herauskamen. Unter seiner Verlassenschaft fand sich auch ein angefangenes Epos: Gustav Wasa.

Roué. So nennt man den Mann, der dem Leben in der großen vergnügungssüchtigen Welt Grundsätze und Sitten geopfert hat. Der Cardinal du Bois hatte dem Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich, eine gar üble Meinung vom ganzen menschlichen Geschlecht eingeflößt, als seyen alle Grundsätze der Religion und Moral gänzlich aus der Welt gewichen. Der ehrliche Mann und der Schelm galten daher dem Herzog gleich, und er war überzeugt, daß selbst die, welchen er seine Freundschaft schenkte, nichts taugten. Er schätzte sie nur als Leute von Geist und angenehmen, geselligen Eigenschaften. Er hatte seinen Tischgenossen und Lieblingen den Namen der Roués gegeben, ein zweideutiger Titel, den sie darauf deuteten, daß sie sich aus Liebe zu ihm würden rädern lassen, mit welchem er selbst aber andeuten wollte, daß sie nichts besseres werth wären, als gerädert zu werden, nicht als gemeine Verbrecher, sondern als Höflinge, die sich jede Handlung, zu der sie ihr Vergnügen und Taumel trieb, erlaubten, besonders wenn ihr Fürst sich daran belustigte.

Rouen, die Hauptstadt der vormaligen Normandie, und jetzt des Departements der untern Seine, ist altmodisch gebaut, hat ungefähr 11,000 Häuser, und 87,000 Einwohner. Hier ist der Sitz der obern Gerichtsstellen des Departements, des commandirenden Generals der 15ten Division, und eines Erzbischofs. Zur Fluthzeit können Schiffe von 200 Tonnen hier anlanden. Die Schiffbrücke über die Seine fällt und steigt mit der Ebbe und Fluth, obgleich sie gepflastert, und ganz einer steinernen Brücke ähnlich ist. Sie ist 270 Schritte lang, und 1626 gebauet. Die Kathedralkirche, das 1809 in dem vormaligen Jesuitercollegium gegründete Lyceum oder die Akademie, das prächtige, vormalige Parlamentshaus, und die auf dem Marktplatze aux vaux befindliche Bildsäule des 1430 hieselbst von den Engländern verbrannten Mädchens von Orleans gehören zu den Merkwürdigkeiten. Auch sind hier viele Manufacturen und Fabriken von Baumwollenzeugen und Leinwand-Cayende, Vitriol, Alaun, Leder, Wachstuch, Zuckerbäckereien, Raffinerien, und Färbereien von Wichtigkeit, und die Stadt treibt mit aus- und inländischen Producten und Fabrikaten einen sehr bedeutenden Handel.

Rouget de Lisle (Joseph), ist der Verfasser und Componist der so berühmt gewordenen Marseiller Hymne. Rouget war zu Anfang der Revolution Ingenieuroffizier in Straßburg, und verfertigte das genannte Stück auf Verlangen seiner Freunde, die sein poetisch-musikalisches Talent kannten. Den Namen Marseiller Marsch oder Hymne erhielt dieser Marsch, weil er in Paris zuerst durch die aus Marseille dahin gekommenen Föderirten bekannt wurde. Die Wirkung dieses Marsches, dessen Musik in der That meisterhaft ist, war bei den französischen Armeen so außerordentlich, daß Klopstock zu dem Verfasser desselben sagte, als er ihn in Hamburg sprach: „Durch Ihr Gedicht sind 50,000 brave Deutsche gefallen."

Rouladen, s. Passagen.

Roupie, Rupie, eine ostindische Münze, deren flaches Gepräge

gewöhnlich in persischer Sprache den Namen und Titel des Nabobs unter dem, so wie das Jahr und die Provinz anzeigt, wann und wo sie geschlagen worden. Es gibt Goldrupien und Silberrupien; die erstern betragen ungefähr 9 Thlr. an Werth, die silbernen gewöhnlich 18 Gr. — 100,000 Silberrupien machen einen Lack, 100 Lack aber eine Crore. Die Ostindier rechnen demnach große Summen unter einem Collectivnamen, wie auch die alten Griechen thaten, welche nach Talenten zählten.

Rousseau (Jean Baptiste), einer der besten Dichter Frankreichs, der unter den lyrischen Dichtern seiner Nation noch immer die erste Stelle einnimmt. Er war der Sohn eines Schuhmachers, und im J. 1669 (nach Andern 1671) zu Paris geboren, starb zu Brüssel den 17ten März 1741. Obgleich von niedriger Herkunft, genoß er dennoch eine vortreffliche Erziehung; er hatte sogar das Glück, ein Schüler Boileau's zu seyn, unter dessen Aufsicht er 20 Jahre arbeitete. Der Unterricht dieses großen Dichters weckte in dem jungen Rousseau schon früh den dichterischen Geist, der ihm zu Theil geworden war. Als Jüngling zeigte er sich daher in kleinen poetischen Versuchen, die geistreich und voll von Einbildungskraft waren. Er war kaum 20 Jahre alt, als schon die vornehmsten Männer ihn suchten und vorzogen. Im J. 1688 ward er bei dem damals nach Dänemark abreisenden französischen Gesandten Bonrepeaux Page, und in der Folge wählte ihn der Marschall von Talkard, als er nach England reis'te, zu seinem Secretär. London schien Rousseau wohl zu gefallen, und der Aufenthalt in dieser großen Stadt ward ihm noch angenehmer durch mehrere Freundschaftsbündnisse, die er daselbst stiftete. Sein genauer Freund ward daselbst St. Evremont, der die Vorzüge des jungen Dichters einsah, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Bald darauf kam er zum Finanzdirector Rouillé, den er liebte und schätzte. Ihm folgte er überall, und im ruhigen Umgang mit diesem Manne trieb er die Wissenschaften, und vorzüglich die Dichtkunst, äußern Glanz nicht achtend, den er sich hätte erwerben können durch mehrere Stellen, die man ihm damals anbot, vorzüglich durch die eines Generalpächters, die er aber alle verschmähte. In diesen Jahren hatte Rousseau den Gipfel seines Ruhms erreicht; bis hieher war ihm das Glück günstig gewesen; von nun an ward es ihm abhold, und war er bis jetzt Gegenstand des Neides gewesen, so wurde er nun Gegenstand des Mitleids. Es erschien um diese Zeit auf der Bühne von Paris die Oper Hesione, und Rousseau machte auf eine Arie des Prologs dieser Oper Verse voll von Gift und Satire gegen die Verfasser des Textes der Musik und des Ballets. Ohne Zweifel waren diese Verse von ihm, wie es auch jedermann glaubte; auf diese Stanzen (es waren fünf an der Zahl) folgten nun eine Menge anderer, die an Gift und Geifer ihre Vorgänger noch übertrafen, so daß Paris und Versailles damit überschwemmt wurden. Die Tribunale, der ewigen Klagen darüber müde, suchten endlich den Verfasser der Verse zu entdecken. Keiner zweifelte daran, daß es Rousseau sey, obgleich er selbst es standhaft läugnete. Bestimmtes ließ sich indeß nichts darüber ausmachen, und Rousseau wäre nie durch diese Verse ins Unglück gestürzt, hätte er sich begnügt zu läugnen; aber er ging weiter, und die Handlung, die er vollbrachte, wird bis auf die späte Nachwelt seinen Charakter beschimpfen, so wie sie hart und schimpflich bestraft wurde. Es lebte um diese Zeit ein Geometer, Namens Saurin, zu Paris. Diesen beschloß Rousseau, aus welchen Gründen, weiß man noch bis heute nicht, zu verderben. Ein Schuhmacherjunge war das

Werkzeug, dessen er sich zur Ausführung seines Planes bediente. Wilhelm Arnould hieß der Mensch, der sich dazu gebrauchen ließ, öffentlich und vor Gericht das falsche Zeugniß zu reden, er habe von Saurin diese Verse bekommen, und sie auf sein Geheiß ausgestreut. Die Unschuld dieses Mannes kam jedoch bald an den Tag; Saurin bewies, daß Rousseau den Zeugen bestochen, und am 7ten April 1712 ward der Dichter durch einen öffentlich angeschlagenen Beschluß auf ewig aus dem französischen Königreiche verbannt. — Rousseau ging nun nach der Schweiz. Sein Glücksstern schien noch zu leuchten; denn er fand an dem Grafen du Luc, französischem Botschafter bei der helvetischen Eidgenossenschaft, einen Gönner; doch nur zwei Jahre lang war es ihm vergönnt, dieses Glücks zu genießen; denn als im J. 1714 der Graf als Bevollmächtigter nach Baden reis'te, um dort mit dem Prinzen Eugen Frieden zu schließen, foderte dieser Prinz, der unsern Dichter im Gefolge des Grafen kennen gelernt hatte, Rousseau auf, ihn nach Wien zu begleiten. Der Graf wagte nicht, dem Prinzen seine Foderung abzuschlagen, und so kam Rousseau nach Wien. Hier führte er ein höchst angenehmes Leben, aber nur drei Jahre; denn nach Verlauf dieser Zeit mußte er schnell Wien verlassen, warum, ist nicht gewiß; wahrscheinlich jedoch, weil er an einigen Versen Antheil hatte, die der Graf Bonneval auf eine der Maitressen des Prinzen gemacht hatte. Rousseau ging nach Brüssel, wo er in neue Streitigkeiten verwickelt wurde, und zwar mit Voltaire, seinem ehemaligen besten Freunde, den er geschätzt, und der ihn bewundert hatte, als sie sich im Collegium Ludwigs des Großen kennen gelernt hatten. Die zärtlichste Freundschaft ward in Brüssel zum glühendsten Hasse, der sich oft in niedrigen Verleumdungen äußerte. Dennoch verlor Rousseau die Achtung in Brüssel nicht; aber die gütigste Aufnahme, die er dort fand, und die freundlichsten Verhältnisse, in denen er dort war, konnten das Verlangen nach der Hauptstadt nicht vertilgen, das Rousseau trug. Man wollte dies Verlangen in Paris befriedigen, und der Großprior von Vendome hatte es in Verbindung mit dem Grafen von Breteuil sogar schon dahin gebracht, daß Rousseau vom Regenten des Reichs, dem Herzog von Orleans, ein Zurückberufungsschreiben erhielt. Dies befriedigte aber den ehrgeizigen Mann nur halb; er wollte mehr, er verlangte eine nochmalige Durchsicht seiner Prozeßacten, und eine öffentliche feierliche Zurückberufung. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, der sich durch eine ehrlose Handlung geschändet hatte. Traurig über seinen mißlungenen Plan ging Rousseau nunmehr auf Reisen, und begab sich im J. 1721 nach London. Hier gab er 1723 die Sammlung seiner Werke in 2 Bdn. 4. heraus. Ein ansehnliches Vermögen, welches er sich dadurch erwarb, lieh er der Handelscompagnie zu Ostende. Diese war damals im Sinken, und Rousseau kam gegen den Abend seines Lebens durch den Verlust dieser bedeutenden Summe so herunter, daß er nur noch von der mildthätigen Unterstützung einiger Freunde lebte. Der Notar Boutet zu Paris und der Herzog von Aremberg, an dessen Tafel er zu Brüssel speis'te, waren es vorzüglich, die ihm sein Leben noch erträglich machten. Des Letztern Gunst verlor er bald, da er in ein Journal einrücken ließ, Voltaire habe ihn beim Herzog verleumdet, und ihn als den Verfasser der unglücklichen Verse genannt. Voltaire dachte zu klein, um diese Gelegenheit nicht zu benutzen, seinen Feind völlig zu stürzen. Er beklagte sich über Rousseau beim Herzog, und dieser entzog ihm auf immer seine Wohlthaten. Nun war Brüssel dem Dichter ein unerträglicher Ort. Einige seiner Freunde ließen ihn,

um seinen Kummer zu lindern, heimlich nach Paris kommen, aber vergebens; sie konnten sein Exil nicht aufheben. Schon nach drei Monaten mußte Rousseau die Hauptstadt wieder verlassen, in der er abermals seiner Satire zum Schaden mächtiger Personen freien Lauf gelassen hatte. Am 3ten Febr. 1740 sah Brüssel den Dichter wieder, jedoch nur auf kurze Zeit. Der Tod raffte ihn im Frühling des folgenden Jahres dahin. Noch in der Sterbestunde betheuerte er, nicht der Verfasser der schändlichen Verse gewesen zu seyn. — Rousseau's Werke sind mit Recht von Mit- und Nachwelt geschätzt. Wir besitzen von ihm: 1. vier Bücher Oden, deren erstes Buch Oden aus den Psalmen enthält. In dieser letzten Gattung ist Rousseau der erste Dichter der Franzosen. Reinheit und Eleganz des Ausdrucks, so wie ein edler und schöner Versbau sind darin mit trefflichen religiösen Gedanken gepaart; wenn gleich bisweilen der Sinn vernachlässigt ist, und ein bombastisches Wortgepränge in wohltönenden Rhythmen den lyrischen Schwung ersetzen muß; 2. Cantaten. In dieser Dichtungsart, deren Schöpfer Rousseau ist, glänzt er vorzüglich; die Wahl der Gegenstände, die Gewandtheit, mit der er dieselben behandelt, verdient eben so viel Lob als der edle Ausdruck. Die Cantate von der Circe scheint unter allen die gelungenste zu seyn; 3. Briefe in Versen. Sie sind die am wenigsten gelungenen Werke des Dichters. Zwar fanden sie zu den Zeiten, als sie erschienen, ein allgemeines Interesse, da sie voll von sarkastischen Anspielungen auf Ort- und Zeitverhältnisse des Dichters sind, für oder gegen den ein jeder Partei genommen hatte; aber wir, die wir jetzt nur das Werk als Werk betrachten, können uns an diesen spöttischen Seitenblicken darin, an dem misanthropischen Ton, in dem sie geschrieben, an dem übertriebenen Scherz, der in ihnen herrscht, an dem incorrecten Styl derselben wenig ergötzen; 4. Allegorien. Sie haben zwar den Fehler der Incorrectheit, die in den Briefen herrscht, nicht, sind aber dafür langweiliger als die Briefe. Die Fiction ist zwar in manchen nicht schlecht, aber in der Mehrzahl doch gezwungen und höchst unwahrscheinlich; der Versbau ist einförmig; 5. Epigramme. Sie sind nächst den Cantaten und Psalmen von Rousseau das Beste, was er geliefert, wenn man die abrechnet, in denen sich französische Frivolität in ihrer vollen Glorie zeigt. In den übrigen herrscht angenehmer und leichter Witz, so wie Abwechselung und gute Wahl der Gegenstände; manches Sinngedicht ist eines Martial würdig; 6. verschiedene Poesien von geringem Werthe, unter denen jedoch manches Stück noch besser ist als 7. seine vier Lustspiele in Versen, und 8. seine zwei Lustspiele in Prosa. Zwar ist der Styl rein, aber die Intrigue ist so langweilig, wie der Dialog, der sich nur in einigen wenigen Scenen auszeichnet. Auch haben diese Stücke bei der Aufführung nie Glück gemacht; 9. die Opern, die Rousseau geschrieben, sind völlig seiner unwürdig; auch hat er sie selbst unterdrückt, und nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen; 10. endlich haben wir eine Sammlung von Briefen in Prosa von ihm, worunter mehrere sind, die nur zu oft seinen zweideutigen Charakter verrathen. — Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Dichter, wie wir schon oben erwähnten, während seines Aufenthalts zu London 1723 in 2 Bdn. 4. Hierzu erschien auf Verlangen der Subscribenten, die alle Werke Rousseau's verlangten, ein diejenigen, welche Rousseau hatte unterdrücken wollen, enthaltenes Supplément aux Oeuvres de Mr. Rousseau, Londr. 1723, 8. (jedoch auch hierin finden sich die beiden verunglückten Opern nicht); zu Amsterdam kam 1726 eine etwas vermehrte Ausgabe

seiner Werke in 3 Bdn. 8. heraus. Endlich besorgte Seguy, in Diensten des Fürsten von Thurn und Taxis, 1743 eine Ausgabe von Rousseau's Werken, 3 Bde. 4., und 4 Bde. 12. Die genannten Editionen enthalten nichts, als wozu sich Rousseau bekannte; die Couplets, welche ihn ins Unglück stürzten, finden sich nur in solchen Ausgaben, die gegen des Dichters Willen erschienen sind; da er nie bekannt hat, er sey der Verfasser. Diese Ausgaben sind selten. Einige Proben dieser im höchsten Grade gemeinen Verse findet man in la Harpe Cours de littérature, (herausgegeben von Auger) T. IV. p. 178. ff. Ob Rousseau wirklich der Verfasser dieser oft sehr fehlerhaften Verse war, wird immer ein Räthsel bleiben. x. μ. δ.

Rousseau (Jean Jacques), geboren den 28sten Juni 1712 zu Genf (starb den 2ten Juli 1778), eines reformirten Bürgers (Uhrmachers) Sohn, der jüngste von zwei Brüdern. Er kam schwächlich auf die Welt, und kostete seiner Mutter (einer sehr gebildeten Frau) das Leben, weßhalb er auch seine Geburt sein erstes Unglück nannte. Rousseau sagt in seinen Confessions (die doch immer Selbstbekenntnisse einer eitlen Seele sind) von sich, daß er als siebenjähriger Knabe viel Religion gehabt, daß seine erste Lectüre von jener Zeit an Romane gewesen wären, worauf er aber doch bald eine bessere erhalten, und besonders den Plutarch liebgewonnen habe; im achten Jahre wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften Jahre hatte er bereits die meisten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwischen den Instrumenten auf der Werkstätte seines Vaters lagen, kennen. Früh wurde sein musikalischer Sinn geweckt; als er das achte Jahr vollendet hatte, wurde er einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben. Mit vierzehn Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn diese Kunst entsprach seinen Anlagen und Neigungen; aber die despotische Härte seines Herrn verleidete ihm die Kunst. Er entlief, irrte in dem benachbarten Savoyen herum, und änderte aus Dürftigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloster, aus dem er nach einiger Zeit entsprang, und nach manchen Abenteuern kam er endlich durch die Empfehlung eines savoyischen Landpredigers zu einer Frau von Warrens in Annecy, die ihn zu sich nahm, in Wissenschaften und in der Musik unterrichten ließ, und ihn wie ihren eignen Sohn liebte, wohl auch verzärtelte. Im 20sten Jahre ging Rousseau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch seine Kenntnisse in der Musik sich zu nähren. In Besançon sang er mit Beifall in einigen Concerten; man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. — Inzwischen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Musik Unterricht, und ging dann seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich; er kehrte zu seiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, in welchem Jahre er die Stelle eines Secretärs bei dem französischen Gesandten in Venedig erhielt. Nach achtzehn Monaten trennte er sich von demselben, ging nach Paris, gewann seinen Unterhalt durch Notenschreiben, und legte sich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Um diese Zeit bekam er einen Anfall von Steinschmerzen, welche Krankheit ihn nie verließ. Im Jahre 1750 gewann er die bekannte Preisfrage der Akademie zu Dijon (ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe?) durch die paradoxe Behauptung, daß die Wissenschaften und Künste verderblich gewesen seyen. Es erschienen bald eine Menge Widerlegungen; in Spanien mischte sich sogar der Hof und die Inquisition in diese Sache.

In der Vorrede zu seinem Narziß, einem Lustspiele, vertheidigt er sich gegen viele Mißverständnisse. Hierauf brachte er seinen Devin du village auf das Theater, eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst componirt hatte. Dies Stück fand allgemeinen Beifall, der Verfasser wurde von der französischen Nation fast angebetet. — Da er aber 1753 seinen berühmten Brief über die französische Musik herausgab, worin er die Unvollkommenheit derselben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Es erschienen in kurzer Zeit neue Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuosen, welche die Feder nicht führen konnten, legten sich auf Schimpfen, schmiedeten Pasquille und Gesänge auf ihn, und ließen ehrenrührige Kupferstiche auf ihn verfertigen. Man hing seinen Brief als eine Beute auf dem Theater auf, und es wurden sogar Leute bestellt, welche den Verfasser ermorden sollten. — Rousseau entfloh nach Genf. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein Bürgerrecht verloren. Jetzt nahm er aber öffentlich die reformirte Religion wieder an, und wurde in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reis'te er nach Savoyen, und hielt sich einige Zeit in Chambery auf. In dieser Stadt schrieb er seine Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (sur l'inégalité parmi les hommes). Diese Schrift erregte noch mehr Sensation als die Beantwortung der Preisfrage. Er hielt den wilden und gesitteten Menschen gegen einander; das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er für Quellen tausendfachen Elends, und voll Ekels vor dem gleißenden Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er seinen Brüdern zu: kommt in die Wälder und werdet Menschen; sie sollten sich selbst überlassen gleich den Thieren leben; das sey der Stand der Unschuld und die anerschaffene Einfalt. Eigenthum und Verträge haben die Menschen unglücklich gemacht; Eisen und Korn haben sie zwar gesittet gebildet, das menschliche Geschlecht aber zu Grunde gerichtet. — Voltaire schrieb über diese Schrift an Rousseau: man bekommt bei Ihrem Buche Lust, auf allen Vieren zu kriechen; indessen ich bin über sechzig Jahr zu alt dazu; und überlasse diese natürliche Art zu gehen andern, die dessen würdiger sind, als Sie und ich. — Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. In dieser glücklichen Einsamkeit schrieb er die so einflußreichen Werke: a) den Gesellschaftsvertrag, b) die neue Heloise, c) und den Emil, durch die er so mächtig auf sein Zeitalter gewirkt hat. Seine politischen Schriften sind bis auf den heutigen Tag am meisten gemißbraucht worden; und man schreibt den beiden Abhandlungen über den bürgerlichen Vertrag und über die Ungleichheit unter den Menschen größtentheils die französische Revolution zu. Die Schrift: du contrat social wurde anfänglich der Catechismus der französischen Revolution, und wurde gleichsam als ein neues Evangelium angebetet. Unter allen rousseau'schen Schriften war gewiß diese am seltensten vorher gelesen und noch seltener verstanden worden. Auf einmal glaubte man in ihr den sichersten Wegweiser durch das Labyrinth der Revolution gefunden und die Grundlage zu einem neuen, unwandelbaren Staatsgebäude entdeckt zu haben. Rousseau's Andenken wurde daher in jener Zeit auf alle mögliche Art geehrt. Am 25sten September 1791 veranstaltete man zu Montmorency deßwegen ein ländliches Fest. Am 11ten October 1794 wurden seine Gebeine feierlich im Pantheon zu Pa-

ris beigesetzt. — Während die Weltleute und die Gelehrten für und gegen seinen Gesellschaftsvertrag und seinen Streit über die französische Musik sprachen, erschien seine Julie (die neue Heloise), vor welcher er ganz unschuldige Mädchen warnte. Unter ganz unschuldigen Mädchen verstand er diejenigen, die nie einen Roman gelesen hätten, in deren Phantasie kein Funke von Leidenschaft gefallen wäre; die von Liebe nichts wüßten, nur Ahnungen trügen in ihrem lautern, für beschränkte häusliche Freuden sich aufbewahrenden Herzen; diesen verbot er seinen Roman. Julie und ihr Liebhaber wohnend am Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da, wo sie vom hohen Gipfel herabspricht in ernster Majestät; beide voll wahren, warmen Gefühls, voll der Liebe, die vom Himmel in auserwählte Seelen kommt, und bleibt und duldet, bis sie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen sie ausging; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtsinnig um den Putztisch flatterte, und in den Ländern, wo die Jungfräulichkeit noch etwas Heiliges war, einen sehr verschiedenen, aber gleich starken Eindruck; jeder fand sich in dem Buche, oder jeder deutete das Buch auf sich. — Endlich gab er im Jahr 1762, zunächst für eine Mutter niedergeschrieben, das berühmteste Erziehungswerk der neuern Zeit heraus: Emile, ou de l'éducation, in vier Bücher getheilt. In einem Briefe an die Marschallin von Luxemburg, datirt vom 12ten Juni 1767, gibt Rousseau folgendes als die Ursache der Herausgabe seines Emils an. Er hatte mit einer Haushälterin, welche er späterhin noch zur Frau nahm, fünf Kinder gezeugt, alle fünf aber in ein Findelhaus geschickt, mit so geringer Vorsicht zu einer künftigen Wiedererkennung, daß er nicht ein Mal die Tage ihrer Geburt sich aufgezeichnet hatte. Seit mehrern Jahren empfand er deßwegen die kränkendsten Gewissensbisse, doch sein und der Mutter Gram deßhalb sey fruchtlos, und der Wunsch, seinen Fehler wenigstens einigermaßen zu vergüten, sey eine der Hauptursachen seines über Erziehung geschriebenen Werks (Vergl. le conservat. du Neuchateau 1800). Er hatte namentlich im Emil die speculativen Wahrheiten der Religion von denen abgesondert, deren Einfluß auf unser Leben niemand läugnen wird; seine Hauptansicht war kurz folgende. — Sobald ihr mit unbefangener Seele den Schriften des Evangeliums euch nähert, werdet ihr die Majestät derselben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. In seiner Lehre, in seinem Leben ist er mehr als Alle, die vor ihm waren, und sein Tod ist der Hingang eines in Menschheit gehüllten Gottes. Zugleich aber findet ihr in eben den Schriften Dinge, welche der Vernunft widersprechen. Könnt ihr die Schwierigkeit nicht lösen, so grübelt nicht, sondern bleibt in einem heiligen Zweifel; demüthigt euch vor der höchsten Weisheit, und bittet, daß sie euch erleuchte. Seyd desto eifriger und getreuer in Erfüllung alles dessen, was jede redliche Seele darin für gut und wahr erkennen muß. Ein unfreiwilliger Irrthum des Verstandes wird euch nicht auf ewig unglücklich machen; ihr werdet nach euern Thaten gerichtet. — Dies ist der Inbegriff dessen, was Rousseau zuerst seine Julie auf dem Sterbebette, nachher seinen Vicar aus Savoyen im Emil sagen läßt. Kaum war der Emil mit diesem Glaubensbekenntniß erschienen, so ließ das Parlament das Buch wegen der gewagten Urtheile über das Positive der Religion am 4ten Juni 1762 durch Henkers Hand zerreißen und verbrennen, und verurtheilte den Verfasser zum Gefängniß. Der Erzbischof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbriefe, und nannte ihn einen Gottlosen, einen Verführer. Rousseau ant-

wartete: „nicht er sey der Gottlose; die Gottlosen seyen diejenigen, die sich Gottes Gericht anmaßen;" zuletzt fragte er: „Ihr guten, unschuldigen Herzen! habe ich euch verführt?" — Rousseau wollte nach Genf fliehen, aber auch seine Vaterstadt nahm ihn nicht nur nicht auf, sondern bedrohte ihn ebenfalls mit dem Gefängnisse, und ließ das einzige Exemplar des Emils, das sich dort vorfand, durch den Henker verbrennen. Er flüchtete nach Yverdun im berner Gebiete, und von da nach Motiers-Travers, einem kleinen Dorfe in der Grafschaft Neufchatel. Da er seit den Kinderjahren nie unter Protestanten gewohnt hatte, so war die Vereinigung mit der dasigen Gemeinde ihm desto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienst; er besuchte fleißig die Kirche des Orts, erbaute sich und Andere, gewann die Freundschaft des Predigers, und die Liebe der ganzen Gemeinde. Er bat um Zulassung zur Communion, und diese ward ihm gewährt. Die Geistlichen in Genf suchten seinen Namen von der Kanzel herab zum Gräuel zu machen. Er schrieb gegen diese Verleumdungen, und gegen das ungesetzmäßige Verfahren des genfer Senats in seiner Sache auf Anrathen seiner Freunde die berüchtigten Briefe vom Berge. Unterdessen blieb Rousseau mit ganzer Seele seiner Gemeinde zugethan, bekannte sich feierlich zur protestantischen Kirche, und begehrte zum zweiten Mal das Abendmahl, über dessen Verstattung man ihm Schwierigkeiten machte. Seine Briefe vom Berge, der Brief an den Erzbischof von Paris und sein dictionnaire phisique portatif wurden in Paris den 19ten März 1765 öffentlich zerrissen und verbrannt. Die genfer Geistlichen suchten den Prediger in Motiers gegen ihn einzunehmen, und die Gemeinde von ihm zu entfernen; von letzterer mußte er mehrere Mißhandlungen erdulden. Er verlebte hierauf in zwei Monaten auf der Petersinsel am Bielersee, wie er selbst sagt, Jahrhunderte; seinem Botanisiren daselbst verdankt man seinen Botaniste sans maître, und den guten Gedanken, die Jugend früh in die Botanik einzuführen. Er wurde aber auch hier nicht länger geduldet. Die Obern eines deutschen Cantons, von denen er Schonung erwartete, geboten ihm, in der rauhesten Jahreszeit, ihr Land binnen kurzer Frist zu räumen. Er bat umsonst um eine kleine Verlängerung dieser Frist, umsonst um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Gesellschaft, nur ungequält dem Tode entgegenharren dürfte. Man trieb ihn von sich, und überließ ihn der Gefahr, unterwegs umzukommen. Seine Freunde bewirkten ihm einen freyen Geleitsbrief nach Paris, wo die Philosophen, die es verdroß, so viel Herz und so vielen Glauben in ihm zu finden, eben so grausam seiner spotteten, als die Geistlichen ihn verfolgt hätten. Billiger gegen ihn war der englische Philosoph Hume, der ihn mit nach England nahm. Rousseau näherte sich der brittischen Küste, schöpfte die reine Luft, betrat mit Jubel den Boden der Freiheit, fiel seinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfing man ihn mit aller der Schwärmerei, deren jene Nation fähig ist. Die Engländer drängten sich, ihn zu sehen; die Damen trugen sein Bild an ihren Armbändern. Hume war ein guter, aber äußerst kalter Mann, welcher Rousseau's Enthusiasmus nicht begriff, und dessen Wärme nicht erwiedern konnte. Rousseau wurde durch diese Gleichgültigkeit seines einzigen Freundes mißtrauisch, einige, von leichtfertigen Engländern ausgestreute launichte Blätter gegen den aus Frankreich und der Schweiz vertriebenen Weltweisen bestärkten diesen Mißmuth, und so verzweifelnd an Rechtschaffenheit und Freundschaft ging er weg aus dem Lande, das er als seinen letzten Zufluchtsort angesehen hatte. Er kehrte unter einem

stillschweigenden Vergünstigung 1767 nach Paris zurück, wurde anfänglich vom neugierigen Volke überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt; er sonderte sich immer mehr von der Gesellschaft ab, und ernährte sich zum Theil vom Notenschreiben, und sammelte Kräuter. Er ließ 1768 sein musikalisches Lexicon drucken, und bald darauf erschien sein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Für mehrere Romanzen und Lieder setzte er schöne, einfache und rührende Melodien. Je älter Rousseau wurde, destomehr wuchs seine Menschenscheu, und sein grämliches Wesen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig die Annäherung seiner letzten Stunden erwarten könnte. Sein Wunsch ward ihm gewährt. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf seinem Landhause Ermenonville unweit Paris zu wohnen, wohin Rousseau im Mai 1778 zog, aber schon den 2ten Juli desselben Jahrs, als er eben von einem Spaziergange zurückkam, plötzlich starb; er war 66 Jahr alt geworden. Sein Körper wurde einbalsamirt, in einem bleiernen Sarg verschlossen, und innerhalb des Parks von Ermenonville, auf der sogenannten Pappelinsel beerdigt, in der Mitte des Teiches, welche der kleine See heißt, und dem Schlosse gegen Süden liegt. Ueber ihm ist ein ausgeschmücktes, ungefähr sechs Fuß hohes Grabmal errichtet. — Seit dem Jahre 1745 war Therese le Vasseur seine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken, andre Vorzüge besaß sie nicht. Um sie für ihre Treue zu belohnen, heirathete er sie 1768. Schon im Jahre 1748 hatte sie ihm das erste Kind geboren, welches er, so wie die folgenden vier, alle ins Findelhaus schickte. Als man in der Revolutionszeit das Andenken Rousseau's so hoch feierte, konnte es nicht fehlen, daß man auch seiner hinterlassenen Witwe ehrenvoll und dankbar gedachte; sie erhielt auf Barrere's Antrag am 21sten December 1799 von der Nationalversammlung einen jährlichen Gnadengehalt von 1200 Livres. — Locke und Rousseau (ersterer noch mehr), waren es vorzüglich, welche die Zeit, auf welche ihre Erziehungsmaximen Einfluß hatten, von dem Höhern immer mehr entfernten, und die Gemeinheit der neuen Erziehung einleiteten; obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch vieles Gute von ihnen ausging; für ihre verkehrten Ansichten fanden sie aber die Zeit empfänglicher, daher das Uebergewicht der letztern. W. L.

Roussillonweine, s. Weine.

Rowe (Elisabeth), eine bekannte Dichterin, Tochter eines dissentirenden (nicht zur englischen Kirche gehörenden) Geistlichen, Namens Walter Singer zu Frome in Sommersetshire, war 1674 geboren. Von Kindheit auf zeigte sie viel Hang zur Lectüre und Dichtkunst, schrieb im 12ten Jahre schon Gedichte, und übte sich in Musik und Mahlerei. In ihrem 22sten Jahre gab sie einen Band vermischter Gedichte heraus, und wegen ihrer körperlichen und geistigen Reize gehörte Prior, der englische Dichter, unter die Zahl ihrer Verehrer. Unsere Dichterin aber weihete einen großen Theil ihrer Jugendzeit der Erfüllung der Kindespflichten gegen ihren Vater, der ihrer Pflege bedurfte, und verheirathete sich erst 1710 mit Thomas Rowe (s. unten), mit welchem sie, obgleich er 12 bis 13 Jahre jünger war, sehr glücklich lebte. Nicht lange dauerte dies Glück. Ihr Mann, ein Verschwender, starb 1715, und hinterließ sie in einer sehr drückenden Lage, die nur ihr religiöser Sinn und ihre fromme Verzichtleistung lindern konnten. Am Ende ihres Lebens erinnerte sie sich seiner auf das Zärtlichste. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie zu Frome in stiller Zurückgezogenheit, welche

nur durch gelegentlichen Umgang mit ihren Freunden unterbrochen wurde. Ungeachtet ihrer strengen Frömmigkeit paßte sie doch durch das Annehmliche ihrer Sitten für die beste Gesellschaft, und wurde von allen, die sie kannten, geliebt und verehrt. Mistreß Barbauld, eine englische Dichterin, sagt in einem Gedichte von ihr: Ihre ganze Seele war Einklang und Liebe. Außer der oben gedachten Sammlung von Gedichten gab sie noch die Geschichte Josephs und andere vermischte Gedichte heraus, die sich durch einen correcten melodischen Versbau, eine fließende, bilderreiche Sprache, und durch zärtliche und erhabene Empfindungen auszeichnen. Unter ihren prosaischen Schriften sind die bekanntesten: Freundschaft im Tode in zwanzig Briefen von Todten an Lebende (Friendship in death, in twenty letters from the dead to the living). Diese Briefe sind das Werk einer lebhaften, blühenden Einbildungskraft, und eines tief empfindenden, mit frommen Betrachtungen vertrauten Herzens, und sie verfehlen nie ihren Zweck, auf junge empfängliche Leser Eindruck zu machen. Sie sind in vielen Auflagen auch von andern religiösen und sittlichen Schriften der Verfasserin begleitet erschienen. Auch gab sie in drei Theilen ihre moralischen und unterhaltenden Briefe in Versen und Prosa (Letters moral and entertaining in verse and prose) heraus. Sie schrieb mit Leichtigkeit, aber ohne große Sorge für die Correctheit; dessen ungeachtet erwecken alle ihre Schriften eine hohe und günstige Idee für die Verfasserin. Auch unser Klopstock hat der letztern mehrere Male in seinen Gedichten, besonders unter dem Namen, „der frommen Singer" und auch sonst erwähnt. Ihr Gatte

Rowe (Thomas) stammte aus einer guten Familie, und war gleichfalls der Sohn eines dissentirenden Geistlichen. Er hatte, nachdem er eine vorzügliche Erziehung erhalten, zu Leiden studirt, sich sehr bedeutende Kenntnisse erworben, und würde als Schriftsteller sich sehr ausgezeichnet haben, wäre seiner Heirath nicht bald eine Zerrüttung seines Vermögens und seiner Gesundheit gefolgt. Eine zärtliche Ode an seine Gattin gehört zu seinen besten Stücken. Geschichte war sein Lieblingsstudium, und er wollte mehrere von Plutarch nicht dargestellte berühmte Charaktere des Alterthums bearbeiten, von denen aber nur nach seinem Tode acht von Chandler herausgegeben sind. Er starb (s. oben) 28 Jahr alt, nach einem übrigens tadellosen Leben. Einige seiner dichterischen Arbeiten sind unter dem Titel: Poems and translations, mit seiner Gattin Miscellaneous works erschienen.

Rowe (Nicolas), geboren 1673 in Bedfordshire, ein vorzüglicher englischer Dichter aus einer alten Familie in Devonshire, wo sein Vater John Rowe Esq. ein Sachwalter von ausgebreitetem Rufe war. Nachdem der Sohn in einem Privatinstitut und auf der öffentlichen Schule zu Westminster vortreffliche Kenntnisse gesammelt, und selbst in lateinischer und griechischer Sprache Gedichte geliefert hatte, die Aufsehen erregten, wurde er in seinem 16ten Jahr von seinem Vater zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt. Als er 19 Jahr alt war, starb sein Vater, und jetzt kehrte er wieder zu seinem Lieblingsstudium, der Dichtkunst, zurück. In seinem 25sten Jahr lieferte er sein erstes Trauerspiel: die ehrgeizige Stiefmutter (the ambitious stepmother). Der Beifall, mit dem dies Stück bei seiner Aufführung, ungeachtet seiner jugendlichen Fehler, aufgenommen wurde, verleitete den Verfasser, sich in der Folge wenig um die Regeln der dramatischen Kunst zu kümmern. Diesem ersten Versuch folgte sein Tamerlan (aufgeführt 1702). Dies Stück hatte eine politische Beziehung, da durch den Tyrannen Bajazet der König Ludwig XIV., als der größte Feind der bürgerlichen und kirch-

lichen Freiheit, und durch Tamerlan, der von dem Dichter in den vortrefflichsten Fürsten umgewandelt war, Wilhelm III. angedeutet wurde. In den Darstellungen beider herrschte viel Uebertreibung, aber der Zweck des Stücks und die vielen erhabenen, freien Gesinnungen erwarben ihm einen außerordentlichen Beifall. Während Wilhelms und der folgenden Regierung wurde es häufig bis 1710 aufgeführt. Darauf ward es politischer Ansichten halber auf mehrere Zeit nicht zugelassen. Aber durch die Thronbesteigung des Hauses Hannover kam auch dies Stück von neuem auf die Bühne, und wird gewöhnlich bei dem Jahresfest der Landung Wilhelms III. vorgestellt. 1703 erschien die schöne Büßende (the fair penitent) von Rowe, und dies ist eins der vortrefflichsten Stücke unsers Dichters, denn wenn auch die Intrigue von Massinger entlehnt ist, so behauptet es durch Schönheit der Dichtung und der Gesinnungen und durch Interesse der Handlung einen der ersten Plätze unter den englischen dramatischen Dichtungen. Diesen Stücken folgten mehrere, unter denen seine Johanne Shore gewiß eine der herrlichsten tragischen Dichtungen ist. Auch gab er Shakspeare's Werke nebst einem Leben dieses großen Dichters heraus. Rowe trat auch mit Ruhm und Achtung in das öffentliche Leben ein. Unter dem Staatssecretariat des Herzogs von Queensbury bekleidete er die Würde eines Unterstaatssecretärs auf drei Jahre. Unter Anna's Regierung ward er nicht wieder angestellt. Er wandte sich (nach Pope) an den Schatzmeister, Lord Oxford, um ein Amt zu erhalten. Dieser Minister fragte ihn: ob er spanisch verstände? Der Dichter verneinte es, weil er aber glaubte, daß er bei einer spanischen Gesandtschaft oder sonst dort angestellt werden sollte, so lernte er spanisch, und meldete sich wieder bei Oxford mit der Anzeige, daß er dieser Sprache jetzt mächtig sey. „Da beneide ich Sie wirklich," versetzte Oxford, „jetzt werden Sie den Don Quixote in der Landessprache lesen können." Doch hat man die Wahrheit dieser Anekdote von Seiten der Whigpartei, zu welcher Rowe gehörte, läugnen wollen. Georg I. ertheilte ihm bei seiner Thronbesteigung mehrere einträgliche Aemter, und er starb im December 1718, 45 Jahre alt. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt, und seine Witwe (er war zwei Mal verheirathet) errichtete ihm ein kostbares Denkmal. Rowe war übrigens ein Mann von liebenswürdigem Charakter, und ausgerüstet mit allen geselligen Tugenden. Unter Englands Tragikern gehört er zu denen des ersten Ranges. Seine Werke, die in dramatischen Stücken und andern vermischten Gedichten bestehen, sind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe, 3 Vol., London 1719, 12. mit seinem beigefügten Leben erschienen. Außerdem hat Nicolas Rowe noch Uebersetzungen ins Englische von den goldenen Versen des Pythagoras, des ersten Buchs von Quillets Callipaedie (einem Gedichte über die Erziehung) und von Lucans Pharsalia geliefert. P. N.

Roxolane, s. Soliman.

Rozier (Pilatre de), s. Aërostat.

Rubato tempo, in der Musik, kommt von dem italienischen rubare, rauben, und bedeutet eine eigne Art des affectvollen Vortrags, vorzüglich langsamer Stücke, bei welchen man in der Oberstimme den Geltungen mancher Noten etwas raubt oder entzieht, und sich also nicht streng an den Tact bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet. Nach dem Tempo rubato werden manche Gänge beschleunigt, manche verzögert, und der Tact wird so im Einzelnen etwas verzogen, ohne daß doch im Ganzen die Einheit darunter leidet. Das Tempo rubato schön und

richtig bringen, erfodert viel Uebung und feines Gefühl, und ohne sich auf Talent und Urtheilskraft verlassen zu können, ist es besser, sich streng an den Tact zu halten, als ungeschickt und unschicklich im Tempo rubato zu spielen. M s.

Rubel ist eine russische Silbermünze, die 10 Griwen, oder 100 Kopeken enthält. Nach unserm Gelde beträgt der Silberrubel (zum Unterschied von den Papierrubeln) ungefähr 1 Thlr. 3 bis 4 Ggr. Es gibt auch Gold- und Kupferrubel, erstere sind jetzt sehr selten. 1654 wurden die ersten Rubel in Moskau geschlagen.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Mahler seines und aller Jahrhunderte. Sein Vater war ein adeliger Schöppe zu Antwerpen gewesen, und hatte sich zu Cöln, wo unser Künstler 1577 geboren wurde, niedergelassen. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung hatte geben lassen, wurde Rubens Page bei einer Gräfin von Lalaing. Er verließ aber diese Dienste, theils wegen der ausschweifenden Sitten seiner Gebieterin, theils um sich ganz seiner Lieblingskunst zu widmen. Otto Vernius, einer seiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben so sehr wegen seiner Tugenden, wie wegen seines Fleißes und seines bewundernswürdigen Talents, und weihete ihn in die Geheimnisse der Kunst ein. Bald ward Rubens größer als sein Meister, und auf des letztern Rath besuchte er, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vinzenz Gonzaga versehen, Italien, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Herzog nahm ihn als Edelknaben in seine Dienste, worin er acht Jahre blieb, und von Mantua aus auch Rom, Venedig und Genua besuchte, an welchen Orten er häufig längere Zeit sich mit dem Studium und der Ausübung seiner Kunst beschäftigte. Wohin er kam, verewigte er sich durch seine schöpferische Meisterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog Vinzenz mit einem prächtigen Geschenk an den König Philipp IV. gesandt hatte, mahlte er diesen Monarchen und mehrere seiner Großen, studirte die dortigen Kunstschätze, und kehrte mit Ehren und königlichen Geschenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit seiner Mutter, eilte er von dort schleunig nach Antwerpen. Sie war schon todt, da er ankam, und vor Betrübniß darüber schloß er sich in die Abtei St. Michel vier Monate lang ein, wo er durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Versprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Isabella Brant, die 1609 seine Gattin ward, zurück. Er baute sich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, welches er selbst von außen in Fresco mahlte. Die herrliche Rotunde, die er daneben aufführen ließ, schmückte er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemählden und Medaillen aus, und diesen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich er sehr große Reichthümer besaß, an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pfund Sterling. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen mahlte er übrigens jenes herrliche Meisterwerk, die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, und für die Jacobiten daselbst die vier Evangelisten, und außer diesen eine Menge der bewundernswürdigsten Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Aber nicht alle Gemählde, die für die seinigen gelten, schuf dieser große Künstler selbst. Von vielen ließ er durch seine Schüler Figuren, Thiere, Landschaften und Blumen mahlen, und vollendete sie nachher durch seine Meisterhand. Daher ist es schwer, und nur sehr geübten Kennern möglich zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches

Werk ist. Selbst von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medicis, welche diese Fürstin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Palast Luxembourg mahlen ließ, verfertigte Rubens nur zwei allein, die übrigen aber, seiner Gewohnheit gemäß, mit fremder Beihülfe. Mit größter, fast gleicher Geschicklichkeit mahlte er Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte und Geschichten. Nur selten fehlte er gegen das Costume und gegen die historische Richtigkeit; denn innigst vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen, Sprachen und Zeiten, vereinte er die sorgfältigste Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunst mit der scharfsichtigsten und richtigsten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Mahler ihn in der Fertigkeit, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, erreicht, gewiß hat ihn keiner übertroffen. Genau und mit der höchsten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er das Alter, das Geschlecht und den Stand seiner Figuren, und wußte jeder derselben, es mochten Götter oder Menschen, Helden oder Schäfer seyn, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben. Weniger, als in den Gemählden Raphaels, herrscht in den seinigen das Sanfte und Liebliche, aber die hochauflodernde Flamme der Begeisterung, welche in seinen Darstellungen sich so kühn, kraftvoll und lebendig ausspricht, setzt den Beschauenden in Erstaunen und Verwunderung. Allein dies Feuer, das ihn bei seinen Compositionen begeisterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung seiner Werke, riß ihn manchmal so allmächtig dahin, daß er mehr auf den Schimmer, als auf die Schönheit der Formen sah, und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft seines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens stets einer der größten, prachtvollsten Mahler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Partien, übertroffen. Deßhalb gebührt ihm auch mit Recht der Ehrenname des Fürsten der niederländischen Schule, welchen man ihm einstimmig und allgemein beigelegt hat. Daß ein solcher, mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertrauter, mit einem schönen Aeussern, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, und mit einem tief dringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich ausgestatteter Mann auch auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle spielen und nützlich seyn könnte, wußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf seinem Todtenbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabelle, sich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen. Wirklich ward er seit 1627, wo er mit Carls I. Gesandten (gleichfalls einem Mahler, Namens Nicolaus Gerbier) zu Delft eine Friedensunterhandlung zwischen Spanien und England anknüpfen sollte, zu mehreren politischen Verhandlungen gebraucht. So schloß er mit dem englischen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwischen Spanien und England ab, der von beiden Mächten genehmigt, und wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menschen, als Künstler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, auf eine sehr ehrenvolle Weise zum Ritter geschlagen. Rubens führte unter allen diesen vielfachen Geschäften ein sehr einfaches, ordentliches Leben. Seine Nebenstunden widmete er dem Umgange mit einigen geistreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er selbst besuchte bloß Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und den Wissenschaften. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe die-

nen; aber nur dann, wenn das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, mahlte er es so schön und reizend wie sie war. Mehrere Jahre vor seinem Tode konnte er wegen der Gicht und des Zitterns seiner Hand keine Werke von Wichtigkeit mahlen, und beschränkte sich deshalb auf bloße Staffeleigemählde. Er starb den 30sten Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde.

Rübezahl, der bekannte Volksname eines Berggeistes, welcher der Sage nach vormals im Riesengebirge haus'te, und, je nachdem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk sich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben soll. Musäus in seinen Volksmährchen der Deutschen hat zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, so wie den Ursprung des sonderbaren Namens dieses Berggeistes, mit Anmuth und heiterer Laune dem lesenden Publicum vorgeführt.

Rubin, ein Edelstein, der nach dem Diamant am höchsten in Werth gehalten wird. Die Farbe des Rubins ist roth, von bald dunklerer, bald hellerer Schattirung. Die Feile kann ihm nichts anhaben, so wie er auch die größte Gewalt des Feuers unverändert aushält. Wenn der Rubin recht schön blutfarben ist, und über 20 Karat im Gewicht hält, so verliert er den Namen Rubin, und wird Karfunkel genannt. Man findet die Rubine besonders in den Ländern Awa und Pegu in Ostindien. Der Ballasrubin ist lichtroth oder rosenfarben, und fällt manchmal ins Orangengelbe oder Blaue. Er ist von allen der weichste; man findet ihn in Schlesien, Neuspanien und Brasilien. Der Spinellrubin ist von blaßrother Farbe, und geschliffen von schönem und angenehmen Glanz; er kommt aus Böhmen, Schlesien, Ungarn und Brasilien. Am wenigsten geachtet wird der Rubicello (Petit Rubis), dessen bleichrothe, ins Gelbe fallende Farbe das Feuer nicht aushält. Er kommt aus Südamerika. Auch Sachsen liefert Rubine.

Rüchel (Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von), königlich preußischer Generallieutenant, geboren 1754 zu Zizenow in Hinterpommern, betrat in seinem 18ten Jahre die militärische Laufbahn. Durch Lebhaftigkeit und Pünktlichkeit im Dienste erregte er Aufmerksamkeit, wußte sich 1781 bei Friedrich dem Großen, der ihn zum Quartiermeisterlieutenant und Hauptmann ernannte, und späterhin auch bei Friedrich Wilhelm II. so beliebt zu machen, daß ihm dieser 1789 die Organisation der Militärschulen übertrug. Während der preußischen Theilnahme an dem französischen Revolutionskriege zeichnete er sich besonders durch persönliche Tapferkeit sehr vortheilhaft aus, so daß er schon im Jahre 1793 zum Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, und nach dem baseler Frieden zum Generallieutenant ernannt, und mit bedeutenden Gütern in Südpreußen beschenkt wurde. Auch das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. behielt Rüchel in vorzüglichem Grade, doch ward er beschuldigt, 1806 am Tage der Schlacht von Jena sich mit dem von ihm befehligten Corps verspätet zu haben. Doch bewies er auch in dieser Schlacht, sobald er ankam, große Bravour, und sank nur zu bald von einer Flinten- oder Kartätschenkugel getroffen vom Pferde. Er wurde von den Franzosen gefangen, redigirte im Winter von 1806-1807, nachdem er losgekommen war, die königsberger Zeitung, und beschäftigte sich mit der Organisation neuer Regimenter. Im Moniteur ward sein angeblich beleidigendes Betragen gegen französische Kriegsgefangene, besonders gegen den General Victor hart gerügt. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt Rüchel den verlangten Abschied und eine be-

deutende Pension. Jetzt lebt er in Pommern auf seinen Gütern, und hat, gewiß zu seinem großen Schmerz, keine Anstellung wieder erhalten, als Preußen seine Wiederherstellung erkämpfte.

Rückenmark ist die hirnähnliche Masse, die sich in dem Canale der Rückenwirbelsäule befindet. Es hängt auf der untern Fläche des Schädels mit dem Gehirn, das nach einigen Physiologen der neuern Zeit eine höhere Entfaltung und weitere Entwickelung des Rückenmarks selbst ist, zusammen, und erstreckt sich, in sehnichte Hüllen eingeschlossen, durch das große Hinterhauptloch hindurchgehend, bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es sich mit einem stumpf abgerundeten Knötchen, an welchem noch ein spitzigeres hängt, endigt. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß es wie das Gehirn aus einer Mark- und Rindensubstanz bestehe, und daß ein kleiner Canal sich in demselben befinde. — Es vereinigen sich in der ganzen Länge eine Menge Nerven mit dem Rückenmark; nämlich vier auf jeder Seite, wo es sich noch im Kopfe befindet, acht am Halse, zwölf am Rücken, fünf in der Lendengegend, und fünf am Kreuze. Da aber das Rückenmark nicht bis zum Kreuzbeine herabsteigt, so bilden die Nerven, die aus demselben hervorkommen, in der Höhle des Rückenmarks neben einander liegend, einen Strang, der Pferdeschweif (cauda equina) genannt wird. — Die Verletzungen des Rückenmarks sind desto gefährlicher, je näher dem Kopfe sie sind. Am Halse hat auch der geringste Druck den schnellsten Tod zur Folge, und man sagt dann, das Genick sey gebrochen worden. Verletzungen oder Ansammlung von Feuchtigkeiten in der Gegend der untern Wirbel erzeugt Lähmung der untern Gliedmaßen. B. P.

Rückläufig, in der Astronomie, wird die scheinbar rückgängige Bewegung (von Morgen gegen Abend) der Planeten und Cometen genannt. Bei den obern Planeten nehmen wir sie zur Zeit ihrer Opposition mit der Sonne, bei den untern zur Zeit ihrer untern Conjunction mit derselben wahr. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Stellung dieser Gestirne gegen die Sonne und Erde; von der Sonne, als dem Mittelpunkt ihrer Bewegung, aus gesehen, ist dieselbe immer rechtläufig. Nur von einigen Cometen weiß man, daß sie nicht bloß scheinbar, sondern wirklich sich rückläufig bewegen.

Rückungen oder rückende Noten in der Musik sind das, was man auch syncopirte Noten nennt, wenn auf den guten Tacttheil kurze Noten fallen, und der natürliche Accent dadurch gleichsam verschoben wird. Durch Rückungen (sagt K. P. E. Bach) wird die gewöhnliche Harmonie entweder vorausgenommen oder aufgehalten. Es gibt geschwinde und langsame, durch ganze und durch halbe Töne. Z. B.



Ms.

Rückungen, enharmonische, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Uebergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den sogenannten enharmonischen Tonwechsel geschehen, wobei die doppelte Beziehung und Bedeutung der Töne benutzt wird. Indem z. B. der Ton b (wie er als zum einen

halben Ton erniedrigtes h heißt) zunächst als ais (als um einen halben Ton erhöhtes a) erscheint, rückt die Modulation durch diese veränderte Beziehung schnell in eine andere Tonart herauf, z. B.



Ms.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter schwedischer Polyhistor, geboren zu Arosen in Westermannland 1630. Außer der Arzneiwissenschaft studirte er Musik, Mechanik, Mahlerei und Alterthümer, und erlangte schon als 21jähriger Jüngling durch die Entdeckung der lymphatischen Gefäße, durch welche die ganze Physiologie sehr viel Aufklärung gewann, einen großen Ruhm. Seine über jenen Gegenstand herausgegebene Schrift (nova exercitatio anatomica exhibens ductus hepatis aquosos, Arosen 1653) ist auch enthalten im zweiten Theile von Mangets Bibliotheca anatomica. Gleich nach seiner obigen Entdeckung gelangte der bekannte Thomas Bartholin zur richtigen Einsicht in das Geschäft der lymphatischen Gefäße, und es erhob sich zwischen den beiden Anatomen ein Streit über die Ehre der ersten Entdeckung, der von ihnen eben nicht mit großer Humanität und Mäßigung geführt wurde. Rudbeck behauptete indessen den Ruhm der ersten Erfindung. Nachdem er von einer gelehrten Reise nach Holland zurückgekehrt war, lehrte er zu Upsala die Botanik, legte einen botanischen Garten an, und wurde hernach Professor der Anatomie und zuletzt Curator der Universität. Er starb 1702. Sein bekanntestes Werk ist das sehr gelehrte, aber hypothesenreiche und seltene Werk: Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria, Upsal 1675—98, 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrem Atlantica erzählen, das wendet Rudbeck in diesem Werke auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquarischer und historischer Belesenheit unterstützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato sey, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutsche und verschiedene andere Völker aus Schweden abstammen u. s. w. Durch einen 1702 zu Upsala Statt gehabten großen Brand wurden andere wichtige Werke dieses Schriftstellers theils vernichtet, theils selten gemacht. Sein Sohn (gleichfalls Olaus), geboren zu Upsala, war der Nachfolger seines Vaters, und starb 1740. Er schrieb ein Werk über Lappland (Lapponia illustrata Ups. 1701), eine Ichthyologie (Ichthyologia biblica, ibid. 1705—22) und andere Sachen. Ein Dichter Rudbeck (C. J. oder gleichfalls Olaus), der 1756 zu Stockholm geboren wurde und 1777 daselbst starb, machte sich durch zwei schön versificirte heroisch komische Heldengedichte: die Borasiade in vier Gesängen (Stockholm 2te Ausgabe 1783) und Neri (ebendas. 1784) bekannt.

Rüdesheimer, s. Weine.

Rudolph I., der Stammvater vieler deutschen Kaiser, und des noch regierenden österreichischen Hauses, der Wiederhersteller eines friedlichern Zustandes in Deutschland, wurde den 1sten Mai 1218 geboren. Er war der älteste Sohn Albrechts IV., Grafen von Habsburg, des-

sen Besitzungen in der Schweiz lagen. Bei dem Heere des Kaisers Friedrich II. zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Nach seines Vaters Tode (1240) erbte er das unbedeutende Gebiet desselben, und suchte es, nach damaliger Sitte, durch kriegerische Unternehmungen zu vergrößern. Zu diesem Zweck unterhielt er ein kleines Heer, zusammengesetzt aus Abenteurern verschiedener Völker, und damit vertheidigte er sich gegen seine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Kosten seine Macht aus. 1245 erlangte er durch seine Vermählung mit der Tochter Burchards, Grafen vom Homburg oder Homberg (in der Schweiz), beträchtlichen Zuwachs an Macht und Gebiet. Einige Jahre nachher half er dem Könige Ottokar von Böhmen in seinem Kriege gegen die heidnischen Preußen. Durch Klugheit, Muth und Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er sich schon damals die Achtung der Hohen und Niedern. 1273, als er gerade den Bischof von Basel belagerte, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß er einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt sey. Weder erstaunt, noch verwundert, denn nicht der große Mensch, sondern nur der kränkelnde Schwächling erstaunt und verwundert sich, wenn ihm Großes wiederfährt, nahm Rudolph die Krone an, und verordnete gleich, daß keine Verleihung von Reichslehen ohne Einwilligung der Churfürsten gültig seyn solle, und darauf foderte er, dieser Verordnung gemäß, von dem besagten Ottokar, der sich seiner Wahl widersetzt und sich selbst um die Kaiserkrone beworben hatte, die österreichischen Lande als Reichslehen zurück. Ottokar, damals einer der mächtigsten, kriegerischsten Fürsten Europa's, weigerte sich dessen. Aber Rudolph eilte muthig und schnell mit einem Kriegsheere nach Niederbayern, zwang den dortigen Herzog Heinrich, den Ottokar in sein Interesse gezogen hatte, seine Partei zu ändern, und drang dann in Oesterreich bis an die Mauern Wiens vor. Ottokar, überrascht durch die unvermuthete Gefahr, hatte zu wenig Macht, die österreichische Hauptstadt zu schützen, er beugte seinen hochmüthigen Sinn und ersuchte seinen Gegner um Frieden. Der ward ihm bewilligt unter den Bedingungen, daß er seiner Herrschaft auf Oesterreich entsagen, Rudolphen als Kaiser anerkennen und ihm wegen Böhmen und Mähren huldigen sollte. Ottokar verlangte, daß der Huldigungsact insgeheim vollzogen werden solle. Rudolph willigte dem Anscheine nach ein, die Ceremonie hatte unter einem Zelte Statt, dessen Vorhänge aber plötzlich aufgezogen wurden, und so war der König von Böhmen, vor Rudolph auf den Knieen liegend, den Blicken der umstehenden Kriegsheere Preis gegeben. Ottokar konnte den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und brach 1277 den mit Rudolph geschlossenen Frieden. Dieser Krieg drohte, für den Kaiser gefährlich zu werden. Die Reichsfürsten betrachteten den Streit bloß als eine ihrem Interesse fremde Privatsache Rudolphs, und unterstützten diesen weit weniger als vorher; Ottokar hingegen hatte sich durch Bündnisse mit mächtigen Fürsten gestärkt. Im August 1278 trafen die beiden Heere auf dem Marchfelde in Oesterreich auf einander. Eine mörderische Schlacht begann, worin Rudolph zwar selbst verwundet wurde, sein Gegner aber das Leben verlor. Nach diesem Siege schloß er mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, einen Vertrag, durch welchen Oesterreich, Steiermark, Krain und die wendische Mark ihm, dem Kaiser, auf immer abgetreten wurden. Er belehnte mit diesen Ländern seinen Sohn Albrecht, welcher der Stammvater des mächtigen, noch blühenden öster-

reichischen Hauses wurde. Mit den Päpsten, deren Einflusse Rudolph vorzüglich seine Wahl zum Kaiser dankte, lebte er in fortwährendem Frieden; aber doch suchte er das kaiserliche Ansehen, welches in Italien, so wie in Deutschland während des Interregnums sehr gesunken war, wieder zu heben, und auch den Staaten von Florenz und Lucca ertheilte er nur gegen Erlegung großer Geldsummen einige Vorrechte, ohne jedoch ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche dadurch aufzuheben. Durch die Vermählung mehrerer seiner Töchter mit großen deutschen und auswärtigen Fürsten hatte er seine Macht noch mehr befestigt. Kein Feind war nach Ottokars Tode mehr zu besiegen übrig, und daher richtete Rudolph den Blick auf den trostlosen innern Zustand, worein Deutschland durch die Anarchie des Interregnums versetzt war. Die Befehdungen raubsüchtiger Edelleute und Großen dauerten noch immer fort. Das Reich wurde dadurch zerrüttet, und der Handel, der Gewerbfleiß und das Fortschreiten der sittlichen und geistigen Cultur gehemmt. Dem Unfug suchte Rudolph mit Gewalt und Güte zu wehren, aber zur eigentlichen gesetzlichen Abstellung der Fehden konnte er auf dem Reichstage zu Worms nichts weiter bewirken, als die Verordnung, daß jeder Befehdung eine dreitägige Ankündigung vorausgehen solle. Er selbst reis'te im Reiche herum, schlichtete persönlich die Streitsachen Hoher und Niederer, und stellte den Landfrieden wieder her, so daß man ihn auch das lebendige Gesetz nannte. Den Churfürsten sicherte er ihre Rechte, unternahm nichts Wichtiges ohne ihre Zustimmung, die er sich mittelst der Willebriefe, welche nachher von seinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Churfürsten auch da erfoderlich seyn sollte, wo diejenige der andern Stände nicht nöthig sey. Gegen die Erbauung von Festungen, die dem unruhigen Adel zu Raubschlössern dienten, gab er ernste Verordnungen, und zerstörte einmal in Einem Jahre (1290) mehr als siebzig solcher Schlösser. 1283 unternahm er einen Krieg gegen den Grafen von Savoyen, der mehrere deutsche Reichslehen in der Schweiz sich zugeeignet hatte, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Gleich glücklich war er gegen den mächtigen Grafen von Burgund, der sich dem deutschen Reiche hatte entziehen wollen. Durch die Unruhen von Böhmen, wo der oben gedachte Markgraf Otto sich der Regierung und Herrschaft ganz bemächtigen wollte, und den König Wenzeslaus gefangen hielt, veranlaßt, eilte Rudolph mit einem Kriegsheere dahin, befreite den König, und vermählte eine seiner Töchter mit ihm. Noch in seinem 64sten Jahre verheirathete er sich selbst mit einer vierzehnjährigen Prinzessin von Burgund. Sein Wunsch aber, seinen Sohn Rudolph zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen, ward ihm zu seiner größten Bekümmerniß nicht gewährt, und er starb zu Germersheim, auf einer Reise nach Speier (im Julius 1291) im 76sten Jahre. Wenige Fürsten haben Kaiser Rudolph an Energie des Charakters und an bürgerlichen und kriegerischen Tugenden erreicht. Er war im höchsten Grade tapfer, unermüdet thätig, einfach in Sitten und Lebensweise, herablassend und gesprächig, gütig, großmüthig und durchaus gerecht. Im Anfang seiner Laufbahn scheint er freilich nicht allzugewissenhaft in der Wahl seiner Mittel gewesen zu seyn. Aber als Kaiser war er ein Muster der Mäßigung und Billigkeit. Er war durch die Wiederherstellung eines friedlichern Zustandes der Schöpfer des neuen höhern und geistigern Lebens und Wirkens in Deutschland.

P. N.

Rudolph II., deutscher Kaiser, Sohn Kaisers Maximilian II.,

war 1552 geboren, und erhielt von den Jesuiten in Spanien den größten Theil seiner Erziehung. Sein Vater verschaffte ihm 1572 die ungerische und 1575 die böhmische Krone, nebst dem Titel eines römischen Königs. Nach Maximilians Tode bestieg er den Kaiserthron, und man hielt ihn für einen äußerst talentvollen, kenntnißreichen und gutmüthigen Fürsten. Unglücklicher Weise leiteten aber seine Kenntnisse und Neigungen ihn ganz von den erhabenen Pflichten seines Standes ab, und er beschäftigte sich fast allein mit mechanischen Erfindungen, und verbrachte den größten Theil seiner Zeit in den Werkstätten der Uhrmacher, Drechsler und anderer Künstler. Ueberdieß war noch Chemie sein Lieblingsstudium, und wie es in diesem Zeitalter gewöhnlich war, auch Alchymie. So war er gleichfalls ein Liebhaber von Pferden, und verbrachte, als Stallknecht verkleidet, viele Zeit in seinen Pferdeställen und auf den Reitbahnen. Seine Gemüthsruhe war ein wichtiger Fehler an ihm als Regenten, da sie von Furchtsamkeit und Unentschlossenheit begleitet war; und sein Eifer für die catholische Religion vertrug sich keineswegs mit den toleranten Grundsätzen seines Vaters. Er allein hatte die zahlreichen Länder des österreichischen Hauses geerbt, und seine Brüder waren durch Pensionen abgefunden. Als er sahe, daß die protestantische Religion in seinen Erbländern sich sehr ausbreitete, war seine Sorge, der catholischen wieder das Uebergewicht zu verschaffen, und die Maßregeln, die er zu diesem Zweck ergriff, veranlaßten manche Empörung, und entfremdeten die Gemüther seiner protestantischen Unterthanen von ihm. In andern Theilen des deutschen Reichs nahm Rudolph bei allen Streitigkeiten der Protestanten und Catholiken wider die erstern Partei, und durch seine Einwirkung wurde der Erzbischof und Churfürst Gebhard von Cöln, der zum Protestantismus übergetreten war und geheirathet hatte, abgesetzt. Der Sultan Amurath III. brach, begünstigt durch die Unruhen in Ungern, den mit Rudolph geschlossenen Waffenstillstand, und machte mehrere Einfälle in jenes Königreich und in Croatien. Freilich wurde Amurath durch mehrere kaiserliche Generale zurückgeschlagen, aber sein Nachfolger Mahomed III. nahm die wichtige Stadt Agram in Oberungern weg, und der Krieg in diesem Königreiche wurde bis zu dem 1606 mit dem Sultan Achmet geschlossenen Frieden mit wechselndem Glücke geführt. Rudolph, der zu Prag residirte, nahm an diesen Ereignissen wenig Theil, und überließ sich seinen Lieblingsbeschäftigungen. Seine ungerischen Unterthanen ersuchten daher, ihn verachtend, seinen Bruder, den Erzherzog Matthias, die Regierung zu übernehmen, und erwählten diesen 1607 zu ihrem Könige. Matthias nahm von seinem Reiche Besitz, ging mit einer Armee nach Oesterreich, und zwang seinen Bruder, ihm dieses Land und Ungern feierlich abzutreten. Bald nachher entstanden die Erbfolgestreitigkeiten wegen Jülich und Cleve, die als die Veranlassung des völligen Ausbruches der Uneinigkeit zwischen den Protestanten und Catholiken zu betrachten sind. Es wurden Bündnisse geschlossen und Kriegsheere gerüstet; Rudolph berief Reichstage und stellte sich eifrig bemüht, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Protestanten in Böhmen, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee nach Böhmen kam, um sie zum Gehorsam zu bringen, riefen sie den König Matthias zu Hülfe, welcher den Kaiser nöthigte, ihm 1611 auch diese Krone zu überlassen. Rudolph starb 1612 im 60sten Jahre seines Alters und im 36sten seiner Regierung. Die Prophezeihungen des berühmten, jedoch abergläubischen Sternkun-

digen Tycho de Brahe machten den Kaiser so mißtrauisch gegen alle seine Umgebungen, daß er weder zum Vergnügen, noch Geschäfte halber seinen Pallast verließ. Er war nie verheirathet und hatte nur einige natürliche Kinder. Seiner Liebe zur Astronomie verdankten Tycho de Brahe und dessen Schüler Kepler eine sehr glänzende Aufnahme in Prag. P. N.

Rügen ist ein Fürstenthum und eine Insel in der Ostsee, zu dem an Preußen jetzt abgetretenen Schwedisch-Pommern gehörig, wovon es durch das kaum eine Viertelmeile breite Binnenwasser getrennt wird. Diese Insel ist sieben Meilen lang und eben so breit, hat einen Flächenraum von 16 QM. und zwei Städte, von denen Bergen, welches 1500 Einwohner hat, als die Hauptstadt, Garz aber als eine ehemals berühmte wendische Handelsstadt, die jedoch jetzt höchst unbedeutend ist, bemerkbar sind. Außerdem enthält Rügen 2 Flecken, 536 Dörfer und Landgüter und 27 bis 28,000 Einwohner. Auch hat die jetzige fürstliche Familie Putbus hier ein Schloß gleiches Namens nebst vielen Gütern. Durch einige tiefe Einschnitte der See wird die Halbinsel Jasmund, die mit Rügen selbst durch eine schmale Bergreihe, Prora genannt, verbunden ist, ferner die mit Jasmund durch Sanddünen zusammenhängende Halbinsel Wittow, so wie auch die Halbinsel Mönchgut gebildet. Wittow ist der fruchtbarste Theil Rügens, und auf Jasmund ist ein Buchenwald, worin noch die Denkmale der ehemaligen heidnischen Verehrung der Göttin Hertha zu sehen sind. Die Insel wird in die vier Präposituren Bergen, Poseritz, Jasmund und Gingst eingetheilt, kam 1648 an Schweden, wurde 1715 von den damals gegen Schweden Alliirten erobert und an Dänemark überlassen, von letzterem aber wieder an Schweden (1720) abgetreten. 1815 kam sie endlich mit Schwedisch-Pommern an Preußen. Der ergiebige Getraidebau nährt die Einwohner hauptsächlich. Zu dem Fürstenthum Rügen gehören noch andere umherliegende kleine Inseln, als Hiddensee, Rüden, Ummanz und Vilm. Rügen enthält viele Sehens- und Denkwürdigkeiten, z. B. das große bemerkenswerthe Kreidvorgebirge, die Stubbenkammer genannt, auf Jasmund, und das nördlichste Vorgebirge Deutschlands, Arkona. Zu Sagard, gleichfalls auf Jasmund, ist eine Heilquelle, die als Bad gebraucht wird. Rügens Bewohner sind, wie alle Norddeutschen, sehr gastfrei.

Rugendas (Georg Philipp), einer der berühmtesten deutschen Mahler, geboren zu Augsburg (den 27sten November 1666), wurde von seinem Vater, einem Goldschmid, zur Kupferstecherkunst bestimmt, mußte aber wegen einer Fistelkrankheit an der rechten Hand diese Kunst aufgeben, und ward Mahler. Seine Neigung erklärte sich besonders für kriegerische Darstellungen, die er nach Bourguignon und Andern studirte. Nach eifrigem sechsjährigen Studium und angestrengten Arbeiten war seine kranke Hand völlig unbrauchbar geworden, er hatte sich aber nebenher mit der linken dieselbe Fertigkeit erworben, und reis'te nun nach Wien, Rom und Venedig, wo er sich lange aufhielt, und sich einen großen Styl aneignete. Er gehört unter die ersten Schlachtenmahler, seine Zeichnung ist richtig, seine Zusammensetzung und Färbung schön, und alles, was er machte, verrieth Geist und Leichtigkeit der Arbeit. In den Stellungen der Pferde war er unerschöpflich. Er mahlte und radirte sehr viel. Auch hat man von ihm Blätter in schwarzer Kunst mit radirten Umrissen, sie sind meistens braun abgedruckt. Seine Gemählde sind überall zerstreut; unter seinen radirten Blättern aber, die mit bewundernswürdigem Fleiße

gemacht sind, zeichnet sich eine Suite von sechs großen Blättern in der Breite, die Belagerung von Augsburg vorstellend, der er selbst mit beiwohnte, vorzüglich aus. Er starb in seiner Vaterstadt den 10ten Mai 1742.

Rugievith, Rugewith, eine von den alten Norddeutschen verehrte Gottheit, die unter mancherlei grotesken und scheußlichen Gestalten von ihnen dargestellt ward. Die Verehrung des Rugewith soll unter den Obotriten (heutigen Meklenburgern) und auf der Insel Rügen, besonders gebräuchlich gewesen seyn, in welcher letztern Gegend Rugewith dann wohl mit dem auf Arkona einst hochgefeierten Götzen Swantewith in Eins zusammenfällt.

Ruhe ist der Zustand eines Körpers, vermöge dessen er seine Lage gegen andre Gegenstände nicht verändert, an einem und demselben Orte beharrt, ohne Bewegung erscheint. Die Ruhe ist mithin nur etwas Relatives. Die Gegenstände auf einem segelnden Schiffe sind für den Schiffer in Ruhe, wenn sie in derselben Lage gegen einander bleiben, obgleich sie mit dem Schiffe zugleich in steter Bewegung sind. Eben so erscheint ein Haus, ein Baum, nur in Beziehung auf seine Umgebung als ruhend, da die Erde mit allem, was sich darauf befindet, in ununterbrochner Bewegung ist. Eine absolute Ruhe kennen wir nicht. Da die Ruhe nur etwas Verneinendes, nämlich Abwesenheit der Bewegung ist, so lassen sich keine Grade an ihr unterscheiden; sie ist entweder gar nicht oder ganz vorhanden.

Ruhnkenius (David), eigentlich Ruhnken, Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität Leyden, und einer der gelehrtesten Humanisten seiner Zeit, war den 2ten Jan. 1723 zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine Aeltern, welche wohlhabend waren, und die glücklichen Anlagen des Knaben bemerkten, bestimmten ihn den Studien, und schickten ihn zunächst auf das Friedrichs-Collegium nach Königsberg, wo er nicht nur mit den classischen Schriftstellern des Alterthums bekannt wurde, sondern auch Musik und andre schöne Künste übte. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität. Nach dem Willen seiner Aeltern sollte er in Göttingen Theologie studiren; ihm aber lagen die humanistischen Studien weit mehr am Herzen; der Theologie dagegen war er, vielleicht wegen der damals auf dem Friedrichs-Collegium herrschenden Pietisterei, abgeneigt geworden. Auf seiner Reise nach Göttingen kam Ruhnken über Wittenberg, das an dem berühmten Literator Berger und dem gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus Ritter zwei Männer vom ersten Range besaß. Diese fesselten den Jüngling dergestalt, daß er in Wittenberg zu bleiben sich entschloß. Er genoß den Unterricht der genannten Männer, und studirte zugleich mit Eifer die wolfische Philosophie. Zwei Jahre hatte er so in Wittenberg verlebt, als der Ruf des großen Tiberius Hemsterhuys ihn zu dem Entschluß brachte, nach Leyden zu gehen, um dort den Unterricht dieses großen und tiefen Kenners der griechischen Sprache zu benutzen. Ehe er jedoch Wittenberg verließ, vertheidigte er 1743 seine Magisterdisputation de Galla Placidia Augusta, die allerdings ein ehrenvolles Zeugniß von ihres Verfassers tiefen Kenntnissen ablegt, deren mündliche Vertheidigung ihm aber mißlang, da ihm das Talent, sich gewandt und fließend im Lateinischen auszudrücken, für immer abging, weßhalb er seine lateinischen Vorträge meistens aus dem Hefte ablas. Hemsterhuys, der bald Gelegenheit hatte, Ruhnkens Talent und Gelehrsamkeit zu bewundern, bewies ihm die wohlwollendste Theilnahme, und wurde bald sein Rathgeber und Freund. Sechs Jahre

wandte Ruhnken an, um unter seines großen Lehrers Leitung den ganzen Cyclus der humanistischen Studien gleichsam von vorn an noch einmal zu durchlaufen. Die ersten Früchte eines so weise und zweckmäßig geordneten Studiums gab er in zwei Epistolis criticis (1749 und 1751), von welchen die eine die homerischen Hymnen, den Hesiod und die griechische Anthologie, die zweite den Callimachus, Apollonius und Orpheus zum Gegenstande hatte. Sein Wunsch war jetzt, ein angemessenes Lehramt auf einer holländischen Universität zu erhalten; dazu aber fehlte die Aussicht, weßhalb Ruhnken auf Hemsterhuys Rath das bereits unter Ritter studirte römische Recht wieder vornahm, um sich in den Stand zu setzen, allenfalls auch ein akademisches Lehramt dieser Wissenschaft bekleiden zu können. Ohne sich jedoch dadurch von der steten Beschäftigung mit der griechischen Literatur abziehen zu lassen, übernahm er eine Bearbeitung des Plato. Zu diesem Zweck verschaffte er sich aus der sangermannischen Bibliothek zu Paris eine Abschrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato, und gab dasselbe nebst einem Commentar heraus. Nicht leicht findet man so viele kritische und grammatische Gelehrsamkeit in einem so engen Raume zusammengedrängt. Dieses Werk reichte hin, Ruhnken eine Stelle unter den ersten Philologen seiner Zeit zu verschaffen. Da er die freie und zwangslose Lebensweise in Holland liebgewonnen hatte, so lehnte er verschiedne ehrenvolle Anträge zu Lehrstellen im Auslande ab, und benutzte seine Muße zu einer literarischen Reise, auf welcher er die vorzüglichsten Bibliotheken Europa's besuchen und benutzen wollte. Diese Reise trat er 1755 an; sie führte ihn zunächst nach Paris, wo er ein Jahr lang in den Schätzen der königlichen Bibliothek arbeitete, und mit rastlosem Fleiße Handschriften abschrieb, auszog und verglich. Eben wollte er von da nach Spanien abreisen, wo die Escurialbibliothek ihm eine reiche Ausbeute versprach, als Hemsterhuys ihn zur Rückkehr nach Leyden einlud. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, da Alter und Kränklichkeit ihn beugten, sich Ruhnken als Lector der griechischen Sprache beisetzen zu lassen. Diese Stelle trat er auch 1757 an, und wurde, als vier Jahre darauf Oudendorp starb, zum wirklichen Professor der Geschichte und Beredsamkeit ernannt. Unter vielen sehr geschätzten Arbeiten, wohin seine Denkschrift auf Hemsterhuys, seine Ausgabe des Muretus u. s. w. gehören, zeichnet sich hauptsächlich sein Vellejus Paterculus aus, ein wahres Muster von Bearbeitung lateinischer Classiker, sowohl was die Kritik des Textes als die grammatische Erklärung betrifft. Im Jahr 1780 gab er einen homerischen Hymnus auf die Ceres heraus, welchen Matthäi in Moskau aufgefunden, und ihm abschriftlich mitgetheilt hatte. Zu seiner beabsichtigten Ausgabe des Plato hatte er nur die Scholien beendigt, als der Tod am 14ten Mai 1798 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte, nachdem er schon seit einigen Jahren an Engbrüstigkeit gelitten hatte.

Rührend im Allgemeinen ist das, was unser Gefühlsvermögen zu thätiger Theilnahme reizt, und leidenschaftliche Empfindungen in uns erregt. Im engern Sinne, wenn von Werken der schönen Kunst, von Begebenheiten u. s. w. die Rede ist, heißt das **rührend**, was ernstere Empfindungen der Wehmuth, des Mitleids, der Zärtlichkeit, der Andacht, der sanften Freude in uns erweckt. Der Künstler und Schriftsteller, welcher rühren will, muß selbst gerührt, und von den Empfindungen, die er hervorbringen will, durchdrungen und ergriffen seyn. Nur durch den lebhaften Ausdruck der letztern, nicht durch bloße

Schilderung und Beschreibung derselben, wird dieser Zweck erreicht. Der höchste Grad des Rührenden, der mehr die heftigern, reinen und ungemischten Empfindungen zum Gegenstande hat, heißt das Pathetische.

Rulhieres (Claud. Carloman de), Mitglied der Akademie und Ritter des heiligen Ludwig, hat sich durch mehrere geschichtliche Schriften vortheilhaft ausgezeichnet. Im Gefolge des französischen Gesandten Berteuil am petersburger Hofe, war Rulhieres Zeuge der Staatsumwälzung, die Peter III. das Leben kostete, und Catharine auf den Thron von Rußland hob. Diese Begebenheit ist von ihm zwar kurz, aber trefflich beschrieben worden, doch dürfte Catharinens Charakter in dieser Schilderung nicht ganz der Wahrheit gemäß gezeichnet seyn, indem hin und wieder sichtbar das Gefühl beleidigter Eitelkeit aus dem Verfasser spricht. Nachdem Rulhieres in der Folge noch lange Zeit in Gesellschaft des Baron Berteuil mehrere europäische Höfe besucht hatte, folgte er dem Marschall Richelieu in sein Gouvernement, und begann jetzt seine literarische Laufbahn mit seiner von Voltaire so hoch gerühmten Epitre sur les disputes. 1787 ernannte ihn die Akademie zu ihrem Mitglied; die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede zeigte, daß er dieser Auszeichnung würdig war; noch mehr bewies er dies aber durch sein 1788 in zwei Bänden herausgegebenes Werk: über die Ursachen der Zurücknahme des Edicts von Nantes und die Lage der Protestanten in Frankreich seit Ludwig XIV. Seine Geschichte der Unruhen und ersten Theilung von Polen, der mehrere Anekdoten über die Revolution von 1762 in Rußland angehängt sind, erschien erst nach seinem Tode. Sie ist mit Scharfsinn geschrieben, und gibt über die Intriguen, die diesem Lande den Untergang brachten, ein merkwürdiges Licht. Das von ihm in drei Gesängen verfaßte Gedicht: Les Jeux de main, das gleichfalls nach seinem Tode erschien, zeugt zwar ebenfalls von dem Geist des Verfassers, ist aber auch ein Beweis, daß die höhere Dichterweihe ihm abging. Rulhieres starb den 30sten Januar 1791. Die Charakterzeichnung, die Champfort von ihm entwirft, stellt beide, den Zeichner sowohl, der Rulhieres Freund war, als den Gezeichneten, nicht in das beste moralische Licht, indem sie den Todten eines ziemlichen Ueberschwanges an Eitelkeit, Verstellungskunst und Irrthümern beschuldigt, dadurch aber zugleich anzeigt, daß ihr Verfasser, der doch so lange Zeit sich dessen vertrauten Freund nannte, selbst nicht frei war von kleinlichen Leidenschaften. Ein Bruder Rulhieres war Offizier bei der Gensdarmerie, und führte dieses Corps am berühmten 10ten August 1792 an. Seine Bestrebungen, die Truppen dem Dienst des Königs treu zu erhalten, schlugen fehl; er wurde nebst den andern Offizieren ein Opfer der Volkswuth in den schrecklichen Septembertagen desselben Jahrs. F. G.

Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs verfertigt wird. Der von der Insel Jamaika kommende ist der beste; die Engländer treiben mit diesem Artikel einen bedeutenden Handel, da der Rum zwar minder stark als der Rack, doch noch häufiger gesucht und zum Punsch angewendet wird.

Rumelien, s. Romelien.

Rumford (Benjamin Tompson, Graf von), geboren 1772 auf der kleinen Insel Rumford. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen England und Amerika trat er in brittische Dienste, ward Major, und machte sich durch seine Einsichten, besonders durch seine Localkenntnisse sehr wichtig. Als er zu Ende des Kriegs nach London kam, ernannte

der König ihn zum Ritter. Jetzt erhielt Tompson einen Ruf vom Churfürsten von Pfalzbayern nach München, wo er sich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zu Versorgung der Armen, Einführung der Erdäpfel und der Sparheizungen, so wie besonders der ökonomischen, nach ihm benannten Suppen große Verdienste erwarb. Der Churfürst erhob ihn zum Grafen von Rumford, machte ihn zum Generallieutenant, und verlieh ihm mehrere Orden. In dem englischen Garten vor München, dessen Anlage ihm gleichsam verdankt wird, ist ihm noch bei seinem Leben ein schönes steinernes Monument, mit seinem Porträt von Alabaster, errichtet worden, mit der Inschrift: „Ihm, der das schmählichste öffentliche Uebel, den Müssiggang-Bettel tilgte, der Armuth Hülfe, Erwerb und Sitten, der vaterländischen Jugend so manche Bildungsanstalt gab. Lustwandler geh', und sinne nach ihm gleich zu seyn, an Geist und That, und uns an Dank!" Auch in England verbreitete er seine nützlichen Erfindungen, legte 1800 unter dem Namen königliches Institut (Royal Institut) zu London eine Lehranstalt für Oekonomen, Künstler und Handwerker an, besuchte im J. 1802 Frankreich, und wurde sehr ehrenvoll von Bonaparte aufgenommen. Er hielt sich darauf längere Zeit in Paris auf, wo er mit seiner Gattin einen Scheidungsprozeß führte, und starb 1815.

Rundgesang heißt ein zum geselligen Gesang bestimmtes Gedicht, in welchem einige Verse nach jeder Strophe, entweder unverändert, oder mit einer kleinen Veränderung, oder einem Zusatze vom ganzen Chor wiederholt werden. Entweder machen diese Verse den Schluß jeder Strophe oder auch den Anfang derselben aus, oder es sind wieder besondere Verse, welche aber immer wiederkehren. Von dieser Art ist der Rundgesang von *Voß*: Freund ich achte nicht des Mahles u. s. w. Dies Gedicht gleicht dem Rondo in der Musik, wo das Thema nach kleinem Zwischenspiel immer wiederkehrt oder im Tutti wiederholt wird. Ms.

Runenschrift. Ueber das Alter dieses den nordischen Völkern (Germanen und Skandinaviern) eigenen Alphabets ist von den Gelehrten verschiedentlich gestritten worden. Von Einigen sind die Runen weit vor die christliche Zeitrechnung hinausgerückt, von Andern wieder ist wohl ihre Entstehung erst nach Christi Geburt gesetzt worden. Letzteres ist wohl das Richtige, doch dürften diejenigen wieder in einem Irrthum begriffen seyn, welche die Schrift der Runen gänzlich aus dem römischen Alphabet herleiten. Die Aehnlichkeit, die einige Runbuchstaben mit ihnen verwandten römischen haben, kann hier wohl nichts beweisen, da sie nur bei *einigen* Statt findet, bei andern aber durchaus nicht nachzuweisen ist; auch hat das Alphabet der Runen nur sechzehn Buchstaben, eine Mangelhaftigkeit, die sich schwerlich finden dürfte, wenn die Völker, die dieser Schrift sich bedienten, sie dem reichen römischen A B C nachgebildet hätten. Das Sicherste über die Entstehung der Runen ist wohl (da den so lange in Unwissenheit lebenden nordischen Völkern eine eigne Erfindung von Buchstabenschrift nicht wohl zuzutrauen ist), der von F. *Schlegel* unter andern in seinen Vorlesungen über *alte und neue Literatur* aufgestellten Hypothese zu folgen, nach welcher die Buchstabenschrift durch die bekanntlich im höchsten Alterthum schon die Meere und auch die Ostsee befahrenden *Phönizier* den Anwohnern jener Küsten bekannt wurde, und daraus sich die ihnen eignen *Runen* bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich in sich geschlossenen Priestercaste bewahrt, und von ihr zu mancherlei magischen und vorgeblich zaubrischen Künsten verwendet wurde. Die Aehnlichkeit mit manchen Schriftzügen der Römer kann gegen diese Annahme nichts

beweisen, da diese ja auch ihre Schrift aus derselben östlichen Quelle erhielten, und nothwendig daher eine Urstammverwandtschaft sich zeigen muß. Daß auch in Spanien und andern südwestlichen europäischen Landen sich Ueberreste von Runen und Runensteinen (mit Runenschrift bezeichnete Steine, die zu Grabmonumenten, Markbezeichnungen u. dgl. dienten) finden, ist aus der Stammverwandtschaft der neuern Bewohner jener Gegenden seit den Zeiten der Völkerwanderung mit den Einwohnern des alten Germaniens und Skandinaviens erklärlich.

Runenstäbe, Signatstäbe, wurden bei den heidnischen Völkern im Norden gewisse aus Weidenholz verfertigte Stäbe genannt, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in sich tragende Charaktere eingeschnitten waren, und mit welchen Stäben dann die Priester und andre von den Göttern begünstigte Personen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben (vergl. d. Art. Runen). Auch wurden dergleichen Runen oder Schriftstäbe von den ältern Bewohnern Schwedens und Norwegens gebraucht zu Bezeichnung der Zeitfolge, und noch heutiges Tags findet sich in jenen Landen unter den Landleuten mancher Gegend der Gebrauch, sich bezeichneter Stäbe statt der Calender zu bedienen.

Runkelrübenzucker, s. Zucker.

Rußland. I. Aeltere Geschichte. Von diesem jetzt so gewaltigen Reiche hatten die Alten nur sehr geringe Kenntniß, und auch selbst diese war mit vielen Mährchen vermischt. Mit dem gemeinschaftlichen Namen Scythen, Sarmaten umfaßte man eine große Menge nomadischer Stämme, welche bis an die römischen Gränzen reichten, und schon vor Cyrus Zeiten die damals gebildete Welt, vorzüglich das vordre Asien, oft beunruhigten. Die Slaven zogen mehr nach Westen und Norden; die Bulgaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Crimm, und standen dadurch mit den Byzantinern in sehr genauer Verbindung (die Kaiserin Irene war eine chazarische Prinzessin). Die Petschnegen, Stammverwandte der Chazaren, saßen am caspischen Meere, gingen westlich, drängten die Ungarn nach Pannonien, während sie die Gegenden zwischen dem Don und der Aluta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Finnen. Der erste Zustand des nomadischen Hirten- oder Jägerlebens war allen diesen Völkern eigen; nur später gelangten einige derselben dadurch, daß sie in ehemalige römische Provinzen rückten, oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Christenthum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Diese Bildung jedoch, mehr eigenthümlich als fremdartig, zeigte sich am frühesten unter den slavischen Völkern; sie gingen bald zu festen Wohnsitzen über und es entstanden durch sie im heutigen Rußland die beiden Städte Nowgorod (neue Umzäunung, novus hortus*) und Kiew, welche durch ihren Handel besonders später zu einer bedeutenden Macht heranwuchsen. Beide Städte mußten anfangs gefährliche Kämpfe mit den Chazaren bestehen, und noch außerdem wurde Nowgorod von den Normännern, welche unter dem Namen

*) Also durch die russische Sprache, welche bekanntlich g statt h gebraucht (Hospodar, Gospodar) mußte das lateinische hortus durchwandern, ehe ein deutscher Garten und französischer Jardin daraus werden konnte.

Waräger*) als kühne Seeräuber die Ostseeküsten beunruhigten, hart bedrängt. Daher entschloß sich Nowgorod im Jahre 862, die Normänner aufzunehmen, und normännische Herrschaft anzuerkennen, die Brüder Rurik, Sineus und Truwor führten ihre Landsleute an; Rurik herrschte nach dem Tode seiner Brüder allein, und seine Normänner verbanden sich mit den besiegten Slaven zu einem Volke, den Russen. Dieser neue Staat, in welchem die Normänner wahrscheinlich die Gutsherren und Krieger waren, hatte eine militärische Verfassung, und ist unter dem Namen Holmgard, Gardarike bekannt, und umfaßte wohl das ganze nördliche Rußland. Nach Ruriks Tode (870) regierte sein Sohn Ighor unter seinem Vormunde Oleg (Olaf), eroberte Kiew, und machte sie zur Hauptstadt. Ighors Gemahlin, Olga, nahm in Constantinopel 955 das Christenthum an, und brachte dadurch den griechischen Ritus in ihr Vaterland. Ighor, so wie sein Sohn Swätoslaw, wurde nach mehreren glücklichen Kriegen zuletzt in der Schlacht getödtet, Ersterer in Podolien 945, Letzterer an den Wasserfällen des Dniprs 972. Swätoslaws Söhne führten einen Bruderkrieg, in welchem endlich Wladimir aus Nowgorod, mit dem Beinamen der Heilige oder der Große, siegte. Wladimir machte noch bedeutende Eroberungen, heirathete die byzantinische Prinzessin Anna, nahm das Christenthum an, strebte seinem Reiche eine höhere Bildung zu geben, und starb 1015. Rußlands Verfassung hatte jetzt schon eine größere Festigkeit erhalten, und bildete sich immer mehr nach dem Muster des byzantinischen Reichs. Aber nach Wladimirs Tode theilten sich seine zwölf Söhne in das damals schon weitläuftige Reich ihres Vaters, und schwächten es dadurch. Die Verfassung mußte nun in Verfall gerathen und die Unruhen zunehmen, besonders da die Thronfolge noch nicht bestimmt war. Diese Unruhen, meist Familienkriege, entstanden um die Würde des Großfürsten von Kiew, welcher gleichsam das Haupt des ganzen rurikschen Stammes jedesmal seyn, und die einzelnen Fürsten dieses Hauses zusammenhalten sollte; eine Sitte, welche in alten slavischen Staaten einheimisch war. Diese innern Kriege hatten auch die Folge, daß die Gewalt des Fürsten immer unbeschränkter wurde; und das Christenthum erhielt durch die Verbindung des Metropoliten von Kiew mit Constantinopel wenigstens den Frieden mit den Byzantinern. Schon ein Jahr nach Wladimirs Tode wurde Chazarien erobert, und mit den Griechen getheilt, zu derselben Zeit wüthete auch ein blutiger Familienkrieg, in welchem Jaroslaw seinen Bruder Swätopolk I. stürzte. Ersterer wurde Großfürst (1016—1045), gab den Bewohnern Nowgorods ihr Stadtrecht, eine Sammlung von Gesetzen, wodurch sie bedeutende Freiheiten erhielten, legte mehrere Städte an, that viel für das Christenthum und für die Aufklärung. Der Monarch Wladimir II. wurde vom byzantinischen Kaiser Alexius Comnenus 1116 als Czar anerkannt, ließ sich zuerst krönen **), und vertrieb die Juden aus Rußland. Sein Sohn Jurje erbaute 1172 Moskau. Unter allen russischen Städten war Nowgorod während dieser Familienkriege am glücklichsten, obgleich auch hier die blutigsten Thronumwälzungen Statt fanden. Es war bei dieser Lage

*) Die alten Bewohner Skandinaviens erhielten in den verschiedenen Ländern, welche sie besetzten, verschiedene Namen: in England Dänen, in Frankreich Normänner, in Rußland Waräger rc.

**) Gewisse Nachrichten über die Krönung des russischen Czars haben wir erst vom Jahre 1138 unter Wsewolod II.

der Sachen sehr natürlich, daß die Nachbarn der Russen, welche mit ahnungsvollem Herzen die anwachsende Größe dieses Reichs beobachteten, die innere Zwietracht zu feindlichen Einfällen benutzten, und dadurch die Schwächung des Reichs noch beförderten. Mehr aber, als alle nähern Gränzvölker wurden seit 1223 die Mongolen den Russen gefährlich, und diese fühlten endlich, nur zu spät, die Nothwendigkeit, ihre Nachbaren gegen dies kriegerische Volk zu schützen, um sich selbst in ihnen eine Schutzmauer zu sichern. Aus diesem Grunde unterstützte die russische Heeresmacht die benachbarten Polowzer *); aber an der Kalka wurden die Verbündeten geschlagen. Jedoch erst funfzehn Jahre nachher besetzten die Mongolen wirklich russische Provinzen, und verwüsteten das Reich. Nur Nowgorod erhielt durch Verträge seine Unabhängigkeit. In Hinsicht auf Bildung hatten die Russen gegen andre Völker nur sehr geringe Fortschritte gemacht, woran die Verschiedenheit der Nationen und die militärische Verfassung vorzüglich Schuld waren. Der Handel war meistens in den Händen deutscher Kaufleute, welche mit den Missionarien seit 1200 anfingen, von der Düna her Rußlands Gränzen zu betreten. Nowgorod und Kiew waren die Hauptsitze dieses Handels, der nach dem Westen durch Deutsche, und nach dem Süden durch Griechen getrieben wurde. Von einer gelehrten Bildung wußte man nichts; die Begebenheiten wurden in Mönchschroniken, aber in der Landessprache aufgezeichnet, wovon wir seit Nestor 1113 eine lange Reihe besitzen. Der Druck, welchen Rußland durch die Mongolen erlitt, war gering gegen die Beeinträchtigungen seiner übrigen Feinde, welche die Abhängigkeit der Russen benutzten, um Eroberungen zu machen. Die russischen Großfürsten behielten ihre Freiheit zwar, durften aber nichts unternehmen, was dem mongolischen Interesse gefährlich schien, und mußten jährlichen Tribut an die goldne Horde bezahlen. Dennoch führten die Russen auch in dieser Abhängigkeit mehrere, selbst glückliche Kriege. Jaroslaw eroberte ganz Finnland, starb aber in der tatarischen Horde an beigebrachtem Gifte; sein Sohn, Alexander, schlug die Schweden 1241 an der Newa, und erhielt deßhalb den Beinamen Newski (s. Alexander Newski). Unter Alexanders Regierung, ungefähr 1262, bekamen die slavonischen Völker Buchstaben. Daniel, Alexanders jüngster Sohn, kam vierzehn Jahre nach des Vaters Tode (1277) zur Regierung, verlegte seine Residenz nach Moskau, und erbaute 1300 den Kreml daselbst. Sein Sohn Jurje führte glückliche Kriege gegen die Schweden, und erbaute Orschek (Schlüsselburg). Schon unter Demetrius Donski wurden ungefähr seit 1360 die Tartaren mehrere Male von den Russen geschlagen; dennoch mußten diese nach vielen ehrenvollen, aber vergeblichen Kämpfen unter die Zinspflichtigkeit wieder zurückkehren. Glücklicher aber waren die Russen unter Iwan Wasiliewicz dem Großen, welchem es gelang, die goldne Horde zu vernichten. Die von 1477—1481 kräftigen Anstrengungen der Russen gegen die Tataren gelangen vorzüglich deßhalb, weil die Khane von Kaptschak theils durch Theilungen, theils durch Timurs Eroberungen selbst sehr geschwächt worden waren; schon früher wäre es gewiß den Russen gelungen, sich von den Tataren zu befreien, wenn nicht die litthauischen und schwedischen Kriege Rußlands Macht so sehr getheilt hätten. Merkwürdig ist in diesem Zeitraume der russischen Geschichte die Entstehung der Ko-

*) Die Polowzer waren vom Stamme der Usen, und diese theilten sich in Feldusen (Polowzer) und in Gebirgsbewohner (Kumanen).

faken. Die Polen und Litthauer hatten nämlich alles russische Gebiet im Westen bis Kiew hin erobert, und drückten die Besiegten sowohl durch ihre Herrschaft, als auch durch ihre Religion, da die Polen dem catholischen, die Russen aber dem griechischen Glauben anhingen. Eben so gedrängt wurden in beider Rücksicht die Russen von Osten her durch die crimmischen Tataren. Die Mißvergnügten zogen sich in die menschenleeren, aber fruchtbaren Gegenden der Ukräne zurück, und lebten hier in einer militärischen Verfassung unter Atamanen (Hettmann), denen die Aeltesten der verschiedenen Stämme (Stanschine) zugeordnet waren. Iwan, welcher auch der Erste genannt wird, bewirkte vorzüglich durch seine Gemahlin Zoë *) viel des Guten, das Rußland unter seiner Regierung erhielt. Dazu kann man, außer den schon ererwähnten Einrichtungen, noch rechnen, daß Kasan in Abhängigkeit gebracht, die Reichsgränzen fast gänzlich wieder hergestellt, die Großen des Reichs im Zaum gehalten, und Feuergewehre eingeführt wurden. Wenn gleich die Bildung nur so unbedeutend fortgeschritten war, und die Aussicht in die Zukunft nicht viel versprach, so bewirkte doch die Regentenkraft, welche hier einen freiern Spielraum als in irgend einem andern slavischen Staate hatte, viel Gutes, und ließ besonders seit Iwan II. einst das Größte von Rußland erwarten. Unter Iwans Sohne Wasilei verloren die Großen noch mehr von ihrem Ansehn. Er bekam Krieg mit den Polen, weil er sich in Litthauen Verbindungen zu machen bestrebte; er eroberte zwar Smolensk, dennoch plünderten die krimmischen Tartaren das Land, so wie ihre Bundesgenossen, die Polen, mehrere Male die russischen Heere besiegten. Kaiser Maximilian suchte diese Streitigkeiten beizulegen, und schickte deßhalb seinen gelehrten Staatsminister Freiherrn von Herberstein als Gesandten dahin ab, welche dadurch Gelegenheit erhielt, ein für die Zeitgeschichte treffliches Werk über Rußland: Comment. rer. moscovit., herauszugeben. Mehr noch als Herberstein hatte der Papst Clemens VII. zur Eintracht dadurch beigetragen, daß er den russischen Großfürsten für die catholische Kirche zu gewinnen suchte, und ihm den königlichen Titel antrug. So ausgezeichnet alle jetzt eben erwähnten Großfürsten für die Bildung ihres Reichs wirkten: so übertraf Iwan Wasiliewicz II. doch alle seine Vorgänger. Deutsche Handwerker, Fabrikanten, Künstler und Gelehrte gingen über Lübeck nach Rußland, Buchdruckereien wurden angelegt, Gesetze gegeben und der Handel befördert. So wie die Künste des Friedens in Aufnahme kamen, so auch die Künste des Kriegs. Iwan II. errichtete ein stehendes Heer, die Strielzi oder Strelizen, welche vorher nur bisweilen gehalten wurden, und dehnte sein Reich bedeutend aus. Er eroberte 1552 Kasan, bemächtigte sich 1554 wiederum des Königreichs Astrachan und der Gegenden am Kaukasus, und faßte den Entschluß, die Ritter aus Liefland zu verdrängen; daher griff er sie 1558 an, und erklärte 1569, da es ihm nicht recht gelingen wollte, den Prinzen Magnus von Dänemark zum Könige von Liefland. Seine Hoffnungen wurde aber nicht erfüllt, vielmehr vereinigten sich Polen, Schweden und Dänemark gegen ihn. In dieser Noth, wozu noch eine Verschwörung im Innern des Reichs selbst kam, wendete sich Iwan an den Kaiser Rudolph II. und an den Papst Gregor XIII. (den bekannten Verbesserer des Ca-

*) Zoë (Sophia Palaologa) war eine griechische Prinzessin, und durch ihre abenteuerlichen Schicksale bekannt. Sie würde die Veranlassung, daß Rußland den doppelten Adler ins Wappen nahm.

lenders); Letzterer schickte einen Nuntius, Possewin nach Rußland, welcher zwischen Iwan II. und Stephan Bathory aus Siebenbürgen, dem Könige von Polen, 1582 den Frieden zu Zapolcia vermittelte. Rußland leistete auf Liefland Verzicht, hatte aber doch mit Schweden noch Krieg. Am Ende von Iwans Regierung (starb 1584) wurde Sibirien von dem Kosaken Jermak entdeckt, und unter seinem Nachfolger Feodor die Eroberung desselben vollendet. Dagegen aber konnte Schweden nur durch die Abtretung von Esthland beruhigt werden. Nun erschien in Rußland von 1591 bis 1617 ein fünfundzwanzigjähriger Zeitraum innerer Kriege und äußerer Gefahren, wodurch viele schöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen hatte, wieder verloren gingen. Es war der Krieg der polnischen Partei mit der Partei des falschen Demetrius*), welcher schon 1813 durch die Thronbesteigung Michaels Fedorowitz, aber noch mehr durch die Friedensschlüsse zu Stolbowa mit Schweden und zu Divelina mit Polen beendigt wurde. Michael, ein Sohn des Metropoliten von Rostow, Nikitiz aus dem Hause Romanow, hatte viele Parteien, und auch die Schweden, welche unter ihrem Anführer de la Gardie, jene Unruhen benützend, einen Einfall in Rußland gethan hatten, gegen sich; aber er siegte über alle Schwierigkeiten, stellte zum Theil die alten Verhältnisse Rußlands wieder her, und regierte ziemlich ruhig, bis 1645. Unter seinem Sohne Alexius wurde der letzte falsche Demetrius 1653 enthauptet. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser Regierung gehört der Anfang der Türkenkriege, welche besonders in der spätern Zeit Rußland so sehr beschäftigten. Seit 1472, also nach der Zeit der mongolischen Herrschaft, waren die osmanischen Türken Nachbarn der Russen geworden, und 200 Jahre nachher entstand 1671 der Krieg mit ihnen wegen der Ukräne, und wurde bis 1681 auch unter Fedor Alexiewicz fortgesetzt. Nachdem der letztere von seinem Arzte durch Gift 1682 war getödtet worden, kamen nach einigen Streitigkeiten seine beiden Söhne Iwan und Peter unter der Vormundschaft ihrer Schwester Sophia zur Regierung. Doch bewirkten Sophiens herrschsüchtige Plane und Peters aufstrebender Geist eine Revolution, durch welche 1688 Iwan abgesetzt, Sophia ins Kloster verwiesen, und Peter als Czar anerkannt wurde. II. Neuere Geschichte. Es beginnt mit Peters I. (S. d. A.) Alleinherrschaft die glänzendste Periode in der russischen Geschichte. Das größte Reich dem Umfange nach, erstreckt sich Rußland von Archangel bis Asow, aber noch getrennt von der Ostsee. Wenn Europa die Bewohner dieses weiten Landstrichs auch zum Barbarenvolke rechnete, so machten sie doch eine Nation aus, und fanden darin eine künftige Stütze gegen ihre feindlichen Nachbarn; vermehrt noch wurde diese Gegengewalt durch Sprache und Religion, welche die Einheit vollendeten. Die Verfassung, welche sich völlig umgeformt hatte, ward zur Autokratie, und die Sitten gestalteten sich nach und nach zur europäischen Bildung. Auch das Militär erlitt eine Umbildung, die Strielzi (entsprechend fast den Prätorianern in Rom und den Janitscharen in Stambul) wurden aufgelös't, und seit 1699 eine ganz neue Armee organisirt. So wurde Peter für Rußland, was Philipp für Macedonien gewesen war; die Macedonier wurden Hellenen, die Russen

*) Der echte Demetrius war Iwans II. jüngerer Sohn, und Feodors Bruder, und wurde wahrscheinlich vom Usurpator Boris Gudunow am 15ten Mai 1591 ermordet.

Europäer. Die Kriege gegen die Türken werden mit glücklichem Erfolge fortgeführt. Asow 1696 erobert und behauptet. Nun begann 1697 Peter seine bekannte Reise durch Europa, indem er, an eine russische Gesandtschaft sich anschließend, die gebildetsten Staaten Europa's besuchte, und überall durch eigene Ansicht, und dadurch, daß er selbst Hand ans Werk legte und lernte, seinen Staaten die erste Blüthe der Bildung bereitete. Leider rief ihn schon 1698 eine ausgebrochene Verschwörung nach Rußland zurück. Nach der Befestigung des Waffenstillstandes mit den Türken schloß Peter ein Bündniß mit König August II. von Polen, und begann den Krieg gegen Schweden. Peter hatte den entschiednen Willen, sich die Ostsee zu erobern; darum entstand dieser furchtbare Kampf im Norden, der zwanzig Jahre dauerte. Dazu kam noch Augusts Plan, Liefland an Polen zu bringen, und der Streit Dänemarks mit Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, der besonders durch seine Verbindung mit Schweden allgemeine Furcht und Erbitterung im Norden erregte. Nachdem sich nun Carl XII. von Schweden durch den im Ueberfall von Seeland erzwungenen Frieden zu Travendal am 18ten August 1700 von einem Feinde befreiet hatte, eilte er nach Liefland gegen den König August II. und den Czar Peter I., um diese Provinz Schwedens von Sachsen und Russen zu befreien. Die Russen, unter dem Duc de Croix, wurden bei Narva am 30sten November 1700 geschlagen. Daß der russische Czar gefährlicher sey als Polens beschränkter König, sah Carl nicht ein; sein Haß siegte. So ging er im folgenden Jahre über die Düna, und schlug die Sachsen bei Riga. Carl wollte noch mehr: August, der schon um Frieden gebeten hatte, sollte entthront werden, daher verbanden sich die Schweden mit der Partei der Sapieha, und erfochten nun in den beiden folgenden Jahren die Siege bei Clissow (19ten Juli 1702) und bei Pultusk (1sten Mai 1703). Die Conföderation von Warschau (am 14ten Januar 1704) kommt endlich auf Carls Befehl mit der neuen Königswahl zu Stande, und Stanislaus Lescinski, Woiwode von Posen, wird König. Dessen ungeachtet führen die Sachsen den Krieg fort, bis sie am 16ten Februar 1706 bei Fraustadt eine gänzliche Niederlage erleiden, und nun den altranstädter Frieden (am 24sten September 1706) unterzeichnen müssen, vermöge dessen August der polnischen Krone, und dem Bündniß mit dem Czar entsagt, den von Carl geschützten Stanislaus Lescinski anerkennt, und der schwedischen Armee Sold und Unterhalt während des Winters in Sachsen gibt. Fünf kostbare Jahre hatte Carl verloren und Peter zu benutzen gewußt. Die Schweden, welche zur Beschützung Lieflands und Ingermannlands zurückgeblieben waren, wurden von Peter I. geschlagen, Nöteburg (das alte Orschek, das vormalige Schlüsselburg), und Nienschanz erobert, und am 27sten Mai 1703 die zweite Hauptstadt des Reichs St. Petersburg gegründet. Darauf schritt Peter nach Liefland fort, eroberte Narva, und setzte sich auch hier fest. Dies ist eigentlich der Anfangspunkt der Epoche, welche wir oben bezeichneten, denn durch diese Begebenheit trat Rußland wirklich in die Reihe der europäischen Staaten, und hielt durch die erzwungene Hegemonie im Norden, an die Spitze der nordischen Staaten gestellt, später das Gleichgewicht dem westlichen und südlichen Staatensysteme, einst vielleicht das Uebergewicht erkämpfend. Der Tag bei Pultawa (8ten Juli 1709) entschied über den Norden; Peters neue Plane waren durch ihn erreicht. Schwedens Uebermacht zerstört; und seine Schützlinge gefährdet. König August kam wieder nach Warschau, die travendaler

und altranstädter Friedensschlüsse wurden vernichtet, und Carl XII. ging, gegen alle Neutralität seiner deutschen Länder protestirend, nach Bender, und die Türken erklärten an Rußland den Krieg. Schon stand Peters Heeresmacht, verbunden mit Cantemir, dem Fürsten der Moldau, von den Türken eingeschlossen, am Pruth, als Catharina durch den Frieden vom Pruth (24sten Juli 1711) das Heer und seinen Kaiser befreite. Carl kehrte nun nach Stralsund zurück, um aufs neue die Fackel des Krieges zu schwingen, und in Verbindung mit dem neuen Minister Schwedens, dem Freiherrn von Görz, sich mit den Mächtigern zu vertragen, um an den Schwächern sich zu erholen, als er in den Laufgräben von Friedrichshall, (11ten December 1718) und Görz auf dem Blutgerüste endeten. Unter harten Bedingungen suchte nun Schweden, vom zwanzigjährigen Kampfe erschöpft, den Frieden, und schloß ihn mit Peter I. zu Nystadt (10ten September 1721). So ging Rußland, als Beherrscher des Nordens, in seinem Heere und in seiner neuen Residenz dem übrigen Europa gleichgestellt, aus dem Kampfe, legte sich den Kaisertitel bei, und beschiffte mit seiner selbst gebauten Flotte siegreich die Ostsee. Leider gingen in den letzten Jahren von Peters Regierung viele Kräfte Rußlands gegen Persien verloren; aber die Häfen der Ostsee gaben dem russischen Reiche ein neues Leben, welches um so kräftiger und dauernder seyn mußte, je weniger plötzlich es erfolgt war. Peter wählte zwar selbst seine Nachfolgerin, seine Retterin am Pruth, Catharina I.; aber man fühlte nur zu bald, daß Er nicht mehr war. Nur zwei Jahre überlebte sie ihren Gemahl (9ten Februar 1725 bis 16ten Mai 1727), und regierte in dieser Zeit unter Menczikoffs Leitung nur auf das Innere bedacht, ohne auf die auswärtigen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Nicht besser ging es unter ihrem Nachfolger Peter II., welcher auch schon am 17ten Januar 1730 starb; denn die Dolgorucki, welche den Fürsten Menczikoff stürzten, hatten eben so viel mit ihrer Gegenpartei zu thun, und bekümmerten sich daher nicht um das Ausland. Anders aber wurde es, als Anna Iwans Alexiewicz Tochter, Peters des Großen Nichte, und seit 1711 Witwe des Herzogs Friedrich von Curland, den russischen Kaiserthron bestieg. Die einheimischen Großen versuchten es zwar, die höchste Gewalt zu beschränken, doch endigte dieser Versuch mit ihrem Sturze und mit der Bildung eines russischen Cabinets von Fremden. Münnich und Ostermann, in Peters Schule gebildet, griffen nun von neuem in die auswärtige Politik ein, und selbst Annens Günstling, der mächtige Biron, glaubte sich dadurch zu behaupten und seine Macht zu vermehren. Curland, wo der kettlersche Herzogsstamm ausstarb, bot den ersten Gegenstand zu dieser Thätigkeit dar, und Curlands Stände, um nicht als polnisches Lehen mit Polen vereinigt zu werden, sahen es nicht ungern, daß Herzog Ernst von Biron unter russischem Einflusse 1737 das Land erhielt, welches ihm selbst nach seiner Rückkehr aus dem Exil von Peter III. und Catharina II. bestätigt wurde. Bedeutender für Rußlands neuerwachende Politik war der Tod Augusts II. von Polen 1733. Einstimmig, wie seit dem Aussterben des Jagellonenstammes 1572 es in Polen nicht geschehen war, wurde der schon früher gewählte Stanislaus Lescinski Schwiegervater Ludwigs XV., von Frankreich auf den polnischen Thron erhoben. Aber die Russen erklärten sich für August III. von Sachsen, weil er, ungeachtet seiner Ansprüche auf Curland durch die ständische Wahl des Grafen Moritz von Sachsen, als polnisches Le-

hen, Curland dem Herzog Biron zusicherte. Stanislaus zog sich nach Danzig zurück, und entfloh verkleidet nach der russischen Eroberung dieser Stadt. So hatte Rußland August III. wieder auf den polnischen Thron gesetzt, und sich seinen Einfluß auf dieses Reich gesichert. Es begann nun der Türkenkrieg unter Münnichs Oberbefehl, der nicht mit Unrecht der nordische Eugen genannt wird. Asow und Oczakow wurden stürmend erobert; der Sieg bei Stawutschane 1739 gab Chotin und die Moldau in russische Gewalt. Aber leider gingen alle diese Vortheile durch die unglückliche Feldzüge der Oesterreicher und den belgrader Frieden vom Jahre 1739 wieder verloren. Die innern Vortheile aber konnten Rußland nicht entrissen werden. Seine Ueberlegenheit war entschieden, seine Heere mehr vervollkommnet, und das Ansehn seines Cabinets in Europa bedeutend erhöht worden. Nach dem Tode der Kaiserin Anna gelangte der unmündige Iwan III., ein Enkel der Schweßter der verstorbenen Kaiserin Anna, unter Birons Vormundschaft auf den Thron; aber Biron wurde ins Exil verwiesen, und Iwan ein Jahr nach seiner Thronbesteigung gestürzt, und die Prinzessin Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution zur Kaiserin ausgerufen. Die Verbannung aller Fremden aus dem Reiche schien in Rußland zu Anfang der Regierung der Elisabeth die alte Rohheit wieder einführen zu wollen. Der Großkanzler Ostermann und der Feldmarschall Münnich wurden nebst mehreren ausgezeichneten Männern nach Sibirien verwiesen. Dennoch äußerte gerade unter dieser Regierung sich zuerst mit am bedeutendsten der Einfluß Rußlands auf die übrigen europäischen Staaten. Als Frankreich und Oesterreich mit einander kämpften, jenes um diesem die Vortheile der pragmatischen Sanction zu entreißen, und Carl VII. von Bayern gegen den Großherzog Franz I. zu unterstützen, wünschte Frankreich, der Tochter Carls VI., der hochherzigen Maria Theresia, ihren einzigen Verbündeten, Rußland, zu entziehn, und vermochte daher die Schweden zu einem Kriege, um die alten Provinzen, vielleicht mit Petersburg sich wieder zu erobern. Die verlorne Schlacht bei Willenstrand (2ten September 1741) und der Verlust von ganz Finnland führten den Frieden von Abo (12ten August 1743) herbei. Durch die neue Gränze von Kymen wurde Petersburg gesichert, und durch die Nachfolgeacte des Prinzen Adolph Friedrichs von Holstein-Gottorp Rußlands Einfluß auf Schweden befestigt. Frankreich hatte, wenn auch zum Unglück seines Verbündeten, Schwedens, dennoch seine Absicht erreicht, und Maria Theresia ward nur von ihrem Muth und von der Anhänglichkeit ihres biedern Volks unterstützt. Zu Gunsten seines Vetters, des zur schwedischen Thronfolge berufenen Herzogs Adolph Friedrich entsagte Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron, und wurde von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, 1743 zum Thronfolger im russischen Reiche erklärt, worauf er sich mit Catharina Alexiewna von Anhalt-Zerbst vermählte. Als der geheime Rath Lestocq aus dem Reiche entfernt war, und Bestuscheff allein die auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, änderte sich auch die russische Politik, und Oesterreichs Partei gewann so sehr das Uebergewicht, daß Elisabeth 1747 mit Maria Theresia ein Bündniß gegen Preußen schloß, und dem zufolge an dem siebenjährigen Kriege den thätigsten Antheil nahm. Schon im aachner Frieden hatte Rußland sich nicht nur in die Angelegenheiten des Westens gemischt, sondern auch gewissermaßen dabei den Ausschlag gegeben; aber mit dem Beginn des siebenjährigen

Krieges und in seinem wechselvollen Fortgang sah das erstaunte Europa zuerst die Wirkung der neuen russischen Militärorganisation. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunnersdorf, und selbst die verlorne Schlacht von Zorndorf zeigten deutlich, daß Rußlands Heere sich nicht nur mit den Armeen des westlichen Europa's, sondern sogar mit Friedrichs geistvoller Anführung messen könnten. Genug schon hatte dadurch Elisabeth in diesem Kampfe gewonnen, und bedurfte nicht der Vergrößerung, welche sich hierbei dadurch gleichsam vorbereitete, daß Polen die innere Ruhe, welche es jetzt genoß, nicht zur Eintracht und Befestigung benutzte, sondern immer neue Gährungen in seinem Innern erzeugte. Nachdem aber der treulose Bestuscheff gestürzt (1758), Peter und die geistvolle Catharina aber eine ganz andre Ansicht gefaßt hatten, näherte sich eine Revolution, welche unfehlbar das politische System Rußlands geändert haben würde, wenn nicht der zur rechten Zeit erfolgte Tod der Kaiserin Elisabeth (1762) schon früher eine solche Veränderung herbeigeführt hätte. Peter III., ihr Thronfolger, Friedrichs II. Freund und Verehrer, und zugleich erbitterter Feind Dänemarks, schloß sogleich Frieden und Bündniß mit Preußen, doch nur erstern bestätigte Catharina II., als sie durch eine Revolution, welche Petern nach sechsmonatlicher Regierung Thron und Leben raubte, zur Kaiserin von Rußland erhoben wurde. Mit Catharina II. (S. d. A.) dieser mit ungewöhnlicher Geisteskraft begabten Frau, dieser allumfassenden Frau, beginnt eine neue Periode der russischen Geschichte, eine neue Gestaltung des Nordens, ja selbst ein Wechsel im europäischen Staatensystem, welcher die Länder verheerte, die Völker zerstückte und die Thronen erschütterte und stürzte. Rußland blieb nicht ruhiger Zuschauer bei diesen ungeheuren Begebenheiten, sondern errang sich einen großen Einfluß darauf, ja hat zuletzt sie im Herzen seines Reichs geendigt, und dadurch den kräftigsten Anstoß zur Rettung der Völker von der Tyrannei eines Fremdlings gegeben. Kaum hat Catharina durch die Bestätigung des Friedens mit Preußen die österreichische Partei in ihrem Cabinette zum Schweigen gebracht, und ihr Reich von einer neuen Anstrengung *) befreit, als sie sich sogleich der Gesetzgebung widmete, und deßhalb die vorzüglichsten Männer des Auslandes zu Rathe zog. Schon der von der Kaiserin selbst entworfene Plan zeugte von seltenem Scharfblick, und mußte eine glückliche Zukunft ahnen lassen; denn auf alle Zweige der Staatsverwaltung erstreckte sich dieser Plan neuer Gestaltung. Aber die Bevölkerung lag Catharinen zunächst am Herzen. Durch ihre Waffen hatte Rußland zehntausend Quadratmeilen Länderzuwachs erhalten, allein so schön das Clima dieser Länder auch war, so wenig entsprach die Volksmenge demselben. Deßhalb rief Catharina Colonisten, besonders aus Deutschland, nach Rußland, und ermunterte durch Gaben, Privilegien und Prämien den Ackerbau. Städte, Dörfer und Kornmagazine wurden angelegt, und für Aufkommen, Vermehrung und Gesundheit überall gesorgt. Sie beförderte durch Schulen, Pensionsanstalten und Aka-

*) Da Rußland sich in Hinsicht auf Menschenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Oestreich wie 1 zu 5 verhält, und auf 82,000 Quadratmeilen nur 30 Millionen Menschen zählte; so mußte ein Krieg für Rußland empfindlicher als für irgend einen andern europäischen Staat seyn, und fortdaurende Kriege konnten zuletzt dieses ungeheure Reich die Beute eines kühnen Eroberers werden lassen.

demien die Bildung der niedern und höhern Stände. Gewerbfleiß und Handel wurden bedeutend gehoben. Nur ein Beispiel vom Bergbau nach den Worten Storchs (Gemählde des russischen Reichs): „Die glänzendste Epoche des russischen Bergbaus fällt in die Regierung Catharinens. Die seit dieser Regierung unternommene Verbesserung des Bergwesens, die Anstellung geschickter und ehrlicher Männer, und die Abschaffung vieler Mißbräuche und Unterschleife bewirkten allmählig eine Ausbeute, die das Erstaunen der Welt erregte, und zu den glorreichsten Begebenheiten gehört, welche diese Regierung bei der Nachwelt verewigen müssen. Eine Berechnung auf bewährte Thatsachen gestützt, beweis't, daß der Werth der Mineralproducte, das Salz mit eingeschlossen, sich bis auf 13 Millionen Rubel gehoben hat, und daß Rußland seit 1763 bis 1797 weit über 300 Millionen an Werth gewonnen hat.“ — So konnten natürlich die Finanzen von 30 bis 60 Millionen Rubel steigen. Und bei allen diesen Bemühungen übersah Catharina weder die Landmacht, welche bis auf 450,000 Mann heranwuchs, noch die Seemacht, welche früher in Verfall gerathen, jetzt bis auf 45 Linienschiffe stieg; und zu beider höherer Vervollkommnung legte sie Land- und Seecadettenschulen an. So sorgte Catharina für das Innere ihres Landes, während Land- und Seesiege ihre eifrigen Bestrebungen belohnten, und sie, vorzüglich um übermäßige Streitkräfte zur See im Zaum zu halten, die bewaffnete Neutralität, und in ihr sich ein großes Denkmal der Weisheit und Friedensliebe stiftete. — Im Auslande wendete Catharina zuerst ihren Blick auf Polen, wo die Anarchie fortbestand, und Rußland unter dem Vorwande, die Ruhe wieder herzustellen, nur noch kräftiger wirken konnte. Durch Kayserlings schlaue Vorbereitung vermochte Repnins rasches Verfahren zu siegen, und unter dem Schutze der russischen Waffen wurde 1764 Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen gewählt. Preußen mußte, selbst geschwächt und Oesterreich fürchtend, nachgeben, und schloß ein Bündniß mit Rußland ab. Catharina nahm sich der Sache der polnischen Dissidenten an, und fand in ihnen eine starke Partei für ihr Interesse. Die große Generalconföderation unter Radzivil brachte 1767 Catharinens Plane in Erfüllung, und die Annahme der neuen Gesetze wurde erzwungen. Aber plötzlich erzeugte die Kraft der Verzweiflung die Generalconföderation zu Bar 1768. Mit der standhaftern Pforte, welche Rußland den Krieg erklärte, weil sie kein russisches Heer in Polen dulden wollte, verbunden, widerstand Polen sechs Jahre den Planen Catharinens. Preußen und Oesterreich sahen ruhig zu; Ersteres bezahlte sogar Subsidien. Die Landsiege am Pruth und Kagul (1770) und die Seesiege bei Scio und Tschesme würden Rußland die Ausführung seiner Entwürfe völlig gesichert haben, wenn nicht eine verwüstende Pest, die sich bis nach Moskau erstreckt hatte, der Aufstand eines gemeinen Kosaken Pugatscheff, der sich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Polen Catharinens Heeresmacht auf verschiedenen Punkten beschäftigt und geschwächt hätten. Ueber die französische Partei (die Hüthe) hatte endlich auf dem schwedischen Reichstage von 1762 die englisch-russische Partei (die Mützen) gesiegt; fast ein Decennium darauf (1771) starb der König Adolph Friedrich, und Gustav III., sein Neffe, schuf eine neue Constitution, aus welcher die Souveränität der schwedischen Krone hervorging. Polen gährte fort, und die barer Conföderation machte nicht unwichtige Fortschritte; da gefiel es den mächtigen Nachbarn dieses in den Unruhen seiner aristokratischen Parteien untergehen-

den Landes, jene innere Verwirrung benutzend, durch Theilung den schädlichen Einfluß wenigstens zu mildern, welchen Polen besonders in dieser Lage auf ihre eigenen Länder haben mußte. „Es war, sagt ein geachteter Historiker unserer Zeit," die Frucht der Arrondirungspolitik, hervorgehend aus der zerstückelten Lage der preußischen Monarchie." Und wir können diesem Ausspruche hinzufügen, daß wenn Preußen und Oesterreich sich nicht gemeinschaftlich die Hand boten, Rußland wohl allein gehandelt haben, und seinen Nachbarn dadurch noch weit gefährlicher, als das zerrüttete Polen geworden seyn würde. Es wurde also am 5ten August 1772 der erste Theilungstractat abgeschlossen, vermöge dessen Rußland denjenigen Theil Polens erhielt, welcher zwischen der Dwina, dem Dniper und Drutsch liegt; Oesterreich das nachmalige Gallizien, und Preußen das sogenannte polnische Preußen (außer Danzig und Thorn) und den Netzdistrict sich zueigneten. Rußlands Einfluß auf Polen blieb durch die Errichtung des immerwährenden Rathes, durch die Garantie des Wahlreichs und durch das liberum veto für die Zukunft gesichert. Nach der friedlichen Beendigung dieses, besonders für Rußland glücklichen Ereignisses setzte Catharina den Türkenkrieg mit erhöhter Anstrengung fort, und auch hierin wurde sie vom Glücke begünstigt; denn auf den entschlossenen, kräftigen Mustapha III. war 1774 sein schwacher Bruder Abdul Hamid gefolgt. Romanzow ging noch in demselben Jahre über die Donau, und schloß den Großvezier in den Gebirgspässen der Bulgarei ein. Da nun Catharina sich ihrer Ansprüche auf die Moldau und Wallachei begab, so wurde der Friede sehr erleichtert, welcher am 22sten Juli 1774 zu Kutschuk Kainardge zu Stande kam. Kinburn, Asow, ein Theil der Krimm und die Kabardei blieben in russischer Gewalt, alle andere Eroberungen wurden wieder herausgegeben. So herrschte nun Catharina nicht nur im Norden, sondern auch im Südosten von Europa, und nur eine zweckmäßige innere Einrichtung ihres unermeßlichen Reichs fehlte noch, um Rußlands Kräfte auch für den Westen Europa's gefürchtet zu machen. Und auch diese gab ihm die geniale Monarchin in der neuen Eintheilung in Gouvernements (1776), wodurch zugleich die Souverainität der Kaiserin selbst nicht wenig befestigt wurde. Um diese Zeit erhob sich Catharinens neuer Günstling Potemkin der Taurier, welcher mehr durch Catharina und die Zeitumstände, als durch eignen Geist einen allmächtigen Einfluß auf das Schicksal des Nordens gewann; er leitete die politischen Schritte Rußlands bis zum Jahr 1791, wo er auf der Reise unweit Jassy am 15ten October unter einem Baume starb. Catharina entwarf, von Potemkin unterstützt, den Plan, auf den Trümmern des osmanischen Reichs ein griechisches Kaiserthum zu errichten, und einem Großfürsten aus ihrem Hause das wiedererweckte Reich der Byzantiner zu ertheilen. Aber viele andre politische Rücksichten verboten jetzt noch die Ausführung dieser Idee, welche erst zehn Jahre später wieder mit neuem Leben ergriffen, doch nur theilweise ausgeführt wurde. In der Krimm und in den Ebenen des Kuban dauerten noch seit 1441 die Trümmer von Dschingischans ehemaligem Weltreiche fort; sie standen unter eigenen Chanen, und waren Schützlinge der Pforte, welche sie seit 1474 als treue und mächtige Bundesgenossen oft gebrauchte, und sehr auszeichnete. Dreihundert Jahre später hatte der Friede von Kainardge sie diesem Schutze entzogen, und nun wurden sie Rußland unterworfen. Die förmliche Besetzung der kleinen Tatarei erfolgte jedoch erst 1783, und wurde im folgenden Jahre von der Pforte bestätigt. Nun besaß

Rußland den durch die Erfahrung aller Zeiten als höchst wichtig bestätigten Schlüssel zum osmanischen Reiche, und wenn russische Handelsschiffe schon vorher frei die türkischen Gewässer hatten befahren dürfen, so ging diese Handelsfreiheit jetzt in eine Seeherrschaft über. Preußen war durch die erste polnische Theilung, und auch später noch gewonnen, Oesterreich durch das bayersche Tauschproject, und sogar durch eine Verbindung gegen die Türken an Rußland gefesselt, und so konnte Catharinens Idee, die Türken aus Europa zu vertreiben, und ein griechisches Kaiserreich in Byzanz zu stiften, ihrer Ausführung endlich nahe gebracht werden. Die Türken, von Potemkins diplomatischen Kunstgriffen gereizt, begannen den Krieg; aber vergeblich waren 1787 ihre Versuche zur See, die Krimm wieder zu erobern. Zu Lande führte die Pforte den Krieg nur vertheidigungsweise, innerhalb ihrer Festungen, und vermied alle Hauptschlachten. Im Jahre 1788 verloren aber die Türken eine Seeschlacht an den Mündungen des Dniepers, und die Folge davon war die blutige Erstürmung Oczakows. Unglücklicher waren die Oesterreicher, mit welchen die Türken so gern den Krieg vermieden hätten; bei Lugosch (20sten September 1788) verlor Joseph II. Ruhm und Gesundheit. Prinz Coburg eroberte indeß in Vereinigung mit den Russen Choczim, und Laudon im folgenden Jahre Belgrad. Nach den russischen Siegen bei Fokschain und Martinestie wird Gallaz, Akierman, Bender, Kilia nova, und endlich auch Ismael grausenvoll erstürmt. Oesterreich war schon 1790 nach Josephs Tode zurückgetreten, und auch Rußland neigte sich zum Frieden, als der Einfall Gustavs III. von Schweden in das russische Finnland seine Macht theilte. Aber die Türken ließen die für sie glücklichen Zeitumstände ungenützt vorüberstreichen. Der Kampf der Schweden führte von keiner Seite zum Verlust, erhob nur die schwedische Verfassung zu einer größern Unabhängigkeit des Monarchen, und endigte sich nach mehrern für Schwedens Seemacht ruhmvollen Gefechten, 1790 im Frieden von Werela, ohne fremde Vermittelung. Oesterreich schloß zu Szistowe 1791 Frieden mit der Pforte, und Preußen und die Seemächte versprachen auf der Convention zu Reichenbach dem Kaiser Leopold, welcher seinem Bruder Joseph gefolgt war, ihre Hülfe gegen Belgien, das sich in offner Empörung befand. Nur mit Rußland zögerte der Frieden noch, weil es ihn allein abschließen und keine fremde Vermittelung annehmen wollte; aber endlich kam er am 9ten Januar 1792 zu Jassy zu Stande, und nur Oczakow nebst seinem Gebiet wurde in ihm der Pforte entrissen, welche man völlig hatte umstürzen wollen. So viel vermag Religionseifer und Volksthümlichkeit gegen die gefürchteten Waffen disciplinirter Heere, und gegen das Genie erfahrner Feldherren! Rußland hatte Polen aufgefodert, es im Türkenkriege zu unterstützen, aber Preußen hatte Polen erklärt, daß es die Erfüllung der russischen Foderungen als eine Kriegserklärung ansehen werde. So entstund in Polen eine preußische Partei, welche, Ignaz Potocki an der Spitze, am 3ten Mai 1791 unter Preußens Schutze ihrem bedrängten Vaterlande eine neue Constitution gab. Aber Felix Potocki bildete ein Jahr darauf unter russischem Schutze die targowitzer Conföderation zur Sicherung der alten Constitution. Rußland dringt in Polen ein, der König von Polen erklärt sich für die targowitzer Conföderirten, und die neue Constitution war gestürzt. Preußen mit Frankreich in einen zweifelhaften Krieg verwickelt, müßte bei erschöpften Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm sein

der neuen Republik gegebnes Wort zurück, und drang gleichfalls mit einem Heer in Polen ein. Zu Grodno kam endlich den 17ten August 1793 die zweite Theilung Polens zu Stande, nach welcher der in ihrem Gebiete so sehr beschränkten Republik kaum der Schatten von Unabhängigkeit blieb, indem der Unionstractat mit Rußland sie ganz fesselte. Dies vermochten die Polen nicht zu ertragen, und es entstand daher 1794 unter Kosciusko und Matalinski eine Revolution, welche, obschon ruhmvoll für Polens Nationalsinn, doch in demselben Jahre noch mit der gänzlichen Auflösung dieses Reiches endigte. Dies ist die dritte und letzte Theilung Polens, zu welcher nun noch Oesterreich gezogen wurde. Da Curland ein Lehen Polens war, so traf auch dieses Herzogthum das Schicksal der Vernichtung. Im October 1795 erfolgte der völlige Abschluß des Gränzvertrags zwischen den drei theilenden Mächten, und sieben Monate vorher stellte Curland freiwillig seine unbedingte Unterwerfungsacte aus. Ein Jahr nachher (am 17ten November 1796) übereilte der Tod die mächtige Kaiserin in den weitumfassenden Planen, womit sie die Welt noch in Erstaunen setzen wollte. Ihr einziger Sohn, Paul I., folgte ihr auf dem Throne. In den letzten Regierungsjahren Catharina's begann die französische Revolution. Obgleich durch diesen Umsturz der bisherigen monarchischen Verfassung in Frankreich alle Thronen Europa's mehr oder weniger gefährdet waren, so vermochte Catharina, deren große Entwürfe nur in absoluter Souveränität gelingen konnten, doch jetzt nichts weiter für die unglücklichen Bourbons zu thun, als reiche Geldunterstützung an das sogenannte auswärtige Frankreich zu geben. Als aber mit den Türken der Friede wieder hergestellt, und die polnische Angelegenheit beendigt war, schloß Catharina ein Vertheidigungsbündniß mit England, und bald darauf die Tripelallianz mit England und Oesterreich. Dessenungeachtet blieb es nur beim Bündniß; eine thätige Mitwirkung fand die vorsichtige Catharina noch nicht rathsam, einige Linienschiffe abgerechnet, welche man den Engländern zu Hülfe schickte. Als aber Paul den Thron bestieg, gab er bald zu erkennen, daß er seinen Haß gegen die Franzosen und ihre Grundsätze nachdrüklicher erweisen werde. Nicht nur nahm er das französ. Emigrantencorps in Volhonien und den Kronprätendenten in Mitau auf; sondern erneuerte auch die Bundesverträge mit England und Oesterreich, und nahm den Maltheserorden unter seinen Schutz, indem er sich als dessen Großmeister erklärte; zugleich schloß er Bündnisse mit Neapel, mit der Pforte, und mit Portugall, und kündigte dem mit Frankreich verbündeten Spanien den Krieg an. Man sah die seltsame Erscheinung, daß eine russische und türkische Flotte vereinigt aus dem schwarzen Meere in das mittelländische gingen, und die ionischen Inseln eroberten. Aber auch auf dem festen Lande wirkte Paul für die gemeine Sache. Suwarow erscheint als Oberfeldherr der vereinigten Russen und Oesterreicher in Italien, siegt am 27sten April 1799 bei Cassano, am 17ten Julius an der Trebia und am 15ten August bei Novi. Italien wird von den Franzosen geräumt; aber die Politik zerstörte Suwarows Siege, und die Russen zogen sich durch die Schweiz zurück. Hier stand nach dem kurz vorher über Korsakow erfochtenen Siege Massena; Suwarow mußte sich über unwegsame Alpen fechtend bis nach Oberdeutschland zurückziehn. So wie die Verhältnisse zwischen Rußland und Oesterreich abgebrochen waren, so wurden sie auch bald zwischen Rußland und England aufgelöst; diesen Bruch beschleunigte besonders die mißlungene Landung in Nordholland, wodurch nur

England gewann, indem es sich die holländische Texelflotte eroberte. Der aus Aegypten zurückkehrende Bonaparte erkämpfte zwar bei Marengo den Continentalfrieden, der zu Luneville (zu Anfange des Jahrs 1801) geschlossen wurde; aber der Seekrieg dauerte fort, und das Mittelmeer war mit brittischen, türkischen und russischen Schiffen bedeckt. Die ionischen Inseln waren zu einem republikanischen Staate vereinigt und unter türkischen Schutz gestellt worden. Sie blieben aber bis 1807 von russischen Truppen besetzt, wodurch Rußlands Einfluß auf das Mittelmeer sehr bedeutend wurde. So wie Paul I. seinen Einfluß im Süden und Westen geltend machte, so that er auch im Norden folgenreiche Schritte dafür. Von seiner Verbindung mit England zurückgezogen, verband sich Kaiser Paul I. enger mit den nordischen Staaten, und erneuerte das Project einer bewaffneten Neutralität, welches schon seine große Mutter entworfen hatte. Daraus entstand ein neuer Seekrieg im Norden, in dessen Folge die Schlacht von Copenhagen (am 2ten April 1801) vorfiel; doch der Kaiser starb schon neun Tage vorher, und sein Nachfolger Alexander I. (s. d. Art.) befolgte in Hinsicht auf die auswärtige Politik ein ganz anderes System. Die Irrungen mit Großbritannien wurden (17. Juni 1801) unter Aufopferung der Rechte der neutralen Flagge, ausgeglichen, und der Handelsvertrag von 1797 erneuert, bald darauf aber der Friede nicht nur mit Spanien (4. Oct. 1801) sondern auch mit Frankreich (8. Oct.) geschlossen. Rußland that nun alles, um die hergestellte Ruhe zu sichern, und dadurch kräftig zur Befestigung des allgemeinen Friedens beizutragen. Unter Alexanders Vermittelung kam der deutsche Entschädigungsplan schnell zu Stande, und die russische Regierung hoffte nun, ungestört für das innere Glück ihres ausgedehnten Reichs sorgen zu können. Aber der Friede sollte noch nicht dauernd seyn; sein Bruch gibt dem Consul Bonaparte den Kaiserthron. Obschon Alexander bei dieser neuen Gestaltung der europäischen Angelegenheiten keineswegs ein müßiger Zuschauer blieb, so sorgte er doch mehr für das Wohl seines Staates. Er machte die Anlage zu einer neuen Gesetzgebung, unter dem Fürsten Lapuchin und Nowosiltzow; er gab dem dirigirenden Senate seine volle Würde wieder, und erhob ihn zu einer moralischen Mittelsperson zwischen dem Regenten und der Nation; er milderte die Leibeigenschaft, und schuf freie Landbauern *). Eben so vortrefflich wurden die Polizeianstalten eingerichtet, und zwar besonders die Gesundheitspolizei, wozu der Staat allein gegen zweitausend Aerzte und Chirurgen besoldet; auch die Kuhpocken fanden bedeutenden Eingang. In mehrern Gouvernements wurden englische Musterökonomien und Ackerbauschulen, besonders auf Antrieb des Grafen Rostopschin **) errichtet, und viele nomadische Stämme, so wie die nogaischen Tataren, gingen zum Ackerbau über. Und wie viel geschah nicht für die Wissenschaften! Das kleine Boot Peters wurde in einem Jahrhundert zur weltumsegelnden Newa unter Krusenstern. Charkow und Kasan sahen neue Universitäten erstehn, und überall blühten Schulen und Akademien auf. Endlich aber wurde Alexander aus seinem wohlthätigen Streben, seinen Staat zu bilden,

*) Den ersten Schritt dazu that der edle Ritterschafts-Hauptmann von Berg in Esthland.

**) Derselben, welcher im Jahr 1812 bei Gelegenheit der Verbrennung Moskau's so vielfach genannt worden ist (man vergl. den Art. russ. franz. Krieg).

herausgerissen, um gegen Frankreich in die Schranken zu treten. Blutig, aber unglücklich war die Schlacht bei Austerlitz: ihr folgte im nächsten Jahre der preußisch-französische Krieg. Auch hier sind die Verbündeten unglücklich, und Frankreich herrscht im Frieden zu Tilsit. Rußland hebt alle Verbindung mit England auf, und erklärt an das noch allein für England kämpfende Schweden den Krieg; Finnland wird russische Provinz. In dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich im Jahr 1809 nimmt Rußland nur geringen Antheil; indeß ging der Krieg gegen die Türken und Perser kräftig fort. Durch den wiener Frieden war auch Oesterreich gedemüthigt, und durch die Verheirathung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise an Frankreich gekettet. Preußen athmete kaum noch; nur Rußland war dem französischen Gewaltstreich noch entgegen. Es entstand der neue russisch-französische Krieg von 1812, in den bald alle Mächte Europa's verwickelt wurden. Wir haben diesen merkwürdigen europäischen Freiheitskampf in einem eignen Artikel (Russisch-deutscher Krieg) erzählt. — Rußland hatte in diesem dreijährigen Kampfe zwar durch die ungeheuren Anstrengungen, durch die Verwüstung seiner Fluren, durch die vielen blutigen Schlachten und Gefechte, und durch die zerstörenden Epidemien einen bedeutenden Verlust erlitten; hatte aber seine Kräfte kennen gelernt, war dem Westen und Süden Europa's furchtbar geworden, und hatte sich nicht nur in der Erwerbung Polens, welches Land als Königreich seinem unermeßlichen Länderbezirke einverleibt wurde, gegen Westen zu verstärkt und befestigt, sondern auch eine bedeutende Stimme in dem hohen Rathe der europäischen Mächte erworben. — III. Geographische Darstellung des russischen Reichs. In der geographischen Darstellung eines Staats bleibt es wichtig und nothwendig, genau den Zeitpunkt festzustellen, wann diese Darstellung entworfen wurde, weil besonders das Statistische eines Landes so vielen und plötzlichen Veränderungen unterworfen ist. Wir setzen also das Jahr 1811 oder den Zeitpunkt hier fest, wo Rußland noch im Frieden mit Frankreich weder gelitten hatte durch jenen blutigen Krieg, noch gewonnen durch seine zahlreichen Siege. Was seitdem sich geändert hat, ist größtentheils noch verborgen in den Archiven des Reichs, und eine Darstellung davon also unmöglich. — Rußlands Topographie und Statistik, Lage, Größe und Gränzen. Rußland erstreckt sich über einen großen Theil des nördlichen Europa's und über bedeutende Inselgruppen im östlichen und nördlichen Ocean, und umfaßt beinahe den untern Theil der ganzen bekannten Erde. Es gränzt im Norden an die Ostsee, an Schweden und an das Eismeer, im Osten an den Ocean, im Süden an China, an den Aralsee, an die freie Tatarei, an das kaspische Meer, an den Kaukasus und an das asowische und schwarze Meer und im Westen an die europäische Türkei, Gallizien, das mit Rußland vereinigte Königreich Polen (welches aber in dieser statistischen Darstellung nicht berücksichtigt ist), Preußen, die Ostsee, Schweden und Norwegen. Es erstreckt sich vom 39 Grade bis zum 227. Grade der Länge, und vom 40. bis zum 87. Grade der Breite, und enthält ohne die Inseln und amerikanischen Besitzungen 343,533 Quadratmeilen. Davon kommen ungefähr 90 — 100,000 Quadratmeilen auf den europäischen, und das übrige auf den asiatischen Theil Rußlands. — Boden und Clima. Rußland hat eine wohlthätige Abwechselung von Berg und Thal. Zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere liegt der Kaukasus, der sich ungefähr 70 Meilen in der Länge erstreckt, und eben sowohl ewige Schnee- und Eisalpen, als

als auch brennende Naphthaquellen aufzuweisen hat. Westlich davon liegt der Taurus und die Karpathen, und nordwestlich der wolchonskische Wald. Im Osten dehnt sich der Ural aus, welcher unter dem Namen Werchaturie die Gränze zwischen Europa und Asien bildet und bis ans Eismeer sich erstreckt. Von diesem Ural aus gehen in großer Anzahl Kettengebirge durch das asiatische Rußland, unter denen die Salzberge Schooget, das Sokgebirge, das sibirische Gränzgebirge, der kleine Altai, das Baikalgebirge, das Apfel- und Stanwowoi-Gebirge, welches die tsinesische Gränze bildend, bis zum tschuktschischen Vorgebirge streift, die vorzüglichsten sind. Das südwestliche Rußland besteht aus Steppen, welche theils unbewohnt, theils zahlreichen Nomaden zur Viehzucht dienen. Das Clima ist sehr verschieden, im südlichen Rußland kurze und gelinde Winter, ein zeitiger Frühling, ein heißer und langer Sommer mit seltnen Regen, und ein später Herbst; im mittlern Rußland rauhere und längere Winter, besonders im östlichen Theile desselben, und kurze Sommer; im nördlichen Rußland friert das Quecksilber, daß man es in warmen Stuben noch hämmern kann, und die Gewässer sind vom October bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Wenn im mittlern Rußland Getraideernten dem Fleiß der Einwohner noch gelingen, so sind sie im nördlichen Rußland selten und unsicher. Gehn wir nun nördlicher in den arktischen Kreis Rußlands, so sehen wir lange Sommertage, welchen das Eis sich doch nicht unterwirft, und lange Winternächte, welche das Nordlicht heller beglänzt, aber eine heitre Kälte erfrischt höher das wenige Leben, das hier nicht erstarrt. — Wasser. Vom Eismeer im Norden umflossen, welches hier das weiße Meer, die Busen des Obi, Jenisei und der Lena bildet, im Osten vom östlichen Ocean, mit der Cooksstraße, mit den anadyrschen, kamschatkischen und ochotzkischen Meeren begränzt, im Süden an das schwarze Meer und im Nordwesten und Westen an die Ostsee, mit dem finnischen, bothnischen und rigaischen Meerbusen stoßend, hat Rußland also zwei Hauptabdachungen nach Nordost und Nordwest, und nach Süden. Dorthin strömen die Dwina mit dem Jug und der Suchonew, die Petschora, der Ob, der Jenisei, die Lena, der Niemen, die Düna und die Newa; hieher fließen Don, Dneper, Kuban, Wolga und Ural. Rußland zählt, außer vielen Salz- und andern kleinen Seen, noch vierzehn größere, unter welchen das kaspische Meer, der Ladoga und Onegasee, das tschudische Meer, der Sacksee in der Krimm, der Aral-, Boikal- und Altinsee. Zu den künstlichen Gewässern gehört besonders der Canal von Wischnei-Wolotschok, der St. Petersburg mit Astrachan verbindet; dasselbe geschieht auch durch den neuen Canal von Nowgorod. Der Canal der Beresina, welcher die Ostsee mit dem schwarzen Meere vereinigt, und der Ladogakanal, welcher die Schiffahrt auf dem stürmischen Ladogasee vermeiden läßt. — Producte. Rußland baut für 130 Millionen Rubel mehr Getraide als es verbraucht und benutzt dennoch erst 162,000 Quadratmeilen zum Ackerbau. Obst, Wein, selbst Südfrüchte und die zuckerreichen Arbusen werden hier in Menge erzeugt. Eben so gewähren auch die Waldproducte noch außer der starken Consumtion, reichliche Exporten, und gewiß würde hieraus ein noch weit bedeutenderer Nutzen hervorgehen können, wenn es nicht noch an tüchtigen Forstmännern fehlte, denn erst seit 1804 wird dieser Zweig der Landesökonomie wissenschaftlich behandelt. Maulbeerbäume werden jährlich mehr angepflanzt; im J. 180-

wurden allein über eine Million derselben neu angelegt. Fast alle Arten Gartenfrüchte sind dem Lande nicht mehr fremd, Rindvieh- und Pferdezucht, Schaf- und Bienenzucht (600,000 Pfund Wachs und Honig werden jährlich ausgeführt), Seidenbau (16,000 Pfund Seide jährlicher Gewinn), Kameele, Büffel und alle Arten von wilden Thieren, selbst Gemsen und Steinböcke. Den Ertrag der Fischerei rechnet man jährlich bis auf 15 Millionen Rubel. Gold erzeugen die beresowischen Bergwerke, Silber die kolywairschen und nertschinskischen Gruben, Kupfer, Eisen, Zink, Quecksilber, Alaun und Salz (jährlich gegen 500 Millionen Pfund); auch an andern Mineralien ist Rußland reich. Die Landesprodukte, welche Rußland ausführte, betrugen im J. 1802 die Summe von 54,891,718 Rubel. Man rechnet den jährlichen Ertrag aller rohen Naturproducte zwischen 30 bis 40 Millionen Rubel. — Einwohner. Man zählt mit den neusten Erwerbungen bis zum J. 1812 gegen 41 Millionen Einwohner, welche nach den Sprachen sich in 10 Völkerschaften theilen, nämlich 1. Slaven, wozu die Russen, Kosaken (bewaffnete Krieger) ungefähr 600,000 waffenfähige Männer, und Polen gehören; 2. Finnen, welche sich von der Tornea und vom Niemen bis an den Obi hin ausdehnen; 3. Tataren, vom Dniester bis zum Kaukasus, meist unter eigner Stammverfassung, ohne Ackerbau und Feuergewehr lebend; 4. Georgier und Tscherkassen; 5. Samojeden; 6. Mandschuren; 7. Mongolen, wozu die Kalmükken gehören; 8. östliche Völker, wozu die Tschuktschen, Kuriden und Aleuten gehören; 9. Juden, vorzüglich in den polnischen Provinzen, wo sie große Vorrechte haben, sehr zahlreich; 10. Ausländer, fast aus allen Ländern Europa's und Asiens, auch Inder und Zigeuner. Man zählt von der niedrigsten Stufe der Rohheit bis zur europäischen Civilisation achtzig Völker, welche verschieden in Sprachen, Sitten und Religion im russischen Reiche leben. — Einstimmig geben alle competenten Beobachter als Züge des Charakters der eigentlichen Russen an: Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit, Gastfreiheit, Höflichkeit, Tapferkeit, religiöse Toleranz, Anhänglichkeit ans Vaterland, schnelles Auffassen, Nachahmungstalent, Anlage für Kunst und Kunstfertigkeit, Leichtigkeit in Erlernung fremder Sprachen, Schlauheit und Beredsamkeit, Reinlichkeit (der Haut durch häufiges Baden). Dagegen erscheinen auf der Kehrseite Neigung zum Betrug und zum Stehlen, Lügensucht und Mangel an Worthalten, wenig Ehrgefühl, kein Nationalstolz, Undankbarkeit, Ungenügsamkeit, Faulheit und Schlafsucht, Treulosigkeit, Trunkenheit. — Manufacturen und Fabriken von Leder, Juften, Talg, Lichtern, Seife, Filz, grober Leinwand, Metalle und Matten aus Lindenbast, so wie Färbereien gab es schon vor Peter dem Großen; aber seit dieser Zeit haben die alten nicht nur einen sehr erhöhten Grad der Vollkommenheit erlangt, sondern es sind auch unzählige andre hinzugekommen. Die 23 verpflichteten Tuchfabriken liefern der Regierung jährlich für 700,000 Rubel Tuche, und außerdem gibt es noch 2364 Privatfabriken. In 45 Officinen werden Apothekerwaaren bereitet; Branntwein, wovon jährlich 6 Millionen Eimer im Lande verbraucht werden; Salz, jährlich werden an 800 Millionen Pfund verfertigt. Schiffbau wird in den größten Dörfern an der Wolga und in den Seestädten getrieben. Jene wolgaischen Zimmerleute machen Barken ohne alles Eisenwerk, welche hernach in Petersburg, Astrachan und andern Städten als Brennholz verkauft werden. Unter den Metallarbeiten sind die Gewehrfabriken die wichtigsten; in Tula allein werden von beinahe 6000 Arbeitern jährlich über 17,000 Flinten, 6500 Paar Pistolen, und 16,000

Seitengewehre verfertigt. Nach einer officiellen Bekanntmachung waren im J. 1815 in den verschiedenen Gouvernements des russischen Reichs 281 Tuchmanufakturen, 150 Seide- 37 Hutmanufakturen, 1348 Gerbereyen, 247 Seifensiedereyen, 64 Talgschmelzen, 184 Leinwandfabriken, 67 Papiermühlen, 295 Baumwollenmanufakturen, 80 Taufabriken, 14 Potaschensiedereyen, 5 Tabaks-, 2 Lakier-, 6 Dosenfabriken, 48 Zuckersiedereyen, 2 Puder-, 30 Essig-, 25 Posament-, 25 Farbefabriken, 25 Färbereien, 25 Siegellack- 199 Stahl- und Eisen-, 14 Vitriol- und Schwefel-, 138 Kristall- und Glas-, 16 Porcellan-, 45 Messing- und 3 Pfeifenfabriken, zusammen 3253. Das Manufacturcollegium in Moskau mit seinem Comtoir zu Petersburg betreibt alle Fabrikgeschäfte Rußlands im Allgemeinen, und hat die Oberaufsicht darüber. — Handel. Er theilt sich in Land- und Seehandel. Der inländische Handel findet weder in Zwischenzöllen, noch Stapelplätzen Hindernisse, sondern wird durch Meere, viele schiffbare Flüsse, Canäle, durch die lang dauernden Schlittenbahnen, und durch die großen Messen, vorzüglich zu Makariew, sehr befördert. Die Ausfuhr wird aus allen Häfen und Gränzorten erlaubt, aber für die Einfuhr der erlaubten Waaren sind nur Petersburg, Riga und Odessa bestimmt. Der auswärtige Landhandel geht in Asien nach Tsina, Persien, nach der Bucharei und den kaukasischen Ländern, und in Europa nach der Türkei, nach Gallizien, Preußen, Schlesien und Sachsen. So wie am auswärtigen Landhandel vorzüglich Armenier, Bucharen und Juden Antheil haben, so haben im Seehandel die Engländer entschiednes Uebergewicht. Man rechnet die jährliche Einfuhr zur See auf 28 Millionen, und die Ausfuhr auf 45 Millionen Rubel, also im Seehandel eine sehr vortheilhafte Balance von 17 Millionen Rubel. An Handlungsgesellschaften zählt Rußland nur zwei, die amerikanische und die des weißen Meeres, deren Actien aber sehr hoch im Werthe stehen. Das Commerzcollegium in Petersburg ist die höchste Instanz in allen Handelsangelegenheiten. Im Jahr 1770 wurde auch eine Bank angelegt, deren Zettel wie baares Kupfergeld im Werthe stehen, und zur Erleichterung des innern Handels viel beitragen. — Rußlands Staatsverfassung. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch. Das Oberhaupt des Staats heißt Kaiser und Selbstherrscher (Autokrator) aller Reußen, und ist jetzt Alexander I., der Befreier, geboren 23. December 1777, regiert seit dem 24. März 1801. Der im J. 1816 im Reichscollegium der auswärtigen Angelegenheiten aufgesetzte und den fremden Gesandtschaften mitgetheilte vollständige Titel des Kaisers lautet also: Von Gottes hülfreicher Gnade Wir Alexander I. Kaiser und Selbstherrscher von ganz Rußland, Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Zaar von Casan, Zaar von Astrachan, Zaar von Polen, Zaar von Sibirien, Zaar vom taurischen Chersones, Herr zu Pleskau und Großfürst von Smolensk, Litthauen, Volhynien, Podolien und Finnland, Fürst von Esthland, Liefland, Curland und Semgallen, Samogitien, Belostock, Carelen, Twer, Jugorien, Permien, Wiatka, Bolgarien und andern Ländern; Herr und Großfürst von Newgorod, des niedern Landes, Tschernigoff, Räsan, Polozk, Rostop, Jaroslav, Belosero, Udorien, Obdorien, Kondien, Witepsk, Mstislaw, und der ganzen nördlichen Gegenden, Gebieter und Herr der Länder Iwerien, Kartalinien, Grusinien und Kabardinien; der Tscherkassischen und Gebirgfürsten und anderer Erbherrn und Beherrscher; Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleßwig-Holstein, Stormarn, Dithmarsen und Oldenburg. — Der Staat ist untheilbar. Der Regent darf nicht zugleich auch Herrscher in einem andern Staate

seyn (jetzt aber zugleich König von Polen) und muß sich zur griechischen Religion bekennen. Seit 1797 ist die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in weiblicher und männlicher Descendenz festgesetzt. Alle Prinzen von Geblüt heißen Großfürsten. Die höchste Leitung aller Geschäfte hat der Kaiser selbst, und ihn unterstützt, wenn es dazu aufgefodert wird, das hohe Staatsconseil für die auswärtigen Angelegenheiten; für das Innere sorgt der Senat, und aus beiden hat sich der Kaiser einen hohen Reichsrath als sein Cabinet erwählt. Der Senat hat die oberrichterliche Gewalt, und nur in wenig Fällen findet von ihm Appellation an den Kaiser Statt; seine Ukasen haben mit den kaiserlichen gleiche Wirkung, müssen ihnen aber nicht widersprechen. Er besetzt die Staatsstellen, fodert die Minister zur Rechenschaft auf, und hat oberpolizeiliche Aufsicht. Er ist in neun Departements getheilt, und besteht aus 87 Mitgliedern, aus den Ministern und den Räthen des Staatsconseils. Es gibt acht Ministerien: auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Marine, Justiz, das Innere, die Finanzen, der Handel und die Volksaufklärung. Der ganze Staat ist in 49 Gouvernements getheilt. Die Staatseinkünfte, welche sehr viele Quellen haben, betrugen im Jahr 1811 215 Millionen Rubel, die Ausgaben 274 Millionen. Die Schulden betragen 40 Millionen Rubel, werden aber durch die vielen kaiserlichen Bancozettel noch jährlich erhöht (1786 existirten schon für 100 Millionen Rubel Zettelgeld). Die Landmacht bestand 1810 aus 621,155 Mann, wozu nun noch eine Landwehr von 600,000 Mann kommt. Obschon Rußland viele Krepost (Blockhäuser) hat, so fehlt es doch an Festungen; die bedeutendste Festung ist freilich, wie die neuste Erfahrung uns gelehrt hat, die Beschaffenheit des Landes selbst und der Patriotismus seiner Bewohner gegen den ins Innre vordringenden Feind. Die Seemacht hat ihren Hauptsitz an der Ostsee, und bestand 1813 aus 289 Segel, mit 4348 Kanonen, die Kriegsschiffe in der Ostsee haben ihre Hauptstation in Kronstadt. Die Flotte auf dem schwarzen Meere besteht aus 20 größern Kriegsschiffen, welche zu Sebastopol liegen. Das kaspische Meer wird von einigen Fregatten und kleinen Kriegsbarken beherrscht. Die ganze Flotte enthält drei Eskadern, mit der weißen, blauen und rothen Flagge, mit drei Admirälen, sechs Vice- und neun Contreadmirälen, wozu man 80,000 Matrosen und Seesoldaten rechnet. Keinem Staate in Europa kostet die Unterhaltung seiner Land- und Seemacht so wenig, als dem russischen. Man rechnet höchstens 30 Millionen Rubel. Die herrschende Kirche ist die griechische, aber alle andre Christen genießen gleiche Rechte, und alle andre Religionen werden geduldet. Die oberste Leitung aller Angelegenheiten der griechischen Kirche hat die heilige Synode zu Petersburg, und unter ihr stehen 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster, alle nach der strengen Regel des heiligen Basilius. Diejenigen Russen, welche sich genau an die Lehre der alten griechischen Kirche halten, nennt man Roskolniken (s. d. Art.). Man findet nicht nur Juden und Mahomedaner (mit zwei Muftis), sondern auch Heiden in Rußland, und zwar Lamaïten, Fetischanbeter und Schamanen. Namentlich zählte man im Jahr 1814 3,500,000 Katholiken, 1400,000 Lutheraner, 3800 Reformirte, 9000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 60,000 Armenier, 3 Millionen Muhamedaner, 300,000 Anhänger des Dalai Lama, 600,000 Fetischverehrer. — Für die wissenschaftliche Bildung sorgt die Regierung mit großer Thätigkeit; alle Zweige des Unterrichts haben zahlreiche und meist treffliche Anstalten. Bibliotheken, Sammlungen und gelehrte Gesellschaften befördern das Gedei-

hen. Rußland zählt sieben Universitäten: Moskau, Petersburg, Kiew, Willna, Charkow, Dorpat und Kasan, in deren Bezirke gegen 500 Lehranstalten mit 1500 Lehrern, und fast 34,000 Schülern, deren Unterhaltung, außer den beträchtlichen Privatbeiträgen, der Krone allein 2 Millionen Rubel jährlich kostet. Außerdem gibt es noch mehrere Erziehungs- und Unterrichtsinstitute, welche die Regierung gleichfalls mit beinahe zwei Millionen unterstützt. Vor 150 Jahren gab es nur zwei Buchdruckereien, jetzt über 30 in Rußland. Außerdem blüht auch die Kupferstecherkunst, und die russische Jagdmusik, so wie die Gesangkunst, ist noch immer unerreichtes Nationaleigenthum der Russen. — Der Zustand der Einwohner, besonders der Bauern, ist neuerdings sehr verbessert worden. Der Bürgerstand hat auch viel Ansehn sich erworben, und theilt sich in fünf Classen. Der Adel hat zwar bedeutende Vorrechte, aber alle Stände sind in Rücksicht des Ranges in vierzehn Classen getheilt; wer sich in einer der acht ersten befindet, erhält den Adel für sich und seine Familie. Diese Classen sind nach den militärischen Rangstufen geordnet.

Russisch-deutscher Krieg von 1812 bis mit 1815. Zwischen Frankreich und Rußland hatte sich, so sehr auch die Zusammenkunft der Herrscher von beiden Ländern 1808 zu Erfurt einen dauerhaften Frieden (zumal bei der geographischen Lage ihrer Staaten) zu verbürgen schien, schon seit 1809 gegenseitig Kälte erzeugt. Der geringe Antheil, den das äußerst langsam herbeimarschirende Hülfscorps der Russen an dem Kriege gegen Oesterreich nahm, zeigte deutlich, daß seinem Befehlshaber von Petersburg aus politische Umsicht zur Regel gemacht ward. Zugleich ward jeder russische Hafen den Engländern, wenn sie amerikanische Flagge aufsteckten, überall geöffnet, während die französischen Waaren streng verboten wurden. So fand sich Napoleon veranlaßt, als Repressalie, gleichsam nur um seinen Handelsverboten gegen England Gewicht zu geben, sich der ganzen deutschen Nordseeküste zu bemächtigen, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, zu vertreiben, wodurch jene Kälte in offenbare Erbitterung überging. Rußland protestirte ausdrücklich gegen die Vertreibung des Herzos von Oldenburg; seine Truppen nahmen bereits (1811), fünf Divisionen stark, eine Stellung gegen Warschau hin ein, und Napoleon ließ dagegen die Weichsel- und Oderfestungen in Belagerungszustand erklären, große Truppenmassen dahin marschiren, mit Wien und Berlin Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfen, Schwedisch Pommern, weil ein gleicher Antrag in Stockholm abgelehnt ward, in Besitz nehmen. Zwar schwiegen im Anfange von 1812 noch alle Zeitungen von der Möglichkeit eines Kriegs, aber die unaufhörlichen Märsche der Franzosen und die in ihrer Art noch nie gesehenen Anstalten, die Massen, die sich nach Osten und Norden hin bewegten, mit Lebensmitteln, Krankenwagen, Brückengeräthschaften, und tausend andern Dingen zu versorgen; die Reisen so vieler Fürsten und Könige, selbst des österreichischen Kaisers, nach Dresden, denteten offenbar auf ein ungeheures Beginnen, obschon Napoleons Abreise von Paris selbst nichts — dem Moniteur zufolge! — als eine Musterung der großen Weichselarmee beabsichtigen sollte. Allerdings hatte er wohl selbst gehofft, den Riesenkampf, dessen Ausgang er vielleicht dunkel ahnete, beschwören, und mit Ehren nach seinen Ansichten abwenden zu können. Wenigstens war darum noch der alte gewandte, aber redliche Graf von Narbonne in das Lager des in seinen Rüstungen seiner Seits gleichfalls sehr thätig gewesenen Alexanders nach Wilna abgegangen; allerdings mochte ihm

wohl der immer hartnäckiger werdende, Menschen und Geld verzehrende Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel als arger Contrast erscheinen; aber eines Theils rechnete er denn doch nicht ohne Ursache, daß sein auf fast eine Million steigendes Heer, das er durch eine neu errichtete 80,000 Mann starke Nationalgarde gänzlich mobil machte, dem Kampfe dort und hier gewachsen seyn könne, andern Theils auf seine große Masse von Hülfskräften, die ihm besonders der Rheinbund (100,000 Mann) gewährte, und endlich auch auf die halb freiwillige, halb abgedrungene Allianz von Preußen und Oesterreich, die ihm stets die beiden Flanken deckte, den Rückzug im schlimmsten Falle sicherte, und zusammen 60,000 Mann hergab. So setzte sich denn eine halbe Million Krieger, als Napoleons Gesandter unverrichteter Sache nach Dresden zurückkehrte, aus Deutschen, Italienern, Franzosen, in der Kriegsgefangenschaft gezwungenen Spaniern und Portugiesen, Polen ꝛc. mit mehr als 1200 Kanonen am Ende des Juni in Bewegung, jenseits des Niemens und der Weichsel die Russen, die ihrer, an Zahl ungleich schwächer, an Kraft und Kampfbegierde ungleich stärker, stehenden Fußes erwarteten, aufzusuchen. Diese nahmen eine Linie von Kiew, Smolensk, nach Riga ein, so daß drei Armeecorps gebildet waren, wovon das eine, die erste Westarmee, in Litthauen und Curland unter Barclai de Tolly dem bisherigen Kriegsminister, stand, unter dem Wittgenstein commandirte. Die andre Westarmee commandirte der Fürst Bagration, Neffe des berühmten Suwarow, zwischen Smolensk und Kiew. Ein Verbindungscorps leitete zwischen beiden als drittes Corps der General Doktorow. Uebrigens hatte man Waaren, Archive schon längst ins Innere gebracht, Riga, Smolensk ꝛc. befestigt, und an der Düna ein verschanztes Lager angelegt. Napoleon, schon in der Nähe der russischen Gränze, machte noch einen Versuch, das Ungewitter zu beschwören, und sandte den Grafen Lauriston, der früher Gesandter in Petersburg gewesen war, zu Alexandern; aber die Gemüther waren zu entzweit, die Spannung zu groß, und Napoleon sagte in seiner, ihm gewöhnlich entscheidenden Sprache: die Ueberwundenen nehmen den Ton des Siegers an. Das Verhängniß reißt sie hin. Ihr Schicksal möge erfüllt werden. Den 23sten Junius recognoscirte er den Niemen als polnischer Reiter verkleidet, und den 24sten passirte die Hauptmacht seiner Truppen denselben, indessen die übrigen tiefer unten die Weichsel überschritten. Die Russen wurden, da der Uebergang dicht beim Einfluß der Wilia geschah, und auch diese überschritten wurde, welche in ihrer linken Flanke floß, bis nach der Düna hin umgangen, von der zweiten Westarmee völlig getrennt, und entweder zu einer Hauptschlacht mit ganz getheilter Kraft, oder zu einem schleunigen Rückzug gezwungen. Sie wählten den letztern, und opferten ihre großen Magazine auf, die ihrem rechten Flügel hatten Unterhalt schaffen sollen. — Wilna, vorher Alexanders Hauptquartier, ward nun das von Napoleon, der hier (ein bedeutender Nebenzweck dieses Kriegs) Polens Wiederherstellung organisirte, und theils darum, theils aus dem Grunde hier weilte, weil es noch an Nachrichten von den Operationen des rechten Flügels unter Poniatowsky's, Schwarzenbergs und Regniers Commando fehlte, welche wiederum unter dem Oberbefehl des Königs von Westphalen standen. Er hatte den Auftrag, die zweite Nordarmee der Russen, von der ersten durch den Marsch nach Wilna getrennt, in dieser Trennung zu erhalten, jede Vereinigung weiter rückwärts zu erschweren, zu verhüten, eine Aufgabe, die bereits vom Marschall Davoust, der sich links in der Flanke des Königs von Westphalen anschloß,

so gut geltend gemacht ward, daß das Corps des Generals Do[...] von der bagrationschen Masse, wie von der barclai de tollyschen [...] armee getrennt, und fast umzingelt ward, als ein 36stündiger R[...] die Straßen unwegsam machte, und durch die plötzliche Kälte nac[h] entsetzlichsten Hitze die durch Mangel aller Art entkräfteten Pferde [...] Franzosen zu mehreren Tausenden tödtete, so daß Doktorow mit m[...] gem Verlust entkam. Die Vorsicht, die Kühnheit, die Tapferkeit [...] Fürsten Bagration mit allem Mangel an militärischem Scharfblick [...] Seiten des westphälischen Königs vereitelten ebenfalls die Plane, [...] man gegen ihn vor hatte; im Gegentheil glückte es ihm, auf sein[em] Rückzug die Polen in Romanow zu überfallen, und ein Corps [...] 6000 Mann zusammenzuhauen, in Volhynien aber den General T[or]massow stehn zu lassen, der dem französischen äußersten rechten Fl[ügel] nicht allein fortwährend die Spitze bot, sondern auch durch einen k[ühn]en Zug in seine Flanke eine ganze Brigade der Sachsen mit Ma[nn] und Maus in Kobryn gefangen zu nehmen. Bei Mohilew gelan[g es] ihm sogar, sich mit seiner ganzen Macht auf den Marschall Da[vout] werfen zu können, und wenn dieser minder einsichtsvollen Widerst[and] leistete, oder Bagration nicht jeden Augenblick die Corps des Kö[nigs] von Westphalen in seiner Flanke vorgehn zu sehn hätte fürchten müs[sen], so wäre er nicht ohne den größten Verlust entkommen. — Als [die] Kunde von dem allen in Wilna eingegangen war, eilte endlich Na[po]leon zu seinen Truppen, die bereits an der Düna standen, und [die] Russen in ihrem großen verschanzten Lager beobachtet, und bedeutend[en] Verlust durch ihre Ausfälle daraus erlitten hatten. Eine Schiffbrü[cke] verband die beiden Ufer der Düna, und gewährte ihnen den Vorthei[l,] nach Willkühr auf dem einen oder dem andern ihre Hauptmasse aufz[u]stellen. Das Lager war äußerst fest durch die Kunst, wie durch [die] Natur, da die Anhöhen des rechten Ufers das linke dominiren. Na[]poleon ließ es jedoch auf der Straße von Polotzk umgehen, gab sich [die] Miene, hier über die Düna zu gehen, und da die frühern Folgen se[i]nes trefflich berechneten Durchschneidens der russischen Linie noch nic[ht] gut gemacht, d. h. die beiden russischen Westarmeen noch nicht verei[nigt] waren, so blieb wieder nichts übrig, als mit der halben Kraft aufg[e]rieben zu werden, oder rasch das Lager, wie die feste Stellung [bei] Wilna zu räumen, und nach dem Dnieper hinzueilen, wo sich Bagr[a]tion anzuschließen hoffte. Nur der Fürst Wittgenstein blieb stehen, u[m] die Straße nach Petersburg zu decken und die Einschließung Riga's, das von den Preußen berennt war, zu hemmen. Die französische Hau[pt]armee, mit Ausnahme zweier Corps unter dem Herzog von Reggio u[nd] Macdonald, die Riga blokirten, und die Straße nach Petersburg we[g]zunehmen suchten (was eine Menge blutiger, nichts entscheidend[er] Kämpfe verursachte, ging nun theils über die Düna, theils längs de[r]selben nach den wolgonskischen Höhen, die russische Armee verfolgen[d,] deren Nachtrab oft bedeutende Gefechte annahm, und namentlich vo[m] 25sten bis 27sten Juli bei und hinter Ostrowno jeden Fußtritt Land [...] streitig machte. Nur der immer in die Mitte hereindringende Ma[r]schall Davoust, der Bagrations und Barclay de Tolly's Heer keilf[ör]mig aus einander hielt, zwang sie endlich doch, wiederum das Feld [zu] räumen, und nach Smolensk zu ziehn. Hitze und Mangel aller A[rt] wirkten indessen im franz. Heere so verheerend, daß es eine zehntägige R[ast] in diesem ziemlich fruchtbaren Landstriche machen mußte, während we[l]cher sich endlich die beiden getrennten russischen Heere unter den Mau[ern] von Smolensk vereinten, und nun selbst offensiv zu Werke zu ge[hen]

Miene machten. 12,000 Mann ihrer Reiterei griffen nämlich den General Sebastiani ganz unvermuthet am 8ten August an, und warfen ihn eine halbe Stunde mit Verlust zurück. Die Hauptmasse setzte sich am 17ten selbst in Bewegung, dem französischen Heere die Spitze zu bieten, das bereits am 10ten aufgebrochen war, wo möglich, eine Hauptschlacht zu liefern. Napoleon machte Demonstrationen, den russischen rechten Flügel zu umgehn. Sie wurden indessen alle vereitelt. Er ließ daher den eignen rechten Flügel über Ortza unter Poniatowsky in Geschwindmärschen heraneilen, um die Russen von Moskau abzuschneiden. Dies bewirkte, daß Bagration eilte, diese Straße festzuhalten, Barclay de Tolly aber sein altes System verfolgte, den Feind so lange abund aufzuhalten, als möglich. Das alte, ehemals sehr feste Smolensk, die ganze Stellung am Dnieper, begünstigte dies in so weit, daß die Franzosen erst um Mitternacht, nach einem Verlust von vielen Tausenden, dieses Bollwerk am 17ten einnahmen, nachdem es durch ihre Kugeln und durch die Russen selbst größtentheils eine Ruine geworden war. Hätte sich der Herzog von Abrantes während dieser Schlacht nicht verirrt, so hätte er Barclay de Tolly's Heer im Rücken genommen, und die Schlacht wäre für die Russen dadurch zur Niederlage geworden, die wahrscheinlich keine Schlacht bei Mosaisk hätte Statt finden lassen. Das französische Heer hatte nun die große Straße nach Moskau, und bildete ein Dreieck, dessen linke Spitze vor Riga, die rechte am Bug, die vorderste am Dnieper in Smolensk gesucht werden mußte, leidlich links und im Rücken, aber äußerst schlecht auf der rechten Flanke, basirt, wo die tormassowsche Division immer Neckereien verübte. Schon den 19ten August marschirte alles von Smolensk den Russen nach. Ihre Arrieregarde stand bei Volontina, und bot die Stirn dem französischen Vortrab unter Marschall Ney. Der Herzog von Abrantes, der des zurückgeschickten untauglich befundenen Hieronymus von Westphalen Stelle einnahm, kam ihr im Rücken. Sie war verloren, allein die russische Elite von der Hauptmacht setzte sich in Marsch, dieselbe zu retten, und obschon das Defilé 10 Stunden lang war, so gelang es ihnen doch, wiewohl mit großem Verlust, dasselbe zurückzulegen. Rastlos ging das russische Heer zurück, und brannte alle Städte, durch die es zog, nieder. Eben so rastlos folgten die immer mehr durch Noth und Mangel und Clima leidenden Truppen Napoleons. Indessen mußte Barclay de Tolly das Commando dem alten Kutusow abtreten, der im eben geendigten Türkenkriege neue Lorbeern geerntet hatte. Er hatte viel Landwehrtruppen, neue Reserven aus dem Innern an sich gezogen, und 25 Meilen von Moskau beschloß er, in einer festen Stellung, die so gut, als die Zeit zuließ, verschanzt war, den Feind zu erwarten. Am 4ten September lagerten sich die französischen Corps gegenüber. Am 5ten wurde bereits eines der Außenwerke von seinem Lager nach dem furchtbarsten Gemetzel genommen, und am 7ten mit Aufgang der Sonne begann die blutigste Schlacht in diesem Kriege, wo die Einen kämpften, allen Strapatzen, Entbehrungen, Leiden durch einen Hauptschlag endlich das Siegel aufzudrücken, die Andern das Vaterland zu vertheidigen, die Hauptstadt zu retten, die in ihrem Rücken lag. Die russische Armee stand zwischen der Moskwa und dem Kalugabach, den nicht unbedeutende und waldige Höhen umkreuzten. Eine furchtbare Schanzenreihe sicherte ihre Fronte. Bei beiden Heeren hatten es die Feldherren nicht an Reden und Ermunterungen fehlen lassen, den Geist der Tapferkeit zu erhöhen. Aber so wüthend auch die französischen Angriffe waren, so wurden sie doch noch wüthender empfangen. Gemeine und Führer

wetteiferten bei beiden Heeren, und jene fielen zu Tausenden, diese zahlreicher, als in andern Schlachten. Montbrun, Caulaincourt blieben auf französischer, Bagration auf russischer Seite. Die Verwundeten waren zahllos. 25,000 Mann schätzten die Russen ihren Verlust, 10,000 gestanden die Franzosen ein. Die Hälfte kaum vom Ganzen! S. d. A. Mosaisk. — Und dennoch war die Schlacht nicht entscheidend. Denn obschon die Russen in der That im Centrum durch die unerschütterliche Beharrlichkeit von Ney und dem Vicekönig durchbrochen waren, so blieben sie doch rechts und links Meister ihres Schlachtfeldes, und konnten, ohne bedeutenden Verlust an Geschütz, noch weniger an Gefangenen zu erleiden, sich nach Moskau zurückziehen, da Napoleons Heer zwei Tage lang Zeit zur Erholung brauchte, und dann erst in zwei großen Colonnen nachfolgen konnte, wovon die eine die Russen in die Flanke zu nehmen bestimmt war. Kutusow wagte es nicht, noch eine Schlacht vor Moskau's Thoren zu liefern. Er zog sich hindurch, und gab es den Flammen und den Franzosen preis, die noch in der menschenleeren Einöde mit einem Haufen Mordbrenner um den Besitz der zusammenstürzenden Paläste, der zerstreuten Vorräthe von den ihnen so nöthigen Bedürfnissen jeder Art kämpfen mußten. Napoleon selbst mußte wieder das alte Schloß der Czaren räumen. Die Flammen wütheten, von dem Winde getrieben, wie ein Feuermeer; die Stadt war der Plünderung, der Zerstörung geweiht; alle Hoffnung, die man auf ihren Besitz gegründet hatte, war vereitelt. Kutusow stellte sich durch einen Flankenmarsch südlich davon auf, und drohte die Communication der Franzosen mit ihrer Basis an der Weichsel jeden Augenblick zu unterbrechen. Seine Kosaken streiften bereits im September nach Smolensk hin. Wreja, südlich von Moskau gelegen, gleichsam ein schützender Posten davon für die Franzosen, ward von ihm durch Ueberfall am 29sten erobert. Nichts konnte das französische Heer retten, als schleuniger Rückmarsch oder Friede. Zum letztern machte sich Napoleon um so mehr Hoffnung, da er zum erstern zu stolz war. Mit jedem Tage stieg das Elend seines Heeres, zumal da die geretteten Vorräthe mehr verschwendet als benutzt wurden, das Fouragiren von den russischen zusammenlaufenden Bauern und Kosaken immer menschenverderblicher ward und die Gefahr in Moskau eingeschlossen zu werden, täglich zunahm. Als Kutusow endlich von allen Seiten mit Landmilizen, deren Aufgebot Alexander im Sommer selbst geleitet hatte, Kosakenschwärmen rc. in eben dem Maße verstärkt war, als die französische Armee verlor (man berechnet ihren Abgang in Moskau durch Hunger, Meuchelmord, Ueberfälle ihrer Marodeurs rc. auf 40,000 Mann), legte er die bisherige Maske der Friedensunterhandlungen so schnell ab, daß er, ohne des wenigstens stillschweigend beobachteten Waffenstillstands bei den Hauptarmeen ferner zu achten, am 17ten October unter dem General Bennigsen ein starkes Corps bei Tanutina über die dies nicht vermuthenden Franzosen, von Sebastiani befehligt, herfallen ließ, und sie mit großem Verlust an Todten, Gefangenen, Geschütz, zurücktrieb. Napoleon that aus Noth, was er vier Wochen früher freiwillig hätte thun sollen; er räumte Moskau und suchte nach Smolensk zurückzukommen. Ein Theil seiner Truppen bot den Russen bei Malajaroslawetz Schach, als sie in schnellem Marsch heranzogen, die Franzosen anzugreifen. Es kam zu einem lebhaften Treffen, das der französischen Hauptmasse Zeit gewährte, einen Tagemarsch zu gewinnen, während dessen sich mit jedem Augenblick der Mangel an Cavallerie ihrer Seits, der Ueberfluß derselben auf russischer Seite fühlbarer zeigte. Ueberfälle folgten auf Ueberfälle, die

Colonnen mußten immer gedrängter marschiren, ihnen auszuweichen; dabei war der Weg zwischen Moskau und Smolensk eine Wüste, und der Mangel aller Art löste bereits die Bande des Gehorsams, als nun auch der strenge Winter Rußlands seine Rechte geltend machte, die Wege mit Eis und Schnee bedeckte, Pferde und Menschen zu Tausenden vernichtete, und der Kampf mit den Russen immer hartnäckiger, immer dringender ward. — Unter tausend Opfern war Smolensk erreicht, das Depot der ersehnten Bedürfnisse. Allein umsonst hatten alle Heerestrümmer gehofft, hier Ruhe, Nahrung, Kleider zu finden. Der Friede mit der Pforte hatte der Moldauarmee der Russen unter Admiral Tschitschakoff erlaubt, gerade auf Napoleons Communication hinaufzugehen. Jener ließ einige Streitkräfte zurück, um die Oesterreicher und Sachsen in Volhynien zu beschäftigen, mit dem übrigen Heere ging er auf die Beresina los, und suchte sich mit Wittgenstein an der Düna zu vereinigen, um so Napoleon gänzlich abzuschneiden. Dieser mußte Smolensk sogleich verlassen, um einem solchen Geschick zuvorzukommen. Mit dem Verluste neuer Tausende, ja zweier ganzen Corps, von Davoust und Ney, bei einer Kälte von 12 bis 18 Grad, ohne andre Nahrung, als die zu Tausenden niederstürzenden Pferde gewährten, mußte alles eilen, dem nördlich und südlich zusammeneilenden Feind zuvorzukommen. Kutusow hätte dies vielleicht ganz vereiteln können, allein er stellte nach dem bei Krasnoi (seitwärts von Smolensk liegend) gelieferten Treffen, aus jetzt noch nicht genug bekannten Ursachen, seine Verfolgung ein, und Napoleon war sogar so glücklich, von der Düna her eine nicht unbedeutende Menge frischer Truppen entgegenkommen zu sehn, die besonders die gänzlich vernichtete Cavallerie wenigstens in etwas ersetzten; und durch sie, unter Belluno's, Reggio's und Dombrowsky's Anführung verstärkt, glückte es ihm, den Admiral Tschitschakoff über den wahren Uebergangspunkt über die Beresina zu täuschen, und diese selbst, jedoch mit Verlust von 20 000 Menschen und des meisten Armeegepäks und Geschützes, den 28sten November zurückzulegen. — Aber der Weg nach Wilna, den man einschlug, war noch sehr weit, und die ungeheure Kälte, welche mit jedem Tage stieg, brachte die Verzweiflung Aller hervor, je schrecklicher der Mangel aller Art seine Wirkungen äußerte. Das Elend, welches die Reste dieses stolzen Heeres verzehrte, zu beschreiben, ist unmöglich. Acht Meilen von Wilna verließ Napoleon diese Trümmern, und eilte im strengsten Incognito über Warschau nach Paris. Dies war das Signal zur gänzlichen Auflösung des Heers. Marschälle, Offiziere hohen und niedern Standes, folgten dem Beispiele des Kaisers. Keine Compagnie hielt mehr zusammen. Alles suchte nun, das Leben, und wo möglich, fremde Beute, oder die den Cameraden abgenommen war, zu retten. Noch in Wilna wurden die letzten Reste überfallen, und nach dem Niemen zu getrieben, hinter dem sie sich dann, wie eine Heerde ohne Hirten nach allen Richtungen gen Westen zerstreuten, und die Pest nach allen Orten, wohin sie kamen, mitbrachten. Vom ganzen Heere, das den Niemen im Junius überschritt, kamen nur einzelne Trümmer und das kleine preußische Corps zurück, das sich aber durch eine Capitulation rettete, und unter York und Massenbach unmittelbar an die Russen anschloß. Auf eine ähnliche Art entgingen die Oesterreicher und Sachsen, bis auf Warschau zurückgedrängt, dem harten Geschick, das jenes stolze Hauptheer, wie noch keins, traf. — Die Capitulation, welche York, der preußische General, am 29sten December mit den Russen abschloß, war das Zeichen zum Erwachen des preußischen Volks,

das seit fünf Jahren auf eine beispiellose Art von Napoleon verhöhnt, gedemüthigt, gemißhandelt worden war. Der König ging von Potsdam nach Breslau ab, und rief schon am 2ten Februar 1813 alle Wehr- und Waffenfähige zum Kampf fürs Vaterland auf. Noch gab er den Zweck nicht an, allein sein Volk verstand ihn, und mit nie gesehenem Enthusiasmus kamen aus allen Gegenden Tausende nach den Sammelplätzen; Tausende, zu alt zum Kampf, gaben den letzten Sparpfennig. Die Franzosen hatten sich, durch ihre letzten Reserven, durch in Eil zusammengeraffte Truppen an dem Pregel, an der Weichsel, an der Oder zu halten gesucht. Die Russen drangen zwar langsam, aber immer mit Uebermacht auf allen Punkten vor, und der neue Führer, der Vicekönig von Italien, konnte nichts thun, als mit dem mindestgeringsten Verlust hinter die Elbe zurückgehen. Es war den 8ten März, als er nach dem letzten Gefechte über dieselbe zurückzog, was nun für Napoleon das Zeichen zu einem neuen Kriege gegen Preußen und Rußland oder zur Entsagung aller der Bedrückungen in Deutschland aufforderte, die er in so ungeheurem Maße ausgeübt hatte. So schrecklich auch der Verlust an Menschen und Geschütz ꝛc. gewesen war, so bot ihm doch Frankreich so viel Hülfsmittel in Verbindung mit dem Rheinbunde an, daß er ungefähr um dieselbe Zeit im Stande war, seine neue Armee, fast aus bloßen Rekruten bestehend, über den Rhein gehn zu lassen. Inzwischen hatte sich das Spiel in jedem Betracht geändert. Oesterreich war neutral, der Rheinbund ohne Kräfte und ohne Willen, im nördlichen Deutschland war fast allgemeiner Volksaufstand; längs der Elbe herunter und bis an die Weser bedurfte es nur einiger Zeit, um das Volk zu bewaffnen, das hier wüthender als in vielen andern deutschen Ländern war; weil es unmittelbar und stärker als dort gedrückt wurde. Napoleon verkannte die Gefahr nicht, die mit jedem längern Zeitverlust verbunden war, und eilte, nach den bedrohtesten Punkten die nöthigsten Streitkräfte hinzusenden. Zum Glück für ihn waren die Preußen und Russen nicht im Stande, von dem geringen Widerstand, den sie fanden, den vollen Vortheil zu ziehn. Die Kräfte der Russen waren an der Weichsel erschöpft, die der Preußen mußten erst organisirt werden. Die Festungen an der Oder und Weichsel hatten viel Infanterie, um eingeschlossen zu werden, weggenommen. Kutusow zeigte wenig Ernst für Deutschlands Befreiung, und wollte sie nicht von Sachsen aus, sondern an der Unterelbe versucht wissen. Man verlor die Zeit durch Unterhandlungen mit Sachsens König, welcher noch zögerte, während Kutusow am Ende krank wurde, und in Bunzlau starb. So hatte der Vicekönig noch zeitig genug alle seine Kräfte unter den Wällen Magdeburgs vereinen, und selbst Miene machen können, nach Berlin vorzudringen, was zu dem an sich nichts entscheidenden Treffen bei Leitzkau (5ten April) Anlaß gab, während Vandamme und Davoust zwischen der Weser und Unterelbe die Volksgährung mit eiserner Hand unterdrückten, und die Stadt Hamburg bedrohten, die ihr Joch am muthigsten und keckſten abgeschüttelt hatte, als durch den kühnen Tettenborn das ganze rechte Elbufer von den Franzosen gereinigt war. Die ganze alliirte Armee, kaum 70,000 Mann stark, sah jetzt endlich eine ziemlich doppelt so starke von Franzosen gegen sich. Napoleons Colonnen schlossen sich an die des Vicekönigs an, der südlich längs der Saale herunter zog, und diese bei Wettin überschritt, während Napoleon sie bei Jena passirte. Schon am ersten Tage des Mai's drängte er auf die Elbe hin. Die Preußen und Russen sahen sich in Gefahr, von Merseburg aus über Leipzig von ihr ab-

geschnitten zu werden, und entschlossen sich zu einer Schlacht, die den zweiten Mai bei Großgörschen, unweit Lützen (S. d. A.) vorwärts der Elster, gegen Mittag ihren Anfang nahm, und keinen andern Zweck hatte, als Napoleon, der mit voller Kraft nach Leipzig marschirte, mit dem linken Flügel zu umgehn, von der Saale abzuschneiden, mit dem rechten in seine Flanke zu fallen. Allein er hatte diese durch vorgeschobene Abtheilungen in den Dörfern Großgörschen, Rana, Kaja u. s. w. wohlgedeckt; so unvermuthet der Angriff war, so widerstanden ihm die Franzosen doch tapfer. Napoleons Hauptmassen kehrten um; in große Quarrées vertheilt, wiesen sie theils alle Angriffe ab, theils wurden sie bald wieder Herren der entrissenen Vortheile, und so drehte sich im schrecklichen Gemetzel das Spiel in den Dörfern bis zum dunkelnden Abend, wo der Vicekönig, Napoleons Vortrab nach Leipzig bildend, ankam, um den Alliirten in die rechte Flanke zu fallen, sie zum Rückzuge in ihre alte Stellung zu zwingen, die sie am 3ten Mai, von Napoleon nicht verfolgt, ohne Verlust an Geschütz, mit großem Verlust an Todten und Verwundeten (gegen 15,000), der jedoch dem französischen fast nachstand, nach der Oberelbe zurückziehend verließen. Scharnhorst ward nebst Blüchern verwundet; der Prinz von Homburg blieb. Die Franzosen hatten Tags zuvor beim Recognosciren den Marschall Bessieres eingebüßt. — Napoleon folgte den Alliirten auf dem Fuße nach, ohne aber, beim Mangel an Cavallerie, die noch zurück war, ihnen viel Abbruch thun zu können, und war am 8ten Mai bereits Herr von Sachsen, von der Elbe; da Dresden geräumt, Torgau vom General Thielemann geöffnet, Wittenbergs Belagerung aufgehoben werden mußte. Sachsens König mußte von Prag zurückkommen, wohin er geeilt war, mit Oesterreich neutral zu bleiben, und Napoleon ging nun in die Lausitz, wo die Verbündeten durch ein Corps von 17,000 Mann unter Barclay de Tolly verstärkt bei Bautzen hinter der Spree eine feste Stellung bezogen hatten, und ihn erwarteten. Aber auch Napoleon hatte von den Rheinbundsfürsten und aus Frankreich neue Kräfte an sich gezogen, und so begann am 19ten Mai bereits die Einleitung zu einer zweiten Hauptschlacht, die den 20sten und 21sten bei und hinter Bautzen geliefert, aber durch das Umgehen des alliirten rechten Flügels wiederum zu ihrem Nachtheil entschieden wurde, so daß sich das ganze preußisch-russische Heer nach Oberschlesiens Gebirgen zurückzog, und die Franzosen, obschon mit vielfachem Verlust, besonders durch ein Reitergefecht bei Görlitz, das Duroc und zwei andern Generalen das Leben raubte, und einen Hinterhalt bei Haynau, bis Breslau vordrangen. Ein Waffenstillstand, der am 4ten Juni durch Vermittelung des Grafen Bubna von Oesterreich in Napoleons Hauptquartier zu Stande gebracht wurde, endigte die Blutscenen, und erlaubte den Franzosen, Herren der Oder bis zum Eintritt ins sächsische Gebiet, der ganzen Elbe bis zu ihrem Ausflusse zu bleiben; den Alliirten aber ihre noch zahlreichen Verstärkungen an sich zu ziehen, die Ankunft Moreau's, des Kronprinzen von Schweden, der thätigen Antheil gegen Napoleon nahm, zu erwarten, Oesterreich Zeit zu verschaffen, entweder seine Rüstungen zu vollenden und Partei gegen Napoleon zu nehmen, oder einen Frieden zu vermitteln, der auf einem deßhalb in Prag zu eröffnenden Congresse verhandelt werden sollte. Napoleon that hier, hatte er noch Kraft genug, den ärgsten Mißgriff. Er hatte vom Waffenstillstande keinen andern Nutzen als den, daß eine Menge kühner Parteigänger, die in seinem Rücken herumschwärmten, der Verabredung gemäß, bis zum 12ten Juni über die Elbe zurückkehren mußten,

eine Bedingung, deren Vernachlässigung das vornehmste Corps dersel-
ben, die dadurch so berühmt gewordene lützowische Freischaar, durch e
nen schmählichen Ueberfall bei Kitzen am Floßgraben büßte, und da
er sicher war, Hamburg nebst Lübek nehmen zu können, das von
vielen Freunden, Schweden, Preußen, Russen, Engländern unterstütz
am Ende von allen verlassen, durch sich selbst fast verrathen und vo
den Franzosen mit dänischer Vermittelung am 2ten Juni besetzt war.
— Der Congreß in Prag nahm spät seinen Anfang, und führte zu ke
nem Resultate, weil es keinem Theile mit Ernst darum zu thun wa
Preußen und Rußland machten Bedingungen, wie sie Nationalehi
und Unabhängigkeit foderten; Oesterreichs Vermittelung war Napoleon
Stolze entgegen, seine bisherige Neutralität galt ihm für Untreue i
der vorjährigen Allianz. So ward der Congreß, obschon der Waffen
stillstand, ursprünglich auf sechs Wochen geschlossen, bis zum 16te
August verlängert wurde, in dem Augenblick aufgelös't, wo er eigen
lich erst beginnen sollte. Der Krieg begann nun fürchterlicher als vo
her. Von der Nordsee herunter bis ans adriatische Meer stand alle
unter den Waffen. Oesterreichs Theilnahme am Kriege hatte Napo
leon schon nach der lützner Schlacht geahnt, und deßhalb den Vicekö
nig nach Italien mit vielen Offizieren und Unteroffizieren gesandt, u
dort eine Armee zu organisiren. Aus demselben Grunde mußte Bayer
seine Streitkräfte am Inn aufstellen. An diese schloß sich ein Corp
Eliten, vorzüglich von Cavallerie, die indessen aus Spanien gekomme
war. Die Hauptmassen aber standen von Seiten Napoleons an de
Oberelbe, Mittelelbe und bei Hamburg, von Seiten der Alliirten i
Böhmen, in Schlesien, mit großen Corps, welche Berlin deckten, un
die Unteroder gegen eine Diversion von Davoust sicherten. Die Allii
ten waren der Meinung geworden, Napoleons beide Flanken, vorzüg
lich seine rechte von Böhmen aus zu umgeben, und ihm hier seine Bas
abzuschneiden. Deßwegen zog sich Blücher unmittelbar zurück, al
Napoleons Hauptmasse gegen ihn vordrang, während die Hauptarme
unter der Anführung des Fürsten Schwarzenberg in Sachsen einbrach
Dresden umzingelte, das in der Waffenstillstandszeit befestigt word
war, und es eben zu nehmen Hoffnung hatte, als Napoleons Streitkrä
aus der Lausitz nach den angestrengtesten Märschen, im entsetzlichste
Regenwetter anlangten, und nicht allein alle Hoffnung der Alliirte
vereitelten, sondern ihnen auch eine Niederlage beibrachten, welche
da ihnen die Hauptstraßen nach Böhmen abgeschnitten worden, un
alle Nebenwege verdorben waren, die Vernichtung des ganzen Heere
herbeigeführt haben würde, wenn von dem Augenblicke an nicht Napoleon
bisheriger Glücksstern, schon in Rußland verdunkelt, für immer häť
verbleichen sollen. Diese Schlacht bei Dresden am 26sten un
27sten Aug., wo Moreau, aus Amerika herbeigerufen, tödtlich ve
wundet ward, war sein letzter Triumph. Die Freude darüber raub
ihm schon die Niederlage Vandamme's bei Culm (30sten August)
drei Tage darauf, die gleichzeitige seines Heers unter Macdonald i
Schlesien, die einander nun folgenden harten Schläge bei Großbe
ren (23sten August), Belzig, die Niederlage bei Dennewitz (5te
September), die Ney erlitt. Dazu kam der Mangel aller Art in de
erschöpften Sachsen; abscheuliches Regenwetter &c. Tausende starben a
Ruhr und Fiebern, zu immer neuen Gewaltmärschen gezwungen, d
die Alliirten sich überall zeigten, nie aber zu einer Hauptschlacht Mien
machten, bis der Verlust der dresdner Schlacht ausgeglichen wa
Endlich vereinte sich durch einige schnelle, gut maskirte Märsche Bl

cher mit dem Kronprinzen von Schweden an der Elbe, überfiel ein französisches, den Uebergang beobachtendes Corps unter dem Grafen Bertrand, Wartenburg gegenüber, und stellte sich zwischen der Mulde und Elbe auf. Napoleon brach gleich, als er dies hörte, dahin auf, und hoffte, beide einzeln zu erdrücken. Sie waren aber schon über die Mulde nach der Saale vorgegangen. Die große böhmische Armee benutzte seinen Abmarsch, ihrer Seits in seiner rechten Flanke vorzudringen. Ihre und Blüchers Streifpartheien trafen schon einander in seinem Rücken, und der General Thielemann, der Sachsens Kriegsdienste wegen Torgau's Uebergabe mit russischen vertauscht hatte, befreite Gefangne, nahm ganze Schaaren französischer Ausreißer, lieferte mehrere Gefechte zwischen der Elster und Saale, die fast alle für die Franzosen nachtheilig abliefen. Mit ihm wetteiferte von der entgegengesetzten Seite der kühne Kosakenchef Czernitschew, der so rasch nach Cassel vordrang, daß er das Königreich Westphalen für aufgelös't erklären konnte, ehe noch die nun folgende Hauptschlacht entschieden hatte. Napoleon ging, nach einigen Demonstrationen auf dem rechten Elbufer, die Berlin zu bedrohen schienen, mit dem Gros seiner Armee nach Leipzigs Ebene, wo er mit den Garden am 14ten October eintraf, als bereits Schwarzenberg eine Recognoscirung gegen den König von Neapel, der den linken Flügel Napoleons von Dresden herunter gebildet hatte, begann, die sich in ein heftiges Reitergefecht bei Liebertwolkwitz auflös'te, ohne daß etwas dadurch entschieden worden wäre. Es hatte sich ein treffliches Reservecorps unter Augereau in diesen Tagen bereits aus Würzburg bei ihm eingefunden, gegen 14 000 in Erfurt neu organisirte Ausreißer hatten sein Heer hier ebenfalls verstärkt, und da Napoleon wahrscheinlich in der Meinung stand, durch seine jenseit Wittenberg gemachten Demonstrationen den Kronprinzen und Blücher irre geleitet und Zeit gewonnen zu haben, der großen böhmischen Armee allein eine Hauptschlacht zu liefern, so säumte er nicht, in der weiten Ebne Leipzigs, zwischen der Pleiße, Elster und Parthe dieser entgegenzugehn, so sehr er auch immer von dem Mißlichen seiner Lage, von der Ueberzahl seiner Gegner, wenn sie vereint waren, von der Möglichkeit, gänzlich eingeschlossen zu werden, überzeugt seyn mußte. Es war den 16ten October früh um 9 Uhr, als der Kampf im Süden von Leipzig heiß entbrannte. Napoleon hatte seinen rechten Flügel unter Poniatowsky an die Pleiße gelehnt, alle Dörfer, von Connewitz hinauf an dieser gelegen, stark besetzt. Sein Centrum stand bei Wachau. Der linke Flügel lehnte sich an die Höhen der Parthe. Fürst Schwarzenberg suchte den rechten Flügel zu umgehen, allein alle Anstrengungen dazu waren umsonst, weil Napoleon im Centrum solche Fortschritte machte, daß alle Reserven, die die erstere Bestimmung hatten, für die Verstärkung dieses verwendet werden mußten. Die Schlacht wurde nach mörderischen Angriffen auf beiden Seiten so entschieden, daß Napoleon im Centrum und linken Flügel einiges Terrain erobert hatte und Fürst Schwarzenberg Willens schien, den nächsten Tag sich nach Altenburg zurückzuziehen. Noch entschiedener hatte der Graf Bertrand einen Versuch der böhmischen Armee zurückgewiesen, sich des Defilés von Lindenau und somit der ganzen Rückzugslinie Napoleons, vielleicht der Stadt Leipzig selbst zu bemächtigen. Desto unglücklicher war Napoleons Führer, der Herzog von Ragusa bei Möckern gewesen, wo er im Norden von Leipzig eine weite Linie besetzte, und wohl wider Erwarten vom General Blücher mit dem größten Ungestüm angegriffen, nach hartnäckigem Widerstand auf seinem linken Flügel total geschlagen, und in Unord-

nung nach Gohlis zurückgetrieben ward. Napoleon unterhandelte am 17ten durch den gefangen genommenen Graf Meerveldt um freien Abzug und Waffenstillstand. Beides fand um so weniger Gehör, weil die Alliirten nun über ihre Operationen gemeinschaftlich einverstanden seyn konnten; weil der Kronprinz von Schweden mit 30,000 Mann an Blüchers Seite eintraf, weil der General Bennigsen mit fast eben so viel jeden Augenblick von Grimma her erwartet werden konnte. So ward den 18ten October die furchtbare Hauptschlacht bei Leipzig (s. d. A.) geliefert; die Franzosen fochten, obschon mehr für die Ehre und den Rückzug, der schon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Verzweifelte. Ihr Centrum, ihr rechter Flügel stand von Probstheyda nach Connewitz unerschütterlich. Der linke in Schönfeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Uebertritt der Sachsen und Würtemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren, und nur die unerklärliche Sorglosigkeit Napoleons am 19ten October verwandelte den geordneten Rückzug am Ende in eine schreckliche Flucht und allgemeine Niederlage der Nachhut. Die Schlacht vernichtete das ganze politische Gewebe Deutschlands, von den Völkern aufs lebhafteste gehaßt, von den Fürsten mit Unmuth ertragen. Schon am 8ten October hatte Bayern dem Rheinbund entsagt, und sich mit Oesterreich vereinigt. Alle deutschen Fürsten folgten diesem Beispiele, mit Ausnahme des durch seine Gefangennehmung in Leipzig daran verhinderten Königs von Sachsen, des fliehenden Hieronymus von Westphalen, des gleichfalls davon eilenden Fürsten Primas. Mit stürmischer Eile, mit Verlust vieler Tausenden an Gefangenen und Maroden mußte Napoleon, überall angegriffen und geneckt, den Rhein zu gewinnen suchen, und darum noch den schon bei Hanau (s. d. Art.) stehenden Bayern und Oesterreichern ein blutiges Treffen liefern (31sten October), das ihm den Weg bahnte. Die Verbündeten machten am Rheine Rast, um die Kräfte, die jetzt das freie Deutschland aufbot, und die mit denen, welche England, das sich selbst befreiende Holland, die dazu genöthigte Schweiz, hergab, und welche ihnen bereits selbst zu Gebote standen, das Heer des Xerxes selbst an Zahl (um wie viel hundert Mal mehr an innerer Kraft und Geistesstimmung!) übertrafen, zu concentriren. (Man rechnete alle im Jahr 1814 gegen Napoleon stehenden Massen auf 1,208,000 Mann.) Das Einzige, was noch an Napoleons Macht erinnerte, waren die Festungen an der Weichsel, Oder, Elbe etc., aber statt ihrer zu nutzen, war er dadurch nur des Kerns von guten Truppen beraubt, die hier von aller Hülfe abgeschnitten, aller Orten am Ende dem Mangel, dem Elend unterliegen, oder sich ergeben mußten. Selbst die Dänen, durch harte Bedingungen, die ihnen England und Schweden im Frühjahr 1813 vorlegten, zu dem standhaftesten wie dem treuesten Bundesgenossen Napoleons geworden, waren durch den Marsch des Kronprinzen von Schweden zu alle dem gezwungen, was sie damals nicht freiwillig thun wollten, und als das Jahr 1814 begann, und der Rhein mit seinem ersten Tage bereits fast aller Orten überschritten war, da ließ sich bei solcher Uebermacht leicht voraussehen, daß Napoleon um so weniger in der Länge würde widerstehen können, als er in Frankreich als Günstling des Glücks geliebt, als Despot verhaßt, vom Senat und Volk nur gefürchtet war. Er hatte gleich nach seiner Rückkunft zwar alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, und die Gefahr, die Frankreich drohte, fast noch größer als sie war, vorgestellt, um die unerhörtesten Anstrengungen, die schon 1812 und 1813 gemacht worden waren, noch ein Mal zu wiederholen. Allein das Schlimme bei der

Sache war, daß auch die spanischen Angelegenheiten die ungünstigste Wendung genommen hatten; daß in der Schlacht von Vittoria 1813 das auserlesenste Heer unter Marschall Jourdan völlig geschlagen und bis an den Ebro mit Verlust des ganzen Geschützes von Wellington getrieben war; daß man, seitdem dies vorgefallen war, mit Mühe nur durch Soults und Suchets Bemühungen den Feind vom französischen Boden selbst abhielt; daß also auch dahin immer und immer neue Streitkräfte gesendet werden mußten. Zum ersten Male wagte es daher selbst der Senat, schüchtern und bittweise wenigstens Frankreichs Elend vorzustellen, als ein Decret Napoleons nach dem andern beinahe eine halbe Million neuer Conscribirter von den Jahren 1807 bis 1814 auszuheben, Cohorten von Nationalgarden zu errichten, und vier Reservearmeen zu bilden befahl. Aber noch lebhafter sprachen dagegen die Deputirten Lainé und Raynouard im gesetzgebenden, deßhalb zusammengerufenen Körper; und je mehr Frankreich vorher in der That erschöpft, je unwilliger alles über den ungeheuern Menschenverlust gewesen war, desto schwerer hielt es nun, da es der Selbstvertheidigung galt, die Hunderttausende, die dazu nöthig waren, selbst aufzubringen und mit Geschütz und Pferden und andern Bedürfnissen zu versehen. Die Alliirten fanden daher auch jenseit des ganzen Rheins, von der Schweiz an bis nach Holland hinunter, das meist freiwillig von den Franzosen geräumt war, unerwartet geringen Widerstand, und fast ohne allen Blutverlust konnten sie sich des Juragebirges bemächtigen, ihren linken Flügel mit der österreichischen italienischen Armee, die, vom General Hiller commandirt, den Vicekönig von Tyrol aus abzuschneiden gedroht, und bis an die Etsch zurückzugehen gezwungen hatte, in Verbindung setzen, und sich aller Pässe nach Italien, der Stadt Genf, der Uebergänge über den Simplon und Bernhard bemächtigen, und bereits am 9ten Januar eine neue Linie von der Seine links, von der Maas rechts basirt, in Elsaß, Lothringen, Zweibrücken etc. mit Ausnahme der nicht sehr beachteten, und blockirten Festungen beziehn. Napoleon hatte umsonst eine Art Landsturm (Aufstand in Masse) aufgeboten. Diese Maßregel, die in der Revolution Wunder that, wirkte diesmal sehr wenig, da das Elend und der Haß gegen ihn das Gefühl der Nationalehre betäubte. Nur in wenigen Gegenden, und erst später, als die Ausschweifungen des nicht immer gebändigten von Nationalhaß erbitterten Kriegers dazu Veranlassung gaben, zeigten sich davon Spuren, die dem Ganzen keine neue Wendung zu geben vermochten. Man nahm beim weitern Vorrücken die Saar, die Mosel, die Ardennenpässe fast ohne Schwertstreich. Nirgends hatte ein französischer Feldherr Kräfte genug, die wichtigsten Punkte gegen die Uebermacht zu halten, und man hoffte in der Mitte des Februars sicher in Paris einzurücken, als Napoleon, der es den 25sten Jan. verließ, und zu der mit aller Mühe an der Aube gesammelten Armee ging, vom 27sten Januar an bis zum 3ten Februar eine Reihe Gefechte lieferte, die mit der Schlacht bei Brienne (s. d. Art.) am 1sten Februar ein Ganzes ausmachten. Napoleon verlor diese Schlacht, nachdem sein 70,000 Mann starkes Heer den verzweiflungsvollsten Widerstand geleistet hatte, den er, keine Gefahr achtend, aller Orten selbst leitete, und ließ 73 Kanonen, 12,000 Gefangene zurück, um sich, wie es schien, über Troyes zurückzuziehn. Indessen die Eile, mit der man von diesem ersten Siege auf Frankreichs Grund und Boden Früchte ziehn wollte, veranlaßte eine Trennung der Streitkräfte, und gewährte ihm nicht allein einen leidlichern Rückzug, als er sonst gehabt hätte, sondern

auch Vortheile, wie sie ihm kaum die Schlacht als gewonnen ge haben würde. Er hatte auf Wagen eine Menge Streitkräfte de spanischen Armee bekommen, und sich rasch von der Seine na Untermarne gezogen, längs welcher das blüchersche Heer in einer gen Colonne sorglos nach Paris hinzog. Er durchbrach es in der te, und vernichtete bei Champaubert die Colonne des Ge Olsusieff. Ein gleiches Geschick hätte beinahe das Corps des rals York und Sacken bei Montmirail gehabt (11ten Febr und nur mit der größten Anstrengung und großem Verlust gela ihnen, sich an Blüchers Reserven anzuschließen, der inzwischen und Schwarzenberg zu einer Diversion auffoderte. Beide waren den würtembergischen Truppen rc. jenseit der Seine; man hatte leon für geschwächt genug gehalten, theils längs ihr, theils läng Marne in zwei großen Colonnen hin nach Paris rücken zu kö Zum Theil hatte diese Idee auch der Mangel der ohnedies unfruc ren Champagne empfohlen. Der große Triangel zwischen der und Marne trennte sie daher, denn in ihm stand Napoleons Heer. eine Diversion zu machen, mußte man daher erst über die Seine men, wo man nur zwei Uebergangspunkte bei Nogent stark befes und bei Bray, ohne Brücke, aber im Angesichte eines schwa französischen Beobachtungscorps fand. Mit vieler Anstrengung Umsicht gelang es Wreden am 16ten, Blüchers Wunsche zu ent chen, und ihm, der nun an der Marne herunter nach Chalons und dieses zum Glück eingenommen fand, wofür der Commandant Napoleons Befehl das Leben verlor, Luft zu machen. Inzwischen h es auf diesem Rückzuge mehr Verlust an Geschütz und Menschen g ben, als während des ganzen Feldzugs in diesem Jahre Statt ge den hatte. Napoleon hoffte gegen die große schwarzenbergische Ar eben so große Vortheile zu erkämpfen. Wrede, mit Wittgensteins C vereint, erfuhr seinen ganzen Ungestüm, und mußte wieder über die S zurück (17ten Februar); Napoleon griff schon den 18ten die Würt berger bei Montereau am Zusammenflusse der Yonne und Seine an, fügte ihnen einen empfindlichen, von ihnen selbst auf 3000 Mann schätzten Verlust an Todten und Verwundeten zu. Schwarzenberg nun, bis Fontainebleau vorgedrungen, schneller zurück, als er hi kommen war, und ging durch Troyes über die Seine, um wieder Blüchern in Verbindung zu kommen. Immer gedrängt, mußte man mer weiter zurück, und die Lage der Dinge war so mißlich, daß Hauptquartier der Monarchen selbst bereits um so mehr verschiedne sichten entstanden, als während dieser Kämpfe bereits ein Friedens greß in Chatillon Statt gefunden hatte, auf den der Gang dieser Di nothwendig Einfluß gewinnen mußte. Aber eben in dieser Crisis, Napoleon wieder so muthig machte, daß er die Foderungen in Ch lon höher spannte, als zuvor seit der leipziger Schlacht, trat der W depunkt seines Glücks ein. Zu Bar an der Aube (s. den Art.) es zu einem hartnäckigen, aber unentschiedenen Treffen, und Schwar berg bewirkte seine Verbindung mit Blüchern. Neue Streitkräfte drohten das Herz von Frankreich auf der nördlichen Seite. Ein ne Corps unter General Winzingerode hatte Soissons mit Sturm gen men, 7000 Franzosen daselbst unter dem General Pusca vernich und sich über Epernay nach Chalons an der Marne gezogen, wo als nun Blücher Schwarzenbergen die Hand bot, diesem den Rü deckte. Mit ihm zugleich langte der General Bülow an, der in Niederlanden, in der Picardie fast alle festen Plätze, namentlich

Fère (am 26sten Febr.) mit einer Menge von Vorräthen, an 6 Millionen werth, durch den General Thümen genommen hatte, und durch den Herzog von Weimar, der mit 30,000 Sachsen anlangte, die nicht eroberten Plätze einschließen lassen konnte, um Blüchern zu verstärken, der durch seine Ankunft nun 120 — 130,000 Mann stark war. So war die Offensive um so leichter und sicherer aufs neue zu ergreifen, da auch auf dem äußersten linken Flügel der verbündeten Heere von Genf aus die entschiedensten Vortheile errungen worden waren. Der Graf von Bubna hatte hier bis gegen den 24sten Febr. hin ebenfalls mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Marschall Augereau, nach einigen Verstärkungen von Spanien aus ermuthigt, hatte den gemessensten Befehl von Napoleon, auf dieser Seite vorzudringen, die linke Flanke der Alliirten hier zurückzuwerfen, und that alles, um ihm zu entsprechen. Schon gingen alle österreichischen Blessirte nach Bern zurück. Genf wurde schon halb für verloren geachtet, aber der Fürst von Homburg und Graf von Bianchi führten bedeutende Verstärkungen heran, und der Marschall Augereau verlor die bisherigen Vortheile eben so geschwind wieder, als er sie errungen hatte. — Das Treffen bei Bar an der Aube, die Vereinigung des blücherschen Heeres mit dem schwarzenbergschen ließ nun die Alliirten den Plan fassen, zwar wiederum in zwei großen Colonnen, längs der Marne und Seine nach Paris hinaufzugehen, weil die Gegend zu verwüstet war, um die ganze Masse der Streiter auf einer Straße zu nähren, aber zwischen beiden Colonnen durch einen Schwarm von Kosaken unter dem Hettmann Platow die Verbindung zu unterhalten, und die eigentliche Schwäche des Centrums dahinter zu verbergen. So war Napoleons Heer immer bedroht, auf beiden Flanken umfaßt und zwischen der Seine und Marne erdrückt zu werden. Schon rückte Blücher wieder in seine linke Flanke über Meaux nach Paris vor, und drohte, ihm den Weg dahin abzuschneiden. Napoleon sah die Gefahr ein, und suchte ihm stracks selbst in den Rücken zu kommen. Er traf ihn bei Laon (s. d. Art.), nachdem er ihm schon einen empfindlichen Verlust bei Craon beigebracht hatte, am 7ten März. Die Schlacht war lange unentschieden. Am Abend aber warf Blücher seine Reserven auf den linken Flügel, und dieser griff so rasch und muthig an, daß Napoleon 46 Kanonen und die ganze Infanterie des marmontschen, sorglos bereits bivouakirenden Corps verlor. Gleich nach der Schlacht von Laon setzte sich nun auch die schwarzenbergsche Armee aufs neue in Bewegung, links nach Paris längs der Seine herunterzuziehen. Napoleon faßte jetzt einen Plan der Verzweiflung; er wollte Frankreich retten, indem er die Communication der Verbündeten mit Deutschland abzuschneiden drohte. Er drang zwischen Aisne und Marne herunter, nahm Rheims, Chalons, Soissons wieder ein, warf sich mit Ungestüm auf Schwarzenberg, dessen Armee ihm aber muthig entgegenging, und bei Arcis an der Aube den 20sten März auf ihn traf. Napoleon ward mit Verlust von mehr als 30 Kanonen am 20sten und 21sten zurückgetrieben, und manoeuvrirte jetzt nach der Maas hin, als wollte er sich da festsetzen. Er hoffte ohne Zweifel *), daß die Alliirten in

*) Fast bis zur Evidenz ist dies alles in dem Werke: Der Krieg der Franzosen gegen Rußland, Preußen ꝛc. 4 Bändch. von *r. Leipz. bei Engelmann, erwiesen. Nähere Aufklärungen über diesen Gang der Ereignisse sind im Mai 1817, aus Veranlassung des berühmten Manuscrit venu de St. Helene, gegeben worden, die zugleich beweisen,

ihren Planen irre werden, ihm Blößen geben würden. Da im Rücken der Alliirten noch alle Moselfestungen waren, mit deren Besatzung sich Napoleon vereinen konnte, da zugleich in den Vogesen, im Elsaß, Lothringen 2c. Tausende von Bürgern und Bauern sich zusammenrotteten, und viele einzelne Parteien, Couriere 2c. auffingen, so war sein Plan allerdings motivirt, und für die Alliirten gefährlich genug. Diese waren daher auch selbst sehr unschlüssig; aber Alexanders Muth und unerwartete günstige Vorfälle bestimmten sie endlich, rasch nach Paris vorzugehen, und Napoleons Märsche nur beobachten zu lassen. Theils hatte nämlich Blüchers Heer, als Napoleon nach der Aube gegen Schwarzenberg eilte, seine Arrieregarde, 30.000 Mann stark, immer vor sich her, und am Ende der schwarzenbergschen Armee zugetrieben, so daß dieselbe, abgeschnitten von Napoleon, zwischen zwei Feuer kam, und zwischen Vitry und La Fere Champenoise am 25sten März mit einem Verlust von 8000 Mann und 100 Kanonen nach Paris geworfen wurde; während das ganze Gepäck genommen und die Division Pactod noch überdies an demselben Tage Abends gefangen oder zusammengehauen ward; theils war der Marschall Augereau bis nach Lyon zurückgetrieben, und dies am 20sten März bereits durch Capitulation genommen worden; theils hatten sich auch die Engländer nach einem hartnäckigen Treffen bereits am 14ten März schon der Stadt

von welchen kleinen Dingen die großen Begebenheiten der Welt abhängen. Schon am 22sten März vermuthete der General Tettenborn nach den Berichten seiner verschiedenen Parteien, daß Napoleon nach den Gefechten von Arcis sur Aube sich neuerdings gegen die Marne, und zwar auf Vitry wende, wo der Fluß überall zu durchwaten ist, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächst der Hauptarmee in den Rücken kommen konnte. Ueber diese Bewegung so schnell als möglich bestimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigsten Aufgaben, von deren Lösung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Der General, schon im Rücken des Feindes, sandte daher auf beiden Seiten der Marne Parteien aus, um gegen Vitry hin den Marsch des Feindes zu entdecken, und über Coole und Sommesous, falls der Feind schon wirklich über die Marne gegangen, in seinem Rücken Nachrichten einzusammeln und Couriere aufzufangen. Der hanseatische Lieutenant Redlich hatte das Glück, einen Courier, nach langem Verfolgen, einzuholen; seiner Abtheilung Kosaken weit vorsprengend, und in gestrecktem Galopp dem auf der Straße nach Paris hin Entfliehenden nachjagend, nöthigte er diesen, sich zu ergeben; erst eine geraume Weile nachher trafen die Kosaken ein. Die nach Chalons abgelieferten Papiere waren von äußerster Wichtigkeit. Außer einem durchgebesserten Bulletin von der Schlacht bei Arcis, befanden sich darunter die merkwürdigsten Briefschaften in größter Menge. Die Hauptsache war ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an die Kaiserin Marie Louise, worin er sein ganzes Vorhaben eröffnete, und ausdrücklich sagte, daß er, auch ohne bei Arcis vollständig gesiegt zu haben, dennoch weiter vormarschire, um sich seinen Festungen zu nähern, und die feindlichen Heere sowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen. Die Straße nach Paris glaubte er ganz sicher, um dergleichen ohne Bedenken abzusenden. Tettenborn übermachte die Papiere dem Kaiser Alexander, der gleich nachher mit dem Könige von Preußen und dem Fürsten Schwarzenberg in Vitry eintraf, wo der Marsch gegen Paris beschlossen wurde.

Bordeaux bemächtigt, und den ihnen an Kräften weit nachstehenden Marschall Soult bis Toulouse zurückgetrieben; theils waren endlich von Paris selbst Männer im Hauptquartier eingetroffen, welche das Daseyn einer antinapoleonschen Partei und die Eroberung dieser, der Nationalgarde allein anvertrauten Stadt so leicht schilderten, daß man muthvoll den gewagten Schritt begann, und am 30sten den Trümmern des marmont = mortierschen Corps am Montmartre ein Treffen lieferte, das um 10 Uhr begann, und um 3 Uhr Nachmittags mit einer Capitulation endigte, welche die Thore von Paris öffnete (31sten März); übrigens für Paris äußerst ehrenvoll und günstig war. Der Einzug der verbündeten Monarchen war daher auch ein wahrer Triumphzug. — Damit hatte es aber zugleich ein Ende mit Napoleons Herrschaft. Seine Familie hatte sich schon früher geflüchtet; jetzt erklärte Alexander, er werde nie mit ihm und dieser unterhandeln. Den 1sten April ward durch Talleyrand, der sich an die Spitze der Geschäfte stellte, eine provisorische Regierung organisirt, Napoleon für abgesetzt erklärt, und bald darauf die Krone den Bourbons übertragen, die bereits seit drei Monaten durch England alle Federn in Bewegung gesetzt hatten, ihr altes Erbrecht geltend zu machen. Am 6ten April wurde Ludwig XVIII. feierlich ausgerufen, und es kam jetzt nur darauf an, wie die Sache mit Napoleon zu enden war. — Als dieser sah, daß die Alliirten sich durch seine Märsche nicht abhalten ließen, nach Paris vorzugehen, berechnete er sich leicht die Folgen der Eroberung dieser Stadt, und eilte, seinen Plan aufgebend, in einem großen Bogen, dieselbe zu retten. Ein Versuch solcher Art mußte fehlschlagen, wenn sich Paris nicht vertheidigte, und er kam daher nur bis Fontainebleau, als er schon die Nachricht seiner Entthronung erhielt. Es vereinigten sich hier die Trümmer der aus Paris capitulationsmäßig abgezogenen Truppen, die ihn jedoch unter dem Herzog von Ragusa nicht ohne Schein von Verrätherei am 5ten heimlich wieder verließen. Napoleon verzichtete nach manchen Unterhandlungen auf den Thron, und bedung sich nur den Kaisertitel, die Insel Elba mit völliger Souveränetät, 2 Millionen Franken ꝛc., was ihm alles bewilligt wurde. Der Krieg selbst hatte unter solchen Umständen ein Ende. Am 9ten April schon ward ein Waffenstillstand mit allen französischen Befehlshabern geschlossen, und die Rückkehr der alliirten Armee in der möglichst kürzesten Frist zu bewirken versprochen. Die meisten außer den Gränzen des alten Frankreichs gelegenen Festungen öffneten ihre Thore, die andern innerhalb dieses gelegenen erkannten Ludwig XVIII. gern oder ungern an. Am meisten zögerte Davoust in Hamburg, der erst am 29sten Mai abzog. Zugleich entschied die Einnahme von Paris über das Schicksal von Italien. Hier hatte der Krieg theils durch des Vicekönigs treffliche Dispositionen, theils durch das zweideutige Benehmen Murats von Neapel, der Napoleons Partei verlassen und die der Alliirten, von Oesterreich begünstigt, ergriffen hatte, ohne es mit ihnen ehrlicher zu meinen, als mit Napoleon, am wenigsten einen entscheidenden Gang genommen. Seit dem Treffen, das der Vicekönig am Mincio dem österreichischen Feldherrn geliefert hatte, und worin Beide Vortheile und Nachtheile hatten, behauptete er unerschüttert seine Stellung an diesem Flusse mit einem Heere von höchstens 30,000 Mann, womit er sich gegen eben so viel Neapolitaner und 50,000 Oesterreicher geltend zu machen wußte. Die Nachrichten aus Paris gaben dem Gang der Dinge auch hier eine neue Wendung. Am 16ten April ward ein Waffenstillstand geschlossen, der den französischen Truppen den Abzug nach Frankreich gestattete, und die italienischen

zu bleiben nöthigte. Ein Aufstand in Mailand änderte die Bedingung desselben: in Paris das Schicksal Italiens entscheiden zu lassen, dahin ab, daß er seinen Befehl über die Truppen an den österreichischen General Bellegarde (der Hillers Stelle eingenommen hatte) abgab, und über Verona nach München reis'te. Der Graf Artois traf indessen als Stellvertreter Ludwigs XVIII. in Paris ein, und schloß eine Convention mit den verbündeten Monarchen, welche Frankreich die Gränzen von 1792 sicherte und noch einige Vergrößerungen im Osten und Norden gewährte. Ludwig XVIII. selbst stieg am 24sten April zu Calais ans Land, und zog mit scheinbar großem Jubel in Paris am 3ten Mai ein. Am 5ten legte Schwarzenberg den Oberbefehl nieder, und die Heere zogen nun rasch nach dem Rhein zurück, obschon der Friede selbst erst am 30sten Mai unterzeichnet wurde. Oesterreich bekam dadurch Italiens obern Theil wieder, England gab alle Colonien Frankreichs mit Ausnahme von Tabago, Isle de France und St. Lucie heraus; Rußland, Preußen und Oesterreich alle Gefangene ohne Entgeld, Contributionen fanden nicht Statt. England verlangte nur Ersatz für den Unterhalt seiner Kriegsgefangenen und Abschaffung des Negerhandels binnen fünf Jahren. Vieles, was nicht in diesem pariser Frieden bestimmt und klar war, sollte auf einem eigenen Congresse abgemacht werden. Im Ganzen war wegen der großen Erwartungen des allgemeinen Hasses gegen Frankreich, der Sucht, Rache an ihm zu nehmen, die Freude über diesen Frieden sehr gering, ob er gleich über 100 feste Plätze und 25 Millionen Menschen von Frankreich, wie es zwei Jahre früher da stand, losgerissen hatte. — Inzwischen sollte auch er nicht lange Europa's Ruhe sichern. In Frankreich gelang es Ludwig XVIII. nicht, die Liebe dieses ihm so unbekannt gewordenen Volkes sich zu erwerben, so viel Mühe er sich auch darum gab. Die zurückgekehrten Emigranten, der Stolz und Fanatismus mehrerer Glieder seiner Familie, der Umstand, daß er die Begebenheiten der Revolution als eben so viel Verbrechen, die merkwürdigsten Männer derselben als halbe Verbrecher ansah, der entschiedene Hang zum Alten, zum Mönchswesen, der unsichere Besitz der gekauften Nationalgüter, welche auf tausenderlei Art von ihren alten Besitzern, die zurückgekehrt waren, angetastet wurden, die Fortdauer des alten bonapartischen Finanzdrucks im Tabaksmonopol und den Droits reunis, die Zurücksetzung des Militärs, dies und noch so manches andere, wofür Ludwig nicht verantwortlich seyn konnte, weil es Folge der Umstände war, die vor ihm bestanden, oder über ihn gebieterisch herrschten, ließ Napoleon in Elba jetzt minder streng beurtheilen, und brachte diesen, der von der Lage der Dinge vollkommen unterrichtet war, auf den Gedanken, ob mit oder ohne innere Einverständnisse, wissen wir noch nicht, nach 11 Monaten sein Patmos zu verlassen, und sich mit ungefähr 1000 Mann seiner alten Garde auf einer Brigg und einigen zerbrechlichen Fahrzeugen, den 26sten Febr. 1815, nach Frankreichs Küsten einzuschiffen, wo er unbemerkt am 1sten März um 3 Uhr Nachmittags landete, und ohne Widerstand, Anfangs vom Volke an der Küste kalt, in der Dauphiné vom protestantischen Bauer mit Enthusiasmus empfangen, bis Grenoble vorrückte, wo ihm der Obrist Labedoyère das erste Regiment zuführte, und man ihm die Thore öffnete. Von hier aus war sein Marsch, aller Vorkehrungen von Seiten der Bourbons ungeachtet, bis nach Paris ein Triumphzug, auf dem kein Tropfen Blut floß, auf dem jedes Corps, das ihm entgegengesandt wurde, seinen Vortrab bildete; so daß er kaum 20 Tage Zeit brauchte, um (20sten März) in den Tuillerien abzusteigen, aus denen Ludwig XVIII.

mit Eile und Mühe denselben Tag früh geflohen war. Es kam nur darauf an, ob kein Bürgerkrieg erfolgen, ob Europa ihn eben so wie Frankreich anzuerkennen bereit seyn würde. Der erstere erfolgte nicht; so viele Mühe sich auch der Herzog von Angouleme und seine Gemahlin im südlichen Frankreich gaben, so endete der Widerstand doch schnell und ohne Erfolg zu ihrem Nachtheil, mit der Gefangennehmung des Herzogs, dem Napoleon großmüthig das von einem Unterbefehlshaber gegebene Wort hielt. Was aber Europa anbelangte, so waren dessen Herrscher gerade auf dem oben erwähnten Congresse in Wien schon seit dem October des vorigen Jahrs versammelt, um Europa's und hauptsächlich Deutschlands Angelegenheiten auszugleichen, und obschon darüber in mancherlei Federkriege ihrer Minister gerathen, dennoch durch Napoleons Erscheinen sogleich dahin gebracht, sich das Wort zu geben, ihn nicht in ihrer Mitte zu dulden, und eine Erklärung gegen ihn zu erlassen (25sten März), worin man ganz Frankreich, wenn es ihm Aufnahme gewähren würde, den Krieg ankündigte, und ihn selbst für vogelfrei erklärte. Alle seine Bemühungen, die Rückkehr aus einem günstigen Gesichtspunkte zu zeigen, die versprochene Veränderung seiner Regierungsmaximen, die Staatsverwaltung selbst, die allerdings in Frankreich jetzt solider und edler als vorher unter ihm da stand, indem alles, was Frankreich edles und großes und biederes hatte, sich an seinen Thron schloß, und wohl sichtbar ward, daß er nur der erste Diener des Staats, nicht mehr der alte Despot seyn könne, scheiterten an der Erinnerung jener Tücke, jener Beleidigungen, jener Verachtung aller Menschen- und Völkerrechte, und so erging der Ruf zum Krieg wieder durch ganz Europa, diesmal nicht sowohl gegen Frankreich als vielmehr gegen den einzigen Mann, der sich allen furchtbar gezeigt hatte. Gegen 770,000 Streiter zogen aus Deutschland, Rußland, Belgien, das zu einem Königreiche mit Holland vereint war, England, Dänemark heran, ihn von dem ohne Schwertstreich bestiegenen Throne herabzustürzen. Napoleon war seiner Seits auch nicht müßig gewesen. Aus ganz Frankreich hatte er in Paris zu einem großen Maifelde im Anfang des Junius 4000 Deputirte zusammenkommen lassen, die einer neuen Constitution und ihm Treue schworen. Vom 20sten März an hatte er, Carnot, Davoust und mehrere andere gute Köpfe alles gethan, das Heer in einen achtbaren Zustand zu bringen. Der Enthusiasmus aller alten zerstreuten, aus der Gefangenschaft zu Tausenden inzwischen heimgekehrten Krieger hatte sie dabei mehr, als man geglaubt hatte, unterstützt, und dies alles flößte den gegen ihn sich erklärenden Fürsten um so mehr Behutsamkeit ein, als sie eines Theils bei ihrer ersten Erklärung in Napoleons Erscheinen nichts als eine Soldatenverschwörung vermuthet hatten, wovon sie jedoch jetzt im Maifelde das Gegentheil sahen; andern Theils ein Sturm in Italien eines ihrer Hauptglieder, den österreichischen Kaiser, bedrohte, und mit dem in Frankreich zusammenhing. — Murat, Napoleons Schwager und König von Neapel, hatte mit den bourbonschen Höfen auf dem Congresse in Wien einen um so härtern Kampf zu bestehen gehabt, da England gegen den vormaligen König von Neapel Verpflichtungen eingegangen war, welche denen, die es sich gegen ihn, Oesterreich zu gefallen, jedoch nur in Folge eines Waffenstillstandes, aufgelegt hatte, schnurstracks entgegenstanden, und überdies sein zweideutiges, das Jahr zuvor beobachtetes Betragen zu gut durchschaute, um nicht in den gemessensten Ausdrücken zu erklären, daß er nicht König bleiben könne. Nur Oesterreich, seinen Verpflichtungen mit ihm um so getreuer, je weniger es sein Interesse war,

im Süden Italiens einen Bourbon zum Nachbar zu haben, sprach für ihn; allein entweder gab es doch nach, oder Murat glaubte wenigstens, von ihm verlassen zu werden, oder hoffte, durch die Landung Napoleons den Zeitpunkt gefunden zu haben, wo er, bei der obwaltenden Gährung Italiens, sich zum Herrscher dieser ganzen Halbinsel machen könne; genug, ohne Kriegserklärung brach er am 4ten April mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann nach Rom, und gegen die österreichische Truppenlinie auf. Die Oesterreicher, kaum 12,000 Mann unter General Bianchi, zogen sich fechtend hinter den Po, wo sie sich so lange behaupteten, bis die auf Wagen eiligst dahin gesandten Truppen anlangten, worauf der General Frimont, der sie befehligte, so rasch und so geschickt die Offensive wieder ergriff, daß Murat schon nach 20 Tagen in der verzweifeltsten Lage war, da seine Truppen, von Feigheit und Muthlosigkeit gefaßt, sich nach und nach auflös'ten und keinem Angriff mehr standen. Immer umgangen, und von den besten Landstraßen abgeschnitten, sah er sich zum steten Rückzuge auf Nebenwegen gezwungen, wo Geschütz und Gepäck verloren gingen. Ein Versuch, durch einen Waffenstillstand sich zu retten, scheiterte an der Festigkeit des österreichischen Feldherrn; ein andrer, bei Tolentino (1-3ten Mai) mit den Waffen in der Hand seine Lage zu verbessern, an der Tapferkeit seiner Gegner, und in Folge dieser letzten mit Verzweiflung und persönlicher Tapferkeit gemachten vergeblichen Angriffe zerstreute sich sein Heer gänzlich, so daß er selbst eiligst nach Frankreich floh, seine Gemahlin als Gefangene nach Oesterreich geführt ward, die Trümmer des Heeres aber hinter dem Volturnoflüßchen (20sten Mai), 5000 Mann stark, das Gewehr streckten. Die halbe österreichische Armee hatte sich schon früher bei den unerwartet geringen Hindernissen nach Oberitalien hinaufgeschwenkt, um von da aus über die Alpen in Frankreich einrücken zu können. — Sicher hatte man in Wien nicht gehofft, so leichten Kaufs hier den Sieg davon zu tragen; sicher darum den Angriff gegen Frankreich verschoben; und da auch die am weitesten entfernten Russen erst in der Linie am Rhein einrücken sollten, und zwischen den Verbündeten selbst die gegen Napoleon gepflogenen Tractaten zur Ratification in so fern Zeit wegnahmen, als der Prinz Regent von England nur unter der Bedingung beitrat, daß der Kampf allein gegen Napoleon, nicht aber in der Absicht Statt finden solle, daß Frankreich wider seinen Willen die bourbonische Regentenfamilie aufgedrungen werde, so war bereits der Junius ziemlich zur Hälfte vorgerückt, ohne daß die des Ausgangs zum Theil ängstlich harrende Welt einige Anstalt zu einem ernstlichen Angriff gesehen hätte. Dieser erfolgte endlich von Seiten Napoleons eben so ungestüm als unvermuthet. Gleich nach dem Maifelde war er von Paris zu der an der nördlichen Gränze stehenden Armee von 150,000 Mann ausgesuchter Truppen abgegangen, hatte die bei Laon versammelten Garden an sich gezogen, und brach damit gegen mehr denn 200,000 Engländer und Preußen, die unter Blüchers und Wellingtons Oberbefehl längs der Dyle und Sambre gegenüber lagen, am 15ten Juni mit Tages Anbruch los. Weder Preußen noch Engländer hatten dies vermuthet. Sie mußten daher augenblicklich die Sambre räumen und, nicht ohne Verlust, unter dem General Ziethen nach Fleurus zurückziehen. Am 16ten Juni des Morgens war das ganze französische Heer jenseit der Sambre, und Napoleon griff die inzwischen geordneten, durch alle in der Nähe cantonnirenden herbeigeeilten Truppen verstärkten Preußen an, die sich hinter dem Lignibach in einer sehr festen Stellung zwischen den Dörfern St. Amand und Ton-

grines aufgestellt hatten, Nachmittags wüthend an. Obgleich der alte Held Blücher alles aufbot, sich zu halten, so war doch die Uebermacht des Feindes zu groß, das Heranziehen der entferntern Streitkräfte so unmöglich, und eine Diversion, die Wellington auf der Straße von Brüssel her durch ein Gefecht bei Quatrebras versuchte, wobei der tapfre Herzog von Braunschweig blieb, durch Ney's Kälte und unerschütterlichen Widerstand so ganz vereitelt worden, daß nach dem blutigsten Widerstande nichts übrig blieb, als ein Rückzug, den die Dunkelheit der Nacht begünstigte. Blücher kam hier in die größte Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Die feindliche Cavallerie ging an ihm, der vom Pferde gestürzt war, zweimal vorüber. Gleich den nächsten Tag darauf ließ Napoleon die nach Wavre ziehenden Preußen durch zwei seiner Armeecorps verfolgen, mit dem übrigen Heer ging er auf der Straße nach Brüssel vor, um die Engländer eben so aufzureiben, wie er es in Bezug auf die Preußen gethan zu haben glaubte. Wellington hatte sich inzwischen vor dem großen Walde von Soigny auf einem Plateau aufgestellt, das durch mehrere ländliche Vorwerke, Vertiefungen &c. eine natürliche Festung bildete. Den 18ten ließ Napoleon diese Stellung in der Ueberzeugung angreifen, daß die Engländer nicht lange Widerstand leisten würden. Allein alle seine Angriffe scheiterten, und je mehr er seine Kräfte vergebens aufrieb, je mehr die Truppen den Muth verloren, desto schrecklicher sollte die Niederlage werden, als gegen Abend das am 16ten geschlagene, aber desto kampfbegierigere Heer der Preußen von Wavre her in zwei Colonnen auf dem rechten Flügel und im Rücken des französischen Heers durch das Defilé von St. Lambert hervorbrach. In einer Stunde war die ganze französische Armee, da jetzt Wellington von seinem Plateau eine allgemeine Bewegung vorwärts machte, zerstreut und Napoleon selbst von den Flüchtigen mit fortgerissen. Blücher ließ alles aufsitzen, in der mondhellen Nacht die Geschlagenen zu verfolgen. Alles Geschütz und Gepäck ging verloren, kein Rückzugspunkt war angegeben; sie, die geglaubt hatten, morgen in Brüssel zu seyn, irrten im traurigsten Zustande an der Sambre herum. Die Verfolgung Blüchers und Wellingtons zog von dem Sieg alle nur erdenklichen Vortheile. Da nirgends ein Armeecorps Hindernisse entgegensetzte, so wurden die im Wege liegenden festen Oerter genommen oder umzingelt. Abgeordnete aus Paris, die um Waffenstillstand flehten und Napoleons Abdankung kund thaten, wurden nicht gehört; man schritt immer vorwärts, die erste Betäubung benutzend. Am 27sten Juni war man bereits Herr der dahin führenden Hauptstraßen, und man konnte hoffen, ohne Schwertstreich Herr von Paris zu werden. Aber die beiden französischen Generale Vandamme .nd Grouchy, welche nach der Schlacht am 16ten die Preußen verfolgt, und in dem Augenblick den General Thielemann aus Wavre vertrieben hatten, wo Napoleons Heer zerstäubt ward, machten einen so schnellen, gewandten und besonnenen Rückzug, daß sie, welche von Freund und Feind für verloren geachtet waren, nach mäßigem Verluste in dem Augenblicke unter den Mauern von Paris eintrafen, als Blücher und Wellington ankamen. Da Paris besser als 1814 befestigt war, so kam es allerdings darauf an, ob es so geschwind genommen werden würde. Zum Unglück für die Franzosen wurden diese Befestigungen umgangen, und Paris kam in Gefahr, auf seiner schwächsten Seite gestürmt zu werden. Grouchy und Vandamme konnten der Uebermacht um so weniger die Spitze bieten, als täglich frische Streitkräfte bei den Preußen und Engländern nachrückten. So kam es zu

Unterhandlungen, zu einem Waffenstillstand, zur Räumung von Paris. Alle Truppen zogen hinter die Loire mit ihrem Gepäck, Geschütz u. s. w., und den 6ten wurde die Stadt übergeben. — So war der Krieg durch diese einzige, jedoch äußerst blutige, Schlacht von Waterloo, wie sie die Engländer, von la Belle Alliance (S. d. A.), wie sie die Preußen, von Mont St. Jean, wie sie die Franzosen benannten, in der Hauptsache entschieden. Die Streitkräfte, welche die französische Nation auf den übrigen Punkten aufgestellt hatte, waren zu unbedeutend, als daß sie, da gleich nach dieser Schlacht auf allen Seiten die Russen, Bayern, Würtemberger, Oesterreicher concentrisch vordrangen, ungeachtet des tapfersten Widerstandes eines Rapp unter Straßburgs Wällen, eines Suchet vorwärts Lyon, ungeachtet des wüthenden Volksaufstandes mehrerer Gegenden im Elsaß und Lothringen, etwas anderes als unnützes Blutvergießen und Verwüstung des unglücklichen Landes hätten zur Folge haben können. Waffenstillstandsverträge machten nach und nach auch auf diesen Punkten dem Kriege ein um so schnelleres Ende, da in Paris selbst Ludwig XVIII. bereits am 10ten Juli wieder seinen Einzug gehalten hatte. Napoleon hatte gleich nach seiner Zurückkunft abgedankt. Er hoffte vielleicht dadurch den Sturm zu beschwören, und reis'te mit seiner Familie nach Rochefort ab, wo er sich am Ende den Engländern (15ten Juli) halb freiwillig, halb gezwungen überlieferte. In Paris war jetzt die Meinung der Kammern der Pairs und Repräsentanten getheilt. Republik und Napoleon II. und neue Constitution beschäftigten, während die Sieger heranrückten, die Köpfe so lange, bis Fouché, der an die Spitze der einstweiligen Regierung getreten war, ihre Säle schließen ließ, und Ludwig als König auftrat, so stark sich auch noch in diesen Augenblicken die Stimme des Volks in seinen Kammern und der Armee dagegen aussprach. Diese Rückkehr hatte auf die Beendigung des kurzen, aber heißen Kampfes auch mannichfachen Einfluß. Die Fürsten hatten Ludwig als ihren Alliirten aufgenommen. Sie hatten in ihren Erklärungen nur gegen Napoleon, nicht gegen das französische Volk gesprochen. Je thätigern Antheil dies aber offenbar an ihm genommen hatte, je lebhafter es sich noch an vielen Orten laut gegen die Bourbons erklärte, desto weniger konnte jenes frühere Versprechen gehalten werden, desto schonender mußte man zugleich handeln, um die Bourbons — gegen die frühere Meinung des Prinz-Regenten — wider den Willen des französischen Volks auf dem Throne zu erhalten, zu befestigen. Auf der einen Seite wurde daher Frankreich von Truppen immerfort überschwemmt, auf der andern arbeitete man mit Ludwigs Ministern an Ausgleichung der politischen Verhältnisse, mit denen man aber bis zum 29sten September so wenig ins Reine kam, daß sie alle unvermuthet ihren Abschied nahmen. Erst mit den einige Tage darauf von Ludwig XVIII. neu ernannten Ministern wurden am 2ten Oktober die Präliminarien unterzeichnet, welche 1. Frankreichs Gränze bestimmten, wie sie 1790 gewesen war, jedoch davon 2. die Festungen Landau, Saarlouis, Philippeville, Marienburg, Versoix, mit einem gewissen näher zu bezeichnenden Umkreise abrissen; 3. Hüningen zu schleifen geboten; 4. eine Entschädigung von 700 Millionen Franken für die Kriegskosten in fünf Jahren zahlbar, festsetzten; 5. eine Linie von Condé über Bouchain nach Bitsch mit 150,000 Mann (auf Frankreichs Kosten) eben so lange den Alliirten zu besetzen einräumten und 6. die Foderung aller Privatpersonen an Frankreich (mit Ausnahme der hamburger von Davoust 1813 geleerten Bank) sicherten. Erst

damit war der Krieg selbst eigentlich beendigt, denn immer waren bis dahin, wenigstens von den Preußen, Frankreichs nördliche Festungen ernstlich belagert und größtentheils erobert worden, ohne daß man noch jetzt weiß, auf wessen Geheiß die Commandanten derselben Widerstand thaten. Durch eine besondere Convention ward, halb gezwungen, halb freiwillig, die Zurücknahme aller seit 1792 in Paris angehäuften Kunstwerke Italiens, Deutschlands ꝛc. bewilligt. Ueber Napoleon kamen die Verbündeten dahin überein, daß er in St. Helena auf Englands Kosten als Kriegsgefangener, jedoch mit aller möglichen Erleichterung, die eine solche Lage zuläßt, leben solle. Seine Brüder und Verwandten hatten ein glücklicheres Loos und Leben, Joseph ganz frei in Nordamerika, Lucian, Jerome ꝛc. unter sehr leidlicher Aufsicht in Rom, in Oesterreich, in Deutschland; nur Murat, dem dasselbe Geschick angeboten ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, sein Reich zu erobern, und starb den Tod eines Verbrechers, fast ehe die Welt etwas von seinem abenteuerlichen Unternehmen erfuhr, am 5ten October zu Pizzo in Calabrien. *t.

Russisches Bad, s. Bäder.

Russisches Glas, ein in Sibirien und mehreren anderen hochnordischen Provinzen des russischen Reichs sich findendes blätterig brechendes Mineral, das, in dünne Scheiben gespalten, die Stelle des Glases vertreten kann, jedoch nicht so durchsichtig wie dieses ist. Zu unterscheiden ist dies russische Glas von dem Frauen- oder Marienglase (s. d. A. Frauenglas), das zum Kalkgeschlecht gehört, während das russische Glas zu dem des Thons gerechnet wird. Die Farbe dieses glasartigen Minerals ist gewöhnlich braun, mitunter auch gelblich und grau.

Ruthe, ein Längenmaß, dessen man sich bedient zur Ausmessung von Größen und Entfernungen. In der Geometrie ist dieses Maß, der Erleichterung in der Berechnung wegen, immer in zehn Theile getheilt, die wieder in zehn Theile zerfallen (Fuß und Zoll), weßhalb sie Decimal- oder geometrische Ruthe genannt wird. Im gemeinen Leben ist eine Duodecimal- oder zwölftheilige Eintheilung der Ruthe gebräuchlich, nach welcher also dieselbe Länge einer Ruthe zwölf Fuß, jeden zu zwölf Zoll u. s. w. enthält, daher denn der geometrische Fuß oder Zoll sich zum gewöhnlichen Vermessungsfuß oder Zoll verhält wie 10 zu 12 oder 5 zu 6. (Ueber die Verschiedenheit der Größe des Fußes und seine Eintheilung in Zolle s. d. Art. Fuß.)

Rütscherrecht wurde ehedem ein in einigen Gegenden übliches Recht des Grundherrn oder Darleihers genannt, welches darin bestand, daß wenn an dem bestimmten Tage, ja selbst zur Stunde, der an ihn zu zahlende Zins nicht entrichtet war, die Summe dieses Zinses mit jedem Tage oder jeder Stunde um ein gewisses Quantum stieg, gleichsam fortrutschte (daher der Name), bis sie abgetragen wurde.

Ruysch (Friedrich), wurde 1638 zu Haag geboren, studirte Medicin und erwarb sich bald den Ruf und Namen des größten und ausgezeichnetsten Anatomen seiner Zeit. Nicht allein die mancherlei wichtigen Entdeckungen, die Ruysch im Gebiete der Zergliederungskunst machte, sondern noch mehr die Vervollkommnung der Erfindung, durch Ausspritzen der Gefäße die Körper Verstorbener nicht allein vor der Verwesung zu sichern, sondern ihnen auch die ursprüngliche Frische und Anmuth zu erhalten, war es, was Ruysch so besonders auszeichnete. Als Peter I. von Rußland auf seiner ersten Reise nach Holland kam, besuchte er auch Ruysch und das Cabinet anatomischer Präparate die-

ses Gelehrten erregte die höchste Bewunderung des Czars, der es auch in der Folge, als er das zweite Mal nach Holland zurückkehrte, kaufte und dadurch seiner neuen Stadt (Petersburg) und den Wissenschaften in Rußland einen großen Dienst erzeigte. Ruysch starb in sehr hohem Alter, den 22sten Febr. 1731, als Mitglied der londner und pariser Akademie. Seine hinterlassenen, meist anatomischen Schriften geben ein sehr rühmliches Zeugniß von dem verdienten Ruf ihres Verfassers. F. G.

Ruyter (Michael Hadrian), wurde 1607 zu Vliessingen in Seeland geboren, und von seinen Aeltern zum Seilerhandwerk angehalten, welches ihm aber durchaus nicht zusagte. Er entlief dieser ihm verhaßten Bestimmung und nahm Dienste auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, sein ausgezeichnetes Talent zum Seedienst zu entwickeln und sich zu dem großen Seehelden auszubilden, welcher der Stolz und Ruhm seines Volkes wurde. Von unten auf dienend, erst Schiffsjunge, dann Matrose, dann Steuermann, dann Capitain, Befehlshaber eines Geschwaders und endlich Admiral, verdankte Ruyter nur seinem Talent und seinem Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande, und sein Leben ist ein schöner Beweis, wie große Fähigkeiten sich durch alle Hindernisse Bahn zu brechen vermögen. Auf allen seinen Seezügen erwarb sich Ruyter den Ruhm eines tapfern, umsichtigen, unerschrockenen und den Seekrieg völlig innehabenden Helden; sein Privatleben zeigt ihn uns als einen bescheidenen und genügsamen Mann. Als 1641 Holland Portugal unterstützte gegen Spaniens furchtbare Macht, commandirte Ruyter bereits als Contre-Admiral die abgesendete Hülfsmacht, und erwarb sich den Dank und die Anerkennung des lissaboner Hofes. Nicht minder ruhmvoll waren seine kurz nachher unternommenen Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten. Als aber im Jahr 1653 der Krieg zwischen Holland und England ausbrach, commandirte Ruyter unter dem berühmten holländischen Seehelden Tromp (s. d. Art.), und schlug mehrmals den englischen Anführer Askon und dessen weit stärkere Macht. Nach dem Friedensschluß von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Corsaren im Mittelmeer, nahm den Türken mehrere Schiffe, und machte den berüchtigten Renegaten Armand de Dias gefangen und ließ ihn hängen. Der von neuem ausbrechende Krieg mit England rief ihn zu wichtigern und größern Unternehmungen. Vorher schon war Ruyter durch die Dankbarkeit des Königs von Dänemark, dem er mit glücklichem Erfolge gegen die Schweden beigestanden hatte, nebst seiner Familie in den Adelstand erhoben worden, jetzt übertrug ihm sein in Gefahr schwebendes Vaterland den Oberbefehl der holländischen Flotte, die der stolzen Uebermacht Britanniens sich entgegensetzen sollte, und Ruyter löste auf die ehrenvollste Art das große Vertrauen, das man in seinen Muth und in sein Talent setzte. Nachdem er der brittischen Seemacht in den außereuropäischen Gewässern manchen herben Streich versetzt hatte, schlug er 1666 sie in drei großen Seeschlachten in den Gewässern des Canals, und, obgleich bald darauf durch seine Untergebenen in augenblickliche Verlegenheit und selbst großen Verlust gesetzt, ermannte Ruyter als echter Held sich doch schnell wieder, lief in die Themse ein, und nöthigte das dadurch im Herzen angegriffene England zu einem Frieden, gleich ehrenvoll für sein Vaterland und ihn (1667 — 68). Ein neuer Krieg mit England entspann sich aber bald, und im Verein gegen das kleine Holland traten Frankreich und Italien auf. Auch diesmal errang Ruyters Genie und Tapferkeit seinem Volke zur See den Sieg, und wäh-

rend zu Lande die Waffen der Republik höchst unglücklich kämpften, triumphirte die holländische Flotte in einem entscheidenden Siege (1673) über die verbundene englisch-französische. Dankbar ehrte Holland seines Seehelden Verdienst, und als Beweis dafür mag wohl gelten, daß bei den politischen Factionen, die damals Holland sehr theilten, und als die berühmten Gegner des Hauses Oranien, die Brüder de Witt, gestürzt und ermordet wurden, man Ruyter, der Freund und engverbunden mit den Brüdern war, aus dem Spiele ließ, allein ihn betrachtend als Mann des Staates. Ruyter genoß jedoch nicht lange der ehrenvollen Früchte seiner Anstrengungen; abgesendet zur Unterstützung der Spanier in Sicilien, kämpfte er hier tapfer und ehrenvoll, wie immer, gegen eine sehr überlegene Macht der Feinde — der Franzosen — bis er endlich (1676) in einem Treffen, das er in jener Gegend den Franzosen lieferte, durch einen Kanonenschuß den Fuß verlor und bald darauf an dieser Wunde starb. Sein Leichnam wurde nach Amsterdam gebracht, wo ihm auf Kosten des Staates ein würdiges Denkmal errichtet wurde.

Ryssel, s. Lille.

Ryswick, im Königreiche der Niederlande, eine Stunde von Haag gelegen. Dieser offene Flecken hat dadurch historische Bedeutenheit erhalten, daß auf dem benachbarten Schlosse Neuburg 1697 unter schwedischer Vermittelung der bekannte, nach dem Ort benannte Friedensschluß zu Stande kam zwischen Frankreich, dem deutschen Kaiser und Reiche und dem Herzog von Savoyen. S. Friedensschlüsse.

Ryswickische Clausel. Darunter versteht man diejenige Bestimmung des 4. Artikels des Ryswickischen Friedens, vermöge deren die catholische Religion in denjenigen Orten des deutschen Reichs, wo sie, nach dem westphälischen Frieden, von Frankreich eingeführt worden, in unverändertem Zustande bleiben sollte. Die französische Gesandtschaft brachte diese, dem protestantischen Kirchenwesen höchst nachtheilige Clausel erst in Antrag, als man schon damit beschäftigt war, das Friedensinstrument rein zu schreiben, und erklärte sie für eine unabweichliche Bedingung. Umsonst berief man sich auf den westphälischen Frieden und auf die den Reichsdeputirten vorgeschriebene Instruction, und bald traten die Botschafter des Kaisers und der catholischen Stände auf die Seite Frankreichs, und ihnen folgten sogar auch von dem evangelischen Theile Würtemberg, die Wetterauischen Grafen und die Reichsstadt Frankfurt nach. Die sämtlichen übrigen protestantischen Gesandten aber verweigerten ihre Unterschrift; das Reichsgutachten über den Frieden trug auf die Versicherung an, daß die Katholischen sich gegen die protestantischen Stände des Reichs dieser Clausel nie bedienen, und sie nur zwischen dem Reiche und Frankreich verbindlich seyn sollte; indessen ratificirte der Kaiser den Frieden unbedingt. Die Sache führte auf dem Reichstage zu den heftigsten Streitigkeiten zwischen beiden Religionstheilen, und der Widerstand der Protestanten erschien um so gerechter, als man aus einem 1699 von dem französischen Gesandten in Regenspurg gegebenen Verzeichnisse sah, daß es sich nicht nur um die von Frankreich dotirten 29 Kirchen handelte, sondern um 1922 Orte, deren Religionszustand durch diesen Vorbehalt verändert werden sollte. Auch die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastadt und Baden liessen die unglückliche Clausel stehen; wogegen die evangelischen Stände immer fortfuhren gegen dieselbe zu protestiren. Ein Reichsgutachten vom 26 Febr. 1734, worin der Krieg gegen Frankreich beschlossen war, enthielt die „Abrede, daß alles in den alten den im Reichsgut-

achten vom 14. Febr. 1689 enthaltenen Friedensschlüssen gemässen Stand in bester Treu und Glauben hergestellt werden soll." Da diese Bestimmung den Ryswickischen Frieden offenbar ausschloß, so sahen es die Protestanten von nun an als vertragsmässig an, daß die Clausel als verbindliche Vorschrift unter beiden Religionstheilen im Reiche nicht gelten könne. Im Wiener Frieden vom 18. Nov. 1738 wurde aber die Sache abermals umgangen, und so verharrte jeder Religionstheil auf der Behauptung, die ihm für das Interesse seiner Kirche die bequemste schien.

S.

S., auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Troyes.— In der Musik bedeutet S oder Es das um einen halben Ton erniedrigte E. (S. B.)

Saale, 1. ein Fluß in Franken, der im Würzburgischen entspringt, und bei Gemünd in den Main fließt; 2. ein Fluß in Thüringen, der auf dem Fichtelgebirge in Franken entspringt, Thüringen vom Vogt- und Osterlande scheidet; von da nach Jena, Naumburg, Merseburg, Halle, dann ins Anhaltische fließt, die Orla, Ilm und Unstrut aufnimmt, und sich an den Gränzen der Grafschaft Barby in die Elbe ergießt. Er ist nur zum Theil schiffbar gemacht.

Saame, der Stoff, welcher allen organischen Körpern, folglich dem Thier- und Pflanzenreiche, zur Fortpflanzung dient. Wir verweilen hier nur dem bei Pflanzensaamen. Betrachten wir seine äußere Gestalt, so finden wir hier die größte Mannichfaltigkeit. Es gibt kugelrunde, rundliche, eirunde, längliche, tellerförmige, nierenförmige u. s. w. Saamen, deren Oberfläche bald glatt und glänzend, bald rauh und mit allerlei Nebentheilen versehen ist. Bei dem innern Bau haben wir die äußere Schaale oder Bedeckung, sodann den Kern und den darin eingeschlossenen Keim, den eigentlichen Haupttheil, zu betrachten. Die äußere Bedeckung soll den Saamenkern schützen. Sie besteht meist aus mehrern über einander liegenden feinen Häutchen, und ist von verschiedener Substanz. Ist sie holzartig und knochenhart, so heißt der Saame Nuß, deren Kern noch überdies mit einer dünnen und weichern Haut umgeben ist. Bei vielen ist die äußere Bedeckung bloß pergament- oder lederartig, bei den mehrsten aber noch dünner. Der Saamenkern besteht aus einem mehlartigen, öhlicht schleimichten Wesen von mehr oder weniger Härte, und besitzt die Eigenschaft, die in der Erde befindlichen Feuchtigkeiten einzuschlucken, wodurch er erweicht wird, anschwillt und dem Keime zur ersten Nahrung dient. Man sieht einkernige, zwei- und vielkernige Saamen. An der Stelle, wo der Saame an der Saamenkapsel oder am Fruchtboden befestigt war, befindet sich eine Narbe. Unter dieser liegt der Keim, welcher die künftige Pflanze enthält. (Man vergl. die Art. Befruchtung und Pflanzen.)

Saavedra Faxardo (Diego de), ein spanischer Staatsmann in den letzten zwanzig Jahren des 16ten Jahrhunderts geboren, studirte zu Salamanca, wo er Doctor der Rechte wurde, und widmete sich den öffentlichen Geschäften. Er war spanischer Agent am römischen Hofe, und wurde 1643 von Philipp IV. zum Friedenscongreß nach Münster geschickt, als er schon die Würde eines Ritters von Santiago und Bei-

sitzers des obersten Raths von Indien erlangt hatte. 1646 wurde er nach Madrid zurückberufen, und starb 1648. Er war ein talentvoller und gewandter Diplomatiker, und einer der geistreichsten spanischen Prosaisten. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind Corona gothica, castellana y austriaca von 714 — 1216, unkritisch und flüchtig in den historischen Untersuchungen, aber in einem classischen Styl abgefaßt; Iniclo de Artes y Clencias, Madr. 1655, 8.; Locuras de Europa, Madr. 1645, und deutsch, Leipzig 1748, 8.; ein Fürstenspiegel in Emblemen, Idea de un Principe Christiano, Monaco 1640. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: Obras, Antwerpen 1683, 4.

Sabäismus (aus dem Hebräischen Zaba, Heer, wovon, weil Gottes Heere die Gestirne oder Mächte des Himmels sind, Zebaoth, Herr des Himmelsheere), wird diejenige Religion genannt, welche die Himmelskörper, insonderheit Sonne und Mond, als Götter verehrt. Die Wahrnehmung des mächtigen Einflusses der Gestirne auf die alljährlichen Veränderungen in der Natur und auf das damit zusammenhängende Wohlseyn der Menschen erzeugte die Vorstellung ihrer Göttlichkeit und die Beziehung zu den Gestirnen, in der gewisse Thiere und Pflanzen, wie die in ihnen wirkenden Naturkräfte überhaupt, entweder durch bestimmte Abhängigkeit stehen oder durch sinnbildliche Deutung gebracht werden können, führte auch diese in den Kreis der Erscheinungen ein, in denen der Sabäismus göttliches Leben und Gegenstände des Cultus erkennt. Die aus der Anschauung des Geschlechtsverhältnisses der lebendigen Geschöpfe hervorgegangene und in den indischen Mythen vorwaltende Grundidee des Zeugens, Empfangens und Gebärens, welche in der sinnlichen Vorstellungsweise der Urwelt die Stelle des Begriffs von Ursach und Wirkung vertrat, wurde auf historischem Wege mit der religiösen Ansicht des Sabäismus verschmolzen, wodurch dieser die Richtung und Ausbildung erhielt, in der er in den Göttergeschichten der vorderasiatischen Völker erscheint. Denn Aegypten, Arabien, und besonders die Länder, welche östlich der Euphrat und Tigris, westlich das Mittelmeer, und nördlich das schwarze Meer begränzt, waren nach den uns bekannten mythologischen Ueberlieferungen das Gebiet, auf dem der Sabäismus in der vorchristlichen Zeit herrschte, und selbst die zur Verehrung des einigen Gottes angeleiteten Hebräer zeigten oft starke Neigung zu dem üppigen Naturdienste, in den der Cultus des Sabäismus ausartete. Herodot beschreibt uns diesen Cultus als ein Spiel mit den schaffenden und erhaltenden Kräften der irdischen Natur, das die Einbildungskraft anziehen, und alle Sinne und sinnlichen Triebe lebhaft beschäftigen mußte. Wer die Religionsgeschichte der Chaldäer, Assyrier, Syrer und der Völker Kleinasiens kennt *), wird es nicht zu hart finden, daß die Propheten des alten Testaments die Gottesdienste dieser Heiden eine Hurerei nennen, die die wüste, sich selbst zerstörende sinnliche Begierde mit der Natur trieb. (Vergl. die Artikel Mythe, Natur, Polytheismus.) L.

*) Wagner in seinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, Görres in seiner Mythengeschichte und Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie geben dazu gute Anleitung, wenn sie und ihre Vorgänger auch lange noch nicht jede Dunkelheit auf diesem weiten Gebiete von Sagen, Phantasien und seltsamen Gebräuchen, deren Kunde wir den wohl nicht immer treuen Zeugnissen griechischer Geschichtschreiber und christlicher Kirchenväter verdanken müssen, aufhellen konnten. L.

Sabbath, Ruhetag, heißt bei den Hebräern und jetzigen Juden der Sonnabend, weil sie ihn zufolge der mosaischen Gesetzgebung der Ruhe von Arbeiten und der Gottesverehrung widmen, wie die Christen den Sonntag. E.

Sabellius, ein christlicher Lehrer zu Ptolemais, der ein geborner Afrikaner war, und um 250 lebte, ist als Stifter einer Partei merkwürdig, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit dadurch von dem nachher gesetzlich gewordenen Kirchenglauben abwich, daß sie den Sohn und den heiligen Geist nur als verschiedene Offenbarungen oder Kraftäußerungen des einigen Gottes, aber nicht als besondere Personen in der Gottheit gelten lassen wollte. Die Trinität erschien nach ihrer Vorstellungsweise nur als eine dreifache Wirkungsart, als ein dreifaches Verhältniß Gottes zur Welt. Was der Evangelist Johannes das Wort (Logos), und die christliche Kirche den Sohn Gottes nennt, verglich Sabellius mit einem Strahle, den die Sonne aussendet, um zu erleuchten und zu wärmen, und meint daher, daß dieser Logos oder Strahl der göttlichen Urkraft nur in und durch den Menschen Jesus thätig gewesen sey, um das Werk der Erlösung zu vollbringen, aber keineswegs eine von dem Leben des einigen Gottes gesonderte und verschiedene Existenz habe. Die Sabellianer wurden im vierten Jahrhunderte von der orthodoxen Kirche unterdrückt, die Ansicht des Sabellianismus aber hat immerwährend Freunde gefunden, und noch jetzt leuchtet sie aus den Deutungen hervor, welche neuere Theologen bei dem Bestreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten, und sie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, versucht haben. E.

Sabier oder Zabier, auch Johannischristen, werden die Anhänger einer religiösen Secte genannt, welche sich aus denjenigen Schülern des Täufers Johannes, die nicht zum Christenthume übertreten wollten, gebildet hat. Sie ging kurz vor der Entstehung der christlichen Gemeinde aus dem Judenthume hervor, von dem sie sich trennte, und wendete sich von den Ufern des Jordans, der ihr heilig war, nach Chusistan in Persien, wo sie von christlichen Reisenden im 17ten und 18ten Jahrhunderte unweit Schuster (dem alten Susa) gefunden worden ist. Das ehedem auf der Geschichte, Lehre und Verfassung der Sabier ruhende Dunkel wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Untersuchungen unsrer Orientalisten über einige Bruchstücke der sabischen Religionsschriften noch wenig aufgeklärt. Nur so viel wird jetzt angenommen, daß sie den Täufer Johannes als ihren Stifter und vorzüglichsten Propheten verehren, an einen einigen Gott und an die Sendung eines Gottmenschen glauben, den sie Manda di Chaie, d. h. Wort (Logos) des Lebens, und nach ihm sich selbst Mandäer nennen. Dieser Gottmensch soll vom Johannes getauft worden, und kurze Zeit auf Erden sichtbar, aber mit dem Stifter des Christenthums keineswegs einerlei Person gewesen seyn. Jesum erklären die Sabier für einen bloßen Menschen und falschen Messias, obgleich das, was sie von den Thaten und Schicksalen ihres Gottmenschen angeben, den evangelischen Nachrichten von Christo sehr ähnlich sieht, und davon entlehnt zu seyn scheint. In ihren Ansichten von dem Verhältnisse Gottes zur Welt und der Dämonenlehre sind die Spuren von Einmischungen aus Zoroasters Lehren und Uebereinstimmungen mit der gnostischen Aeonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrscheinlich wird, daß sich ihr Lehrbegriff erst während ihres Aufenthalts in Persien entwickelt hat. Ihr Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit schließt sich näher an den christlichen an,

und das wenige, was man von ihren religiösen Gebräuchen und ihrer kirchlichen Verfassung weiß, läßt vermuthen, daß sie von den nestorianischen Christen, mit denen sie unter den Patriarchen derselben zu Babylon bis 1480 in kirchlicher Vereinigung lebten, die bei ihnen noch jetzt bestehende Ordnung des Priesterstandes unter Bischöfen, die Sonntagsfeier und die Verehrung des Kreuzes angenommen haben. Ihr vornehmster Gebrauch ist die Taufe oder heilige Abwaschung im Namen des Logos des Lebens, die sie nach ältern Nachrichten täglich wiederholten. Aus ihren Glaubensschriften sieht man zwar, daß sie nicht ganz ohne Literatur sind, doch gibt der finstre Aberglaube, der ihren Priestern als Mittel der Herrschaft dient, den niedrigen Stand ihrer Cultur zu erkennen. Die Versuche, sie dem Papste zu unterwerfen, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Christen seyn, aber noch mehr verabscheuen sie die Türken und den Islamismus überhaupt, daher sie die blaue Farbe, welche die türkischen Weiber zu ihren Beinkleidern zu wählen pflegen, weder an ihren Geräthen und Häusern, noch an ihren Kleidungen dulden und die blauen Meßgewänder und Altardeken der Catholiken viel unerträglicher fanden, als ihre Lehren. Von den Mahomedanern, unter denen sie leben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, unterscheiden sie sich durch mildere, der christlichen Lebensweise verwandtere Sitten. E.

Sabiner, eine alte Völkerschaft Italiens, wahrscheinlich Abkömmlinge der Ausonier und Verwandte der Aborigener. Sie waren ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, und lebten in den Bergen ihres Landes, den Apenninen, vornehmlich als Hirten von der Viehzucht; noch Horaz rühmt ihre alte biedere Redlichkeit, Frugalität und Einfachheit der Sitten. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geschieden; gegen Morgen wohnten die sabinischen Colonien der Vestiner und Marruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Der Boden war fruchtbar und reich an trefflichen Weiden. Er trug Oel, Obst und Wein; auch gab es gute Eichelmast.

Sabinerinnenraub, s. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gasparo), ein in ganz Europa rühmlichst bekannter italienischer Componist, geboren zu Neapel den 13ten Mai 1735. In seiner Jugend studirte er mehrere Jahre unter dem berühmten Durante in dem Conservatorio di S. Onufrio zugleich mit Piccini, Traetta und Guglielmi. Mit besonderm Fleiß spielte er die Violine, und die Gewandtheit, welche er sich auf diesem Instrument erwarb, machte es ihm in der Folge leicht, in seine Begleitungen die Eleganz und Pracht zu legen, wodurch sie sich auszeichnen. Er hatte nicht so bald diese treffliche Musikschule verlassen, als er anfing, sich durch seine Werke bekannt zu machen. Sie verschafften ihm im Jahr 1762 ein festes Engagement an dem Theater zu Rom, wo er sieben oder acht Jahre blieb; er besuchte jedoch von hier aus von Zeit zu Zeit einige der schönsten Städte Italiens. Die Kenner urtheilten, daß wenn Piccini ihn im Komischen, er diesen im Tragischen übertreffe. Im J. 1769 wurde er als Galuppi's Nachfolger nach Venedig zur Direction des Ospedaletto berufen. Abgesehn von den Kirchencompositionen, welche er hier herausgab, bildete er in diesem Amte auch mehrere treffliche Sängerinnen, und unter diesen die Gabrieli, Conti, Pasquali u. A. Als die Werke Sacchini's in London bekannt geworden waren, wünsch-

ten die dortigen Musikfreunde ihn als Theatercomponisten zu besitzen. Bevor er ihrer Einladung folgte, besuchte er Deutschland. Er ging über Stuttgart und München, wo er mit großem Beifall gehört wurde, und kam 1771 über Holland in London an. Hier componirte er für das italienische Theater mehrere treffliche lyrische Tragödien, als Montezuma, Perseus, den Cid und Andre, deren uns bekannt gewordne Bruchstücke von der höchsten Schönheit sind. Sein Aufenthalt in England würde auch seinen Vermögensumständen vortheilhaft gewesen seyn, wenn seine Leidenschaft für die Frauen ihn nicht zu übermäßigen Ausgaben verleitet hätte, wodurch er endlich genöthigt wurde, das Land nach einigen Jahren mit Hinterlassung bedeutender Schulden zu verlassen. Gegen das J. 1782 ließ ihm die Administration der Oper zu Paris durch seinen Freund Framery den Antrag machen, dorthin zu kommen, und für dies Theater zu arbeiten. Man vereinigte sich über die Bedingungen, und 1783 erschien Renaud, worauf Chimene und Dardanus folgten. Da Sacchini zu einer Zeit auftrat, wo durch Gluck und Piccini die Franzosen bereits an die fremde Musik waren gewöhnt worden, so erregte er anfangs nicht den Enthusiasmus, den er erwartet haben mochte. Vielmehr wurden seine ersten Werke mit einer Art von Gleichgültigkeit aufgenommen. Nicht derselbe Fall war es mit seinem Oedipe à Colonne, der in jeder Hinsicht großen Beifall erntete, und noch bis jetzt eher darin gestiegen als gesunken ist. Bevor er ihn aber auf die Bühne bringen konnte, hatte er mit so unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er beschloß, Paris zu verlassen, und nach England zurückzukehren, wohin seine Gönner und Freunde nach übernommener Tilgung seiner Schulden ihn einluden, um sich unter ihnen eines ruhigen Glücks zu erfreuen. Der Tod aber hinderte ihn daran. Sacchini starb zu Paris den 7ten October 1786 an den Folgen eines zurückgetretenen Gichtanfalls. Die Oper Arvire, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Rey zur Zufriedenheit der Musikfreunde. — Die Haupteigenschaften dieses großen Componisten sind Leichtigkeit, Anmuth und Hoheit, welche ihm nie, selbst in den energischsten Stellen untreu wurden. Seine Gesänge sind so natürlich und so glücklich, daß sie sich in der Kehle des Sängers von selbst zu bilden und daraus hervorzugehen scheinen. Er verstand die schwere Kunst, Gesang und Declamation, diese beiden so wichtigen und fast entgegengesetzten Dinge, mit einander zu vereinigen. Seine Harmonie ist rein und voll; auch glänzt er in dem religiös idealen Styl; seine Priesterchöre sind die schönsten Muster in ihrer Art. Mit diesen Eigenschaften verbindet er das Verdienst, stets sich selber gleich zu seyn; findet man in ihm einige Einförmigkeit, so ist dies wohl der einzige Fehler, den die Kritik ihm vorwerfen kann.

Sacco (Johanna), eine der berühmtesten deutschen Schauspielerinnen, wurde 1754 zu Prag geboren, betrat dort 1761 als Mamsell Richard die Bühne, und wurde bei den Kinderballetten gebraucht. Im 11ten Jahre ihres Alters debutirte sie in Wien bei der kurzischen Gesellschaft, und als diese aus einander ging, kam sie zu der ackermannschen Gesellschaft nach Hamburg. In der Folge spielte sie in Leipzig, Freiberg, Torgau, Carlsbad, Altenburg u. s. w., verheirathete sich 1772 mit dem Tänzer und nachherigen Ballettmeister Sacco, und ging 1774 nach Warschau zu der Gesellschaft, welche Kurz dirigirte. 1776 begab sie sich wieder nach Wien, wo sie sich durch ihr herrliches Spiel nicht bloß den Beifall der Kaiserin Maria Theresia, sondern aller Kunstkenner, zu denen auch der Fürst Kaunitz gehörte, im höchsten Grade erwarb. Selbst Personen der niedern Stände huldigten auf eine enthu-

stastische Weise ihren glänzenden Talenten; ein Fleischhacker in Wien war so entzückt von ihrem Spiel, daß er ein ganzes Jahr ihr für ihre Haushaltung das Fleisch unentgeldlich lieferte. Ueberhaupt war die Sacco so sehr der Liebling, sowohl der höhern als niedern Classen in Wien, daß man es fast als ein Verbrechen betrachtete, das mindeste Fehlerhafte an ihr bemerken zu wollen. Mit dem Studium ihrer Kunst vereinigte sie die glücklichsten Naturgaben. Sie hatte ein gefühlvolles Herz, die seltene Gabe, mit dem Dichter, die noch seltnere, für ihn zu arbeiten, Schönheiten in Stellen zu legen, in die er selbst keine gelegt hatte, und Fehler des Dichters hinwegzuschaffen. Außerdem besaß sie eine glückliche Gesichtsbildung, ein Auge voll schmachtenden Feuers, ein reizendes Mienenspiel, einen schönen Wuchs, und eine entzückende Silberstimme, welches alles vereint sie zu einer der vortrefflichsten Schauspielerinnen machte. Sie starb den 21. Dec. 1802 in Wien an einer Brustkrankheit.

Sachenrecht, dingliches Recht, Jus in re oder Jus reale, ist ein Recht, welches jemand an einer Sache dergestalt hat, daß er es gegen jeden Besitzer verfolgen kann. Es gehören nach römischem Recht hieher das Eigenthum (dominium), die Erbschaft, die Dienstbarkeit oder Servitut, das Pfand, und der Besitz. Nach deutschem Rechte kommen noch mehrere Gattungen hinzu, z. B. das Retractsrecht 2c. Alle aus diesen verschiedenen Gattungen des Sachenrechts entspringenden Klagen heißen dingliche Klagen (actiones in rem). Diese Klagen werden von dem Berechtigten angestellt, auf Auslieferung der Sache, oder falls er sich im Besitz befindet, auf gerichtliche Zuerkennung seines ihm streitig gemachten Rechts. Wenn die Klage den letztern Zweck hat, so heißt sie actio confessoria.

Sachs (Hans), einer der vorzüglichsten Dichter und Meistersänger des 16ten Jahrhunderts, wurde den 5ten November 1494 zu Nürnberg geboren, lernte in seiner Jugend das Schusterhandwerk, wanderte als Geselle, und trieb hernach sein Gewerbe in seiner Vaterstadt längere Zeit hindurch, ließ sich von dem berühmten Meistersänger Nunnenbeck in der Verskunst unterrichten, trat zur lutherischen Religion über, ward Vorsteher einer Meistersängerschaft, und starb den 20sten oder 25sten Januar 1576. Er gehört aber nicht nur unter die besten Dichter seines Jahrhunderts, sondern auch unter die eifrigsten Beförderer der lutherischen Kirchenverbesserung, und einer vernünftigern Denkart in Religionssachen. Wirklich besaß er viel dichterisches Genie, welches mehr erkannt wäre, wenn er einer bessern Ausbildung genossen hätte, und in aufgeklärtern Zeiten geboren worden wäre. Ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen sich seine Gedichte durch witzige Darstellung, sinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenschilderungen aus dem Zeitalter des Dichters besonders aus. „Mit diesem großen Meistersänger, sagt Adam Müller, schließt sich die Reihe der germanischen Nationaldichter. Er stellte, ohne seinen eigenthümlichen Standpunkt, die Sitte des deutschen Vaterlands, die geliebte Geburtsstadt Nürnberg und sein Gewerbe je zu verläugnen, die ganze Sphäre des deutschen Lebens noch einmal mit kräftiger Strenge, Tüchtigkeit und Frömmigkeit dar. Jeder Tag seines Lebens war mit irgend einem großgedachten, tiefempfundenen Werke bezeichnet, das aus der unmittelbaren Gegenwart, den Zeitläufen und der nächsten Umgebung entsprungen, sogleich wieder ersprießlich zurück floß in das Herz der gleichgesinnten Mitbürger, und der frommen, genügsamen, kunstbeflissenen Nation. Nicht einmal fällt es ihm bei, daß es in Jerusalem, oder in Rom, oder wo die Geschichten, die er erzählt, sich zugetragen haben

möchten, doch wohl anders ausgesehen haben könnte, als in Nürnberg oder in Klagenfurt, wo er den Gesang erlernt, oder in Bayerland und Schwaben, wo ihn seine Wanderschaft hingeführt. Die Weltgeschichten, die sich gerade zu seiner Zeit, durch die Entdeckung der beiden Indien, durch die Bibelübersetzung, und die Verbreitung griechischer und römischer Autoren so beträchtlich häuften, stehen, wie eine reiche Christbescherung, um den frommen, kindlichen Alten her; er griff sich, mit geschikter und sinnreicher Hand, eine nach der andern heraus, und formte sie nach deutscher Manier, zu Lehr und Nutzen der Kunstgenossen und Landsleute um. Der wirksame, rechtliche, christliche Geist dieser Geschichten überredet allenthalben zu treuem Beharren in altväterlicher Zucht, zu Genügsamkeit und Muth, und aller dem Gemeinwesen wie dem Hausstande ersprießlicher Tugend, und eine unerschöpfliche Fröhlichkeit beglänzt die ehrbarsten Gestalten, und die heiligsten Vorgänge, daß sie mit immer neuer Lust in jedem Stande und bei jeglichem Gewerbe betrachtet werden konnten. Wer den Begriff von Gemeinnützigkeit und Popularität in seiner ächten Bedeutung auffassen will, der beschaue sich Zeit- und Handlungsweise dieses Meisters." — Seine sämmtlichen Werke kamen heraus zu Nürnberg 1570—1579 in 5 Foliobänden, nachher zu Kempten 1612—1616 in 5 Quartbänden. Handschriften von Hans Sachsens Gedichten befinden sich in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek des Alumneums zu Altdorf, u. a. O. F. J. Bertuchs Proben aus Hans Sachsens Werken, Weimar 1778, wurden damals nicht mit der Liebe aufgenommen, daß eine vollständige Ausgabe ihr folgen konnte. Um so erfreulicher ist es für die Freunde alter vaterländischer Dichtkunst, daß Büsching jetzt unternommen hat, ihn in einer Auswahl zu erneuen. J. H. Häslein gab unter dem Titel: Hans Sachsens sehr herrliche Gedichte 1791 zu Nürnberg Einiges heraus. Die bis jetzt gedruckten poetischen Werke dieses merkwürdigen Schriftstellers bestehen in 272 weltlichen, 116 allegorischen Erzählungen, und 197 Schwänken. Auch mehrere schöne einfache, aber herzerhebende Kirchenlieder hat er gedichtet, unter andern das: Warum betrübst du dich, mein Herz? u. s. w.

Sachsen. Wenn gleich der Name der Sachsen in der großen Tabelle der germanischen Völkerschaften beim Tacitus fehlt, und weder Pomponius Mela, noch Plinius der Sachsen gedenken; so dürften sie doch ursprünglich zu den norddeutschen Stämmen gehören, die unter dem Namen der Cimbern und Teutonen bei ihren Zügen nach dem Süden das römische Westreich mächtig bedrohten, und nur durch den Heldenmuth des Marius bezwungen werden konnten. Denn erst bei dem Ptolemäus kommt ihr Name vor, indem er diesen Volksstamm bei der cimbrischen Halbinsel, im heutigen Holsteinischen und dessen Umgebungen, aufführt. Die versuchten Etymologien des sächsischen Volksnamens (Sassen von eingesessenen, von Sax, einem kleinen Dolche) ermangeln des grammatischen Beweises und der historischen Begründung. Seit aber die Sachsen im dritten christlichen Jahrhundert als eine besondere germanische Völkerschaft im nördlichen Deutschland erscheinen, wird ihrer als eines zahlreichen, kriegerischen und seeräuberischen Volks gedacht, welches die belgischen, armorischen und britannischen Küsten so oft bedrohte, daß die römischen Imperatoren zur Deckung dieser Küsten einen eignen Flottenchef (comitem littoris saxonici) ernannten. Schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts beunruhigten die Sachsen auch die römischen Gränzprovinzen in den Rhein- und Scheldegegenden, und wahrscheinlich besetzten sie seit den Zügen der Völkerwan-

derung die zwischen dem Rheine, der Weser und der Elbe von den fortziehenden Stämmen erledigten Wohnplätze. Zwei bedeutende Horden derselben gingen ums J. 449 unter der Anführung des Hengist und Horsa nach Britannien, wohin sie die Britten gegen die Picten und Scoten riefen, welche das im Jahre 426 von den Römern aufgegebene Britannien beunruhigten. Zwar wurden die Picten und Scoten wieder in ihre nördlichen Gebirgsgegenden zurückgedrängt; allein die durch viele Nachzügler verstärkten Sachsen bemächtigten sich selbst in kurzer Zeit des Landes, und stifteten daselbst sieben angelsächsische Königreiche, so daß die Herrschaft der Sachsen über Britannien bestand, bis diese Insel im J. 1066 von den Normännern unter Wilhelms Anführung erobert ward. — Die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen erscheinen in ihren weit ausgebreiteten Besitzungen unter den Namen der Ostphalen, Westphalen und Engern. Sie gränzten im Norden an die Friesen und an die Dänen, im Osten an die den Deutschen seit der Völkerwanderung bis an die Elbe nachgerückten slavischen Völkerschaften. — In Verbindung mit den Franken, welche unter Clodowig im J. 486 in Gallien den letzten Ueberrest der römischen Macht vernichtet hatten, zerstörten sie im Jahre 528 das damals im mittlern Deutschlande bedeutende Königreich Thüringen, von welchem die nördlichen, am Harze gelegenen Theile des eroberten Landes an die Sachsen kamen. Doch zerfielen die Sachsen und die Franken selbst unter sich über diese neue Erwerbung, und als Carl der Große die Macht des fränkischen Reichs im Innern und nach außen consolidirt hatte, begann er den ernsthaften dreißigjährigen Kampf mit den Sachsen, die er zur Anerkennung seiner Hoheit und zur Annahme des Christenthums bringen wollte. Der kräftige Widerstand der Sachsen, besonders unter ihrem Heldenanführer Wittekind, bewies es, um welchen Preis dieses freie Volk seine bisherige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit aufopfern würde. Denn selbst nachdem Wittekind, nach seiner Taufe zu Attigny, nicht mehr an der Spitze der sächsischen Völkerschaften stand, ward der blutige Kampf der Sachsen gegen Carl fortgesetzt, bis endlich im Jahre 803 der Vertrag zu Selz die Sachsen dahin brachte, daß sie das Christenthum annahmen, der Geistlichkeit den Zehnten entrichteten, und mit den Franken zu einem Volke vereinigt wurden. Doch sollten sie alle ihre bisherigen Rechte und Gesetze behalten, und zu keinen besondern Abgaben an den neuen Oberherrn verpflichtet seyn. Wenn gleich Carl für die Civilisation und Cultivirung der Sachsen durch viele im Umfange ihres Gebietes angelegte Bisthümer und Schulen (zu Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Paderborn, Münster, Hildesheim u. s. w.) sorgte; so verfielen doch überhaupt seine für Wissenschaften und für die Kirche begründeten Institute unter den innern und äußern Unruhen während der Regierung der unmittelbaren Nachfolger aus seiner Dynastie. Als aber unter dem kräftigsten seiner Enkel, unter Ludwig dem Deutschen, im verduner Vertrage (843) Deutschland ein eignes Reich und von Frankreich auf immer getrennt ward, da bildeten die Sachsen einen der mächtigsten Stämme in der Reihe der sechs zu Deutschland gehörenden Völkerschaften: der Ostfranken, der Sachsen, der Friesen, der Thüringer, der Schwaben und Bayern. Schon unter Ludwigs Regierung wird (845) Ludolph, welcher große Erbgüter in Ostphalen besaß, als Herzog von Sachsen genannt. Sein ältester Sohn Bruno folgte dem Vater in dieser Würde (859), erbaute (861) Braunschweig, und fiel (880) im Kampfe gegen die Normänner, wiewohl die herzogliche Würde auf dessen jüngern

Bruder Otto den Erlauchten überging. Dieser, der entweder
beträchtliche Familienländer in Thüringen, oder das Herzogthum T
ringen selbst, so wie Sachsen, als deutsches Reichsfeudum besaß, leh
nach dem Erlöschen der carolingischen Dynastie in Deutschland mit L
wig dem Kinde (911) die ihm angebotene deutsche Krone ab, und
tete die Wahl der Nation auf den ostfränkischen Grafen Konrad. Al
dieser Konrad schlug bei seinem Tode den Sohn Otto's des Erlaucht
den kräftigen Herzog Heinrich von Sachsen, zu seinem Nachfol
vor, und so trug Heinrich und nach ihm in unmittelbarer Folge Sol
Enkel und Urenkel, Otto I., II., III., die deutsche Krone. Un
diesen vier Fürsten aus dem sächsischen Hause war entschieden Heinr
der kräftigste und ausgezeichnetste; denn er schlug die Ungarn bei Me
seburg (933) mit großem Erfolge vom nördlichen Deutschlande zurück
er besiegte die Dalemintier im Meißnischen und die Haveller im Bra
denburgischen, und legte zur Bändigung der besiegten Slaven die Mar
grafschaften Meißen (928) und Nordsachsen (Brandenburg — 93
an, so wie er jenseit der Eider die Mark Schleswig begründete,
Deutschland gesetzliche Ordnung herstellte, viele Ortschaften mit Mauer
umgeben und den neunten Mann vom flachen Lande in diese gesicherte
Städte ziehen ließ. Er selbst hatte das Herzogthum Sachsen beibeha
ten; allein sein Sohn Otto I. (reg. von 936 — 973) ertheilte es einem
seiner Verwandten, dem tapfern eingebornen Sachsen, Herman
Billung. Diese billungische Dynastie der Herzoge von Sachsen er
losch im Jahre 1106 mit dem Herzoge Magnus, worauf der Kaise
Heinrich V. den Grafen Lothar von Supplinburg und Querfurt mi
Sachsen belehnte. Nachdem aber dieser (1125) den deutschen Thro
bestiegen hatte, übertrug er Sachsen seinem Schwiegersohne, dem Her
zog Heinrich dem Stolzen von Bayern, der im Mannsstamm
von dem guelfischen Hause abstammte, durch seine Mutter aber der En
kel des letzten sächsischen Herzogs Magnus war. Allein nur zwei Guel
fen, Heinrich der Stolze, und sein kräftiger Sohn, Heinrich der
Löwe, beherrschten unter abwechselnden Schicksalen zugleich die beiden
mächtigsten Herzogthümer Deutschlands in der damaligen Zeit; denn
die Arrondirungsplane der Feinde des Löwen, besonders unter den geist
lichen norddeutschen Fürsten, und die auf die Schwächung der größten
Reichsvasallen berechnete Politik des Kaisers Friedrichs I. aus der Dy
nastie der Hohenstaufen, trafen zusammen in dem beabsichtigten Sturz
jenes Fürsten. Die über ihn im Jahre 1180 ausgesprochene Reichsach
war der Wendepunkt seiner politischen Macht. Kaum konnte seinem
Hause das braunschweigische Erbland gerettet werden; das Herzogthum
Bayern kam an die wittelsbachische Dynastie; das Herzogthum Sach
sen aber an Bernhard von Askanien, den Enkel des Herzogs
Magnus von seiner zweiten Tochter, die mit dem Askanier Albrecht
dem Bär vermählt gewesen war. — Es begann also mit dem Jahre
1180 der askanische Mannsstamm der Herzoge von Sach
sen. Allein Bernhard besaß zu wenig Macht durch seine Familienbe
sitzungen, um die vom Kaiser beabsichtigte Zersplitterung des bisherigen
großen Herzogthums Sachsen hindern zu können. Die bisherige Haupt
stadt desselben, Lübeck, ward eine freie Stadt; der Erzbischof von
Cöln setzte sich in den Besitz des Herzogthums Westphalen; mehrere
geistliche und weltliche Fürsten, welche bis jetzt unter der Hoheit des
Herzogs von Sachsen gestanden hatten, gelangten zur Reichsunmittel
barkeit, wohin besonders die Fürsten von Meklenburg und Pommern ge
hörten. Wenn also auch der Name eines Herzogs von Sachsen

nd das damit verbundene **Reichserzmarschallamt** auf Bern-
ard von Askanien überging; so ward doch seit dieser Zeit jener Name
uf **andere Gegenden Deutschlands** übergetragen als die,
elche bis zum Jahre 1180 Sachsen geheißen hatten. Das **neue as-
anische Herzogthum Sachsen** erhielt seit dieser Zeit seinen
Mittelpunkt an **der Mittelelbe in Wittenberg**, in Gegenden,
elche Bernhards Vater, Albrecht der Bär, in mehrjährigen Käm-
fen den slavischen Völkerschaften entrissen, und durch mehrere aus
en Niederlanden dahin versetzte Colonisten neu bevölkert hatte. Gegen
iese besiegten Slaven hatte Albrecht die **Burgwarten Witten-
erg** (Wite-Burg, d. i. die weiße Burg), **Zahna**, **Elstermünde**
(das jetzige Dorf Elster, in dessen Nähe die Preußen im Oct. 1813 auf
das linke Elbufer zur wartenburger Schlacht übergingen), **Wichen-
burg** (ein Rittergut der watzdorfischen Familie), **Dobirn** (ein Dorf
des wittenbergischen Magistrats, anderthalb Stunden von Wittenberg,
dessen Kirche auf einer bedeutenden Anhöhe liegt) und **Coßewitz** (das
jetzige anhalt-bernburgische Städtchen Koswig an der Elbe) angelegt.
Von den aus den Niederlanden angekommenen neuen Colonisten (vgl.
Helmoldi Chron. Slavorum, I. 1. c. 88) wurden in diesen Gegen-
den mehrere Flecken und Städte begründet, deren Namen sogar auf
den niederländischen Ursprung hinführen, als **Kemberg** (Cambray),
Brück (Brugge), **Niemegk** (Nimwegen), **Gräfenhaynichen**
(Grafenhaag) u. a. In diesen von Albrecht eroberten, und mit seinen
anhältischen Familienbesitzungen verbundenen Ländern war Bernhard
dem Vater 1170 gefolgt, und von hier aus machte er nach seiner Ge-
langung zur herzoglich sächsischen Würde die Rechte derselben geltend,
indem er wenigstens über die mindermächtigen sächsischen Vasallen,
z. B. die Grafen von Schwerin, von Danneberg u. A., die bisherige
sächsische Oberhoheit behauptete, und durch Eroberungen an der Nie-
derelbe im Lande der **Polaben** seine Besitzungen erweiterte, wo er zur
Sicherung dieser Eroberung gegen die besiegten Slaven die **Lauen-
burg** (Polabenburg) anlegte. Nach seinem Tode folgte ihm (1212) in
dem Herzogthum Sachsen, sein Sohn **Albrecht I.**, und in den
anhaltischen Familienbesitzungen sein Sohn **Heinrich**, der Stammva-
ter des noch jetzt in den drei Linien — Dessau, Bernburg und Köthen
— blühenden anhaltischen Hauses. Da **Albrecht** mehrere Urkunden
in Wittenberg ausstellte, so scheint wenigstens seit seiner Zeit diese Stadt
die Residenz der askanischen Herzoge von Sachsen gewesen zu seyn. So
klein auch sein Land war, so ward es doch bereits (1260) zwischen sei-
nen Söhnen **getheilt**, von welchen der ältere, **Johann**, die lauen-
burgischen, und der jüngere, **Albrecht II.**, die wittenbergischen Gegen-
den erhielt. Seit dieser Zeit sind beide Länder nicht wieder vereinigt
worden. Die **sachsen-lauenburgische Linie** erlosch im Jahre 1689,
worauf die Besitzungen derselben, nach einem mehrjährigen Streite mit
den beiden sächsischen Häusern der albertinischen und ernestinischen Linie,
an Braunschweig-Celle kamen; die **sachsen-wittenbergische Li-
nie** hingegen erlosch bereits im Jahre 1422 mit dem Herzoge **Al-
brecht III.** In diesen Ländern und der herzoglichen Würde folgte
demselben, nach der Belehnung des Kaisers Sigismund, der Markgraf
von Meißen und Landgraf von Thüringen, **Friedrich der Streit-
bare**, wodurch also das in Meißen seit 1127 erblich regierende **wet-
tinsche Geschlecht zur sächsischen Churwürde** und zum Reichs-
erzmarschallamte gelangte, obgleich das sachsen-lauenburgische Haus
einen lang fortgeführten Widerspruch deßhalb erhob, und selbst der neue

Churfürst von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das Land für seinen Sohn Johann in Anspruch und wirklichen Besitz nahm, der mit der Tochter des vorletzten askanischen Churfürsten Rudolphs III. vermählt war. Doch gab Friedrich von Brandenburg an Friedrich den Streitbaren das Land heraus, nachdem er von dem letztern 10,000 Schock böhmischer Groschen (nach Andern sogar 28,000 Gulden) erhalten, und der Kaiser erklärt hatte, er werde den Markgrafen von Meißen gegen jeden Anspruch, und namentlich gegen den Churfürsten von Brandenburg vertheidigen. — Diese Uebertragung der sächsischen Churwürde und Churländer (des Herzogthums Sachsen mit dem Burggrafthume Magdeburg und der sächsischen Pfalz Allstädt in Thüringen) auf das markgräfliche Haus Wettin in Meißen führt von selbst auf die frühere Geschichte des meißner Landes, als des eigentlichen Stammlandes der noch jetzt regierenden beiden sächsischen Linien, der ernestinischen und albertinischen. In diesem Lande, wo im zehnten Jahrhunderte die Mark Meißen vom deutschen Könige Heinrich I. errichtet ward, erscheint nach den Zeugnissen römischer Schriftsteller am Anfange der christlichen Zeitrechnung der germanische Volksstamm der Hermundurer als eine Nomadenhorde ohne bleibende Wohnsitze. Er durchzog bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Fluren und Gegenden zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, der weißen Elster und der Saale. Seit dieser Zeit, dem Zeitalter der Völkerwanderung, verliert sich zwar der Name der Hermundurer aus der Geschichte; allein keine Nachricht des Mittelalters berichtet, daß diese Hermundurer den Massen der übrigen, nach Westen und Süden ins römische Westreich vordringenden deutschen Völkerschaften sich angeschlossen und ihre frühern Wohnplätze verlassen hätten. Da nun gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, ganz in den damals von den Hermundurern bewohnten Gegenden, der Name des deutschen Volks der Thüringer erscheint, obgleich keine einzige Nachricht darüber sich erhalten hat, daß diese Thüringer erst in dieser Zeit als ein neuer Volksstamm in Mitteldeutschland eingewandert wären; da vielmehr diese Thüringer sogleich bei ihrem Erscheinen in der Geschichte nach Verfassung, Sprache, Sitte und Religion, so wie die Hermundurer, als ein deutscher Volksstamm sich ankündigten; so wird durch dies alles die (von Adelung in seinem Directorium aufgestellte, und von Heinrich in der neuen Bearbeitung seiner sächsischen Geschichte gleichfalls angenommene) Muthmaßung begründet: daß Hermundurer und Thüringer, eben so wie Catten und Hessen, nur ein und dasselbe Volk sind, und daß, wenn dieses Volk den Römern unter dem Namen Hermundurer bekannt war, der eigentliche deutsche Name desselben Thüringer war, so wie die Römer auch die Hessen nur unter dem Namen der Catten kannten. Für diese Hypothese spricht besonders, daß dieselbe Flußgränze der Werra, welche früher zwischen den Hermundurern und Catten bestand, auch seit dem Erscheinen des Namens der Thüringer in der Geschichte zwischen den Thüringern und ihren Nachbarn, den Hessen, fortdauerte. Durch feste Niederlassungen und durch den Anbau des Bodens in den Niederungen zwischen der Werra, Unstrut und Saale ward daher der Grund des thüringischen Königreichs gelegt, das seit dem zweiten Viertel des 5ten Jahrhunderts sich über mehrere Theile des mittlern Deutschlands bis in die Nähe der Gränze Böhmens ausbreitete, weil durch die Theilnahme so vieler germanischen Stämme an der Völkerwanderung in Mitteldeutschland die vorigen Wohnsitze der-

selben erledigt worden waren. So lange als dieses thüringische Königreich in seiner Kraft bestand, war es zugleich die sichere Vormauer gegen die im Osten Europa's den Deutschen in einer umgürtenden Linie von der Ostsee bis ans adriatische Meer nachziehenden slavischen Völker. Denn wenn gleich zu der Zeit der thüringischen Macht das Land zwischen der Saale und Elbe wahrscheinlich ungleich weniger angebaut und bevölkert war, als das Land an der Unstrut, zwischen der Saale und Werra; so gehörte es doch als wesentlicher Bestandtheil zu den thüringischen Besitzungen, und ward gegen die Slaven behauptet. Als aber das thüringische Königreich im Jahre 528 durch die vereinigte Kraft der Franken und Sachsen zertrümmert ward, da erschienen nicht nur die Sorben, ein Hauptzweig der Slaven, in dem Lande zwischen der Elbe, Mulde und Saale seit dem Jahre 534, sie behaupteten sich auch in demselben, und brachten die dort wohnenden Deutschen zur Unterwerfung. Vier Jahrhunderte hindurch (von 534 bis 928) war also dieses Land zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, Elster und Saale eine Besitzung der Sorben, und ward nach ihnen Sorabia genannt, und von ihnen in Zupanien getheilt, welche Eintheilung eine Aehnlichkeit mit der Eintheilung deutscher Provinzen in Gaue hatte. Die wichtigsten der vielen einzelnen sorbischen Gauen waren der Gau Nisen, der von Scharfenberg bis an die damalige böhmische Gränze in der Gegend von Pirna reichte; der Gau Glomaci (oder Daleminze), von der Völkerschaft der Dalemintier bewohnt, mit dem Hauptorte Glomaci (Lommatzsch) und der in der Nähe liegenden Feste Gana; der Gau Plisni mit dem Hauptorte Plisne (dem heutigen Altenburg); der Gau Veletici mit Halle und dem Giebichenstein; der Gau Scudici, mit Schkeuditz und Leipzig; der Gau Milin mit Zwickau; der Gau Chutici mit Chemnitz, Rochlitz, Borna u. s. w. Eine Menge von Oertern, aus welchen in der Folge blühende Städte erwuchsen, wurden von den Sorben angelegt, besonders Lipzk (Leipzig), Wurzen, Zeitz, Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Colditz, Belgern, Strehla u. A. — Mit diesen Sorben begannen aber die Kämpfe der Deutschen unter abwechselnden Erfolgen, seit der Zeit, daß das fränkische Reich, zu dessen östlichem Theile (Austrasien) Thüringen gehörte, durch die Majores Domus aus der carolingischen Dynastie wieder mehr gehoben ward, und Carl der Große machte bereits in seiner Zeit die Sorben bis an die Elbe, und die Milzen und Obotriten zinsbar. Doch dauerte es, bei den unter seinen Nachfolgern eingetretenen innern und äußern Kämpfen, bis zu der Zeit des deutschen Königs Heinrich I., bevor die Elbe als Gränze des seit dem verduner Vertrage (843) selbstständigen deutschen Reichs behauptet, und das Land zwischen der Saale und Elbe den Slaven völlig entrissen werden konnte. Denn wenn gleich schon vor Heinrich I. das Land zwischen der Saale und Mulde als eine deutsche Mark unter dem Namen des Osterlandes (limes Sorabicus, Marchia orientalis, südthüringische Mark) erscheint, und wahrscheinlich von dieser verschieden, auch bereits seit dem Jahre 874 eine zweite nordthüringische Mark bestand, welche ihren Sitz zu Belgern und dann zu Eilenburg hatte, so gelang doch die völlige Bezwingung der Sorben in diesen Gegenden erst dem Heinrich I., nachdem er die Feste Gana zerstört und (928) die Mark Meißen begründet hatte, wodurch den angestellten Markgrafen die in die Oberlausitz zurückgedrängten Slaven und die dort wohnenden Milzener im Zaume gehalten, und zur Entrichtung des Tributs an den König Deutschlands genöthigt

wurden. Gleichzeitig hatte Heinrich auch das Land der Haveller an der Havel zu Deutschland gebracht, nachdem er ihre Feste Brennibor (Brandenburg) 931 erobert, und die Markgrafschaft Nordsachsen (Brandenburg) auf dem ihnen entrissenen Boden gestiftet hatte. Von seinem Sohne, Otto I., wurden in diesem Lande zur Verbreitung und Erhaltung des Christenthums die drei Bisthümer Meißen (965), und (968) Merseburg und Zeitz gestiftet, der Sitz des letztern aber (1029) nach Naumburg verlegt. Weil jedoch in diesem Zeitalter, und nach dem ursprünglichen Charakter des Lehnssystems die Würden der deutschen Herzoge, Land-, Pfalz-, Mark- und Burggrafen, als Reichslehen nur ansehnliche Staatsämter, ohne erblichen Besitz derselben in gewissen Familien waren, so wechselte auch entweder bei dem Tode ihrer Inhaber oder wegen Lehnsuntreue (Felonie) der Besitz dieser Würden, bis dieselben, so wie die mit ihnen als Besoldung der großen Reichsvasallen verbundenen Lehnsgrundstücke, in den Zeiten der letzten salischen Kaiser, und nach dem Abgange der salischen Dynastie, unter dem Kaiser Lothar II. bei denjenigen Familien erblich wurden, welche sie eben damals besaßen. Nach einem zweihundertjährigen Wechsel der markgräflichen Würde in Meißen gelangte daher auch das Haus Wettin mit dem Markgrafen Konrad, einem nahen Verwandten der Gemahlin des Kaisers Lothar II., zum erblichen Besitze der Markgrafschaft Meißen im Jahre 1127. — Ob übrigens diese Dynastie, deren beglaubigte Abstammung nicht weiter, als bis auf den Theodorich Buzici (der in Otto's I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, slavischer oder germanischer Abkunft war, ist freilich nicht bis zur Evidenz auszumitteln. Doch nennt ihn ein Chronist: Vir egregiae libertatis, welches im Mittelalter den Besitzer eines bedeutenden deutschen Allodiums bezeichnete, der keinem Höhern durch Feudalverhältnisse verpflichtet war. Daß seiner Familie erblich eine ansehnliche Besitzung in der Nähe von Halle gehörte, wo sie die Burg Wettin erbaute, und sich nach derselben nannte, ist historisch gewiß. Nur dürfte die von Adelung im Directorium aufgestellte Abstammung dieser Dynastie von dem gräflichen Hause Mansfeld, so wie die von Wedekind (in s. Schrift: die Eingänge der Messen, Braunschweig 1815, 8.) vorgeschlagene Identität des tribus Buzici mit der alten Burgmark Zörbig, in Ermangelung näherer Notizen bei den beiden Hauptquellen für die älteste meißnische Geschichte (im Ditmar von Merseburg, und im Chronicon Lauterbergense, das von einem anonymen Mönche des von der Dynastie Wettin gestifteten Klosters auf dem Petersberge bei Halle geschrieben ward) nie bis zur historischen Gewißheit erhoben werden können. — Konrad von Wettin, erster erblicher Markgraf von Meißen, erbte nach dem Tode seines Vetters, des Grafen Heinrich von Wettin zu Eilenburg, dessen schöne eilenburgsche Familienbesitzungen; vom Kaiser Lothar II. erhielt er (1143) die bisherige Reichsdomaine Rochlitz; auch ward er von demselben (1136) mit der östlichen Mark (Niederlausitz) belehnt; daher führte er auch den Namen Marchio Misnensis et Lusicensis. Obgleich seine Länder nach seinem Tode (1156) zwischen seinen fünf Söhnen getheilt wurden, so fielen doch die meisten derselben bei dem frühzeitigen Erlöschen dieser Seitenlinien an die meißner Stammlinie zurück, bis auf Borna mit Wettin, welche der deutsche König Rudolph I. (1290) als ein eröffnetes Reichslehen dem Herzoge von Sachsen schenkte, so daß Borna erst 1423 zugleich mit dem Herzogthum Sachsen an Meißen zurückkam, Wettin aber bereits vorher auf das Erzbisthum Magdeburg übergegan-

gen war. In unmittelbarer Folge regierten nach Konrad sein Sohn, Otto der Reiche (1156-1190), unter welchem die freybergischen Bergwerke entdeckt, und die ersten beiden leipziger Messen gestiftet wurden; dann dessen ältester Sohn, Albrecht der Stolze (1190—1195), und nach ihm der jüngere Dietrich der Bedrängte (1195—1221), der mit seinem Bruder in Streit verwickelt war, und erst nach des Kaisers Heinrich VI. Tode, welcher Meißen als eine erledigte Reichsdomaine einziehen wollte, zum ruhigen Besitze der Markgrafschaft gelangte. Durch die Vermählung dieses Dietrichs mit der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen ward die unter seinem Sohne Heinrich dem Erlauchten (reg. von 1221 — 1288) erfolgende Vereinigung der Landgrafschaft Thüringen mit Meißen vorbereitet. — Diese Landgrafschaft Thüringen umschloß bei weitem nicht den Umfang des alten thüringischen Königreichs, das unter seinem letzten Könige Hermanfried (528) von den Franken und Sachsen zerstört, und so getheilt ward, daß das eigentliche Thüringen als Provinz an die Franken, der nördliche Theil am Harze aber an die Sachsen kam. Wenn nun gleich nach dieser Zerstörung die Sorben in dem thüringischen Gränzlande zwischen der Elbe und Saale sich festsetzten, so drangen diese doch nicht ins eigentliche Thüringen vor, das von den fränkischen, in demselben angestellten Grafen und Herzogen gegen sie vertheidigt ward. Seit 687 ward das Christenthum durch den Britten Winfried (Bonifacius) in diesem Lande verbreitet, wo bereits mehrere Städte (Erfurt, Weimar, Gotha, Eisenach, Eisleben, Arnstadt, Nordhausen, Mühlhausen rc.) aufblühten, und mehrere gräfliche Geschlechter (von Weimar, Gleichen, Mannsfeld, Schwarzburg, Orlamünde, Beichlingen, Käfernburg u. A.) schöne Allodialbesitzungen erwarben. Unter allen diesen thüringischen Dynastien erhob sich aber keine schneller, als die vom Grafen Ludwig mit dem Barte abstammende, der ein Verwandter der Kaiserin Gisela, Gemahlin Konrads II., von dem letztern (ums Jahr 1026) einen beträchtlichen Strich Landes in der Nähe des thüringer Waldes geschenkt erhielt, und seine Besitzungen durch seine Vermählung mit der Gräfin Cäcilia von Sangerhausen erweiterte. In diesen Familienbesitzungen folgte ihm sein Sohn Ludwig (nach einer Fabel des Mittelalters: der Springer genannt), welcher die Wartburg und die Stadt Freyburg erbaute. Der Sohn desselben, Ludwig, erhielt im Jahre 1130 die vom Kaiser Heinrich IV. in Thüringen begründete landgräfliche Würde, die ursprünglich ein kaiserliches Richteramt mit herzoglichen Rechten bezeichnete. Diese Würde blieb bei seiner Familie, bis dieselbe im Jahre 1247 mit dem Landgrafen Heinrich Raspe erlosch, und der Kaiser Friedrich II. das erledigte Land und die erledigte Würde auf den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen übertrug, der von demselben Kaiser bereits im Jahre 1242 das pleißner Land unterpfändlich erhalten hatte. Ob nun gleich Heinrich der Erlauchte über den Besitz von Thüringen mit seiner nahen Anverwandtin, der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter des frühern Landgrafen, Ludwigs des Heiligen von Thüringen, in einen vieljährigen Krieg verwickelt ward, so behauptete er doch im Frieden vom Jahre 1263 die Landgrafschaft Thüringen, wogegen die hessischen Allodialbesitzungen an das brabantische Haus fielen, und der Sohn der Sophia, Heinrich, der Stammvater des gesammten hessischen Hauses ward. — Verstärkt durch den Erwerb von Thüringen, war im dreizehnten Jahrhun-

derte das wettinsche Haus in Meißen eine der mächtigsten deutschen Regentenfamilien; nur daß die von Heinrich dem Erlauchten beschlossene Theilung seiner Länder, und die Fehden seines ältesten Sohnes Albrechts des Unartigen, dem er Thüringen überlassen hatte, mit seinen beiden Söhnen, Friedrich dem Gebißnen und Diezmann, die innern Kräfte des Landes erschütterten, bis endlich nach zweien sturmvollen Decennien, und nach dem Absterben der übrigen Fürsten des Hauses, Friedrich der Gebißne zum ruhigen Besitze von Meißen und Thüringen gelangte. Bei seinem Tode (1324) folgte ihm sein Sohn Friedrich der Ernsthafte (1324 — 29). In Verbindung mit Hessen und Mainz besiegte er die raufsüchtigen Herren von Treffurt in Thüringen, deren Besitzungen (Treffurt nebst der Voigtei Dorla) in eine Ganerbschaft (gemeinschaftliche Besitzung) der drei Sieger (1337) verwandelt und der sächsische Antheil davon erst im J. 1808 an das damalige Königreich Westphalen abgetreten ward. Mit Friedrichs des Ernsthaften Söhnen begannen wieder die für das Land so nachtheiligen Theilungen; es war aber im Mittelalter durchgehends in den deutschen Feudis die Ansicht vorherrschend, daß, wenn gleich dem ältesten Sohne ein größerer und besserer Theil gehöre, die übrigen Söhne doch berechtigt wären, in ziemlich gleiche Theile der Erbschaft zu gehen. So erhielt Friedrich der Strenge (reg. 1349 — 1381) in der durchs Loos bestimmten Theilung das Osterland; sein mittler Bruder Balthasar Thüringen, und der jüngste, Wilhelm I., Meißen. Durch Heirath brachte Balthasar Hildburghausen, und Friedrich die Pflege Coburg an das Haus. Zum Glück für das Land starb Wilhelm I. (1407) ohne Erben, und die thüringische Linie erlosch gleichfalls (1440) schon mit Balthasars Sohne, Friedrich dem Friedfertigen. Dagegen regierten die Söhne Friedrichs des Strengen, Friedrich der Ernsthafte (1381 — 1428) und Wilhelm II. (st. 1425) im Osterlande gemeinschaftlich, bis sie nach dem Erlöschen der meißner Linie (1407) eine neue Theilung stifteten. Sie gründeten im J. 1409, auf Veranlassung der von Prag auswandernden Lehrer und Studirenden, die Universität Leipzig, und beide Brüder, so wie ihr Vetter Friedrich von Thüringen, unterstützten den Kaiser Sigismund in dem Hussitenkriege. So viele verderbliche Folgen dieser Krieg für die meißnischen Länder hatte, so ward er doch auch die Veranlassung, daß Sigismund die ritterliche Tapferkeit und kriegerischen Verdienste Friedrichs des Streitbaren im Jahre 1423, nach dem Erlöschen des askanischen Hauses in der sächsischen Chur, mit dieser Chur und den dazu gehörenden Ländern belohnte. Wenn von der einen Seite die an sich schon bedeutende Hausmacht der wettinschen Dynastie durch diese Gelangung zur sächsischen Churwürde mit einem neuen Glanze umgeben, und durch den Erwerb des Herzogthums Sachsen nach Länderumfang und Bevölkerungszahl wesentlich verstärkt ward, so erhielt zugleich von der andern Seite die sächsische Chur, die unter den Askaniern so wenig gegolten hatte, im deutschen Staatensysteme ein neues höheres Gewicht, weil nun durch die Vereinigung von Sachsen, Meißen und Thüringen in Einem Regentenhause der politische Einfluß dieses Hauses auf die Angelegenheiten Deutschlands selbst beträchtlich gesteigert ward. In der That war seit dieser Zeit der Churfürst von Sachsen, wie vormals die guelfischen Herzoge von Sachsen, der mächtigste und wichtigste Fürst Deutschlands nächst dem regierenden luxemburgischen Kaiserhause; denn selbst das österreichische Haus stand hinter dem wettinschen an politischem Einflusse zurück, bis dasselbe zur Kaiserwürde,

und in schneller Folge der Begebenheiten durch Erbschaft zum Besitze der burgundischen Staaten (1477), des Königreichs Ungarn, und der Länder des böhmischen Lehnsnexus (1527) gelangte. — In der sächsischen Chur und den dazu gehörenden untheilbaren Ländern folgte auf Friedrich den Streitbaren sein ältester Sohn, Friedrich der Sanftmüthige (1428 — 1464); in den übrigen Hausbesitzungen regierte er aber gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm III. (st. 1482), nachdem der auf das Erlöschen der thüringischen Seitenlinie (1440) erfolgende Bruderkrieg durch die Dazwischenkunft des Kaisers und durch die Vermittelung mehrerer Reichsfürsten ausgeglichen worden war. Doch war der sächsische Prinzenraub (9ten Juli 1455) eine Folge dieses Bruderkriegs; denn Kunz von Kauffungen, welcher die beiden Söhne des Churfürsten, Ernst und Albrecht, aus dem altenburger Schlosse entführte, beabsichtigte durch diese That eine größere Entschädigung für seine Ansprüche an den Churfürsten, endigte aber nach seiner Gefangennehmung auf dem Fürstenwege zwischen Grünhayn und Raschau durch den beherzten Köhler Schmidt auf dem Schaffotte zu Freyberg (14ten Juli). — Ob nun gleich nach des Churfürsten Tode Ernst im Churkreise allein, und in den übrigen Erbländern gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht regierte, so theilten sie doch nach dem unbeerbten Tode ihres Oheims, Wilhelm III. in Thüringen (1402), im Jahre 1485 die gesammten Familienländer zu Leipzig, in welcher Theilung Ernst Thüringen, und Albrecht Meißen erhielt. Seit dieser Theilung sind die gesammten wettinschen Familienbesitzungen nie wieder vereinigt worden, wenn gleich der Besitzstand selbst durch die wittenbergische Capitulation zum Nachtheile des ernestinischen Hauses bedeutend verändert ward. — In der ernestinischen Linie, welche den Churkreis und Thüringen besaß, folgten auf Ernst seine Söhne: der Churfürst Friedrich der Weise (1486 — 1525), und der Herzog Johann der Beständige, auf welchen nach Friedrichs unbeerbtem Tode auch die Churwürde überging (starb 1532). Nicht ohne Grund ward Friedrichs Weisheit in seinem Zeitalter gefeiert; denn er hatte nicht nur auf die Angelegenheiten Deutschlands einen bedeutenden Einfluß, und war des Kaisers Stellvertreter bei dessen Abwesenheit, er stiftete auch (18ten October 1502) die Universität Wittenberg, und leitete die von dieser Universität (1517) ausgehende Kirchenverbesserung mit religiösem Sinne und mit politischer Umsicht der Verhältnisse. Ohne sein persönliches Gewicht bei den Kaisern, Maximilian und Carl V., und ohne seine Gewandtheit und Klugheit würde wahrscheinlich der kühne Luther das Schicksal Hussens erfahren haben. Allein bei Friedrichs Tode war die neue Lehre bereits so fest gegründet, und hatte auf Fürsten und Völker so mächtig eingewirkt, daß kein Bannfluch vom Vaticane und keine Reichsacht, selbst nicht der schmalkaldische und dreißigjährige Krieg, das wieder vernichten konnte, was aus dem mündig gewordenen Geiste des Volks selbst hervorgegangen, und bald der wichtigste Impuls der neueuropäischen Politik geworden war. Mochte also auch nach der mühlberger Schlacht (24sten April 1547) der sächsische Churhut in der wittenberger Capitulation (19ten Mai 1547) von dem Hause des Churfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen fallen, so ward doch die protestantische Freiheit durch seinen Vetter und Nachfolger in der Chur, durch Moriz im passauer Vertrage (1552) gerettet, nachdem er in dem kurzen Feldzuge gegen Carl V. gezeigt hatte, was ein kräftiger deutscher Fürst gegen den mächtigsten damaligen Regenten in Europa

vermochte, sobald es erhellte, daß er die bürgerliche und kirchliche Freiheit Deutschlands gegen das Reactionssystem seiner Zeit vertheidigte! Die wittenberger Capitulation, in welcher Moriz außer der Churwürde auch den beträchtlichsten Theil der Besitzungen des sächsisch ernestinischen Hauses auf die albertinische Linie brachte, beschränkte freilich das neue, meistens aus thüringischen Aemtern gebildete Fürstenthum für die Söhne des gefangnen Churfürsten nur auf ein jährliches Einkommen von 50,000 Gülden; allein auch der Churstaat selbst verlor dadurch, daß Moriz dem König von Böhmen das schlesische Herzogthum Sagan, die vogtländischen Besitzungen, als erledigte böhmische Lehen, und die bisherige sächsische Lehnshoheit über die reußischen Länder überlassen, so wie die Fortdauer der Bischöfe und Domcapitel in den drei meißnischen Hochstiftern zugestehn mußte. (Der gewesene Churfürst, Johann Friedrich, kehrte nach einer fünfjährigen Gefangenschaft in die seinen Söhnen angewiesenen thüringischen Aemter zurück, starb aber bereits im Jahre 1554, nachdem der neue Churfürst von Sachsen, August, der ernestinischen Linie unter Mitwirkung der Krone Dänemark zur Ausgleichung der bisherigen Streitigkeiten, das Fürstenthum Altenburg abgetreten, und 100,000 Gülden ausgezahlt hatte. Bei den im ernestinischen Hause fortdauernden Ländertheilungen ward der Besitzstand, besonders bei dem baldigen Erlöschen mehrerer neugebildeten Seitenlinien, vielfach verändert. In unsern Zeiten blühen noch im ernestinischen Hause fünf Linien: die weimarische (welche 1815 die großherzogliche Würde, und 85,000 neue Unterthanen, meist aus den Abtretungen des Königs von Sachsen an Preußen erhielt), die gothaische, die meiningische, die coburgische und die von Hildburghausen. Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt 1583 das ernestinische Haus durch 7/12 der hennebergischen Erbschaft. — Das albertinische Haus, durch die Theilung im J. 1485 vom Herzoge Albrecht gestiftet, und im Besitze von Meißen und einzelnen Theilen des Osterlandes, blieb nach Albrechts Tode (1500) unter seinen Söhnen, Georg dem Bärtigen (1500 — 1539), und Heinrich dem Frommen (1539 — 1541) in diesem Länderumfange, bis Heinrichs Sohn, der staatskluge und als Held ausgezeichnete Moriz, durch sein Bündniß mit dem Kaiser Carl V. in der wittenberger Capitulation (1547) zum Besitze der sächsischen Churwürde, des Herzogthums Sachsen und mehrerer andrer Länder des ernestinischen Hauses gelangte. Doch bald darauf bewährte er in dem, dem Kaiser (1552) abgedrungenen Vertrage zu Passau, daß ihm die bürgerliche und religiöse Freiheit mehr galt, als die Gunst des Kaisers, und ehe ein Jahr darauf verfloß, starb er (11ten Juli 1553) an den Wunden, die er (9ten Juli) in der Schlacht bei Sievershausen gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach erhalten hatte. Ihm folgte in der Chur und in den erworbnen Ländern sein Bruder August (1553 — 1586). Wenn gleich nicht Morizens militärische Talente auf ihn übergegangen waren, und sein Antheil an den kryptocalvinistischen Streitigkeiten einen Schatten auf seine Regierung wirft, so darf doch nicht vergessen werden, daß er der erste Staatswirth seines Zeitalters war; daß er die trefflichsten Institute für die innere Organisation seines Staats begründete, und daß er durch Verträge, durch Ankauf und kaiserliche Belehnung den Umfang dieses Staats beträchtlich erweiterte, ob er gleich im Jahre 1554 dem ernestinischen Hause das Fürstenthum Altenburg überließ. Unter ihm geschah es, daß die Administration der zum Protestantismus getretenen drei meißnischen Stifter,

Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz, durch Vertrag mit den Domcapiteln, deren Rechte beibehalten wurden, auf den Churfürsten übergingen; daß er durch Kauf von dem Burggrafen von Meißen und Vogte von Plauen die schon früher seinem Hause gehörenden voigtländischen Besitzungen (den nachmaligen vogtländischen Kreis) wieder erwarb (1566); daß er nach der vom Kaiser ihm aufgetragenen Achtsvollziehung gegen den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Gotha für die aufgewandten Kriegskosten die ernestinischen Aemter Sachsenburg, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück (1567) unterpfändlich erhielt; daß ihm der Kaiser aus der hennebergischen Erbschaft (1583) 5/12 bestimmte (welche in der Theilung des hennebergischen Landes (1660) in den Aemtern Schleusingen, Suhla und Kühnsdorf mit Benshausen bestanden); und daß er durch die nöthig gewordene Sequestration der mansfeldischen Länder (1570) den spätern Anfall (1780) des unter sächsischer Lehnshoheit stehenden Theiles dieser Länder an das Churhaus nach völligem Erlöschen des gräflich mansfeldischen Geschlechts vorbereitete. Für die innere zweckmäßige Organisation seines Staats wirkte August durch die Stiftung des Appellationsgerichts, des geheimen Conciliums, des Obersteuercollegiums, des Kammercollegiums, des Oberconsistoriums, und durch die Abfassung eines neuen Gesetzbuches, besonders aber durch die Ordnung in den Finanzen, durch die erhöhete Bevölkerung und Ansiedlung von Colonisten, da er mehrere seiner Domainen in Erbpacht gab, durch viele Baue zur Verschönerung der Residenz und einzelnen Städte, und durch seine Anstalten für die Polizei, für das Münz- und Postwesen. — Die kurze Regierung seines Sohnes Christian I. (1586 — 1591) bezeichnete zunächst der Einfluß des Kanzlers Crell auf dieselbe, der aber, obgleich nur die Begünstigung des Kryptocalvinismus zunächst auf seine Rechnung gebracht werden konnte, dennoch unter der folgenden Regierung nach einem ziemlich illegalen Prozeßgange als ein Opfer des von ihm beleidigten Adels (9ten October 1601) enthauptet ward. Für den minderjährigen Christian II. (1591 — 1611) führte Anfangs der Herzog von Sachsen-Altenburg die vormundschaftliche Regierung. Die Unthätigkeit Christians trug größtentheils die Schuld davon, daß die auf kaiserliche Anwartschaft gegründeten Rechte des sächsischen Hauses auf die reiche jülichsche Erbschaft beim Tode des letzten Herzogs von Jülich (1609) nicht geltend gemacht, und diese Länder von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Besitz genommen wurden, welches zu einer Entfremdung Sachsens gegen diese beiden Fürstenhäuser nothwendig führen mußte, die auch während des dreißigjährigen Kriegs nicht ohne sichtbare Folgen blieb. Denn, als nach Christians II. Tode ihm sein Bruder Johann Georg I. (1611 — 1656) in der Regierung folgte, so lehnte dieser nicht nur selbst die ihm von den Böhmen — welche Ferdinand II. des Thrones für verlustig erklärten — angebotene böhmische Krone ab, er rieth auch dem Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dasselbe zu thun. Allein dieser, geblendet von dem Glanze der Krone, und rechnend auf die Unterstützung der Union des Bundes der Protestanten in Deutschland, verlor bald nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, welche gegen ihn entschied, nicht nur die Aussicht auf Böhmen, sondern auch durch die Achtserklärung des Kaisers die Chur und alle seine Familienländer. Dagegen hatte Johann Georg I. als Bundesgenosse Ferdinands für diesen die Lausitzen und Schlesien zur Unterwerfung gebracht, und für die auf 72 Tonnen Goldes berechneten Kriegskosten die beiden Lau-

sitzen Anfangs (1623) unterpfändlich, im prager Frieden aber (1635) völlig abgetreten erhalten. Denn das gute Vernehmen des Churfürsten mit dem Kaiser ward durch das Restitutionsedict des letztern (1629) gestört, nach welchem die seit dem passauer Vertrage secularisirten geistlichen Länder wieder in die vorigen kirchlichen Verhältnisse zurückgedrängt, und von den Protestanten herausgegeben werden sollten. Unter diesen Umständen schloß sich Johann Georg I. (1631) dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, an, der, in Verbindung mit den Sachsen, gegen Tilly (7ten Sept. 1631) die Schlacht bei Breitenfeld, und gegen Wallenstein (6ten Nov. 1632) die Schlacht bei Lützen gewann, ob er gleich in der letzten gefallen, und nach ihm die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland auf seinen Kanzler Oxenstierna übergegangen war, mit welchem der Churfürst nicht zu gemeinsamen Entschlüssen sich vereinigen konnte. Die Folge ihrer Mißverständnisse war Sachsens Separatfriede zu Prag (30sten Mai 1635), in welchem der Churfürst von Oesterreich die beiden Lausitzen abgetreten, sein Sohn August die Administration des Erzstiftes Magdeburg, und der Churfürst von diesem Erzstifte die sogenannten querfurtischen Aemter (Querfurt, Jüterbok, Dahme, Burg) erhielt. Als aber kurz nach diesem Frieden Johann Georg auf Oesterreichs Seite gegen Schweden trat, so büßte sein Land diesen Mißgriff der Politik durch die wildesten Verheerungen der schwedischen Truppenmassen, und der westphälische Friede (1648) verschaffte Sachsen bloß die Bestätigung der im prager Frieden gemachten Erwerbungen. Ueberhaupt war der prager Friede, seit welchem der sächsische Churstaat keine Vermehrung seines Länderstandes erhielt, sondern bis zum wiener Tractate am 18ten Mai 1815 in statu quo blieb, der Culminationspunkt des politischen Gewichts Sachsens in Deutschland; denn seit dieser Zeit trat Sachsen aus der ersten Stelle nächst dem Kaiserhause in die zweite, weil Brandenburg den politischen Einfluß Sachsens seit der Regierung des großen Churfürsten überflügelte und verdunkelte, und seine Besitzungen und seine Macht seit dem westphälischen Frieden, besonders aber unter Friedrich II., bedeutend vergrößerte und verstärkte. — Die Nachtheile der von Johann Georg I. in seinem Testamente begründeten Theilung der albertinischen Länder, durch die Stiftung der drei Seitenlinien zu Weissenfels, Merseburg und Zeitz, waren zum Glücke nur vorübergehend, weil diese Linien frühzeitig erloschen, und ihre Länder (die zeitzer 1718, die merseburger 1738, die weissenfelser 1746) wieder mit dem Churstaate vereinigt wurden. — In diesem Churstaate regierten Johann Georg II. (1656 — 1680), Johann Georg III. (1680 — 1691) und Johann Georg IV. (1691 — 1694) ohne wichtige und durchgreifende Ereignisse. Als aber dem letztern sein nachgeborner Bruder Friedrich August I. (1694 — 1733) folgte; so bewirkte zwar sein Uebertritt zum Catholicismus (1697) im Innern keine wesentlichen Veränderungen; allein seine Wahl zum Könige von Polen (1697) führte nicht nur zu einem glänzendern Hofstaate, als er den Kräften Sachsens angemessen war, es ward auch Sachsen in den nordischen Krieg verflochten, welchen August, in Verbindung mit Rußland und Dänemark, gegen den König Carl XII. von Schweden führte, der nicht nur Augusts Absetzung und die Wahl des Stanislaus Lescinsky in Polen bewirkte, sondern auch im Herbste 1706 nach Sachsen ging, zu Altranstädt (24sten Sept. 1706) die Bedingungen des nachtheiligen Friedens mit August dictirte, und während seines einjährigen Aufenthalts in Sachsen dem Churstaate große

Summen kostete. Wenn nun gleich August nach Carls Niederlage bei Pultawa (1709) die polnische Krone reclamirte, so ward doch der erneuerte Krieg gegen Schweden größtentheils mit sächsischen Truppen und sächsischem Gelde geführt, ohne daß im Frieden mit Schweden irgend ein Vortheil daraus für Sachsen, oder selbst für Polen, hervorgegangen wäre. Die Liebe Augusts zum Glanze bewirkte zwar manche Verschönerungen, und die Begründung und Nährung des Kunstsinnes in der Residenz; doch wurden auch von ihm mehrere sächsische Aemter an benachbarte Fürsten verpfändet, die Vogtei über das Stift Quedlinburg, die drei Aemter Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf, nebst dem Petersberge an Brandenburg verkauft, und dem Hause Schwarzburg gegen kleine Geldsummen bedeutende Rechte zugestanden. — Nach Friedrich Augusts I. Tode folgte sein Sohn, Friedrich August II. (1733 — 1763), als August III. auch auf dem polnischen Throne: doch mußte der Besitz desselben erst gegen die erneuerten und von Frankreich unterstützten Ansprüche des Stanislaus Lescinsky im polnischen Erbfolgekriege (1734 ff.) behauptet werden, dessen Erfolg aber für Polen bereits durch die Einnahme von Danzig von den Sachsen und Russen entschieden ward. Beim Ausbruche des österreichischen Erbfolgekriegs nach dem Tode des Kaisers Carls VI. stand August im ersten schlesischen Kriege (1741 f.) auf der Seite der Gegner der Maria Theresia. Ob nun gleich in dem Frieden zu Berlin (1742) der König von Preußen den größten Theil Schlesiens von Oesterreich erwarb, so erhielt Sachsen, das diesem Frieden sich anschloß, doch keinen Theil der österreichischen Erbschaft, und trat bereits im Mai 1744 auf Oesterreichs Seite. Der zweite schlesische Krieg (1744 f.) führte nach der Schlacht bei Kesselsdorf (15ten December 1745) im dresdner Frieden (25sten Dec. 1745) zu keinem andern Resultate in Hinsicht des Länderbestandes, als zum status quo; nur daß Sachsen in diesem Kriege viele Verluste erlitten, an Preußen eine Million zu zahlen hatte, und daß der dresdner Friede das steigende Uebergewicht Preußens im deutschen Norden durch den behaupteten Besitz Schlesiens sicher stellte. So blieb es auch im hubertsburger Frieden (15ten Febr. 1763), der den dritten schlesischen (siebenjährigen) Krieg beendigte; allein dieser Krieg hatte furchtbare Leiden, und eine Schuldenlast von 29 Millionen Thaler über Sachsen gebracht, ohne die Municipalschulden, die durch Bombardement zerstörten Städte, Dresden, Wittenberg und Zittau, und die Verheerungen der sächsischen Bundesgenossen, der Oesterreicher und Reichstruppen, zu rechnen. Einen wesentlichen Einfluß auf die nachtheiligen Ereignisse während Augusts III. Regierung hatte die Premierministerschaft des Grafen von Brühl (1746 — 1763), eines schwachen Politikers und eines Verschwenders, der, bei seinem ungeheuern Aufwande, dennoch ein sehr bedeutendes Privatvermögen und ansehnliche Besitzungen hinterließ. — Sollte Sachsen von den Wunden des siebenjährigen Kriegs genesen, so mußte an die Stelle der brühlschen Verschwendungen das System der Sparsamkeit und die neue Begründung des Credits treten. Dies leitete der würdige Churfürst Friedrich Christian in seiner zweimonatlichen Regierung ein (5ten Oct. bis 17ten Dec. 1763), und ward von dem Administrator Xaver während der Minderjährigkeit Friedrich Augusts III. (bis 1768) mit Beharrlichkeit fortgesetzt. Die Landesschulden und deren Interessen wurden auf die Steuercreditcasse angewiesen, welche jährlich 1,100,000 Thlr. dafür bezahlte, so daß 1807 die Landesschuld bereits bis auf 15 Millionen abbezahlt war, obgleich bei den spätern

Kriegen die Auslosung der Steuerscheine sistirt werden mußte. Eben so ward für die Bezahlung der 9 Millionen Kammerschulden eine Kammercreditcasse gestiftet, welche jährlich 300,000 Thlr. abtrug. Schon unter Friedrich Christian ward die in Dresden (seit 1703 bestehende) Mahlerakademie zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künste unter Hagedorns Leitung erhoben, und mit 16,000 Thl. jährlicher Einkünfte ausgestattet. Der Administrator verband damit (1764) die leipziger Zeichnungs-, Mahlerei- und Architecturakademie als Filialanstalt. Eben so erweiterte er (1764) den Geschäftskreis der (1735 errichteten) Landes-Oekonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation, und stiftete (4ten Dec. 1765) die treffliche Bergakademie zu Freyberg. Die 1768 zu Dresden begründete Artillerieschule ward 1816 in eine Militärakademie für 44 Zöglinge verwandelt, welche darin zum Ingenieur- und Artilleriedienst gebildet werden sollen. Für die innere Verwaltung wurden (1764) in den einzelnen sieben Kreisen des Landes Kreis- und Amtshauptleute angestellt, und (in dem gebliebenen Theile) die Zahl der letztern im Jahre 1816 vermehrt, und ihr Geschäftskreis erweitert; auch ward zu Dresden (1768) das Sanitätscollegium errichtet. Unter dem noch lebenden Regenten, dessen Gerechtigkeit und Weisheit von seinem Zeitalter und von den ausgezeichnetsten Fürsten desselben allgemein anerkannt ward, erhielt das neugestiftete Finanzcollegium (1782), durch die Vereinigung des Accis-, Berg- und Kammercollegiums, und der bis dahin vereinzelten Cassen, eine zweckmäßige Organisation; der Gewerbfleiß und Handel wurden durch liberale Grundsätze unterstützt und gehoben; der Ackerbau war im Emporblühen; der Wohlstand der mittlern und niedern Volksclassen stieg immer höher, denn ein wohlhabendes Volk ist der Fürsten beste Schatzkammer; die öffentlichen Verbindlichkeiten wurden pünktlich erfüllt; die Tortur (1770) abgeschafft; neue Zucht- und Arbeitshäuser wurden (1772 und 1776) zu Torgau und Zwickau, ein Arbeitshaus für Bettler und Vagabunden (1803) zu Colditz angelegt; die Irrenanstalt (1811) auf den Sonnenstein versetzt; das Taubstummeninstitut zu Leipzig vom Churfürsten ansehnlich unterstützt; eine zweckmäßige Brandassecuranzordnung (1787), und (1809) die Gensdarmerie eingeführt, die Saale (seit 1790) schiffbar gemacht, für die Bearbeitung eines neuen Gesetzbuchs (1791) eine besondere Gesetzcommission niedergesetzt; das Schulwesen durch zwei Landschullehrerseminarien zu Dresden und Weißenfels, und besonders in Hinsicht der drei Landschulen — Pforta, Meißen und Grimma — besser organisirt, und zur Verbesserung dieser und der beiden Universitäten wurden vom Regenten (1811) die ihm zugefallenen fünf Commenden des deutschen Ordens angewiesen. Für die Bildung der Offiziere der Armee erhielt die Ritterakademie (seit 1799) eine zeitgemäße Erweiterung und neue Einrichtung; das annaburger Soldatenknabeninstitut sorgte väterlich für die Waisen der Soldaten, und die Armee selbst erhielt (1810) eine neue Organisation in Angemessenheit zu den Bedürfnissen der Zeit. Der Landescredit war so gesichert, daß die im Jahre 1772 creirten 1 1/2 Million Cassenbillets, selbst nach ihrer spätern Erhöhung auf 5 Millionen, im Curse al pari standen, bis erst die Vorgänge im Jahre 1813 nachtheilig auf sie einwirkten. Für die Künste und Wissenschaften ward durch die Ueberlassung des japanischen Palais an die Bibliothek und die Antiken, so wie durch den Ankauf der mengsschen Gypsabgüsse (1792), durch die Vermehrung der trefflichen Gemähldegallerie, durch die Ver-

vollkommnung der Capelle, und durch manche Ergänzung fehlender Institute auf beiden Universitäten (in Leipzig durch Stiftung des Hebammeninstituts, des Clinicums, der Sternwarte, des chemischen Laboratoriums, des philologischen Seminariums u. s. w., in Wittenberg durch das Hebammeninstitut ꝛc.) väterlich gesorgt. — In Hinsicht der auswärtigen Verhältnisse machte Friedrich August III. seine Rechte auf die bayrische Allodialerbschaft in dem kurzen bayrischen Erbfolgekriege (1778) geltend, in welchem er mit Preußen gegen Oesterreich verbündet war. Dieses Bündniß ward noch fester geknüpft, als er (1785) dem von Friedrich II. gestifteten deutschen Fürstenbunde beitrat, durch welchen der von Oesterreich beabsichtigte Eintausch Bayerns gegen den größten Theil der österreichischen Niederlande vereitelt ward. — Im J. 1791 schlug er die, nach der neuern Constitution Polens vom 3ten Mai d. J., ihm und seiner Tochter bestimmte polnische Krone aus, weil bei der damaligen Stellung Rußlands gegen Polen nicht zu erwarten war, daß Catharina II. die von den Polen und ihrem Könige Stanislaus Augustus angenommene neue Constitution anerkennen würde. Dagegen wählten die beiden unmittelbaren Nachbarn des Churfürsten, der Kaiser Leopold II. und der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, die ländlich schöne Sommerwohnung desselben, das Schloß zu Pillnitz (Aug. 1791), zu Ausgleichung ihrer seit der reichenbacher Convention bestandenen Irrungen, und zur Vereinigung über gemeinschaftliche Maßregeln in Hinsicht auf die französische Revolution. Die zwischen ihnen deßhalb abgeschlossene Acte (de Martens recueil T. V. p. 35 sqq.) sollte dazu dienen, die Rechte des Königs von Frankreich und das Wohl der Nation gleichmäßig zu sichern. Ob nun gleich (7ten Febr. 1792) Oesterreich und Preußen deßhalb zu einem Bündnisse näher zusammentraten, zu welchem, außer Rußland, England und Holland, auch der Churfürst eingeladen ward; so lehnte er doch die Theilnahme ab, und stellte im Kriege gegen Frankreich bloß (seit 1793) sein Contingent als deutscher Reichsfürst, nachdem zu Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich ausgesprochen worden war. Selbst als Preußen sich im basler Frieden (1795) von den Interessen Oesterreichs und des deutschen Reichs getrennt hatte, und eine schützende Demarcationslinie das nördliche Deutschland, und selbst die deutschen Staaten des Königs von England umschloß, blieb das chursächsische Contingent im Felde, und nahm (15ten Jun. 1796) Antheil an dem Siege des Erzherzogs Carl bei Wetzlar. Nur als bei dem Vordringen Jourdans und Moreau's im mittlern und südlichen Deutschlande der ganze obersächsische Kreis (13ten Aug. 1796) zu Erlangen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag schloß, rief auch der Churfürst sein Contingent auf die Gränze dieses Kreises zur Deckung desselben zurück, und seine Gesandten machten vergeblich zu Rastadt (seit 1797) beim Friedenscongresse und (1802 f.) zu Regensburg beim Reichsdeputationshauptschlusse die Rechte des deutschen Reichs gegen Frankreichs Anmaßungen, und die Rechte der kleinern Reichsstände gegen die Gelüste der größern geltend. Wenn nun auch die individuelle Denkungsart des Churfürsten die bereits damals schon (seit der Theilung Polens) herrschend gewordene Arrondirungspolitik nicht hindern konnte; so blieb er doch entfernt davon, den Umfang seiner Länder durch fremdes Gut zu erweitern. Selbst ältere Rechte des sächsischen Hauses auf Erfurt, Reuß u. s. w. wurden nicht erneuert, weil spätere Verträge und Verhältnisse anders darüber entschieden hatten. So behielt der Churfürst diese seine Würde selbst dann noch bei, als durch die Stiftung des Rhein-

bundes (12ten Juli 1806) und durch die Resignation des Kaisers Franz II. (6ten Aug. 1806) das deutsche Reich, nach seiner tausendjährigen Existenz, in die Trümmer eines unter Napoleons Protectorat gestellten Staatenbundes zusammengestürzt war. Und als es darauf ankam, den Norden Deutschlands gegen Frankreichs Dictatur zu retten, wenn gleich Preußen in diesem Norden unter seinem Protectorate einen ähnlichen Bund, wie Napoleon im Süden und Westen, bilden wollte; so fochten 22,000 Sachsen (Oct. 1806) in Thüringen unter Hohenlohe's Anführung gegen Napoleon, bis die Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena über das Schicksal des nördlichen Deutschlands entschied. In unerklärbarer Schnelle eröffneten die preußischen Festungen den Franzosen ihre Thore, und schon hatten Hohenlohe und Blücher bei Prenzlau und Ratkau capitulirt; schon begann an der Weichsel der zweite Act des großen Kampfes: als der Churfürst (11ten Dec. 1806) im Frieden zu Posen mit Frankreich die Selbstständigkeit und Integrität seines Staates (bis auf den minder wichtigen Eintausch von Cottbus gegen eine Abtretung in Thüringen, die dann in der Cession des sächsischen Mansfeld, des sächsischen Antheils an Treffurt, und in Barby und Gommern bestand) rettete, die königliche Würde bei dem Beitritte zum Rheinbunde annahm, und sich verpflichtete, in diesem Bunde ein Contingent von 20,000 Mann, für den preußisch-russischen Krieg aber bloß von 6000 Mann zu stellen. In dem Frieden von Tilsit (8ten und 9ten Juli 1807) erkannten Rußland und Preußen den Rheinbund mit allen gegenwärtigen und künftigen Einrichtungen Napoleons in demselben, und den König von Sachsen als Regenten des in diesem Frieden neugestifteten Herzogthums Warschau an, dessen Constitution (22sten Juli 1807) von Napoleon zu Dresden bei seiner Rückkehr von Tilsit unterzeichnet, und bei dieser Gelegenheit von dem Könige der sächsische Rautenorden gestiftet wurde. Zugleich war in diesem Frieden von Preußen die Abtretung von Cottbus an Sachsen, so wie die Verzichtung auf alle sächsische und anhaltische Besitzungen auf dem rechten Elbufer (Art. 10.) geleistet worden. Uebrigens hatte die Annahme der Königswürde in Sachsen weder eine Veränderung der landständischen Verfassung, noch eine Annahme der französischen Gesetzbücher, noch einen größern Aufwand am Hofe, sondern nur die Verwandlung des Namens Churkreis in die Benennung: Wittenbergischer Kreis, die Gleichstellung der Katholiken, und später auch der Reformirten, mit den Lutheranern, und die Erhebung der gesamten churfürstlichen Lande zu einem Königreiche (nach der Proclamation vom 20sten Dec. 1806) bewirkt. Selbst im Herzogthum Warschau hätte kein anderer Fürst, als der König von Sachsen, mit der so unbedeutenden Revenue von 7 Millionen poln. Gulden (der Gulden zu 4 Gr.) sich begnügen können! — In Hinsicht des beim Beitritte zum Rheinbunde festgesetzten Truppencontingents floß freilich auch sächsisches Blut am Tage von Wagram (6ten Juli 1809); allein in diesem Kriege Napoleons gegen Oesterreich stand selbst Rußland auf seiner Seite, nach welchem zwar das Herzogthum Warschau durch Westgallizien und Cracau vergrößert ward, Sachsen selbst aber bloß die lausitzischen Enclaven Guntersdorf, Laubentranke, Gerlachsheim, Leutersdorf, Schirgiswalde und Winkel gewann. Später floß von neuem sächsisches Blut im Jahre 1812 im Kampfe gegen Rußland; allein das sächsische Corps unter Regnier focht in Verbindung mit 30,000 Oesterreichern unter Schwarzenbergs Befehlen, und 20,000 Preußen waren zur Eroberung von Rußland gleichzeitig dem Marschall Macdonald

untergeordnet. Als aber der Brand von Moskau den Zauber von Napoleons Weltherrschaft lös'te; die Sachsen, die bei Kobryn, bei Slonim und noch am 15ten Febr. 1813 bei Kalisch bedeutend verloren hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten, und sich auf des Königs Befehl von den Franzosen trennten; Preußen an Rußland zum Kampfe gegen Frankreich, nachdem alle preußischen Provinzen von den Franzosen geräumt waren, sich anschloß, und der Vicekönig von Italien mit dem Rest des französischen Heeres Sachsen bis zum 20sten März 1813 behauptete; da verließ auch der König von Sachsen seine Hauptstadt, wo Davoust die Elbbrücke sprengte, und ging zuerst nach Plauen, von da nach Regensburg und zuletzt nach Prag, weil er sich für die Fortsetzung dieses Krieges den Maßregeln Oesterreichs anschließen wollte, weßhalb zwischen dem sächsischen Gesandten in Wien und dem österreichischen Ministerium eine Uebereinkunft unterzeichnet worden war, in welcher der König die Verbindlichkeit übernahm, „mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu den von dem österreichischen Hofe zur Herstellung des Friedens zu ergreifenden Maßregeln mitzuwirken, und in diesem Falle sich selbst zu der Abtretung des Herzogthums Warschau im Voraus anheischig machte." (Acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbsten Unwahrheiten rc. Deutschland 1815, S. 76 f.) Gleichzeitig waren auch von Rußland und Preußen Unterhandlungen mit dem Könige eröffnet worden, deren Resultat aber von dem Ausgange seiner Negociationen zu Wien abhängen mußte, besonders weil sogleich bei dem Aufbruche der Preußen nach Sachsen der cottbusser Kreis in Besitz genommen, und eine Masse von Proclamationen in Sachsen verbreitet ward. „Der Befehl des Königs an den General Thielemann lautete aber dahin, daß die Festung Torgau keinerlei fremden Truppen, ohne Unterschied und Ausnahme, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden sollte." (Acten- und thatmäßige Widerlegung rc. S. 74 f.) Als nun die Schlacht von Lützen (2ten Mai 1813) durch das Umgehen des rechten Flügels der Alliirten von dem von Bernburg über Markranstädt zum Schlachtfelde kommenden Vicekönige von Italien entschieden, und Leipzig und allmählig alles Land bis an die Elbe von den Franzosen besetzt worden war; als der König am 3ten Mai ein Schreiben des Herzogs von Weimar erhielt, in welchem dieser, auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, dem Könige die Erklärung des Kaisers in Beziehung auf Sachsen meldete („Je veux, que le Roi se déclare, je saurai alors ce que j'aurai à faire; mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a." Ebend. S. 77 f.), und am 9ten Mai von Dresden aus der vormalige sächsische Gesandte zu Paris und der französische Obrist von Montesquiou mit unmittelbaren Aufträgen des Kaisers beim Könige in Prag ankamen, in welchen der Kaiser ihm seine Ankunft in Dresden meldete, und eine bestimmte Erklärung darüber foderte, ob der König in seine Hauptstadt zurückkehren, Torgau und alle vorhandenen sächsischen Truppen zur Disposition des Kaisers stellen, und seinen Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes Genüge leisten wolle, widrigenfalls er Sachsen als ein erobertes Land behandeln werde (Ebend. S. 80); so kehrte der König nach Dresden zurück, ließ Torgau den Franzosen öffnen, und seine Truppen nahmen Theil an den folgenden Ereignissen des Feldzuges. Während des Waffenstillstandes hatte Oesterreich seine Rüstungen vollendet; die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich, und mit dem Siege Napoleons bei Dresden (26sten Aug.) wich das Glück von seinen Waffen. Das französische, bei Großbeeren geschlagene Heer erlitt bei Dennewitz (6ten Sept.) eine neue Niederlage; die schlesische Armee ging bei Wartenburg

(3ten Oct.) über die Elbe, und die Völkerschlacht bei Leipzig (16ten und 18ten Oct.) entschied das Schicksal Sachsens. Der König, welcher Napoleons Antrag, ihm zu folgen, ablehnte, ward (19ten Oct.) Gefangener der Alliirten, und 20 Monate von seinem Lande getrennt, das bis zum 10ten Nov. 1814 unter russischer, und von da an unter preußischer Verwaltung stand. Ein bedeutendes sächsisches, vom Lande ausgestattetes Heer folgte den Alliirten über den Rhein, bis die Einnahme von Paris den französischen Kaiser zur Resignation brachte (11ten April 1814). Doch Sachsens Schicksal sollte erst auf dem wiener Congreß bestimmt, und das ganze Königreich mit Preußen vereinigt werden, wogegen dem Könige, der am 4ten Nov. 1814 gegen jede Veräußerung seiner Erbstaaten protestirte, eine Entschädigung von 300,000 Menschen in Westphalen angetragen ward. Nach fünfmonatlichen Unterhandlungen beim wiener Congresse (vergl. Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des wiener Congresses von J. Ludw. Klüber, 1. Abth. Frankf. 1816), auf welche die starken Erklärungen des brittischen Parlaments (vergl. europ. Annalen 1816, S. 2) nicht ohne Einfluß blieben, ward endlich im Februar 1815 die Theilung Sachsens beschlossen, und dem Könige von Sachsen, der von Berlin nach Preßburg gekommen war, am 12ten März 1815 erklärt: „daß ohne Verzug diejenigen Landestheile Sachsens, welche unter preußische Hoheit kommen, von denjenigen getrennt werden sollen, welche dem Könige bleiben; daß Preußen für immer Besitz nehmen wird von demjenigen Theile Sachsens, welcher ihm überlassen worden ist; und daß dasjenige, was dem Könige von Sachsen bleibt, unterdessen der provisorischen Regierung des Königs von Preußen unterworfen bleiben soll" (Klüber, S. 38). Unterdessen war Napoleon von neuem in Frankreich erschienen; die Verhandlungen des Congresses mußten sich ihrem Ende nähern; der König unterzeichnete also am 18ten Mai 1815 den Vertrag mit Preußen, in welchem er diesem Reiche die größere Hälfte seines Staates in Hinsicht auf das Areal, die kleinere in Hinsicht der Bevölkerung überließ. Er trat zugleich der deutschen Bundesacte (8ten Juni) bei, stellte sein Contingent gegen Frankreich, und kehrte am 7ten Juni 1815 nach Dresden zurück. In jenem Vertrage kamen die ganze Niederlausitz, ein Theil der Oberlausitz, der wittenberger Kreis (mit Barby und Gommern), Theile des meißner und leipziger Kreises, der größte Theil der Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz, das sächsische Mansfeld, der ganze thüringische Kreis, das Fürstenthum Querfurt, der neustädter Kreis, die vogtländischen Enclaven, und der königlich sächsische Antheil von Henneberg mit 385 1/4 Quadratmeilen und 875,578 Menschen an Preußen. Da aber in diesen Zahlen auch der an Preußen zurückgekommene cottbusser Kreis mit eingerechnet ist, für welchen 1808 Mansfeld, Barby ꝛc. an Westphalen abgetreten ward; so betrug der sächsische Verlust im wiener Vertrage (nach Abrechnung von Barby, Gommern und Mansfeld) eigentlich nur 373 3/4 Quadratmeilen und 845,218 Einwohner. Da nun nach dem Generalgouvernementsblatte für Sachsen (Jahr 1814, Nr. 89) die Gesammtbevölkerung des Königreichs im Jahre 1813 auf 736 Quadratmeilen 1,964,202 Einwohner enthielt; so bildet jetzt nach dieser Angabe das Königreich Sachsen auf 362 1/4 Quadratmeilen mit 1,118,900 Einwohnern den vierten Staat des deutschen Staatenbundes, und bleibt in Hinsicht der Bevölkerung hinter Bayern, Hannover und Würtemberg zurück, während es bis zum Reichsdeputa-

tionshauptschlusse (1803) selbst Bayern nach der Bevölkerungszahl übertraf. Während nun der an Preußen überlassene Theil von Sachsen den Namen Herzogthum Sachsen erhielt, obgleich beträchtliche Districte desselben an den Herzog von Sachsen-Weimar abgetreten wurden, besteht das Königreich Sachsen nunmehr aus den fünf Kreisen: dem meißner, dem leipziger (beide mit Verluste, doch ward der Rest der Hochstifter mit dem letztern verbunden), dem erzgebirgischen, dem vogtländischen und dem lausitzischen Kreise. Da die Geschäfte der in Dresden in Wirksamkeit getretenen Ausgleichungscommission von preußischen und sächsischen Deputirten, unter Concurrenz eines österreichischen Commissarius, bis jetzt noch nicht beendigt, und nur die Resultate in Hinsicht der Cassenbillets bekannt gemacht worden sind (von welchen Preußen die Summe von 1,810,000 Thalern übernahm, Sachsen aber die seinigen bis auf 2 1/2 Million Thaler vernichtete); so ist auch wegen der gesammten neuern und ältern Landesschulden, und wegen der Consolidirung derselben, selbst wegen der Grenzberichtigung, noch nichts definitiv festgesetzt. Nichts desto weniger wandte der König nach seiner Zurückkunft seinen Blick auf mehrere Verbesserungen und Veränderungen im Innern. Die Verminderung des Landes machte es nöthig, daß die bisherigen drei Departements des Finanzcollegiums (Sept. 1815) auf zwei beschränkt wurden; allein die unter der interimistischen Administration neuorganisirte Kriegsverwaltungskammer ward (20sten Nov. 1815) bestätigt; das ehemalige Collegium medico chirurgicum zu Dresden nach einem verbesserten und erweiterten Plane in eine chirurgisch-militärische Akademie verwandelt; die Ingenieur- und Artillerieschule combinirt und zu einer Militärakademie erhoben; ein neuer Civilverdienstorden (7ten Juni 1815) nach drei Classen gestiftet; zu Tharandt (Febr. 1816) eine Forstakademie errichtet, und der Geschäftskreis und die Zahl der Amtshauptleute in den vier alten Kreisen (22sten Juni 1816) vermehrt. Das Königreich hat freilich durch die Theilung die besten Korn- und Holzgegenden und alle Salzwerke, und der königliche Fiscus die reichsten Domainen und Kammergüter verloren; allein die durch den Gewerbsfleiß bevölkertsten Districte des erzgebirgischen und lausitzischen Kreises, und die wichtige Handelsstadt Leipzig sind ihm geblieben. Berechnete man vor der Theilung die Gesammteinkünfte des Königreichs zu 9 Millionen Thaler und darüber; so dürften dieselben nach der Theilung ungefähr 5 Millionen Thlr. betragen, nur daß in dem übervölkerten Erzgebirge eine große Armuth herrscht und schlechte Ernten, wie schon im Jahre 1771 und 1805, leicht zur Hungersnoth führen. Außer Dresden und dem Königssteine ermangelt Sachsen nach Abtretung von Torgau und Wittenberg an Preußen der eigentlichen Festungen; von seinen höchsten Bildungsanstalten sind ihm bloß die Universität Leipzig und die Landschulen Meißen und Grimma geblieben. Die frühere Verfassung und Verwaltung ist beibehalten worden. Doch nur ein langdauernder Friede kann die Wunden heilen, welche die Stürme der letzten Kriege, die zum Theile auf sächsischem Boden ausgekämpft wurden, dem Lande geschlagen haben, und den Credit von neuem beleben, und die Bevölkerung emporbringen, die in Vergleichung mit den Jahren vor 1806 sich ebenfalls vermindert hat. Ueberhaupt ist es noch zu früh, alle die Folgen zu berechnen, welche die nähere und entferntere Zukunft aus der geschehenen Theilung Sachsens entwickeln wird, durch welche nicht bloß Sachsens Stellung zu Deutschland und Europa, sondern auch das innere Verhältniß der

wichtigsten deutschen Bundesstaaten gegen einander selbst wesentlich verändert worden ist. — Seit dieser Theilung ist das Königreich Sachsen im Osten, Norden und Westen mit offenen Grenzen der unmittelbare Nachbar Preußens; im Süden wird es von Böhmen durch eine rauhe, und zum Theile unzugängliche Gebirgskette getrennt. Zu dem Flußsysteme des Königreichs gehören noch, außer der Elbe als Hauptstrom, die beiden Mulden, die weiße und schwarze Elster, die Pleiße, die Neiße, die Flöhe, die Zschopau, das Schwarzwasser ꝛc. In Hinsicht der 275 Städte und Marktflecken, welche zu dem Königreiche bis zur Theilung gehörten, sind 137 derselben an Preußen gekommen, und unter diesen Görlitz mit 8600 Einwohnern, Langensalza mit 5400 Einwohnern, Lauban mit 5000 Einwohnern, Luckau mit 5400 Einw., Merseburg mit 6000 Einw., Naumburg mit 7700 Einw., Suhla mit 5700 Einw., Zeitz mit 5000 Einwohnern; doch sind ihm Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freyberg, Bautzen, Zittau, Zwickau, Plauen, Meißen, Pirna, Annaberg, Schneeberg u. a. mit einer starken Bevölkerung, und mit einem lebhaften Gewerbsfleiße und Handelsverkehre geblieben. Die eigentlichen Korngegenden sind abgetreten worden; doch ist die Pflege bei Lommatzsch und der leipziger Kreis fruchtbar und ergiebig. Die freyberger Bergwerke sind, so wie der Weinbau im Meißnischen geblieben; allein die thüringischen Bergwerke, und die Weinpflanzungen im thüringischen und wittenbergischen Kreise sind an Preußen gekommen. Der Handel im Inlande ist durch die Theilung und durch die damit verbundenen Gränzveränderungen allerdings sehr beschränkt worden; doch hat Leipzig weder in noch außer den Messen bis jetzt bedeutende Nachtheile empfunden; auch dürfte doch wohl endlich die Zeit gekommen seyn, wo richtigere Grundsätze der Staatswirthschaft von selbst darauf hinführen, dem gegenseitigen Handelsverkehr überhaupt auf dem deutschen Boden die größte Freiheit zu geben, und die frühern beschränkenden Formen, als nachtheilig für alle Staaten, zu beseitigen. Die ehemals bedeutende Anzahl slavischer Abkömmlinge hat sich durch die Abtretung der ganzen Niederlausitz und der Hälfte der Oberlausitz an Preußen sehr vermindert, so daß vielleicht nur noch der achte Theil der Gesammtbewohner Sachsens zu dem Stamm der Slaven gehört. Der sächsische Nationalcharakter, seit Jahrhunderten durch geistige Cultur und feine Sitten veredelt, ist zwar an sich mehr friedlich als kriegerisch, wie dies bei einem Staate nicht anders seyn konnte, der in allen neuern Kriegen verloren hat, und der schon in seiner ersten Anlage und Begründung nicht die Form eines erobernden Militärstaates erhielt; allein die Tapferkeit der Sachsen, selbst in Kämpfen, die ihrem vaterländischen Interesse fremd waren, hat sich jedesmal ehrenvoll bewährt und es bestätigt, daß auch ein Volk, das zunächst seinen trefflich angebauten Boden liebt, und durch Gewerbfleiß, Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung seit Jahrhunderten sich ausgezeichnet, im Augenblicke der dem Vaterlande drohenden Gefahr es nicht vergißt, was es der Treue gegen seine erbliche Dynastie, der anerkannten Güte und Milde seiner Regierung und dem sächsischen Namen schuldig ist. Wenn also auch der Nationalcharakter des Sachsen nicht in starken Aeußerungen und im Hang zu Neuerungen sich ankündigt; wenn Häuslichkeit, Sinn für öffentliches Recht und ungebeugte Gerechtigkeitspflege und Empfänglichkeit für die Fortschritte des menschlichen Geistes, die ohne eine zweckmäßige Preßfreiheit nicht möglich sind, ihn vorzüglich auszeichnen; so hat die sächsische Regierung diesen Na-

tionalcharakter in seinem stillen Wirken nicht nur nicht gehindert, sondern seine freiere Entwickelung und Fortbildung befördert. In wenigen deutschen Staaten dürfte im Ganzen die Erziehung so gut organisirt seyn, wie in Sachsen, wo auch die untern Stände gewöhnlich fertig lesen, schreiben und rechnen, und wo als Muster für Bürgerschulen die treffliche leipziger Freischule seit 25 Jahren nicht ohne Nachahmung geblieben ist. Auch hätte Sachsen die verheerenden Stürme der letzten zehn Jahre nicht bestehen können, wenn nicht der Wohlstand dieses Landes seit dem hubertsburger Frieden sich über alle Stände verhältnißmäßig verbreitet, und besonders den Landmann emporgebracht hätte; denn nur bei der sächsischen Sparsamkeit und Genügsamkeit war es möglich, die großen Leistungen aufzubringen, die von allen kriegführenden Mächten in dieser Zeit, außer den gewöhnlichen öffentlichen Abgaben, den Bewohnern Sachsens zugemuthet wurden. — In Hinsicht des preußischen Herzogthums Sachsen ist dasselbe nicht wie Schlesien, Pommern u. a. eine selbstständige Provinz geblieben, sondern in geographischer und administrativer Hinsicht sehr verändert worden. Der abgetretene Theil der Oberlausitz ist der Regierung zu Liegnitz, die Niederlausitz mit Dobrilugk, Finsterwalde, Senftenberg, Hoyerswerda u. s. w. der Regierung zu Frankfurt an der Oder, ein beträchtlicher Theil des wittenberger Kreises der Regierung zu Potsdam zugetheilt worden. Dagegen umschließt in der neuen Staatsgeographie Preußens die Provinz Sachsen die drei Regierungsbezirke: Magdeburg, Merseburg und Erfurt. In allen dreien sind altpreußische und bisherige sächsische Aemter und Districte mit einander verbunden. So wurde z. B. ganz Mansfeld, der Saalkreis, und Ermsleben vom Fürstenthume Halberstadt zur Regierung in Merseburg geschlagen, zu welcher von den sächsischen Abtretungen der größte Theil des wittenberger Kreises, der preußische Antheil des leipziger unn meißner Kreises (mit Ausnahme der Aemter Finsterwalda und Senftenberg), der preußische Antheil der Stifter Merseburg und Naumburg, die Aemter Querfurt und Heldrungen, der thüringische Kreis (mit Ausnahme von Langensalza, Weißensee &c.), die Grafschaft Stollberg und die Aemter Kelbra und Heringen gehören. Der Regierung zu Erfurt aber wurden das sächsische Henneberg, die Aemter Langensalza, Weißensee, Tennstädt, und Ebeleben untergeordnet, und Barby, Gommern, Walter-Nienburg an Magdeburg gewiesen. — Das sächsisch ernestinische Haus in seinen fünf Linien gibt folgende statistische Ansicht. Die Besitzungen des Großherzogs von Weimar umschliessen (nach den neuern Erwerbungen, wohin besonders der größte Theil des vormals königlich sächsischen neustädtischen Kreises gehört) 67 Quadratmeilen und 194,000 Einwohner; des Herzogs von Gotha-Altenburg 54 Quadratmeilen und 190,000 Einwohner, des Herzogs von Coburg (mit Einschluß der ihm durch den wiener Congreß im Saardepartement zugesprochenen Seelenzahl) 27 Quadratmeilen und 77,000 Einwohner; des Herzogs von Meiningen 18 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern; und des Herzogs von Hildburghausen 10 Quadratmeilen und 33,000 Einwohner. Q.

Sachsenfrist, gewöhnlicher die sächsische Frist, ist ein Zeitraum von 45 Tagen oder 6 Wochen und drei Tagen. Ehemals war dieser Zeitraum nicht bloß in den chursächsischen, sondern in allen Ländern des sogenannten sächsischen Rechts, d. h. in welchen der Churfürst von Sachsen bei erledigtem Kaiserthrone das Vicariat ausübte, von großer Wichtigkeit, wenn nicht etwa durch besonderes Herkommen oder specielle Gesetze etwas anderes verordnet war. So war die Beweis-

und Gegenbeweisführung im ordentlichen bürgerlichen Prozesse an jenen Zeitraum gebunden; auch mußte die erste Ladung in der Regel eine sächsische Frist umfassen, und durch die Nichtbeachtung dieses Zeitraums konnte und kann man noch jetzt sich den Verlust wichtiger Rechte zuziehen. Indessen sind in vielen deutschen Ländern, die zum sächsischen Rechte gehören, oder unter das ehemalige chursächsische Vicariat gerechnet wurden, andere, entweder kürzere oder längere Fristen gebräuchlich, deren sorgfältige Beobachtung für Parteien und Sachwalde von gleicher Wichtigkeit ist.

Sachsenjahr ist der Zeitraum von einem gewöhnlichen Jahre, sechs Wochen und drei Tagen, und in den Ländern des sächsischen Rechts die ordentliche Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger andern Rechte, wofern nicht specielle Gesetze dieses oder jenes Landes einen längern oder kürzern Zeitraum zur Verjährung bestimmen (m. s. auch Verjährung).

Sachsenspiegel ist eine Privatsammlung von Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten, welche im Mittelalter in Deutschland, besonders aber in Sachsen und den Landen des sächsischen Rechts, d. h. in Westphalen, Friesland, Hessen, Niedersachsen, Brandenburg, Pommern, der Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren, rechtliche Kraft hatten. Diese Sammlung veranstaltete ein sächsischer Edelmann Epko von Repkau oder Eyke von Repgow in den Jahren von 1215 bis 1235 und sie besteht nicht bloß aus ursprünglich deutschen Rechtsvorschriften, Urtelssprüchen der Schöppen und Gewohnheiten, sondern auch aus einigen Sätzen des römischen und canonischen Rechts, welches schon damals anfing, in Deutschland verbreitet zu werden. Der Sachsenspiegel war deßhalb für das deutsche Recht von außerordentlichem Werth, da durch denselben der gänzlichen Verdrängung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt geschahe. Epko von Repgow theilte sein Werk, welches er in der alten sächsischen Mundart herausgab, in zwei Abschnitte, Landrecht, d. h. bürgerliches und peinliches Recht (in drei Büchern) und Lehnrecht ein. Späterhin ward noch der Richtsteig des Landrechts und Lehnrechts hinzugefügt, welcher eine Prozeßordnung enthielt. Von Mangel eines wohlgeordneten Plans, einer gesunden Philosophie und historischer Kenntniß finden sich freilich in diesem Werke häufige Proben, desto zuverlässiger ist es in rechtlicher Rücksicht. Daher wurde der Sachsenspiegel, obgleich er nur eine Privatsammlung war, trotz der Hindernisse, welche der Papst seiner Ausbreitung in den Weg legte, doch bald als allgemeine Norm rechtlicher Entscheidungen nicht allein in allen oben angeführten Ländern, sondern sogar in Polen, Dänemark und andern auswärtigen Staaten angenommen, und ist noch jetzt der Grundstein des sächsischen Rechts. Die öffentliche Einführung des römischen und canonischen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt nur wenige Vorschriften des Sachsenspiegels von practischer Gültigkeit sind.

Sack (Baron Albrecht von), einer der tüchtigsten preußischen Staatsmänner, Gouverneur des Großherzogthums Niederrhein, jetzt von Pommern. Er war früherhin Gesundheits halber genöthigt, sich einige Zeit in Madeira aufzuhalten. Von dort begab er sich nach Surinam, wo er sich mit naturhistorischen Beobachtungen beschäftigte. Bei seiner Zurückkunft nach England ließ er seine Reise in Briefform und in eng-

lischer Sprache drucken. Hierauf besuchte er nochmals Westindien und Surinam, und soll jetzt an einer Ausgabe seines erwähnten Werks und eines Supplements in deutscher Sprache arbeiten. Das gedachte Buch führt den Titel: Narrative of a Voyage in Surinam.

Sackpfeife oder Dudelsack, ein sehr altes Instrument, das jetzt nur noch bei Schäfern und Landleuten im Gebrauch ist. Es besteht aus einem ledernen Schlauch, an dessen einer Seite sich eine Röhre befindet, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläs't, den er vor sich hält, um ihn mit dem Arme an sich zu drücken, und dadurch den Druck der Luft zu vermehren, damit eine auf der andern Seite in diesem Schlauche steckende Art von Schalmey die nöthige Luft zur Ansprache erhält, wenn die Finger beider Hände auf derselben die Töne der Melodie greifen. Nächst dem sind noch einige in einem Tone fortklingende Pfeifen, die man Stimmer nennt, mit dem Schlauche verbunden. Es waren sonst verschiedene Gattungen dieses Instruments gebräuchlich.

Sacrament (latein. Uebernahme einer Verbindlichkeit, Bund oder Weihe zu etwas) ist ein Ausdruck, der nur darum in der christlichen Kirchensprache eine religiöse Bedeutung erhalten hat, weil er in der Vulgata zur Uebersetzung des griechischen Wortes Mysterion gebraucht worden war. Bei den älteren lateinischen Kirchenschriftstellern bedeutet Sacramentum daher ein Geheimniß oder eine symbolische Religionshandlung; doch erst im 12ten Jahrhundert fing man an dieses Wort zur Bezeichnung der heiligen Handlungen zu gebrauchen, die noch jetzt in der römischen Kirche Sacramente heißen, ohne einen zureichenden Grund anzugeben, warum deren gerade sieben seyn sollten. Die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Lehre von den Sacramenten zu einem der Streitpunkte, worüber sie mit der römischen Kirche zerfielen, indem sie den Begriff des Sacraments dahin bestimmten, daß es eine von Christo selbst eingesetzte Ceremonie seyn müsse, wobei der, der sie würdig begeht, durch sinnliche Mittel und Zeichen gewisser göttlichen Gnadenwohlthaten theilhaftig würde. Dieser Begriff paßt, genau genommen, nur auf die Taufe und das Abendmahl, daher sowohl die wittenberger als die schweizer Reformatoren sich weigerten, mehrere religiöse Handlungen in demselben Sinne als Sacramente gelten zu lassen. Doch rechneten Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße oder Absolution unter die Sacramente und gesellten sie späterhin nur stillschweigend als Vorbereitung zum Abendmahle. Der unter dem Namen Sacramentsstreit bekannte Zwist unter den Reformatoren selbst wurde über die Frage, ob Christus im heil. Abendmahle leiblich oder bloß geistig zugegen sey, zwischen Luther und Karlstadt (s. d. Art.) 1524 begonnen, und da Zwingli sich mit dem Letztern einstimmig gegen die leibliche Gegenwart erklärte, zwischen den schweizerischen und wittenberger Reformatoren bis 1536, wo Bucerus die wittenbergische Concordia, einen Friedensvergleich der Schweizer mit Luthern, zu Stande brachte, fortgeführt. Luther fing 1544 die Feindseligkeiten von neuem an, und seine Partei fuhr nach seinem Beispiele darin mit einer Härte und Kampflust fort, die ihr gerechten Tadel zugezogen hat. Nähere Auskunft über den Gegenstand des Sacramentsstreits gibt der Art. Abendmahl. Bekanntlich wurde dieser Streit die Hauptursache der Trennung der Reformirten von den Lutheranern und der harten Verfolgungen, welche über die sogenannten Sacramentirer, d. h. Anhänger der schweizerischen Meinung, ergingen. Im Abschiede des Reichstags zu Speyer 1529 wurden die Sacramentirer

den Wiedertäufern gleich gesetzt, und mit denselben Strafen bedroht; auch Luther und seine steifen Anhänger drückten sie durch Bewirkung des Verbotes ihrer Schriften und manche persönliche Angriffe, mit denen man selbst den edeln Melanchthon wegen des ihm angeschuldigten Kryptocalvinismus nicht verschonte. Inzwischen ist die reformirte Kirche mit der lutherischen darin einig geblieben, daß nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, anzunehmen und auch diesen nur unter der Bedingung eines würdigen Genusses die Kraft, der Gnade Gottes in Christo theilhaftig zu machen, beizumessen wäre. Dagegen erhob die Kirchenversammlung zu Trident 1547 die Lehre von sieben Sacramenten, Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße oder Absolution, letzte Oelung, Priesterweihe und Ehe, zum Glaubensartikel der römischen Kirche und verdammte diejenigen, welche an der Kraft dieser Handlungen durch den bloßen Gebrauch (ex opere operato) Gnade zu ertheilen, zweifelten, oder sie nur für äußere Zeichen einer göttlichen Begnadigung hielten, welche man eigentlich nur durch Glauben und Besserung erlangen könne. Die griechische Kirche stimmt in dieser Lehre mit der römischen überein. Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Ceremonien ohne besondere göttliche Segenskraft, zu deren Uebung kein Christ nothwendig verbunden sey. Die Quäker neigen sich zum entgegengesetzten Extrem, indem sie die Sacramente innere Handlungen des Gemüths nennen und gar nicht äußerlich begehen. Unter den aus dem Protestantismus hervorgegangenen kleineren Parteien folgen die Herrnhuter der lutherischen, die Methodisten und Taufgesinnten aber der reformirten Ansicht. Es leuchtet ein, daß die Uneinigkeit der Parteien in diesem Puncte von der Verschiedenheit ihrer Definition des Begriffs Sacrament herrührt, und die Unbestimmtheit dieses vielsinnigen lateinischen Wortes großen Antheil an den darüber entstandenen Händeln hat. Doch wird diese Uneinigkeit schwerlich beizulegen seyn, weil sie Gebräuche betrift, deren Feier die hauptsächlichste Haltung des religiösen Lebens der christlichen Völker ist, und daher in Form und Begriff eine Aenderung viel weniger zuläßt, als die wissenschaftliche Darstellung der Dogmen. E.

Sacristei heißt das zur Bewahrung der heiligen Bücher, Gefäße und Geräthschaften, zum Aufenthalte der Geistlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geschehen sollen, bestimmte Zimmer oder Gewölbe, welches bei jeder Kirche angebaut zu seyn pflegt. **Sacristan** ist bei den catholischen Domstiftern derjenige der jüngeren Geistlichen, welcher die Schlüssel zur Sacristei und die Sorge der Bewahrung der darin befindlichen zum Kirchendienste bestimmten Effecten hat. E.

Säcularisation oder **Verweltlichung** nennt man diejenige Handlung, vermittelst deren ein geistliches Land oder Gut in ein weltliches verwandelt wird. Die **erste** Hauptsäcularisation oder Verwandelung geistlicher Länder und Güter in weltliche hatte in Deutschland bei dem westphälischen Frieden 1648 Statt. Durch die Reformation hatte man den Ausspruch des Heilandes erfahren: Euer Reich ist nicht von dieser Welt; und demnach wurden die geistlichen Stifter Magdeburg, Halberstadt, Bremen, Minden, Cammin, Schwerin, Ratzeburg, die Johannitercommenden Nemerow und Mirow u. s. w. in weltliche Länder und Besitzungen verwandelt. Die **zweite** Hauptsäcularisation war Folge des lüneviller Friedens (9ten Februar 1801) und des demselben folgenden Reichsdeputationshauptschlusses vom 25sten Februar 1803, in Gemäßheit dessen alle bis dahin unmittelbar gewese-

nen Stifter 2c. säcularisirt, und weltlichen Regenten zugetheilt und auch die mittelbaren der Disposition der letztern überlassen wurden. Bloß der Churfürst Reichserzkanzler, nachmaliger Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, rettete seine weltliche Herrschaft aus diesem Schiffbruche der Hierarchie, um 1813, durch die Noth gezwungen, sich selbst seiner irdischen Gewalt zu begeben. Neben ihm gelang es auch noch dem Deutschmeister und dem Johanniter Großprior sich zu erhalten. Die Säcularisation, behauptet man, enthalte, aus rechtlichem Gesichtspunkte betrachtet, durchaus nichts Ungerechtes, da die geistlichen Regenten nicht durch den Willen der von ihnen regierten Völker, sondern durch bloße Anmaßung eines einzelnen Standes zu ihrer Herrschaft gelangt waren, mithin kein wohlerworbenes Recht (Jus quaesitum) hatten. Aber diese Behauptung ist unrichtig, indem sie den Bestand der Regierungsgewalt von dem Willen der Völker abhängig macht, und die Geschichte bezeugt, daß die geistlichen Regenten ihre Herrschaft unter eben so gültigen, oft noch gültigern Rechtstiteln erworben haben, als die weltlichen. Die deutschen Bischöffe und Aebte waren, nach der Verfassung und dem Besitzstande, eben so rechtlich Landesherren, als die Erbfürsten. Deßhalb konnten sie aus ihrem Besitze, um ihres geistlichen Charakters willen, der hier keinen Unterschied machte, schlechterdings nicht verdrungen werden; geschah es aber doch, so konnte eine solche Operation unmöglich gerechtfertigt werden, es sey denn, daß das Gesetz der Selbsterhaltung, oder der äusserste Fall der Noth sie gefordert habe. Ein anderer zur moralischen Begründung der Säcularisation angeführter Grund, daß die Völker durch Verweltlichung ihrer Regenten in Rücksicht ihrer Nationalehre gewinnen, indem es nicht angemessen sey, unter der Landeshoheit eines Priesters zu stehen, — verdient doch wohl keine Widerlegung.

Säculum. Dieses Wort hat zwei sehr verschiedene Bedeutungen. Im Sinne des canonischen Rechts zeigt es die Welt und das bürgerliche Leben im Gegensatze der Kirche und der geistlichen Sachen an. Daher kam das Wort Säcularisation, worunter man die Verwandlung geistlicher Besitzungen in weltliche versteht. — In der Sprache des gewöhnlichen Lebens heißt Säculum ein Zeitraum von hundert Jahren, ein Jahrhundert. Daß ältere Völker zu einem Jahrhunderte theils einen längern, theils einen kürzern Zeitraum als hundert Jahr foderten, ist nicht glaublich, obgleich es behauptet worden ist; wenigstens bei den Römern und Deutschen war es nicht der Fall. Am Ende des 17ten und 18ten Jahrhunderts entstanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder mit dem folgenden zu machen sey. Eine Partei von Gelehrten und Chronologen stimmte für das Jahr 99 aus dem Grunde, weil nach ihrer Meinung Christus ein Jahr früher, als nach unserer bisherigen Zeitrechnung, geboren sey, daß man also bereits 1799 die Jahreszahl 1800 hätte schreiben müssen, indem schon 1799 volle 1800 Jahre nach Christi Geburt vergangen wären. — Die andere Partei behauptete, daß erst mit Ablauf des Jahrs 1700 oder 1800 die Jahrhunderte voll wären. Allein die erstere Partei bestritt dies ja nicht, sondern blos die Richtigkeit unserer Zeitrechnung. Diese läßt sich jedoch eben so wenig beweisen, wie abläugnen, da sie erst im 6ten Jahrhundert nach Christi Geburt durch einen Geistlichen Dionysius den Kleinen (wegen seiner kleinen Statur so genannt), aufgebracht wurde, und eben so gut unrichtig, wie richtig seyn kann, indem Dionysius sowohl, als seine Vorgänger Versehen begehen konnten.

Sacy (Silvestre de), an umfassender und gründlicher Gelehrsamkeit einer der ausgezeichnetsten Männer unsrer Zeit, unter den Kennern der arabischen und persischen Sprache gegenwärtig in Europa der erste. Geboren um das J. 1760, scheint er sich von Jugend auf den Wissenschaften und vorzugsweise dem Sprachstudium gewidmet zu haben. Schon vor der Revolution war er Mitglied der Akademie der Inschriften und bereicherte die Memoiren derselben mit mehreren wichtigen Beiträgen. Die politischen Unruhen seines Vaterlandes und ihre unausbleiblichen Folgen scheint er von Anfang an sehr richtig beurtheilt zu haben, denn er nahm nie Antheil daran. Seine Zurückgezogenheit, in der er sich einzig mit seinen Studien beschäftigte, rettete ihn während der Schreckensperiode. Bei Einrichtung des Nationalinstituts wurde er zu dessen Mitgliede ernannt. Ueberdies ward er Professor der persischen und arabischen Sprache an dem Collège de France. Von seinem Fleiße aus jener Periode zeugen unter andern die Notices et extraits des Manuscripts u. s. w., in denen er die köstlichsten Arbeiten, vornehmlich zur Geschichte der Kreuzzüge, Auszüge aus arabischen und persischen Handschriften u. s. w. niederlegte; einzelne Bände sind fast ganz von ihm. Unter der kaiserlichen Regierung nahm er kein weiteres öffentliches Amt an, als daß er für das Departement der Seine in den gesetzgebenden Körper trat. Napoleon ernannte ihn zum Reichsbaron und ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion. Am dritten April 1814 erklärte sich de Sacy für die Entsetzung Bonaparte's und seiner Familie, und nahm nach der Wiederherstellung der Bourbons thätigen Antheil an den Erörterungen über das Budjet, über die Preßfreiheit und über die Zurückgabe der noch unverkauften Güter an die Ausgewanderten. Am 17ten Februar 1815 ernannte ihn der König zum Rector der pariser Universität; er trat am 20sten März aus dem gesetzgebenden Körper, und ist nicht wieder gewählt worden. Während Napoleons Wiederauftreten zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Bei der neuen Einrichtung der Akademien 1816 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften. Wir nennen von den Schriften dieses großen Gelehrten noch seine arabische Grammatik und Anthologie, (zusammen 5 Bände in 8. 1806), welche alle ähnlichen Werke übertreffen, seine Uebersetzung des Abdollatif, aus welcher sich die unglaubliche Fehlerhaftigkeit der früher von Wahl gemachten völlig unbrauchbaren Uebersetzung desselben Schriftstellers ergibt, und welche wegen der hinzugefügten Erläuterungen unschätzbar ist, seine Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse, (1793, 4.) worin alte geschichtliche Denkmäler, als die Inschriften von Nakschi Rustam und Tschehel-Minar u. s. w. mit tiefer Sach- und Sprachkenntniß erläutert werden, seine allgemeine Grammatik, ein kleines aber mit philosophischem Geiste geschriebenes Werk, seine interessante Schrift über die Brieftauben u. s. w. Als Lehrer hat Sacy durch seinen Unterricht überaus zur Verbreitung einer gründlichen Kenntniß des Arabischen und Persischen gewirkt und treffliche Schüler gezogen. Mit einer genauen Kenntniß des Persischen, des Arabischen, Hebräischen und der damit verwandten Dialecte, ferner des Griechischen, Lateinischen und fast aller neuern europäischen Sprachen, worunter auch die Deutsche gehört, die er sogar mit Fertigkeit spricht, und einer umfassenden Kunde der Alterthumswissenschaften, der Geschichte und Geographie u. s. w. verbindet dieser seltne Mann den gefälligsten, offensten, anspruchlosesten Charakter, strenge Rechtschaffenheit, und eine zu jeder Aufopferung bereite Geneigtheit, die Studien und Arbeiten Andrer zu fördern, so daß er auch in dieser Hinsicht vielleicht alle heutigen Gelehrten Frankreichs übertrifft. M.

Sadi, mit seinem ganzen Namen Scheikh Moslehedin Sadi el Schirazi (aus Schiraz), einer der berühmtesten und auch unter uns bekanntesten lyrischen und moralischen Dichter der Perser, war zu Schiras im Jahre der Flucht 571 (1175 nach Christi Geburt) geboren, und starb als ein hundertundsechzehnjähriger Greis (1292 nach Chr. Geb.). Da seine Aeltern arm waren, wurde er am Hofe Abubekrs erzogen und genoß überhaupt von den verschiednen Monarchen Persiens großer Gunst und reicher Wohlthaten. Die Perser schätzen ihn über alles wegen seiner goldenen Sprüche, die sie als einen Schatz wahrer Lebensweisheit betrachten, und wegen seiner reinen, höchst zierlichen und dabei einfachen Schreibart. Wir besitzen von ihm folgende Hauptwerke: 1. eine Sammlung (Divan) lyrischer Gedichte in arabischer und persischer Sprache, (Gaseln und Cassiden), in denen ein mildes Feuer der Phantasie waltet, theils Liebesgedichte, theils Auffoderungen zu edeln Lebensgenüssen, vermischt mit ernsten Betrachtungen; 2. ein moralisches Werk aus Prosa und Versen gemischt, unter dem Titel, Gulistan (Rosengarten), in acht Büchern, deren Inhalt sich aus folgenden Ueberschriften, die sie führen, ergibt, nämlich, vom Geiste und den Sitten der Könige, vom Geiste und den Sitten der Derwische, von der Ruhe und dem Glücke der Zufriedenheit, vom Nutzen der Verschwiegenheit, von der Liebe und Jugend, von Schwachheit und Alter, von Erziehung der Kinder und guten Sitten, von der Kunst, mit Leuten umzugehen; 3. ein Werk in Versen, unter dem Titel: Bostan (Baumgarten) enthaltend eine Sammlung von Geschichten, Fabeln und moralischen Anweisungen; endlich 4. eine Sammlung von Sittensprüchen, ebenfalls in Versen unter dem Titel: Pendnameh oder Molamaat. Sämmtliche Werke des Sadi sind zu Calcutta in zwei Großquartbänden persisch im Druck erschienen; das Gulistan hat Gentius persisch und lateinisch herausgegeben; das Pendnameh ist persisch und englisch in Ostindien und England einzeln gedruckt worden; von den lyrischen Gedichten findet man einzelne bei Ouseley und Andern. Uebersetzungen des Bostan und Gulistan gibt es in vielen Sprachen. Deutsch hat sie zuerst Olearius geliefert. Sadi's Grabmal beschreibt Franklin in seiner Reise. (Vergl. Persische Literatur). M.

Saducäer, eine von den vier Hauptsecten der Juden, deren Stifter Sadoc, ein jüdischer Rabbiner, war, der ungefähr 200 Jahre vor Christi Geburt lebte. Die Lehre seines Meisters, des Antigonus, daß man die Tugend um ihrer selbst willen und ohne Rücksicht auf Belohnung ausüben müsse, führte ihn zu der Behauptung, daß in einem andern Leben weder Belohnung noch Strafe Statt fände. Seine Anhänger läugneten daher die Auferstehung und die Unsterblichkeit der Seele, glaubten weder Engel noch Geister, waren aber in ihren Sitten sehr streng, daher auch Christus trotz des Vorwurfs, daß sie die Schrift nicht verständen, sie wegen ihrer Sitten nicht tadelt. Auch gelangten sie zu den höchsten Würden und selbst zum Hohenpriesteramt. Noch jetzt besteht die Secte in verschiedenen Gegenden.

Sagan, ein Fürstenthum in Niederschlesien, war ehemals ein Theil des Fürstenthums Glogau, von dem es aber durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. 1395 getrennt wurde, und seinen eignen Fürsten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiser Ferdinand II. schenkte es an seinen Feldherrn Albrecht von Wallenstein. Nach der Ermordung desselben ward es wieder eingezogen und 1646 an einen Fürsten von Lobkowitz verkauft. Von den Nachkommen des Letztern kam es 1786 gleichfalls durch Kauf

an den Herzog Peter von Curland, nach dessen Tode es seine älteste Erbtochter, die Prinzessin Catharine Friederike Wilhelmine, vermählt mit dem Prinzen Ludwig von Rohan-Gumenée erhielt, die sich davon Herzogin von Sagan nennt. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, hat aber große Wälder, viel Wildpret und viel Eisenstein und Eisenhämmer. Die Queis, welche das Fürstenthum nach der Länge durchströmt, und auch den Bober u. a. aufnimmt, liefert vortreffliche Fische. Uebrigens enthält dies Land die drei Städte Sagan, Priebus und Naumburg am Bober, einen Marktflecken und etwa 34,000 Einwohner, die größtentheils catholisch sind. Die Haupt- und Residenzstadt Sagan mit einem ansehnlichen fürstlichen Schlosse, hat eine bedeutende Augustinerabtei, ein Collegium und Seminarium des aufgehobenen Jesuiterordens, noch 4 catholische Kirchen und ein Seminarium, eine evangelische Gnadenkirche und Schule, und 4500 Einwohner, die sich von den äußerst wichtigen Tuch- und Leinwandmanufacturen u. s. w., so wie auch vom Getreidehandel nähren. Die Herzogin hat hieselbst eine Regierung, ein Land- und Manngericht, ein Consistorium, eine Rentkammer und ein Hofgericht.

Sage (Alain René Le), ein berühmter französischer Romanen- und Lustspieldichter, geboren um das Jahr 1677 zu Ruys in Bretagne. Er begab sich früh nach Paris, wo er als Schriftsteller lebte. Das erste Werk, durch welches er sich bekannt machte, war eine freie Uebersetzung der griechischen Briefe des Aristenät. Seine Bekanntschaft mit der spanischen Sprache und Literatur benutzte er dazu, mehrere Novellen und Romanzen der Spanier frei zu bearbeiten oder doch die spanischen Sitten und Localitäten in seine Dichtungen einzuführen. Sein erster Roman der Art war Guzman d'Alfarache, der sich in einer niedern Sphäre bewegt, aber nicht ohne Ergötzlichkeit ist. Zu einer höhern Schreibart erhob er sich in dem Bacheller de Salamanque und nächstdem in den Avantures de Gil Blas de Santillane, der seinen Verfasser in ganz Europa bekannt machte. Seine Sitten- und Charaktergemählde sind überaus lebendig und unterhaltend; und wiewohl die Moral zuweilen verletzt wird, so fehlt es doch nicht an Belehrung und praktischen Lebensregeln. Diesem Werke verdankt der Verfasser seinen größten Ruhm, obwohl auch sein Diable boiteux, der eigentlich eine unzusammenhängende Reihe von Charakteren und Geschichten ist, wegen seiner unterhaltenden Mannichfaltigkeit und satirischen Beziehungen, allgemein gelesen wurde. Le Sage schrieb ferner: Nouvelles avantures de Don Quichotte, und eine Novelle, Estavanille ou le Garçon de bonne humeur, betitelt, und übersetzte Bojardo's Orlando Innamorato. In seinen Lustspielen Crispin rival de son maitre und Turcaret finden sich treffliche humoristische Scenen. Le Sage war verheirathet und hatte mehrere Kinder; einer seiner Söhne betrat unter dem Namen Montmeuil die Bühne, ein andrer war Chorherr zu Boulogne; hier befand sich Le Sage mit seiner Familie, als er 1747 starb. Die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers, besonders sein Gil Blas, zeichnen sich vortheilhaft durch eine leichte, reine und geschmackvolle Schreibart aus. Er selbst war von milder und geselliger Gemüthsart, und sehr unterhaltend im Gespräch.

Sago oder Sagu, eine vegetabilische Substanz, welche aus Ostindien durch den Handel zu uns kommt, und aus weißgelblichen steinharten Kügelchen, ungefähr so groß wie Coriandersaamen, besteht. Der Sago läßt sich weder durch Weingeist noch durch Oel auflösen, aber durch Sieden im Wasser wird er weich, durchsichtig, gallertartig und

bekommt eine röthliche Farbe, ohne seine kugeliche Form zu verlieren. Diese Substanz ist übrigens das Mark des Sagobaums, der in Ostindien wächst, so dick wird, daß ihn kaum ein Mann mit den Armen umspannen kann, und eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht. Der Stamm dieses Baums gleicht einem weiten hölzernen Cylinder, der im Innern ganz mit einem vegetabilischen Mark angefüllt ist. Die Dicke des Holzes beträgt höchstens nur einige Zoll. Die Sagopalme fodert einen feuchten morastigen Boden, trägt nur einmal Saamen, und pflanzt sich besonders durch die Wurzelschößlinge, ohne daß menschliche Hülfe nöthig wäre, fort. Der Baum muß sechs Jahre alt werden, wenn man gutes Mark von ihm haben will. Dann wird er abgehauen, in Stücke zersägt und gespalten, und das Mark wird herausgenommen. Es hat dann die Consistenz einer mürben Rübe, ist mit vielen Fasern durchzogen, zwischen welchen die mehligen Theile liegen. Nachdem es mit Wasser durchknätet ist, und die Fasern abgesondert sind, werden die Mehltheile entweder in der Luft oder am Feuer in steinernen Formen getrocknet, worin es sich verhärtet. Auf einem Acker von 43,500 Quadratfuß können sehr bequem 4350 Sagobäume Platz haben. Jeder Baum gibt wenigstens 300 Pfund Mehl, und 900 Pfund sind zum Unterhalte eines Mannes hinreichend. In Indien bäckt man Brod aus dem Sagomehl, gebraucht die ausgehöhlten Stücke des Stammes zu Mulden ꝛc., die Spitzen der Stengel werden als Gemüse gegessen, und aus den jungen Blätterknospen spinnt man Garn. Das für den europäischen Handel bestimmte Sagomehl wird, damit es sich besser halten möge, gekörnt. Man läßt es nämlich nach dem Auswaschen nur so weit trocknen, daß es die gehörige Steifigkeit erhält, um sich zwischen den Händen reiben zu lassen. Dadurch nimmt es die Gestalt an, in der wir es erhalten. Dann werden die Körner getrocknet, und durch Sieben nicht bloß vom Mehlstaube befreit, sondern auch der Größe nach sortirt. Die feinsten und weißesten heißen Sagoblume. Fast alle Schiffe bringen aus Ostindien Sago mit nach Europa, wo jährlich mehrere 100,000 Pfund verbraucht werden. Die Holländer führen den Sago in Säcken zu 200 Pfund ein, und die Engländer verkaufen ihn centnerweise.

Sagunt, eine der berühmtesten Städte im alten tarraconensischen Spanien, unfern von dem Flusse Turius (Murviedro). Als eine Pflanzstadt der Zacynthier und Rutuler stand sie mit Rom im Bunde, und wurde daher von Hannibal zu Anfang des zweiten punischen Krieges angegriffen, und nach einer äußerst hartnäckigen Belagerung erobert. Jetzt steht auf derselben Stelle die Stadt **Murviedro**, bei welcher in dem letzten spanisch-französischen Kriege die Armee von Valencia durch Suchet geschlagen wurde.

Saigern nennt der Hüttenmann eine Abscheidung des Silbers vom Kupfer durch Blei. Die Operation geschieht in besondern Schmelzheerden, und gründet sich darauf, daß das mit Silber vermischte Blei einer geringern Hitze zum Schmelzen bedarf, als das Kupfer, sich also von diesem schmelzend trennt und es ungeschmolzen zurückläßt. Der Saigerofen ist von Backsteinen an drei Seiten aufgemauert, sein Boden ist nach der offenen Seite abschüssig und hat eine Gasse, die das ausgesaigerte silberhaltige Blei in einen vorgesetzten Tiegel führt; der Boden neben der Gasse ist mit Eisenplatten belegt, die mit Lehm und Asche vor dem Schmelzen beschlagen werden. Hierauf wird das Kupfer in Saigerstücken und zwischen ihnen Holz und Kohlen eingeschichtet und auch mit Kohlen bedeckt. Diese Saigerstücke sind silberhaltiges Kupfer,

dem auf jedes Loth Silbergehalt 14 Pfund Blei beigeschmolzen sind. Der Ofen wird jetzt langsam geheizt, das Feuer bis zum Fließen des Bleies erhöht, und gleichmäßig in solcher Hitze erhalten; wo dann das Blei herausschmilzt, das Silber mit sich nimmt, und das Kupfer ziemlich vom Silber rein zurückläßt. F.

Saidschütz und Sedlitz sind zwei Dörfer nicht fern von der böhmischen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um diese Dörfer ist an trinkbarem Wasser und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und ist von Basalthügeln eingeschlossen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben salzige Wasser zusammen, die zu Bittersalz versotten werden können. Am südlichen und nördlichen Fuße eines sich in den Sumpf hereinziehenden Hügels sind aber die eigentlichen Bitterwasserbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Wasser bitter schmeckt, laxirende Eigenschaft besitzt, und als bekanntes Mineralwasser weit versendet wird. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich bayrischer geistlicher Rath und Professor der Theologie zu Landshut, ward 1751 zu Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern geboren. Da seine Aeltern ohne Mittel waren, so konnte er nur durch die Unterstützung guter Menschen, die er in München fand, zum Schulbesuch gelangen, seine Studien anfangen und fortsetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbayern in den Jesuiterorden, und blieb in demselben bis zu dessen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolstadt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter akademischer Professor der dogmatischen Theologie, neben Benedict Stattler, seinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die bayerschen Klosterabteyen alle Lehrstellen im Lande aus ihrem Mittel zu besetzen bekamen, verlor auch Sailer seine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatstande den Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Professur an der damals bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moralphilosophie und Pastoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorlesungen für alle Akademiker hielt, und mehrere vielgelesene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig gewesen, als es der obscurantischen Partei, unter dem Schutze des Ministers Dominique gelang, ihn bei seinem Landesherrn und Bischofe, dem schwachen Churfürsten Clemens Wenceslaus von Trier, als einen gefährlichen Aufklärer zu verläumden, was die Folge hatte, daß er unerwartet seines Lehramts entlassen wurde. Er lebte dann, von den Einkünften eines Beneficiums, das er in der Gegend von Dillingen besaß, den Wissenschaften und der Freundschaft. Indessen hat er durch seine Schriften, so wie durch seine Vorträge als akademischer Lehrer und als Prediger, viel Gutes, in einem unermeßlichen Kreise, gewirkt, und unter den jüngern Theologen seiner Kirche eine weit verbreitete Schule gestiftet, die sich durch Streben nach klarer Erkenntniß, durch lebendige Religiosität und durch frommen Eifer in der geistlichen Amtsthätigkeit auf eine würdige Weise von den frühern scholastischen oder jesuitischen Schulen unterscheidet. Diese ungemeine Wirksamkeit gelang Sailern nicht durch tiefe Erudition oder durch originelle Kraft des Genie's, sondern durch klare und anschauliche Darstellung der religiösen Wahrheit, durch seine Kunst, auf die Phantasie und das Gefühl zu wirken, und durch den kindlichen, frommen Sinn, mit dem er die Gemüther ergreift. Die wissenschaftliche

Kritik findet, bei unverkennbarer Eigenthümlichkeit mancher Ansichten und oft glücklicher Darstellung, in seinen Erzeugnissen viel zu tadeln; man vermißt meistens scharfe Bestimmung der Begriffe und logische Ordnung; auch fällt er nicht selten ins Gezierte und Geschwätzige. Aber man übersieht leicht diese Fehler, wo man von so viel moralischer Kraft angesprochen wird, und bei einem Lehrer, dessen Bestrebung fest und ausschliessend auf die Veredlung des Herzens gerichtet ist.

Saint-Just (Antoine-Louis-Leon de), einer der wüthendsten Terroristen in der französischen Revolution, das erste Werkzeug von Robespierre's Tyrannei und der Begleiter seines Sturzes. Er war 1768 in Blarancourt bei Noyon geboren. Einige Kenntnisse und ein affectirter Eifer für die Sache der Freiheit verschafften ihm im 24sten Jahre die Erwählung zum Deputirten des Aisnedepartements beim Nationalconvent. Hier schloß er sich sogleich an Robespierre an. Kalt im Denken, glühend und übersprudelnd im Empfinden, von rohem, unbeugsamem Sinn und beispiellos frecher Unerschrockenheit, ward er von diesem bald gewürdigt, und als erster Vertrauter und thätigster Mitwirker seiner Plane gebraucht. Gleich zu Anfang des Prozesses Ludwigs XVI. verlangte er mit Ungestüm die schnelle und blutige Bestrafung der angeblichen Verbrechen dieses Fürsten, und stimmte hernach für dessen Tod ohne Delegation noch Appel an das Volk. Dann hielt er eine Rede gegen die Girondisten, wodurch er seinen eigentlichen Einfluß gründete, und das besondere Geschäft erlangte, seine Collegen auf das Schaffot zu schicken, das er auch mit einer ausgezeichneten Blutgier die ganze Zeit über versehen hat. Er ward dann in einige Gränzdepartements und zur Nordarmee geschickt; auch da bezeichneten Ströme vergossenen Bluts jeden seiner Schritte. Er war der Verfasser des Berichts, der Danton, Herault-Sechelles, Phélippeaux, Camille-Desmoulins und Consorten auf die Guillotine brachte; und gab, als sich die Partei gegen Robespierre bildete, diesem den Rath, die neuen Feinde ohne Verzug zu stürzen. Aber dessen Zögerung riß beide ins Verderben. In der stürmischen Sitzung vom 9ten Thermidor (27sten Juli 1794) vertheidigte er Robespierren am kühnsten und hartnäckigsten; verließ die Rednerbühne trotz aller Gegendeclamationen nicht, und hörte endlich sein Verhaftungsdecret mit verachtender Kälte aussprechen, begab sich in den Gemeindesaal, und erklärte sich zum Chef der Executionscomite für die Urheber dieser Revolution; ward aber bald darauf selbst arretirt, was er mit vollkommner Gleichgültigkeit geschehen ließ. Eben so unempfindlich und ruhig um sich blickend, hörte er am andern Tage auf seinem Wege zur Richtstätte die Verwünschungen des Volks an, und der kalte Bösewicht, der sich im Menschenblute gebadet hatte, starb mit dem Anschein der Seelenruhe eines Stoikers. Man hat von ihm: Esprit de la révolution et de la constitution de France, 1791, 8., eine große Menge Berichte und Oeuvres posthumes, die, wiewohl unvollständig, doch voll Untersuchungen sind. Man schreibt ihm auch „Orgon,“ ein Gedicht im Geschmack der Pucelle von Voltaire, zu.

Saint-Lambert (Jean François), ein bekannter französischer Dichter, Mitglied der Akademie und des Nationalinstituts, wurde zu Nancy den 16ten December 1717 geboren, erwarb sich früh bei seinen Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters und eines liebenswürdigen Gelehrten. Von den Jesuiten zu Pont à Mousson erzogen, behielt er immer große Liebe für diese seine ehemaligen Lehrer, und sagte ihnen in einem niedlichen Gedichte sehr große Lobsprüche, die wohl mehr für die Gutmüthigkeit des Dichters, wie für das Verdienst jener ehr-

würdigen Väter zeugen. In seiner Jugend nahm er Kriegsdienste bei der lothringischen Garde, und stieg bis zum Range eines Hauptmanns. Nach dem Frieden verließ er aber diese Laufbahn, um sich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen, der zu Lüneville residirte, und die geistvollsten Frauen und Männer um sich versammelte, zu begeben. Frau von Chatelet glänzte hier durch ihre Kenntnisse und ihren Verstand, und Saint-Lambert war bald so glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Auch mit Voltaire befreundete er sich, er schmeichelte ihm in seinen Versen, und wurde natürlich dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Doch übertrieb Saint-Lambert seine Schmeicheleien gegen den Dichter von Ferney, nach der Meinung der Franzosen, etwas zu sehr, da er ihn noch über ihren Corneille und Racine erhob. Er starb den 9. Februar 1805 im 85sten Jahre bei seiner Freundin, Frau d'Houdetot, die sich seiner mit der größten Sorgsamkeit annahm, obgleich er in dem Zustand der Kindheit, worein er zurückgesunken war, sich oft hart und bitter über die treue Freundin beschwerte. Saint-Lamberts Gedichte le Matin et le Soir (der Abend und Morgen) 1769 in 8., und les Saisons (die Jahreszeiten) sind von seinen Schriften am bekanntesten geworden. Sie gehören zu der Gattung der beschreibenden Gedichte, und obgleich sie Thomsons Jahreszeiten nachstehen; so zeichnen sie sich doch durch eine blühende, oft glänzende Phantasie und einen leichten harmonischen Versbau aus. Außerdem hat Saint-Lambert mehrere Erzählungen in Prosa, orientalische Fabeln (Paris 1772, 8.) und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, welche in mehrern französischen Musenalmanachen zerstreut sind, geschrieben. Seine Mémoires de la vie de Mylord Bolingbroke sind in einem sehr schönen hinreißenden Styl abgefaßt, und unter seinen prosaischen Schriften das Lesenswertheste. Unsers Wissens gibt es von Saint-Lamberts Werken noch keine vollständige Sammlung. Auch von Charakter war dieser Dichter ein sehr liebenswürdiger Mann.

Saint-Real (César Richard de), ein sehr berühmter französischer Schriftsteller, besonders im historischen Fache, aus dem 17ten Jahrhundert. Er wurde zu Chambery in Savoyen, wo sein Vater Staatsrath war, geboren, und kam früh nach Paris, wo die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine Kenntnisse ihm bald Freunde erwarben. Hier lebte er bei dem bekannten Geschichtschreiber Varillas, von dem ihm wahrscheinlich die Liebe für das Romantische in seinen historischen Darstellungen mitgetheilt wurde. Varillas beschuldigte ihn, daß er ihm einige seiner Papiere entwandt hätte, ohne daß dies jedoch der guten Meinung des Publicums in Rücksicht der Rechtlichkeit Saint-Reals geschadet hätte. 1675 kehrte er nach Chambery zurück, wo er die Herzogin von Mazarin kennen lernte, und sie nach England begleitete. Dort blieb er nur kurze Zeit, ging wieder nach Paris, wo er mehrere Jahre unter dem Titel eines Abbé (ohne jedoch eine Pfründe zu haben) als Gelehrter sich aufhielt. Seine Schriften verwickelten ihn in mehrere gelehrte Streitigkeiten, besonders mit dem Theologen Arnauld, der ihn des Socinianismus beschuldigte. Seine Empfindlichkeit gegen die Kritik ging bis zur Schwäche, und zugleich war er hitzig und ungestüm, wenn ihm in Schriften widersprochen wurde. Im geselligen Leben zeigte er übrigens einen höchst schätzbaren Charakter. 1692 ging Saint-Real nach Chambery zurück, wo er in demselben Jahre starb. Unter seinen Werken zeichnen sich besonders aus Sept Discours sur l'usage de l'histoire, voll scharfsinniger Bemerkungen, aber ohne Präcision geschrieben; Histoire de la conjuration, que les Espagnols formèrent en 1618

contre la république de Venise, obgleich dies Werk viel Romanhaftes enthält, so scheinen doch die darin angeführten Hauptereignisse wahr und richtig zu seyn. Uebrigens hat Saint-Real hinsichtlich des Styls in diesem Werke sein Vorbild Sallust nicht ganz erreicht; Don Carlos, nouvelle historique, freilich gleichfalls romanhaft, aber vortrefflich geschrieben; Discours sur la Valeur, eins der vortrefflichsten Werke dieses Schriftstellers; Traduction des lettres de Ciceron à Atticus, nicht so gut gerathen, u. a. mehr. Eine vollständige Ausgabe von Saint-Reals Werken besorgte der Abbé Perau 1757 zu Paris in 8 Duodezbänden.

Saiten sind Fäden von zusammengedrehten Schaafdärmen oder von gezogenem Metall, deren man sich von verschiedner Länge und Stärke bedient, um sie auf der dünnen Decke eines dazu eingerichteten Instruments in Schwingungen zu setzen, und dadurch verschiedne Klänge hervorzubringen. Die Darmsaiten verfertigt man aus den Därmen der Schaafe und Lämmer, die man reinigt, in einer Lauge beizt, zusammenspinnt und schleift. Man windet sie in Ringel, von denen dreißig Stücke zusammengebunden ein Stock heißen. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones bestimmt. Ein äußeres sicheres Merkmal für diese Eigenschaften gibt es nicht, aber sie fehlen allen den Saiten, die nicht durchsichtig und nicht elastisch sind. Bekanntlich sind von den Darmsaiten die in Italien verfertigten sogenannten romanischen die vorzüglichsten. Die Metallsaiten sind entweder aus Messing oder aus Eisen. Man hat auch Versuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlte ihnen an einem feinen Klang. Ein gewisser Boud zu Versailles soll sie in der neuesten Zeit vervollkommnet haben.

Saladin, eigentlich Salaheddin Jussuf Ebn Ayub, ein berühmter Sultan von Aegypten und Syrien, geboren im J. 1137 auf dem festen Schlosse Tecrit, dessen Gouverneur sein Vater, ein curdischer Krieger, war. In seiner Jugend diente er unter seinem Vater und Oheim, welchen letztern Sultan Noureddin nach Aegypten sandte zur Unterstützung Fatimite Calaph Adheds wider den Vesir Shawer. Dieser starb 1168 auf diesem Zuge, und Saladin folgte ihm im Heerbefehl. Der bisher dem Weine und Spiel ergeben gewesene Jüngling änderte plötzlich sein Betragen, und ward einer der strengsten Befolger der Vorschriften des Korans. Den Ansichten Noureddins gemäß haßte und unterdrückte er die Secte Ali's. Im J. 1171 machte er der fatimitischen Kalifendynastie in Aegypten ein Ende. Um dieselbe Zeit starb Adhed. Saladin, der seine Reichthümer in Besitz nahm, faßte den Entschluß, sich unabhängig zu machen, und suchte zu dem Ende zuvörderst die Liebe der Aegyptier durch eine milde und weise Regierung zu erwerben. Noureddin aber, wiewohl jener dessen Unternehmungen gegen die Christen unterstützte, schöpfte Verdacht, und brach mit einem zahlreichen Heere nach Aegypten auf. Ein Vergleich beugte den Feindseligkeiten vor. Als jedoch 1174 Noureddin gestorben und dessen unmündiger Sohn Al-Malek den Thron bestiegen hatte, ergriff Saladin Maßregeln, seine Besitzungen an sich zu reißen, anfangs unter dem Vorwand der Beschützung, dann ohne Hehl für sich. Er unterwarf Damascus und mehrere andre Plätze in Syrien, aber belagerte Al-Malek selbst in Aleppo ohne Erfolg. Auch versuchte er, die Franken von den Seeküsten von Palästina zu vertreiben, ward aber bei Ascalon gänzlich aufs Haupt geschlagen. Al-Malek starb 1181, und zwei Jahre darauf ergab sich Aleppo an Saladin, der nun ganz Syrien und Aegypten unter dem von dem Kalifen Nasser bestätigten Titel eines Sultans be-

saß. Das ganze Streben seines Religionseifers und seiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Christen aus Palästina zu vertreiben, und Jerusalem zu erobern. Jene hatten seinen Zorn durch einen vertragswidrigen Ueberfall nach Mekka Pilgernder noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebne von Tiberias im J. 1187, in welcher Guy von Lusignan, König von Jerusalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeistern der Tempelherren und Hospitaliers und einer Menge von Rittern zu Gefangnen gemacht wurden. Alle Gefangnen wurden niedergemacht; Chatillon, der die Begnadigung durch den Uebertritt zum Islam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eignem Schwert, und nur der König von Jerusalem ward verschont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieses Sieges war die Einnahme von Acre, Seid, Barout u. s. w., und die Belagerung von Jerusalem, das sich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerstand auf die Bedingung ergab, daß die Christen mit ihrem Eigenthum frei abziehen, die Franken aber für den Kopf ein Lösegeld bezahlen oder Sclaven seyn sollten. Saladin hielt einen triumphirenden Einzug in Jerusalem, und erfüllte gewissenhaft den Vertrag. Darauf belagerte er Tyrus, welche Unternehmung ihm jedoch mißlang, da seine Flotte von den Franken geschlagen wurde. Auf die Nachricht von dem Verlust Jerusalems nahmen der Kaiser Friedrich Barbarossa, die Könige von Frankreich und England und viele andre Fürsten das Kreuz, und machten die größten Rüstungen. Das Gerücht davon ermuthigte die Christen zu Tyrus, welche 1189 Acre den Moslemin entrissen. Saladin eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder um Acre der Schauplatz der blutigsten und erbittertsten Kämpfe. Kaiser Friedrichs Tod, der mit einem Heere in Asien angelangt war, flößte den Moslemin Muth ein, bis Richard Löwenherz und Philipp August mit neuen zahlreichen Schaaren erschienen. Acre ergab sich ihnen 1191, worauf Philipp August nach Europa zurückkehrte. Richard aber blieb, schlug Saladin in zwei Schlachten, nahm Cäsarea und Jaffa, und bedrohte Jerusalem. Die ritterliche Tapferkeit dieses Königs verdunkelte auf einige Zeit Saladins Ruhm, der den Fortschritten seines Gegners mit Aufbietung aller seiner Kräfte widerstand. Endlich ward ein Vertrag zwischen beiden Fürsten geschlossen, der die Küste von Jaffa bis Tyrus den Christen einräumte; Ascalon ward geschleift, und der Ueberrest von Palästina verblieb dem Sultan. Dieser war kaum durch Richards Abreise von seinem furchtbarsten Feinde befreit, als ihn in seinem 56sten Lebensjahre der Tod überraschte. Er starb zu Damascus im J. 1193. Ihm gebührt der Ruhm eines Fürsten von großer Einsicht und Tapferkeit, der die Gerechtigkeit liebte und seinem Worte stets treu war. Er hinterließ siebzehn Söhne und eine Tochter, und war der Stifter der Dynastie der Ayoubiten.

Salamander, eine Familie des Eidechsengeschlechts, die wieder in vier Gattungen zerfällt. Die sämmtlichen hieher gehörigen Thiere sind durchaus unschädlich, und keineswegs giftig. Die Sage, daß der Salamander im Feuer nicht verbrenne, ist unwahr. Wenn er geängstigt wird, dringt aus seinem Munde und seiner warzigen Haut eine milchichte Feuchtigkeit, die ihn wohl auf einige Minuten gegen ein schwaches Kohlenfeuer schützen kann; aber einem heftigen oder anhaltenden Feuer kann er keineswegs widerstehen.

Salamis, jetzt Colouri, eine merkwürdige griechische Insel in der Nähe von Attika, Eleusis gegenüber, hat durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich stärkere der

Perser (480 vor Chr. Geb. s. d. Art. Themistokles) in der Geschichte einen unsterblichen Namen erlangt. Sie war durch eine schmale Meerenge von der Landschaft Attika getrennt, und wurde in Alt- und Neu-Salamis abgetheilt. Ihr Umfang beträgt 4 Quadratmeilen. Ihr ältester Name soll Kychrea oder Kenchrea gewesen seyn. Unter den Fürsten aus den frühern Zeiten ist vorzüglich Ajax bekannt worden, welcher uns von Homer als einer der größten Helden des trojanischen Krieges genannt wird. Sein Vater, König derselben Insel, hieß Telamon, wovon jener auch seinen Beinamen erhalten hat. Einige Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege bemächtigten sich die Megarenser der Insel, wurden aber bald darauf von den Athenienfern wieder vertrieben. Erst unter dem Kaiser Vespasian wurde sie eine römische Provinz. Die Bewohner von Salamis waren sehr geschickte Seefahrer. Auf der Ostspitze von Alt-Salamis war das Denkmal wegen des über die Barbaren errungenen Sieges aufgerichtet.

Salbung. Von Alters her pflegten die Orientalen zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit zu salben, daher auch unter den Ehrenbezeugungen, die sie geachteten Gästen bewiesen, das Salben mit wohlriechenden Oelen eine der vorzüglichsten war. Von dieser Sitte des gemeinen Lebens unterschied die mosaische Gesetzgebung, übereinstimmend mit andern Religionen des Alterthums, die Salbung der Priester, ihrer Kleider und der allein zum Gottesdienst bestimmten Dinge, welche nur mit einem besonders dazu bereiteten heiligen Oele geschehen durfte, und die Bedeutung einer Weihe zum ausschließlichen religiösen Gebrauche hatte. Schon das Alterthum betrachtete in diesem Sinne die Salbung der Priester und Könige als eine symbolische Handlung, die den Gesalbten den unauslöschlichen Charakter ihrer Amtswürde und Ausstattung mit besondern göttlichen Geistesgaben aufdrückte. Daher heißen Könige und Priester vorzugsweise Gesalbte des Herrn, deren Person heilig und unverletzlich, und deren amtliches Ansehn von Gott ist, und auch der im alten Testamente angekündigte Erlöser wird wegen seiner königlichen Abstammung und Würde Messias, d. h. ein Gesalbter genannt. Noch jetzt werden die Könige bei ihrer Krönung gesalbt, um ihrer Würde die religiöse Weihe und Heiligkeit zu geben, die sie in den Augen der Völker haben soll, und bei der catholischen Priesterweihe salbt der ordinirende Bischof mit dem heiligen Salböl (s. d. Art. Chrisam) die innere Fläche beider Hände nebst den Daumen und Zeigefingern des Ordinanden, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsrituals den Händen die Kraft gegeben wird, zu segnen, zu weihen und zu heiligen. In einem ähnlichen, doch viel faßlichern Sinne sollen religiöse Vorträge und Gebete Salbung, d. h. die Kraft haben, den, der sie hört, mit frommen Gefühlen, innigen Ueberzeugungen und heiligen Entschließungen zu erfüllen; denn dies ist die Weihe, die von den Worten des Redners, der auf die Herzen wirken will, auf seine Zuhörer übergehen muß. Die Gabe, mit Salbung zu sprechen, kann durch Kunst und Studium nicht erworben werden, und nur der Redner wird sie haben, der Stärke und Innigkeit der eignen Ueberzeugung von dem, was er vorträgt, mit Herzlichkeit und Wärme der Empfindung verbindet. Freilich aber wird, wenn die leichtfertige Kritik nicht Anlaß zu Spöttereien finden soll, bei dieser seltenen, oft den scharfsinnigsten und glänzendsten Rednern abgehenden Gabe vorausgesetzt, daß sie nur wichtigen Gegenständen, die das ganze Gemüth des Menschen angehen, gewidmet und nie ohne gründ-

liche Einsicht, gebildeten Geschmack und sichern oratorischen Tact angewendet werde. E.

Saldern (Friedrich Christoph von), königlich preußischer Generallieutenant, Generalinspector der im Magdeburgischen, Halberstädtischen und in der Altmark befindlichen Fußregimenter, Chef eines Regiments zu Fuß, Gouverneur der Festung Magdeburg, Ritter des schwarzen Adlerordens, war geboren 1719 in der Priegnitz; sein Vater, Otto Ludolf von Saldern, war preußischer Oberstlieutenant. Im Jahr 1735 trat er als Fähndrich in den Dienst unter Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. nahm ihn wegen seiner ansehnlichen Länge in die Leibgarde als Oberlieutenant. Im schlesischen Kriege focht er bei der Belagerung von Brieg 1741, und in der siegreichen Schlacht bei Chotusitz (1742, 17. Mai). Bei der Eroberung von Prag 1744 führte er als Hauptmann eine Compagnie. Mit gleicher Entschlossenheit und Einsicht focht er in den für Preußen glücklichen Schlachten bei Hohenfriedberg (1745, 5ten Juni) und bei Soor (30sten September). — Fast bei allen Schlachten des siebenjährigen Kriegs war er gegenwärtig. Zuerst bei der mißlungenen Belagerung von Prag 1756, dann als Major bei Roßbach 1757, 5ten November. Am 5ten December dieses Jahrs zeichnete er sich bei der Erstürmung des Dorfes Leuthen so aus, daß Friedrich ihm den Verdienstorden verlieh. Nach der Eroberung von Breslau ward er 1758 Oberstlieutenant, und deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. — Ihm verdankte Friedrich, da er bei Hochkirchen (1758, 13ten October) überfallen wurde, die bei allem Unglück noch günstige Wendung. Zum Lohn ernannte er ihn, da er auch noch in demselben Jahr bei dem kühnen Marsch von Sachsen nach Schlesien zum Entsatz von Neisse sich besonders ausgezeichnet, zum Generalmajor, ohne daß er vorher Oberst gewesen (1759). Auch bei Liegnitz (1760, 15ten August), und vornehmlich bei Torgau (1760, 3ten November), wo er unter Ziethen focht, bewährte er seinen Muth und seine Kriegserfahrenheit. Er starb zu Magdeburg am 14ten März 1785 im 66sten Jahr seines Alters. — Er hat sich besonderes Verdienst um die Verbesserung des Kriegswesens erworben, und wie die Schlachten, in denen er focht, für seinen kühnen Muth, so zeugen seine Schriften nicht weniger für seine Einsicht. 1. Tactik der Infanterie, Dresden 1784, 1ster Abschnitt; die Bewegungen, woraus Manoeuvres entstehen und zusammengesetzt sind. 2ter Abschnitt, die Stellung und Bewegung eines großen Corps; 2. tactische Grundsätze (mit Kupfern), Dresden 1786, 1. Theil, wie ein Recrut zu exerciren ist. 2. Th. Vom Marschiren, Ziehen, Schließen, Schwenken, Richten ꝛc. Beide Schriften sind ohne seinen Namen erschienen. — Nach einem Herbstmanoeuvre ritt Friedrich zu ihm heran und sagte: „Saldern, höre er auf, das ist alles und übertrifft alles, was man mit der Tactik thun kann!“ Er schenkte ihm ein massives silbernes Gedeck. — Auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin im Saalkreise, drei Meilen von Halle, ist dem Helden eine Gedächtnißurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelsen aufgestellt; sie ist mit seinem Bild und seinem Namen einfach geschmückt.

Saldern (Wilhelm von), geboren 1702, königlich preußischer Generalmajor, focht mit gleichem Kriegsruhme, wie der vorgenannte Saldern, in dem schlesischen und siebenjährigen Kriege. Noch war seine bei Prag empfangene Wunde nicht geheilt, als er sich wieder zum Heere begab, und bei einem Angriff der Oesterreicher auf Königingräz an der Elbe am 26sten Juli 1758 durch eine feindliche Kugel getroffen, starb.

ein Leben hat Friedrich Pauli beschrieben (s. dessen Leben großer Helden, dritter Theil, S. 45, Halle 1759, 8.)

Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales. Vergl. d. Art. geistliche Orden.

Salier, Priester des Mars, welche ihren Namen von salire, hüpfen, tanzen, hatten. Numa bestimmte ihre Zahl auf zwölf; Tullus Hostilius vermehrte sie. Die Veranlassung zu ihrer Stiftung wird so erzählt: Als einst zu Numa's Zeiten eine heftige Pest in Italien wüthete, und sich auch nach Rom verbreitete, ließen die Götter das Ancile, einen Schild von besondrer Gestalt, vom Himmel herabfallen, worauf die Pest nachließ. Die um Rath gefragten Wahrsager erklärten, daß dieser Schild ein Zeichen der stets dauernden Herrschaft der Römer seyn solle, und riethen, noch elf ähnliche verfertigen zu lassen, damit der echte nicht so leicht entwendet werden könnte. Dies geschah, und sämmtliche Ancilia wurden in der Curia aufbewahrt. Aber jährlich am 1sten März, wo die Salier dem Mars opferten, nahmen sie die Schilde aus der Curia, und trugen sie in der Stadt herum, indem sie sie an einander schlugen, kriegerische Tänze aufführten, und alte Lieder absangen zum Lobe des Mars und der andern Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, der die übrigen elf Ancilien verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold gestickte Tunica von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz festgehalten wurde; darüber eine mit einem Purpursaume besetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, und in der rechten ein Spieß oder eine Ruthe, in der Linken das Ancil. Nur patricische Jünglinge, deren Aeltern noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen.

Salier, eine Völkerschaft, die zum ersten Mal auf der Insel der Bataver, und als sie von da vertrieben wurden, an der Maas südlich unter den Chamarern erschien. So lange man den Namen Cherusker nennt, weiß man noch nichts von Saliern, und sobald diese auftreten, verschwinden die Cherusker. Vermuthlich nahmen sie die Benennung Salier erst an, als sie in Batavia, an welches sie gränzten, einwanderten, nach dem Namen des Flusses in ihrem alten Vaterlande. War dies die fränkische oder sächsische Sale? Vielleicht beide, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Marvinger aus Franken sich wieder mit ihren ältern Brüdern vereinigt hatten, weil die Könige der salischen Franken, und nachher aller Franken überhaupt, sich aus dem marvingischen, so wie die Vandalen aus dem astingischen Stamme ableiteten. Vielleicht erhielt die fränkische Sale den Namen erst von den Marvingern, zum Andenken des Flusses im alten Vaterlande, und wegen der Salzquellen, die sie an beiden fanden. Von den Saliern rührt das bekannte salische Gesetzbuch her, das älteste Denkmal geschriebner Gesetze, das noch vor Chlodwig, zur Zeit als die Salier noch keine Könige, sondern bloße Anführer hatten, von vier der angesehensten Männer, Arogast, Bodogast, Salogast und Windagast, gesammelt, und wahrscheinlich in lateinischer Sprache abgefaßt wurde. Es galt zum Theil bis ins 11te und 12te Jahrhundert. Besonders merkwürdig ist der 62ste Artikel, zufolge dessen bei salischen Gütern, d. h. bei solchen, welche die salischen Franken in Gallien und dem heutigen Frankreich erobert hatten, die Töchter von der Erbschaft ausgeschlossen, und nur die Söhne derselben fähig geachtet wurden. Ungeachtet dieser Artikel nur von Privatgütern handelt, so machte man doch die Anwendung davon

auf die Krone selbst. Gewiß ist, daß von den ersten Zeiten der französischen Monarchie an nie Prinzessinnen zur Thronfolge gelangten, ohne daß dafür ein anderes Gesetz als das Herkommen angeführt wurde. Erst in den Streitigkeiten, die Philipp VI. von Frankreich mit Eduard III. von England um die französische Krone hatte, ward das salische Gesetz wider Eduard angeführt; und es hat seitdem unverändert gegolten.

Salieri (Antonio), kaiserlicher Capellmeister zu Wien, geboren zu Legnano, einer venetianischen Festung, im J. 1750. In seinem elften Jahre fing er an, Clavierunterricht zu nehmen, und seine Neigung für die Musik nahm so zu, daß er nach dem Tode seines Vaters, eines ausgezeichneten Kaufmanns, den er in seinem funfzehnten Jahre verlor, sich ganz dieser Kunst widmete. Er setzte seine Studien zu Venedig, wohin er sich seines Gönners Mozenigo wegen begab, fort, und endigte sie zu Neapel. Pescetti, Capellmeister von St. Marcus, war sein erster Lehrer; nach dem Tode desselben wählte er Passini. Um diese Zeit war der berühmte Gaßmann nach Venedig gekommen; Salieri nahm bei ihm Unterricht, sowohl auf dem Clavier als im Gesang, und gewann ihn so lieb, daß er ihm mit Mozenigo's Bewilligung nach Wien folgte, um auch die Composition unter ihm zu studiren. Er kam im Frühjahr 1766 nach Wien, wo er acht Jahre blieb, und Gaßmanns Unterricht im Generalbaß genoß. Als dieser starb, wurde er auf einmal zum Director der Capelle, der Kammermusik und des Theaters zu Wien ernannt, Aemter, worin ihn der berühmte Gluck mit freundschaftlichem Rath unterstützte. Als Alter und Krankheit Letztern außer Stand gesetzt hatten, dem pariser Publicum, welches immer neue Compositionen foderte, ein Genüge zu leisten, übernahm es Salieri, unter Glucks Augen und nach dessen Ideen die Danaiden zu componiren. Gluck gab ihm bei dieser Gelegenheit das Zeugniß, daß er sich mit seiner Manier vertraut zu machen verstanden, was bisher noch keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am dritten Act dieser Oper Theil habe. Die List gelang vollkommen. Salieri kam 1784 nach Paris; seine Oper wurde zu wiederholten Malen vor der königlichen Familie mit immer zunehmendem Beifall gegeben; die Königin selbst sang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptstadt gebracht. Die Kenner fanden besonders in dem Recitativ und Gesang einen eigenthümlichen Styl, und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erst nach der dreizehnten Vorstellung in einer Adresse ans Publicum Salieri für den alleinigen Componisten der Danaiden. Dieser wurde reichlich belohnt und erhielt vor seiner Rückreise nach Wien von der Direction der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf erschien auf dem wiener Theater seine Oper Axur, König von Ormus, wofür der Kaiser Joseph ihn mit 200 Ducaten beschenkte, denen er einen Jahrgehalt von 300 Ducaten beifügte. Salieri verheirathete sich bald darauf, und kam dadurch in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Von seinen Werken für die Kirche ist ein Oratorium: La Passione di Gesù Cristo nostro Signore, das bekannteste, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er seit 1772 eine Reihe von deutschen und italienischen Opern componirt, von denen mehrere zu den Werken vom ersten Range gehören. Die bekanntesten darunter sind außer den genannten, Tarar, Armida, der Jahrmarkt von Venedig, der Talisman, Semiramis u. s. w. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für die Instrumentalmusik mehrere

Serenaden und Simphonien, so wie einige Concerte für das Pianoforte und andre Instrumente componirt.

Saline, Salzwerk, ist eine Anstalt, worin die Salzsoole, d. h. Wasser, das mehr oder weniger Kochsalz aufgelöst enthält, gesotten oder auf sonstige Weise das Salz vom Wasser geschieden, und überhaupt alle zur Bereitung des Salzes erfoderlichen Arbeiten verrichtet werden.

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), ward den 26sten Dec. 1762 zu Seewis in Graubündten geboren. Bis zur Revolution diente er zu Versailles als Hauptmann der Schweizergarde. Nachher stand er unter dem General Montesquieu in Savoyen, als dieses Land von den Franzosen erobert wurde. Darauf lebte er als Privatmann zu Chur, war seit 1798 Generalinspector des Milizwesens in der Schweiz, und hielt sich bald in dieser, bald in jener Stadt auf, und endlich wohnte er zu Malans in Graubündten. Auffallend ist es, daß weder durch die Pracht des französischen Hofes, noch durch das Sittenverderbniß seiner Residenz, in welcher Salis seine Jugendzeit verlebte, noch späterhin durch das Getümmel des Krieges und der Schlachten, denen er beiwohnte, sein Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und Unschuld, welcher sich in allen seinen Gedichten so zart und lebhaft ausspricht, verwischt wurde. Aber „die ländliche Muse leitete ihn," wie Matthisson sagt, „aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Versailles in die geweihten Schatten einsamer Wälder; sie blieb in den öden Moorgegenden von Flandern, wie an dem mahlerischen Gestade der Seine, in den friedlichen Hirtenthälern der rhätischen Alpen, und zuletzt auch im Heergetümmel des Krieges seine unzertrennliche Gefährtin." In Rücksicht seiner Gedichte, sagt ein geistvoller Beurtheiler: „Seine Muse ist diejenige, unter deren Leitung die Denham, Thomson, Haller und Kleist die Natur in ihren geheimsten Winkeln beschlichen, und dann in größern, mahlerischen Gedichten verriethen, was sie gesehen hatten. Salis, ihnen gleich an Originalität und Empfindung, schränkt sich auf kleinere Lieder ein; eine Form der Darstellung, welche den Vortheil hat, daß der Dichter jeder einzelnen, aus der Natur gehobenen Scene mehr den Ton seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung geben, und durch diese Individualisirung um so sicherer hoffen kann, der bei beschreibenden Gedichten so schwer zu vermeidenden Ermüdung auszuweichen. Indeß geschmacklose Versler alles, was ihnen in der Natur vorkommt, kalt auffassen, und natürlich auch ihre Leser kalt lassen, weiß Salis durch den Standpunkt, aus welchem er zeichnet, und durch die allenthalben sichtbare moralische Tendenz seinen Naturgemählden Einheit, Charakter und Interesse zu geben. Die Correctheit seiner Zeichnung, und die Lebhaftigkeit seines Colorits fesseln unwiderstehlich. Kraft ist mit Grazie verbunden." Lyrische Producte, besonders der sanftern Art, und Elegien sind ihm am besten geglückt. In seinen meisten Gedichten athmet eine sanfte Melancholie und ein tiefes, inniges Gefühl. Matthisson gab 1793 die Gedichte von J. G. von Salis zu Zürich in 8. zuerst heraus, und dieser Ausgabe sind nachher mehrere gefolgt, die 4te Auflage erschien eben daselbst 1803 in 12.

Salis-Marschlins (Carl Ulysses von), ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des Präsidenten Johann Rudolph Hubert von Salis, geboren zu Marschlins in Graubündten den 25sten August 1728, zeigte schon früh viel Wißbegierde, studirte im 16ten Jahre zu Basel, machte im 17ten mehrere Reisen, und wurde bereits im 18ten Jahre Sindicator. Nachher verwaltete er mehrere Aemter rühmlich

und gewissenhaft, und wurde 1757 von seinem Hochgerichte zum Podesta von Tiran im Veltlinerlande gewählt, eine Stelle, worin er sich gleichfalls durch seine Vaterlandsliebe auszeichnete. Der Haß der Uebelgesinnten veranlaßte ihn, 1768 die Stelle eines französischen Geschäftsträgers in Graubündten anzunehmen, welches er 24 Jahre lang blieb, und sich durch seine überlegenen Geisteskräfte einen außerordentlichen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten dieses Theils der Schweiz verschaffte. Auch übernahm er 1771 mit großen Kosten die Erziehungsanstalt der Professoren Martin Planta und Nesemann zu Haldenstein, verpflanzte dies Institut nach Marschlins, berief den Doctor Bahrdt zum Director des Philanthropins, welches aber schon 1777 einging, wodurch Salis einen großen Theil seines Vermögens verlor. Indessen konnte er doch noch immer, obgleich im beständigen Kampfe mit vielen Feinden, standesmäßig leben; aber die Factionen seines Vaterlandes im Jahre 1790, und die bald ausgebrochene helvetische Revolution machten ihn bis zu seinem Tode äußerst unglücklich. Er wurde den 30sten Junius 1794, weil er, um sein Leben zu retten, sich aus Graubündten entfernt hatte, in contumaciam, d. h. als ein Ungehorsamer, aus seinem Vaterlande bei Lebensstrafe verbannt, für vogelfrei erklärt, und sein Vermögen confiscirt. Auch sein 97jähriger Vater, der damals noch lebte, und seine Familie duldeten die schrecklichsten Mißhandlungen von der Partheiwuth. Nach zahllosen Leiden verließ er endlich das unglückliche Land, ging nach Tyrol, und von da nach Wien, wo er den 6ten Oct. 1800 starb. Er war ein in jeder Rücksicht ausgezeichneter, energischer Mensch, ein thätiger, gewandter Staatsmann, und ein nützlicher Schriftsteller. Wir haben von ihm: Beiträge zur natürlichen und ökonomischen Kenntniß der Königreiche beider Sicilien, 2 Bdchen, Zürich 1796, 8. Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaften Cleven und Worms, aus Urkunden, 4 Bände, ebendaselbst 1792. Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel, ebend. 1793, 8.; Bildergallerie der Heimwehkranken. Ein Lesebuch für Leidende, 3 Bändchen, und bei dem 3ten eine Nachricht von seinem Leben, durch seinen Sohn. S. auch das Denkmal der Ehrfurcht und Liebe, dem Herrn von Salis errichtet von seinen Töchtern, Zürich 1801.

Salisches Gesetz, s. Salier.

Sallustius (Caj. Crispus), wurde im J. R. 668, vor Chr. 86 zu Amiternum, einer Municipalstadt im sabinischen Gebiete, geboren. Sein lebhafter Geist und sein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen jugendlichen Ausschweifungen; doch mag er wohl nicht ganz so verdorben gewesen seyn, wie gewöhnlich erzählt wird. Auch muß man billig den herrschenden Sittenzustand jenes Zeitalters bei Beurtheilung seiner Fehler mit in Anschlag bringen. Aus der getreuen und kräftigen Schilderung der sittlichen Verdorbenheit der Römer sieht man freilich, daß er dieselbe sehr genau kannte, und selbst nicht ganz frei davon war. Durch Cäsars Gunst wurde er zum Prätor ernannt, und nach Numidien geschickt, wo er sich bedeutende Schätze sammelte. Daher spielte er nach seiner Rückkehr aus diesem Lande zu Rom eine glänzende Rolle. In den spätern Jahren scheint er seine Jugendfehler eingesehen und mäßiger gelebt zu haben. Er starb im J. R. 719, vor Chr. 35. Während seines Privatlebens machte er die vaterländische Geschichte zu seinem Hauptstudium. Leider haben wir von der ausführlichen Geschichte, welche die Zeiten nach Sulla's Tode bis auf die catilinarische Verschwörung beschrieb, nur noch einige Bruchstücke.

Zwei andre historische Schriften, die uns vollständig erhalten sind, erzählen die Kriege der Römer gegen den schlauen Jugurtha, König von Numidien, und die Verschwörung des kühnen Catilina. Der ausgezeichnete Werth dieser historischen Arbeiten ist allgemein anerkannt. Denn sie empfehlen sich nicht weniger durch die Art der Erzählung und ihren Inhalt, als durch ihre Schreibart. Er scheint sich von den griechischen Historikern besonders den Thucydides zum Muster genommen zu haben, den er nach Quintilians Urtheil sogar übertrifft. Er gehört zu den Geschichtschreibern, die ihre Werke pragmatisch bearbeitet haben. Mit vollem Recht kann man ihn der reifern Jugend vorzüglich empfehlen, da nicht nur sein kräftiger, reiner, oft sehr rednerischer Styl, sondern auch die Würde, Stärke, Wahrheit und Klarheit der Gedanken die Lectüre seiner Schriften sehr angenehm und nützlich machen. Zu den besten deutschen Uebersetzungen kann man die von Schlüter zählen.

Salm-Kyrburg (Friedrich Rheingraf von), zu Limburg in Belgien geboren, ergriff 1787 die Patriotenpartei in Holland, in der Hoffnung, Erbstatthalter zu werden. Am französischen Hofe gab er vor, daß er in Holland großen Einfluß habe, und hier stellte er sich, als ob er zu Versailles viel gelte. Wirklich verschaffte er sich durch den Minister Calonne das Feldmarschallspatent und 40 000 Livres jährlichen Gehalts, statt dessen ihm nachher eine Abfindungssumme von 400,000 Livres ausgezahlt wurde. Als er merkte, daß die Patriotenpartei sich mit der oranischen vergleichen wollte, und deßhalb schon auf eine Vermittelung von Seiten Frankreichs angetragen hatte, sandte er, um zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, und mit einer Art von Dictatur bekleidet zu werden, Emissäre nach Amsterdam und den andern Städten, um die Aussöhnung und Vereinigung der beiden Parteien zu hindern; und um sich auf jeden Fall zu sichern, hielt er es auch heimlich mit der erbstatthalterschen Partei. Der Einmarsch der Preußen in Holland entlarvte ihn vollends. Er übergab Utrecht, welches er mit einer Besatzung von 8000 Mann vertheidigen sollte, und das mit Allem wohl versehen war, ohne Schwertstreich, verließ die Partei, welcher er seine Dienste zugeschworen hatte, und verschwand plötzlich. Er wohnte darauf während der französischen Revolution zu Paris, wurde Bataillonscommandant, aber den 23sten Juli 1794, als Theilnehmer einer Verschwörung von dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt, und in seinem 48sten Jahre hingerichtet.

Salmasius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ein durch seine tiefe und weitumfassende Gelehrsamkeit berühmter Gelehrter, geboren zu Semur en Auxis im J. 1588. Sein Vater, der eine angesehene Magistratsperson und zugleich ein gelehrter Mann war, unterrichtete ihn selbst in den alten Sprachen, und schickte ihn sodann nach Paris, um dort Philosophie zu studiren. Wie sehr seine Kenntnisse seinem Alter vorausgeeilt waren, beweis't seine Ausgabe des Florus, welche im J. 1609 erschien. Er selbst behauptet, sie in seinem fünfzehnten Jahre besorgt zu haben, dann aber müßte 1593 sein Geburtsjahr seyn; wir glauben daher, daß er bei dieser Angabe einen Gedächtnißfehler begangen hat. Im J. 1606 war er nach Heidelberg gegangen, um unter dem großen Gothofredus die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Die an kostbaren Handschriften und gedruckten Werken reiche Palatina gab ihm Gelegenheit, seine Lernbegierde durch den Gebrauch dieser literarischen Schätze zu befriedigen, und sich bereits durch die Herausgabe gelehrter Arbeiten Ruhm zu erwerben. Als er 1610 nach Frankreich zurückkehrte, trat er zwar als Anwald in die gerichtliche

Laufbahn, gewiß war er aber schon fest entschlossen, sich ganz der ei gentlichen Gelehrsamkeit zu widmen. Kritische Arbeiten und gelehrt Streitigkeiten füllten sein ganzes folgendes Leben aus, und machten ihr zu einem der ausgezeichnetsten Charaktere unter den Gelehrten seine Zeit. Von seiner Mutter, die eine Calvinistin war, hatte er früh solch Eindrücke erhalten, die ihn dieser Glaubenslehre geneigt machten; auc heirathete er 1623 die Tochter eines angesehenen Protestanten, Josia Mercier. Einige Jahre später verlebte er einen Theil seiner Zeit au dem Landhause seines Schwiegervaters bei Paris, wo er seine große Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. Im J. 1629 wünscht sein Vater, sein Amt auf ihn zu übertragen; auch machte das Parla ment von Dijon keine Schwierigkeiten, obgleich der Sohn sich öffent lich zum Calvinismus bekannte, aber der Siegelbewahrer Marillac wei gerte sich, die Urkunde zu vollziehn. Die Einladungen der Universitä ten Padua und Bologna lehnte er ab; dagegen folgte er 1631 einen Rufe nach Leyden, um die Ehrenprofessur einzunehmen, welche Josep Scaliger bei dieser Universität gehabt hatte. Nachdem er hier einig Zeit verlebt, erhielt er bei einem Besuche in Frankreich den Staats rathstitel und den St. Michaelsorden. Seine Freunde machten mehrer Versuche, ihn in Frankreich zu behalten; der Cardinal Richelieu, wi man sagt, bot ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt unter der Bedingun an, die Geschichte seines Ministeriums zu schreiben. Er aber schlu das Anerbieten aus, weil er nicht gesonnen sey, seine Feder der Schmei chelei zu leihen. Im J. 1644 erhielt er dennoch einen Pensionsbri von dem Könige von Frankreich, doch bleibt es zweifelhaft, ob ihm i etwas darauf gezahlt worden. Ein Werk, welches er im J. 1645 übe das Primat des Papstes schrieb, erregte eine Beschwerde von Seiten de französischen Geistlichkeit wider ihn, die jedoch vom Hofe weislich a die Gottesgelehrten verwiesen wurde. Der verbannte König von Eng land, Carl II., bewog ihn, im J. 1649 eine lateinische Denkschrift fü seinen Vater zu schreiben, welche unter dem Titel: Defensio regia pr Carolo I. erschien. Das Aufsehn, welches diese Schrift erregte, be wirkte, daß das Parlament durch Milton eine äußerst heftige und bi tere Antwort darauf abfassen ließ, die Salmasius um so übler empfan als auch seine republikanischen Beschützer in Holland den Eifer nich billigten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter diesen Umstän den folgte er 1650 gern den dringenden Einladungen der Königin Chr stine, Schweden zu besuchen. Das Clima dieses Landes war aber se ner Gesundheit nachtheilig, er ging über Dänemark, wo ihn der Köni sehr ehrenvoll aufnahm, im folgenden Jahre nach Holland zurück, un begab sich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, statt Genesung, i Monat September seinen Tod fand. Er ward zu Mastricht begraben So heftig und schonungslos grob er in seinen literarischen Streitigke ten war, so sanft und leutselig war er in seinem Hause; er stand gar unter der Herrschaft seiner Frau. Von seinen zahlreichen Werken sin die wichtigsten: Plinianae e[illegible]itationes in Solinum und die Scriptore historiae augustae, ferner [illegible] Homonymis Hyles Iatricae; De mod usurarum; De faenore trapezetico; De re militari Romanorum; D Hellenista; Observationes in jus atticum et romanum u. s. w. Al zeugen von seiner vielseitigen, eben so tiefen als umfassenden Gelehrsam keit, weniger von seinem Geschmack und Urtheil. Unterstützt von einem ungeheuern Gedächtniß, arbeitete er mit bewundernswürdiger Leichtigke und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter seine Zeitgenossen hatte er sich eine Menge von Feinden durch seine Angrif

nd Ausfälle gemacht, aber auch die gelehrtesten Männer sprechen mit Ehrfurcht von ihm und erkennen in ihm ihren Meister.

Salmiak ist ein flüchtiges, weißes Salz, aus Salzsäure und flüchtigem Laugensalze bestehend. Ursprünglich stammt seine Bereitung aus Aegypten. Man verschaffte sich dort das nöthige flüchtige Laugensalz durch Sublimation des Rußes vom verbrannten Kameelmist, vermischte es mit der gehörigen Salzsäure, und sublimirte den Salmiak nochmals in schüsselförmige Formen. So gestalteter und so bereiteter Salmiak bekommt noch jetzt den Namen des ägyptischen, zum Unterschiede von dem braunschweiger, der durch Crystallisation erhalten, sehr locker und hutförmig ist. In Brabant benutzt man auch flüchtiges Laugensalz zur Salmiakbereitung, den Ruß aus Steinkohlen, wie er bei besonders dazu eingerichteten Ziegelbränden erhalten wird. In Braunschweig zieht man das Laugensalz aus dem Urin. Medicinisch dient der Salmiak als schweißbeförderndes, schwach reizendes Mittel, technisch zur Unterstützung des Verzinnens und als Aetz- oder Auflösungsmittel vieler Metalle, weil er in Verbindung mit Wasser und Luft fast jedes Metall angreift und eine dreifache Verbindung mit ihm zusammensetzt. F.

Salomo, Davids Sohn von der Bathseba, und auf deren Fürbitte mit Zurücksetzung seiner ältern Brüder Erbe des Thrones der Hebräer, genoß während einer langen friedlichen Regierung 1015 bis 975 vor Christo die Früchte der Thaten seines Vaters. Das Gefühl seiner Majestät brachte er aus einer mit königlichem Glanz umgebenen Jugend, und die Weisheit, die ihm nachgerühmt wird, aus dem Unterrichte der Erfahrungen Davids und der Weisen seines Hofes mit auf den Thron, den er, ein Jüngling noch, mit der Strenge und Kälte eines orientalischen Monarchen einnahm. Um ihn zu befestigen, ließ er seinen Bruder Adonai und einige mißvergnügte Große des Reichs ermorden, und knüpfte politische Verbindungen mit auswärtigen Königen an. In seinen treffenden richterlichen Urtheilen, wie durch die Vervollkommnung der davidischen Staatseinrichtungen zeigte er eine Ueberlegenheit des Verstandes, die ihm Ehrfurcht bei dem Volke erwarb, und unsterblich wurde sein Ruhm durch den Bau des Tempels, dessen Größe, Pracht und Schönheit alles übertraf, was man bisher von Werken der Baukunst gesehen hatte, und dem Cultus der Hebräer einen Glanz gab, der sie von neuem an ihre Nationalheiligthümer fesseln sollte. Der Reichthum, den Salomo durch klugen Gebrauch der ererbten Schätze, durch Gewinn im Handel, wobei er die Hebräer zuerst mit der Schiffahrt bekannt machte, durch genauere Benutzung der königlichen Einkünfte, die er durch zwölf Statthalter eintreiben ließ, und durch Vermehrung der Abgaben an sich zu ziehen wußte, machte ihm diesen und andre Baue von Palästen, Städten und Festungen und den Aufwand einer kostbaren und üppigen Hofhaltung möglich, wodurch auf der einen Seite der Wohlstand des Volks gehoben, die Uebung der Künste befördert und die Cultur überhaupt gesteigert, auf der andern Seite aber auch das Beispiel eines verderblichen Luxus gegeben [illegible] eine allmählige Entfernung von der ursprünglichen Strenge des Mosaismus vorbereitet wurde. Die Bewunderung der Weisheit und königlichen Herrlichkeit Salomo's, die ihm neben dem nun häufigern Zuflusse von Fremden zu seiner Hauptstadt auch den Besuch einer Königin von Saba (Aethiopien) verschaffte, konnte einige Stimmen des Mißvergnügens übertäuben; seine Gerechtigkeit erhielt ihm die Achtung des Volks, und gegen das Murren der von ihm zu regelmäßigen Frohndiensten genöthigten heidnischen Völker,

welche David dem hebräischen Reiche unterworfen hatte, stand ihm ein Kriegsheer zu Gebote, das 12,000 auf ägyptische Art gerüstete Reiter, und 1400 Streitwagen zählte. Auch schien das Glück diesen großen König lange zu begünstigen, und das israelitische Volk im Genusse seines Wohllebens kaum zu bemerken, daß er sich zu ihm immer mehr in das Verhältniß eines orientalischen Despoten stellte. Ganz wider das mosaische Gesetz erlaubte er sich die Aufnahme ausländischer Weiber in seinen zahlreichen Harem, und war aus Liebe zu diesen Weibern im Alter tolerant oder schwach genug, ihnen freie Uebung ihres Götzendienstes zu gestatten, und selbst daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widersacher, die ihm gegen das Ende seines Lebens nach dem Throne strebten, wider seine befestigte Macht nichts ausrichten. Erst nach seinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volks in offene Empörung aus, und sein unwürdiger Sohn Rehabeam vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die vierzigjährige Regierung Salomo's, die er wohl schwächer und unrühmlicher endete, als er sie begann, wird jedoch wegen ihres Glanzes und ihrer glücklichen Ruhe von den Israeliten noch immer als einer der hellsten Lichtpunkte in ihrer Geschichte gepriesen, und das ganze Morgenland sieht in ihr eine goldne Zeit, deren Bilder die orientalische Poesie an den ins Unermeßliche gesteigerten Ruf der Eigenschaften dieses Königs anknüpft. In der That gehörte er mehr dem gesammten Orient, als seinem Volke an. Seine Denkungsart war viel freier, als einem Hebräer geziemte. In den Schriften, die die Bibel unter seinem Namen enthält, und die, wenn auch ihre Redaction einer viel spätern Zeit zugeschrieben wird (s. d. Art. hebräische Sprache und Literatur), in ihrem Grundstoffe doch unstreitig salomonischen Ursprungs sind, spricht ein philosophischer Geist, der sich über die Einseitigkeit der hebräischen Nationalität zu weltbürgerlichen Ansichten erhoben hat. Seine Sprichwörter sind reich an scharfsinnigen, witzigen Apophtegmen; sein Prediger erinnert an die Philosophie, welche sich geistreiche Große und Weltleute im Ueberdruß eines langen, üppigen Lebensgenusses aus dem Schatze ihrer Erfahrungen endlich zu bilden pflegen, dagegen das Hohelied die ganze Gluth und Süßigkeit einer bräutlichen Liebe ausdrückt, und sey es auch das Werk eines spätern Dichters, doch im Geiste Salomo's darstellt, wie glücklich er auch in der Liebe war. Daher ist seine Weisheit und sein Glück bei der Nachwelt sprichwörtlich geworden, und die Mährchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn, wie die romantischen Sagen der Normänner und Britten den König Artus, als einen fabelhaften König, dessen in der Bibel selbst gerühmte Kenntniß der Natur, dessen Reichthum an Sinnsprüchen und Räthseln, dessen Herrlichkeit und Macht in ihren Darstellungen zu Zauberei und Wunder wird. Der Siegelring Salomo's war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei hohe symbolische Bedeutung. E.

Salomon (J. P.), war einer der Wenigen, die mit Recht zu den größten Violinspielern Europa's gezählt werden können. Sein Geschmack, seine Verfeinerung, und sein Enthusiasmus, um uns der Worte des Doctors Burney zu bedienen, erwarben ihm eine allgemeine Bewunderung, so daß sein Unterricht eifrig gesucht wurde. Unter seinen Schülern zeugte Pinto für die Talente seines Lehrers und für dessen Fertigkeit, dieselben Andern mitzutheilen. Laut eines unter seinen Papieren gefundenen Taufscheins wurde Salomon 1745 zu Bonn, im Churfür-

stenthum Cöln, geboren. Er wurde zum Rechtsgelehrten erzogen, allein seine mächtig vorherrschende Liebe für die Tonkunst bewog ihn, diesem Hange ganz zu folgen, und bald wurde er in Deutschland und Frankreich nicht bloß durch sein Spiel auf der Violine, sondern noch mehr durch seine tiefe und umfassende Kunstkenntniß berühmt. Um das Jahr 1781 kam er nach England, wo er seit dem beständig blieb, und dieses Land, für welches er die wärmste Anhänglichkeit hegte, zur Bühne seiner großen Talente wählte. Auch bewog er durch einen grossen gewagten Kostenaufwand den unsterblichen Haydn nach England zu kommen, und dieser originelle, geniale und fruchtbare Tonkünstler componirte in London jene zwölf meisterhaften Symphonien, welche in dieser Art von Geisteswerken noch immer den höchsten Grad von Vollkommenheit haben, und wahrscheinlich behalten werden. Salomons kritische Urtheilskraft verbreitete sich nicht bloß über diesen Zweig der Tonkunst; auch Brahams noch unausgebildete Stimme zog er aus der Dunkelheit hervor, und versetzte sie in die ihr eigenthümliche Sphäre. Er starb im Jahre 1815 in London.

Salonichi (Thessalonich, Selanikі), eine große ansehnliche Stadt in Macedonien mit einem Hafen, liegt an dem Meerbusen gleiches Namens. Sie hat an 60,000 Einwohner, von denen die Hälfte Türken, ein Viertel griechische Christen und ein Viertel Juden sind. Dazu kommen noch ungefähr 2000 Franken. Die Griechen haben hier einen Erzbischof, und die Juden, welche von solchen herstammen, die ehemals aus Spanien vertrieben sind, reden eine verderbte spanische Mundart. Die Stadt ist übrigens der Sitz eines Pascha's von drei Roßschweifen, der über 360,000 Piaster Einkünfte hat. Salonichi ist seit dem 17ten Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz, und die Venetianer bringen Tücher, Friese, Metall- und Glaswaaren, Spiegel, Papier, seidene und andre Stoffe und Feuergewehre ein, und führen Baumwolle, Tabak, Wachs, Seide, Häute, Corduan, Kupfer, Wein und schlechte weiße Tücher (Abas genannt) wieder aus. Die Engländer hingegen bringen hieher Tücher, Gewürz, Zinn, Blei, Uhren, Juwelen, Eisenwaaren, Farbewaaren, Chalons und Serge, und empfangen dagegen Seide und Baumwolle. Aus Deutschland kommen nach Salonichi Kupfer-, Messing und Eisenwaaren, böhmische Gläser, Uhrwerke, feine und grobe Tücher, Kattune, Leinwand und Porzellan. Durch Griechen und Juden wird bedeutender Handel nach Oesterreich und auf die leipziger Messen getrieben, und Baumwolle in großen Quantitäten, Meerschaum zu Tabaksköpfen, Leder, levantischer Caffee u. s. w. dahin gesendet. Die deutsche Einfuhr beträgt an Werth zwei Millionen, und die Ausfuhr fünf Millionen Piaster. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben hier zwar Consuln, aber ihr Handel ist nicht so bedeutend, wie derjenige der obigen Nationen; doch werden die russischen Geschäfte mit Sammet, Seide und Pelzen mit jedem Jahre wichtiger. Den bedeutendsten Handel von allen Völkern führten bis jetzt die Franzosen hieher, welche Tücher, Caffee, Zucker (aus ihren westindischen Colonien) lyoner Seidenwaaren, Gewürze, Goldwaaren u. s. w. hieher sandten, und dafür Baumwolle, Seide, Wolle, Korn, schlechte weiße Tücher, Wachs und Kupfer ausführten. Die ganze Ausfuhr von Salonichi wird auf neun Millionen, die Einfuhr hingegen auf fünf Millionen Piaster jährlich berechnet. Unter den Manufacturen der Stadt zeichnen sich die großen Zubereitungen von türkischem Garn, die Lederarbeiten und Färbereien aus. Auch werden hier große Wechselgeschäfte gemacht.

Salpeter ist ein weißes säulenförmiges Salz aus Salpetersäure und Potasche bestehend. Er erzeugt sich an vielen Orten freiwillig, wenn seine Bestandtheile in dem Erdboden vorhanden sind, z. B. in Viehställen, Gottesäckern. In Ostindien effloreſcirt er an der Nord- und Ostseite vieler Hügel und Mauern östlich vom Ganges, und wird daselbst von den Einwohnern zusammengekehrt (Kehrsalpeter). Zu Wolfetta crystallisirt er in einigen Höhlen; in Ungarn kommt er in Flötzgebirgen vor. In den Salpeterplantagen bereitet man den Salpeter aus verwesenden thierischen, d. i. stickstoffhaltigen, Dingen, weil diese während ihrer Zersetzung, durch Einfluß der atmosphärischen Electricität, mit dem Sauerstoffe der Luft Salpetersäure bilden. Man schichtet zu dem Ende thierische Abfälle, Straßenkoth, Urin u. s. w. zu Haufen auf, in welche Kalk oder ein andrer basischer Körper gemengt wird, damit die gebildete Säure sich nicht zerstreue, sondern sich mit ihnen verbinde, bedeckt sie mit Dächern, welche den Regen, nicht aber die Luft abhalten, sticht sie oft um, und begießt sie mit Urin. Nachdem der Salpetersieder durch Proben sich von der entstandenen Säure überzeugt hat, laugt er die Erdhaufen in Kästen oder Fässern aus, und bekommt eine Lauge, welche die gebildete Salpetersäure an jene ihr dargebotenen Basen, Kalk, Ammonium, Talkerde, gebunden enthält. Durch hinzugebrachte Holzaschen-, Potaschenlauge oder schwefelsaures Kali scheidet er diese von der Salpetersäure und verbindet die Säure mit Kali zum Salpeter, den er, als in der klaren Lauge zurückbleibend, durch Abdampfen und Crystallisation, oder Läutern als rohen Salpeter, gewinnt. Der so erhaltene rohe Salpeter ist noch mit etwas gemeinem Salze, auch wohl Schwefelsäure verunreinigt, er kann davon durch wiederholte Crystallisation getrennt werden, und dient dann zum ökonomischen (Einpökeln), technischen (Schießpulver) und Arzneigebrauche. — Der Name Nitrum kommt zwar schon bei Plinius u. a. vor, doch scheinen die Alten darunter Natrum zu verstehen, da die erste gewisse Nachricht vom Salpeter sich von Albertus Magnus † 1280 und Roger Baco † 1278 herschreibt. F.

Salpetersäure wird durch Vermischung von Vitriolöl mit reinem Salpeter und Destillation gewonnen. Eine gelbe dampfende Säure heißt spiritus nitri fumans; eine schon mit Wasser verdünnte weiße wird **Scheidewasser** genannt. Diese muß, wenn sie rein ist, Silber und Blei klar und ohne Rückstand auflösen. Mit 1/3 Salzsäure vermischt gibt sie das Goldscheidewasser, Königswasser oder Aqua regis, das zum Auflösen des Goldes und Platins dient. F.

Salt (Henry) Esquire, Mitglied der königlichen Gesellschaft, Generalconsul in Aegypten, ein noch lebender englischer Schriftsteller, wurde zu Litchfield geboren, und auf der lateinischen Schule jener Stadt erzogen. Seine Neigung zu Reisen und seine Liebe zur Zeichenkunst erwarben ihm die Freundschaft des Lords Valentia, den er nach der Levante, Aegypten, Abyssinien und Ostindien begleitete. Die von dem gedachten Lord herausgegebene Reisebeschreibung erlangte durch die mahlerischen Erläuterungen von Salt große Vorzüge. Nachher ward Salt von der Regierung beauftragt, dem Kaiser von Abyssinien Geschenke zu überbringen. Das Resultat dieser Sendung ist in einem für den Handel und die Wissenschaft höchst wichtigen Werke dem Publicum vorgelegt worden. In diesem Werke läßt der Verfasser dem berühmten James Bruce, dessen große Wahrheitsliebe und Genauigkeit hier vollkommen vertheidigt werden, die größte Gerechtigkeit wiederfahren. Salts öffentlich erschienene Werke sind: Twenty four Views taken in In-

dia, the Red Sea, Abyssinia etc. fol. 1809. — An Account of a Voyage to Abyssinia, and Travels in the Interior of the Country in 1809-1810, 4. 1814.

Salvator Rosa, s. Rosa (Salvator).

Salvegarde oder französisch Sauvegarde, ist der von einem General oder Kriegsbefehlshaber im Kriege einem Orte, einem Hause oder einer einzelnen Person zur Sicherung vor Plünderungen und Mißhandlungen ertheilte Schutzschein. Auch die Wache, welche zu jenem Zweck gegeben wird, heißt Salvegarde (Schutzwache), und trägt den schriftlichen Befehl des Generals u. s. w. zu ihrer Legitimation bei sich. Auf die Verletzung der Salvegarde steht die Todesstrafe. Ein General kann so viel Schutzwachen ertheilen, als er will; was er dafür sich bezahlen läßt, gehört ihm. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo Salvegarden sich befinden, so werden letztere nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern frei fortgeschickt. An vielen Orten nennt man auch eine Art von Polizeiwache, die zur Wegschaffung von Bettlern gebraucht wird, Salvegarden.

Salvus Conductus oder sicheres Geleit nennt man das einem Angeschuldigten geleistete richterliche Versprechen seiner Befreiung von dem Gefängnisse, unter der Bedingung, daß er sich vor Gericht stellen, und sich der Untersuchung unterwerfen werde. Ein Salvus Conductus wird in der Regel nur dann ertheilt, wann es dem Richter an anderweitigen, anscheinend zureichenden Mitteln fehlt, sich der Person des Angeschuldigten zu versichern. Uebrigens kann das sichere Geleit oder der Salvus Conductus ein vollkommener (Salvus conductus plenus) seyn, der sich nämlich auf die ganze Zeit der Untersuchung erstreckt; dieser wird nur in Fällen, wo die Habhaftwerdung des Angeschuldigten überaus schwierig, an der Untersuchung wegen anderer Mitschuldigen dem Richter sehr gelegen, oder auch, das Verbrechen selbst nicht so groß ist, daß eine fernere Entweichung zu fürchten wäre, ertheilt; oder ein unvollkommener (Salvus conductus minus plenus), der eine kürzere Dauer der Befreiung vom Verhafte bestimmt, als die Zeit der Untersuchung beträgt. Gewöhnlich wird bei Ertheilung des sichern Geleits eine Caution dafür erfodert, daß der Angeschuldigte sich wirklich stellen wolle; oder es wird auch nur unter der Clausel, daß es ihm nur, falls er sich zur Untersuchung stelle, zu Gute kommen solle, ertheilt. Uebrigens kann der mit einem sichern Geleit wegen eines Verbrechens versehene Angeschuldigte sich dadurch nicht gegen die Verhaftung wegen anderer nicht in dem Salvus Conductus benannter Vergehungen schützen. — Ein dergleichen Salvus Conductus oder Schutzschein wird auch Reisenden oder Flüchtlingen im Kriege, so wie Schuldnern ertheilt, um sicher und frei nach einem Orte kommen, sich dort aufhalten, und in vorgeschriebner Zeit und Art wieder abreisen zu können. N. G.

Salz. Salze sind zusammengesetzte Körper, die aus Säuern und basischen Körpern, nämlich Erden, Alkalien oder Metalloxyden bestehen. Deßhalb unterscheidet man sie, nachdem sie Alkalien enthalten, in Neutralsalze, wenn sie Erden enthalten, in Mittelsalze, und wenn sie aus Metalloxyden entstehen, in metallische Salze. Der Chemiker ordnet sie nach den Säuern, aus denen sie bestehen, und da er jetzt 42 Säuern kennt, betrachtet er sie in eben so viel Ordnungen. Ihr allgemeinster Charakter ist ihre Zusammensetzung aus Säuern und Basen, die meisten lösen sich auch in Wasser auf und crystallisiren daraus wieder, jedes in seiner besondern, regelmäßigen Ge-

kalt. Einige zerfallen an der Luft zu Pulver, sobald die warme oder trockne Luft mehr Verwandtschaft zum Crystallenwasser hat, als das Salz; im Gegentheile aber zerfließen sie. Einige sind im Feuer flüchtig und werden deßhalb flüchtige Salze genannt, zum Unterschiede mit den feuerbeständigen. Die Salze zerfließen meistens über dem Feuer in ihrem Crystallwasser, sobald dieses aber durch die Hitze verdunstet ist, trocknet das Salz ein, und nur verstärktes Feuer kann es zur eigentlichen Schmelzung bringen. Bisweilen dehnt man auch den Namen Salz auf die Alkalien und Säuern, wiewohl mit Unrecht, aus, und sagt, alkalische und saure Salze. Salze sind übrigens als Heilmittel sowohl, als auch in den Künsten und Gewerben von ausgebreitetem Nutzen. Man erinnere sich an den Vitriol, Alaun, Bleizucker in der Färberei; an den Salpeter, der zu Schießpulver verarbeitet wird; an das Bittersalz, Glaubersalz und den Salmiak, die treffliche Heilmittel geben; endlich bedarf ihrer der Chemiker zu seinen Arbeiten und zu seiner Wissenschaft am nöthigsten. Unter Salz wird aber im gemeinen Leben immer Küchensalz verstanden, eine Verbindung von Salzsäure mit Soda. Das Seewasser enthält es in großer Menge aufgelöst, ebenfalls finden sich davon in England, Niedersachsen, Polen, Abyssinien u. s. w. große Massen in der Erde abgelagert, die theils als trocknes Steinsalz ausgegraben werden, theils, durch Wasser in der Erde aufgelöst, als Salzquellen zum Vorschein kommen, und versotten werden. Man unterscheidet daher im Handel dreierlei Salz nach der Art der Gewinnung: Steinsalz, Seesalz, Soolensalz. Dieses Salz hat einen angenehmen Geschmack, crystallisirt in Würfeln, bleibt an der Luft unverändert. Seine Crystallen knistern in der Glühhitze und verflüchtigen sich beim Weißglühefeuer. Die Gewinnung des Seesalzes ist sehr einfach. Man läßt das Seewasser durch die Sonnenwärme in thönernen Cisternen verdunsten, oder siedet es in Pfannen ein. Das Küchensalz aus den Salzsoolen wird auf den Salinen durch Gradirung (s. d. Art.) und Versiedung gewonnen. Man untersucht zu letzterm Ende den Salzgehalt der Soole durch Aufsuchung ihres specifischen Gewichts mittelst Salzspindeln (Aräometer) und berechnet ihn daraus nach Tafeln, deren Lambert, Langsdorf und Dammes verschiedene gegeben haben. Daraus findet sich, ob die Soole so stark an Salz sey, daß sie den Aufwand der Versiedung mit Feuermaterial decke. Ist dies, so wird sie in Blechpfannen versotten, denen man wenig Tiefe aber viel Oberfläche gibt. Nachdem das erste Aufsieden (Stören) mit einem Zusatz von Rindsblut erfolgt ist, kommt das eigentliche Salzsieden oder Soggen. Dazu ist 70° R. die beste Temperatur. Nachdem sich das Salz zu Boden gesetzt hat, wird es ausgeschaufelt und in Weidenkörben in die Trockenkammern gebracht. Diese Trockenkammern sind in dem Bodenraume des Siedehauses und werden aus den Schornsteinen desselben geheizt. Das erste gypshaltige Salz heißt Krücksalz, dann kommt das reinere der ersten Aufschläge, das letzte wird schlechter, die Mutterlauge liefert gelbes Salz. Der Pfannenstein (eine Verbindung von Glaubersalz, Gyps- und Kochsalz) setzt sich, wegen seiner Schwerlöslichkeit an die Böden der Pfannen ab. Er wird zerschlagen, das Glaubersalz durch Auslaugen und Crystallisation geschieden, der Rückstand als Gyps- oder Düngsalz auf Kleefelder benutzt. Aus der übrig bleibenden Mutterlauge bereitet man gewöhnlich kohlensaure Talkerde durch Zusatz von Potaschenlauge.

F.

Salzburg war nach dem westphälischen Frieden bis 1802, außer

den drei geistlichen Churfürstenthümern das einzige Erzbisthum in Deutschland. Es lag im baierschen Kreise, zwischen dem Herzogthum Bayern, Oesterreich, Kärnthen und Tyrol, hatte beinahe ein Areal von 180 Quadratmeilen, 16 Städte, 23 Marktflecken, und in ältern Zeiten 250,000 Einwohner. Durch die heftigen Bedrückungen aber, welche viele von ihnen wegen der protestantischen Religion, zu der sie sich bekannten, besonders unter dem Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (von 1729 — 1733) zu leiden hatten, wanderte eine große Anzahl von Menschen, die sich über 30,000 belaufen haben soll, aus, so daß in spätern Zeiten die Volksmenge kaum 190,000 betrug. Jene Ausgewanderten begaben sich in andere deutsche Länder, auch nach Holland, England, Rußland, Schweden und Nordamerika, wo sie allenthalben mit Freuden aufgenommen wurden, und durch ihre Thätigkeit und ihren Kunstfleiß zu dem Flor ihres neuen Vaterlandes kräftig wirkten. Das salzburgische Land ist sehr bergigt, und hat nur längs des Laufes der Salza einige fruchtbare Thäler. Der Getraidebau reicht also nicht für die Bedürfnisse des Landes hin, desto einträglicher aber ist die Viehzucht, und der Handel mit den hier gezogenen starken und dauerhaften Pferden ist ein Hauptnahrungszweig der Einwohner. In den Gebirgen gibt es Büffelochsen, die eingefangen und gezähmt werden. Besonders reich aber ist dies Land an Salz und Metallen. Von dem erstern wurden bloß an Baiern gegen einen bestimmten Preis 200,000 Centner geliefert. Die Metalle und Mineralien bestehen in Gold und Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol, Kobalt, Schwefel, Gallmei, Marmor u. s. w., und geben einen reichen Gewinn. Eine Menge von Fabriken beschäftigen sich mit der Verarbeitung dieser Naturerzeugnisse, und außerdem sind zu Hallein noch beträchtliche Baumwollenmanufacturen und Strickereien. Die ehemaligen Erzbischöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Bayern das Directorium im bayerschen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe, und abwechselnd mit Oesterreich (welches aber immer den Anfang machte) von einer Materie zur andern das Directorium im reichsfürstlichen Collegium. Außerdem erhielten sie von dem Kaiser, auch wenn sie nicht aus fürstlichen Häusern waren, den Titel: Ew. Liebden, dahingegen die geistlichen Churfürsten in diesem Falle nur: Ew. Andacht genannt wurden. Im Salzburgischen herrschte eine landständische Verfassung, und die Stände waren 1. die Prälaten, wozu das Domcapitel, der Bischof von Chiemsee, der Abt zu St. Peter und Paul u. A. gerechnet wurden; 2. der Ritterstand, zu welchem die 4 Erbbeamten, nämlich die Erbmarschälle (Grafen von Lodron), die Erbkämmerer (Grafen von Törring), die Erbschenken (Grafen von Künburg), die Erbtruchsessen (Fürsten von Lamberg), und außer diesen die übrige, der Landtafel einverleibte Ritterschaft gehörte; 3. der Bürgerstand, zu welchem man die Städte und Marktflecken rechnete; und 4. der Bauernstand, der von dem Erzbischofe selbst repräsentirt wurde. Die Einkünfte des ganzen Landes wurden auf zwei Millionen Thaler gerechnet; in neuern Zeiten betrugen sie aber nicht völlig eine Million. Die Staatsschulden beliefen sich 1802 auf 5 Millionen, und wurden durch die Kriege von 1805 und 1809 noch sehr vermehrt. Im J. 1802 wurde dies Erzbisthum verweltlicht, und nebst Eichstädt, Berchtolsgaden und einem Theile von Passau als ein Herzogthum dem Erzherzoge von Oesterreich und Großherzoge von Toscana Ferdinand, zur Entschädigung für Toscana gegeben, auch nebst Passau, welches gleichfalls zum bayerschen Kreise ge-

hörte, zum österreichischen geschlagen. Außerdem wurde der Erzherzog unter die Zahl der Churfürsten aufgenommen. Durch den preßburger Frieden (1805) kam Salzburg unmittelbar an Oesterreich, und Eichstädt und Passau an Bayern, wogegen der Erzherzog-Churfürst Würzburg bekam. Durch den wiener Frieden (den 14ten Oct. 1809) wurde Salzburg der Verfügung Napoleon Bonaparte's überlassen, der es 1810 an Bayern abtrat. Durch den Tractat vom 14. Mai 1816 kam aber Salzburg, mit Ausnahme der Pfleggerichte Waging, Titmaning, Teisendorf und Laufen, in soweit dieselben auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegen sind, wieder an Oesterreich. Nach seinem jetzigen Bestande hat das Herzogthum 162 8/10 Quadratmeilen und 164,000 Einwohner. Es ist nun in zwei Kreisämter Salzburg und Ried eingetheilt, und der Regierung des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns untergeordnet. Die Hauptstadt Salzburg liegt am Flusse Salza, hat mit den Vorstädten an 700 schöne, wohlgebaute Häuser, und 27 Kirchen. Die Vorstädte sind Müllen, Nonnthal und der Stein. An der Salza liegt die Bergfestung Hohen-Salzburg, und außerdem sind die Zeughäuser, das prächtige ehemalige Residenzschloß, der Springbrunnen vor demselben, der Sommerpallast Mirabella, das in einem Felsen eingehauene Amphitheater, die Domkirche u. s. w. sehenswerth. Auch ist hier eine Universität und ein Gymnasium. Die Stadt hat 18 bis 20,000 Einwohner.

Salzdalum, Salzdal oder Salzdahlen, ist ein prächtiges Lustschloß der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, im sogenannten Löchelholz, eine Stunde von Wolfenbüttel, bei dem Dorfe und Salzwerke gleiches Namens. Die Lage ist reizend, die Gebäude herrlich, der Garten schön und angenehm, und die große und kleine Gallerie sind mit den kostbarsten Gemählden vieler der berühmtesten Meister geschmückt. In der Schloßcapelle halten die Stiftsfräulein des an der großen Orangerie stehenden, vom Herzoge Anton Ulrich zu Braunschweig (1701) gegründeten evangelischen Jungfrauenklosters ihren Gottesdienst. Das in dieser Capelle befindliche Grabmal des gedachten Herzogs ist wegen des orientalischen Granits und der Gemählde sehenswerth. Der Ort hat seinen Namen von seinem Salzwerke, und gehörte, so wie das ganze Herzogthum zu dem ephemerischen Königreiche Westphalen.

Salzmann, (Christian Gotthilf), der berühmte Stifter des Erziehungsinstituts zu Schnepfenthal, war den 1sten Juny 1744 zu Sömmerda im Erfurtischen geboren. Für den Stand seines Vaters, der erst zu Sömmerda, dann zu Erfurt Prediger war, wurde Salzmann auf gewöhnliche Weise gebildet, studirte 1761 — 64 zu Jena, erhielt 1768 die Pfarrstelle zu Rohrborn im Erfurtischen, wo er bei einem sehr geringen Einkommen sein häusliches Glück durch seine Verheirathung mit der 14jährigen Tochter des Pfarrers Schnell zu Vippach gründete, und folgte 1772 dem Rufe zum Diaconat an der Andreaskirche zu Erfurt, an welcher er bald darauf Pastor ward. Hier fand er als populärer, herzlicher Prediger Beifall, aber auch wegen seiner vorurtheilsfreien Denkart Widersacher, die ihn anfeindeten. Frühzeitig hatte er sich zum eigenen Forschen gewöhnt und bei seinen theologischen Studien auf die Seite der damals noch seltenen Freunde der Aufklärung gewendet. Durch Rousseau und Basedow geweckt und voll Empfänglichkeit für die Stimme der Natur beobachtete er seine eignen Kinder und schlug bei ihrer Erziehung den Weg ein, den seine eigene Neigung zum Einfachen und Natürlichen und die umlaufenden philanthropischen

Ideen ihm vorzeichneten. Bei dieser Erfüllung seiner Vaterpflicht wurde er sich seines Berufs zum pädagogischen Schriftsteller und practischen Erzieher bewußt, den er zuerst durch seine 1778 herausgegebenen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde und noch mehr 1780 durch sein treffliches Krebsbüchlein (eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht, die mit ergreifender Ironie auf den entgegengesetzten Zweck hinwirkt) und durch seine Schrift über die besten Mittel, Kindern Religion beizubringen, beurkundete. Voll Enthusiasmus für Basedows Unternehmen ging er 1781 nach freiwilliger Niederlegung seines Pastorats von Erfurt als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin zu Dessau. Doch konnte er sich hier, obschon mit gleich gesinnten Pädagogen zusammenwirkend, wegen des Mangels an Einheit und Consequenz in der Direction dieses Instituts nicht ganz befriedigt fühlen und unerträglich war ihm das Ansinnen, seine Schriften allein der Gelehrten-Buchhandlung zu Dessau in Verlag zu geben. Wie er als Religionslehrer wirkte, beweisen seine Vorträge bei den Gottesverehrungen der Anstalt, die er 1781 — 83 in 4 Bänden herausgab. Den Freunden der damals beliebten nüchternen Ansicht des Christenthums waren sie willkommen, und durch ihre Festlichkeit und sanfte Wärme besonders der Jugend erbaulich. Vorzügliches Aufsehen aber machte sein Roman, Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, den er 1783 anfing und 1788 mit dem 6ten Bande beendigte. Gestützt auf seinen literarischen Ruf und Erwerb, und von dem Wunsche, auf eigene Hand zu wirken, getrieben, verließ er 1784 Dessau und gründete auf dem von ihm angekauften und wegen seiner gesunden, freundlichen Lage wohl dazu geeigneten Landgute Schnepfenthal bei Waltershausen im Gothaischen eine Erziehungsanstalt, deren Zöglinge anfangs nur aus seinen Kindern und wenigen Pflegesöhnen bestanden. Ungeachtet ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. zu diesem Unternehmen schenkte und die herzogl. Regierung manche Vortheile und Freiheiten bewilligte, waren doch die Mittel, mit denen er nun an den Bau der Institutsgebäude ging, bei weitem nicht hinlänglich, und unstreitig hat seine unermüdete Thätigkeit, sein tüchtiger Hausverstand, der sich in dem wichtigen Fache der Oekonomie bald zurecht fand, seine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und sein festes Vertrauen auf Gott zum Gelingen seines Werkes das Beste gethan. Er fand Freunde, die ihn unterstützten, und geschickte Mitarbeiter bei dem Erziehungsgeschäfte; unter denen Andre, welcher 1787 ein Töchterinstitut zu Schnepfenthal gründete und es 1790 nach Gotha verlegte, jetzt aber als fürstl. salmischer Wirthschaftsrath in Mähren lebt, der Naturforscher Bechstein, jetzt Director der Forstakademie zu Dreißigacker, der Philolog Lenz, jetzt Director am Gymnasium zu Weimar, Glaz, jetzt Consistorialrath in Wien, GutsMuths, der Wiederhersteller der Gymnastik und Herausgeber der pädagogischen Bibliothek, Weißenborn, Blasche, Ausfeld u. A. m. als pädagogische Schriftsteller und einsichtsvolle Erzieher rühmlich bekannt sind. Das fröhliche Leben, die körperlichen Uebungen, die lachende rothe Uniform der Zöglinge, die Reisen, welche Salzmann mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehrern Bänden zu beschreiben wußte, seine Jugendschriften, unter denen das moralische Elementarbuch vorzüglichen Werth hat, waren wohlgewählte Mittel, das Publicum zu gewinnen und in der Knabenwelt eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Eldorado der Jugend zu Schnepfenthal anzuregen. Aus Deutschland, der Schweiz,

England, Portugal und den nordischen Reichen wurden ihm Knab
zugesandt, und selbst zwei Prinzen (von Hessen-Philippsthal) anve
traut; auch sein 1797 herausgegebner Himmel auf Erden wende
ihm viele weiche Vater- und Mutterherzen zu, so daß die Zahl sein
Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. So wurde Schnepfenthal imm
blühender, da seine weise Oekonomie und wohlberechnete Industrie
erhalten und zu mehren verstand, was Vertrauen der Aeltern ihm i
die Hände legte. Seit 1788 kam aus der zu Schnepfenthal errichtet
Buchdruckerei, welche noch jetzt verbunden mit einer Buchhandlun
daselbst besteht, sein thüringer Bote, ein vielgelesenes Volksblat
und eine Menge von Erziehungs- und Kinderschriften heraus, dur
welche Salzmann und seine Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf ei
zahlreiches Publicum wirkten. Weil diese Mitarbeiter willig auf sein
Grundsätze und Anordnungen eingingen und überdies sechs derselben
Lenz, Weißenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld seine Schwiege
söhne wurden, konnte seine Anstalt auch nach Vergrößerung ihres Pe
sonals ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und de
Seinigen ausgehende Geist der Liebe, des Vertrauens und der Fröm
migkeit sie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog zwei seiner Söhn
zu Lehrern heran, mehrere seiner Töchter ertheilten selbst Unterricht un
der Zusammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinschaftlichen Hausha
erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Bestreitung de
Kosten. So konnte Salzmann, umgeben von wohlgerathenen Kinder
und dankbaren Pflegesöhnen, im Genusse eines redlich verdienten Woh
standes und des Beifalls seiner Zeitgenossen, geachtet und vielwirken
als Schriftsteller vor andern glücklich gepriesen werden. Doch wie d
Idee seines Unternehmens und der Geist ihrer Ausführung meistenthei
der Zeit angehört hatte, wo es entstand und gedieh; so mußte der Ei
tritt einer neuen Zeit und anderer Ansichten ihm nachtheilig werde
Zwar mußte man ihm zugestehen, daß er gehalten habe, was er ve
sprach. Eine bedeutende Anzahl von ihm erzogener tüchtiger jung
Männer bewies denen, welche den Ruhm des Gelehrten nicht für de
einzigen halten, daß er mit Recht bei seinen Zöglingen absichtlich me
auf körperliche Gesundheit und Kraftübung, auf Brauchbarkeit für de
künftigen Stand und Beruf, auf reine Sittlichkeit und Menschenlie
hinarbeitete, als auf große Gelehrsamkeit; aber die poetisirende schö
Welt fand die Idylle des schnepfenthaler Lebens doch zu nüchtern, sei
Kinder-Orden, seine Kartoffeln-, Kirsch- und andere Kinderfeste,
erfreulich sie seinen Zöglingen seyn mochten, fielen in der Meinung d
im Zeitalter Napoleons mit großartigeren Festlichkeiten beschäftigten P
blicums, und überdies wurde bei der allgemeinen Verarmung die Za
der Aeltern, die den Aufwand der Pensionskosten in Schnepfenthal b
streiten konnten, immer geringer. So sank die Anstalt seit 1807 u
kam 1809 bis auf 36 Zöglinge herab, auch zeigte sich eben nicht Ho
nung zur Wiederkehr ihrer vorigen Blüthe, da das Aufgehen d
schweizerischen Sonne am pädagogischen Himmel Salzmanns Stern
vieler Augen verdunkelte. Nachdem seine würdige Frau ihm 1810 vo
angegangen und seine eigene sonst ungemein dauerhafte Gesundheit dur
gichterische Uebel zerrüttet worden war, starb er für sein Glück u
seinen Ruhm nicht zu früh, den 31sten October 1811 im 68sten Jah
seines Lebens. Sein Tod erneuerte in ganz Deutschland das Andenk
seiner großen Verdienste. Unstreitig hat er als Pädagog und Volk
schriftsteller viel Gutes gewirkt, Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit d
Vortrags und edle Einfachheit zeichnete alles aus, was er schrieb, u

seinen Belehrungen und Rathschlägen kann das Verdienst der Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden, wenn auch seine durchaus practische Tendenz denen nicht immer zusagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menschlichen Geistesthätigkeit halten. Salzmanns persönliche Darstellung war ganz einfach, aber achtunggebietend; seine hohe Stirn bezeichnete den selbstständigen Denker, die würdige Haltung seines Körpers und sein patriarchalischer Anstand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war sein Blick, schnell sein Entschluß, ruhig und besonnen sein unermüdetes Wirken, groß seine Herrschaft über sich selbst und seine Gewalt über die kindlichen Seelen, die er nur durch Blicke und Worte zu regieren wußte. Haushälterisch ohne Eigennutz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit wurde er allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leistete. Ein Fliederbaum, das Bild seines gemeinnützigen Strebens, bedeckt sein Grab, und Tausende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweisheit war, segnen das Andenken seines Namens. Vergl. die Artikel Institut und Philanthropinismus. Sein schönes Werk, die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, besteht noch jetzt unter der Leitung seines Sohnes Carl Salzmann. E.

Salzsäure eine mineralische Säure, die durch Zersetzung des Kochsalzes mittelst Vitriolöls und Destillation erhalten wird. Sie ist im reinen Zustande wasserklar, stößt stechende Nebel aus und riecht unangenehm. Sie besteht aus Wasserstoff und einem einfachen Körper, den man ehedem oxydirte Salzsäure nannte. Diese oxydirte Salzsäure, besser Halogen oder Chlorine, entsteht aus der Salzsäure, sobald diese durch Berührung mit sauerstoffhaltigen Körpern ihren Wasserstoff loswerden kann. Glauber stellte die gemeine Salzsäure zuerst aus dem Kochsalze dar, sie hieß auch lange Zeit nach seinem Namen, so wie der Rückstand der Destillation, bestehend aus Schwefelsäure und Soda, noch jetzt Glaubersalz genannt wird. F.

Samariter oder Samaritaner. Nach dem Untergange des Königreichs Israel entstand auf dem Gebiete desselben aus den zurückgebliebenen Israeliten von den Stämmen Ephraim und Manasse, und den mit ihnen vermischten assyrischen Colonisten ein Volk, das von den Griechen nach der Stadt Samaria, um die es wohnte, den Namen Samariter erhielt. Als nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauten, wollten die Samariter daran Theil nehmen, wurden aber von den Juden, weil sie wegen jener Vermischung mit Heiden unrein und nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen, worauf sie denn aus Rache den weiteren Bau der Stadt und des Tempels auf einige Zeit zu hindern wußten. Daher der Haß der Juden und Samariter gegen einander, der zu den Zeiten Jesu, wo die Samariter auf einen kleinen Strich Landes zwischen Galiläa und Judäa beschränkt waren, alle Gemeinschaft zwischen diesen beiden Nachbarvölkern verhinderte und noch jetzt fortdauert. Nie zur Selbstständigkeit gelangt, haben die Samariter die Schicksale ihres Landes getheilt und unter dem Drucke der Türken so an Bevölkerung abgenommen, daß nicht nur ihre im 17ten Jahrhundert noch blühenden Colonien in Aegypten jetzt gänzlich ausgestorben sind, sondern auch zu Naplusa, dem alten Sichem, und Jaffa, den einzigen Orten, wo es noch Samariter gibt, zusammengenommen nach einer 1811 an Silvester de Sacy zu Paris von ihrem Priester Salameh gelangten Nachricht nur noch 30 Familien mit etwa 200 Individuen dieses Volks leben. Zufolge die-

ser Nachricht und andrer Briefe, welche deutsche und englische Gelehrte im 16ten und 17ten Jahrhundert von den Samaritern erhielten, sind sie in religiöser Hinsicht als eine den Juden, besonders den Karaiten, die den Talmud verwerfen, sehr nah verwandte Secte zu betrachten und unterscheiden sich auch von den rabbinischen Juden nur darin, daß sie außer den 5 Büchern Mosis, an deren göttlichen Ursprung sie glauben, und dem Buch Josua keine biblischen Bücher haben und anerkennen, den Talmud aber, wie alle rabbinischen Zusätze, ganz verwerfen, in Gebräuchen, Sitten und kirchlichen Einrichtungen nur so viel, als das mosaische Gesetz ausdrücklich vorschreibt, pünktlich beobachten, und statt des Tempels zu Jerusalem den Berg Garisim in Samaria, wo sie in glücklichern Zeiten ihre Feste feierten und ihre Opfer brachten, heilig halten. Die Verehrung des einigen Gottes, die Beschneidung, die Reinigungen und Feste, das Purim oder Tempelweihfest ausgenommen, haben sie mit den Juden gemein. Auch glauben sie an Engel, an die Auferstehung und Vergeltung in einer andern Welt und hoffen auf einen Messias, den sie sich nach der Weissagung Mosis nur als einen Propheten vorstellen. Ihre Priester sind vom Stamme Levi und werden von ihnen als ihre Obern geachtet. Wegen ihrer Armuth opfern sie jetzt nur einmal jährlich ein Lamm zum Paschahfeste in ihrer Synagoge, wo sie ihre Gebete und Vorlesungen aus dem Pentateuch im aramäisch samaritanischen Dialecte halten und weiß gekleidet gehen. Sonst sprechen sie meist arabisch, zeichnen sich durch einen weißen Turban aus und fristen ihr Leben durch Geldwechsel und Handarbeiten. Sie vermeiden jede nähere Gemeinschaft mit denen, die nicht zu ihrer Secte gehören, und verheirathen sich nur unter einander, so daß ein Mann zwar zur ersten Ehe zwei Weiber auf einmal haben, wenn aber eine davon stirbt, nicht vor dem Tode der andern aufs neue und dann auch nur ein Weib ehelichen darf. Dieses allmählig untergehende Völkchen hat besonders darum einiges Gewicht, weil es einen sehr alten, wenn nicht, wie Einige behaupten, den ältesten Codex des Pentateuchs besitzt. Um dieses Schatzes willen wurden jene Correspondenzen europäischer Gelehrten mit den Samaritern angeknüpft, wodurch bei ihnen die Erwartung einer Hülfe von ihren vermeintlichen Brüdern in Europa erregt und unterhalten worden ist. E.

Samiel. Es führt diesen Namen ein Wind, der stoßweise in dem wüsten Arabien häufig weht und von weitem durch seinen eigenthümlichen Geruch zu erkennen seyn soll. Juli und August sind die Monate seiner gewöhnlichen Erscheinung. Seine Geschwindigkeit ist sehr groß, seine Wirkungen sind erstickend und lebensgefährlich, doch geht er in gewisser Höhe über die Erdoberfläche hinweg und die Eingebornen schützen sich gegen ihn durch Niederwerfen auf die Erde, was sie um so eher können, da er sich durch Geruch, Geräusch und Staubwolken schon von fern ankündigt. In Italien und Dalmatien, wohin er sich ebenfalls erstreckt, hat er durch den langen Zug über Meer und Gebirge schon viel von seiner Bösartigkeit verloren. Er heißt dort **Sirocco**, erscheint gewöhnlich nach Ostern, bläs't südlich 14 bis 20 Tage lang, ist trocken, versengt die jungen Pflanzentriebe und versetzt die Einwohner in große Abspannung und Müdigkeit, welche sich gegen denselben durch das Verschließen aller Fenster und Thüren zu schützen suchen. Er folgt gewöhnlich auf Westwind, fängt mit Wirbelwinden an und schweigt des Nachts etwas. Während seiner Dauer soll man leicht und reichlich fischen. F.

Sämischgerberei unterscheidet sich von der Weißgerberey wenig und nur darin, daß die mit Fett und Kalk zubereiteten Häute nicht

weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich sämische Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochsen, Kälbern, Hammeln, vorzüglich aber von Gemsen, Hirschen, Rehen und Elenthieren. Zu dem Ende werden diese mit Kalk gebeizt, sodann enthaart, hierauf mit einem stumpfen Messer ihre Narbenseite abgestoßen und diese Blößen auf 4 bis 8 Tage nochmals in den Kalkäscher gelegt. Nachdem man sie herausgenommen hat, wird die Fleischseite glatt abgeschabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt und sodann gehörig rein ausgewaschen und abgestrichen. Jetzt werden sie durch eine gährende Kleienbeize, aus Weizenkleie mit Sauerteig oder Hefen, weiter behandelt und darin gewalkt, damit sich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen sie durch Walken mit Thran und durch das Färben in der Braut die vollständige Zurichtung. Wenn sie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkstocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingesogen haben, legt man sie in Haufen über einander, bedeckt sie mit leinenen Tüchern und läßt sie bis zu einer, nicht zu starken, freywilligen Erhitzung liegen. Durch dieses sogenannte Färben in der Braut ziehen sie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geschmeidigkeit. Das überflüssige Fett wird ihnen nachmals durch Aschenlauge wieder genommen, und sie vollends durch Streichen und Trocknen zugerichtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geschmeidigkeit zu Beinkleidern und Handschuhen. F.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landschaft Samnium in Unteritalien hatten zu ihren Gränznachbarn die Peligner, Marser, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten sie sich über den größten Theil von jenem Lande. Wir begegnen ihnen häufig in der röm. Geschichte und lernen sie hier als ein kriegerisches und freiheitliebendes Volk kennen, welches die Römer erst nach langen blutigen Kriegen, die mit einigen Unterbrechungen fast 70 Jahre dauerten, gänzlich unterjochen konnten. Die ersten Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten entspannen sich im J. R. 411, als die von den mächtigen Samnitern hartbedrängten Campaner die Hülfe Roms suchten und, um sie dazu zu vermögen (denn sie hatten mit den Samnitern einen Frieden geschlossen), ihr ganzes Land dem Schutze der Römer übergaben. Da nun die Samniter auf die freundschaftliche Aufforderung derselben Campanien nicht verließen, so rückte ihnen der römische Consul Valerius Corvus entgegen und nöthigte sie nach einem blutigen Treffen, sich in ihre Gränzen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit hatte eine andere römische Armee das Gebiet der Samniter angegriffen und ebenfalls nach einem verzweifelten Kampfe durch die heldenmüthige Entschlossenheit des jungen Publ. Decius Mus einen Sieg über sie errungen. Die Besiegten mußten um Frieden bitten, hielten aber denselben nur so lange, bis sie sich von ihrer Niederlage erholt hatten. Denn im J. R. 426 brach ein neuer Krieg aus, noch blutiger als der erste, welcher um so hartnäckiger geführt wurde, da auch andere Staaten Unteritaliens den Samnitern zu Hülfe kamen. Ob nun gleich die Römer gewöhnlich siegten, so gerieth doch ihre Armee im J. R. 433 bei der Stadt Caudium in solche Engpässe, daß sie, auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umringt, sich den größten Schimpf gefallen lassen und unter dem schmählichen Joche weggehen mußte. Da indeß der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Consuln mit den Feinden geschlossen hatten, verwarf und die Urheber desselben den Samnitern auslieferte: so wurden zur Fortsetzung des Krieges sogleich neue Feldherrn abge-

sandt. Dem tapfern Papirius Cursor gelang es, die erlittne Schmach durch eine gleiche Beschimpfung an den geschlagenen Feinden zu rächen. Dessen ungeachtet dauerte der Krieg mit blutiger Erbitterung fort, weil die Samniter von ihren Nachbarn, welche Roms Oberherrschaft verabscheuten, thätig unterstützt wurden, und selbst der kriegerische König von Epirus, Pyrrhus, auf Bitten der beängstigten Stadt Tarent gegen die Römer kämpfte. Aber die heldenmüthigen Consuln Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus, Publ. Decius Mus, Curius Dentatus, Caj. Luscinius Fabricius u. A. triumphirten wiederholt über die verzweifelt kämpfenden Gegner. Nach den schrecklichsten Niederlagen und der gänzlichen Verheerung ihres Landes sahen sich endlich die unglücklichen Samniter genöthigt, mit andern Völkern, die ihnen beigestanden hatten, um Frieden zu bitten. Diesen erhielten sie im J. R. 482. Als zu Sulla's Zeiten sich die italienischen Bundesgenossen gegen Rom empörten, standen die Samniter noch einmal gegen ihre Unterdrücker auf und kämpften mit wüthender Erbitterung. Doch Sulla demüthigte sie gänzlich und befahl, keinem Samniter das Leben zu schenken. Viertausend von ihnen, die gefangen worden waren, ließ er drei Tage nach der Schlacht auf dem Mars-Felde ohne alle Schonung niederhauen. Die geringen Ueberreste des samnitischen Volks lebten von dieser Zeit an bloß noch in Dörfern zerstreut. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die Samniter kein bloß kriegerisches Volk waren, sondern auch Künste und Handwerke mancherlei Art betrieben. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbarn, der Griechen in Unteritalien, hatte auf sie einen sehr wohlthätigen Einfluß. Selbst ihre Gesetze und Verfassung sollen sie größtentheils von denselben entlehnt haben. Ihre Regierungsform war demokratischer Art. Beim Ausbruch eines Krieges pflegten sie einen gemeinschaftlichen Feldherrn zu wählen. M.K.

Samojeden, eine Völkerschaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt ist, da sie als Nomaden in rauhen Wildnissen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schicksale und Helden nur durch Lieder aufbewahren, die nur unvollständige und höchst unsichere Aufschlüsse geben können. Als die siegenden Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tataren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man sie nicht näher kennen gelernt, denn noch hat kein Forscher ihre kalten und unwegsamen Wildnisse betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, sind die Tributeinnehmer, die aber nur ihr Geschäft und den Handel im Auge haben. Aehnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweise beweis't indeß die nahe Verwandtschaft der Stämme und Völker, die wir mit Grund zu den samojedischen rechnen. Diese wohnen jetzt auf den Küsten des Eismeers, ungefähr vom 65sten Grad nördlicher Breite bis an das Meerufer. Nowaja Sembia bewohnen sie zwar nicht, aber östlich über den Jenisei reichen die Küsten, wo sie hausen, bis zum 75sten Grade der Breite. In diesen kältesten, rauhesten und ödesten Gegenden des Erdbodens leben sie einzeln und sparsam zerstreut vom weißen Meere bis fast an die Lena, also sowohl in Europa als in Sibirien. Sie selbst nennen sich Nenetsch, Menschen, oder Chasowo, Männer. Der Ursprung des Namens Samojeden ist zweifelhaft. Die europäischen Samojeden wurden Rußland schon 1525 zinsbar; sie wohnen in den Statthalterschaften Archangel und Wologda zwischen den Flüssen Mesen und Petschora von andern Völkern getrennt. Die sibirischen Samojeden, östlich vom Ural, finden

sich in der Statthalterschaft Tobolsk, um den Ausfluß des Ob, in ungeheuern Ländereien einzeln und zerstreut. Verwandt mit den Samoieden sind die namürischen und jeniseischen Ostiäken, die Koibalen und Tubinzen am Jenisei, die Sojoten und Mutoren im sajanischen Gebirge, Kaimaschen am Kana und Mana, die Juraken und einige andere unbedeutende Völkerschaften.

Samos, eine berühmte Insel im ägäischen Meere, an der kleinasiatischen Küste, Ephesus gegenüber. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Ioniern und sie gehörte auch mit zum ionischen Bunde. Die Hauptstadt hieß ebenfalls Samos (jetzt Cora.) Die Samier legten sich frühzeitig auf Handel und Schiffahrt und waren die ersten Griechen, welche nach Spanien und Aegypten fuhren. Dadurch und durch Fruchtbarkeit der Insel wurden sie das reichste und mächtigste Volk des ionischen Bundes. Ihre Verfassung war abwechselnd monarchisch, aristokratisch und demokratisch. Unter Vespasian ward Samos römische Provinz.

Samosatener hieß nach ihrem Stifter, dem Bischof von Antiochien, Paul von Samosata, eine um 260 unter Odenat und Zenobia in Syrien begünstigte Secte, die in den Lehren von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi auf ähnliche, aber auffallendere Weise, als Sabellius, dem herrschenden Kirchenglauben widersprach und sich, nachdem Aurelian Zenobien überwunden hatte, unter dem Drucke des Kirchenbannes nur noch 50 Jahre als ein abgesonderter Haufe erhielt. E.

Samuel, der letzte unter den Richtern der Hebräer, wurde sich seiner hohen Bestimmung, sein Volk von den unter seinen Vorgängern und am meisten nach Eli's Tode eingerissenen Gräueln der Abgötterei und Gesetzlosigkeit zur Ordnung und Folgsamkeit gegen den einigen Gott zurückzuführen, schon als Knabe bewußt. Beim Tempeldienst herangewachsen, hatte er in der Nähe gesehen, was den Hebräern Noth that, und als sie von den Philistern hart bedrängt wurden, trat er mit kräftigen Ermahnungen zur Gottesfurcht, als dem einzigen Rettungsmittel, unter ihnen auf, und auf sein Gebet und Opfer gab Gott ihnen wieder den Sieg. Daher übertrugen sie ihm das Richteramt, das er mit großer Thätigkeit 12 Jahre lang verwaltete und durch Wiederherstellung des vernachlässigten Jehovadienstes auszeichnete. Auch gab er der nach Mosis Gesetz verfassungsmäßigen Theokratie eine starke Stütze durch die Stiftung der Prophetenschulen (s. d. Art. Propheten). Da jedoch seine Söhne, denen er bei herannahendem Alter das richterliche Amt übertrug, nicht im Geiste seiner Gerechtigkeit handelten, mußte er dem Verlangen des Volks, einen König zu wählen, nachgeben. Bei dieser Staatsveränderung, die seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen ganz entgegen war, berieth er das Volk mit der Weisheit und Uneigennützigkeit eines Vaters. Er mußte den erkornen König Saul durch einschränkende Bedingungen an die alte Verfassung zu binden und, wo es nöthig war, wenn er dawider fehlte, zurechtzuweisen. Unerbittlich war er aber auch, als dieser unkluge König sich Eingriffe in die priesterlichen Rechte zu Schulden kommen ließ. Er verwarf ihn und salbte den Hirtenjüngling David zum Nachfolger auf dem Throne Israels. Vorzüglich durch diese glückliche Wahl wurde Samuel der Wohlthäter seines Volks, doch erlebte er das Ende der Zwistigkeiten zwischen Saul und David nicht, und noch sein Schatten mußte den von Gott verlassenen König schrecken und strafen. Die unter Samuels

Namen im A. T. befindlichen historischen Bücher sind im Geiste seiner hierarchischen Idee geschrieben, doch erweislich von späterer Hand. E.

Sanchoniathon, der Name eines angeblich phönizischen Schriftstellers, dessen Zeitalter so wie ganze Existenz in das größte Dunkel gehüllt ist. Einige setzen ihn lange vor den trojanischen Krieg in die Zeit der Semiramis, Andre in die Zeit des trojanischen Krieges, Andre erst in die Zeit nach Alexander dem Großen, noch Andre halten ihn endlich für eine ganz erdichtete Person. Wir treten der Meinung des gelehrten Beck bei, welcher die Bruchstücke, die wir unter Sanchoniathons Namen noch in der griechischen Uebersetzung des Grammatikers Philo von Byblus, eines Zeitgenossen Vespasians, besitzen, keineswegs für eine Erdichtung des Letztern, sondern wenigstens zum Theil für echte Fragmente aus den Annalen des Sanchoniathon hält, wiewohl er zugibt, daß sie interpolirt seyn mögen. Diese Annalen selbst werden von den Alten unter verschiedenen Titeln angeführt; aus den Fragmenten geht in Ansehung ihres Inhalts hervor, daß sie die politische und religiöse Urgeschichte der alten Aegypter und Phönizier betroffen haben. Sie waren in phönizischer Sprache geschrieben, aus dem Unterrichte eines gewissen Hohenpriesters Hierombalus oder Jarobalus, über den viel gestritten worden, aus den Jahrbüchern verschiedener Städte und aus Denkmälern in Tempeln geschöpft, und dem Könige von Berytus, Abibal, zugeeignet.

Sanction (pragmatische) ist die Urkunde, durch welche Kaiser Carl VI., der sich ohne männliche Nachkommen sah, seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern bemüht war. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürsten Europa's zur Annahme und Gewährleistung der pragmatischen Sanction, bis auf den Churfürsten von Bayern, der als nächster männlicher Erbe der österreichischen Länder seinen Beitritt standhaft verweigerte. Wie wenig diese Maßregel übrigens Maria Theresia den unangefochtenen Besitz ihrer Erbstaaten sicherte, ist aus der Geschichte Oesterreichs bekannt.

Sanct-Helena. Diese in der neuesten Geschichte als Verweisungsort für Bonaparte merkwürdig gewordene Insel erhebt sich ganz einsam in der Mitte des westlichen Oceans, hat einen Umfang von höchstens zwölf, in der größten Länge fünf, und in der größten Breite vier Stunden. Das Ganze ist 2700 Fuß über der Meeresfläche erhoben, und besteht aus Basaltsäulen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, höchst sonderbar zerklüftet, und von mehreren kleinen Thälern durchschnitten sind. Beim ersten Anblick aus der Ferne bietet diese Insel nichts als eine schwarze, verbrannte, tausendzackichte, in sich selbst zerspaltete Felsenmasse dar. In der Nähe aber zeigt sich das schöne tropische Pflanzenleben mit seinen hohen Bäumen und Stauden in ganzer Herrlichkeit. Diese Insel ward am 22sten Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt, und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie durchaus wüst und unbewohnt, und wurde, weil sie in kaufmännischer Rücksicht von keiner Wichtigkeit schien, weder von Portugiesen, noch von andern zu einer Niederlassung benutzt. Erst im Jahre 1660 wurden die Engländer auf diese für ihren Handel nach Ostindien wichtige Seestation aufmerksam, und nahmen sie in Besitz. Freilich mußten sie 1663 den Holländern weichen, aber schon 1664 bemächtigten sie sich der Insel wieder, und blieben seitdem ungestörte Herren davon. Sie ist für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe

finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Man pflegt die Reise von St. Helena nach England in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Passatwinde auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Clima dieser Insel ist unbeschreiblich schön; der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und August zuweilen bewölkt, kein andrer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Die meisten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen sich oft noch im achtzigsten Jahre durch ungemeine Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke genesen fast durchgehends in den ersten Tagen, ja die siechsten Personen, die in Ostindien nicht mehr zu retten schienen, erholen sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt sehr selten, und bisweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere hingegen leiden gar sehr dabei. Als Ursachen dieser großen Trockenheit gibt man die Stätigkeit des Passatwindes, die isolirte Lage dieser Insel, die unter allen Inseln am weitesten von einem festen Lande ist, so wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derselben an. Indessen scheint seit 50 Jahren die Atmosphäre feuchter geworden zu seyn, und seit dem vermehrten Anbau der Insel mehr Regen zu fallen, so daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten seyn wird. Ungeachtet der anscheinenden Unfruchtbarkeit von St. Helena und des Mangels an Regen, ist vielleicht kein andrer Punkt der Erde so sehr zum Anbau von den Producten aller Himmelsstriche geeignet. An ursprünglich einheimischen, wildwachsenden Pflanzen ist die Insel freilich sehr arm, denn selbst die gewöhnlichen tropischen Bäume und Gesträuche finden sich nur in kleiner Anzahl; allein eine von einem der letztern Gouverneurs angelegte Holzpflanzung gedeiht vortrefflich. Es trifft man auch keine einheimischen Früchte, und nur wenige Arten einheimischer Gemüse an. Die Einwohner haben daher gleich anfangs auf die Anbauung ausländischer Producte gedacht, und unter andern Aepfel- und Pfirsichbäume, Pisang, Yams und Pataten angepflanzt. Die letztern zwei Gewächse geben die Haupternte. Das Getraide, zu dessen Anbau weder Himmelsstrich noch Boden paßt, muß aus der Fremde bezogen werden. Die Aepfel, Pisangs und Pfirsiche sind vortrefflich. Kirschen, Birnen und Stachelbeeren gedeihen durchaus nicht, desto besser aber der Caffebaum und die Constantiarebe. In dem Garten des Obersten Brooke auf St. Helena trifft man europäische und afrikanische, ostindische, chinesische, amerikanische und australische Pflanzen in der üppigsten Blüthe an. Die Lebensmittel der Einwohner bestehen in vortrefflichem Rind- und Hammelfleisch, in Spanferkel, die in ihrer Art einzig sind, in Fischen an 69 Arten, Schildkröten und in zahmem Geflügel im Ueberfluß. Die gewöhnlichsten Gemüse sind Erdäpfel, Yams, Portulak, Bohnen, Erbsen und eine Art Sellerie. Auch gibt es viel Citronen, Melonen und Ananas. Brot und Wasser sind vortrefflich; Wein und andre Getränke werden aus der Fremde herbeigeführt. Von England aus gehen jährlich wenigstens vier große Proviantschiffe nach St. Helena, und von dem Cap kommen mehrere kleine Fahrzeuge hieher; die erstern bringen eine Menge von Lebensmitteln, besonders geräuchertes Fleisch, eingemachte Gemüse u. s. w.; ferner Fabrik- und Manufacturwaaren aller Art; die letztern führen Butter,

Schaafe, Weizen, Wein, und andre Eßwaaren ein. Sowohl jene Schiffe aus England, als die vom Cap werden theils von der Regierung, theils von Privatpersonen immer sehr sorgfältig befrachtet, und sind als eigentliche Handelsschiffe der Insel anzusehn. Auch die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die hiesigen Kaufmannsladen mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht alles in ungeheurem Preise, und es ist in St. Helena alles vier Mal theurer, wie in London selbst. Die ganze Bevölkerung der Insel wird auf 2500 Seelen geschätzt, wozu jedoch noch besonders 7 — 800 freie Neger und 5 — 600 Mann Besatzung kommen. Mit Ausschluß der wenigen Compagniebeamten lebt hier alles von der Landwirthschaft und dem Schiffsverkehr. So bringen die Einwohner neun Monate des Jahrs auf ihren einsamen Landgütern im Innern der Insel zu, und kommen nur zur Zeit der Ostindienfahrer (Februar bis April) in die einzige hier vorhandene Stadt St. Jamestown. Diese liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bay, in einem schmalen sich sanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelstunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt ist. Das Ganze besteht aus drei bis vier Straßen, die sämmtlich vortrefflich gepflastert sind. Die Häuser haben platte Dächer, Gallerien u. s. w., und sind sehr hübsch; der weiße Anstrich sticht äußerst angenehm gegen die grünen Umgebungen ab. Die am Strande liegende Wohnung des Gouverneurs ist im Innern sehr prachtvoll, und hat einen vortrefflichen, mit botanischen Schätzen reichlich versehenen Garten. Die Kirche der Stadt ist gleichfalls in einem sehr guten Styl gebaut, und außer diesen Gebäuden, verdienen das Billiardhaus, eine Taverne zum Logiren, das Logengebäude, das große Offizierhaus und das Theater, welche drei letztern sich durch eine edle einfache Bauart auszeichnen, Erwähnung. Die Einwohner bringen übrigens ihre Zeit sehr unglücklich zu. Sie haben beständig Prozesse mit einander, werden von der tödtlichsten Langeweile geplagt, sehen die Insel als einen Verbannungsort an, und haben keine größere Sehnsucht, als einmal wieder nach Hause, d. h. nach England zurückzukehren. Nur durch die Ankunft der heimkehrenden Ostindienfahrer wird diese traurige Existenz unterbrochen, und dann eilt alles nach St. Jamestown, wo Conzerte und Bälle, Schauspiele und Assembleen mit einander abwechseln. Dann sind die Männer geschäftig, um die jungen unverheiratheten Frauen zu gewinnen, welches ihnen, da es den erstern eben so wenig an Schlauheit, als den letztern an Schönheit fehlt, auch häufig glückt. — St. Helena ist übrigens gegen feindliche Landungen nicht bloß durch die hohen Felsen und die heftige Brandung sehr gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, und auf den Berggipfeln sind immer große Steinvorräthe vorhanden, womit im Nothfalle selbst der eingedrungene Feind zum Weichen gebracht werden kann. Außer der Garnison ist noch eine allgemeine Landmiliz organisirt, die auf das erste Signal von einer feindlichen Annäherung zu den Waffen greifen muß. Zu diesem Ende sind auf den höchsten Felsenspitzen rund um die Insel Telegraphen errichtet, durch welche man in St. Jamestown binnen wenig Minuten von der Annäherung jedes Schiffes unterrichtet wird. Die Schiffe können übrigens nur in der St. Jamesbay mit Sicherheit ankern, indem sie nur hier vor Stürmen und Windstößen gedeckt sind. Zwei Hauptplagen, gegen welche alle Vorkehrungen nichts helfen, sind auf Sanct Helena die Ratten und Wanzen, von denen die Häuser wimmeln, und

die zuerst durch Schiffe hieher gekommen sind. Die erstern richten sogar auf den Feldern großen Schaden an. Die Wanzen sind weit größer als die europäischen, und fallen besonders neue Ankömmlinge an.

Sand ist fein zertheilter Stein. Nach Beschaffenheit des Steines, woraus er entstand, ist er bald ein Gemenge von verschiedenen, bald von gleichartigen kalkigen oder quarzigen Steinchen. Letzterer wird gewöhnlich ausschließend mit Sand bezeichnet. Man unterscheidet den klaren, weißen Quellsand, den staubigen Flugsand, den größern Perlsand, den weißen undurchsichtigen Streusand, den sehr groben Kiessand, und den aus gemengten Steinarten entstandenen Grus- und Schiffssand. Der mehrste auf der Erde in großen Strecken, Steppen, verbreitete Sand ist durch Wasserfluthen abgesetzt, diese haben die Steinmassen zerrieben und aufgeschwemmt, so wie noch jetzt das Meer und die Flüsse Sand an ihren Ufern in Bänken ansetzen. Rücksichtlich der ökonomischen Benutzung des Bodens ist der Sand unfruchtbar. Er hält kein Wasser zurück, trocknet leicht aus, und erhitzt sich stark durch die Sonne, verhindert sonach die Vegetation. Technisch findet er Anwendung als Gußsand, zum Glasschmelzen, zum Schleifen, zur Anfertigung der Sanduhren. Sandsteinfelsen, die sich an vielen Orten der Erde erheben, haben die Form der Flötzgebirge, indem sie aus ziemlich horizontalen Schichten aufgethürmt sind; doch zeichnen sich die freistehenden auch noch durch verticale Einschnitte aus, zwischen denen die hervorstehenden Massen abgerundet, fast säulenförmig erscheinen. Man kann sie als Quarzsand ansehn, welcher durch kalkigen, thonigen, eisenhaltigen, oder quarzigen Kitt zusammengebacken und erhärtet ist. Dieser Sandstein hat vor andern Steinen viele Vorzüge, die in seiner leichten Bearbeitung und Zerstückung liegen, so daß er in jede beliebige Form gebracht werden kann. Unter den deutschen ist der am Elbufer in Böhmen und Sachsen befindliche der berühmteste; ein sehr poröser, wie er zuerst in Mexiko gefunden wurde, dient als Filtrirstein zur Reinigung des schmutzigen Wassers, und der biegsame brasilianische ist, als elastischer Sandstein, eine mineralogische Merkwürdigkeit. F.

Sandale, ein Art Fußbekleidung bei den Griechen und Römern, die wir schon im höchsten Alterthum finden. Sie bestand aus einer dicken Korksohle, die oben und unten mit Leder überzogen, und am Rande zierlich gesteppt war. Sie bedeckte nur die Fußsohle, ließ den obern Theil des Fußes bloß, und war mit zierlich gekreuzten und geschlungenen Riemen fast bis auf die Mitte des Schenkels befestigt. In der spätern Zeit wurde auch mit den Sandalen ein außerordentlicher Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten besondre Pantoffelträgerinnen. — In der Schiffersprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländischen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlasten.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Johann Glaß und Aeltester in der zu den schottischen, aus der presbyterianischen Kirche hervorgegangenen Dissenters gehörenden Gemeinde der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden, wies nach den Grundsätzen seines Lehrers diese Secte in ihrem Glauben auf den buchstäblichen Sinn der heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der ersten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Aelteste und Lehrer, die Verwerfung sinnlicher Vergnügungen und der Glücksspiele, den Gebrauch des Looses, die Liebesmale, den Bruderkuß, das Fußwaschen und das Institut der Collecten zu einer Gemeindecasse haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von dieser

Secte darin ab, daß sie sich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. Sandemann starb 1772 in England, wo seine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsversammlungen wird von Reisenden, die ihnen beiwohnten, sehr gerühmt. E.

Sandregen. Man hat mehrere glaubwürdige Beobachtungen, daß wirklich Sand aus der Atmosphäre herabgefallen ist. Zu Belgrad im 318 Jahre der Hegira fiel ein röthlicher, dort unbekannter Sand, nachdem zuvor der Himmel roth bedeckt gewesen war. 1744 und 1749 kam etwas ähnliches zu Genua vor. Im atlantischen Meere, im 45° nördlicher Breite, 322° 45′ L., in einer 8 — 9stündigen Entfernung von jedem Lande und bei großer Windstille bemerkte man einst einen Sandregen, dem ein starkes Licht vorausging. 1562 fiel bei Schleußingen ein Kieselsteinregen. Diese Dinge scheiden sich aus der Atmosphäre, gleich den Meteorsteinen, nachdem sie vorher durch irgend eine Art von Verdunstung luftförmig in sie aufgenommen wurden. F.

Sandwich, eine Stadt mit einem berühmten Hafen, liegt am Fluß Stour in der englischen Landschaft Kent. Bekannt ist sie in der Geschichte durch die daselbst 1357 Statt gehabte Landung des berühmten schwarzen Prinzen von England, der sich hier mit seinem Gefangenen, dem Könige von Frankreich, ausschiffte.

Sandwichinseln sind eine Gruppe von eilf Inseln im nördlichen stillen Ocean, welche Cook auf seiner letzten Reise entdeckte. Er gab ihnen, dem Grafen von Sandwich zu Ehren, dessen Namen. Das Clima unterscheidet sich wenig von dem, in Westindien in gleicher Breite herrschenden. Die Naturerzeugnisse sind die nämlichen der andern Inseln dieses Oceans, aber die Tarowurzel ist hier von einer vorzüglichen Güte. Die Brotfruchtbäume sind nicht in solchem Ueberflusse, wie auf Otaheite, vorhanden, aber sie geben das Doppelte an Früchten. Das Zuckerrohr ist hier selbst von ungewöhnlicher Größe. Auch gibt es hier eine Wurzel von brauner Farbe, die einer Brotfrucht ähnlich sieht, sechs bis zehn Pfund wiegt, und deren Saft von sehr süßem, angenehmen Geschmack ist, und ein vortreffliches Ersatzmittel für den Zucker gewährt. An vierfüßigen Thieren sind hier nur Schweine, Hunde und Katzen vorhanden. Die Vögelarten sind zahlreich und schön, aber nicht bunt. Cook hinterließ hier Ziegen, europäische Schweine und Sämereien, aber die Ziegen verloren sich bald. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit Verfertigung von Kähnen, einer Art von Leinwand und Fischernetzen. Ihre Vergnügungen sind Faustkampf, Tanzen und Ringen. Menschenopfer sind hier gewöhnlich, und zwar nicht bloß bei dem Anfange eines Kriegs, sondern auch bei dem Tode jedes bedeutenden Oberhaupts. Ungeachtet Cook selbst auf einer dieser Inseln von den Eingebornen ermordet wurde, so hält man sie wenn auch für rachsüchtig und grausam, aber doch wieder für sanft und gutmüthig. Sie leben unter einander in der größten Eintracht und Freundschaft, und werden hinsichtlich ihrer Gastfreundschaft gegen Fremde selbst von den Bewohnern der Freundschaftsinseln nicht übertroffen. — Sandwichland ein unfruchtbares, wüstes Land im südlichen Ocean bei den Sanct Georgsinseln. Seine Berge sind von ungeheurer Höhe, ihr Gipfel ist beständig in Wolken gehüllt, und ihr Fuß mit Schnee bedeckt. Das südliche Thule, das südlichste Ende, was man kennt, liegt in dem 27sten bis 45sten Grad westlicher, und dem 59sten und 34sten Grad südlicher Breite. N. P.

Sanhedrin (syrisch) oder Synedrium (griechisch), Rathsversammlung, hieß das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches sie, nachdem ihre hasmonäischen oder maccabäischen Priesterfürsten, die letzten Stützen ihrer Hierarchie, durch römische Willkür verdrängt worden waren, zur Entscheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es bestand unter dem Vorsitze des Hohenpriesters aus 71 Beisitzern aus den Ständen der Priester, Aeltesten und Ausleger des Gesetzes (Schriftgelehrten), die im N. T. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Obersten genannt werden. Außer diesem in Jerusalem residirenden hohen Rathe gab es kleinere aus denselben Ständen zusammengesetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landstädten, die nach Beschaffenheit der Größe ihres Bezirks drei oder mehrere Beisitzer hatten. In Jerusalem selbst waren zwei solche Untergerichte. Durch die römischen Procuratoren wurde diese Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung solcher Händel, welche die Beobachtung des mosaischen Gesetzes betrafen, eingeschränkt, und durfte auch in Sachen dieser Art die Todesstrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer wurde sie mit dem jüdischen Staate selbst aufgelöst. Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammenberufne große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im französischen Reiche zu ordnen. Vergl. den Art. Juden. E.

Sannazaro (Jacopo), der unter den italienischen Dichtern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz sowohl wegen seiner lateinischen als italienischen Gedichte einnimmt, war 1458 zu Neapel geboren, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankte er der Schule des Giuniano Maggio, und hauptsächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrtesten Männer von Neapel vereinigte, und in welcher er den Namen Azzio Sincero annahm. Eine jugendliche Liebe zu einer gewissen Carmosina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte früh sein poetisches Talent. In der Hoffnung, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reis'te er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die Arcadia, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in italienischer Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte einschmeichelnde Poesie, und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Seine Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alphons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die angenehm gelegne Villa Mergellina, und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Ducaten. Aber Sannazar sollte dieses Glücks nicht lange genießen. Nach heftigen Stürmen mußte sein Wohlthäter im J. 1501 auf sein Reich Verzicht leisten, und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. Sannazar hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schmachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung, und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, woselbst er im Jahre 1530 starb, nachdem er noch den Schmerz gehabt, seine anmuthige, ihm

so theure Villa von dem Prinzen von Oranien zerstört zu sehen, aber auch die ihm erfreuliche Nachricht von dieses Fürsten Tode empfangen hatte, worin er eine gerechte Vergeltung des Himmels erblickte. Er wurde in der Kirche beigesetzt, die er auf seinem Landsitz erbaut, und Santa Maria del Parto benannt hatte. Die Serviten, denen sie eingeräumt war, ließen ihm hinter dem Altar ein Denkmal errichten, auf welchem man die von Bembo verfertigte Inschrift liest:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus Musa proximus et tumulo.

Außer der oben schon angeführten Arcadia schrieb Sannazar in italienischer Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu seyn. Die beste Ausgabe dieser italienischen Werke erschien 1723, 4. zu Padua unter dem Titel: Le opere volgari del Sannazaro da vari illustrate. Fast noch berühmter ist Sannazar durch seine lateinischen Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in drei Büchern de partu Virginis, in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehn. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält, und von dem Senat mit 600 Ducaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, so wie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen ihnen unter den lateinischen Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an.

Sanscrit- oder Samscrit- (d. h. vollkommne), auch Deva-Nagara (d. h. göttliche) oder brahmanische Sprache (weil sie von den Brahmanen allein noch verstanden wird) heißt die gegenwärtig ausgestorbne Sprache der Hindu, worin außer vielen Schriften verschiedner Art die Religions- und Gesetzbücher dieses Volks abgefaßt sind. Lange wußten die Brahmanen diese Sprache geheim zu halten, bis es dem Missionar Hanxleben, der 1732 in Indien starb, und dem Britten Holwell, der von 1727 bis 1757 in Bengalen lebte, gelang, sich Kenntniß davon zu verschaffen. Nachher, als die Brahmanen einmal ihr Geheimniß den Ungeweihten verrathen sahen, waren sie weniger schwierig in Ertheilung des Unterrichts, und leiteten sogar die Uebersetzung ihrer in Sanscrit abgefaßten Gesetze ins Persische. Da die Brahmanen selbst diese Sprache schulgerecht erlernen müssen, so haben sie schon vor uralten Zeiten eine Grammatik für den Unterricht der Jugend abgefaßt. Sie hat den Namen Sidharúbam, wozu später noch ein zweiter Theil, Vyágaránam, als Syntax kam. Aus diesen Quellen hatte schon Hanxleben eine Grammatik für die Europäer geschöpft, auch ein Wörterbuch ausgearbeitet. Beide Werke aber blieben handschriftlich in der Bibliothek der Propaganda. Dem Bedürfniß einer Grammatik half erst 1790 Paulinus a. S. Bartholomäo durch sein Sidharúbam seu Grammatica samscrdamica, Romae, 4. ab, dem 1804 auch der zweite Theil Vyágarána, seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio, Romae, 4. folgte. Auch machte dieser verdienstvolle Gelehrte einen Anfang mit der Bearbeitung und Herausgabe des großen brahmanischen Wörterbuchs Amarasinha (Sectio prima de coelo, Romae, 1798, 4.). Eine andre Sanscrit-Grammatik, welche 1803, von der Akademie zu Calcutta herausgegeben wurde, ist in Europa nicht weiter bekannt geworden. — Unverkennbar ist der Zusammenhang des Sanscrit mit andern Sprachen, namentlich mit dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen, mit semitischen und Zendwörtern u. s. w. Diese Erscheinung hat schon d'Hancarville, Bailly, Pauw, Anquetil, Jones, Holwell, Halhed, Paulinus, und zuletzt Fr. Schlegel und Frank auf sehr

verschiedne Weise zu erklären gesucht, ohne daß ihre Bemühungen bis jetzt zu einem sichern Resultat geführt hätten. Gewiß ist, daß die Sanscritsprache vormals durch ganz Indien, im weitesten Umfange, gesprochen worden. Die Spuren davon finden sich noch allenthalben, am meisten im Süden von Indien, auf der Halbinsel Decan, wo die alte Sanscritsprache die wenigste Mischung und Verwandlung erlitt. In einigen Gegenden wird sie so süß und weich gesprochen, daß man sie mit einem eignen Namen bezeichnete, und Prakrit nannte. Obgleich die heilige ausgestorbne Sprache überall dieselbe ist, so ist doch die Schrift, mit der sie ursprünglich geschrieben wurde, nach Verschiedenheit der Gegenden in drei verschiedne Alphabete zerfallen. Im Norden bedienen sich die Brahmanen der Devanagari, im mittlern Theil von Indien der telugischen oder talenganischen, im Süden der malabarischen oder Granthamschrift; alle haben über 50 einfache Buchstaben, woraus eine Sylbenschrift von vielen tausend Charakteren zusammengesetzt ist. — Von einer gedruckten Sanscritliteratur gibt es bis jetzt kaum einen Anfang. Die im Sanscrit geschriebenen heiligen Bücher werden nach ihrem Inhalt in drei Classen getheilt, in Vedyam, Puranam und Schastram. — Vedya ist der generische Name von allen Büchern, die von der Verehrung Gottes (der Sonne, des Mondes, der Planeten und der Elemente, des Wassers, der Erde, des Feuers und des Aethers) handeln, und Vorschriften über Opfer, Gebet und Fasten, über Wallfahrten, Versöhnungen und Niederwerfung des Körpers, über Waschungen, heilige Zeichen an der Stirn, und Weihungen, auch über Opfer und Gebete für Verstorbene enthalten. Es gibt achtzehn dergleichen Vedyas. Doch werden unter ihnen nur vier als unvergänglich ausgezeichnet, und diese heißen Vedas. Purana ist ebenfalls ein Classenname, der alte indische Geschichten in sich begreift. Vyasa soll sie gesammelt haben. Von diesen ist ein Stück, das Bagavadam, aus einer französischen Uebersetzung (seit 1788) bekannt. Nun pflegen die Hindu ihre heiligen Bücher, ihre Mythologie, Fabeln und Poesien entweder historisch zu nehmen oder physisch und moralisch zu erklären. Dem historischen Sinn hängt der Pöbel an: er glaubt unzählige Götter, er erzählt ihre Kriege, Verwandschaften und Ehen, und weidet sich an ihren Bildnissen und Statuen, an ihren Namen und den Fabeln von ihrem Leben und ihren Thaten. Aber Gelehrte und Philosophen suchen in dem Inhalt der heiligen Bücher einen höhern und geheimen Sinn, und deuten ihn unter der Voraussetzung, daß die Geheimnisse, Erscheinungen und Veränderungen der Natur in ihm eingehüllt wären, physisch. Die Büßenden und Lehrer der Moral schematisiren darüber, und deuten sie moralisch; sie suchen durch Fabeln, Symbole und Räthsel die Frömmigkeit des Volks, die Verehrung der Götter, die gegenseitige Gerechtigkeit in der Gesellschaft zu erhalten und zu vermehren. Alle diese Auslegungen heißen Schastra, und eine Probe davon ist der Ezour-Vedam, den wir seit 1778 in französischer Uebersetzung haben. — Außerdem aber gibt es noch eine Menge populärer Schriften in Sanscrit über alle in Indien bekannten Zweige der menschlichen Erkenntniß, welche von allen gelesen werden dürfen, dahingegen die Schriften der ersten Classe und die beiden großen Gedichte, das Ramayana und Mahabharat, nur von den drei vornehmsten Classen (den Zweimalgebornen) gelesen werden dürfen. Die meisten sind, wie die heiligen Bücher, in Versen abgefaßt; nur weniges, aber köstliches, ist uns bekannt geworden. Dahin gehört das dramatische Gedicht Sakontala von Calidasa, das Singspiel Gitagovinda, und die Fabelsamm-

lung Hitopades, sämmtlich übersetzt. Das Gesetzbuch des Menu hat 1794 Jones, so wie ein Werk über die Algebra unter dem Titel Bija Ganita, Strachey 1815, aus dem Sanscrit ins Englische übersetzt herausgegeben. Das Oupuck'hat, eine Uebersicht der indischen Religion und Philosophie, kennen wir nur aus Anquetils Uebersetzung, die nicht nach dem Sanscritoriginal, sondern nach einer persischen Uebersetzung gemacht ist. Die schon oben genannten beiden großen historischen Gedichte, das Ramayana von Valmiki und das Mahabharat von Vyasa enthalten, jenes die Geschichte Rama's, dieses die Geschichte Crishna's. Aus ersterm ist das Yadjcadatta-Badha (übersetzt von Chezy), aus letzterm das von Wilkins übersetzte Bhaguat-Geeta, eine Episode. Ueberdies ist das Ramayana zu Serampore nebst der Uebersetzung der Missionarien Cary und Marshman im Druck erschienen. Nächst diesen zwei großen Gedichten besitzt die Sanscritsprache noch sechs andere, von denen drei von Calidasa, dem Verfasser der Sacontala, sind. Von diesen letztern kennen wir jetzt das Megha Duta in der Uebersetzung von Wilson. Weniger sind uns die Lyriker, unter denen Jagadeva den ersten Platz einnimmt, bekannt. Große Schätze in Sanscrithandschriften besitzt die pariser, die londner und oxforder Bibliothek, so wie die Propaganda; aber sie werden so gut wie unzugänglich bleiben, so lange es an gedruckten Hülfsmitteln zur Erlernung des Sanscrit, namentlich an einem Wörterbuche, einer Chrestomathie, auch an einer leichter, als die vorhandenen, zu erhaltenden Grammatik fehlt. Dagegen sind die Bemühungen der Engländer in Ostindien, sich und uns mit der Literatur der Indier, so wie des Orients überhaupt, bekannt zu machen, rühmend und dankbar anzuerkennen.

Sansculotte, diese in der französischen Revolution sehr bekannt gewordene Benennung bezeichnet eigentlich einen Menschen, der keine Beinkleider hat — Sans culotte. Mercier schildert in seinem Tableau de Paris die Bewohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau im eigentlichen Sinne als Hosenlose; und diese waren es, welche, da sie bei den verschiedenen revolutionären Auftritten ohne jenes Kleidungsstück, oder dasselbe auf Piken einhertragend, erschienen, der aristokratischen Partei Veranlassung gaben, ihnen jenen Spottnamen beizulegen, der aber nachher zur bleibenden Benennung für die Volkspartei wurde, so daß jeder Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes sich diesen Namen als ehrenvoll beilegte.

Sanssouci, ein berühmtes königlich preußisches Lustschloß, welches auf einem Berge vor dem brandenburger Thore von Potsdam liegt. Das Schloß hat nur ein Stockwerk, und ist klein, aber von herrlicher Bauart, und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorsaale bewundert man die Säulen, die Mahlereien und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Unter den Zimmern ist eins mit Cedernholz getäfelt, mit goldnem Laubwerk bedeckt und mit einer königlichen Handbibliothek versehen. Von dem Berge aus, auf welchem Sanssouci liegt, hat man eine überaus reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit seinen sechs Terrassen, deren jede zwölf Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein angenehmer Lustgarten, mit einem schönen Bassin, und zwölf marmornen Figuren und Gruppen. Die übrigen Merkwürdigkeiten sind die beiden Pavillons zur Rechten und Linken, die Orangerie und die herrliche Bildergallerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein ja-

vanisches Haus zur Linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare königliche Sammlung von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Polignac enthält. Das neue Schloß oder der neue Palast, welchen Friedrich II. nach dem hubertsburger Frieden erbauen und auszieren ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andere, als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, so daß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch das Marmorhaus, und ließ einen schönen englischen Garten anlegen, in welchem die vortreffliche Colonnade aufgerichtet ist, die vorher im Cavalierhause stand.

Santerre (J. F. G.), Commandant der pariser Nationalgarde und Divisionsgeneral. Er war ein wohlhabender Brauer in der Vorstadt St. Antoine, der in großem Ansehen stand, sich in allen Volksauflaufen und besonders beim Sturm der Bastille bemerklich machte, so daß er zum Bataillonscommandanten der Nationalgarde gewählt wurde, und die orleansche Partei ihn darauf in ihr Interesse zog. Er führte den Aufstand, der am 20sten Juli 1792 in die Tuilerien bis zum König drang. Als Commandant der Nationalgarde half er am 10ten August die Monarchie stürzen, führte hernach Ludwig XVI. in den Tempel und vor Gericht, betrug sich jedoch stets mit Anstand gegen ihn. Bald darauf zum Maréchal de Camp ernannt, commandirte er die Truppen, welche die Hinrichtung des Königs schützten. Als Ludwig auf dem Schaffot noch zu dem Volke reden wollte, ließ er dessen Stimme durch Trommelschlag übertäuben; und antwortete, da man ihm deßhalb Vorwürfe machte: „Ich fing an, den Muth zu verlieren.“ Von seinen Feldherrntalenten überzeugt, legte er dem Convent einen Operationsplan gegen die Vendeer vor, und ward mit 14,000 Mann dorthin geschickt, aber immer geschlagen. Bei seiner Rückkehr ward er als Gemäßigter verhaftet; der 9te Thermidor Jahr 2 aber gab ihm die Freiheit wieder. Er lebte nun als Divisionsgeneral ohne Anstellung unbemerkt in Paris, bis er 1810 blödsinnig starb.

Sappe. Hierunter versteht man einen Graben, in welchem sich Truppen einem befestigten Platze nähern, und daher nicht leicht gesehen und schwer beschossen werden können. Die Sappen haben nach Beschaffenheit ihres Gebrauchs besondere Namen; so nennt man diejenige Sappe, die mit leeren und hernach erst von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaut wird, die flüchtige Sappe (sappe volante). Die volle Sappe (sappe pleine) ist diejenige, wo die Sappeurs die Schanzkörbe selbst ausfüllen. Läßt man Erdmassen, die man umgehen kann, in der Sappe stehen, so nennt man sie die wendende Sappe (sappe tournante). So gibt es auch eine doppelte Sappe (sappe double), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (sappe couverte). Diese besteht aus einem bedeckten Gange von 6 Fuß Höhe und 5 bis 6 Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgesetzt und mit Faschinen bedeckt ist.

Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der besonders darauf abgelernt ist, alle Arten von Verschanzungen zu bauen. Die Sappeurs machen bei den meisten Armeen einen Theil des Geniecorps aus, sind mit Hacken, Schaufeln und Faschinenmessern versehen, und werden hauptsächlich beim Belagern der Festungen und Formiren der Sappe gebraucht.

Sapphir oder Saphir, ein Stein, welcher, ungeachtet er zu den edlen gerechnet wird, dem Thongeschlechte angehört. Blau ist im

mancherlei Abstufungen bis fast ins Weiße seine Farbe, manche fallen sogar ins Weingelbe, und unter ihnen gibt es Stücke, die gelb und blau zugleich sind. Die hellern Sapphire heißen Luchssapphire oder weibliche, die dunklern aber männliche. Die meisten sind helldurchsichtig, manche aber etwas trübe. An Härte übertrifft dieser Stein alle übrigen Steine des Thongeschlechts; unter den Edelsteinen selbst steht er nur dem Demant und dem Rubin an Härte nach. Seine Crystallisationsform ist eine sechsseitige einfache oder doppelte Pyramide, das Gefüge zum Theil concentrisch; wenn von solchen Sapphiren daher die Spitze stumpf abgeschliffen wird, so spielen sie bei auffallendem Lichte mit einem beweglichen sechsstrahligen Stern, und heißen deßhalb Sternsapphire. Im Feuer verliert dieser Edelstein seine Farbe. Dieser Eigenschaft bedient man sich bisweilen wohl, um ihn gebrannt und geschliffen für Demant auszugeben. Nach Klaproth ist sein Gehalt in hundert Theilen 98 1/2 Theil Thon, 1 Theil Eisenkalk und 1/2 Theil Kalkerde. Man findet die Sapphire im Quarze und im Sande der Flüsse. Die morgenländischen, welche besonders die Insel Ceylon liefert, sind die kostbarsten und theuersten. Sie sehen meist wie berliner Blau oder wie Schmalte aus. Die peruanischen sind nicht so schätzbar, doch besser als die europäischen, welche in Frankreich, Böhmen, Schlesien, in Sachsen und Ungern gefunden werden. Der Karat wird nach dem Grade der Schönheit mit zwei bis vier Thalern bezahlt. Bei größern steigt der Werth nach der Schwere in demselben Verhältnisse wie beim Demant.

Sappho, eine der berühmtesten griechischen Frauen, die besonders ihren Ruhm der lyrischen Poesie verdankt, worin sie Meisterin war, hatte Mitylene auf der Insel Lesbos zu ihrer Vaterstadt. Sie lebte und blühte ums Jahr 600 v. Chr. Alcäus, auch einer der größten Lyriker und von derselben Insel gebürtig, soll die Sängerin geliebt haben, aber seine zärtliche Liebe von ihr verschmäht worden seyn. Nach der gewöhnlichen Erzählung verheirathete sie sich an einen gewissen Kerkolas, der aber bald starb. Nun widmete sie sich ganz der Poesie und bildete sogar mehrere Schülerinnen, die sie für ihre Kunst begeistert hatte. Die ausgezeichneten Talente und die allgemeine Bewunderung, die sie sich dadurch erwarb, scheinen ihr manche Verleumdungen und selbst Verfolgung zugezogen zu haben, weßwegen sie ihr Vaterland verließ. Bei ihrer lebhaften, schöpferischen Phantasie besaß sie zugleich eine außerordentliche Leidenschaftlichkeit, die ihr endlich das Leben kostete. Denn da ein schöner Jüngling, Namens Phaon — so erzählt man — ihre heiße Liebe nicht erwiederte, so trieb sie die Verzweiflung auf den leukadischen Felsen, von dem sie sich herab in das mittelländische Meer stürzte. — Die Alten legen ihr Gedichte verschiedener Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von deren poetischem Werthe sie sehr vortheilhaft urtheilen. Allerdings ist es nicht zu verkennen, daß in ihren Dichtungen die zartesten, lebhaftesten, oft erhabensten Empfindungen athmen, die durch eine schöne harmonische und gebildete Sprache noch mehr an Reiz und Anmuth gewinnen. Ihre ungemein reiche Phantasie weiß die Gegenstände, die sie auffaßt, mit üppiger Fülle und Lebendigkeit darzustellen. Sie soll die Erfinderin mehrerer neuen Versmaße gewesen seyn, wenigstens führt noch jetzt eins ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben. Von ihren zahlreichen Poesien besitzen wir nur zwei ganze Oden, die gewöhnlich den anakreontischen Liedern beigefügt sind. Die beste und gründlichste Bearbeitung ihrer Fragmente hat H. Fr. Volger geliefert, Leipzig 1816.

— Sara. Mit diesem Namen, der im Arabischen die Wüste bedeutet, wird vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde bezeichnet, welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staate von Marocco und dem Senegalflusse, gegen Osten durch ganz Afrika bis Aegypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt. Nur hin und wieder finden sich in diesem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inseln gleichen. Berbern und gegen den Senegal hin maurische Stämme bewohnen die bessern Theile der Wüste, und treiben Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines, für den Tanz eingerichtetes Tonstück von ungeradem (3/4 oder 3/2) Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder gemeiniglich acht Tacte hat, von langsamer, gravitätischer Bewegung. Er rührt aus Spanien her, wo er vormals mit Castagnetten getanzt wurde, mit viel Würde und Majestät verbunden war, aber heut zu Tage außer Gebrauch ist.

Saragossa, Zaragoza, von einer römischen Colonie des Augustus, Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt vom Königreich Aragon, mit 42,600 Einwohnern (im J. 1807), liegt in einer fruchtreichen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, der sie von einer Vorstadt trennt; 56 Leguas von Madrid, 56 1/2 L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Die Straßen sind, mit Ausnahme des Cosso und einiger andern, eng, winklicht und schlecht gepflastert, die Häuser alt, aber stattlich gebaut. Unter den Kirchen ist die Nuestra Señora del Pilar, U. L. F. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau, das hoch auf einer Säule von feinem Jaspis steht. Die Stadt hat wenig Fabriken in Leder, Wolle, Seide. Sie handelt mit Bayonne, Bilbao, Madrid und Barcelona. Unter den öffentlichen Anstalten nennt man eine Universität, und die von der verdienten ökonomischen Gesellschaft gestiftete Ackerbau- und Handelsschule. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöster, das alte königliche Schloß Aljuferia und Sastago, wo der berühmte aragonische Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Pignatelli, unterhalb Saragossa in den Ebro geht. Er führt eine halbe Stunde von Saragossa vorbei, ist 26 1/2 Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekostet, und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeer. Wäre er bis nach der Biscaya verlängert, so würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Wasserstraße bilden. — Saragossa ist aus der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges bekannt, wo sich diese Stadt im J. 1706 dem Erzherzog Carl unterwarf. Im J. 1707 wurde sie von dem französisch-spanischen Heere Philipps V. erobert. Den 20sten Aug. 1710 erfocht der Erzherzog fast vor den Thoren dieser Stadt einen wichtigen Sieg über Philipps Heer. Größere Berühmtheit hat sie durch den begeisterten Muth erlangt, mit welchem ihre Einwohner unter Palafox den erfahrensten Feldherren Napoleons in zwei Belagerungen in den Jahren 1808 und 1809 den entschlossensten Widerstand leisteten; ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. — Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der Generallieutenant Guillermi, als Statthalter von Aragonien, in Saragossa den Oberbefehl. Das Volk hatte für ihn keine Achtung. Ein Tio Jorge und ein Tio Maria (Tio bedeutet Oheim, eine Bezeichnung älterer Personen, die nicht den Titel Señor haben) leiteten die untern Volksclassen. Unter ihrer Anführung entwaffnete ein Haufe Bauern den 28sten Mai 1808 die Wache des Statthalters, und rief: „Es sterbe Murat; es lebe Fer-

mand! Gebt uns Waffen!" Guillermi wurde als Staatsgefangener in das Schloß Aljaferia gebracht, und Generallieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk des Zeughauses. Mori versammelte eine Junta aus den angesehensten Personen. Das Volk erklärte sich sofort gegen die Franzosen, und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Nun ersuchte Mori den General J. Palafox, nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe seinen Sitz eingenommen, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitain zu ernennen. Jetzt trat blinder Gehorsam an die Stelle der Unordnung, und ganz Aragonien erkannte den General Palafox als Statthalter an. Es fehlte an Linientruppen und Geschütz. Man hatte nur sechzehn Stück. Palafox bildete eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Offizieren. Eine dieser Schaaren bestand aus den Studenten der Universität. Unter ihnen diente der nachmals so berühmte General Mina, der Neffe. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet. Spanische Regimenter, die mit den französischen Besatzungen in Pampeluna und Madrid vereinigt waren, lös'ten sich auf und eilten nach Saragossa; so auch die Lehrer der Kriegsschule von Alcala. Jetzt rückte der französische General Lefevre-Desnouettes von Pampeluna über Tudela gegen Saragossa vor. Er schlug die Truppen zurück, die ihm Palafox entgegenstellte. Schon drang die Vorhut des Feindes den 16ten Juni in die Stadt ein; sie zog sich aber, als sie die Entschlossenheit der Bürger, sich zu vertheidigen, wahrnahm, wieder zurück. Nun verschanzten sich die Einwohner. Binnen 24 Stunden war die, bisher offene, Stadt gegen einen Ueberfall gesichert. Noch wollte Palafox mit 8000 Mann zusammengeraffter Mannschaft das freie Feld behaupten; allein nach einem hartnäckigen Gefecht mußte er sich in die Stadt werfen. Jetzt zog das Belagerungsheer heran. Saragossa ward eingeschlossen. Nach mehrern vergeblichen Angriffen erstürmten die Franzosen, 400 Polen an der Spitze, das Kloster St. Joseph, welches aragonische Bauern vertheidigten, hierauf das Kapuzinerkloster, dann den Monte Torrero, die sämtlich außerhalb der Stadt lagen. Zwei Befehlshaber, die hier der Uebermacht weichen mußten, wurden nach gehaltenem Standrecht von den erbitterten Einwohnern erschossen. Vergeblich stürmte der Feind mehrere Thore der Stadt. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern störten den Fortgang seiner Belagerungsarbeiten. Doch kaum hatte die Stadt den 2ten Aug. eine Verstärkung von 2000 Mann mit einigen Kanonen erhalten, als der Pulverspeicher am Cosso in die Luft flog. Den 3ten Aug. nahm die Beschießung des Platzes ihren Anfang. Sturmlücken erleichterten den Angriff. Schon den 4ten Aug. drangen die Polen, obgleich mehrmals zurückgeschlagen, in das Kloster St. Engracia ein, und setzten sich in der Straße gleiches Namens fest. Der Häuserkrieg begann mitten in der Stadt. Die Polen wurden beim weitern Vordringen mit Verlust zurückgeschlagen. Plünderung, Mord und Brand erfüllten den Theil der Stadt, wo das große Siechhaus zerstört wurde, mit namenlosem Elend. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Cosso; auf der entgegengesetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Priester feuerten durch Gelübde und Beispiel den Muth an zum Todeskampfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Eine Frau, deren Mann, ein Artillerist, geblieben war, übernahm seine Stelle und seinen Dienst. Man rief zur heiligen Jungfrau del Pilar. Dieses Heiligthum wollte man schützen; und ihm verdankte man die Rettung

der Stadt. Der Feind begnügte sich, ein Haus nach dem andern zu erobern. Vom 4ten bis zum 14ten Aug. konnte er sich nur vier Häuser bemächtigen. Ein einziges kostete ihm sechstägigen Kampf. General Verdier leitete jetzt an Lefevre's Stelle die Belagerung, als die Niederlage der Franzosen bei Baylen, die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des französischen Heers auf Vittoria, und das Anrücken der Heerschaar von Valencia zum Entsatze der Stadt die Franzosen nöthigten, die Belagerung in der Nacht vom 14ten zum 15ten Aug. aufzuheben. Sie warfen ihr schweres Geschütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite, noch merkwürdigere, Belagerung Saragossa's ihren Anfang. Palafox regierte in Aragonien mit unumschränkter Gewalt; aber das Vertrauen des Volks riß ihn auch oft zu mehr als strengen, zu blutigen Maßregeln hin. Unter den Wüthenden befanden sich drei Geistliche. Wenig Verdächtige entzog dem Todesurtheile das Gefängniß der Inquisition. — Jetzt rüstete sich Napoleon zu Pampeluna und Bayonne, um die stolze Saragossa zu unterwerfen. Drei Heeresabtheilungen von Kerntruppen eilten heran, von einem berühmten Marschall geführt. Indeß hatte man erst seit dem Sept. 1808 an der Befestigung der Stadt thätig gearbeitet. Die Zeit war zu kurz, um große und neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf mehrere Klöster in Citadellen um, besserte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer herum ꝛc. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den wichtigsten Straßen Zwerchwälle. Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannschaft unter die Waffen, und sandte zahlreiche Schaaren, überhaupt 13 Bataillone, zu den Heeren des Vaterlandes in Navarra und Catalonien. Die Kenner bewundern, wie eine so eilfertig und regellos befestigte Stadt (Ort und Zeit gestatteten es nicht anders) dem eben so kunstreich als tapfer geleiteten Angriffe der besten französischen Truppen, unter den Marschällen Moncey und Mortier, unter dem Herzog d'Abrantes, endlich unter dem Marschall Lannes, und so ausgezeichneten Ingenieuren, wie die Generale Lacoste und Dedon, und der Obrist Rogniat waren, sechzig Tage lang nach Eröffnung der Laufgräben, bei unausgesetzter 42tägigen Beschießung widerstehen konnte. Nur die begeisterte Thätigkeit und muthige Anstrengung aller Classen von Einwohnern kann dieß erklären. Jeder arbeitete; die Weiber verfertigten Uniformen, die Mönche Patronen. In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde; bei einem ungeheuern Vorrathe von Salpeter bereitete man täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel waren für 15,000 Mann auf sechs Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöster. Nur an frischem und an Pökelfleisch war Mangel, und zuletzt an Gerste für die Pferde. — Nach der Niederlage der Spanier bei Tudela den 23sten Nov. füllten sich die Siechhäuser der Stadt mit Verwundeten, und aus den zerstreuten Soldaten bildete Palafox nebst der 15,000 Mann starken Besatzung ein Heer von beinahe 30,000 Mann, ohne 1500 Mann Artillerie, 800 Sappeurs und die bewaffneten Bauern. Auch hatte man auf dem Ebro einige Kanonierschaluppen bemannt. Den Oberbefehl führte, auch in bürgerlichen Sachen, der Generalcapitain Palafox; auf ihn hatten den meisten Einfluß der P. Basil, sein Adjutant Butron, sein Secretär Cañedo, der

Pfarrer von S. Gil, der Tio Marin, der Limonadenwirth vom Coffo, der P. de la Consolacion und der Tio Jorge. Ihre Kriegspolizei bediente sich einer Schaar Almogavares, oder Spione in Uniform, die auf den angegriffenen Punkten die Aufsicht hatten. Kein Einwohner verließ die Stadt, vielmehr flüchteten sich dahin eine Menge Bauern; so fest vertraute man U. L.-F. del Pilar! Der Belagerungszeug des Feindes (60 Stück Geschütz, ohne die Bedürfnisse zum Schanzenbau) ging von Tudela den Canal herab. Den 20sten Dec. 1808 erschienen der dritte und fünfte Harst des feindlichen Heeres, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze; das Belägerungsheer war über 31,000 Mann stark, ohne 6 Comp. Artillerie, 8 Comp. Sappeurs, 3 Comp. Mineurs und 40 Ingenieurofficieren. Allein es wurde um 9000 Mann schwächer, als Moncey mit der Division Suchet im Januar nach Calatayno marschirte. Doch führte er seit dem 22sten Januar mit Erfolg den kleinen Krieg mit den bewaffneten Schaaren, die Saragossa entsetzen wollten. Schon den 21sten Dec. beschossen die Franzosen den Monte Torrero, drangen stürmend ein, und zwangen die Besatzung, mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan den 22sten auf die Batterie beim Thurm del Arzobispo auf die Vorstadt unternahm, wurden tapfer abgeschlagen. Der Feind entschloß sich daher zu einem regelmäßigen Angriffe des Platzes. Nach vergeblicher Auffoderung den 30sten Dec. rückten die Arbeiten der Belagerer auf drei Punkten der Stadt näher. Unter mehreren Ausfällen gelang es nur bei dem am 2ten Jan., einen Theil jener Werke zu zerstören. Doch der ungewöhnlich trockene Winter begünstigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt Seuchen hervorbrachte. So fing schon den 9ten Jan. das Feuer aus acht Sturmbatterien gegen St. Joseph, ein Werk, das außerhalb der Linien lag, und zugleich die Beschießung des Platzes an. Das Kloster St. Joseph stürzte bald zusammen, ward aber erst den 13ten vom Feinde mit Sturm genommen. Hierauf wurde den 15ten der Brückenkopf bei der Mündung der Huerba eingeschossen, daher die Belagerten die Brücke sprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen, wo bald ein bösartiges Fieber entstand, das auch die Besatzung ergriff. Bis zum 21sten Jan. war die Sturmzwinge des Feindes (3te Parallele) gegen das Kloster S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten in einem blutigen Ausfalle, das Geschütz derselben zu vernageln. Allein bis zum 27sten Jan. hatten 50 Feuerschlünde drei große Sturmlücken geschossen und dem Feinde die Stadt geöffnet. Er drang mit drei stürmenden Heerhaufen ein; aber aus allen Straßen, aus allen Häusern angegriffen, konnte er kaum in den Wallöffnungen und einigen eingeschossenen Häusern sich behaupten. Er hatte bei seiner geringen Zahl die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Im Rücken sammelten sich bewaffnete Bauern, um seine Verbindung mit Pampeluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch stieg auch in der Stadt die Noth immer höher. Man hatte weder Gemüse, noch frisches Fleisch. Eine Henne kostete 5 Piaster. Die Seuche griff immer mehr um sich; täglich starben an 350 Personen, ohne die Gebliebenen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an gesunder Nahrung: so ging schnell die leichteste Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf der stolze Aragonier jede Auffoderung des Marschall Lannes, der am 22sten Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres angetreten. Wer

sich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. Fast jeden Morgen fand man Unglückliche auf dem Cosso und dem großen Markte aufgehängt. Der Häuserkrieg dauerte Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand; jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach kostete mehrere Menschenleben. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerke wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man schlug sich in den Höfen und in den Zimmern. Oft wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in die Keller sich vergeblich geschlagen, sprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. So blieben die Spanier den 31sten Januar nach zweitägigem Kampfe in dem Besitze eines einzelnen Hauses bei der Puerta Quemada. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach; den dritten um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Auch jetzt traten nicht selten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an, um das man kämpfte. Deßhalb überzogen sie die Wände mit Theer. Den 7ten Febr. griff der Feind den Mittelpunkt der Stadt an. Der Kampf entbrannte heftiger als je, unter und über der Erde. Man mußte die Spanier tödten, wollte man sie besiegen. So stand der Feind am 12ten Febr. auf den Trümmern des Klosters San Francisco, des Siechhauses und der frommen Schulen, auf der einen Seite des Cosso. Allein zwei Mal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnet. Der Feind mußte selbst seinen Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17ten, durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Da sah man bleiche Jammergestalten noch mit Wuth gegen den anstürmenden Feind kämpfen, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten, wo sie saßen, bis der Anfall der Krankheit sie ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschoß erobert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit zwölf Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. Den 18ten bemächtigte sich der Feind im Sturme der eingeschossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dreihundert Spanier schlugen sich durch und entkamen in die Stadt. Dreitausend wurden gefangen. Dieses entschied den Fall der Stadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgestellt. Die Franzosen waren jetzt Meister von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten dreizehn Kirchen oder Klöster erobert; vierzig waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind sechs neue Stollen quer unter dem Cosso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, kein Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit vier Wochen krank in einem kleinen Keller. Er wollte jetzt die Stadt übergeben, aber auf Bedingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn

seine gänzliche Erschöpfung am 20sten Febr., den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Noch immer waren ein großer Theil der Bürger und Soldaten, nebst dem Befehlshaber zum Widerstande entschlossen. Allein die einflußreichsten Einwohner stimmten für eine Capitulation. Denn unterdessen hatte der Feind in jedem der 6 Stollen Minen angebracht, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage sollten sie am folgenden Tage springen, und die Häuser auf der andern Seite des Cosso zertrümmern. Da hörten den 20sten um 4 Uhr Abends das Feuern und der Kampf in den Häusern auf. Abgeordnete, unter ihnen der P. Basil, gingen in das feindliche Hauptquartier. Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesetzt werden durfte. Die Besatzung zog den 21sten Febr. mit Kriegsehren aus und wurde kriegsgefangen nach Frankreich geführt. Die Officiere behielten ihre Degen, Pferde und Gepäck, die Soldaten ihre Tornister. Auch sollte es ihnen frei stehen, unmittelbar Dienste beim König Joseph zu nehmen. Die Bauern durften in ihre Heimath gehen. Dem Eigenthum und den Kirchen wurde Schutz zugesagt. Diese Capitulation erschien den 24sten Febr. in der Zeitung von Madrid und im Courier d'Espagne, einem französischen Blatte. Allein Napoleon nahm davon keine Kunde. Er ließ erklären, die Stadt habe sich auf Gnade und Ungnade ergeben. — Die Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Uebergabe hören wollte. Die Befehlshaber mußten daher noch in der Nacht Anstalten treffen, um jeden Volksaufstand zu verhindern. Den 21sten Mittags zogen 12,000 Mann, bleich und entstellt, zum Theil den Tod schon im Herzen tragend, zum Thore des Portillo hinaus, und streckten das Gewehr, welches sie kaum noch führen konnten. Nur wenige nahmen erst zu Bayonne Dienste beim König Joseph. Die Franzosen, welche überhaupt 3000 Mann während der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen in gutem Zustand, auch Kugeln; überdieß Korn, Wein und Oel. Aber 54,000 Menschen, wovon der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt fliehen konnte, der entfloh. Eine Todtenstille schwebte über den öden Trümmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern starben in den ersten zehn Tagen über tausend. Nur die nöthigsten Truppen ließ der Feind einrücken, um den Leichnam von Saragossa zu bewachen. Lannes und nach ihm Suchet behandelten die Stadt mit Milde. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung von Saragossa der spanische Ingenieur, Obristlieutenant Caballero, der im Platze selbst sich befand, und den kunstvollen, eben so muthig als rasch geführten Belagerungskrieg der Franzosen hat der General Rogniat beschrieben, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen getreten war. — Noch verdient bemerkt zu werden, daß Saragossa schon in der Mitte des J. 1816 sich schöner als zuvor wieder aus ihren Trümmern erhoben hatte, man sah beinahe keine Spur von Verwüstung mehr.

Saracenen, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßte.

Sarasin, französischer Marschal-de-Camp ꝛc., 1770 im Fle-

cken St. Silvestre, Lot- und Garonne-Departement, geboren. Seine Aeltern waren Ackersleute, ließen jedoch ihrem Sohne eine wissenschaftliche Erziehung geben. Im sechzehnten Jahre ward er Soldat, und als ein Jahr darauf sein Regiment aufgelös't wurde, lebte er in Reole als Lehrer in der Mathematik bis 1792, wo er sich zur Armee begab, Adjutant-Major und ein Jahr darauf wegen Insubordination cassirt und zum Gemeinen degradirt wurde. Er diente hernach unter dem General Marceau, ward dessen Secretär und dann Ingenieur Oberstlieutenant oder Adjutant-General-Adjoint. 1796 und 97 stand er als General-Adjutant, Brigadechef bei der Armee von der Sambre et Meuse und Italien, war 1798 bei der Expedition nach Irland, zeichnete sich 1799 in Italien bei Trebia aus, wo er Brigadegeneral ward, und trat 1801 in den Privatstand zurück. 1803 nahm er wieder Dienste, wurde nach St. Domingo geschickt, und das folgende Jahr war er in Brest unter Augereau, mußte aber bald darauf seinen Abschied nehmen, weil er die Generale und Administratoren der Armee, wobei er stand, bei Napoleon verklagt hatte. Die Feldzüge von 1805 und 1806 machte er jedoch wieder mit, und erhielt hernach ein Commando im Lis-Departement, überwarf sich mit dem dortigen Präfecten, und ward nach der Insel Cazand und von da ins Lager von Boulogne geschickt. Vermöge seiner immer unruhigen, alles bekrittelnden Sinnesart hatte er auch seine Unzufriedenheit über Napoleons geringe Anerkennung seiner Verdienste auf eine Weise geäußert, daß er dessen Ahnung befürchten mußte. Er ging daher am 10ten Juni 1810 auf einem kleinen Fahrzeuge nach England über, und machte beim Gouvernement ausschweifende Foderungen für demselben angeblich geleistete Dienste und dadurch erlittenen Verlust, Plane zur Vernichtung Napoleons ꝛc. Unter den erstern führte er auch die Absicht an, mit seinem in Cazand unterhabenden Corps zu den Engländern während der Expedition gegen Walchern, wenn solche dem Plane gemäß sich bis zu einer Landung in Holland ausgedehnt hätte, zu stoßen, u. dgl. m. England aber würdigte weder seine Prätensionen, noch seine Person einer besondern Aufmerksamkeit, und er privatisirte eine Zeitlang in London, gab das Journal le Philosophe heraus, ließ viele Artikel in die Times einrücken, und schrieb die Confessions de Bonaparte au Cardinal Maury. In allen schimmert sein Haß gegen Napoleon, gewöhnlich auf Kosten der Wahrheit, hervor. Durch sein fortgesetztes begehrendes Treiben fiel er der Regierung endlich so zur Last, daß er bedeutende Winke, sich zu entfernen, erhielt. Er ging nach Dänemark, wurde auch dort abgewiesen, und folgte nun der englischen Armee in Spanien, mit der er 1814 nach Frankreich zurückkehrte und von Ludwig XVIII. zum Maréchal-de-Camp ernannt wurde. Er hat kürzlich eine Geschichte des letzten spanischen Kriegs herausgegeben, die über manche Thatsachen nicht unwichtige Aufklärungen gibt.

Sarcasmen. Ursprünglich heißt Sarcasm der hohnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im gewöhnlichen und allgemein angenommenen Sinne aber sind Sarcasmen beißende Spöttereien, Anzüglichkeiten von der bittern Art. Sarcastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Mark und Bein dringen; und eine Person oder auch ihren Witz nennt man sarcastisch, wenn es ihr Gewohnheit ist, und man es als einen Zug ihres Charakters ansehen muß, sich solche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sardanapal, ein König von Assyrien, dessen Name zur Bezeichnung weibischer Weichlichkeit und Ueppigkeit sprichwörtlich geworden.

Er fällt in so frühe Zeiten, daß die Umstände seiner Regierung nur aus zweifelhaften Berichten erkannt, und kaum in eine zusammenhängende Erzählung gebracht werden können. Er wird in das achte Jahrhundert vor Chr. Geb. gesetzt, und soll ein Fürst von großer Macht und großem Reichthum gewesen seyn, der nach der Inschrift auf seinem Grabmale die Städte Tarsus und Anchiale in Einem Tage erbaute. In sinnlichen Genuß versunken, soll er in Weiberkleidern unter seinen Beischläferinnen seine Zeit unthätig verlebt haben. Dadurch erregte er das allgemeine Mißvergnügen seiner Unterthanen. Arbaces, ein medischer Satrap, und Belesis, ein babylonischer Priester, brachten ein großes Heer zusammen, um den Thron umzustürzen. Sardanapal, davon unterrichtet, zog mit den ihm treu Gebliebnen ihnen entgegen, und siegte in drei Schlachten. In dem Glauben, vollkommen sicher zu seyn, überließ er sich aufs neue dem Genuß, und bereitete ein großes Fest für sein siegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verstärkt, überfiel Nachts sein Lager, richtete eine große Niederlage an, und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Ninive. Hier vertheidigte sich Sardanapal zwei Jahre lang, während alle Provinzen sich wider ihn erhoben. Eine Ueberschwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerstört, und dadurch die längere Behauptung von Ninive unmöglich gemacht. In dieser verzweifelten Lage zündete Sardanapal seinen Palast an, und verbrannte sich mit allen seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte zwanzig Jahre regiert. (S. Assyrien.)

Sardinien, eine Insel im mittelländischen Meere, welche den Titel eines Königreiches führt, und zu Italien gerechnet wird. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt 36, und ihre größte Breite 18 Meilen, überhaupt hat sie einen Flächenraum von 420 Quadratmeilen, wird gegen Morgen vom tyrrhenischen, gegen Mittag vom afrikanischen, gegen Abend vom sardinischen Meer, und gegen Mitternacht von dem Canal Bonifacii umgeben, und durch den letztern von Corsica getrennt. Der Boden ist sehr fruchtbar an Oel, Getraide, Wein, Feigen und andern vorzüglichen Baumfrüchten. Holz haben die Berge im Ueberfluß, aber wegen der schlechten unfahrbaren Straßen und Wege müssen die Seestädte ihr meistes Holz von Corsica kaufen. Aus eben der Ursache hat Sardinien auch noch keine Posten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, sind, so wie das Hornvieh, klein, aber schnell und wohl gebaut. Der Fischfang ist bedeutend, auch wird viel Salz und Käse gemacht, und mit letzterm ein starker Handel nach dem Auslande getrieben. Der Handel mit Getraide aber wird durch die zu großen Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die Insel hatte 1788 nur 456,990 Einwohner. Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt in den großen Besitzungen und Vorrechten der Geistlichkeit und des Adels, denn keiner des letztern Standes z. B. kann bei einem Gerichtshofe belangt werden, sondern sieben Personen seines Standes müssen den Streit entscheiden. Die Sardinier sind, gleich den Corsen, unversöhnlich rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. Dies Königreich wird in zwei Haupttheile getheilt, Capo di Sotto (den untern Theil), und Capo di Sopra (den obern Theil). Erst 1154 erhob der Kaiser Friedrich I. diese Insel zu einem Königreiche, nachdem sie vorher der Herrschaft der Römer, Vandalen, Sarazenen, Pisaner und Genueser in verschiedenen einander folgenden Zeiträumen unterworfen gewesen war. Die Päpste suchten sich dieses Königreichs zu bemeistern, und da ihnen das fehlschlug, verschenkte Bonifacius VIII. Sardinien an das königlich aragonische Haus, welches nach meh-

reren Hindernissen 1324 zum ruhigen Besitz kam. Auf diese Weise gehörte die Insel bis 1708, da die Engländer sie für das Haus Oesterreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) wurde sie auch förmlich dem Hause Oesterreich zugesprochen, dem sie aber 1717 von dem Könige Philipp V. von Spanien wieder entrissen wurde. Endlich wurde Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen, als ein Ersatz für Sicilien eingeräumt, welcher sie durch einen Vicekönig verwalten ließ, und außer der königlichen Würde wenig Vortheil davon hatte. Durch Frankreich zu der Entsagungsacte auf Piemont (9ten December 1798) genöthigt, begab sich der König nach Cagliari, da Sardinien jetzt allein ihm noch von seinen Staaten übrig geblieben war. Doch kehrte er im Jahre 1815 wieder nach Turin zurück (s. unten). Die Einwohner Sardiniens werden übrigens sehr gelinde regiert, und bei ihren alten Rechten und Gebräuchen gelassen. An Fabriken und Manufacturen fehlt es fast durchgehends, und die ganze Insel hat kein einziges Schiff, um ihre Producte selbst auszuführen. Selbst die Thun- und Corallenfischerei wird von andern Nationen, als Engländern, Franzosen, Genuesern, Sicilianern 2c. getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfischfang an einige sardinische Familien, für die Corallenfischerei aber an den König bezahlt. Die königlichen Einkünfte waren ehedem so unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Kosten, als die Besoldungen der Beamten und des wenigen, auf der Insel befindlichen Militärs bestritten werden konnten. Die Einkünfte betrugen im Jahre 1811 nur circa 200,000 Thlr., wovon für die Erhaltung der königlichen Familie und des Hofstaats nicht mehr als 40,000 Thlr. übrig blieben. Die Einwohner sind catholisch, und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemisch des Spanischen und Italienischen sind. Doch sprechen die Vornehmern ein reineres Italienisch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch große Güter und Besitzungen auf der Insel.

Sardinische Monarchie. Nicht bloß seine ehemaligen, auf dem festen Lande belegenen Staaten, welche den Haupttheil dieser Monarchie ausmachten, und in dem Fürstenthum Piemont, den Herzogthümern Savoyen und Montferrat, einem Theil des Herzogthums Mailand, der Grafschaft Nizza, dem Fürstenthum Oneglia und mehreren einzelnen Reichslehen bestanden, hat der König von Sardinien durch die von den Verbündeten 1814 und 1815 geschlossenen Friedensverträge zurück erhalten, auch die vormalige Republik Genua und das Recht der Besatzung in der Stadt Monaco ist ihm zugetheilt. Jetzt halten die auf dem festen Lande befindlichen Staaten der sardinischen Monarchie ungefähr 907 Quadratmeilen und 3,353,000 Einwohner. (Die nähere Beschreibung dieser Länder auch unter Genua, Mailand, Nizza, Piemont und Savoyen). Im Ganzen gehören diese Staaten zu den fruchtbarsten und am besten angebauten nicht bloß in Italien, sondern auch in Europa. Getraide, Reiß, Obst, Oel und Wein, Kastanien, viel Bauholz, Eisen, Marmor und andre Mineralien und Metalle gehören zu den Hauptproducten. Dazu kommt noch der Ertrag einer vortrefflichen Viehzucht, die auch auf den niedrigern Bergen sehr wohl gedeiht. Die Manufacturen sind nur in Rücksicht auf Seidenstoffe von Wichtigkeit. Als Herzog von Savoyen war der König ehemals Reichsvicarius in Italien (s. Deutschland), und diese Stelle war ihm deßhalb wichtig, weil er dadurch über die hohe Geistlichkeit und den Adel, welche Reichslehen in dem Umfange seiner Staaten besaßen, mehr Gewalt erlangte. In neuern Zeiten herrschte der König in sei-

nen Continentalländern unumschränkt. Selbst des Papstes Gewalt in Kirchensachen war enge begränzt, obgleich die catholische Religion durchgehends in dieser Monarchie (einige wenige Waldenser ausgenommen) bekannt wird. Keine päpstliche Bulle durfte ohne königliche Bewilligung bekannt gemacht werden, und der König ernannte zu allen geistlichen Beneficien. Die Kriegsmacht rechnete man in Friedenszeiten vor dem Erwerbe von Genua ꝛc. auf 35,000 Mann. Jetzt aber beträgt ihr effectiver Stand über 70,000 Mann; auch ist bei derselben, mit wenigem Unterschiede, das preussische System angenommen. Die Seemacht bestand nur in einigen Fahrzeugen. Die Staatseinkünfte wurden in den Jahren 1790 bis 1800 auf 7 Millionen Thaler berechnet. Durch große Auflagen und Druck, und durch das Uebergewicht des Adels wurde des Volkes Sinn empört, zu Revolutionen geneigt gemacht, und den Franzosen ihre Unternehmungen erleichtert. Das königliche Haus stammt von den alten Grafen von Savoyen her, von denen Amadeus VIII. 1416 vom Kaiser Siegmund zum Herzoge gemacht wurde. Im Jahre 1418 fiel ihm Piemont zu, welches er auf immer mit seinen übrigen Staaten vereinigte. Durch Heirath erlangte das savoyische Haus Ansprüche auf Cypern und auf das Königreich Jerusalem, weßhalb nachher auch die Herzoge, so wie die jetzigen Könige, sich Könige von Cypern und Jerusalem nannten. Der Herzog Carl III. verlor in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts durch Veranlassung des Krieges zwischen Frankreich und Spanien fast alle seine Länder, und erst nach der Wiedererlangung derselben in dem Frieden von Chateau Cambresis 1559 konnte Herzog Emanuel Philibert seine Staaten aufs neue emporbringen. Er ermunterte den Fleiß seiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren, beförderte besonders Seiden- und Wollenmanufacturen, ließ viele Maulbeerbäume anpflanzen, und legte dadurch den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Festungen anlegen und baute die Citadelle von Turin. Seine Nachfolger, Carl Emanuel I. und Victor Amadeus I., thaten wegen der Kriege mit ihren Nachbarn weniger für das Beste ihrer Unterthanen, doch entstand auch unter ihnen manche gute Anstalt. Mehr als sie that indessen Carl Emanuel II., aber am meisten erhob sich die Macht dieses Hauses unter der staatsklugen Regierung Victor Amadeus II. Er trat im spanischen Successionskriege zur österreichischen Partei über, und erlangte dafür das ganze Herzogthum Montferrat, von dem sein Haus seit 1631 nur einen Theil besaß; ferner vom Mailändischen die Districte Alessandria und Valenza, Lomellina und Val di Sesia, und 1713 (s. Sardinien) das Königreich Sicilien, welches er 1720 gegen Sardinien vertauschte. Sein Sohn Carl Emanuel bekam als Bundesgenosse Spaniens und Frankreichs noch die mailändischen Districte Tortona und Novara, und die langhischen Lehen, und durch den wormser Tractat 1743 die mailändische Landschaft Vivegano und einen Theil des Gebiets von Pavia. Dieser König war übrigens 1763 Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Sein Sohn Victor Amadeus III. (regiert seit 1773) verlor 1792 fast ohne Widerstand das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza an die Franzosen, denen er auch 1796 mehrere wichtige Festungen abtreten mußte. Sein Sohn und Nachfolger Carl Emanuel IV. schloß zwar 1797 einen Allianztractat mit Frankreich, wurde aber dennoch beschuldigt, er habe alle Franzosen in seinen Staaten ermorden lassen wollen, und mußte die unter Sardinien (wo man das Uebrige findet) angeführte Entsagungsacte unterschreiben. Während der französischen Usurpation wur-

den diese Länder in neun Departements getheilt, und zwar Savoyen in das Departement des Leman und des Montblanc; Piemont, Montferrat etc. in die Departements des Po, der Doria, der Sesia, von Marengo, des Tanaro und der Stura; aus der Grafschaft Nizza wurden die Departements der Alpes Maritimes und der Sogna gebildet. Alle diese Eintheilungen haben aber nach der Restauration des königlichen Hauses wieder aufgehört.

Sardonix, ein geringer Edelstein, der ein Gemisch von Carniol und Calcedon ist. Beide Steinarten sind im Sardonyx in mancherlei Streifen, Lagen und Flecken mit einander verbunden. Die Alten brauchten diesen Stein häufig zu Cameen, und man vermuthet, daß die echten Vasa murrhina daraus verfertigt sind, welche jedoch nach des Grafen von Veltheim Meinung aus chinesischem Speckstein bestanden.

Sarkophag (wörtlich Fleischfresser), hieß bei den Alten ursprünglich ein Sarg aus dem leichten, schwammigen Stein, der bei der Stadt Assus in Mysien gegraben wurde, und der nach Plinius die Eigenschaft hatte, daß er den Leichnam, mit Ausnahme der Zähne, in vierzig Tagen verzehrte. Nachher wurde der Name von jedem Sarge gebraucht.

Sarmaten hießen bei den Alten die slavischen und andern Nationen, welche die Nordländer Europa's und Asiens bewohnten. Das europäische Sarmatien begriff (nach Gatterer) Polen von der Weichsel an, Preußen, Curland, Liefland, Rußland und die europäische Tatarei mit der Krimm, das asiatische aber das asiatische Rußland, Sibirien und die Mongolei. Sie lebten nomadisch. Mit den Römern führten sie lange und blutige, meist unglückliche Kriege. Im J. 407 zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die zurückgebliebnen bezwang Attila. Nach dem Tode desselben unterwarfen sie sich dem Kaiser Marcianus, der ihnen Wohnplätze an der Donau anwies. Hier vermischten sie sich später mit den Gothen zu Einem Volke.

Sarpi (Paul), hieß eigentlich Peter mit Vornamen, aber als Ordensbruder wurde er Fra Paolo genannt. Er war zu Venedig den 15ten August 1552 geboren, erwarb sich früh, mit seltenen Talenten ausgerüstet, bewundernswürdige Kenntnisse, und trat in seinem vierzehnten Jahr in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in seinem 26sten Jahre Provinzial seines Ordens, ferner Generalprocurator, und erwarb sich zu Rom, wo er sich aufhalten mußte, allgemeine Hochachtung. Aus Neid wurde er bald bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt, und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis die Republik Venedig ihn in dem großen Streit mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten erwählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig, und vertheidigte sein Vaterland mit eben so viel Klugheit als patriotischem Eifer gegen die Angriffe des Papstes. Diesem Eifer verdankte er es aber, daß er (5ten October 1607) von fünf Banditen angegriffen, und mit funfzehn Stichen verwundet wurde, so daß er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. Sarpi meinte aber, daß dies Styl des römischen Hofes sey (in stylo romanae curiae). Ein zu diesem Anfall gebrauchtes Mordinstrument wurde in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Christusbildes aufgehängt mit der Inschrift: Deo filio liberatori. Noch einmal versuchten Mönche es, Sarpi Nachts in seinem Schlafzimmer, wozu sie sich Nachschlüssel verschafft hatten, umzubringen; aber dies Vorhaben

wurde zufällig entdeckt, und durch die Briefschaften, deren man sich bemächtigte, außer Zweifel gesetzt. Noch mehrmals hatte man Anschläge gegen sein Leben, aber der Cardinal Bellarmino, wecher unsern Sarpi, ungeachtet ihrer verschiedenen Ansichten, hochachtete, warnte ihn, auf seiner Hut zu seyn. Um sich gegen fernere Angriffe solcher Art zu sichern, hielt er sich von jetzt an ganz eingezogen in seinem Kloster, und starb den 14ten Januar 1623. Er war einer der edelsten und wahrheitliebendsten Männer seiner Zeit und Kirche, und einer der würdigsten historischen Schriftsteller Italiens. Vor ihm hatte Niemand und nach ihm haben wenige Theologen seiner Partei Papstthum und catholische Kirche genauer unterscheiden gelehrt, wider die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, wider die Unfehlbarkeit der Päpste, wider blinden Glauben und Jesuitismus freimüthiger geeifert, genauer die Bestimmung und die Mißbräuche der Kircheneinkünfte (Trattato delle materie beneficiate, auch deutsch, Nürnberg 1786, 8.), oder die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt besser entwickelt, als Paul Sarpi. Er war Feind aller Sectirerei, und fällte die günstigsten Urtheile über Luthern und die deutsche Kirchenverbesserung. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung (Istoria del concilio Tridentino), die zuerst zu London 1619 unter dem erdichteten Namen: Pietro Soave Pobano herauskam, nachher in vielen Auflagen erschien, und auch ins Deutsche von Rambach übersetzt ist. Unter seinen übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und interessant. Sarpi besaß auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig in sechs Duodezbänden.

Sarrasin (Jean François), geboren zu Hermanville bei Caen 1604. Am letztern Orte und zu Paris studirte er, bereis'te darauf Deutschland, ward Secretär des Prinzen von Conty, und zog sich dessen Ungnade so zu Gemüthe, daß er 1655 starb. Er war einer der gewandtesten, witzigsten und sinnreichsten Schriftsteller seiner Zeit, und der liebenswürdigste Gesellschafter. Man hat außer seinen sehr witzigen und geistreichen Gedichten mehrere theils historische, theils humoristische Werke in Prosa von ihm. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Oeuvres de Sarrasin, Paris 1650 in 4, nachher aber daselbst 1685 in 2 Duodezbänden und in mehreren andern Ausgaben heraus.

Sarter (Zerter) heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der schriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre besondern Sarter, und ein erfahrner Seemann muß jedes Schiff schon an seinem Sarter erkennen, welche Flagge es auch führen sollte.

Sarti (Giuseppe), kaiserlicher Capellmeister zu Petersburg, war zu Faenza im J. 1730 geboren. Im J. 1756 wurde er Hofcapellmeister zu Copenhagen und zugleich Musik- und Gesangmeister der jungen Fürsten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit nicht sonderlichen Beifall. Im J. 1768 verließ er Dänemark und ging nach England, wenigstens erschien dort von ihm im J. 1769 Musik gestochen. Einige Zeit darauf wurde er Capellmeister des Conservatorio della Pietà zu Venedig. Von diesem Zeitpunkt fängt sein großer Ruf in Italien an. Man pries seine Compositionen als himmlische Musik. Alle Theater bemühten sich um seine Stücke und gaben ihm Aufträge. Im J. 1782 wurde er zum Capellmeister an dem Dom zu Mailand ernannt, ob er gleich andre große Musiker zu Mitbewerbern hatte. Unter seinen Opern hat das größte Aufsehn Giulio Sabino gemacht, welche er im

J. 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben diese Oper bewies auch den wahren Kennern, daß Sarti bei einer schwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunst besitze, dem Sänger eine anmuthige Melodie zu liefern. Sarti's Ruf verbreitete sich indeß bis in den Norden. Die russische Kaiserin berief ihn nach Petersburg, um hier auf drei Jahre der Capelle vorzustehn. Er kam im Monat Mai 1785 dort an und debutirte mit einer Charfreitagsmusik und einigen Psalmen. Diese Musik wurde von sechsundsechzig Sängern und hundert russischen Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- und Blasinstrumenten, ausgeführt. Da er dessen ungeachtet die Musik noch nicht rauschend genug gefunden, fügte er bei einem Te Deum, das er bei der Einnahme von Oczakow aufführen ließ, noch Kanonenschüsse hinzu. Diese Kanonen, von verschiednem Caliber, in dem Schloßhofe aufgefahren, machten, indem sie zu manchen Stellen den Baß spielten, eine gar seltsame Wirkung. Nach der Aufführung der Armide im J. 1788 beschenkte ihn die Kaiserin mit einer goldnen Dose und einem Demantring; sie ernannte ihn zum Director des Conservatoriums von Catharinoslaw mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel für die Reisekosten, und erhob ihn in den russischen Adel vom ersten Rang. Er starb zu Petersburg im J. 1802. Die Hochachtung, die er als Componist im Auslande wie auch in seinem Vaterlande genossen hat und genießt, scheint ihm in minderem Grade in Deutschland zu Theil geworden zu seyn, wo von seinen Opern nur wenige sich auf der Bühne erhalten haben.

Satelliten, so viel wie Trabanten. Spricht man indeß von den Satelliten eines Fürsten oder sonst einer Person, so hat dieses Wort zugleich einen schlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht Statt findet. In der Astronomie hingegen ist es völlig gleichbedeutend mit Trabanten zur Bezeichnung der Monde oder Nebenplaneten.

Satire, ein Gedicht, das in einem launigten, auch wohl bittern Tone die Fehler und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt, und mit der Geißel des Spottes verfolgt. Diese Dichtungsart hatte ihren Ursprung bei den Römern; der Name Satire ist von dem lateinischen Worte satur (keinesweges von Satyr) abzuleiten, und bezieht sich zunächst auf die Mischung der Gegenstände und Versmaße, die in den frühern Werken dieser Gattung Statt fand. Die Satire gehört zu dem Lehrgedicht, denn sie will belehren und bessern; es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen gesagt worden ist. Eben so wenig wiederholen wir hier die allgemeinen Gesetze, denen jede Dichtungsart, folglich auch die Satire, unterworfen ist. Gewöhnlich unterscheidet man eine ernsthafte und muntre Gattung der Satire. Jene greift große Vergehungen und wirkliche Laster an, zeigt sie in ihrer verderblichen und hassenswerthen Gestalt, und bestraft sie mit Ernst und Nachdruck. Diese hingegen schildert kleinere Vergehungen und Thorheiten, die mehr das äußere Betragen als den innern Charakter, mehr den äußern Wohlstand als die Sittlichkeit entstellen, und belacht sie mit Witz und Laune. Vornehmlich sind diejenigen Laster und Thorheiten ein Gegenstand der Satire, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter, herrschend geworden sind. Denn eigentlich soll die Bestrafung des satirischen Dichters mehr wider die Sache als wider die Person gerichtet seyn; die von ihm geschilderten Personen müssen Repräsentanten ihrer Gattung seyn. Die Züge, welche

der Dichter an einzelnen Individuen wahrgenommen hat, muß er in ihnen schicklich zu einem Ganzen vereinigen. Daraus ergibt sich als vornehmste Eigenschaft, die dem satirischen Dichter nöthig ist, Scharfsichtigkeit in der Bemerkung menschlicher Laster und Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menschen und der Sitten; nächstdem lebhaftes Gefühl dessen, was er schildert, bestraft und belacht, um es in seiner ganzen Verwerflichkeit oder Unschicklichkeit einzusehn und darzustellen; eigenthümliche satirische Laune, wozu die Grundlage selbst in jenem höhern Grade des Scharfsinns und lebhaftern Gefühls zu suchen, und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden ist. In Form und Einkleidung erlaubt die Satire große Mannichfaltigkeit. Sie läßt sich in Briefe, Erzählungen, Gespräche, Schauspiele, Lieder, Epopöen u. s. w. als Hauptcharakter und herrschender Ton oder als einzelner Antheil und eingestreute Würze bringen. Die gewöhnlichste Form der poetischen Satire aber ist die didactische; nur dadurch möchte sie sich von dem eigentlichen Lehrgedichte unterscheiden, daß die Lehren mehr Resultate als Zwecke der Darstellung sind. Zur Versart der Satiren wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus, und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. Die eigentliche didactische Satire entstand erst bei den Römern, und ihr Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gab nachher Horaz der muntern, Juvenal und Persius der ernsthaften Gattung. Von den neuern nennen wir bei den Italienern Ariost, Alamanni, Salvator Rosa, Menzini, Dotti, Caspar Gozzi, Alfieri, bei den Franzosen Regnier und Boileau, bei den Engländern Donne, Rochester, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson und Peter Pindar (Wolcott), bei den Polen Krasiczki, und bei den Deutschen Reuchel, Caniz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stollberg, Falk und Lichtenberg. Die Griechen hatten die eigentliche Satire nicht; das Gedicht des Archilochus so wie des Simonides war mehr ein Schmähgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrscheinlich eine didactische Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verschieden von der Satire aber war das Drama satyricum der Griechen, eine Mischung tragischer, wenigstens heroischer Handlung mit dem Komischen. Diese Dramen dienten zu Nach- und Zwischenspielen, und hatten einen niedrig-komischen burlesken Charakter. Wir besitzen von ihnen noch den einzigen Cyclops des Euripides. Vergl. Eichstaedt de dramate Graecorum comico-satyrico.

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des persischen Reichs.

Sattelhöfe nennt man gewisse Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauerngütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor, und sind theils solche, die ursprünglich die Rechte adeliger Rittergüter besaßen, nachher aber an nichtadelige Besitzer kamen und bloß einige jener Rechte beibehielten, theils solche, die zwar Steuern geben, aber doch von Frohnen und Zinsen befreit sind, theils kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Versammlungen der Landstände gewähren, oder bloß aus einzelnen Grundstücken ohne ein dazu gehöriges Dorf bestehen. Einige dieser Güter sind auch von Steuern frei, und viele können auch

von Bauern besessen werden; jedoch gehen sie nie bei höhern Lehnhöfen, sondern bei den Aemtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn. Man nennt sie auch sattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrscheinlichsten Meinung von dem Lateinischen Sedes (Sitz oder Wohnsitz eines Adeligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden ist.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens darnach befriedigt ist. Chemisch aber tritt Sättigung zwischen zwei Körpern, die gegenseitig auf einander wirken, dann ein, wann sie sich gegenseitig so verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Wasser aufgelös't, doch hat diese Auflösung ihre Gränzen; diese Gränze, wo das Wasser nicht mehr wirkt, bestimmt die Sättigung. Jetzt ist ein Product mit neuen Eigenschaften entstanden, das Wasser ist specifisch schwerer geworden, hat einen andern Geschmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung seine feste Form verloren. Mehrere electrisch heterogene Körper zeigen sehr starke gegenseitige Wirkung und zugleich ihren Sättigungspunkt weit bestimmter als andre. Sie bilden im Zustande der vollkommenen Sättigung besondre Körper, die ihre beiderseitigen vorigen Eigenschaften ganz verloren und neue angenommen haben. So gibt eine Säure mit einem Alkali gesättigt ein Salz, welches weder saure Eigenschaften noch alkalische mehr zeigt, sondern neue, d. i. neutrale angenommen hat. In so fern ist Neutralität mit Sättigung identisch. F.

Saturnus, ursprünglich eine altitalische Gottheit des Anbaus, welche späterhin zum griechischen Kronos umgedeutet wurde, dessen Sagen folglich hier anzuführen sind. Uranus und Gäa hatten die sechs Titanen und sechs Titaniden erzeugt. Der jüngste dieser Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus seine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deßhalb aufgefodert, mit scharfer Hippe die Schaam des Vaters hinwegmähte; worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten, und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm gebornen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Creta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er statt des neugebornen Knaben verschlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowohl diesen Stein als alle verschluckten Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus den Kronos und die Titanen bekriegte, und nach zehnjährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben: Zeus aber erkannte nach Pindar den Kronos als Beherrscher des seligen Eilandes im westlichen Ocean an. Das unbekannte Hesperen galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldene Zeitalter unter ihm nach Italien versetzt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entsetzt und vor seinem Sohne fliehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt, und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrschaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitolinischen, ehmals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Die sa-

turnische Zeit ist als das goldne Alter unvergeßlich geblieben, und von den Dichtern wetteifernd gepriesen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle heiteren ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden dar.

Saturnalien, ein Fest bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Weltherrschaft, wo unter dem Menschengeschlecht Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17ten bis 23sten December. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturns Bildsäule umschlang, abgenommen war. Es hub damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sclaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbesetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sclaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmaus'ten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Ueberall herrschten Scherz und Freiheit. Die Geschäfte feierten, man sandte einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte sich mit dem Zuruf: Io Saturnalia! Bona Saturnalia! Einige Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fesseln dem Saturn weihten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn, wie unter dem Namen der Silenen, Faunen und Panen, stellt die griechische Mythologie eine Art von Wesen auf, die sich mehr oder weniger der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern. Bei Einigen sieht man mehr Thierisches: Geisfüße, Schwanz, gespitzte Ohren und Hörner; Andere behalten die menschliche Gestalt und verrathen das Thierische bloß durch die Geisohren und den Schwanz, wozu wohl noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt sich das Thierische aus im ganzen Gesicht, in dem Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halse. Ein ander Mal geht das Thierische in eine bloß bäurische, rohe und plumpe Menschengestalt über, woraus aber die Künstler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu schaffen wußten. Gewöhnlich setzt man den Unterschied zwischen Faunen und Satyrn so fest, daß jene bloß mit spitzen Ohren und kleinen Schwänzen, diese hingegen mit Geisfüßen erschienen; Silenen aber seyen alte Faunen. Dies ist aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. Das ganze Geschlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachsen aus verschiedenen Ideen. Dem Bacchus sind die Satyrn und Silenen stets als Gefolge beigesellt, in welcher Bedeutung, ist nicht mehr zu bestimmen, wie denn der Ursprung der Vorstellung von ihnen sich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entstand sie aus der Bekleidung der Menschen mit Thierfellen; vielleicht sollte das Bild nur symbolisch seyn, und die rohe, wilde, uncultivirte Menschennatur vorstellen. Als Aeltern der Satyrn werden Mercur und die Nymphe Iphtime, von Andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüstig und Liebhaber der Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musicirend und tanzend.

Sau oder Save, ein großer Fluß, der in Oberkrain aus einer doppelten Quelle entspringt, zwischen Sclavonien, Croatien und Bosnien fortfließt, und sich bei Belgrad mit der Donau vereinigt. Er ist schiffbar, hat aber mehrere Wasserfälle. Dieser Fluß wirft oft Asche und nach Schwefel riechende Steine aus.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge heißen diejenigen Mineralwasser, die neben andern salzigen Bestandtheilen die Kohlensäure (fixe Luft, Luftsäure) zum vorherrschenden Bestandtheile haben. Sie zeigen einen kühlenden prickelnden Geschmack, perlen beim Eingießen, und schäumen gleich dem champagner Weine, wenn man ihnen Zucker und Wein zusetzt, weil dadurch die in ihnen enthaltene Kohlensäure in Luftgestalt entweicht. Die bekanntesten deutschen Brunnen dieser Art finden sich zu Selters und Faching im Nassauischen, zu Bilin und Eger in Böhmen und zu Geilnau in der Grafschaft Holzapfel. F.

Sauerkleesalz ist ein weißes, crystallinisches Salz vegetabilischen Ursprungs (fälschlich Bitterkleesalz genannt), welches aus Sauerkleesäure (Zuckersäure) und Potaschenalkali so zusammengesetzt ist, daß die Säure Ueberschuß und das Salz daher saure Eigenschaften zeigt. Viele Säfte saurer Pflanzen enthalten es schon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklee's, Oxalis, und einige des Ampfers, Rumex. Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt, und zur Krystallisation befördert, die man durch Zusatz von Weingeist beschleunigt. Die Schweiz liefert das mehrste Salz zum Handel. Seine Anwendung findet es bei vielen Farben und Druckerbeizen, wie bei der reservage Beize zum Kattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeuges wieder farbenlos werden soll. Bekannt ist sein Gebrauch zum Vertilgen der Rostflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenlosigkeit der entstandenen Eisenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewiesen, daß dieses Salz innerlich, zu einem bis zwei Loth genommen, äußerst schädliche Wirkungen haben könne. 1812 starb in Dresden ein schwächlicher Mann, der es statt Laxirsalz nahm, zwei Frauen, die es aus Unvorsichtigkeit ebenfalls genommen, erlitten heftige Zufälle, welche sie jedoch überstanden. 1815 machte Thomson in London im Medical repository einen ähnlichen tödlichen Fall bekannt. F.

Sauerstoff, Oxygen, ist ein bisher noch unzerlegter Körper, der häufig in der Natur überall, unter allen Formen vorkommt, und einer der wichtigsten chemischen Stoffe ist. Seine einfachste Form ist die Luftform (Sauerstoffgas, Oxygengas), in selbiger ist er farbenlos, elastisch gleich der gemeinen Luft. Um ihn so darzustellen, scheidet man den Sauerstoff aus Braunsteinoxyd (Graubraunsteinerze), rothem Quecksilberpräcipitat, Salpeter ꝛc. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Wasser auf. Diese zeigt sich als das Verbrennen ungemein begünstigend, denn ein glimmender Span brennt lodernd darin auf, heißer Stahl brennt mit Funkensprühen, jeder andre Körper verbreitet darin fünf Mal mehr Licht als in gemeiner Luft. Eben so beschleunigt sie das Athmen, Thiere athmen schneller; erhitzen sich darin, und scheinen Wohlbehagen zu fühlen. Sementini schlägt vor, sie gegen den Scheintod erwärmt mit einem Blasebalge in die Lungen zu treiben und will glückliche Resultate gesehen haben. Während des Brennens vereinigt sich der brennende Körper mit dem Sauerstoffe der Luft und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von sich; das Product der Verbrennung ist allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerstoff, es sey luftförmig, flüssig oder fest. Ver-

brennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. E. Phosphor, in einer gewissen Menge Sauerstoffluft (in einem umgestürzten Bierglase, das in einem Teller mit Wasser steht), so findet sich, daß eine gewisse Menge des Phosphors einer gewissen Menge jener Luft, die während des Brennens verschwindet und durch eindringendes Wasser ersetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verlischt. Dasselbe wird in gemeiner Luft Statt finden (nur mit dem Unterschiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickstoffluft allezeit 78 Theile Rückstand bleiben und alles langsamer vor sich geht) und beruht auf denselben Ursachen, weil 21 — 22 Procent Sauerstoffluft in ihr enthalten sind. Die durchs Verbrennen mit Sauerstoff entstandenen Producte sind bisweilen von neutralen Eigenschaften, wie das Wasser, welches durch Verbrennung des Wasserstoffs in Sauerstoff bereitet werden kann; viele sind offenbar sauer, wie Dünste aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andere aber sind Körper, welche in ihren Eigenschaften den Säuren gerade entgegengesetzt sind und basische Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden sich nur in bestimmten Verhältnissen mit dem Sauerstoffe, mehrere aber in mehreren Stufen, die Chemiker nennen diese Oxyde in der ersten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchsten Peroxyd; es findet sich, daß die Menge des Sauerstoffs, welche den ersten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten ist und so mit jeder Stufe in bestimmter Menge wächst. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebst dem Athmen der Thiere eine ungeheure Masse Sauerstoff verzehren, so muß man sich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältnissen Stickstoffluft und Sauerstoffluft besteht, wo der Ersatz dieser letztern immer herkommt. De Luc meint aus dem Wasser, dann müßten aber Wasserstoff und Stickstoff einerlei Grundbestandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenscheine viel Sauerstoffluft aus und ersetzen so den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt dieser Ersatz aus, ohne jedoch das Mischungsverhältniß der Luft abzuändern. Ueberhaupt ist die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmosphäre verbunden, indem sie ihr Sauerstoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlensäure umschafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmosphäre zusammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, wie Kohlensäure und Wasser, auf, behalten die brennbare Grundlage dieser Körper zur eigenen Ernährung und entlassen den Sauerstoff im Sonnenlichte luftförmig. F.

Säugthiere, mammalia, machen die erste Classe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Ohren, deren rechte Kammer ihr rothes warmes Blut nach den Lungen treibt, wo es durch inspirirte Luft geröthet und dann weiter nach der linken Herzkammer zurückgeführt wird, während die Lungen durch Exspiration sich zusammenziehen. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut besteht, die Wassersäugthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verschieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher, als denen der wärmern zugetheilt sind. Man sieht diese Haare borstig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelschwein, in Schuppen beim Panzerthier, in Schilder beim Gürtelthier. Eben so setzen sie sich bei den meisten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, aus einander stehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büschelförmig behaart, das Pferd zopfförmig, sehr kurz zeigt er sich beim Hasen und Maulwurf, länger schon

bei Ratten und Hunden; die Meerkatzen können ihn sogar gleich einer fünften Hand gebrauchen, wenigen Affen, einigen Nagethieren und dem Menschen fehlt er ganz. Bei vielen Säugthieren ist das Gesicht mit Warzen besetzt, bei andern trägt das Kinn einen Bart, beim Kameele ist die Brust, beim Pferde sind die Füße mit hornartigen Auswüchsen besetzt. Die Wassersäugthiere haben statt der Hinterfüße, auch bisweilen statt der Vorderfüße Flossen; die Landsäugthiere besitzen dagegen durchgängig vier Füße, welche ihnen den auszeichnenden Namen der vierfüßigen geben. Die Enden dieser Füße sind mannichfaltig gestaltet, bei allen findet eine Hand- oder Fußförmige Ausbreitung oder eine Zertheilung in Finger oder Zehen Statt. Diese Finger oder Zehen sind bei einigen mit unbeweglichen Nägeln besetzt, die ihren Spitzen Festigkeit geben; oder mit beweglichen scharfen Krallen (bei den Reißenden) zur Vertheidigung, zum Festhalten ihres Raubes oder zum Wühlen; die schwimmenden Säugthiere haben diese Zehen mit Schwimmhaut verbunden; bei den Lastthieren ist der Fuß mit Klauen besetzt, die einem Schuhe gleich die Zehen einhüllen und schützen. Krallen, Klauen, Hörner an der Stirn, und Zähne dienen ihnen zu Waffen; letztere insbesondere zu Freßwerkzeugen; diesem Zwecke gemäß haben sie drei verschiedene Formen. Die Schneidezähne, incisivi, mit breiter Schneide stehen vorn in den Kinnladen; die Scheide- oder Fangzähne laniarii, von kegelförmiger Gestalt, übertreffen jene gewöhnlich an Größe und stehen oft nur in der Unterkinnlade einzeln neben jenen; die Backzähne, molares, in den Seiten der Kinnladen, zeichnen sich aus durch breite abgestumpfte Flächen, die in den Pflanzenfressern stumpfer, in den Fleischfressern dagegen spitziger vorkommen. Von zahnlosen Säugthieren kennt man die Geschlechter der Ameisenbären und Panzerthiere. Die Organe für den äußern Sinn sind in den Säugthieren, und vor allen in dem Menschen, fünffach, für Gehör, Geruch, Gesicht, Geschmack und Tasten sehr vollkommen ausgebildet. Die Organe jener vier erstern tragen sie am Kopfe, der Tastsinn hingegen ist unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger stark verbreitet. Ihre äußern Ohren sind von verschiedener Gestalt, der innere Bau besonders bald nur für hohe Töne und weit herkommenden Schall sehr empfindlich, nach dem wehrlos sich durch Flucht nur retten können, bald vorzugsweise für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Leiter ihres Raubes gegeben ist, und sie selbst bewaffnet keinen Feind in der Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augenlieder; die Pupillen sind bei denen am Tage geschäftigen rundlich, bei denen in der Nacht sehenden bestehen sie in einer horizontalen oder verticalen Spalte. Die Nase als Geruchsorgan steht über dem Munde und ihm als Wegweiser zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über diese hervorstehend, bisweilen gespalten oder wie beim Elephanten in einem Rüssel verlängert. Die Zunge für den Geschmacksinn liegt in der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder gespaltenen Oberlippe. Sie ist mit Geschmackswarzen besetzt, die beim Hunde zahnförmig, bei der Katze stachelartig hervorstehen, sie selbst ist meist einfach und breit, doch auch walzenförmig (beim Ameisenbäre), oder gespalten (beim Seehund). Die Säugthiere gebären lebendige Jungen und säugen sie mit Milch an ihren Brüsten. Diese Organe kommen ihnen ausschließend zu, sind (den Hengst ausgenommen) bei Männchen und Weibchen zu finden und gleichzählig in solcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge zwei vorhanden sind. Der Mensch, die Affen und der Wallfisch tragen sie an der Brust, der Seehund am Bauche, die Lastthiere

an den Leisten, mehrere Nagethiere am Bauche und der Brust zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die wenigsten leben paarweis wie das Lemur, der Igel, die Fledermaus, die Affen; die mehrsten begatten sich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen aufstößt, wo dann der Mutter die Sorge und Vertheidigung der Jungen allein zur Last fällt und von ihr bis zum zweiten Wochenbett übernommen wird. Der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehrern Weibern. Linnée bringt diese Thiere in folgende Ordnungen: 1. Primates, welche den Menschen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfassen; 2. Bruta, wohin der Ameisenbär, das Rhinoceros, der Elephant, das Wallroß, Faulthier, Schuppen- und Gürtelthier; 3. Ferae, wozu das Geschlecht der Hunde, Katzen, Wiesel, Maulwürfe, Beutelratten etc. 4. Glirae, wohin die Mäuse, Hasen, Eichhörner, Biber etc. 5. Pecora, wohin das Rind, Kameel, der Hirsch, das Schaaf, die Gazellen etc. 6. Belluae, wohin Pferd und Schweine; 7. Cetae, wohin die Wassersäugthiere, der Wallfisch, Delphin etc. gehören. F.

Saugwerk heißt in der Wasserbaukunst eine solche Maschine, wo das Wasser in Röhren durch Auf- und Niederdrücken oder Bewegung eines Kolben in einer Röhre oder Stiefel in die Höhe gehoben oder gesaugt, und durch eine Ausgießröhre fortgeschafft wird. Von dieser Art sind alle Pumpen (s. d.).

Saul, König in Israel im J. der Welt 3075. Er stammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete sich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikanischen Verfassung müde war. Aber erst nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volk anerkannt. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König Zoba jenseit des Euphrats befestigten sein königliches Ansehen. Samuel aber, der nur ungern die höchste Gewalt niedergelegt hatte, behielt stets eine Partei im Volke, und als er mit Saul wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Priesterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekitern bezeigten Ungehorsams gegen die von ihm im Namen Gottes gegebenen Befehle zerfiel, salbte er David ins geheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte seinen Gegner und haßte ihn um so mehr, als dieser sich durch die Besiegung des Philisters Goliath und andere tapfre Thaten hervorthat, ihm seine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundschaft seines Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Ein bürgerlicher Krieg entstand daraus, der bis zu Sauls Tode währte, den dieser in einem unglücklichen Treffen gegen die Philister (im J. 2929) sich selbst gab.

Säule. Der Ursprung der Säulen fällt in die entferntesten Zeiten. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu seyn, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige senkrechte Stützen vor dem Einsturz zu sichern. Man wählte dazu in Griechenland und wo man an Holz Ueberfluß hatte, Baumstämme, von deren Gestalt sich unstreitig die Form der nachherigen Säule, wie wir sie hier finden, herschreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Aegypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Absatz, die erst später eine gefälligere Form erhielten. — Eine Säulenordnung (s. unten) hat drei Theile: den Säulenstuhl, die Säule mit ihrem Fuße und Knaufe, und das Gebälke. Der Säulenstuhl (Piedestal, Postament) ist ein hoher Untersatz, bestehend aus dem Grundsteine, dem Würfel

und dem Deckel oder Sims, aber nur da bei obern Ordnungen anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorspringenden Kranze der untern Ordnung verdeckt wird. Die Säule besteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitäle. Der Fuß enthält den ebenen Untersatz, der die Säule zu erheben dient, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Knauf ist nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganzes seyn, das seine bestimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man sie senkrecht laufen zu lassen. Das Gebälk endlich besteht aus dem Hauptbalken (Architrab), dem Borten oder Fries und dem Kranze oder Karnies. Zum Maßstab der Säulen bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden untersten Ordnungen in zwei, für die drei höhern in achtzehn Theile theilt.

Säulenordnung. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Baukunst die Beschaffenheit der Säulen. Man unterscheidet fünferlei Beschaffenheiten der Säulen oder Säulenordnungen: die tuscische oder toscanische, dorische, ionische, corinthische und römische. Das Kennzeichen der toscanischen Ordnung ist, daß sie ganz einfach ist, gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capital) hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capital, auf jedes 1 kommen. Das Gebälk hat nach Letzterm 3 1/2 Modul, nämlich der Architrab 1, der Fries 12/12, der Kranz 14/12. Die dorische Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Dreischlize im Friese, welche die Köpfe der auf dem Architrab liegenden Balken vorstellen, und zwei prismatische Vertiefungen mit zwei halben auf der Seite haben. Die Zwischenräume heißen Metopen (s. d.). Ueber jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreischlitz treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreischlitze 1 Modul breit und 1 1/2 Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat seyn sollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwischen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl seyn zu lassen. An den vorspringenden und einwärts gehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieser Ordnung ist männliche Pracht, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Vignola gibt ihr 16 M., wovon 1 der Fuß und 1 das Capitäl erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toscanischen. Einige geben der dorischen Säule zwar den schönen attischen Säulenfuß, jedoch unpassend. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, nach Vignola 2 M. über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiste zur Unterstützung die Dielenköpfe gegeben, die 1 M. breit und 1/4 M. hoch sind und über jedem Dreischlitze sich befinden. Man erklärt sie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder besser, sie dienten bloß zur Unterstützung der starken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch schon in dieser Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahnschnitte. Unter den Triglyphen sind noch im Architrab sechs kleine conische Körperchen, Tropfen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste

anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. Die ionische Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelseitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capitäl. Jenes ist das Capitäl der Alten, welches die Neuern verschönert haben. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beschriebene Säulenfuß ist wegen des starken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Besser gebraucht man den attischen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzleiste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte (Kälberzähne.) Angemessener scheint es, die Kranzleiste durch glatte Sparrenköpfe zu unterstützen, wie durch die niedrigern Dielenköpfe in dem dorischen Kranze. Zierliche Einfachheit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß besteht aus einem Untersatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. Der Untersatz beträgt 2 7/9 Modul. Das Meisterstück der Baukunst ist die corinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne Capitäl, ein großes rundes Gefäß mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jeder von acht Blättern, umfaßt ist, hinter welchen vier Stiele jeder zwei kleinere Blätter unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitäls. Die Höhe der Säule mit Capitäl und Fuß ist nach Vignola 20 Modul, wodurch sie ein zu dem Ganzen passendes schlankes Ansehn bekommt. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß, dem man an den Pfühlen noch einen Ring zusetzen kann. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architrabs eine Kehlleiste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Ueberschlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe, und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. Die römische Ordnung, oder die zusammengesetzte, unterscheidet sich von der corinthischen hauptsächlich in dem Capitäl, welches aus dem ionischen und corinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern sich unter den Schnecken hinkrümmt, ist hier nicht befindlich. Doch sind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der corinthischen. Uebrigens möchte sie noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. — Der wahre Unterschied der Säulenordnungen möchte wohl in dem Verhältnisse der Höhe des Schaftes zu seiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit

übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile bestehn, so daß man die Zahl der Säulenordnungen auf drei, die dorische (von gefallender Stärke), die ionische (von zierlicher Einfachheit), und die corinthische (von geschmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitäls kommt es nur in so fern an, als den feinern Ordnungen ein mehr verziertes Capitäl zukommt. Eine sechste oder deutsche Säulenordnung ist völlig unstatthaft, denn sie unterscheidet sich von der ionischen nur durch das schlechtere Capitäl und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung des letztern ab. Die toscanische Ordnung dient zu Stadtthoren, Arsenälen, Leuchtthürmen, Brunnen u. dergl. Die dorische Ordnung paßt besonders für gottesdienstliche Gebäude, die ionische für Lustschlösser, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenseite. Die corinthische Ordnung dient zur Verzierung kirchlicher Paläste, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römischen Säule ist schon oben angegeben. Wo mehrere Säulenordnungen über einander gestellt werden, nimmt die stärkere allemal den niedrigern Platz ein. Die Axen der Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Man pflegt auch die obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule niedriger zu machen als diese. Um indeß die Einheit nicht zu verletzen, ist bei Uebereinanderstellung der Säulen alles wohl zu berücksichtigen. Eine corinthische Säulenreihe über einer toscanischen oder dorischen würde durchaus nicht passen, eben so wenig sind drei verschiedene Ordnungen über einander zuzulassen. Zwei oder drei ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Uebereinanderstellungen, zumal an Wohngebäuden, am besten ganz vermeiden.

Säure, Acidum, ist der generische Name für eine Classe zusammengesetzter Körper, die folgende Eigenschaften haben: sie schmecken sauer, färben blaue Pflanzenfarben roth, lösen sich im Wasser auf und haben große Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metalloxyden; sie setzen mit den erstern Neutralsalze, mit den zweiten Mittelsalze und mit den dritten metallische Mittelsalze zusammen. Vielen Säuern fehlt der saure Geschmack, aber die Verwandtschaft zu den drei Classen der Salzbasen besitzen sie, als ihre auszeichnende Eigenschaft, alle. Einige Säuern kommen nur in flüssigem Zustande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenstoffsäure, oder liquid und mit Wasser verbunden, welches sie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelsäure, andere in starrer Form und crystallisirt, wie die Benzoe-, Weinstein- und Boraxsäure. Sie sind alle zusammengesetzte Körper; die mehrsten bestehen aus Sauerstoff mit noch einem, zwei oder drei andern Körpern, andere sind aus Wasserstoff und Schwefel, oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man sie in vier Classen, wovon in den drei ersten diejenigen stehen, welche Sauerstoff in ihrer Mischung haben, und zwar kommen in die erste Classe die aus Sauerstoff und einem zweiten Körper bestehenden vor, wie die Schwefelsäure, Phosphorsäure, Boraxsäure u. a. Da diese Grundlagen sich in mehrern Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden und jede Verbindung eine Säure seyn kann, so ist die mit Sauerstoff gesättigte vollkommene Säure genannt, während die andere unvollkommene heißt z. E. die überoxydirte Salzsäure unvollkommene des Arseniks oder Arseniksäure, die unvollkommene dagegen arsenige Säure. In die zweite werden die

Säuern geordnet, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff in verschiedenem Mengenverhältniß zusammengesetzt sind, wie die Essigsäure, Citronensäure. Die dritte Classe umfaßt die mit dreifacher Grundlage und Sauerstoff, wo zu jenen beiden noch der Stickstoff hinzukommt, wie die Blausäure. Die vierte Classe enthält Säuern, die keinen Sauerstoff haben, wie die Salzsäure, aus Halogen und Wasserstoff bestehend, den geschwefelten Wasserstoff 2c. Aeltern Chemikern waren weit weniger Säuern und ihre Zusammensetzung gar nicht bekannt; sie ordneten die bekannten auch nach den drei Naturreichen in mineralische, vegetabilische und animalische Säuern, welche Eintheilung deßwegen nicht bestehen kann, weil mehrere Säuern, wie die Phosphorsäure, in allen drei Reichen vorkommen.

Saurin (Jacques), ein französischer, protestantischer Geistlicher, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wurde daselbst 1677 geboren. Wie das Edict von Nantes widerrufen wurde, ging sein Vater mit seiner Familie (1685) nach Genf, wo der junge Saurin beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften machte. In seinem 17ten Jahre trat er in Kriegsdienste und machte mehrere Feldzüge unter den englischen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, 1696 kehrte er nach Genf zu seinen Studien zurück, wo er besonders der Theologie sich widmete. Hierauf (1700) ging er nach Holland und England, und predigte in London, während seines fünfjährigen Aufenthalts in letzterm Lande, mit ungemeinem Beifall. Er verheirathete sich 1703, und kehrte darauf nach Holland zurück, wo er eine Pfarre zu erhalten suchte, und wurde, nachdem er mehrere Zeit eine Hauscaplanstelle versehen hatte, als Prediger der französischen Reformirten, die in einer dem Fürsten Erbstatthalter gehörigen Capelle im Haag ihren Gottesdienst hielten, angestellt. In diesem Verhältnisse blieb er Zeitlebens. Er hatte immer ein sehr zahlreiches und glänzendes Auditorium; aber seine Berühmtheit reizte den Neid und die Bigotterie seiner Mitbrüder, die ihn in Streitigkeiten verwickelten, wodurch ihm seine letzten Lebenstage verbittert wurden. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, ein frommer Christ, voll Haß gegen alles, was Sünde ist und voll Liebe gegen Gott und Menschen. Gewiß hatte auch Saurin seine Fehler, da die menschliche Natur davon nicht frei ist, aber Niemand weiß ihn einer bösen Handlung zu zeihen; er führte ein heiliges, untadelhaftes Leben. 1730 starb er im 53sten Jahre seines Alters, nicht bloß von seinen Glaubensgenossen, sondern von jedem, der ihn kannte, innig bedauert. Seine Predigten, die in viele Sprachen übersetzt sind, kamen in einer sehr guten Ausgabe unter dem Titel: Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte par Jacques Saurin (1749. 10 Vol. 8.) im Haag heraus. Außerdem hat er mehrere theologische Werke, die aber weniger bekannt geworden sind, hinterlassen. P. N.

Saurin (Bernhard Joseph), Sohn eines Landmessers, ein französischer Schauspieldichter von anerkanntem Werth. Er verließ die Rechtswissenschaft, und weihete sich der dramatischen Dichtkunst, in welcher er sich großen Ruhm erwarb. Sein Trauerspiel: Spartacus, welches 1760 zu Paris aufgeführt wurde, brachte ihn zuerst in Ruf. In seinem darauf folgenden Lustspiel: die Sitten der Zeit (les moeurs du temps), schildert er die letztern mit so feinen und wahren Zügen, daß man ihn mit Recht als einen der trefflichsten Beobachter der höhern Cirkel, zu denen er Zutritt hatte, betrachtete. Außer diesen und andern dramatischen Gedichten, gab er eine Anzahl von Trinkliedern (couplets bacchiques), welche sehr munter und geistreich sind, heraus. Saurin,

der in seiner Jugend äußerst muthwillig war, behielt im reifern Alter eine angenehme Lebhaftigkeit bei, wodurch er Zugang in den besten Gesellschaften von Paris hatte. Er war vertrauter Freund von Voltaire, Montesquieu und Helvetius, und der letztere gab ihm eine Pension von 100 Thalern, und machte ihm ein Hochzeitsgeschenk mit einer Summe, deren Zinsen sich so hoch, wie jene Pension beliefen. Er war Mitglied der französischen Akademie, und starb 1781 im vollen Besitz seiner Geisteskräfte. Unter dem Titel: Théâtre de Saurin 2 Vol. 8. kamen seine dramatischen Arbeiten 1783 zu Paris heraus, und mehreren Ausgaben der letztern sind die erwähnten Trinklieder beigefügt. N. P.

Saussure (Horace Benoit de), einer der vorzüglichsten Naturforscher, wurde 1740 zu Genf geboren, und war der Sohn Nicolas de Saussure's, der gleichfalls als Schriftsteller durch seine Werke über den Ackerbau bekannt ist, und Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf war. Durch den Umgang mit seinem Vater und andern dort wohnenden Naturforschern ward in dem Jüngling zuerst die Liebe für diese Wissenschaft erregt, worin er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon im 22sten Jahre die Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit großem Ruhm bekleidete. Die Zeit, welche sein Amt ihm übrig ließ, verwandte er auf Reisen zu seiner Belehrung. Er besuchte zwei Mal Frankreich, einmal um die vulkanischen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu untersuchen; das andere Mal um sich über Montgolfiers aërostatische Maschine zu belehren. Auch Holland und England bereis'te er, und ward in dem letztern Lande mit dem berühmten Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten zwei Lieblingsgegenstände seiner Nachforschungen aus. Als er in Italien reis'te, untersuchte er die Eisenminen auf Elba sehr genau, bestieg mit Sir William Hamilton den Vesuv, und maß die Höhe des Aetna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls sehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Moosen. In einem Briefwechsel mit Spallanzani bewies er, daß die Infusionsthierchen, so wie die Polypen sich wieder erzeugen. Besonders zeigte er eine große Geschicklichkeit in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen, z. B. eines Electrometers, eines Hygrometers, Heliothermometers und anderer. Am berühmtesten ward indessen de Saussure's Name durch seine Erforschungen der Gebirge. Er besuchte, wie schon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny, und machte alle Jahre Reisen nach den Alpen, die er 1779 schon 14 Male von acht verschiedenen Seiten bestiegen hatte. 1787 bestieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometrischen Beobachtungen seine Höhe. Wegen seiner zahlreichen, vortrefflichen Schriften wurde er von den berühmtesten gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmsten und geistreichsten Reisenden, welche nach Genf kamen, besuchten ihn, um sich von ihm belehren zu lassen, und sein an Naturseltenheiten reiches Cabinet zu sehen. Er stiftete an seinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Gesellschaft der Künste, deren Präsident er bis an seinen Tod blieb, und die sich um den Flor der Fabriken daselbst höchst verdient machte. Er war überhaupt auf alle Weise bemüht, das Wohl des Ganzen zu befördern. Als Genf mit der französischen Republik vereinigt worden, ward de Saussure zum Deputirten bei der Nationalversammlung ernannt. Aber diese Staatsumwälzung beraubte ihn größtentheils seines Vermögens und seiner Gemüthsruhe. Er erlag unter dem Unglück und starb im Jan. 1798 im 58sten Jahre seines Alters. Unter den zahlrei-

chen Schriften dieses Gelehrten zeichnen sich seine Essais sur l'Hygromètre 1783, 4. durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologischer Hinsicht, und seine Voyages dans les Alpes 4 Vol. 4. 1779 — 96 besonders aus. Das erstere Werk ist ins Deutsche von J. D. Titius, Leipzig 1784, das andere von J. S. Wyttenbach ebendas. 1781 bis 1788 übersetzt erschienen.

Savary (René), Herzog von Rovigo, vormals Divisionsgeneral und Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehrenlegion, Polizeiminister, erster Inspecteur der Gensdarmerie, Pair von Frankreich rc., ist in Sedan im Ardennendepartement geboren, und der Sohn des dortigen Schloßhauptmanns. Er widmete sich früh den Waffen, ward bald Capitain und nach einander Adjutant bei den Generalen Ferino und Desaix. Letztern begleitete er nach Aegypten und war an seiner Seite, als er bei Marengo fiel. Er meldete Desaix Tod dem damaligen General Bonaparte, der ihn sogleich zu sich nahm, ihn schnell bis zum Divisionsgeneral und ersten Inspecteur der Gensdarmerie avancirte und mit seiner geheimen Polizei beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru nach der Westküste gesandt, um die Polizeimaßregeln dort zu leiten. Vor der Schlacht von Austerlitz ward er als Unterhändler in das österreichische Lager geschickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Nienburg, und that sich bei Heilsberg, Friedland, so wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Mission nach Spanien, und seine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zusammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang Commandant von Madrid. Den 31sten Juni 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouché's Stelle das Ministerium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenksamste und thätigste Werkzeug der Tyrannei. Des Kaisers Sturz 1814 setzte Savary außer Thätigkeit; nach dessen Rückkehr aber 1815 ward er wieder erster Inspecteur der Gensdarmerie und Pair. Nach Napoleons zweiter Absetzung schiffte er sich mit demselben nach England ein, ward aber von dort nach Malta geschickt, von wo er sich nach Smyrna geflüchtet haben soll. Am 24sten Dec. 1816 wurde er von dem ersten Kriegsgerichte der ersten Militärdivision zu Paris, als der Verrätherei schuldig, abwesend zum Tode verdammt. Umsonst hatte zuvor seine Gemahlin eine Schrift in Umlauf gesetzt, worin sie behauptete, ihr Gatte sey zwar am 15ten März 1815 von Bonaparte angestellt worden, er habe aber sein Amt erst am 23sten März angetreten; auch sey er in keiner Verbindung mit Elba gestanden. — Im Frühling 1817 kam Savary, unter falschem Namen, im Hafen von Triest an. Seine Papiere wurden deßhalb in Beschlag genommen und nach Wien geschickt.

Savonarola (Hieronymus), ein durch sein bewundernswürdiges Rednertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara geboren. Er war der Enkel eines vorzüglichen Arztes, und wurde von seinem Großvater und Vater gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Ein Hinneigen zur Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 Jahren das väterliche Haus heimlich zu verlassen, und Dominicaner zu werden. Einige Jahre später bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit unglücklichem Erfolge, so daß er beschloß, sich nicht wieder als geistlicher Redner hören zu lassen. Darauf lehrte er längere Zeit Metaphysik und Physik zu Bologna. Der Ruf, den ihm hier seine Gelehrsamkeit und seine Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wie-

der an zu predigen, und mit einem so außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die hinzuströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Durch den Anschein einer vorzüglichen Heiligkeit und durch seine hinreissenden feurigen Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch wurde er dreist gemacht, einen prophetischen Ton anzunehmen, und er begann nun öffentlich und stark auf die Kirchenverbesserung zu dringen, und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeisterten; Einige verlachten ihn als einen Fanatiker, und Andere verwünschten ihn als einen Betrüger. Aber jetzt fing er auch an, sich von seinem Beschützer Lorenzo loszusagen, dessen Charakter anzuschwärzen, und seinen Sturz zu prophezeien. Als er zum Prior von St. Marcus gemacht war, wollte er jenem Oberhaupte der Republik nicht den herkömmlichen Besuch abstatten, und als Lorenzo sich zu ihm nach St. Marcus begab, ließ sich Savonarola verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, strenge Maßregeln gegen diesen Geistlichen zu nehmen; allein entweder seine natürliche Gutmüthigkeit, oder auch eine geheime Ehrfurcht für den Charakter des Letztern ließen ihn die Feindseligkeit geduldig ertragen. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), wurde der Mönch zu ihm gelassen, und er sprach zu dem Sterbenden mit der Würde seines Amts. Lorenzo antwortete gelassen auf seine Fragen und bat um seinen Segen. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung seines Sohnes Peter, nahm Savonarola den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze derjenigen Einwohner, die eine mehr demokratische Verfassung wünschten. Er betheuerte, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die gesetzgebende Gewalt zukomme; daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel gewesen sey; und daß Christus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu seyn. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magistratspersonen ihre Aemter nieder, und die gesetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Besorgung dieser Geschäfte aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Indessen blieben Uneinigkeiten und Factionen in dem neuen Freistaat; die aristokratische und die demokratische Partei haßten und verfolgten einander; die erstere bestand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfassung; die demokratische aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. Nicht genug war es dem Feuereifer Savonarola's, den florentinischen Staat umzuwälzen, auch den Mißbräuchen des römischen Hofes und dem ungeregelten Lebenswandel seiner Amtsbrüder hatte er eine Abstellung zugedacht. An Ursachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während des Papstes Alexanders Regierung nicht fehlen. Er schrieb, nach dem Bericht seiner Lobredner, an die christlichen Fürsten, versicherte sie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht sey, eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, in welcher er selbst darthun wollte, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und eben so wenig des Namens eines Christen werth wäre. Alexander bediente sich natürlich der Waffen, die ihm gegen solchen Feind zu Gebote standen, und excommunicirte den Prior. Die Bannbulle wurde in der Kathedralkirche zu Florenz verlesen, aber Savonarola trotzte dem vaticanischen Donner, und predigte fort. Ja sein Einfluß stieg noch höher, als jemals, da Peters von Medici Versuch, die alte Würde seines Hauses wieder zu erlangen, fehlgeschlagen, und die Theilnehmer desselben größtentheils umgekommen waren. Indessen entstand wider ihn eine

andere Gegenpartei. Durch seine Neuerungen zu St. Marcus und in andern Klöstern hatte er sich unter den Mönchen, besonders den Franziskanern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um seine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen, welcher in fanatischem Eifer sich erbot, um die Wahrheit der Lehren seines Meisters zu beweisen, dafür durch's Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung dasselbe thun wollte. Die Herausfoderung wurde von einem Franziskanermönch angenommen; Savonarola mit seinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges stimmten den Psalm an: der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde. Der Franziskaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und Savonarola, welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu schrecken sey, that den Vorschlag, daß Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen sollte. Dies wurde von dem ganzen Haufen als eine boshafte, verdammliche Gotteslästerung ausgerufen, und da Domenico doch auf der Foderung bestand, so entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er sich unterworfen hatte. Für Savonarola's Credit hingegen war dies von schlimmern Folgen. Das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampf wurde er mit Domenico und einem andern Mönch verhaftet und ins Gefängniß geschleppt. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstlichen Abgeordneten Gericht über ihn; aber die Entschlossenheit und Beredsamkeit Savonarola's setzten seine Richter Anfangs in Verlegenheit. Als jedoch die Tortur angewandt wurde, da sank ihm der Muth; er bekannte, daß er sich betrügerischer Weise das Ansehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebst seinen Theilnehmern verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch den 24sten Mai 1498 vor einer unzählbaren Menge von Zuschauern geschah, von denen einige ihn als einen Märtyrer und Heiligen priesen, die andern ihn als einen Heuchler und Verführer verwünschten. Dies war das Leben und der Tod dieses außerordentlichen Mannes, über welchen die Meinungen von jeher sehr verschieden waren, und vielleicht nie werden vereinigt werden. Außer seinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Astrologie, und noch mehrere philosophische und ascetische Schriften geschrieben. Seinen Predigten (Prediche, Firenze 1496) fehlt es freilich an den nöthigen Eigenschaften gut geordneter Reden; aber sie sind auch wiederum reich an kräftigen, Herz und Geist erhebenden Stellen, und sie lassen uns vermuthen, daß er besser war, als seine Biographen ihn schildern, vielleicht weit besser als wir selbst, von jenen geleitet, ihn darstellen konnten.

Savoyen (s. auch Sardinien und sardinische Monarchie), ist ein Herzogthum am nordwestlichen Ende von Italien, an der Gränze von Frankreich und dem Genfersee, und wird durch die Alpen von Piemont getrennt. Es ist 180 Quadratmeilen groß, enthält ungefähr 466,000 Einwohner, und besteht jetzt nach der alten, wieder hergestellten Eintheilung 1. aus dem eigentlichen Savoyen, 2. dem Herzogthum Chablais, 3. dem Herzogthum Genevois, 4. der Grafschaft Maurienne, 5. der Grafschaft Tarantaise, 6. der Baronie Faucigny oder Fossigny. Wegen der hohen Gebirge, unter denen der Montblanc das höchste ist, ist die Luft kalt; doch ist der Boden fruchtbar an Getraide, und die Thäler haben Wein, so wie die Berge herrliche Viehweiden; aber am ergiebigsten sind das eigentliche Savoyen und Genevois, welche zunächst an Frankreich gränzen, in Rücksicht des Korn- und Weinbaues. Im

Ganzen ist das Land arm, und die Einwohner wandern häufig aus, um sich auf mancherlei Weise im Auslande ihren Unterhalt zu erwerben, und dann wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Landessprache ist französisch, und die Religion die römisch-catholische. Nachdem Savoyen 1792 von den Franzosen erobert worden, wurde es der Republik unter dem Namen des Departements Montblanc einverleibt. Der Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 setzte den König von Sardinien wieder in den vollen Besitz des Landes. Ein Theil desselben, welcher 12,000 Einwohner enthält, mußte aber an Genf abgetreten werden. Chambery heißt die Hauptstadt. (s. Chambery.)

Scala, s. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäsar). Die Geschichte dieses berühmten Gelehrten ist durch seine eigne Eitelkeit in Dunkel gehüllt, da er hinsichtlich seiner Herkunft Behauptungen aufstellte, die jetzt allgemein als Betrug anerkannt sind. Zufolge seiner Erdichtung, so wie sie in dem von seinem Sohne Joseph herausgegebenen Briefe über den Glanz und das Alterthum des scaligerischen Geschlechts (Epistola de splendore ac vetustate gentis Scaligeri) enthalten ist, war Julius Cäsar Scaliger ein Abkömmling des berühmten Hauses der Scaliger, Fürsten von Verona, und 1484 auf dem Schlosse Riva am Guarda-See geboren, wurde nachher Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre im Kriege und Frieden diente, erhielt sodann einen Jahrgehalt vom Herzoge von Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem französischen Vicekönig eine Schwadron Cavallerie, legte sich auf das Studium der Naturlehre, und begleitete 1525 den Bischof von Agen (in Frankreich), welcher aus dem Hause Rovere war, nach seiner Diöcese, wo er sich wohnhaft niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer seines Sohnes Joseph war, Glauben; aber sie wurde auch zu seiner Zeit von Scioppius, Niphus und Andern lächerlich gemacht, und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschi's Angabe ist die richtigste Nachricht die, daß Scaliger der Sohn Benedetto Bordone's, eines gebornen Paduaners, war, der zu Venedig die Kunst eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen seiner Werkstätte oder dem Distrikt, worin sie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; daß er bis zu seinem 42sten Jahr seine Zeit in Dunkelheit zu Venedig oder Padua verlebte, sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde beschäftigte, und unter dem Namen Giulio Bordone einige Schriften herausgab; und daß entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, ihn nach Agen zog, wo er seine übrigen Tage vollbrachte. 1528 scheint er noch nicht Willens gewesen zu seyn, sich für einen Abkömmling jenes fürstlichen Geschlechts auszugeben, da er von Franz I. sich ein Naturalisationspatent unter dem Namen: Julius Cäsar della Scala de Bordone, Doctor der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indessen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erschienen seyn, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur Gattin erhielt. Von dieser Zeit an begann er öffentlich seine fürstliche Herkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein authentisches Actenstück, oder das Anerkenntniß eines Fürsten aus dem veronesischen Hause unterstützt zu werden. Rühmlicher machte er seinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten seiner Zeit erwarben,

bekannt, obgleich die prahlerische Anmaßung, welche in seinen Werken herrschte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgesetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer, und nach den Erzählungen seines Sohnes scheint sein Haus einer großen Menge von Besuchenden jedes Ranges offen gewesen zu seyn, und er einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft behauptet zu haben. Durch die Freimüthigkeit seiner Schriften machte er seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er starb jedoch als guter Catholik 1558 im 75sten Lebensjahre. Julius Cäsar Scaliger war gewiß ein Mann von außerordentlichen, sowohl natürlichen als erworbenen Fähigkeiten; und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird (wahrscheinlich, weil er seine jüngern Jahre an Höfen und in Feldlagern zubrachte), so haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wissenschaftlicher Rücksicht erstiegen. Er hatte ein starkes Gedächtniß und einen lebhaften Verstand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rücksichtlich seiner sittlichen Eigenschaften wird seine große Wahrheitsliebe besonders von seinem Sohne gepriesen, doch mußte bei Ausübung der letztern seine Eitelkeit nicht ins Spiel kommen. Von seinen physischen und naturhistorischen Werken bemerken wir: Exercitationum exotericarum Libr. XV. de Subtilitate ad Cardanum Par. 1557, 4. Hannov. 1634, 8. — Commentarien zum Hippocrates de Insomniis; deßgleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere von dem letztern Schriftsteller mit einer lateinischen Uebersetzung. Als Philolog gab er zwei Orationen gegen den Ciceronianus des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, so wie auch ein vorzügliches Werk über die lateinische Sprache, betitelt: De causis linguae latinae Libr. XVIII. Lugd. 1540. 4. Genev. 1580. 8., welches als das erste, nicht nach einer pedantischen, sondern philosophischen Methode abgefaßte Werk über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze und übertriebene Subtilität enthält. Sein Buch: De arte poetica Libr. VIII. 1561, in fol. Lugd. Batav. 1691. 8. erwarb ihm großen Ruhm, und war ohne Zweifel das gelehrteste Werk der Art, welches bis dahin erschienen war; obgleich unser Schriftsteller mehr grammatikalische Kenntniß, als wahre dichterische Kritik darin zeigte. Seine eigenen Gedichte sind nichts weniger als vortrefflich und seine Briefe oft dunkel und schwülstig. Im Ganzen genommen stimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobsprüche ein, welche Lipsius, Casaubon, Vossius und andere ihm ertheilt haben. N. P.

Scaliger (Joseph Justus), der Sohn des Vorigen, als Chronolog und Philolog berühmt, ward 1540 zu Agen geboren. Im eilften Jahre seines Alters wurde er nach Bordeaux gesandt, wo er mehrere Jahre lang die lateinische Sprache studirte. Die Pest nöthigte ihn zur Rückkehr zu seinem Vater, der ihn jeden Tag eine lateinische Rede über irgend einen von ihm gewählten Gegenstand halten ließ, wodurch er bald mit dieser Sprache aufs gründlichste bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters ging er, 19 Jahre alt, nach Paris, wo er sich auf das Griechische legte. Hierin war er hauptsächlich sein eigener Lehrmeister. Er verschloß sich in seinem Zimmer, und las den Homer und die übrigen griechischen Dichter mit solchem Eifer, daß er in vier Monaten sie sämmtlich durchgelesen hatte. Als er in der griechischen Sprache sich vervollkommnet hatte, studirte er für sich selbst auch die hebräische, und übte sich zugleich in poetischen Aufsätzen in den beiden gelehrten Sprachen. Er sammelte auch einen großen Schatz von Bemerkungen über die griechischen und römischen Schriftsteller, welche nachher die Grund-

lage seiner philologischen Arbeiten wurden. Es scheint, daß er lange ein unstetes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten besitzen, geführt habe. Durch seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche ward ohne Zweifel seine Anstellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Professor der schönen Wissenschaften nach Leiden, wohin er 1593 abging, und dort seine übrige Lebenszeit blieb. Er besaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in seinen Büchern vertieft, auf die menschlichen Angelegenheiten nicht achtet, so daß er beinahe in Dürftigkeit lebte; und doch schlug er mehrere Male Geldgeschenke von vornehmen Personen, die seine Talente und seine Gelehrsamkeit achteten, aus. In Rücksicht des Stolzes und der Anmaßung stand er seinem Vater wenig nach, und durch seinen Brief an Dousa über den Glanz der scaligerschen Familie (m. s. den vorigen Artikel) bemühte er sich, das Mährchen seiner fürstlichen Herkunft, welches er vielleicht selbst glaubte, zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen seine Widersacher stärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten, von denen er sich durch seine ausgebreitete Wort- und Sprachkenntniß einen unerschöpflichen Schatz erworben hatte. Er wurde indessen zu den literarischen Heroen jenes Zeitalters gerechnet, und zu Leiden, wo er 1609 an der Wassersucht starb, mit außerordentlicher Achtung behandelt. Er war nie verheirathet. Joseph Scaliger war übrigens ein Mann von überaus großer Gelehrsamkeit, und den Wissenschaften so eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu essen in seinem Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte sich, dreizehn Sprachen zu verstehen, aber ohne Zweifel war seine Kenntniß von mehreren derselben nur unvollkommen. In seinen Urtheilen über Schriftsteller war er noch absprechender, als sein Vater, und schonte selbst die Heiligen und Kirchenväter nicht, weßhalb er von den Catholiken sehr getadelt wurde. Von seinen zahlreichen Werken ist sein Buch: De emendatione temporum zuerst Paris 1583 in Fol., in der besten Ausgabe zu Genf 1609, eines der wichtigsten. In diesem sehr gelehrten Werke stellte er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie dar, und verdient hierdurch, so wie durch seine Auffindung der julianischen Periode, den Namen des Urhebers jener Wissenschaft. Manche Irrthümer, die von Petau und andern aufgedeckt wurden, verbesserte er in einem folgenden Werke: Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus. Amst. 1658 2. Vol. fol. Von seinen übrigen Werken führen wir hier seine Annotationen zu Seneca's Tragödien, zum Varro, Ausonius, Festus, bloß beiläufig an, und bemerken, daß er als Commentator sich in zu viele Subtilitäten einließ, oft einen verborgenen Sinn auf eine erzwungene Weise entdecken wollte, und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Seine Poemata haben keinen dichterischen Werth. Gehaltvoller hingegen sind seine Epistolae, Lugd. Bat. 1627, 8. Im Ganzen hatte Joseph Scaliger weniger Genie, als sein Vater, aber er besaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in seinen Ausarbeitungen, und hat der Literatur größern Nutzen geschafft. P. N.

Scalpiren (von dem englischen Scalp, die Haut von der Hirnschale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika an ihren todten oder schwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit ihren Messern in einigen Schnitten herunter. Ihre Fertigkeit ist so groß, daß sie zu der ganzen Operation

kaum eine Minute brauchen. Die abgezogenen Häute heben sie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

Scanderbeg oder Iskander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkischer Held, der Albanien unter dem Namen Georg Castriota beherrschte. Er war 1404 geboren und kam noch sehr jung nebst drei Brüdern als Geisel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieser, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über seine Truppen an. Scanderbeg dachte aber schon seit seines Vaters Tode darauf, das muselmännische Joch abzuschütteln und sein väterliches Erbtheil in Besitz zu nehmen. Diesen Entwurf führte er, als er gegen die Ungern geschickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungerischen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30,000 Mann, schlagen, ging darauf nach Croja, der Hauptstadt Albaniens, bemächtigte sich derselben, und wurde, da er sich seinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum Könige ausgerufen. Vergebens zog Amurath wider ihn zu Felde, und ebenfalls vergebens setzte dessen Nachfolger, Muhamed II., eilf Jahre lang den Krieg fort; seine Truppen wurden immer geschlagen, und er wurde endlich genöthigt, mit Scanderbeg 1461 Frieden zu schließen. Auch für die Christen war Scanderbeg eine mächtige Stütze. Auf die Bitte des Papstes Pius II. kam er zur Hülfe Peters von Aragonien herbei, der in Bari belagert war, und half ihm einen großen Sieg über den Grafen von Anjou erkämpfen. Er starb 1467 im 63sten Jahre seines Alters, mit dem Rufe eines der größten und glücklichsten Krieger. In 22 Schlachten, denen er beiwohnte, erhielt er nicht einmal eine leichte Wunde. Er besaß außerordentliche Stärke, und soll selbst an 2000 Türken getödtet haben. Sein Leben war übrigens musterhaft, und er war nur dann grausam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach seinem Tode wurden die Albanier bald zu schwach zum Widerstande, und kamen wieder unter das türkische Joch.

Scandinavien (Scandinavia) bedeutet die drei nordischen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen. (Man sehe diese Artikel). Die Einwohner des scandinavischen Nordens waren den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt. Tacitus erwähnt der Sueonen (Schweden) als eines seefahrenden Volks; Plinius gedenkt einer Halbinsel Nerigon (Norwegen, schwedisch Norrige, dänisch Norge). Thule, dessen die Alten so oft erwähnen, deuten manche auf Island. Nur der Name Danus findet sich erst im Gregorius von Tours im 6ten Jahrhundert nach Chr. Geb. Schweden, Norwegen, Dänemark und Jütland bewohnte in den ältesten Zeiten ein germanischer Stamm, an welchen sich in einzelnen Reichen Horden von finnischer Abkunft anschlossen. Schon hundert Jahre vor Christi Geb. erscheinen in der römischen Geschichte die Einwohner von Jütland und Schleswig unter dem Namen der Cimbern. Ungefähr 250 Jahre nach Chr. Geb. beginnen die Fabeln vom Odin, Othin oder Wodan. So blieb bis in die Mitte des 9ten Jahrhunderts der scandinavische Norden in ein Dunkel verhüllt, welches erst durch die kühnen Einfälle der Scandinavier in die süd- und westlichen Reiche Europa's und durch das Christenthum, welches gegen das Jahr 1000 in Scandinavien sich ausbreitete, erhellt ward. Zu dieser Zeit waren die Bewohner Scandinaviens gleich den Tataren in Horden abgetheilt. Das 9te und 10te Jahrhundert waren für diese Völker die goldnen Jahrhunderte der Seeräuberei. Bei den westlichen Geschichtschreibern hießen sie Dänen und Normänner, in den

englischen Jahrbüchern jener Zeiten Easterlings, in den russischen wurden sie Varägi (Wäringer) und in den spanisch-arabischen Mantschu genannt. Aus Schweden, Norwegen, den dänischen Inseln, aus Jütland und Schleswig zogen diese Seeabenteurer an nahe und ferne Küsten innerhalb und außerhalb der Ostsee, nach Nowgorod, Kiew und Plozk, nach England, Irland, Holland, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, wo sie bald bloß plünderten und zerstörten, bald auch neue Reiche stifteten.

Scandiren heißt, einen Vers beim Lesen in seine Füße auflösen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende stärkere oder schwächere Betonung und Zeitdauer gibt und zugleich jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne besondere Rücksicht auf den Inhalt des Verses.

Scapulier (Scapularium) ist ein Theil eines Mönchskleides, welches aus zwei Stücken Tuch besteht, von denen das eine die Brust, das andere aber den Rücken bedeckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen auf die Erde.

Scaramutz (ital. Scaramuccia) war einer von den grotesken Charakteren der italienischen Bühne, welcher ungefähr ums Jahr 1680 an die Stelle des alten spanischen Capitains trat, ganz schwarz in spanischer Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging, und den Aufschneider abgab, der aber am Ende vom Harlekin durchgeprügelt wird. In Frankreich wurde er auch noch zu manchen andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (Alessandro), Ritter, Capellmeister am neapolitanischen Hofe, war im J. 1650 zu Neapel geboren. Die Geschichte dieses ausgezeichneten Mannes ist wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Ruhm der Kunst und das Oberhaupt der Componisten, und Hasse sagte von ihm, daß in Hinsicht auf Harmonie er der größte Meister Italiens sey; Jomelli sah seine Kirchenmusik als die beste in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Carissimi erzogen wurde. Im J. 1680 wurde er bayrischer Hofcomponist; hier ließ er italienische Opern mit großem Erfolg aufführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, verlebte er den Rest seiner Tage ruhig zu Neapel und beschäftigte sich mit der Bildung junger Musiker. Der berühmte Hasse verdankte ihm seine umfassenden Kenntnisse in der Musik. Im J. 1725 fand Quanz ihn zu Neapel; er componirte ungeachtet seines hohen Alters noch für die Kirche, und spielte trefflich die Harfe. Scarlatti hat eine große Menge von Motetten, Messen und Oratorien componirt. Man schätzt die Zahl seiner Messen auf zweihundert. Ein Privatmann zu Neapel versicherte Quanz, daß er vierhundert Stück von Scarlatti's Composition besitze. Die Oper La Principessa fedele wird allgemein als sein Meisterwerk angeführt. Scarlatti war der erste, der obligate Recitative anbrachte. Auch erschien das Da capo zuerst in seiner 1693 aufgeführten Theodora. Seine Cantaten hat Durante als Duetten arrangirt. Sacchini lehrte danach im Conservatorio des Ospedaletto zu Venedig und am Ende jeder Lection küßte er ehrfurchtsvoll das Buch, das sie enthielt.

Scarpa (Antonius), einer der berühmtesten Anatomen des 18ten Jahrhunderts, lehrte die Zergliederungs- und Wundarzneikunst auf der Universität zu Pavia. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die bekanntesten: 1. Anatomicae observationes de Structura fenestrae ro-

tundae auris; Mod. 1772. 2. De nervorum gangliis et plexubus. 3. De auditu et olfactu, Pav. 1789 in fol.

Scarron (Paul), ein sehr bekannter burlesker Dichter der Franzosen, war der Sohn eines Parlamentsraths, und wurde 1610 oder 1611 zu Paris geboren. Sein Vater zwang ihn zum geistlichen Stande, er gehorchte, lebte aber sehr weltlich gesinnt. Als er 24 Jahre alt war, machte er eine Reise nach Italien, wo er sich allen Vergnügungen ergab. Bei seiner Rückkehr nach Paris setzte er seine Lebensart fort. 1638 besuchte er das Carneval zu Mans, wo er Canonicus war, und als er sich eines Tages in einen Wilden verkleidet hatte, wurde er von allen Straßenbuben verfolgt, mußte in einen Morast fliehen, wobei er sich heftig erkältete, und von einer dadurch erfolgenden Nervenkrankheit fast an allen Gliedern gelähmt wurde. Trotz dieser Leiden behielt er seinen fröhlichen Sinn bei; er ließ sich wohnhaft zu Paris nieder, und machte durch seine Lustigkeit und die Annehmlichkeit seiner Gesellschaft die geistvollsten Personen des Hofes und der Stadt sich zu Freunden. Als sein Vater gestorben war, hatte er einen Prozeß mit seiner Stiefmutter, den er, obgleich es sein ganzes Vermögen betraf, auf eine burleske Weise betrieb und verlor. Frau von Hautefort, seine Freundin, durch sein Unglück gerührt, stellte ihn der Königin vor, und der Dichter bat diese: „sich ihren Kranken von Amtswegen nennen zu dürfen." Die Fürstin lächelte, und Scarron, der dies als Einwilligung annahm, unterschrieb und nannte sich von jetzt an: Scarron, von Gottes Gnaden, unwürd'ger Kranker der Königin. Um sich dieses Amt einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Pension von 500 Rthlrn. gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde, als Scarrons Mazarinade und sein Typhon erschienen, worin er den Cardinal beleidigt hatte. Jetzt wandte unser Dichter sich an den Prinzen von Condé, dessen Siege er besang, und an den Coadjutor von Paris. Seine Verheirathung mit Franzisca d'Aubigné (nachmaliger Marquise von Maintenon) vermehrte seine Lebensfreuden vielleicht, verbesserte aber nicht seine Glücksumstände. Als der Notarius ihn fragte, was er seiner Gattin für ein Witthum aussetzen wolle, antwortete er: der Name der Gemahlinnen von Königen stirbt mit ihnen; aber die Gattin Scarrons wird ewig leben. Uebrigens hatte diese Heirath doch einen vortheilhaften Einfluß auf Scarrons Sitten und Unterhaltungen, welche durch die Sittsamkeit seiner Frau manches von ihrer vorigen Indecenz verloren. Scarron lebte aber so unwirthschaftlich, daß er bald in sehr dürftige Umstände gerieth. Er verlangte jetzt mit Trotz und Unverschämtheit seine Pensionen, wodurch er seine Lage noch verschlimmerte. Seine Schauspiele, die er schrieb, wurden nunmehr ein Erwerbszweig für ihn, obgleich er sich wenig um die Regeln dramatischer Dichtkunst bekümmerte. Aristoteles, Horaz, Plautus und Terenz würden ihm bange gemacht haben, und daß ein Aristophanes jemals gelebt habe, wußte er vielleicht gar nicht. Es war damals an der Tagesordnung bei den Franzosen, die spanischen Dichter zu plündern, und Scarron, welcher ihre Sprache verstand, erndtete daher nach Herzenslust auf Feldern, die er nicht besäet hatte. Sein Lustspiel Jodelet maître wurde übrigens mit dem meisten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Christine von Schweden würdigte unsern Dichter ihres Beifalls, und erlaubte ihm, sich ihren Roland zu nennen. Dieser Ehre genoß er aber nicht lange. Er wurde von einem heftigen Halskrampf befallen, so daß man jeden Augenblick seinen Tod befürchtete. „Wenn ich wieder genesen bin, sagte Scarron, dann werde ich eine schöne Satyre gegen das Schlucken ma-

chen." Seine Hausgenossen und Verwandten vergossen Thränen an seinem Sterbebette. „Kinderchen," rief er ihnen zu, „ich werde Euch nie so viel zu weinen machen, wie ich Euch zu lachen gemacht habe!" und starb den 14ten October 1660. Seine travestirte Aeneide in 8 Büchern und sein komischer Roman, von welchen die erstere durch Moreau de Brasey fortgesetzt, der letztere aber verdeutscht ist (Scarrons komischer Roman, 3 Bände, Reval 1782, 8.), sind unter uns am bekanntesten geworden. Der letztere zeichnet sich durch originelle Charaktere, komische Laune, Raschheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat Scarron noch vermischte Gedichte, Lieder, Oden, Episteln, Stanzen u. s. w. geschrieben. Seine Werke sind von Bruzen la Martinière gesammelt 1737 zu Paris in 10 Duodezbänden herausgegeben. N. P.

Scene, s. Schauspiel.

Schachspiel. Unter allen den unzähligen Spielen des höhern Alters gibt es keines, das so alt, so verbreitet, so geachtet, so schwierig, so geistreich zugleich wäre. Im letztern Betrachte kann man es kaum zu den Spielen rechnen. Dem Zufall ist hierbei nichts überlassen, ihm, der bei allen Spielen den Hauptcharakter macht. Nur Ueberblick, Klugheit, Vorsicht, entscheiden in ihm den Sieg, und so ist es mindestens das edelste, des denkenden Mannes würdigste Spiel, während es dem Jüngling Gelegenheit gibt, die Hitze der Leidenschaft zu mäßigen, Geduld, Umsicht, Urtheilskraft, Fassung zu üben. Es ist, sagten wir, das älteste Spiel, wenigstens behaupten die Chinesen es schon 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt zu haben; es ist, wollen wir selbst dies bezweifeln, doch mindestens schon im 6ten Jahrhundert aus Indien nach Persien gekommen, und hat sich von da durch die Araber und die Kreuzzüge*) über die ganze alte Welt verbreitet, so daß jetzt kein Land in allen fünf Welttheilen mit einiger Cultur, einheimischer oder europäischer dahin verpflanzten, ist, wohin es nicht, mit einigen bald wesentlichen bald unwesentlichen Abänderungen, gekommen wäre. Allgemein verbreitet in den höhern, mittlern und niedern Ständen ist es vorzüglich im ganzen Morgenlande, in Asien, wo es in China, oder, wie eine andre Sage geht, in Indien erfunden ist. Die ganze Zusammensetzung und Benennung der Hauptsteine beweis't dies. Die heilige indostanische (Sanskrit) Sprache nennt es Schthrantsch, ein Wort, das die Haupttheile eines (dortigen alten) Heeres, Elephanten, Fußvolk, Wagen**), Pferd, anzeigt. Es verdrängte jedoch diese Benennung der persische Name Shah, Schach (König), der dem Spiel in allen Sprachen geblieben ist. (Echecs, Chess, Scacco, Xaque, Escaque, Szache, Eskakes nennen es die Franzosen, Engländer, Italiener, Portugiesen 2c.) Es wird das Schachspiel gewöhnlich von zwei Personen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Quadrate gespielt, so daß jeder auf den ihm zunächst stehenden 16 Feldern in der vordern ersten Reihe derselben acht sogenannte Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten zwei Läufer, zwei Springer, zwei Thürme befehligt. Die Namen aller dieser Steine mit Ausnahme des Königs, sind und

*) Der Roman der Tafelrunde kennt es schon, und 1477 erschien die erste Uebersetzung eines im 13ten Jahrhundert erschienenen lateinischen Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

**) Nämlich Streit- oder Sichelwagen.

waren nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Völker sehr verschieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Vizier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzosen 2c. als Ritter, Reiter, die Läufer werden in England zum Bischof, in Frankreich zum Narren (Fou) gemacht; ursprünglich waren sie Elephanten, mit Reisigen versehen; die Thürme sind ursprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemein gewöhnliche Namen Rochen, aus dem Indischen Roch oder roth bedeutet. Die Bauern hießen bei unsern Vorfahren Wenden; ein charakteristischer Zug, die Herabwürdigung dieses Slavenstamms, von den Deutschen unterjocht, zu beweisen. Die als Spieler und Schriftsteller berühmtesten Schachspieler waren der Herzog von Braunschweig, August, im 17ten Jahrhundert; (unter dem Namen Gustav Sebenus, gab er eine Anleitung 1617 in 4. heraus, die jetzt äußerst selten ist), Philidor, in London vorzüglich 1780—1790 berühmt geworden; Giacchino Greco bereits in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Denen, die es erlernen wollen, ist Kochs Codex der Schachspielkunst als das umfassendste und deutlichste Werk zu empfehlen. Es erschien in der 2ten Auflage 1813—1815 in Magdeburg bei Hinrichshofen. — Unter den niedern Ständen ist dies Spiel in Deutschland nicht sehr gewöhnlich, doch ist es merkwürdig, daß sich das Dorf Ströpke, Ströbek, in der Nähe von Halberstadt durch eine bedeutende Fertigkeit seit wenigstens 300 Jahren darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon bestimmt angeben könne. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute der eignen Liebhaberei wegen damit bekannt, und dann späterhin deßhalb und unter dieser Bedingung von manchen Abgaben freigemacht hat. — Ungewöhnlicher ist das Schachspiel unter dreien und unter vier Personen. Eben so selten, und zugleich ungemein schwierig sind das daraus entstandene Curierspiel auf einer Tafel von 96 Feldern, und das noch viel zusammengesetztere Kriegsspiel, vorzüglich von Venturini ausgearbeitet. Vor ungefähr 30 Jahren hatte Kempelen (s. d.) eine Maschine in Gestalt eines Türken verfertigt, die sich durch ihr richtiges und sicheres Spiel die Bewunderung und den Beifall der ersten Kenner des Spiels wie der Mechanik erwarb, ohne daß von irgend jemand das Geheimniß entdeckt wurde. Den letzten Nachrichten zufolge befand sie sich noch 1809 zu Wien, von wo sie nach Schönbrunn zu Napoleon geholt wurde, der an sie, wie fast alle, verlor. *r.

Schacht ist im Bergbau eine Oeffnung, welche von der Oberfläche des Erdbodens, oder oben herunter durch das Gebirge oder Gestein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze oder Berge (Gestein ohne metallischen Gehalt) gefördert werden, so heißt er ein Förder- oder ein Ziehschacht. Wird in einem Schacht eine Wasserhebungsmaschine gebaut, so nennt man ihn Kunstschacht. Durch einen Fahrschacht fährt man ein und aus, oder steigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einsturz zu sichern, werden sie ausgemauert, oder auch mit Holz ausgezimmert.

Schad (Johann Baptist), Doctor der Philosophie, ehemaliger Benedictiner zu Banz, wurde 1758 zu Mürsbach im Itzgrunde zwischen Bamberg und Coburg geboren. Seine Aeltern trieben Ackerbau, Bäckerei und Schenkwirthschaft, waren sehr ehrliche, tugendhafte Leute; aber im höchsten Grade bigott catholisch. Ueberdies waren sie arm, hat-

ten elf Kinder, und konnten daher an die Erziehung derselben wenig wenden. Dennoch wünschte der Vater, daß dieser Sohn ein Geistlicher werden sollte. Schon frühe las Schad die abergläubischsten Bücher und Legenden, die er nur bekommen konnte, und an denen die catholische ascetische Literatur so reich ist. Von seinem Vater wurde ihm von Kindheit auf unerschütterlicher Glaube an die Lehren der catholischen Kirche und Ketzerhaß als Mittel zur Seligkeit anempfohlen; aber eben so eifrig wurde er ermahnt, nie Jemanden Unrecht zu thun, und auch selbst den vermeintlichen Ketzern Gutes zu erzeigen, wo er nur könnte, weil sie ewig verdammt würden, und also bloß in dieser Welt glücklich seyn könnten. Ein zu Mürsbach wohnender catholischer Pfarrer, ein überaus wohlthätiger und rechtlicher, aber gleichfalls sehr bigotter Mann, wirkte durch Lehre und Beispiel auf den jungen Schad, impfte aber zugleich durch den Religionsunterricht, welchen er ihm ertheilte, den Aberglauben und Ketzerhaß noch tiefer bei ihm ein, so daß dem Knaben die Namen Ketzer, Lutheraner und Teufel Eins wurden. Als er neun Jahr alt war, brachte sein Vater ihn nach der berühmten Benedictinerabtei Banz im Bambergischen, wo er als Discantist aufgenommen wurde. Hier bekam er von dem Chordirector einigen Unterricht im Lateinischen, und weil die Lehrmethode des Chordirectors so unzweckmäßig war, daß Schad nichts begreifen konnte, barbarische Schläge. Uebrigens wurden ihm die Klosterherrlichkeiten als das Paradies auf Erden, und als der gewisse Weg zum Himmel geschildert. Obgleich Schad hier täglich die verführerischsten Beispiele in Rücksicht der Völlerei und Unmäßigkeit, besonders an einem Pater Placidus Sprenger, der als einer der ersten Aufklärer und Gottesgelehrten des catholischen Deutschlands von den protestantischen Theologen verehrt wird, vor sich sah, so ließ er sich doch zur Nachfolge nicht hinreißen. Das Gepränge religiöser Ceremonien aber, welches er täglich, besonders an hohen Festtagen sah, gaben der Phantasie des von Schwärmereien befangenen Jünglings immer mehr Nahrung. Vorzüglich vermehrte die schöne Kirchenmusik und der Chorgesang, verbunden mit der Lesung abenteuerlicher Legenden der Geistlichen, Schads Neigung für den Mönchsstand. So weit Schad in allen übrigen wissenschaftlichen Kenntnissen während dieses frühern Aufenthalts zu Banz zurückblieb, so große Fortschritte machte er doch in der Musik, ja er fing selbst an, Stücke zu componiren, in denen Kenner keine Fehler fanden. In seinem 14ten Jahre kam er nach Bamberg, um daselbst die Humaniora zu studiren. Das Gymnasium und die Universität waren erst mit Jesuiten, und nach Aufhebung derselben, mit ihren Schülern besetzt, so daß Schad einer durchaus jesuitischen Bildung genoß. Hier erwachte der Ehrtrieb in ihm, und durch seine musikalischen Talente, und seine raschen Fortschritte in wissenschaftlicher Rücksicht gewannen ihm viele und angesehene Freunde, die ihn mit Geld großmüthig unterstützten, so daß er selbst seiner armen Mutter und seinen Geschwistern etwas abgeben konnte. Das Ziel seines Strebens blieb indessen auch hier Mönchsheiligkeit und Gelehrsamkeit. Er lebte daher in Bamberg äußerst eingezogen, und seine Zeit war zwischen der Lectüre der Classiker und der Musik getheilt. Wir müssen uns wundern über den so hohen Grad seiner Befangenheit, daß die Lesung der classischen Schriftsteller ihm nicht früher schon eine freiere Ansicht geben konnte! Nach einem 5jährigen Aufenthalte zu Bamberg bestimmte er sich anfangs zum Stande der Weltgeistlichen. Als aber ein natürlicher Trieb — er war jetzt 19 Jahr alt — in ihm erwachte, dessen Erwachen er für den schrecklichsten Vorfall seines Lebens hielt, er-

wählte er das Mönchsleben. Um jenen Trieb zu ersticken, verfuhr er gegen sich selbst mit den grausamsten Martern und Peinigungen, die Möncherei und Pfaffenthum ersonnen haben, ja er wandte selbst glühende Kohlen an, so daß er beinahe seine Gesundheit zerstörte. Einem Mönch zu Bamberg beichtete er seinen Seelenzustand, und dieser rieth ihm des Klosterleben noch mehr an, als ein Bollwerk gegen alle fleischlichen Lüste. 1778 trat er in das obige Benedictinerkloster Banz als Novize ein. Dieses Kloster, dessen einzelne Mitglieder, z. B. Placidus Sprenger, sich bei dem protestantischen Deutschland den Anschein von Aufklärung zu geben suchten, wurde in seinem Innern von dem verruchtesten finstersten Mönchsgeiste beherrscht. Schads Novizenmeister war der wildeste, stupideste Eiferer, der nichts als blinden Glauben und Gehorsam gegen die Ordensregel predigte. Die entehrendsten Büßungen und eine fast göttliche Verehrung der Obern — „in denen Christus angebetet werde" — wurden dem unglücklichen Jünglinge auferlegt, Bücher, welche die abenteuerlichsten Ausgeburten des Mönchsgeistes waren, wurden ihm zur Lesung gegeben, und so gerieth er in eine Geistes- und Gewissensverwirrung, die bei seinem sonst hellsehenden Blick fast unglaublich erscheint. Schon als Novize stürmte er vom Mönchsgeiste entflammt so heftig mit selbst verursachten Qualen und Bußübungen auf sich ein, daß er von einer beinahe tödtlichen Nervenkrankheit überfallen wurde. 1779 legte er förmlich die Klostergelübde ab, obgleich ihm von der Schwester des Fürstbischofs zu Bamberg dieser Schritt ernstlich widerrathen, und ihr Schloß ihm zum Zufluchtsorte angeboten wurde, wobei ihm diese vornehme Frau noch auf eine sehr gütige Weise versprach, für sein Glück zu sorgen. Jetzt ward von den Mönchen Schads Ketzerhaß noch immer mehr entflammt, so daß er wünschte, alle Ungläubige möchten nur Einen Kopf haben, und er das selige von Gott auserlesene Werkzeug seyn, ihnen diesen Kopf abzuhauen. So war Schad noch sieben Jahre seines Mönchslebens hindurch von dem schrecklichsten Aberglauben befangen, und verbrachte außer seinen Studien die Zeit mit Peinigungen, die er sich selbst oder seine Ordensbrüder ihm auferlegt hatten. Seine Gesundheit war durchaus zerrüttet, aber auch seine Geistesruhe war verloren. Von einer Nervenkrankheit ergriffen, glaubte er dem Tode sich nahe. Jetzt erst faßte er Muth, die Richtigkeit seines bisherigen Glaubens zu prüfen. So schritt er von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr weiter, und Jesus ward „in seinen Augen erst dann ganz göttlich, nachdem er durchaus menschlich geworden war." Obgleich schon 1788 zu einem hohen Grade der Aufklärung gelangt, entschloß sich Schad, seinen Klosterbrüdern zum Nutzen, und um auch diese auf eine höhere Stufe der Ausbildung zu heben, noch ferner zu Banz zu bleiben. Als er 1789 in einer Volksschrift dreist dem Volke eine antimönchische Moral predigte, und das Volk auf die schändlichen Kunstgriffe und Betrügereien des Mönchsthums aufmerksam machte, da erwachte der Grimm seiner Mitbrüder wider ihn. Er mußte schwere, selbst für seinen Gesundheitszustand nachtheilige Bußübungen verrichten, und wurde sogar eingekerkert. Der Aufklärer Placidus Sprenger legte bei diesem letzten Geschäfte selbst Hand ans Werk. Jetzt wurde er zwar von dem Herzoge von Würtemberg zum Hofprediger berufen, mußte aber diesen Ruf nach mehreren ihm sehr ehrenvollen Verhandlungen auf Zureden des Fürstbischofs zu Bamberg ablehnen. Späterhin erhielt er einen Ruf nach Straßburg von dem constitutionellen Bischof Brendel zu einer Pfarre von 800 Franken, wobei er zugleich an Eulogius Schneider ver-

wiesen wurde. Diesen Ruf lehnte Schad mit echtdeutschem Unwillen ab, aber die Mönche bedienten sich desselben, um ihn bei mehreren Höfen und im Publicum zu verlästern, so daß er sogar in den Henkeschen Religionsannalen als französischer Freiheitsschwindler verdächtig gemacht wurde. 1796 machte Schad, von dem damaligen Erbprinzen, jetzigem Herzoge von Sachsen-Coburg, auf die edelste Weise unterstützt, eine Reise durch Sachsen, wozu er die Erlaubniß des Klosters erhielt. 1797 erwachte in ihm der Gedanke, sich von dem Klosterleben zu befreien. Er hatte sich mit dem Abt Otto zu Banz entzweiet, und dieß befestigte seinen Entschluß noch mehr, und die Beschränkung seiner literarischen Thätigkeit brachte ihn aufs Aeußerste. Schad ward, obgleich seine Gesundheit zerrüttet war, mit der größten Härte behandelt, und als ihm (12ten November 1798) von einem seiner geheimen Freunde (denn den Mönchen war fast aller Umgang mit ihm verboten) gesagt wurde, daß der Abt ihn noch heute würde ergreifen lassen, entfloh er in der Nacht (obgleich er schon wirklich festgenommen war), mit Zurücklassung seines Eigenthums, besonders seiner bedeutenden Bibliothek, von der er nur weniges retten konnte. Sein erster Zufluchtsort war Ebersdorf, wo der damalige Graf, jetzige Fürst von Reuß, ihn menschenfreundlich aufnahm und unterstützte. Weil aber die Mönche zu Banz auch hier ihm nachstellten, begab er sich nach Gotha, und von dort nach Jena, wo er promovirte, und die Freiheit erhielt, über Philosophie zu lesen. Hier erwarb er sich übrigens die Liebe seiner Zuhörer und die Achtung des Publicums. Er verheirathete sich, und wurde glücklicher Gatte und Vater. Die Mönche in Banz setzten indessen ihre Verfolgungen fort, und suchten Schad auch bei dem weimarschen Hofe anzuschwärzen, der aber zu hellsehend war, um von Lästerungen dieser Art Kenntniß zu nehmen. Die Redaction der jenaischen Literaturzeitung aber, deren Mitarbeiter Schad war, schloß ihn auf der Mönche zu Banz und des geistlichen Raths Oberthür Angebungen aus, ohne daß jedoch Schad in Rücksicht seines häuslichen Wohlstandes dadurch gelitten hätte. 1804 wurde er als russischer Hofrath und Professor der Philosophie auf die Universität Charkow berufen, welchem Rufe er auch folgte. Seine Lebens- und Klostergeschichte (Erfurt 1803, 2 Bände) aus welcher obige biographische Notitzen genommen sind, charakterisirt ihn als einen Mann von Geist und einer sehr rechtlichen Gemüthsart, und ist eine der besten Selbstbiographien, die wir besitzen, ob wohl nicht zu läugnen ist, daß er in seinen Schilderungen von den Verderbnissen des Klosterlebens die Farben oft zu stark aufgetragen hat. Außerdem hat Schad mehrere philosophische Werke geschrieben, von denen wir hier nur anführen: Darstellung des Fichteschen Systems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie, 3 Bände, gr. 8. Erfurt 1800 — 1802. Absolute Harmonie des Fichteschen Systems mit der Religion, gr. 8. Ebend. 1802; System der Natur- und Transcendentalphilosophie, Landshut 1804; Geist der Philosophie unsrer Zeit, Jena 1800; Grundriß der Wissenschaftslehre, 8. Jena 1800.

Schädellehre ist die von Dr. Gall (s. d. Art.) systematisch aufgestellte Lehre von der Structur und den Verrichtungen des Nervensystems, und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im Schädel eingeschlossen ist, und das Gehirn zusammensetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur in so fern zu, als das Gehirn vom Schädel eingehüllt wird, und dieser sich nach ihm formt. Noch weniger darf sie für eine Physiognomik angesehen werden, obgleich sie als Physiologie des Gehirns sich sehr fruchtbar auf Physiognomik, so wie auf Pädago-

gik und Arzneikunde anwenden läßt. Die Entstehung der Lehre ist b der Biographie des Autors schon berührt. Kurz vor seinem Tode h derselbe zu Paris, durch ein eignes Werk (Anatomie et physiologie d système nerveux en général et du cerveau en particulier) sein Beobachtungen bekannt gemacht, und durch viele Kupfer erläutert. Di Hauptpunkte seiner Lehre sind folgende: Das Gehirn ist dasjenig Organ, wodurch die geistigen Thätigkeiten des Mensche vermittelt werden. Wodurch sie an und für sich hervorgebrach werden, gehört nicht hieher, denn die absolute Intelligenz ist kein Ge genstand der Naturforschung, sondern die Art und Weise, wie sie al vitale Erscheinung in dem Menschen bestehe. Sie bedarf als Handlun eines Organs, und hat außer dem geistigen Charakter noch einen emp rischen. Das Gehirn, als ein solches Organ, ist aber nich bei jedem einzelnen Acte des Denkens in seiner ganze Masse thätig, sondern so wie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan überhaupt jede besondre Function im Körper einen besondern Nerve als Werkzeug hat, eben so gehört jeder qualitativ verschiedenen Denk verrichtung eine abgesonderte Gehirnportion als Organ, wodurch sie er möglich wird. Die Stärke des Nerven und die Menge sei ner Masse steht mit der Intensität der in diesem Organ auszuübenden Verrichtung in geradem Verhältniss Der Rüsselnerve des Elephanten hat die Stärke eines Kinderarms. Da Gesetz gilt auch in andern Theilen. Starke Muskeln zeugen von viele Muskelkraft, die weite Nase des Hundes von seinem feinen Geruche z Anstrengung und Uebung bringt nicht nur Fertigkeit in die Organe sondern sie vergrößert auch ihre Masse. Deßhalb zeigt ein an Mas größeres Gehirn die Möglichkeit eines intensivern Denkvermögens in Allgemeinen an. Comparative Gehirnanatomie bestätigt diesen Sa durch die ganze Thierreihe. Je mehr ein Thier Gehirn hat, desto meh kann es Fähigkeiten und Neigungen entwickeln, d. h. die größere Meng des Gehirns ist durch eine größere Summe einzelner Organe gegeben die wieder eine größere Quantität verschiedner Fähigkeiten zulassen. Nu bei Vergleichung zweier Thiere derselben Art, die also gleiche Orga haben, wird das größere Gehirn eine gesteigerte Ausbildung derselbe Organe und der durch sie bedingten Fähigkeiten annehmen lassen. De Mensch besitzt, im Verhältnisse zu seinem übrigen Körper, das größ (aus den mehrsten Theilen zusammengesetzte) Gehirn in der ganzen Thier reihe. In ihm sind also weit mehr Organe vorhanden, als in alle Thieren, er trägt in seinem Gehirn alle die Organe, welche den Thie ren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, sondern er besitzt noch außer dem andre, den Thieren fehlende. Daher lassen sich aus dem mensch lichen durch Hinwegdenken einzelner Gehirntheile die Schädel aller übri gen Thiere construiren, und wenn man zu einem Thierschädel die fehlen den Theile zusetzt, so entsteht ein Menschenschädel daraus. Die Men schenschädel zeigen aber unter sich, sowohl in der Menge ihres Gehirns als in der Vergrößerung einzelner Punkte, große Verschiedenheiten; daz lehrt die genaue Beobachtung, daß der bessere Kopf sich (wenn auc nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durc ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Punkte desselben, also) durc größere Gehirnmasse auszeichnet. In der Jugend, als der Entwick lungsperiode und Bildungszeit der schlummernden Anlagen, hat da ganze Gehirn ein Streben nach Ausdehnung; wenn an einem jugend lichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, so drängt sich da Gehirn hervor, und kann durch Aufsetzung des Deckels nicht wieder i

dieselbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel ist dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. (Es versteht sich übrigens dieses alles nur bei gesunder Organisation). Auch einzelne Gehirnportionen vergrößern sich in der Jugend, die Stirne eines zweijährigen Kindes ist weit gewölbter als die eines halbjährigen u. s. w., und dieses Hervortreten verbreitet sich bei zunehmendem Kindesalter immer weiter und um so stärker, je mehr durch Erziehung und Uebung die Fähigkeiten geweckt, d. i. die Organe angestrengt werden. — *Die Verrichtungen bestimmter Gehirntheile sind von einander nummerisch verschieden, und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit, so wie auch die ihnen vorgesetzten Gehirntheile selbst durch bestimmte und eigenthümliche Formen sich unterscheiden.* Rücksichtlich der Sinne war dieses Gesetz längst vor Gall bekannt, aber seine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens hat Gall zuerst gemacht, und dadurch die Verwirrung in der empirischen Psychologie um vieles gehoben. Vor ihm wurden mehrere qualitativ verschiedene Thätigkeiten des Denkvermögens nur für quantitativ oder graduell verschieden angesehen, so wie viele graduelle Verschiedenheiten für qualitativ verschiedene Vermögen gehalten. Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Scharfsinn, Verstand standen neben einander als Seelenkräfte, da sie jedoch nichts als verschiedene Stufen der Entwickelung von den Geisteseigenschaften seyn können. *Es fängt das Organ seine Ausbildung auf der niedrigsten Stufe mit Erlernungsfähigkeit oder Gedächtniß an, eine zweite Stufe gibt Beobachtung, eine höhere Production und Beurtheilung (Verstehen) des erkannten Stoffes.* Hinwiederum erklären sich aus der richtigen Unterscheidung mehrerer unabhängiger Seelenvermögen und ihrer besondern Organe im Gehirn: wie in den verschiedenen Lebensperioden gleichzeitig Entwickelung des einen Vermögens und Zurücksinken des andern Statt finden kann; wie durch Verletzungen bestimmter Hirnstellen nur bestimmte Fähigkeiten verloren gehen; wie auf eine bis zur Ermüdung fortgesetzte Anstrengung einer Fähigkeit die darauf folgende Thätigkeit einer zweiten, bisher ruhenden, möglich wird. Alles, was auf die Fähigkeiten, d. i. Erkenntnißvermögen, Bezug hat, muß eben so auch von den Neigungen, d. i. dem Begehrungsvermögen, gesagt werden. Es existiren für selbige ebenfalls Organe im Gehirn. *Das Gehirn ist ein Convolut von Organen.* Man muß sich den Vereinigungspunkt aller Nerven des ganzen Körpers da vorstellen, wo Rückenmark und Gehirn zusammenstoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, sehr leicht getödtet wird. Ein Theil der Nervenmasse geht unterwärts als Rückenmark, gibt Nerven in alle Organe des Körpers, und zertheilt sich endlich vollständig in Nervenfäden. Die zweite Portion steigt in der Form markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle, gibt Aeste zum kleinen Hirn, und verbreitet sich strahlenförmig in der ganzen Masse des großen, oder setzt dieses vielmehr selbst zusammen, indem sie an vier Orten Zwischenräume (Gehirnhöhlen) läßt, die während der Gesundheit mit etwas Feuchtigkeit angefüllt sind, und durch welche Adergeflechte gehen. Die Vielseitigkeit in den Verrichtungen ist durch eine eben so große Mannichfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargestellt. Denn die strahligen Markverbreitungen endigen sich auf der Oberfläche der Hirnhemisphären in mannichfaltigen Windungen, indem sie nach und nach ihre mar-

kige Beschaffenheit verlieren, und in eine graue Rindensubstanz übergehen. Während dieses Ueberganges dehnt sich die Hirnmasse in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird; diese Fläche ist in jene Windungen knaulförmig zusammengewickelt, doch so, daß sie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch sich dann von selbst aus ihren Windungen entwickelt, sobald beträchtliche Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns sind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmasse läßt sich in zwei durchaus gleiche Hälften spalten und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnschwiele) Statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Bewußtseyn bestimmt zu seyn scheinen. Deßhalb ist bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Function der zweiten noch möglich, so wie eine Niere, ein Hode fehlen kann, ohne daß weder die Urinabsonderung, noch die Zeugungskraft völlig unterdrückt ist. So wie jedoch bei allen doppelten Organen (den Augen, Händen rc.) eins jedesmal stärker ist, so sind die Organe der einen Hirnhälfte ebenfalls thätiger, ausgebildeter und größer. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn versehenen Thieren zukommen (solche, die mehr auf Energie und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Basis des Schädels zu; so wie aber das Gehirn sich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, so finden sich die hinzugekommenen mehr nach oben und außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergestalt gibt sich die Vergrößerung einzelner Hirnpartien durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält sich der Schädel leidend, d. h. seine Form wird durch die Beschaffenheit der Gehirnoberfläche erst bestimmt, er drückt im gesunden Zustande nicht auf das Gehirn. Denn schon ist im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel sich bildet; es ist dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Beinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Sonach legt sich die Knochenmasse gleichmäßig an die Fläche der Hirnhaut an. Und da jeder Theil des Körpers nur durch immerwährende Zerstörung und Bildung besteht, so wird auch die später erzeugte Schädelmasse jederzeit mit der Gehirnoberfläche parallel laufen. Die Schädelknochen bestehen beim Erwachsenen aus zwei Tafeln, zwischen denen eine markige Diploe liegt. Man könnte demnach glauben, es richte sich nur die innere Tafel nach dem Gehirn; doch dem ist nicht so. In der Jugend, wo noch keine eigentliche Diploe vorhanden ist, sind beide Tafeln füglich als eine anzusehen, und von dem Lebensalter an, wo die Diploe erscheint, bis zum vierzigsten Jahre, lehren die Beobachtungen einen parallelen Verlauf beider Tafeln, welcher aus der sich immer gleichbleibenden Stärke der Diploe resultirt, die beide Platten immer gleich weit von einander entfernt hält, krankhafte oder verletzende Einflüsse abgerechnet. Daraus ergibt sich ebenfalls der parallele Verlauf der äußern Schädelfläche mit der des Gehirns, welcher bis auf folgende Stellen richtig gefunden wird: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. Diese Stellen ausgenommen, wird man am ganzen Schädel im Stande seyn, die Erhöhungen einzelner Stellen des Gehirns außen durch Gesicht und Tasten wahrzunehmen. Genaue und fortgesetzte Beobachtung und Vergleichung der Menschen haben gezeigt, daß ein-

zelne Hervorragungen auf sehr große Entwickelung einzelner Fähigkeiten und Neigungen schließen lassen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt sind (Wielands Kopf), der Schädel keine jähen Hervorragungen bilde, sondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaues Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menschen in ihren verschiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnform; anatomisch-physiologische Untersuchung des Gehirns und vorzüglich comparative Anatomie mit Rücksicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologische Beobachtungen an Gehirn- und Geisteskranken, als an Cretinen, Blödsinnigen, Wahnsinnigen, Menschen mit Verletzungen am Gehirne ꝛc. müssen als die Stützen der Schädellehre angesehen werden. Durch eine Menge solcher Beobachtungen und Arbeiten ist es Gall gelungen, die Orte der Gehirnpartien für mehrere Fähigkeiten und Neigungen aufzufinden. Daß diese, in so fern sie außen erkannt werden können, nur solche sind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, ist von selbst klar; eine Menge andrer in der Tiefe und Mitte gelegener lassen sich zwar jetzt schon vermuthen, aber sich erst durch fortgesetzteres Studium erkennen. Was die einzelnen Organe betrifft, so nennt Gall denjenigen Fortsatz zum verlängerten Marke, das Organ der Lebenskraft, welcher sich in jedem Gehirn findet, und der bei gehirnten Thieren von niedriger Organisation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt sich auf die Stärke dieses Organs schließen. Alle Thierarten mit Geschlechtsunterschied besitzen neben andern Hirnpartien zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen schloß Gall, das kleine Gehirn sey das Organ des Geschlechtstriebes; seine Stärke gibt sich durch die Größe der Hinterhauptshügel und die dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender ist. Ueber und hinter den Ohren ist bei fleischfressenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfressenden fehlt; er nennt sie Würgsinn. Im Keilfortsatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptsloche befindet sich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Ueber diesen Organen sind die Nerven der Sinne gelagert. In der Nähe des verlängerten Marks befinden sich noch die olivenförmigen, die vordern und hintern pyramidalischen Körper nebst der Schreibfeder, über deren Bestimmung sich noch nichts gewisses ergeben hat. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit seinen Wölbungen, Einschnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, so daß sie die Stellung derselben verschieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterscheidet hier den Sachsinn gleich über der Nasenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortssinn, der sich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und seinem Inhaber die Fähigkeit gibt, sich in Gegenden, Wegen, astronomisch am Himmel leicht zu orientiren; den Wortsinn, das Vermögen, Worte, Terminologien ꝛc. zu fassen, in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben, und zum Klotzauge wird; den Sprachsinn, der sich durch Einsicht in den Sprachbau auszeichnet, und durch Herabsenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, so daß er Schlappaugen macht; den Tonsinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlen-

sinn, der dem Menschen ausschließend zukommt, und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbraunenbogens nach außen erkannt wird, so daß dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Tonsinne nach innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Queraxe des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit andere Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Aeußeres haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. Höher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließend zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die camperschen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, in dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, so wie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die verticale Stirnhöhe kugelich gewölbt. Die philosophische Speculation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Punkte, die populäre Beredsamkeit etwas unter derselben, der Witz offenbart sich durch die zwei hügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirne, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, poetisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnath, strebt die Beharrlichkeit (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlensinne, drückt der Kunstsinn, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlauheit an, die, wenn ihr die Unterstützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, zum Diebssinne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegenstandes, nicht an dem Besitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich auch der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinn zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatze zu findet sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgsinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen, durchschneidet die Aeltern- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte gränzt an die Beharrlichkeit der Höhesinn, der physisch (die Gämse, den Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edlen Stolze, oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. — Die genauere Bezeichnung der Organe, ihre Gränzen, Ausdehnung, die wichtige Geschichte ihrer Entdeckung, ihre Nachweisung an verschiedenen Schädeln solcher Thiere, die den Besitz der verschiedenen Organe durch besondre Triebe und Fähigkeiten beurkunden, sind in dem Werke

des Autors dieser Lehre selbst zu finden. Hier nur noch die Bemerkung, daß die Lehre zwar aus der angebornen größern Masse des einzelnen Organs die schnellere oder überwiegende Entwickelung seiner Fähigkeit oder Neigung festsetzt, daß diese Maxime aber weder zum Materialismus führt, noch die Willensfreiheit, noch die Möglichkeit läugnet, die Richtung des Geistes und Gemüths durch Erziehung zu bestimmen. Da sie vielmehr, der Erfahrung zufolge, die durch Natur nicht gegebne, überwiegende Größe eines Organs durch lange Uebung ersetzen lehrt, auch zeigt, wie durch den Einfluß edlerer Organe sich die Neigung veredelt, die sonst sich selbst überlassen in Rohheit ausartet, so deutet sie den Weg sehr vollständig an, welchen die Erziehung zu nehmen habe, um die Willensfreiheit zu befestigen. Denn dem Menschen ist diese durch die große Menge von Organen gegeben, mit deren Thätigkeit er abwechseln kann, so daß er im Stande ist, die nach seiner Ueberzeugung schlechtere Neigung dadurch zu unterdrücken, daß er eine beßre an ihrer Stelle hervorruft. Absolute Ruhe ist nur im Schlafe möglich, bei dem wachenden Menschen, so wie beim Thiere, ist jederzeit wenigstens ein Organ thätig; hat die Erziehung ihm die Herrschaft über seine Organe gegeben, daß er sie nach Willkür in Thätigkeit und Ruhe versetzt, so ist er frei, steht diese Abwechselung ihm nicht zu Gebote, so gleicht er dem Thiere, das instinctmäßig, unaufhaltsam der Sclave seiner Neigung wird. Diese Ansichten sind durch Erfahrung und physiologische Organologie (eine Lehre, die sich sonst nur auf die mehr in die Sinne fallenden Organe, keinesweges aufs Gehirn bezog) gegeben, und schließen sich unmittelbar an die Psychologie an. Sie verknüpfen also die Realität der Menschennatur mit der speculativen Anthropologie, und haben ganz besonders ihren Werth auf dem untersten Standpunkte der empirischen Philosophie, von welcher alle höhere, wenn sie zuverlässig seyn soll, erst ausgehen kann. Endlich wird sich daraus von selbst ergeben, daß die Cranioscopie oder Schädelphysiognomik nur ein Nebenzweig der aufgestellten Lehre ist, die bei den vielen Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegenstellen, noch die Spuren der Ungewißheit und Unvollkommenheit an sich trägt. F.

Schaden, darunter versteht man jeden Verlust von etwas, worauf man ein Recht hat. Schadenersatz ist die Vergütung des erlittenen Schadens. Juristisch betrachtet, kann der Schaden seyn: 1. ein positiver, d. h. ein solcher, der eine Entziehung oder Verschlechterung dessen, was wir wirklich schon besitzen; oder ein privativer, d. h. ein solcher Schaden, der eine Entziehung oder eine Verminderung eines noch zu hoffenden Gutes enthält. Ferner wird der Schaden eingetheilt in dolosen, d. i. ein auf widerrechtliche Weise mit Vorsatz zugefügter Schaden; dieser muß ohne Unterschied, selbst dann vergütet werden, wann vorher ein Vertrag, daß kein Schadenersatz Statt finden solle, geschlossen war; nur wenn ein solcher Vertrag nach erfolgter Kenntniß des Beschädigten von dem erlittenen Schaden geschlossen wird, so findet keine Vergütung Statt; 2. in culposen Schaden, der durch Nachlässigkeit angerichtet wird. Die Juristen nehmen drei Grade der Nachlässigkeit (culpa) an, nämlich die große (culpa lata), die geringe (c. levis), und die geringste (c. levissima). Der mittlere Grad der Nachlässigkeit wird wieder in die concrete (culpa levis in concreto), und in die abstracte (c. levis in abstracto) abgetheilt. Die erstere Art der beiden letztern findet Statt, wenn Jemand nicht die Aufmerksamkeit in Rücksicht Andrer beweis't, welche er in seinen eignen Angelegenheiten anwendet, um seinen Schaden zu verhüten. Die zweite Art ist das Gegentheil hievon; 3. theilt

man den Schaden in zufälligen (d. casuale) ein, und macht auch hier wieder den Unterschied a) des reinzufälligen (damni mere casualis) und b) des gemischt zufälligen (damni mixto casualis). Zufall ist nämlich jedes unvermuthete Ereigniß, dessen Abwendung nicht in unserer Macht steht, dessen Entstehung aber in unsern Handlungen ihren Grund haben kann. Ist es nun ein solcher Zufall, der nicht durch unsre Handlungen veranlaßt ward, als ein Blitzstrahl oder Hagelschlag, so ist der daraus entspringende Schaden ein reinzufälliger, und der Beschädigte ist, wofern nicht Verträge, z. B. Pacht- und Miethcontracte, oder Assecuranzen ihn dazu berechtigen, nicht befugt, von irgend Jemand einen Schadenersatz zu begehren. Ist der Schaden durch einen Zufall, der in den vorhergehenden Handlungen eines Menschen seinen Grund hatte, entstanden, so ist es ein gemischt zufälliger Schaden, und der Beschädigte ist in dem Grade zur Foderung des Ersatzes berechtigt, in welchem der Beschädiger verpflichtet war zur Unterlassung derjenigen Handlung, welche den Schaden herbeiführte. So wird auch die Befugniß, Ersatz für culpose oder durch Nachlässigkeit zugefügte Schäden zu verlangen, bei Verträgen (s. Verträge und Quasiverträge) nach dem Grade des Fleißes verlangt, welchen ein Vertragschließender nach der Natur des Vertrags oder Quasivertrags dem Mitpaciscirenden zu leisten hatte. Außer Contracten kommt es bei der Verbindlichkeit zum Ersatze des nachlässiger Weise zugefügten Schadens freilich auch sehr auf den Grad jener Nachlässigkeit und der dadurch entstandenen Beschädigung an; indessen ist der Beschädiger hier auch bei dem niedrigsten Grade der Schuld zum Ersatz des durch ihn veranlaßten Schadens verpflichtet (s. Verbrechen und Quasiverbrechen). Für privative Beschädigungen (s. oben) gestatten in der Regel unsre bisherigen Gesetze keine Verpflichtungen zum Schadenersatz, wofern nicht der privative Schaden aus einer positiven Beschädigung entsprungen, und zugleich gewiß oder zu berechnen ist. Jedoch kann z. B. ein Kaufmann gegen einen andern auf Ersatz des durch eine widerrechtliche dolose oder culpose Handlung vereitelten, gehofften Gewinns klagen, obgleich der Kläger wirklich noch nicht im Besitze dieses Vortheils gewesen ist. Noch bemerken wir, daß kein Beschädiger, wenn er den Schaden durch gehörigen Gebrauch seines Rechts veranlaßte, zum Ersatze verpflichtet ist; und daß jeder Schaden, den Jemand durch seine eigene Schuld leidet, ihm allein zur Last fällt: damnum, quod quis sentit sua culpa, non sentire videtur. N. P.

Schadow (Johann Gottfried) Professor, Vicedirector der königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, auch königlicher Hofbildhauer, und Mitglied der Akademie der Künste zu Stockholm und Copenhagen, einer der berühmtesten deutschen Bildhauer, wurde am 20sten Mai 1764 zu Berlin geboren, und zeigte schon früh einen unwiderstehlichen Hang zu den zeichnenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters — eines Schneiders mit einer kinderreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen, bis er zufällig den ersten Unterricht im Zeichnen von einem pensionirten Bildhauer erhielt, mit dem er in dem Hause des Bildhauers Tessaert bekannt ward, dort sich mehr im Zeichnen übte, und endlich bei der ihm überlassenen Wahl zwischen Mahlerei und Bildhauerei sich der letztern widmete. Von einem Mädchen, das er liebte, begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im 21sten Jahre seines Alters, und ging, Lehre, Pension, Aeltern und alle Aussichten freiwillig aufgebend, mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig verlebte er während der Jahre 1785, 1786 und 1787

seine meiste Zeit in dem Museum des Vaticans und des Capitols. Zu dem sogenannten Concorso di Palestra machte er die gefoderte Gruppe in gebranntem Thon, und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er gar keine Beschützer hatte, wie so viele andere mit ihm um jenen Preis sich bewerbende Künstler. Im J. 1788 erhielt Schadow durch den Staatsminister von Heinitz die durch Tessaerts Tod erledigte Stelle ungeachtet seiner Jugend, jedoch mit etwas geringerer Einnahme und wenigern Vorrechten. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das, dem verstorbenen jungen Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., errichtete und 1790 vollendete Denkmal, welches in der Dorotheenkirche zu Berlin sich befindet. Diesem in mancher Hinsicht vortrefflichen Kunstwerke folgten bald mehrere, von denen wir hier nur seine colossale Bildsäule des Generals von Ziethen in Husarenuniform, die Bildsäule Friedrichs des Großen zu Stettin, ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzessin jetzt verewigte Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Prinzessin von Solms-Braunfels, jetzige Herzogin von Cumberland darstellt, wie sie sich herzlich an einander lehnen und umarmen; die Bildsäule des Fürsten Leopold von Dessau, im Lustgarten zu Berlin; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal des Generals von Tauenzien zu Breslau anführen. Außer den Modellen zu einem Monumente für Friedrich den Großen arbeitete Schadow auch 1805 und später an einem Denkmal auf Luther. Die Quadriga auf dem brandenburger Thor ist gleichfalls von Schadow modellirt, und von dem Kupferschmid Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. — Schadows Söhne, Rudolph (auch der Jüngere genannt) und Wilhelm, haben ersterer als Bildhauer, der andere als Mahler, schöne Hoffnungen erregt.

Schaf. Dieses nützliche Hausthier lebt fast unter jedem Himmelsstriche, sobald nur Kälte und Nässe nicht übermäßig sind; es liebt reine Luft und gute Kräuterweiden. In Gestalt und Ansehen gibt es mehrere von einander verschiedene Abarten des Schafs; so haben die isländischen Schafe mehrere Hörner, die arabischen in Asien fette und dicke, oft bis 40 Pfund schwere Schwänze, die ungarischen gewundene Hörner und grobe Wolle. In Europa sind die spanischen und die englischen die besten Arten; jene stammen aus Afrika, diese aber durch Veredlung aus Spanien. Auch in Deutschland haben Regierungen und Privatpersonen große Kosten zur Veredlung der Schäfereien aufgewendet und spanische Schafe (sogenannte Seidenschafe) angeschafft. Eigentlich bezeichnet das Wort Schaf das weibliche Thier, hat es bereits gelammt, so nennt man es Mutterschaf, wie das männliche Widder, Stöhr, Stähr oder Bock genannt wird. Der verschnittene Bock heißt Hammel, und der gemästete Hammel Schöps. Ein neugebornes Schaf heißt Lamm; man unterscheidet nach dem Geschlecht Bocks- und Kalblämmer. Die Bockslämmer werden, wenn sie nach einigen Wochen verschnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Kalblämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, zweijährige aber Zeitschafe, und diese werden zur Begattung gelassen. Eine andere Eintheilung der Schafe ist in ein- und zweischürige, je nach dem sie jährlich ein oder zwei Mal geschoren werden. Selten bekommt man vom zweischürigen Viehe mehr Wolle als von dem einschürigen, und immer ist diese besser und feiner. Auch sind zweischürige Schafe schwer zu veredeln, denn immer müssen sie beim Anfange der Veredlung in einschürige verwandelt werden. Das Alter

der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat ach Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breit Schaufelzähne erhält. Der Farbe nach sind die Schafe weiß, braun schwarz und scheckicht. Scheckichte nennt man auch Spiegelschafe. Di weiße Farbe ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt In veredelten Schäfereien duldet man daher auch bloß weiße Schafe Die schönsten Schafe sind die spanischen, daher man auch durch sie di Schäfereien veredelt. Gute Pflege und Fütterung sind dabei das wichtigste. Um die Ausartung zu verhindern, ist es nöthig, alle drei Jahr den Ankauf edler Stöhre zu wiederholen. Man muß dabei außer de Gestalt und Gesundheit besonders auch die Weide berücksichtigen, a welche sie gewöhnt sind, da sie einen bedeutenden Wechsel nicht leich vertragen. Schafe von starkem Leibe, breiter Brust und kurzen Beinen sind trefflich; sie bleiben gern bei der Heerde und fressen gut; da bei muß die Wolle fettig, fein, kraus, aber nicht verworren seyn. Ein gesundes Schaf hat lebhafte und helle Augen mit vielen rothen Adern ist munter und frißt gut. Alte Schafe, die schon die Zähne zu verlieren anfangen, muß man gar nicht kaufen, sondern am besten nur zwei und dreijährige. Das Schaf, als ein furchtsames, schwaches und einfältiges Thier, bedarf im Felde und Stalle der steten Aufsicht. Zu diesem Zwecke sind auch gute Schäferhunde nöthig, welche die Heerde vor Wölfen schützen und in Ordnung halten. Ihre Weide muß man mit Sorgfalt wählen. Sumpfichte Wiesen sind ihnen schädlich, zumal im März und April. Man darf sie nicht zu früh austreiben, sondern erst, wenn der Thau abgegangen ist. Auch muß man dafür sorgen ihnen bei großer Hitze wo möglich Schatten zu verschaffen; daher weidet man sie morgens auf der Morgenseite und Nachmittags auf der Mitternachtsseite. Ihre Lieblingspflanzen sind das Schafgras (Festuca ovina), das Täschelkraut (Bursa pastoris), mehrere Trespenarten u. s. w. Die natürliche Begattungszeit der Schafe ist im September und October; wo aber die Stöhre frei unter der Heerde gehen, begatten sie sich schon im August und selbst im Julius. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trächtig geht, so würden die Lämmer im härtesten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, sondert man die Widder von den Schafen und läßt sie erst zu Ende Octobers zu ihnen. Ein Stöhr zur Zucht muß wenigstens ein Zeitbock, stark, breit, krausköpfig und wollreich seyn. Ein Schaf aber wird am besten erst zugelassen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens ist die sorgfältigste Pflege und Wartung nöthig; man muß sie mit unverdorbenem und gutem Futter versehen. In der Lammzeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 bis 4 Tage besonders gethan, und erst nach 10 Tagen kann man sie unter die übrigen Schafe laufen lassen. Einige Mütter lassen ihre Lämmer nicht saugen, diese muß man absondern und eigens daran gewöhnen Man muß ihnen in dieser Zeit das beste Heu und Grummet geben Das erste Geschäft nach der Geburt der Lämmer ist, sie zu zeichnen welches gewöhnlich an den Ohren geschieht. Später folgt dann das Verschneiden bei den männlichen, und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derselben Zeit muß man sie an das Fressen gewöhnen. Wenn das jüngste Lamm drei Monate alt ist, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schäfer thun es gewöhnlich zu Ende Mai's oder Anfang Juny's. Man treibt sie nun auf die beste Weide und schafft ihnen dabei die möglichste Abwechslung. Im Stalle muß man sie noch, so viel es geschehen kann, mit feinblättri-

gem Wiesengrase und etwas Luzerne füttern. Ein Irrthum ist es, daß man ihnen nichts zu trinken geben müsse. Man tränkt sie am besten vor dem Austreiben, oder treibt zuerst dahin, wo sie gesundes Wasser finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei sehr behutsam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum erstenmal erst bei der zweiten Schur geschoren. Der Kopf behält die Wolle, weil sie besser verhindert, daß Insecten sich einnisten, wodurch die Drehkrankheit erzeugt wird. — Gute Wartung ist bei der Schafzucht die Hauptsache. Man halte daher nicht mehr Schafe, als man gut verpflegen kann; wenige gut gepflegt werden mehr Vortheil gewähren als viele schlecht gepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, einen Monat vor dem Winter, und einen vor dem Frühling halb von Weide, halb von Fütterung, drei Monate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man sich mit Heu und Stroh einrichten. Beim ersten Austreiben im Frühjahr dürfen die Schafe nicht ganz hungrig ausgetrieben werden, weil sie sonst zu begierig alles, was ihnen vorkommt, fressen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachsen ist, kann man sie allenthalben hintreiben, nur nicht an morastige Orte. Darf man sie nicht mehr auf die Weiden treiben, so kommen sie auf die Brachäcker, und werden diese umgerissen, so haben sie eine Hungerweide, wenn nicht bloß für sie bestimmte Weide hinlänglich vorhanden ist. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf sie haben, sie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Güte und Menge der Wolle, der Dünger und die Güte der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man sie auch öfters Salz lecken lassen, besonders wenn sie ihre Begierde danach durch Belecken der Lehmwände und des Erdbodens zeigen. Man rechnet hiebei auf 5 Schafe alle 10 Tage eine Handvoll Salz. Der Nutzen, den uns die Schafe gewähren, ist vielfach, und besteht vornehmlich in der Wolle, dem Mist, der Milch und dem Fleisch. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Korduan und sämischem Leder. Das Fett braucht man an Speisen, das Unschlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zum Leim. Unter den verschiedenen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen sind, sind die hauptsächlichsten die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egeln, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwasser und die Raude.

Schafschur. Bei einschürigen Schafen ist die Zeit der Schafschur im Mai; bei zweischürigen im Mai und um Michaelis. Den Tag vor der Schur schwemmt oder badet man die Schafe und sorgt dafür, daß sie sich bis zur geendigten Schur nicht wieder beschmutzen. Das Scheeren geschieht am besten unter einer Scheuer. Man bindet dem Schafe die Füße, hüthet sich aber möglichst, es zu verletzen. Man sortirt hiebei zugleich die Wolle so viel möglich; vornämlich sondert man die Lämmerwolle ab, weil sie viel feiner ist. Der Ertrag bei der Schafschur ist sehr verschieden, gewiß aber ist es, daß alle veredelten und gutgefütterten Schafe mehr Wolle geben. Die geschornen Schafe führt man auf die beste Weide, oder füttert sie noch besonders gut, weil sie eine größere Eßlust haben.

Schafzucht. In der Schafzucht können uns die Engländer und Spanier zum Muster dienen. Die englische Schafzucht wurde schon vor 100 Jahren durch die Verpflanzung spanischer Race auf den englischen Boden veredelt. Man nahm hiezu die ersten Schafe aus der spanischen Barbarei, welche sehr wohl gediehen. Aber erst unter Elisa-

beth wurde die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte dazu castilianische Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch schon nach acht bis zehn Jahren eine so ausgezeichnete Race von Schafen, als man sie kaum in Spanien hatte. Sorgfältig fortgesetzte Cultur hat sie in diesem vollkommnen Zustand zu erhalten gewußt und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. Die gemeinen englischen Schafe sind gewöhnlich gehörnt. Die Hörner der Widder sind größer und seitwärts gewunden; die der Schafmütter und Hämmel hingegen liegen am Kopfe an, gehen über die Ohren, auch wohl unter denselben weg, oder sind gleich über den Augen gekrümmt. Viele haben auch keine Hörner. Die besten Schafe haben einen gewölbten, breiten, nicht runden Rücken, feine kurze Beine, kleinen Kopf, gleichförmige feine Wolle, lange Schwänze und lange Schwanenhälse. Die besten Schafe findet man in Teswater, Lincolnshire, Dorsetshire, Wiltshire, Herfortshire, Norfolk, Wallis und Moß. Da die Nahrung der Schafe auf die Güte der Wolle den entschiedensten Einfluß hat, so wählt man die Arten jedesmal nach der Beschaffenheit der Weide. Bei dem Versetzen der Schafe kommt man ihnen durch künstliche Futterkräuter zu Hülfe. Die großen Schafheerden sind in England Winter und Sommer auf dem freien Felde; sie besser versorgen zu können, theilt man sie in mehrere kleine Abtheilungen. Der englische Landwirth hält auf künstliche Wiesen, sucht auch wohl Communweiden zu benutzen. Er baut Turnips und Kraut zur Winternahrung der Heerde. Dabei rechnet er auf 100 Schafe für fünf Monate 4 Acker mit Turnips. Sonst muß er wenigstens 20 bis 30 Morgen Landes für jedes hundert Schafe haben und ein Stück Land zu Pimpernell oder Raygras, um sie mit Anfang des Frühlings dahin treiben zu können. Den Pförch fährt er, und zwar mitten im Winter, auf trocknes und kiesigtes Land. Die jungen Schafe benützt er noch anderweitig. Er kauft sie nämlich im September, hält sie bei den Lämmern auf dem ärmsten Lande, und zieht sie dann mit Turnipskraut spärlich auf. Im folgenden Sommer verkauft er erst die davonkommenden Lämmer und dann die fetten Schafe, und zwar wo möglich schon im Mai, wo sie am meisten gelten. Einige kaufen im Herbst jährige Mutterlämmer, stellen sie in einen besondern mit Rüben besetzten Platz, lassen sie selbst die Rüben ausreißen und abfressen, und machen sie dann zum Verkauf fett. Mehr Nutzen soll dabei seyn, wenn man zwei- bis dreijährige Widder anschafft, den Winter über mit Kraut und Turnips erhält, und wenn es angeht, beständig auf trockenem Sande mit Grasland zum Pförchen stellt, sie dann mit allerhand Futter anfüttert, und im April oder Mai verkauft, wo sie am theuersten sind. Kraut macht sie besser fett als Turnips. Einige geben ihnen vom October bis ins Frühjahr Gras und Rüben und treiben sie im Nothfall auf Korn- und Weizensaat, oder wenn der Boden naß ist, auf trocknes Grasland. Im Herbste schmieren die Engländer die Schafe mit Theer und Butter, um die Raude zu verhüten. Im October und November läßt der Engländer auch durch magre Schafe den Rest des Sommergrases abweiden, fette aber füttert er mit Turnips und Kraut. Trefflich zum mästen ist Heu mit Turnips, auch Gerstenmehl, Malzstaub, kurz jedes trockene Futter, selbst Spreu, verbunden mit dem wässerigen Turnips; Rüben mit Linsenstroh und zuweilen Heu, was viele Deutsche geben, schlagen ebenfalls sehr gut an. Zum Winterfutter für die Schafe baut der Engländer vorzüglich das schottische Kraut und Kohlrabi (Quack), womit man bis in den Mai füttern kann. Auf mittelmäßigem, aber

gut bearbeitetem Boden gibt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai, doch werden zur Abwechslung mehrere Felder erfodert. Vom Februar an füttert der Engländer statt der hartwerdenden Turnips mit Kraut. Ist noch Raygras oder sonst ein Futtergras vorhanden, so gibt er auch dies. In dieser Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern und verkauft lieber einen Theil, um den andern besser versorgen zu können. In der Mitte des Mai's treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Triften, die oft voll Katzenzahl und Farrenkraut stehn und mit Ameisenhaufen bedeckt sind. An manchen Orten aber hat man gute, wohl umzäunte Wiesen. Dabei kommt die Eigenschaft der Heerde in Betracht. Besteht der Stamm aus magern Schafen, die man bloß der Lämmer und der Wolle wegen zieht, so gibt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wiesen hat, kauft man im August und September Schafe, bringt sie auf Brachfeld, oder armes Grasland bis Weihnachten, gibt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut, und füttert sie bis zur Sommerszeit möglichst gut, damit sie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pförchen an, und besonders Kraut und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Juni bepflanzt werden. Im Juni theilt man die Schafe ab, je nach dem man sie mästen, oder zur Zucht und Wollnutzung halten will. Erlaubt es die Witterung, so wird jezt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaschen, dann an einen reinlichen Ort gebracht, und endlich mit größter Behutsamkeit, erst an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geschoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um sie mehr vor der Witterung zu sichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich vierundzwanzig Stunden im Stall, welcher gesund, luftig und reinlich ist. Man wäscht, kämmt und bürstet die Schafe, um sie von aller Unreinigkeit frei zu halten. Der Engländer berücksichtigt sorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockne Futter demselben nicht angenehm, das feuchte aber nicht dienlich ist, so gibt er beides neben einander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockne Triften, bei trocknem hingegen in nasse Gegenden. Auch theilt er seine Heerde so ab, daß die starken Schafe nicht den schwächern das Futter wegfressen, sondern alle genugsames Futter erhalten. Da der Wohlstand der Heerde ursprünglich von den Widdern abhängt, so berücksichtigt er bei der Wahl derselben alle Umstände. Ein Widder zur Zucht muß feine, glänzendweiße Wolle ohne Flecken haben, über zwei Jahre alt und wo möglich ein Zwilling seyn. Er muß völlig ausgetragen werden, von der zweiten oder dritten Generation, im Frühjahr gesezt und von der Mutter so lange gesäugt worden seyn, als er gewollt hat. Man rechnet auf 40 Schafe einen Widder. In England allein sollen über 43, in Schottland und Irrland 30 Millionen Schafe gezogen werden. — Die spanische Schafzucht wurde durch afrikanische Schafe veredelt, denn das ursprünglich spanische Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutsche. Um die so veredelten Schafheerden, Merino genannt, nicht wieder ausarten zu lassen, hütete man sie sorgfältig vor aller Vermischung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigene Anstalten, um einen so einträglichen Zweig der Staatswirthschaft immer mehr zu vervollkommnen, namentlich bestellte man eigene Gerichte für alle Gegenstände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. s. w. Beziehung haben. Die Art, wie die veredelten Schafheerden in Spanien behandelt werden, ist gewöhnlich folgende: Statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Ge-

gend kommen, wo sie geworfen werden, und in den Winternächten in den Schäfereien eingeschlossen bleiben, lebt die veredelte Gattung beständig unter freiem Himmel, hält sich den Winter über vornehmlich in dem gebirgigen Theile von Alt-Castilien oder der Montaña, und in der Herrschaft Molina von Aragon auf, welche die höchsten Gegenden von Spanien sind, und zugleich seine vorzüglichsten Weideflächen abgeben. Die Montaña ist die höchste, und die Molina die niedrigste Sommerweide. Jene steht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieser fehlen; sonst sind diese Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken, Stechpalmen und Haselstauden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachsen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Heerde mit seinen Schafen an den Ort seines Sommeraufenthalts kommt, gibt er ihnen zunächst so viel Salz, als sie lecken wollen. Man rechnet (vielleicht zu hoch) in den 5 Sommer-Monaten auf 1000 Schafe ungefähr 20 Centner Salz. Zu Ende des Julius werden die Böcke zu den Schafen gelassen, 5 bis 6 auf 100 Schafe, vor- und nachher werden sie getrennt. Die Böcke geben mehr, aber nicht so feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man 3 Böcke oder 5 Schafe. In der Mitte Septembers zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Wasser aufgelös'ten Ocker oder der sogenannten Amalganerde gerieben werden. Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Heerden aus diesen kalten gebirgigen Gegenden in die südlichen Ebnen von La Mancha, Andalusien, vorzüglich aber nach Estremadura getrieben. Daher heißen sie Merino d. h. wandernde Schafe. Sie fangen den Zug nach den wärmern Gegenden zu Ende Septembers an, wobei sie besonderer Gerechtigkeiten genießen. Bisweilen machen sie 6 bis 7 Meilen an einem Tag, um an gute Weide- und Ruheplätze zu kommen. Man schätzt die ganze Reise vom Gebirge bis ins Innere von Estremadura 150 Meilen, und dazu gebrauchen sie etwa 40 Tage. Nun ist die erste Sorge des Schäfers, sie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meisten Jungen geworfen worden, zu führen. Diesen Ort erkennen sie selbst, mittelst des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann schlechtere, die trächtigen eine bessere, die aber welche gelammt haben, die beste Weide. Die spätesten Lämmer kommen nach den fettesten Gegenden, um desto gestärkter zur Reise zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Nase mit einem heißen Eisen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzusägen und die zu Hammeln bestimmten zu verschneiden. Im April ist die Zeit nach dem Gebirge zurückzukehren; die Heerde selbst äußert um diese Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. s. w. Mit dem ersten Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich ist. Das Scheren geschieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus zwei Gebäuden 4 bis 800 Schritt lang und 100 Schritt breit besteht. Davon werden gegen Abend so viele, als man den nächsten Tag zu scheeren gedenkt, in eine lange, schmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhaus heißt, wo sie dicht an einander stehend stark ausdünsten müssen. Dadurch wird die Wolle sanfter und für die Scheere geschmeidiger gemacht. Die Wolle wird sortirt und vor der Versendung gewaschen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet und diejenigen, welchen die Zähne

fehlen, zum Schlachten ausgesucht. Man rechnet in Spanien 8 Millionen Schafe, deren Ertrag für Spanien von der höchsten Wichtigkeit ist.

Schäfergedicht (Idylle, Bukolikon, Ekloge) ist die dichterische Darstellung von Begebenheiten, Leidenschaften, Empfindungen und Sitten ländlicher, oder doch nicht in den gekünstelten Verhältnissen des höhern, besonders des städtischen Lebens sich befindender Personen. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichste und ihre Sitten die sanftesten und unschuldigsten, schienen, so wurden hauptsächlich sie zu handelnden Personen von ältern und neuern Dichtern für diese Dichtungsart, die daher auch den obigen Namen bekam, gewählt. Doch ist die Idylle nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beschränkt. Es können alle ländlichen Personen, mythische und wirkliche, handelnd und redend in dem Schäfergedichte aufgeführt werden, nur müssen Handlungen, Sitten und Reden nicht dem Zweck dieser Dichtungsart, welche in Darstellung ländlicher Natur und Einfalt besteht, entgegen seyn. Unstreitig gewinnt auch die Idylle an Wahrscheinlichkeit und Interesse, wenn der Dichter nicht aus einer idealischen, mit der unsrigen gar nicht übereinstimmenden Hirtenwelt, sondern aus unsern jetzigen ländlichen Umgebungen, so wie Voß, seinen Stoff hernimmt und veredelt. So wenig aber die idyllische Darstellung sich in das Bestandlos-Phantastische verlieren, und über die Sphäre der Gefühle und Begriffe der geschilderten Personen versteigen darf, eben so wenig muß sie in das Unedle und Gemeine ausarten. Ihr Ausdruck sey nicht geziert, sondern natürlich, einfach und edel; nicht empfindelnd und matt, aber milde, häuslich und sanft; nicht rednerisch und witzig, aber schön und naiv. Auch traurige Begebenheiten, Empfindungen und Leidenschaften sind zulässig, nur muß ihre Darstellung und ihr Ausdruck sanft und gemäßigt seyn. Eine sehr verwickelte Handlung findet um so weniger Statt, da es dem ländlichen, ränke- und intriguenlosen Leben an Handlungen dieser Art fehlt, und die dichterische Wahrscheinlichkeit durch den Mangel an Einfachheit leiden würde. Die Form des Schäfergedichts kann episch, dramatisch, dialogisch, und lyrisch seyn. Im erstern Falle redet und erzählt der Dichter selbst; im zweiten wird die Handlung des Gedichts durch Gespräch und Mitnenspiel der theilnehmenden Personen ausgeführt; der dialogischen Form bedient man sich bloß, um Gesinnungen, Empfindungen und Charaktere der dargestellten ländlichen Personen durch Unterredung ohne Handlung zu entwickeln. Die epische Behandlung einer ländlichen Begebenheit von größerm Umfange heißt Schäferepopöe oder idyllisches Epos z. B. Voßens Louise. Die kunstmäßige dramatische Ausführung aber eines größern idyllischen Stoffes heißt Schäferspiel. Dieser letztern Art der Behandlung haben sich zuerst die Italiener bedient. Schon in den Zeiten der Urwelt ist die Entstehung des Hirtengedichts zu suchen. Theokrit, Moschus und Bion waren die einzigen Idyllendichter Griechenlands, von denen wir Gedichte dieser Art aufbehalten haben; und aus dem goldnen Zeitalter der Römer sind uns bloß die Eklogen Virgils übrig geblieben. Fast alle gebildete neuere Nationen haben sich in dieser Dichtungsart versucht; aber wir Deutschen errangen durch die Meisterwerke unsers Geßner und Voß, der mehr oder minder schätzbaren Werke eines Chr. E. von Kleist, Blum, J. F. Schmidt, J. N. Götz, Friedrich (Mahler) Müller, Bronner, und Anderer nicht einmal zu gedenken, in dieser Dichtungsart gewiß vor allen Völkern den Preis. N. P.

Schafhausen ist einer der 22 Cantone der Schweiz, und gränzt an Schwaben und den Canton Zürich; erst 1501 trat er zur schweizeri-

schen Eidgenossenschaft, hat ungefähr 7 Quadratmeilen und 23,000 Menschen. Das Land ist flach, größtentheils mit niedrigen Bergen bedeckt, fruchtbar, und hat bedeutenden Weinbau. Gartenbau und Gemüse werden gleichfalls gebauet, und Flachs und Wolle wird mehr für ausländische als inländische Manufacturen gesponnen. Die Hauptstadt Schafhausen ist eine der bedeutendsten in der Schweiz. Sie enthält mehr als 6000 Einwohner, ein gutes akademisches Seminarium, in der Johanniskirche eine vorzüglich gute Bibliothek, ein Zeug-, Kauf- und Magazinhaus. Die dabei befindliche alte Citadelle Unoth ist auf dem Emmersberge gebauet, und Handlung und Gewerbe sind um so blühender, da alles, was auf dem Rheine verschifft wird, hier ausgeladen werden muß. Außer den unbedeutenden Seidenfabriken gibt es hier beträchtliche Gerbereien. Ueber den Rhein geht hier eine hölzerne Brücke, 360 Fuß lang, mit zwei Schwibbogen. Die ehemalige steinerne Brücke wurde (1754) durch eine Ueberschwemmung, und die darauf gebaute hölzerne 1799 von den Franzosen zerstört. Die Stadt und der Canton bekennen sich zur reformirten Kirche. Johannes von Müller, der Geschichtschreiber der Schweiz, wurde hier 1752 geboren.

Schagrin (Chagrain oder Chagrin), in der Levante Saphir genannt, ist ein lohgares starkes und hartes Leder, das auf der Narbenseite überall kleine körnigte Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt, und sich im Wasser erweicht. Dieser Handlungsartikel wird von den Tatarn, Russen und Tripolitanern aus Häuten der bucharischen Waldesel zubereitet. Aber irrig glauben Manche, daß diese Eselshäute von Natur das Narbichte an sich haben, und aus keiner andern Thierhaut sich Schagrin machen lasse. Im Gegentheil wird zu Astrakan in Rußland, und in ganz Persien Schagrin aus den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerste Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Diese Hauptstücke werden in Gestalt eines halben Mondes ausgeschnitten. Die entfleischte, enthaarte, und vollkommen von Unebenheiten frei gemachte Haut spannt man in einen Rahmen aus, bedeckt sie auf der Haarseite mit den harten Körnern einer Art Melde (Chenopodium album), und druckt diese durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Brett gelegt, läßt man so die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem besondern scharfen Messer die durch das Eindrücken der Körner auf derselben Seite entstandenen Erhöhungen hinweg. In Wasser eingeweicht, gehen die Körner hernach von selbst wieder aus der Haut, und lassen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erst werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichste und beliebteste Farbe ist die meergrüne (mittelst des Kupferstaubes und einer Salmiakauflösung), aber auch blau, roth, schwarz und aschgrau färbt man Schagrin. Die Bulgaren gerben die ganzen Eselshäute nach Schagrinart; aber die feinen und vorzüglich schön gefärbten Häute, die uns Astrakan und Persien liefern, werden aus den oben gedachten Rückenstücken der Pferdehäute bereitet. Am schwarzen Meere, insonderheit zu Ghöslewo, macht man sie bei vielen Tausenden. Sie gehen besonders nach Bender, Kauchan und Constantinopel, wo sie zu Messer- und Säbelscheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrinsorten kommen aus verschiedenen Gegenden von der barbarischen Küste, besonders von Tripolis. Die schlechteste Art ist die, welche bei uns auch hie und da aus Ziegenfellen oder wohl gar aus Corduan verfertigt wird. Letzteres erkennt man daran, daß sich die Oberfläche schält. Die Schagrinhäute müssen recht groß, von schönem Ansehn,

überall gleich sein, und nur wenig glänzende ungranulirte Stellen haben. Man handelt sie nach Dutzenden. — Auch nennt man Schagrin die mit härtern und schärfern Körnern zubereitete Haut von Fischottern, Seehunden und einer Art Meerkatzen.

Schaik, Scheikh, Schech (arabisch), so viel als Alter oder Aeltester, heißen die Befehlshaber arabischer Stämme oder Horden. Sie sind äußerst stolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel Emir an, ohne zu Mahomeds Geschlecht zu gehören. Scheik von Mecca heißt der Fürst von Mecca, welcher sich für einen echten Nachkömmling Mahomeds ausgibt, und von den Caravanen Geschenke fodert. — Auch nennen die Mahomedaner die Vorsteher ihrer Klöster Scheiks, und der türkische Mufti wird zuweilen Scheik Ulislam (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Schalenthiere. Unter den Gewürmen gibt es mehrere, denen ein kalkartiges, schalenförmiges Haus zur Wohnung angewiesen und angeboren ist, und die sich nicht ohne Verlust ihres Lebens daraus entfernen lassen. Man nennt sie Schalthiere. Ihre Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre, Dentalium, in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm, Teredo, in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel, Echinus, sitzt in einem runden, stachlichen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen wurden sie sonst zu hohen Preisen verkauft; hieher gehören die schraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlenmutter, Mytilus margaritifer, schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die Perlen, welche sich durch Erhärtung ausgeschwitzter Feuchtigkeit erzeugen, womit das Thier die Oeffnungen seines Gehäuses verschließt, welche feindliche Pholaden hineinbohren. In süßen Wassern gibt die Mya margaritifera ebenfalls Perlen. Die Floßmuschel, Mya pictorum, dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken sucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den schon die Alten kannten, und als Purpurfarbe dem Golde gleich schätzten; sie sind Buccinum lapillus, eine Trompetenschnecke, Turbo ianthinus, eine blaue kräuselförmige, und Murex ramosus, eine Stachelschnecke. Die Wiesmuscheln und Steckmuscheln, Pinna, spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster, Ostrea edulis, ist als Leckerbissen bekannt und beliebt. Endlich gehören hieher die Korallen, sie sind baumartige Thiergehäuse, welche ganze Familien von Würmern beherbergen, und zugleich von diesen Thieren, mittelst Ausschwitzung und Erhärtung eines kalkartigen Saftes vergrößert werden. Von ihnen schätzt man die rothe, Isis nobilis, am mehrsten, weniger die weißern Röhrenkorallen (Tubiporen), Punktkorallen (Milliporen), Sternkorallen (Madreporen). Diese wachsen zu unglaublichen Massen an, denn man hat Beweise, daß viele flache Eilande der Südsee ursprünglich Korallenbänke sind, welche durch angetriebenen Schlamm nach und nach zur Vegetation geschickt wurden. F.

Schall ist eine jede zitternde Bewegung, die stark und schnell genug geschieht, um auf unsere Gehörwerkzeuge zu wirken (s. Acustik). So entsteht ein Schall, wenn man eine gespannte Saite in bebende oder zitternde Bewegung setzt, wenn eine Peitschenschnur schnell in der Luft geschwungen, wenn die Luft mit Heftigkeit durch eine Trompete getrieben,

oder wenn ein entzündbares Gas angebrannt wird. Zur Hervorbringung eines Schalles gehört ein schallender Körper, und ein Mittel, welches den Schall fortpflanzt. Ein schallender Körper ist ein jeder, dessen Theile einer schwingenden Bewegung fähig sind; und da alle Körper irgend einen Grad von Elasticität besitzen, so gehören eigentlich alle zu den schallenden, nur daß bei vielen die Elasticität so gering ist, daß der Schall, den sie erregen, kaum merklich wird. Das gewöhnlichste Fortpflanzungsmittel des Schalles ist die Luft; in Verbindung mit einem andern Körper kann sie auch in vielen Fällen zugleich der schallende Körper seyn. Dies ist der Fall bei Entstehung des Donners, des Heulens und Sausens der Winde im Schornstein, bei dem Knalle der Peitsche, dem Schalle der Blasinstrumente u. s. w. Hingegen bei Saiten, klingenden Gläsern und Glocken u. s. w. pflanzt die Luft zwar den Schall bis zu unserm Ohre fort, trägt aber zur Entstehung des Schalls selbst nichts bei. Die ältern Philosophen erklärten den Schall der Körper durch ein Erzittern ihrer kleinsten Theile; allein jetzt wissen wir, daß er durch die Schwingungen ganzer Stellen verursacht wird. Chladni hat dies außer allen Zweifel gesetzt, und zugleich Mittel erfunden, die schwingenden Bewegungen auch bei klingenden Flächen bemerkbar zu machen, und die ruhenden Stellen anzuzeigen. Er bedient sich dazu einer reinen kreisrunden Glasscheibe, welche mit feinkörnichtem Sande bestreut, mit ihrem Mittelpunkte auf ein zugespitztes Korkstückchen gelegt, von oben mit dem Finger darauf angedrückt und am Rande in senkrechter Richtung mit einem Violinbogen gestrichen wird. Die Scheibe schallt, und die schwingenden Stellen werfen die Sandkörnchen dahin, wo Ruhe ist; hier erhalten sie gegen einander mancherlei Lagen, und bilden dadurch irgend eine Form, welche Chladni Klangfigur nennt. Durch Halten und Unterstützen der Scheibe an verschiednen Stellen kann man verschiedene Klangfiguren hervorbringen. Mit der Veränderung der Töne der Scheibe verändern sich jedesmal die Klangfiguren. Bei den mehrsten derselben nehmen gewisse feste Linien mehrentheils schlangenförmige Krümmungen an, deren Anzahl bei jeder Figur bestimmt ist. Beim Klingen der Glocken schwingen ebenfalls ganze Stellen, und einzelne dazwischen liegende Linien befinden sich in Ruhe. Wenn man ein gemeines Trinkglas, welches in diesem Falle die Stelle einer Glocke vertreten kann, halb mit Wasser anfüllt, dasselbe nahe über dem Boden zwischen zwei Fingern hält, und den Rand des Glases 45 Grad (den ganzen Rand als einen Kreis betrachtet) von der gehaltenen Stelle mit einem Violinbogen bestreicht, so wird das Wasser durch vier verschiedene schwingende Theile des Glases in Bewegung gesetzt, und diese Bewegung steigt am Ende so, daß das Wasser in Gestalt eines feinen Staubes aufspritzt. Streicht man dagegen den Rand des Glases 60 Grad von der gehaltnen Stelle entfernt, so gibt dies höhere Töne, und der schwingenden Stellen an den Wänden des Glases sind sechs. Der Klang oder Ton der Blasinstrumente, der Pfeifen, Flöten, u. s. w. entsteht nicht durch die Schwingungen der Materie, woraus die Instrumente verfertigt sind, sondern dadurch, daß sich die Theilchen der durchs Hineinblasen zusammengedrückten Luft schnell, aber doch stufenweis und ungefähr in gleichen Zeiträumen wieder ausbreiten. Durch das Hineinblasen wird die in der Pfeife eingeschlossene Luftsäule elastischer als die äußere Luft, daher stößt sie letztere zurück; ein Theil von der Säule tritt heraus, und die Säule dehnt sich plötzlich so lange aus, bis sie wieder mit der äußern Luft gleichförmig elastisch ist. Man kann füglich das Wort Schall für alles Hörbare, was die Bewegung

elastischer Körper in der Luft verursacht, gebrauchen, und dann die verschiedenen Arten des Schalles durch eigne Ausdrücke unterscheiden. Von Klang und Ton handeln besondre Artikel. — Geräusch oder Getös nennen wir einen Schall, wenn die Schwingungen des schallenden Körpers sehr unregelmäßig und in geringer Zahl erfolgen. Ein sehr heftiger und augenblicklich verschwindender Schall wird Knall genannt. Verschiedene Modificationen des Schalles sind auch das Klatschen, Pfeifen, Knirschen, Knarren, Brausen u. s. w. Weiche oder überhaupt wenig elastische Körper, welche selbst fast gar keinen oder keinen merklichen Schall geben, verhindern auch den Schall sehr elastischer Körper ganz oder zum Theil. So hört ein Glas auf zu schallen, wenn es fest mit der Hand umschlossen wird; die Saiten eines Claviers werden gedämpft, wenn man schmale Tuchstreifen dazwischen flicht, und ein musikalisches Instrument klingt dumpfer in einem Zimmer, das mit Tapeten bekleidet ist, als in einem getäfelten oder bloß getünchten. Harte Körper erregen durch ihr Anschlagen an Glocken und Gläser einen stärkern Schall als weiche. — Die Stelle eines elastischen Körpers, welche zuerst angeschlagen wird, geräth zuerst in schwingende Bewegung; ihre Schwingungen pflanzen sich aber mit unglaublicher Schnelligkeit durch die übrigen Theile des Körpers fort. Diese Fortpflanzung des Schalles erklärt mehrere hiehergehörige Phänomene, z. B. die Resonanz, das Klirren der Fenster bei Gewittern, und wenn auf dem Straßenpflaster Wagen schnell vorüberrasseln. Das gewöhnliche Fortpflanzungsmittel des Schalles ist indeß, wie schon bemerkt worden, die Luft. Durch dieselbe gelangt er zu unsern Ohren; durch einen luftleeren Raum wird der Schall nicht fortgepflanzt; je verdünnter die Luft ist, desto schwächer pflanzt sie den Schall fort. Eine Pistole, auf einem hohen Berge abgeschossen, knallt ungleich schwächer als in der Ebene. Musikalische Instrumente tönen in kalten Stuben stärker als in geheizten, wo die Wärme die Luft verdünnt hat. Die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft muß man sich ungefähr so denken, wie ein ins Wasser geworfener Stein eine große Menge kleiner einandertreibender Wellen hervorbringt. Ein in schwingende Bewegung gesetzter schallender Körper verursacht eine wellenförmige Bewegung in der Luft, wobei diese sich abwechselnd verdichtet und verdünnt. Je weiter die von einem Wurfe im Wasser verursachten Wellen sich fortwälzen, einen desto größern Umfang nehmen sie ein, aber verhältnißmäßig desto schwächer werden sie. So auch die Luftwellen, die der Schall verursacht. Sie dehnen sich nach allen Seiten aus, verlieren dabei aber auch zugleich an Kraft; daher hört man den Schall immer schwächer, je weiter man sich von dem schallenden Körper entfernt, wenn nicht besondre Umstände ihn in der Entfernung verstärken. Ueber die Geschwindigkeit des Schalles hat man eine Menge Versuche angestellt. Daß sie ungleich geringer sey, als beim Lichte, lehrt die tägliche Erfahrung. Wenn ein Mann in der Entfernung von 2 bis 300 Schritten einen Baum fällt, so sehen wir allemal die Hiebe einige Augenblicke eher an den Stamm fallen, bevor der Schall zu uns kommt. Schießt jemand in der Entfernung von mehrern hundert Schritten eine Büchse los, so sehen wir das Feuer in demselben Augenblicke, der Knall aber gelangt erst nach einem sehr merklichen Zwischenraume in unser Ohr. Durch den Knall einer Kanone hat man den Grad der Geschwindigkeit des Schalles zu bestimmen gesucht, und hienach gefunden, daß er sich in einer Secunde ungefähr 173 Toisen oder 1038 Fuß fortpflanzt. Die Kenntniß der Geschwindigkeit des Schalles gibt ein Mittel an die Hand, Entfernungen, deren

Bestimmung der Augenblick erfodert, durch das Feuer und den Knall einer Kanone zu schätzen. Man hat auch durch Rechnung die Geschwindigkeit des Schalles zu bestimmen gesucht, aber die dadurch erlangten Resultate stimmen nicht mit den Beobachtungen überein. Regen oder trockne Luft zeigten keinen Einfluß; wohl aber die Richtung des Windes. Der Schall pflanzt sich geradlinicht fort, daher kann man sich gewissermaßen Schallstrahlen vorstellen, welche sich, wie die Lichtstrahlen aus einem leuchtenden Punkt, aus dem schallenden Körper nach allen Richtungen hin verbreiten.

Schalmei, Schäferpfeife, welche gemeiniglich aus Rohr gemacht ist; es wird aber auch ein kleines aus Buchsbaum gefertigtes Blasinstrument so genannt, welches sieben Löcher, zwei messingene Klappen und bei der untern noch ein besondres Loch hat, und von f bis zum zweigestrichnen a und b, auch dreigestrichnen c geht. Seitdem die Hoboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinstrumenten erhalten hat, ist jenes Instrument ziemlich ganz abgekommen. — Uebrigens pflegt man auch der Pfeife an dem Dudelsack (s. Sackpfeife) den Namen der Schalmei beizulegen; auch gibt es bei den Orgeln ein gewisses Schnarrwerk unter diesem Namen.

Schaltjahr wird ein Jahr genannt, das aus 366 Tagen besteht, wo ein Tag zwischen den 28sten Februar und 1sten März noch eingeschaltet wird. Bekanntlich besteht ein Jahr aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden; es dauerte aber lange, ehe man diese wahre Größe des Jahres auch nur ungefähr kannte, und selbst die Römer hatten unter Romulus ein Jahr von 304 Tagen in 10 Monate vertheilt. Es fing im März an und endete im December. Numa fügte 51 Tage und 2 neue Monate, den Januar und Februar, zu dem Jahre hinzu, aber dieses unvollkommne Jahr von 355 Tagen gerieth wegen der unterlassenen Einschaltungen in eine solche Unordnung, daß 45 Jahre vor Christi Geburt Julius Cäsar einen neuen Calender einführte, der noch jetzt nach seinem Namen genannt wird; in diesem hatten 3 Jahre 365 Tage, das vierte war aber allezeit ein Schaltjahr von 366 Tagen, wobei man angenommen hatte, daß das Jahr aus 365 1/4 Tage bestände. Da dieses Jahr um 11 Minuten zu groß angesetzt war, so verursachte dieses in 400 Jahren einen Unterschied von etwa 3 Tagen, um welche sich sein Anfang verspätet hatte. Papst Gregor XIII. ließ 1582 den julianischen Calender verbessern, man ließ damals 10 Tage weg und zählte gleich nach dem 4ten den 15ten October, um die Nachtgleiche wieder, wie zur Zeit des Conciliums zu Nicäa, auf den 21sten März zu bringen, und wurde bestimmt, daß für die Folge aller 100 Jahre ein Schalttag ausfallen sollte, wodurch nur in 100 Jahren fast 6 Stunden verloren gehen. Die griechische Kirche, die sich noch immer des julianischen Calenders bedient, fängt daher ihr Jahr jetzt schon um 11 Tage später an als wir. P S.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, einem Theil von China, in Sibirien und Kamtschatka, die Priester, die zugleich Aerzte, Zauberer und Geisterbeschwörer sind, und unter den in jenen Ländern wohnenden Nationen den Aberglauben erhalten. Wahrscheinlich wurde die schamanische Religion, welche aus den albernsten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen besteht, in den südlichen Gegenden Asiens erst durch die neuen Belehrungen des Confucius und Zoroaster verdrängt. Die neue in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde schamanische Religion ist aus dem alten schamanischen Heidenthum und dem nestorianischen Christenthume

gemischt, und heißt die lamaische oder schigemunische, die sich in China durch die Mandschu verbreitet hat, und dort die Hofreligion ist, und außerdem in Tibet, einem Theile Ostindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrscht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor seiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuschamanischen Religion aus. Die altschamanische Religion ist noch weit abergläubischer als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es gibt unzählig viele Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen in willkürlichen Formen gemacht sind; auch existiren gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß die Götter, die nichts thun, sich um sie bekümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religionsbekenner besteht daher in Opfern, Gebeten, Gesängen und allerlei Ceremonien, wodurch sie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen, und die bösen mit sich zu versöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geschenke machen sich die Schamanen oder Priester zu Nutze. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einsiedler oder Waldbruder.

Schandau. Ein Städtchen im meißner Kreise des Königreichs Sachsen am rechten Elbufer, beim Einfluß der Kirnitzschbach in die Elbe gelegen, hat 166 Häuser und 950 Einwohner, welche sich besonders vom Elbhandel mit Holz und Steinen nähren, wozu ihnen eine gewisse Stapelgerechtigkeit über böhmische Schiffe, die sie bisher geübt haben, sehr nützlich ist. Das Städtchen selbst liegt unter einer Sandsteinfelsenkette, und auf dem Kiesricht, einem gleich über dem Markte sich erhebenden Berge, stand im Mittelalter ein Schloß, wovon man jetzt noch die Ruinen sieht. 1730 wurde die eine Viertelstunde hinter Schandau aus Sandsteinfelsen entspringende mineralische Quelle entdeckt, und seit einigen Jahren ist bei der Cisterne vom Kaufmann Hering ein sehr geschmackvolles und zweckmäßiges Badehaus angelegt worden. Was den Aufenthalt für Curgäste besonders angenehm macht, sind die Umgebungen des Orts, die sogenannte sächsische Schweiz. Gleich hinter dem Bade erhebt sich der ostrauer Berg mit der sogenannten Carlsruhe, wo man einer entzückenden Aussicht genießt. Der Kuhstall, die beiden Winterberge, der Zahngrund und mehrere romantische Partien sind nur in der Entfernung von einigen Stunden. Im Orte befindet sich auch ein königliches Floßamt, das im Durchschnitte jährlich gegen 2000 Schragen hartes und weiches Scheitholz nach Dresden und Meißen liefert. P. S.

Schandpfahl, Pranger (man s. auch Pilory), ist ein steinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfosten, an welchem Verbrecher, meistens nur wegen geringerer Vergehungen, nach gerichtlichem Urtheile durch den Gerichtsfrohn befestigt oder hingestellt, und zur Strafe der öffentlichen Beschämung Preis gegeben werden. Wenn eine Strafe nicht bloß Abschreckungsmittel für Andere seyn, sondern auch zur Besserung des Bestraften dienen, und ihn außer Stand setzen soll, ferner die Gesetze der Gesellschaft zu verletzen; so ist gewiß jede öffentliche, alle bürgerliche und menschliche Achtung zerstörende Bestrafung höchst zweckwidrig. Mit der vernichteten Ehre verliert der Mensch auch den letzten Rest des sittlichen Gefühls, falls er dessen noch hat; ihm wird dadurch

die Rückkehr zur Rechtlichkeit und zur bürgerlichen Gesellschaft auf immer, wo man ihn kennt, abgeschnitten, und er ist nicht allein für die Menschheit vernichtet, sondern wird auch in den erbittertsten Feind derselben umgewandelt, und schädlicher als vorher werden. Auch als Abschreckungsmittel für Andere können Strafen dieser Art nicht nützen; denn der sittlich verderbte Mensch wird vielleicht dadurch bewogen, das gestrafte Individuum, gewiß aber nicht die Handlung desselben zu verachten; er wird sich die letztere um so leichter erlauben, als auch bei ihm das Ehrgefühl etwa schon erloschen ist; und aus diesen Gründen glauben wir, daß jeder andern Art von Bestrafungen, selbst den Lebensstrafen, der Vorzug vor allen die Ehre vernichtenden zu geben sey. — Eine dem Schandpfahl und Pranger, an welchem die Unglücklichen übrigens in wichtigern Fällen mit einem Halseisen festgeschlossen wurden, ähnliche kirchliche Strafe war vormals die Kirchenbuße (s. d. Art.). N. P.

Schanze. Einen Platz, der mit einem Aufwurf von Erde umgeben und so eingerichtet ist, daß dahintergestellte Truppen sich mit Vortheil gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können, nennt man eine Schanze. Der Erdaufwurf selbst, die Brustwehr genannt, dessen innere Höhe einen Mann völlig decken muß, und dessen äußere so beschaffen ist, daß, wenn der Soldat auf eine hinter der Brustwehr angebrachte Erderhöhung, das Banket, von 2 1/2 Fuß tritt, er sein Gewehr auf den anrückenden Feind richten kann, erhält eine Stärke von 12 bis 20 Fuß, um dadurch zu verhindern, daß die feindlichen Kanonenkugeln ihn nicht leicht durchbohren und einen Einsturz desselben bewirken können. Sowohl von innen als auch von außen und von oben erhält die Brustwehr Abdachungen (Böschungen). Die innere Böschung wird sehr steil aufgeführt, damit der Soldat ganz nahe an die Brustwehr treten kann; die äußere wird zu 2 bis 2 1/2 Fuß Anlage aufgeführt; die obere Böschung (Krone der Brustwehr) dient sowohl um zu verhindern, daß das Regenwasser sich nicht auf ihr sammle und sie dadurch beschädige, als auch, um den Feind in einer gewissen Entfernung noch mit Vortheil beschießen zu können. Um die Brustwehr herum wird ein Graben geführt, dessen Erde zur Erbauung der Brustwehr und des Bankets verwendet wird, und der den Feind beim Sturm auf die Schanze an demjenigen Ort aufhalten soll, wo er dem Geschütz- und Gewehrfeuer aus der Schanze am wirksamsten ausgesetzt ist. Die Tiefe und Breite desselben richtet sich nach der Menge der zu brauchenden Erde, nach der Stärke, die man der ganzen Schanze geben will, und nach der Zeit, welche man zu ihrer Erbauung verwenden darf. Hat man einen Strom in der Nähe, so kann man das Wasser desselben in den Graben leiten, wodurch die Schanze zur Vertheidigung geschickter wird. Alle übrig bleibende Erde wird vom Graben an nach dem Felde zu verbreitet, und dieses das Glacis der Schanze genannt. Zwischen der Brustwehr und dem Graben läßt man einen Erdrand von 2 Fuß Breite stehen, der verhindern soll, daß die von der Brustwehr bei Kanonaden rollende Erde den Graben nicht ausfülle. Man nennt dieses horizontale Stück die Berme. Das Geschütz in den Schanzen wird auf Kanonenbänken oder hinter Schießscharten placirt. Die Schanzen werden in offene und geschlossene, einzelne und zusammenhängende abgetheilt. Eine offene, bloß aus zwei Seiten bestehende und unter einem Winkel von 60 oder mehreren Graden verbundene Schanze heißt eine Flesche. Ein aus vier geradlinigten Seiten und vier ausgehenden Winkeln geschlossenes Werk wird eine Redoute genannt. Besteht der Umfang einer Schanze aber aus ein- und ausgehenden Winkeln, so

gibt man ihr den Namen Sternschanze. Ist bei einer geschlossenen Schanze in den Ecken derselben die Brustwehr besonders noch herausgeführt, so heißt selbige eine Schanze mit Bollwerken. Große Schanzen haben noch besondere flankirende und secundirende Werke, als Caponniren-, Horn- und Kronwerke, Ravelins rc.; auch wird es zuweilen nothwendig, dem Graben eine starke Vertheidigung zu geben, wozu besondere Einrichtungen erfoderlich sind. Eine Schanze, die zur Deckung einer Brücke bestimmt ist, heißt eine Brückenschanze. Die Anlage einer zusammenhängenden Verschanzung richtet sich nach dem zu vertheidigenden Terrain. Vor und an eine Schanze bringt man noch gewisse Hindernisse an, wodurch dem Feinde das Andringen und Erstürmen des befestigten Werks erschwert wird. Hieher gehören Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reiter, Pfähle, Eggen, Bretter mit Nägeln, Sturmbalken, Verhaue, Wolfsgruben, Fußangeln, Fladderminen und Ueberschwemmungen. P. S.

Scharbock (Scorbutum), eine Krankheit, welche den ganzen Körper in seinen tiefsten Lebensquellen angreift, aufs schmerzlichste dem Tode nahe bringt, wenn keine Mittel dagegen angewandt werden können. Sie war sonst weit häufiger und gefährlicher als jetzt, seitdem man die Mittel, sie zu verhüten und zu heilen, näher kennen lernte. In kalten nördlichen Gegenden, besonders an den Seeküsten, in feuchter kalter Luft entsteht sie vorzüglich gern, daher sie an den Seeküsten von Holland, in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimisch ist, und es sonst auch auf den Schiffen war. Wahrscheinlich herrschte sie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingebornen seltener als unter den Ankömmlingen, die des climatischen Einflusses weniger gewohnt, demselben bald unterliegen mußten. Am schlimmsten war sie auf Schiffen, welche weite Seereisen zu machen hatten, besonders nach den nördlich gelegenen Ländern, weil hier alle Ursachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zusammenwirkten. Daher man oft auf solchen Schiffen über die Hälfte der Mannschaft an dieser Krankheit liegend hatte, und sie nicht selten in die mißlichste Lage dadurch versetzt wurden. In der ältesten Zeit hingegen ist wahrscheinlich die Krankheit weniger häufig vorgekommen, weil die Schifffahrt doch meistens nur beschränkt war, bloß in Küstenschifffahrt bestand, oder doch noch nicht in das große Weltmeer sich hinauswagte. — Die Zufälle dieser Krankheit sind verschieden, je nachdem sie einen geringern oder höhern Grad erreicht; alle aber zeigen, wie man sehen wird, an, daß das Wesen der Krankheit in einer Schwäche der Lebensthätigkeit besteht, welche von dem Nervensystem auf das Muskelfasersystem, von diesem auf das Gefäßsystem übergeht. Das Entstehen der Krankheit kündigt sich schon vorher durch verdrießliche, traurige und niedergeschlagene Gemüthsstimmung, und durch das vorherrschende Gefühl von Müdigkeit an. Allmählig nimmt diese letztere so zu, daß sie große Schwäche und Mattigkeit, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beschwerlicher und mühsamer wird. Bildet sich die Krankheit weiter aus, so wird nun das Zahnfleisch dunkelblau, sogar schwärzlich, schwillt auf, blutet bei leichter Verletzung, der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Gesichtsfarbe blaß und schmutzig, es entstehen Flecken von blaurother Farbe auf der Haut, besonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geschwulst zuerst an den Füßen ein, verbreitet sich aber auch weiter hin über den Körper. Die übrigen Functionen des Organismus gehen dabei noch eine Zeit lang ungehindert von Statten; doch ist der Urin schon

sehr dunkel, und geht schnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsstimmung des Kranken beständig niedergeschlagen und traurig. Diese und seine große körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, so nothwendig und heilsam sie ihm auch wären, und so sehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer Ueberwindung kann er sich dazu entschließen, allein bald zwingt ihn die äußerste Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niedersinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, so nehmen alle die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringsten Versuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzathmigkeit, die in Erstickung überzugehen droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es stellen sich schmerzhafte Empfindungen in den Gliedern, Reißen und Ziehen in denselben ein, welche bis in das Innerste der Knochen zu bohren scheinen. Das Zahnfleisch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; selbst aus den in der Haut befindlichen Flecken werden nun Geschwüre, welche leicht bluten. Diese Geneigtheit des Blutes zu Ergießungen aus den Gefäßen vermehrt sich so sehr, daß in noch höherm Grade der Krankheit Blutflüsse entstehen, welche schwer zu stillen sind, und die Schwäche auf das äußerste vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines solchen heftigen Blutflusses. Der Brand greift hie und da weiter um sich, so daß ganze Glieder davon ergriffen und schwarz werden. Zuletzt stellt sich allgemeine Anschwellung des Körpers und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. Alles dies zeigt an, daß zur Entstehung dieser Krankheit Einflüsse auf den Körper wirken müssen, welche der Idee des Lebens zuwider, dieses in den Functionen, welche zur Erhaltung bestimmt sind, schwächen und herabsetzen. Daher kommt nicht nur bloßes Gefühl von Müdigkeit und Ermattung, sondern wirkliche Schwäche und Erschlaffung aller Muskelfasern, welche zuletzt auch auf die Adern und alle Gefäße übergeht. Da aber von der kräftigen Function der Lebenserhaltung auch die gesetzmäßige Beschaffenheit der Säfte des Körpers abhängt, so weicht auch diese, zugleich mit der Abweichung und Erschlaffung der Muskelfasern und festen Theile ab, und daher entsteht eine Verderbniß des Blutes und der übrigen Flüssigkeiten des Körpers, welche sich durch zu große Dünnigkeit, Wässerigkeit, Neigung zum Ausfließen aus den kleinen Aderzweigen, und zum schnellen Uebergang in Fäulniß äußert. Die Einflüsse, welche so feindlich gegen das Leben wirken, sind solche, welche sämmtlich in dem lebenden Körper einen Mangel an wohlthätigem Lebensreiz für das Blutsystem bewirken, und im Gegentheil das auflösende Princip, welches in dem lymphatischen System vorherrscht, begünstigen. Es befördert das Leben am besten mäßig warme, trockene Luft, und der Genuß gesunder Nahrungsstoffe. Nässe und Kälte sind allem organischen, und somit vorzüglich auch dem thierischen Leben feindlich, und sie unterdrücken es endlich. Daher entsteht diese Krankheit am meisten in den schon angeführten Orten, weil Nässe, Kälte und der Genuß schlechter, verdorbener Nahrungsmittel daselbst oft zusammentrifft. Diese Erfahrung, noch mehr aber der innere Instinct der Natur, hat auch den Menschen die Mittel dagegen gelehrt, und es ist bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren climatische Beschaffenheit vorzüglich die Entstehung dieser Krankheit begünstigt, in den kältesten Nordküstenländern, besonders in Grönland, auch zugleich ein souveränes Mittel dagegen, das Löffelkraut (cochlearia officinalis), in zahlloser Menge wächst und am besten gedeiht. Der Instinct selbst fodert in der Krankheit dieses

und ähnliche Mittel, besonders säuerliche, scharfe, pikante, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt des Lebenserhaltungssystems erregende Genüsse. Der Kranke sehnt sich nach dergleichen, und Citronensäure, Essig, Kresse, Senf, Rettig sind ihm vorzüglich angenehm und die besten Heilmittel. Seitdem man die Krankheit näher kennen lernte, hat man besonders auf den Schiffen auch gelernt, auf alle Weise sie zu verhüten. Daher wird daselbst so viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaschen; die Mannschaft muß sich in müßigen Stunden Bewegung machen, und auf dem Verdeck aufhalten. Am meisten hat aber wohl die Einrichtung gewirkt, daß unter dem Schiffsproviant mehr Auswahl und die möglichste Reinlichkeit beobachtet wird, und besonders reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen werden, welches zur Verhütung dieser Krankheit als das einfachste und wohlfeilste Mittel sich bewährt hat. H.

Scharfschützen (Tirailleur). Die Infanterie theilen die Tactiker gemeiniglich in Linientruppen und zerstreut fechtende Truppen, Schützen genannt, ab. Vorzugsweise nennt man aber denjenigen Infanteristen einen Scharfschützen, der besonders aufs genaue Schießen und richtige Treffen eingeübt und mit einem gezogenen Gewehre versehen ist. Man gebraucht die Schützen und Scharfschützen besonders im Gebirgskriege und Kriege im durchschnittenen Terrain, bei Ueberfällen, Aufhebung und Beunruhigung feindlichen Trainwesens, zur Deckung bei Recognoscirungen oder beim Rückzuge anderer Truppen. Da diese Truppe meist Mann gegen Mann ficht, bald einzeln, bald in Masse sich aufstellt, dem Feind bis auf einige Schritte entgegenkommen, dann sich möglichst schnell von ihm entfernen muß, auch oft weit von der Armee ab, besonders des Nachts, auf unbekannten Wegen, durch Gründe und Wälder sich schleichen muß; so wird sie besonders aus muthvollen und raschen Jünglingen und Männern organisirt, die zweckmäßig bewaffnet und bekleidet werden. Der gemeine Mann soll besonders geübt im Schießen seyn, weßhalb man vorzüglich Jäger zum Dienste derselben wünscht; die Offiziere müssen außerdem auch Terrain- und geographische Kenntnisse hinreichend besitzen, wenn sie ihrem Zweck vollkommen entsprechen wollen. Was brauchbare unerschrockene Scharfschützen, besonders wenn es die Vertheidigung und Selbstständigkeit ihres eigenen Landes gilt, leisten, hat die Geschichte Tyrols, der Schweiz und des letztern Befreiungskriegs gezeigt. P. S.

Scharlach ist eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zusammengesetzt. Der Oelmahlerei mangelt noch ein schönes Scharlachpigment, weil Oel das Aussehen des Materiales mehr oder weniger ändert. Für Wassermahlerei bedient man sich dazu des Zinnobers oder des Cochenillenlacks, der mit Zinnauflösung bereitet ist. Selbst die Färberkunst schlägt diesen letztern Weg ein, um schönes Scharlach zu erhalten; es wird z. B. Wolle zuerst in Zinnauflösung gebeizt, und dann im Cochenillenbade ausgefärbt. F.

Scharlachfieber, gehört unter die fieberhaften Ausschlagskrankheiten (Hautkrankheiten, oder Exantheme), welche in der Regel stets als Epidemie vorkommen (s. d. Art.) und zugleich durch ihr eigenes Gift sich fortpflanzen. Die Krankheit besteht in dem eigenthümlichen Scharlachausschlag und einem Fieber; dieses ist bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch sehr bösartig. Der Ausschlag besteht in dunkelrothen Flecken, die sich bald in unbestimmt großen und unregelmäßigen Formen abgesondert, bald zusammenfließend über die

Haut verbreiten. So wie die Masern das Eigenthümliche haben, da sie mit Beschwerden der Respirationsorgane, mit Husten und mit Entzündung der Augen, verbunden sind, so stellt sich auch beim Scharlachfieber Entzündung des Halses und der Halsdrüsen als jedesmalige Begleiterin ein. Der Verlauf der Krankheit bleibt sich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er gewisse Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Wir können in dieser Rücksicht besonders vier Hauptperioden unterscheiden, von denen die erste die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlasses, die vierte die Periode der Abschuppung genannt werden kann. Die erste Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit seinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erscheint zuerst. Mißmuth und Uebelbefinden, Mattigkeit, Uebelkeit, oft bis zum Erbrechen, laufender Frost über den ganzen Körper, Schmerz im Halse beim Schlingen sind die krankhaften Erscheinungen der zwei bis drei ersten Tage. Bei Manchen kommt gleich Anfangs heftiges Kopfweh, Schlaflosigkeit und Irrereden dazu. Vom dritten Tage an, in seltenen Fällen, wenn die Krankheit sehr heftig und ungestüm verläuft, schon von dem zweiten Tage an, kommen die Flecken auf die Haut zum Vorschein, erst klein und gleichsam nur durch die Haut schimmernd, allmählig aber größer in einander fließend und stärker gefärbt, gemeiniglich zuerst im Gesicht, an dem Leib, dann an den Händen und Füßen. Diese Flecken haben die größte Aehnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben eben so flach in der Haut sitzen, und die Röthe verschwindet beim Druck, kehrt aber sogleich wieder zurück, sobald dieser aufhört. Täglich wächst nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum fünften und sechsten Tage. Die Kranken werfen sich entweder unruhig und schlaflos hin und her, oder sie liegen in Betäubung und Phantasie. Oft steigt das Irreseyn bis zum Rasen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile, welche vorzüglich roth gefleckt sind, schwellen etwas auf, besonders nimmt man dies an den Händen bis zu den Fingerspitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halses steigt zuweilen immer höher, zugleich wächst die Geschwulst der Halsdrüsen so, daß die Kranken nicht mehr schlucken können, und der Speichel sogar zum Munde heraus läuft. Wo die Krankheit einfach ist, und ihren Verlauf ohne Störung durchsetzt, ist der fünfte Tag der höchste der Entzündung und des Fiebers; allein oft geht das Letztere bis zu dem siebenten, neunten, ja nicht selten bis zum vierzehnten und noch länger fort. An dem sechsten oder siebenten Tage fängt die Periode des Nachlasses an. Das Fieber wird nun gelinder und verschwindet zuweilen so schnell, als es erschienen ist; hiermit läßt auch das Irrereden nach, und der Schlaf stellt sich statt dessen ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die hohe Röthe der Flecken verliert sich in der Ordnung, wie sie erschienen ist, so daß meistens Hände und Füße noch roth, geschwollen und schmerzhaft sind, wenn die Haut des Gesichts, des Halses u. s. f. beinahe ihre natürliche Farbe schon wieder hat. Der Halsschmerz verliert sich in dieser Periode ganz; war aber Geschwulst der Halsdrüsen vorhanden, so ist diese meistens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen sich schon die ersten Spuren der Abschuppung des Oberhäutchens, und einige Tage darauf geht diese wirklich vor sich. Die alte Oberhaut (Epidermis) wird von der neugebildeten abgestoßen, und läßt sich in großen Stücken losschälen. Auf der Brust, auf den Armen, Händen und Füßen ist diese Häutung am stärksten, so

z. B. wenn die Krankheit sehr stark gewesen ist, die Haut der Finger in ganzen Formen wie Fingerstücke von einem Handschuh sich abziehen läßt. Bei dem regelmäßigen und einfachen Scharlachfieber ist die Krankheit mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Gesundheit kehrt wieder zurück. Anders aber ist der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Scharlachfieber andere gefährliche Zufälle sich gesellen, die entweder von der Heftigkeit oder von einem bösartigen Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vernachlässigung, von verkehrter Behandlung, und andern Umständen herrühren können. Das einfache Scharlachfieber besteht in seinem Wesentlichen in einer eigenen Entzündung der Haut, wovon die Röthe, Hitze, die Aufgedunsenheit der Haut, die beschleunigte Function derselben, besonders desjenigen Theils, welcher die Epidermis bildet, hinlänglich Beweis gibt. Der entzündliche Zustand des Haargefäßsystems der Haut ist zugleich die Ursache, daß weit mehr Blut dahin strömt, als im gesunden Zustande geschieht, daher auch der Wechsel der Stoffe, besonders das Freiwerden des Wärmestoffes in der Haut viel rascher von Statten geht. Dieser entzündliche Zustand der Haut ist in genauer Verbindung mit dem Fieber. Wenn auch dieses nicht einzig von der Hautentzündung herrühren sollte, sondern von der gemeinschaftlichen Ursache des Scharlachexanthems erregt wird, so wirkt doch zuverlässig die Hautentzündung wieder als unterhaltende Ursache des Fiebers, denn diejenigen Kranken, welche wenig Scharlachexanthem haben, kommen in der Regel auch mit leichterem Fieber weg, je höher und ausgebreiteter dagegen die Röthe der Haut ist, je mehr sie durch äußere Wärme oder innere erhitzende Mittel erhöht wird, desto mehr wächst auch das Fieber. In dem gesunden Zustande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis, und die Abhäutung des alten Oberhäutchens unaufhörlich vor sich, aber in so langsamer und stiller Thätigkeit, daß wir es nur an dem Staub, der sich auf der Haut einfindet, wenn sich ein Mensch lange Zeit nicht gebadet oder gewaschen hat, gewahr werden. Bei dem Scharlachfieber aber wird die Natur zu einer übermäßigen Anstrengung gezwungen, diese neue Bildung in die kurze Zeit von einigen Tagen zu concentriren, welches demnach nicht nur eine außerordentliche Erregung des bildenden Systems im Organismus, sondern auch einen so schnellen Verbrauch der gerinnbaren Lymphe des Blutes veranlaßt, daß die Ernährung des Körpers stille steht, und die Kranken, zumal da durch das Fieberfeuer die organischen Stoffe aufgelöst und verflüchtigt werden, schon in wenig Tagen äußerst abgezehrt erscheinen. Die meiste Gefahr führt das Scharlachfieber durch die Entzündung innerer Theile mit sich, welche sowohl von der ursprünglichen Erregung des Fiebers, als auch von der weitern Verbreitung der Hautentzündung entstehen kann. Am meisten ist dies der Fall im Gehirn, mit Anhäufung des Blutes im Kopfe, welche um so schneller gefährlich wird, da schon im gesunden Zustande eine so bedeutende Menge Blutes nach dem Kopfe strömt. Daher entstehen bei dem Scharlachfieber so häufig und oft so schnell heftige Kopfschmerzen, Betäubung, Irreseyn, Schlafsucht, Krämpfe und Schlagfluß. Oft tritt aber auch Entzündung in absondernden Häuten innerer Theile ein, und so wie auf der äußern Haut die Entzündung die neue Epidermis erzeugt, so ist das Product der Entzündung der innern häutigen Organe Schleim, lymphatische Flüssigkeit, scharfe Galle u. s. w. In diesem Falle geht die Krankheit einen weniger schnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erst alsdann ein, wenn die eigentliche Scharlachentzündung der Haut vorüber ist, und das Fieber entweder aufhört, oder nur

von dem innern Entzündungszustande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entstehen. Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an jedem Orte herrschend werden. Am meisten überfällt es Kinder, doch sind auch Erwachsene demselben ausgesetzt, aber seltener, weil die Krankheit in der Regel den Menschen nur einmal befällt, und die meisten schon als Kinder damit befallen werden. Wenn in einem Hause, wo mehrere Kinder sind, eins davon das Scharlachfieber bekommt, so folgen zwar in den meisten Fällen die andern nach, doch bleiben auch zuweilen einzelne auf kürzere oder längere Zeit, manche für das ganze Leben davon befreit. Aus diesen Erfahrungen ist der Schluß zu ziehen, daß das Scharlachfieber weder das Product einer besondern Beschaffenheit der Luft, einer epidemischen, endemischen, oder Witterungsconstitution, noch eine nothwendige Bildungskrankheit ist, welche der Mensch durchlaufen muß, sondern daß sie von einem Ansteckungsstoffe entsteht, welcher jedesmal im wesentlichen die nämliche Krankheit erzeugt, und von ihr wiederum von neuem gebildet wird, wie bei den Blattern derselbe Fall Statt findet. Gleichwohl muß auch noch eine besondre, bisher noch nicht erforschte Disposition des menschlichen Organismus dazu gehören, diesen Ansteckungsstoff aufzunehmen, und von ihm in dieselbe krankhafte Erregung versetzt zu werden. Die Empfänglichkeit für ihn kann wahrscheinlich durch Einfluß der Luftbeschaffenheit befördert werden. Deßhalb vielleicht sind zu manchen Zeiten, besonders im Winter und Frühjahr, bei naßkalter Witterung, bei Nordwest- und Nordostwinden, unter welchen Umständen die Thätigkeit der Haut verändert, das Nervengewebe derselben krankhaft gestimmt wird, und katarrhalische Zufälle, besonders Halsentzündungen häufiger vorkommen, auch die Scharlachfieber weit häufiger. In Ansehung der Vorhersagung des Ausgangs dieser Krankheit sind die Zufälle und Zeichen noch immer trüglich. Viele Kranke kommen sehr leicht durch, bei Andern ist die Krankheit äußerst heftig; Manche genesen trotz der schlimmen Zufälle, bei Andern hat die Krankheit anfangs einen gelinden Anschein, und plötzlich treten die gefährlichsten Zufälle ein, welche oft plötzlich den Tod herbeiführen, ehe noch Zeit übrig bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. So viel bis jetzt Erfahrungen gelehrt haben, rührt die größte und dringendste Gefahr oft von einem schnell eintretenden Blutandrang nach dem Gehirn, Entzündung, auch wohl Lähmung desselben, oft auch von einem unvermuthet schnell überhand nehmenden Zustand von Schwäche der Lebenskräfte her, welcher bis zur Lähmung der Blutgefäße und der Fäulniß ähnlichen Verderbniß der Säfte herabsinken kann. Andre innre Organe, z. B. Drüsen, die Leber u. a. m. werden zwar auch zuweilen von einem entzündlichen Zustande ergriffen, allein in diesen Fällen hat die Krankheit keinen so raschen Verlauf. Dieser oft so trügliche Anschein von Gelindigkeit mit nachfolgenden gefahrdrohenden Zufällen, überhaupt die häufigen Fälle, in welchen der Tod erfolgte, haben besonders die Gemüther der Familienväter und Mütter in große Besorgniß versetzt, und das Scharlachfieber in den Ruf gebracht, als wenn es jetzt eine Bösartigkeit mit sich führe, die es sonst nicht gehabt habe. Dies ist jedoch nicht der Fall, indem auch die ältern Aerzte, welche Beschreibungen dieser Krankheit lieferten, Beispiele ihrer Bösartigkeit aufstellen. Obgleich z. B. Sydenham in der Mitte des 17ten Jahrhunderts sie meistens nur als ein gelindes Fieber gesehen hat, so daß er sie nur für eine mäßige Aufwallung des Geblüts hielt, so berichtet er doch schon, daß er auch Fälle von Krämpfen, epileptischen Zuckungen, Schlaf-

sucht und Betäubung beobachtet habe. Morton, welcher (um die nämliche Zeit) das Scharlachfieber noch nicht genau von den Masern unterschied, hat sehr bösartige Fälle desselben beobachtet. Weiterhin gab es auch schon sehr bösartige Epidemien, welche die Aerzte der damaligen Zeit zum Theil unter andern Benennungen, z. B. als bösartiges Friesel (wie Simon Schulze), Halsbräune (wie Tissot in dem Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) u. s. w. beschrieben, meistens aber auch unter ihrem jetzt allgemein bekannten Namen schilderten. Es sind also seit der langen Zeit, als man anfing, aufmerksamer auf das Scharlachfieber zu seyn, eben so wohl gefährliche und tödtliche Zufälle dabei erschienen als jetzt, und es erscheint noch jetzt eben so häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es sonst darin auftrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die sich bösartig zeigen, und von der so viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bösartige Constitution der Krankheiten überhaupt herrschen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erstreckt. Nicht in der Krankheit selbst liegt folglich die Bösartigkeit, sondern in äußern Umständen und Verhältnissen, welche diejenige Tendenz der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, besonders begünstigen. Diese liegen besonders in gewissen Veränderungen der Luftbeschaffenheit, z. B. starke und trockne Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, besonders nasse und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünstigen. Eine vorzügliche Ursache schlimmer Zufälle gibt auch oft verkehrte oder nachlässige Behandlung. Diese ist zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend gewesen, je nach dem eine verschiedene Meinung über das Wesen der Krankheit unter den Aerzten und dem Volke herrschte. Eine Schule wollte mit erdigen und einsaugenden Mitteln die Schärfe wegnehmen, oder mit Bezoarpulvern sie durch Ausdünstung aus dem Körper schaffen; die andre wollte mit hitzigen schweißtreibenden Mitteln das Gift heraustreiben, und glaubte schon viel gewonnen, wenn man nur den Ausschlag recht stark auf der Haut erscheinen sah; nach einer andern Theorie wollte man mit sogenannten antiseptischen Mitteln der Fäulniß vorbeugen, oder wieder nach einer andern mit Reizmitteln und sogenannten stärkenden Mitteln die Schwäche heben, welche man als Ursache der Krämpfe, der Betäubung u. s. w. ansah; andre Aerzte versuchten mit Brech- und Laxirmitteln die im Magen oder in den Gedärmen vermutheten Unreinigkeiten wegzuschaffen. Keine dieser Methoden ist unbedingt zu tadeln oder anzupreisen, jede derselben kann nach Zeit und Umständen in einzelnen Fällen anwendbar, nach Beschaffenheit der epidemischen Constitution eine Zeit lang nothwendig seyn, nur dürfen sie nicht als allgemeine Richtschnur empfohlen werden. Wer diese Krankheit richtig behandeln, sie nicht ohne Noth mit vielen Mitteln bekämpfen, aber auch nicht Gefahren, die abgewendet werden können, durch Versäumniß der nöthigen Vorkehrungen heranwachsen lassen will, muß zuvörderst die Krankheit ihrem Wesen nach (so weit es der jetzige Stand der Wissenschaft begünstigt) und in ihren Veränderungen und Verbindungen, unter welchen sie im Organismus des Menschen vorkommt, kennen, den einzelnen Fall vorzüglich nach Beobachtung und mit gehöriger Würdigung der herrschenden Krankheitsconstitution, und des möglichen Einflusses der vorhergegangenen und gegenwärtigen Witterung, untersuchen, und dann zunächst erforschen, welchen Charakter das Fieber hat, in welcher Periode die Krankheit steht, welche Region des Körpers am meisten angegriffen ist, welche Gefahr gegenwärtig am dringend-

sten ist, welche wahrscheinlicher Weise noch eintreten kann, u. s. w. Da hier der Ort nicht ist, wo es passend wäre, die ärztliche Behandlung des Scharlachfiebers durchzuführen, so verweisen wir diejenigen, welche sich mit des Verfassers Ansichten hierüber näher bekannt machen wollen, auf dessen Abhandlung über das Scharlachfieber und die Nachkrankheiten desselben in den allgemeinen medicinischen Annalen *). Doch können wir die Gelegenheit nicht vorbeilassen, einige herrschende Vorurtheile zu rügen, deren verderblicher Einfluß manches mit dieser Krankheit befallene Kind kränker macht. Das erste dieser Vorurtheile ist, daß man, in der Voraussetzung, als müsse ein Friesel (wie man den Scharlachausschlag gemeinhin nennt) auf der Haut zum Vorschein kommen, welches die giftige Schärfe aus dem Körper herausschaffe, durch äußere Wärme und durch treibende, hitzige Mittel, den Ausbruch dieses Friesels befördern, und durch genaues Warmhalten des Kranken, ja durch ängstliche Vermeidung jeder Abkühlung den Zurücktritt dieses Friesels verhüten müsse. Man glaubt demnach, daß der innre Organismus desto reiner von dem Scharlachgift werden müsse, je mehr Röthe und Ausschlag auf der Haut zum Vorschein kommt, und daß hiervon ein glücklicher Ausgang allein zu erwarten sey. Diese Maximen entspringen nicht nur von einer ganz falschen Meinung über das Wesen des Scharlachfiebers, sondern es widerspricht ihnen auch alle geläuterte und vorurtheilsfreie Erfahrung. Wir haben schon oben berührt, daß das Wesen des Scharlachexanthems in einem Entzündungszustande des bildenden Theils der Haut mit Fieber bestehe, wovon alle Zufälle abhängen. Je heftiger folglich dieser entzündliche Zustand ist, desto stärker muß die Röthe der Haut, desto stärker muß das Fieber, desto heftiger müssen die daher rührenden Zufälle seyn. Was diese Entzündung der Haut vermehrt, muß folglich auch alle die davon abhängigen Zufälle vermehren, und sogar ihre Verbreitung auf innere Theile befördern; dagegen dasjenige, was diese Entzündung in Schranken hält, so daß sie ihre natürlichen Gränzen nicht zu überschreiten vermag, was die zu hoch gestiegene Entzündung herabsetzt, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft sehen wir, daß Kinder, welche von dieser Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachausschlag bekommen, und doch ihre Krankheit so leicht ist, daß sie kaum nöthig haben, sich in das Bette zu legen; daß dagegen andre, die mit brennender Röthe übergossen sind, gefährlich krank darniederliegen. Auch wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, sondern in den meisten Fällen wächst es in dieser Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht selten den Kindern gegeben werden, um das sogenannte Friesel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verstärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen kranken Kinder seyn, die mit entzündeter scharlachrother heißer Haut, bei erhitzter Stubenluft in warmen, von Dunst qualmenden Federbetten stecken müssen! Da ist es denn wohl natürliche Folge, wenn solche Kranke immer höher steigende Fieberparoxysmen bekommen, Delirien und sogar Raserei eintreten und endlich auch wohl von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir in der neuern Zeit Beispiele genug gesehen haben. Dagegen mußte uns auffallend seyn, wie häufig Kinder armer Leute bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wohl mit dem Scharlachausschlag auf der Haut im Freien herumgelaufen sind, nicht allein ohne Nach-

*) S. Annalen der Heilkunst des Jahrs 1815, Mai.

theil, sondern mit offenbarer Erleichterung der Krankheit, und mit Beschleunigung des glücklichen Verlaufs derselben. Erfahrung und die Theorie von dem Wesen des Scharlachfiebers lehren uns demnach, daß die Kranken in der Periode der Entzündung, also in den ersten fünf bis sechs Tagen der Krankheit, ganz kühl gehalten werden müssen. Der Aufenthalt des Kranken sey in einer zwar trockenen aber kühlen und luftigen Stube, auf einem mit Pferdehaaren versehenen Lager, die Bedeckung ganz leicht. Man gebe dem Kranken kühlendes Getränk, z. B. Abkochung von säuerlichen Früchten, frisches Wasser mit Citronensäure oder Weinessig und Zucker. Alle erhitzenden Getränke und schweren Speisen, der zu häufige Genuß warmer Getränke, Hollunderblüthenthee und dergl. lasse man ihn vermeiden. Stellt sich aber das Fieber mit größerer Heftigkeit ein, so muß man auch kräftigere Mittel dagegen anwenden, worunter lauwarme Bäder, und bei sehr heißer, trockner und rother Haut öfteres Waschen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser, die vorzüglichsten und hülfreichsten sind. Man lasse sich durch kein Vorurtheil und durch keine ungegründete Furcht vor Erkältung oder Unterdrückung des Scharlachausschlags davon abhalten. Das Fieber vermindert sich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemildert. Nach zwei bis drei Stunden, je nach dem die Fieberhitze heftig ist, eher oder später, nimmt die Unruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von neuem wieder zu, man wiederholt deßhalb das Waschen des Körpers mit kaltem Wasser, worauf die ruhigen Zwischenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßigt, die Hautentzündung gedämpft und in ihrem Product erloschen, und die Crisis mit gänzlichem Nachlaß eingetreten ist, was bei diesem Verfahren eher geschieht, als bei dem entgegengesetzten. Uebrigens versteht es sich, daß sogleich bei Entstehung dieser Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte muß übertragen werden, da so viele unvorgesehene, gefahrdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beistand eines Arztes unumgänglich nothwendig ist. Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andre davon abhängige Zufälle nachgelassen haben, und die Abschuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken sich ändern, und etwas wärmer werden. Waschen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in einem leichten Bette, oder doch gehörig bekleidet in der Stube. Es ist höchst nothwendig, daß in der Zeit der Wiedergenesung die Ausdünstung ungestört von Statten gehe, und also alle Erkältung, besonders die Berührung der Luft vermieden werde. Auch hierin wird nicht selten sehr gefehlt. Man übersieht oft die Wichtigkeit dieser Periode, und erlaubt den Kranken oder Reconvalescenten Nachlässigkeiten, die sie theuer, nur zu oft mit dem Leben büßen müssen. Das Scharlachfieber hat das Eigne, daß es gern eine Geneigtheit des Organismus zu krankhafter Ansammlung wässerigter Feuchtigkeit unter der Haut nicht allein, sondern auch in innern Höhlen des Körpers, zu Haut-, Bauch-, Brust- und Kopfwassersucht hinterläßt. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht die Heftigkeit der Krankheit allein die Ursache davon ist, denn man findet sie auch bei solchen Kindern, bei denen der Hautausschlag sehr gering war, beinahe eben so oft, als bei solchen, bei denen er sehr stark war, obgleich die letztern noch größere Disposition dazu behalten; allein gewiß ist es, daß Erkältung, oder auch nur wenn die Reconvalescenten der freien Luft während der Abschälung der Haut ausgesetzt werden, diese Anhäufung von wässerigter Flüssigkeit am öftersten

und schnellsten veranlassen. Jede vom Scharlachfieber genesende Per
sollte noch vier Wochen nach der Crisis die Stube hüten und wa
gekleidet seyn, eine Vorsicht, die jedoch selten ganz beobachtet wi
Noch ein Vorurtheil herrscht bei vielen Menschen in Rücksicht der B
handlung dieser Krankheit, dieses nämlich, es sey bei derselben nichts
brauchen, man müsse es der Natur überlassen. Dies ist nur halb wa
Die Krankheit selbst kann wohl nicht mehr unterdrückt werden, we
einmal der ansteckende Stoff im Körper ist, und die Erregung
krankhaften Bildungsprozesses beginnt. Allein die Verordnung des
der Periode angemessenen Verhaltens des Kranken, die Bestimmung
zu beobachtenden Diät, die Milderung des Fiebers, die zeitige Abw
dung drohender Gefahren, die Entfernung nachtheiliger Einflüsse a
den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung verderblicher Verwic
lungen mit dem Scharlachfieber, und vieles andre, sind Gegenstände v
dem größten Gewicht für die Achtsamkeit und Thätigkeit eines Arzte
Dinge, an welche freilich der große Hause nicht denkt, welcher gewoh
ist, nur dann erst die Gegenwart des Arztes für wünschenswerth
halten und zu verlangen, wenn der Kranke schon mit augenfällig gefä
lichen Zufällen zu kämpfen hat, die den innern Kampf um Leben u
Tod durch ängstliche und grausenerregende Bewegungen andeuten, u
dem Arzte nur noch übrig lassen, den Ausschlag zum letztern voraus
sehen, und den traurigen Ruhm zu erwerben, ihn sogleich angesagt
haben. H.

Scharnhorst (Gebhard David von), geboren im J. 17
zu Hämelsee im Hannöverischen von bürgerlichen Aeltern, die daselb
und nachher zu Bothmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, dur
eine merkwürdige Ungerechtigkeit in einen weitläuftigen Prozeß verwickel
konnte seinen Sohn nur in die Dorfschule schicken und bestimmte i
ebenfalls zum Landwirth. Dieser erreichte unter den geringscheinend
Beschäftigungen einer beschränkten Landwirthschaft das 15te Jah
Durch einige Schriften über den siebenjährigen und den österreichisch
Successionskrieg, die er beim Pastor fand, noch mehr durch die Erzä
lungen eines invaliden Unteroffiziers war in ihm der Wunsch gewec
worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einst als Unteroffizier Vo
posten zu commandiren, begeisterte ihn schwärmerisch. Endlich gewan
der Vater seinen gerechten Prozeß, und damit das adelige Gut Bord
nau. Unfern hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm
Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und dam
die bekannte Kriegsschule verbunden. Niemand wurde ohne des Graf
eigne Prüfung aufgenommen, der des Jünglings zwar von Kenntniss
entblößten, aber gesunden und kräftigen Geist zu wohl erkannte, u
ihm den Eintritt zu verweigern. Neuere Sprachen, Geschichte un
Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Krieg
wissenschaften waren die Gegenstände des Unterrichts. Scharnhorst bi
dete sich schnell. Dabei wurden Göthe's Werke, der Wandsbecker B
the und Youngs Nachtgedanken seine Lieblingsbücher und schärften sein
Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach fünf Jahren war
Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 starb. Der hannöverische Gener
Estorf verschaffte ihm Dienste als Fähndrich bei seinem eignen Regimen
Er mußte zugleich die Unteroffiziere und selbst die ältern Offiziere de
Regiments unterrichten. Damals wurde er auch dem Publicum be
kannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriege
gebrauch einzurichten, und durch sehr brauchbare statistische Tabellen
Im J. 1780 wurde er Lieutenant der Artillerie zu Hannover, zweite

und bald nachher erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Nach zwölf Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein schriftstellerischer Ruhm war schon durch sein Handbuch der Kriegswissenschaften, dann durch das Taschenbuch für Offiziere und das militärische Journal gegründet. Im Revolutionskriege gründete er seinen Ruhm als Krieger. Als der hannöverische General Hammerstein 1794 für die schöne Vertheidigung von Menin und dann das kühne Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind den Dank seines Fürsten und hohen Ruhm erwarb, erkannte dieser das ganze Verdienst in Plan und Ausführung Scharnhorst zu, der von dem König von Großbritannien einen Ehrensäbel empfieng, zum Major im Generalstabe und bald darauf zum Obristlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig stellte ihn der König von Preußen als Obristlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalstab als dritter Quartiermeisterlieutenant versetzt, hielt er zu Berlin Vorlesungen für die Offiziere. Im J. 1804 wurde er Obrist, 1807 General-Major und 1813 General-Lieutenant. Bei Auerstädt zwei Mal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef vom Generalstabe desselben. Ausgewechselt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eylauer Schlacht nahm. Der König, dessen Achtung und Vertrauen er verdienter Weise besaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung der Armee. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das gesammte Kriegsdepartement, ward Chef des Ingenieurkorps und empfing die preußischen und russischen Orden. Mit besonnenem Eifer griff Scharnhorst auf das thätigste ein, als für Preußen die Stunde erschien, das Franzosenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach seinem Plane geschah. Als Chef des Generalstabs erschien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blüchers in Sachsen, ward in der lützner Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Fuße verwundet, und starb an den Folgen dieser Wunde, da er sich nicht die erfoderliche Ruhe gönnte, sondern in Aufträgen seines Königs nach Prag und Wien eilte, einige Wochen nachher. Das dankbare Vaterland, für das er lebte und starb, wird sein Andenken stets in Ehren halten.

Schatulle heißt diejenige Casse des Landesherrn, welche aus seinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften besteht, welche er nicht in der Eigenschaft des Landesherrn, sondern als Privatmann zu erheben hat. **Schatullengüter** sind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann sowohl rücksichtlich des Eigenthums, als der Benutzung zugehören. Sie sind den Rechten nach andern Privatgütern derselben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieselben Lasten zu tragen, wofern sie nicht von dem Landesherrn besonders privilegirt sind.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Mahlerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. So wie das sanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande unserm Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Schatten hebt das Licht erst heraus, er ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernst des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Persiens Rosengefilden, bei Indiens Ambrastauden, wo die senkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen

Schatten verscheuchen, da versteht es auch die dort in ewiger Kindheit weilende Kunst, nicht Schatten in eine Darstellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientalischen Gemähldes; schmerzfühlend irrt unser Auge darauf umher und bemerkt die Ruhelosigkeit, die gerade aus jenem trägen Meiden des Kampfes mit der Dunkelheit und der Tiefe entsteht. Eben so sind die Gebilde der heißern Zone in der neuen Welt: schattenlos und bunt mahlen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Licht erscheinen uns die Gebilde griechischer Kunst, doch da diese sich mehr zur Plastik neigt, so steht sie in stiller Klarheit und läßt die wechselnden Schatten über sich hinschweben wie den Hauch der Jahrhunderte; Himmelslicht überstrahle sie freundlich, Fackelschimmer umleuchte sie zauberisch, sie ist empfänglich für beides, sie leuchtet durch das Dunkel der Zeiten. Griechische Mahlerei war blüthenhell und jugendfrisch. Unsere gemäßigten Himmelstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels, je mehr nach Süden, desto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur selbst dazwischengemischte tiefe Dunkel des Haares und der Augen, alles dies ersetzt den Schatten und ahmt seine Wirkung nach. In den Gemählden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemähldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen; nothwendiger Weise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben, doch sind diese Schatten der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, nachdem sie dem Hauptlicht näher stehen. Je breiter die Massen der Schatten sich verbinden und je mehr alle verstreuten zufälligen Lichter vermieden sind, um so einfach größer ist die Wirkung des Ganzen, es hat Haltung und Ruhe. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemählde befindlichen Gegenstand geworfen werden, die also nicht dazu dienen, dessen Rundung anzudeuten, sondern vielmehr ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten sind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteldinte zwischen dem Licht und dem Hauptschatten so, theils bezeichnet man auch zuweilen die Reflexe mit dieser Benennung. Auf der Schattenseite eines gerundeten Gegenstandes nämlich wird sich nie der Hauptschatten bis an den Umriß erstrecken, weil ein gebrochner Lichtstrahl, der von hinten um den Gegenstand herumschimmert, sowohl, als der Widerschein des zunächst befindlichen Gegenstandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen werden; diese Widerscheine oder Reflexe sind die zweite Art der Halbschatten. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemählden entsteht nicht sowohl durch völlige Abwesenheit des Lichtes (dies wäre Finsterniß und könnte nicht mehr Gegenstand der Kunst seyn), sondern durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer also, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, schwarze Farbe hinmahlen zu müssen, wird nimmermehr seinen Zweck erreichen, sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigne Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der italienischen Schule bleibt ewig Correggio der größte Künstler in dieser herrlichen Benutzung des Schattens und Lichtes, er dichtet mit beiden und weiß sie wunderbar zu beseelen; wir werden aber nie einen schwarzen Schatten auf seinen Gemählden finden, alles ist klar, alles durch-

sichtig! Nicht in dem grellen Gegensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendste Wirkung. Die Meister der lombardischen und venetianischen Schule sind am bewundernswerthesten hierin, man kann von ihnen sagen, daß sie wußten, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben; Gherardo della Notte, der von solchen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier besonders bemerkt zu werden. Die römische und florentinische Schule beschäftigt sich mehr mit der Form und ist näher mit der allesgestaltenden Plastik verwandt, da jene sich mehr zur zauberwirkenden Musik hinneigen. Schon die gewöhnlichen Benennungen deuten dies an, man sagt: Farbenton, Farbenaccord, Harmonie eines Gemähldes. In der Musik selbst wird die hinreißendste Wirkung durch Forte und Piano, Schatten und Licht hervorgebracht, sobald wir uns über den engbeschränkten Begriff erheben, als ob nur das Sichtbare so zu nennen sey. Die ganze Schattenseite unsers Lebens und unserer Schicksale mit höherm Licht zu durchstrahlen und zu verschmelzen, daß sie gestimmt werde zur reinsten Harmonie, zum vollsten Accord, dies ist ja das eigentliche Streben der himmlischen Künste! — Bei der Betrachtung des Schattens und Lichtes müssen wir auch der niederländischen Schule gedenken, deren Meister diesen Zauber trefflich anzuwenden verstanden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen dieser Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteste dieser Schattenkünstler. Er wußte auf seinen Gemählden alles mit warmen, bräunlichgrünen Dinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, so daß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung weiß er oft den trivialsten Gegenständen, den gemeinsten Formen, eine höhere Bedeutung und wahre Poesie zu geben. Viele der Meister im Fach der kleinen zartausgeführten Cabinetsstücke sind hierin auch bewundernswerth, besonders Gerhard Dow, Shalken und Mierls. Die deutsche Schule bleibt hierin weit hinter Italienern und Niederländern zurück, meist sind ihre Schatten trocken, grau und undurchsichtig; es ist als hätte die treue Ehrlichkeit der altdeutschen Meister sich diese täuschenden Zauberkünste nicht erlaubt. Schon der Goldgrund, den sie so sehr liebten und so oft anwendeten, zeigt das Streben dieser schlichten tiefen Gemüther nach Licht. Das Heilige erschien ihnen so hellleuchtend, und Sinn und Leben war bei ihnen so klar und eintönig, daß ihre Phantasie gar nicht auf die magischen Schattenwirkungen hingeleitet wurde, ihnen wären dies Schwarzkünsteleien gewesen. Sie gränzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechischen und byzantinischen Künstler. Das stillbeschauende des Orients lebte noch in ihnen, so wie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die sie so ungern trübten und verdämmerten. Die düstern schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Mahler (besonders Marillos und Spagnoletto) mahlten oft mehr finster als dunkel. Die ältere französische Schule zeichnet sich nicht durch Schattenwirkungen aus, daher haben auch fast alle ihre Gemählde etwas flaches und kaltes, besonders scheinen sie den tiefern Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; sie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine practische Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifender würde der sinnige Poussin und der fromme Le Sueur wirken, wenn ihr Pinsel zum Zauberstab würde, der tiefere und wärmere Schattendinten hervorzulocken vermöchte! Die neue französische Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer David wendete schon bei sei-

nen beiden berühmtesten Gemählden, dem Schwur der Horazier und Brutus, Schatten und Licht höchst sinnig an; bei den erstern deutet alles auf die Zukunft hin und fodert zum kräftigen Handeln auf, da fällt volles Licht auf die Gruppe der Männer und dämmerndes Helldunkel verbreitet sich über die der Frauen; beim Brutus hingegen, wo die Handlung vorüber ist und alles Schmerz und Dulden ausspricht, da treten die Frauen helleuchtend hervor und alles übrige ist in tiefes aber klares Dunkel gehüllt. Gerard und Richard wissen den Schatten und das Helldunkel meisterlich zu behandeln. Die neuere deutsche Schule hat auch in diesem Fach treffliche Meister, doch da ihre Leistungen sich nicht auf einen Brennpunkt zusammendrängen, sondern sich sonnig wohlthuend verbreiten, so kann man die Einzelnen weniger anführen. Doch so wie wir unter den Meistern aller Völker und Zeiten hierin Correggio zuerst erwähnten, so müßen wir auch zuletzt auf seine heilige Nacht in der Dresdner Gemähldegallerie als auf das höchste in Vertheilung und Anwendung der Schatten verweisen. Es ist eine wahrhaft geweihte Nacht, selige Klarheit entströmt dem tiefsten Dunkel und wird zum Licht der Welt. — Bei Zeichnungen und Kupferstichen gilt dasselbe von dem Schatten, was bei den Gemälden gesagt ist, nur daß sie auf technisch verschiedene Weise hervorgebracht werden, bald durch schräg über einander gelegte Striche oder Schraffirungen, bald durch Punkte, bald durch einen weich in einander verblasenen Hauch, welche Manier man: à l'estompe, oder: verwischte Manier nennt bei den Zeichnungen, schwarze Kunst aber bei den Kupferstichen. Einen neuen symbolischen Werth hat der Schatten bekommen durch die Dichtung, wie der Peter Schlemihl um den seinen kam, und wie drückend dieser Verlust war. — Daß hier so viel vom Schatten, so wenig aber vom Licht gesagt ist, wird nicht befremden; dies ist klar und erklärt sich selbst, der Schatten bleibt uns im Schicksalsgewebe wie im Kunstwerk so leicht dunkel, kalt und trübe, wenn nicht höheres Licht ihn sinnend durchstrahlt und in sanftglühenden Farbenschmelz taucht. W. L.

Schattirung, (Mahlerei) ist die Veränderung einer Farbe, die durch die verschiedene Beleuchtung in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald es einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Daher muß der erfindende Künstler, besonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, sich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts gesammelt haben, die ihn in den Stand setzen, die Natur zu copiren. Es ist nicht schwer zu sehen, ob ein Gemählde oder eine Stickerei Wirkung thut, aber sehr schwer, ob diese Wirkung wahr und nach Grundsätzen richtig ist. Viele wollen für Schattirung, Nüance, Mittelfarben, sagen; und rechnen sie darunter alle Dinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes von dem höchsten Lichte allmählig abnimmt, es sey, daß sie sich in ganzen oder halben Schatten verliert oder nur in eine andere weniger helle Farbe übergeht, so mögen sie Recht haben. Man sieht Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt, ob sie sich gleich vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sogenannten Mittelfarben oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten.

Schatz (Thesaurus), nennt man eine verborgene bewegliche Sache von Werth, deren ehemaliger Besitzer oder Eigenthümer durchaus un-

bekannt ist. Ein absichtlich gesuchter Schatz gehört dem Eigenthümer des Bodens; ein durch Zauberkünste oder abergläubische Mittel gesuchter ganz dem Fiskus. Von einem zufällig gefundenen Schatze erhalten Arbeitsleute und Dienstboten, so wie auch der zufällige Finder die Hälfte. (Schatz des Staats, s. Staat).

Schatz (Georg), ward am 1sten Nov. 1763 zu Gotha geboren, und schon frühzeitig von einer unwiderstehlichen Begierde zu lesen gefesselt. Der Zufall führte ihm einige gute Bücher in die Hände, wie z. B. den Lafontaine und Boileau, die Literatur-Briefe und die allgemeine deutsche Bibliothek, welche damals ein unumschränktes Ansehn genoß. Diese Lectüre entwickelte seinen Hang zur Kritik für sein ganzes Leben. Neben jenen Werken las er Lessings Schriften, deren geniale Eigenthümlichkeit seinem eignen Geiste am meisten analog war. Er las sie beständig; er verehrte Lessing mit einem Enthusiasmus, dessen nur wenige Jünglinge seines Alters gegen einen Schriftsteller dieser Art fähig seyn durften. Er beweinte Lessings Tod aus der Fülle seines Herzens. In einer solchen Gemüthsstimmung schrieb er die schöne Vision Lessings, die man im Anhange zu seiner Uebersetzung von Merciers Träumen findet. Michaelis 1787 ging er vom Gymnasium zu Gotha, auf welchem er bis dahin seine erste gelehrte Bildung erhalten hatte, auf die Universität zu Jena, wo er anfangs Jurisprudenz studiren wollte, aber dieser Wissenschaft keinen Geschmack abzugewinnen im Stande war. Da nun, außer für die sogenannten Brodwissenschaften, damals eben kein Interesse für andere Studien in Jena herrschte, Schatz auch überdies zu lebhaft war, als daß er sich mit Ernst einem anhaltenden Studiren hätte widmen sollen, so trug sein Aufenthalt daselbst nicht viel zu seiner gelehrten Bildung bei. Doch fing er an, das Griechische und das Italienische zu lernen, in welchem letztern er es bald zu einer großen Fertigkeit brachte; auch beschäftigte ihn in der letzten Zeit in Jena eine metrische Uebersetzung der Adelphen des Terenz. Nachdem er von hier nach Gotha zurückgekehrt war, und mit Gottern und einigen andern dortigen Gelehrten in vertraute Bekanntschaft gerathen war, welche alle ihn bei ihren poetischen Arbeiten zu Rathe zogen; fand er sich auf diese Weise in einer Lage, die ihm das Studium der Literatur und Poesie nur noch theurer machte. Er entwarf den Plan zu einer metrischen Uebersetzung des Tasso; so wie er eine Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Macchiavell größtentheils beendigte. Sein Lieblingsgedanke war übrigens, wenn er sich durch Vorarbeiten hinlänglich dazu würde in den Stand gesetzt haben, für die Bühne zu arbeiten. Doch ist auch diese Idee unausgeführt geblieben. Auf Gotters Empfehlung ward er Vorleser bei dem Oberhofmarschall von Studnitz, der ein Mann von glänzendem Geiste war, ein langes Leben im raffinirtesten Genusse aller Art hingebracht hatte, mit Frankreich und Italien durch wiederholte Reisen bekannt und nun jetzt in seinen siebenziger Jahren, wo er viel an sein Zimmer gebunden war, Freund eines kleinen geistreichen Cirkels wurde, in welchem sich auch Gotter und mehrere der dortigen bedeutendsten Köpfe befanden: Schatz konnte also in einer solchen Gesellschaft nur gewinnen. Das erste bedeutende Werk, welches von ihm erschien, waren die Blumen auf dem Altar der Grazien, 1787, welche größtentheils aus vortrefflichen Gedichten der leichtern Gattung, aus Liedern, Episteln, Fabeln, Epigrammen und andern Stücken, die sich dem Ernste der Ode nähern, bestehen. Dieses Werk fand keine günstige Aufnahme: mehrere Schriftsteller, die schon früher von Schatz getadelt waren,

glaubten sich in den Epigrammen abermals angegriffen, und schrieben deßwegen bittere und höhnende Recensionen jenes Werks. Erst 1792 erschien eine Beurtheilung desselben in der Allg. Lit. Zeit., in welcher man dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Diese ungünstige Aufnahme seines Erstlingswerks war Ursach, daß er von nun an keine Verse mehr machte. Dagegen beschäftigte ihn seine Bearbeitung des Home, der Memoiren des Goldoni, der Laura, der Träume des Mercier, der Erzählungen des Cazotte, der kleinen Schriften Franklins und die Nachträge zum Sulzer, die er mit einigen seiner Freunde anfing. Den größten Theil seiner Zeit nahmen ihm jedoch seine Arbeiten an den angesehensten kritischen Zeitschriften weg, für die er mit einem Eifer arbeitete, der ohne Beispiel ist. Uebrigens bekleidete Schatz nie ein Amt; im Gegentheil lehnte er einige vortheilhafte Anträge stets von sich ab, weil er Unabhängigkeit und freie Macht seines Thuns und Lassens für das höchste Gut hielt, das er nur in dem äußersten Nothfalle aufzuopfern gewilligt war. Doch erwarb ihm sein Fleiß mehr, als er bedurfte. Obgleich ein durchaus redlicher Mann, hielten ihn ehrliche Leute, da er seinen Witz nicht verbergen konnte, für einen gefährlichen, die Heuchler sogar für einen furchtbaren Menschen; aber die meisten hätten ihm alles verziehen, wenn er nur eben so platt und alltäglich gewesen wäre, als sie selbst. Da die Anstrengungen der letzten Jahre seine Gesundheit, die schon von Jugend auf schwächlich gewesen war, untergraben hatten, so verfiel er in eine Art von Auszehrung, deren vornehmste Quelle ein fehlerhafter Bau seiner Brust war. Er starb von allen geistvollen Menschen betrauert und nur von heuchlerischen Gemüthern, deren eignes böses Gewissen in steter Furcht vor Schatzens Satire geschwebt hatte, gehaßt, am 4ten März 1795.

Schaubühne, Schauspielhaus, ist der Ort, wo Schauspiele vor den Augen der Zuschauer aufgeführt werden; und zwar ist die Bühne selbst erhöht, damit die Zuschauer den Schauspieler vollkommen im Auge haben können. Die Schaubühnen der Römer und Griechen waren auf freien Plätzen; der hintere Grund derselben bestand aus einer festen Wand, so daß die Länge oder Tiefe des Theaters nie erweitert oder verkürzt werden konnte; auf der Wand waren insgemein Facaden von Gebäuden gemahlt, wo die Schauspieler aus den Thüren derselben hervortraten; rechts und links beschränkten einige Bäume die Bühne. Die Zuschauer saßen oder standen auf halbrunden Plätzen vor dem Schauplatz (m. s. auch d. Art. Amphitheater). — Die Unbeständigkeit unsers Clima's machte es nothwendig, daß man bedeckte Plätze zu Vorstellungen von Schauspielen wählte, wozu anfangs große Säle hinreichend waren, bis endlich die Baukunst eigne Gebäude dazu lieferte, in denen die Mahlerei und Maschinerie eine bewegliche Welt im Kleinen darstellten. Hier besteht nun die Schaubühne aus einem verhältnißmäßig breiten und hohen Platze, dessen Seiten durch bewegliche Wände (Coulissen), dessen Höhe durch bewegliche Deckenstücken (Soffiten) und dessen Hintergrund durch ganze Vorhänge, die die Länge der Bühne nach Beschaffenheit der Umstände verkürzen oder verlängern, eingeschlossen werden. Die Kunst der Maschinerie, verbunden mit einer richtig berechneten Mahlerei, sind in unsern Zeiten auf einen sehr hohen Gipfel gekommen; die Schauspielhäuser in Frankfurt am Main, Berlin, Dresden, Wien, ohne die ausländischen in Italien, Frankreich, England, Schweden und Rußland zu erwähnen, geben davon glänzende Beispiele. Die nicht abzuhelfenden Mängel der alten

und neuen Schaubühnen sind unstreitig die bei allen Verwandlungen der Scene bleibende Breite und Höhe des Theaters; denn so sehen wir eine und dieselbe Breite und Höhe in einer Bauernhütte, in einem königlichen Zimmer und in einer freien Gegend: nur die Tiefe oder Länge des Theaters wird durch einen Vorhang nach der nöthigen Größe des Platzes bestimmt. Auch bleibt in Hinsicht der richtigen Beleuchtung noch manches zu wünschen übrig. Die Zuschauer befinden sich heut zu Tage in mehrern Reihen über einander stehender Abtheilungen (Logen) und unten in einem vor der Breite des Theaters befindlichen Platz (Parterre). Die Menge der Zuschauer in einer großen Stadt macht die Uebereinandersetzung der Logen nöthig; es gewährt aber keine vortheilhafte Ansicht, besonders wenn sie ganz senkrecht über einander stehen; weit vortheilhafter würde es daher seyn, wenn die obern Reihen der Logen verhältnißmäßig gegen die untern Reihen zurückgebaut wären; so würde ein breites Proscenium etwa 3 Ellen tief, gewölbt, so wie die Decke über die Zuschauer, wenn auch nur von Holz gut in einander gefügt, ohne mit Leinwand überzogen zu werden, sehr vortheilhaft für den Schall seyn, besonders wenn die obere Reihe der Logen nicht unmittelbar an die Decke stieße, sondern hier noch eine feste breite Wand über derselben an der Decke herumginge, worauf man nur gemahlte Hohlkehlen (Simse) anbringen dürfte. Je größer die Bühne ist, desto besser sind die cirkelförmig gebauten Logen um den Schauplatz. Die Bühne selbst muß nicht zu tief seyn, weil sonst der Schauspieler, wenn er mitten in der Scene steht, nicht verstanden werden kann. Das nothwendigste Erfoderniß einer guten Schaubühne ist, daß die Zuschauer allenthalben gut hören und sehen können, d. h. die Regeln der Acustik, Perspective und Mahlerei müssen genau beim Bau beobachtet worden seyn, und das Ganze muß mit seinen Theilen ein angenehmes und zierliches Verhältniß haben; daher auch ein Schauspielhaus, so viel sein Aeußeres betrifft, als Tempel einer Kunst, die so viele wieder in sich vereinigt, in einem edeln und gefälligen Styl gebaut seyn muß. — Für die Bequemlichkeit der Treppen und der damit verbundenen Ausgänge muß besonders zur Sicherheit der Zuschauer gesorgt seyn.

Schauspiel oder Drama ist ein Gedicht, welches zur theatralischen Vorstellung einer von den theilnehmenden Personen durch Gespräch und Geberdenspiel ausgeführten Handlung bestimmt ist. Unter Handlung (wovon das Schauspiel auch den griechischen Namen Drama erhielt) versteht man die Reihe von Veränderungen, welche durch die absichtliche Thätigkeit wirkender Wesen herbeigeführt wird. Die dramatische Handlung wird als gegenwärtig entstehend, fortschreitend und sich entwickelnd gedacht; wohingegen die Handlung des epischen Gedichts als vergangen vorausgesetzt wird. Die Fabel gibt den Stoff zur Handlung, und diese gibt der Fabel wieder ihre Wirklichkeit. Die Fabel ist alsdann das, was geschieht und bewirkt wird; und die Handlung der Inbegriff der Wirkungsmittel und Thätigkeiten. Häufig versteht man aber unter beiden Wörtern den ganzen Inhalt eines Schauspiels. Die erste und wichtigste Eigenschaft der dramatischen Handlung ist, daß sie wahrscheinlich und natürlich sey, so daß das, was geschieht, aus den vorhergehenden Ursachen auf eine ungezwungene verständliche Art hat erfolgen müssen, denn sonst fällt die Aufmerksamkeit und das Interesse hinweg. Es muß deßhalb in der ganzen Handlung nichts geschehen, als was aus den Verhältnissen und aus dem Charakter der Personen entspringen kann. Zweitens muß die Handlung interessant seyn; der Geist des Zuschauers muß dadurch

unaufhörlich in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor allem aber ist Einheit der Handlung dem dramatischen Gedichte nothwendig. Nur Eine Hauptbegebenheit, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Interesse getheilt und gestört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollständig seyn. Man muß den Anfang klar und deutlich bemerken, die Triebfedern der in Thätigkeit gesetzten Personen erkennen; man muß den Fortgang der Handlung wahrnehmen, bei ihrem Ausgange von allen Umständen genau unterrichtet seyn, und über nichts in Ungewißheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, welche man ehedem strenger als jetzt foderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beständigen Anwesenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger strenge; und die neuere Einrichtung unserer Bühnen verstattet dem Dichter auch mehrere Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege stehen würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden. Oeftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich ganz vermeiden; wenigstens müssen sie nicht so plötzlich und unwahrscheinlich geschehen, daß sie die Täuschung der Zuschauer stören und ihr Interesse vermindern könnten. Jedes Schauspiel muß ein Bild des Lebens seyn, wenn es seinen Zweck, jene Täuschung der Zuschauer zu bewirken, erreichen soll. Daher muß der dramatische Dichter die Natur auf das Getreueste nachahmen; besonders muß er den Charakter der Menschen aufmerksam studiren, und dafür sorgen, daß die Reden und Handlungen der dargestellten Personen mit ihren Gesinnungen übereinstimmen. Vor allen muß er nach jener dramatischen Objectivität ringen, die uns bloß die angeführten Personen nach ihren Verhältnissen und Gesinnungen, nicht aber den Dichter sehen läßt. Um diesen Zweck zu erreichen, muß der Ausarbeitung eines dramatischen Gedichts ein wohl überdachter, in allen seinen Einzelnheiten geordneter Plan vorausgehen. Sorgfältig muß alles Widersprechende, Gekünstelte und Unwahrscheinliche vermieden, jede an Handlung leere Scene weggestrichen werden; denn nichts thut der Wirkung eines dramatischen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, wie gedehnte und überflüssige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten. Auch die glänzendsten Denksprüche können den Zuschauer für seine auf solche Weise hingehaltene Erwartung nicht entschädigen. Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Verwickelung, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll. Doch ist die Verwickelung nicht in allen Schauspielen gleich; in Trauerspielen ist sie besser ganz einfach, denn hier würde ein allzuverschlungener Knoten unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander bestehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Lustspiele schaden, und oft ist es sogar vortheilhaft, den Zusammenhang mancher verwickelten Umstände mehr den handelnden Personen, als den Zuschauern räthselhaft seyn zu lassen; vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal stärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Ueberraschung. Unter Auflösung wird die Wegräumung und Hebung der Hindernisse, die sich der Haupthandlung in den Weg legten, verstanden. Diese Auflösung

darf nie gewaltsam geschehen; ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Keine Auflösung von fremder Hand, kein Deus ex machina ist zulässig. Die Zahl der Personen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung bestimmt. Mehrere, als dazu erfodert werden, sind überflüssig und fehlerhaft, denn sie zerstreuen die Aufmerksamkeit des Zuschauers und leiten dieselbe von dem Hauptgegenstande ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. Obgleich die Charaktere — sowohl im Guten, wie im Schlimmen — schärfer gezeichnet seyn müssen, als sie in der Wirklichkeit sich äußern, so müssen sie, wenn sie anders Theilnahme erregen sollen, doch nicht in das Idealische oder Phantastischbestandlose übergehen. Auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrängter in ihren Aeußerungen, dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter. Doch steht es ihm frei, in so fern es seinem Zwecke entspricht, ihnen eine von der geschichtlichen abweichende Gemüthsart beizulegen. Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt auch besonders die Aeußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab. Deßhalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt seyn. Nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse und gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Indessen kann auch der Contrast der Charaktere selbst sehr vortheilhaft wirken, nur müssen die letztern nicht allzuabstechend gegen einander noch allzuähnlich seyn. So wie der dramatische Dichter sorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargestellten Personen achten muß, so ist die Beobachtung des Costume, oder des nach dem Zeitalter und den Nationalsitten der dargestellten Personen Ueblichen, seine Pflicht; besonders dann, wann der Stoff aus der wahren Geschichte genommen, oder die Handlung doch in einem andern Zeitalter oder unter einem andern Volke vorgegangen seyn soll. Hier müssen die Sitten, die Denk- und Handlungsweise, die Gewohnheiten und überhaupt alles, was der Zeit oder der Nation eigenthümlich war, und was in die dramatische Dichtung eingreift, genau beobachtet und dargestellt werden. Die Kleidungen der Schauspieler und die Verzierungen der Bühne müssen dem gleichfalls entsprechen, wenn die Täuschung der Zuschauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden soll. Die äußere wesentliche Form jedes Schauspiels ist dramatisches Gespräch, d. h. ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung des äußern Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch hat also eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehende Handlung zum Gegenstande. Das historische Gespräch aber berichtet uns bloß die Ursachen und den Verlauf einer schon geschehenen Handlung, und ist also eigentlich bloß Erzählung in Gesprächsform. Die dramatische Unterredung also bewirkt und veranlaßt die Handlung ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach; die historische erzählt sie nur, wenn sie schon geschehen ist. Eben so verschieden ist auch das dramatische Gespräch von dem philosophischen, welches sich mit Zergliederung und Untersuchung allgemeiner Wahrheiten beschäftigt, ohne daß dadurch eine Veränderung des äußern

Zustandes der sich Unterredenden bewirkt würde. Das dramatische Gespräch muß die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen, und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deßhalb muß der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter, ihrem Temperamente seyn; denn obgleich es allgemeine Charaktere gibt, die allen Völkern, allen Altern, Geschlechtern u. s. w. eigen seyn können, so werden sie doch durch äußere und innere Ursachen oft höchst verschieden modificirt, und auf die richtige Zeichnung übrigens gleicher allgemeiner Charaktere nach ihren oft sehr verschiedenen Aeußerungen, sowohl durch Reden als Handlungen, kommt es bei jedem Schauspiele besonders an. Uebrigens muß der Dialog natürlich und einfach seyn, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenschaft, und zu dem äußern und innern Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche, worin nur Eine Person zu sich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig sind oder an dem Selbstgespräche keinen unmittelbaren Antheil nehmen, darf der Dichter nur dort einmischen, wo die eingeführte redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in solche Vertiefung des Nachdenkens über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausdruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Um so größer ist der Werth der Selbstgespräche, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz, abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark und forteilend seyn. Durch die Pantomime, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und ausdrückender. Sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, und von ihm sowohl den nichtredenden, wie den redenden Personen, dort, wo sie die Worte mit Handlung begleiten oder unterbrechen sollen, genau vorgeschrieben werden. Nach der verschiedenen Art des Gegenstandes und der Behandlung theilt man das Schauspiel ein in das Trauerspiel, das Lustspiel und die Oper. Jede dieser Hauptarten zerfällt wieder in Unterabtheilungen, die sowohl durch die äußere Form, als durch den Inhalt bestimmt werden. Vom Lustspiel und vom Trauerspiel oder der Tragödie werden wir in der Folge hier sprechen, da auf den vorliegenden Artikel verwiesen ist. Da das Singspiel unter dem Artikel Oper hauptsächlich nur historisch nach seiner Entstehung behandelt ist, so behalten wir uns vor, es auch hier in der Kürze darzustellen. Uebrigens wird Gespräch und Handlung jedes Schauspiels in Aufzüge oder Acte, und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Lustspiele (Komödie) sind der Aufzüge gewöhnlich fünf, drei oder einer, selten zwei oder vier; das Trauerspiel hat gewöhnlich fünf, die ernsthafte Oper drei, und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, denn hier entscheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; eben so unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören, denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und

der Schicklichkeit des Aufschubs oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet seyn muß. Es kann folglich ein Act wenige und kurze Scenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nach dem der Gegenstand es heischt. Jeder der Aufzüge oder Acte hingegen hat, wenn das Schauspiel deren mehrere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt. Dies geschicht durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, aber nicht durch Beschreibung und Erzählung, und wird die Exposition genannt. Auch muß schon im ersten Acte die Verwickelung der Handlung beginnen. Personen, von denen nicht bereits in dem ersten Aufzuge die Rede, oder die dort nicht vielleicht schon selbst thätig waren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letztern nimmt die Verwicklung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Diese Auflösung muß übrigens vollständig seyn, und hat sie einmal Statt gehabt, so darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Auf die Bearbeitung der einzelnen Auftritte oder Scenen hat der dramatische Dichter besonders den höchsten Fleiß zu verwenden; da sie nicht bloß als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten sind. Deßhalb müssen sie auf das engste mit einander verbunden werden: in dem vorhergehenden Auftritte muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieser wieder als eine nothwendige, oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftritts erscheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrscheinlich werden. Uebrigens bemerken wir hier noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung und Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterm Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspiels vorfällt. — Das Trauerspiel oder die Tragödie ist die dramatische Bearbeitung einer an sich, oder doch in ihren Folgen wichtigen, Besorgniß, Mitleiden und Schrecken erregenden Handlung, welche in dem Ringen einer oder mehrerer theilnehmenden Personen mit dem, durch Leidenschaften oder Verkettung der Umstände herbeigeführten Schicksal ihren Grund, und gewöhnlich einen unglücklichen Ausgang hat. Zum Wesen einer tragischen Handlung gehört also, daß sie die Gefühle der Besorgniß und des Mitleidens in uns errege, d. h. diejenigen Gefühle, die auf unsern eignen Zustand zurückgehen, und uns selbst für die Unfälle besorgt machen, denen wir unser Mitleid schenken. Ferner muß die tragische Handlung uns den Menschen im Kampfe mit dem waltenden Schicksale oder mit seinen Leidenschaften zeigen; denn nur darin kann der Mensch seine Kraft und Sittlichkeit bewähren; je kräftiger er in diesem Kampfe dasteht, desto höher wird das Gemüth erhoben, wenn er siegt; desto tiefer wird es erschüttert, wenn er unterliegt. Aber auch diese Erschütterung erhebt die Seele des Zuschauers, wenn das

Ringen des Menschen in seiner größten Stärke, das waltende Schicksal und die Leidenschaft aber, troz alles Kämpfens, unbesieglich erscheinen. Das Gemüth des Zuschauers fühlt sich sodann geschmeichelt durch die Kraft, welche der Mensch in dem Streite mit dem Schicksale oder der Leidenschaft beweis't, und er fühlt sich ermuthigt in einem gleichen Falle mit gleich starker innerer Freiheit gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang ist kein wesentliches Erfoderniß des Trauerspiels; aber ein ernster Ausgang ist durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuschauer erregten Gefühle der Besorgniß, des Mitleidens, und besonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie ist, wieder zerstört werden. Hieraus ergibt sich, daß die Wahl des Gegenstandes von der größten Wichtigkeit ist. Der Trauerspieldichter kann seinen Stoff aus der Geschichte nehmen, oder ihn selbst erfinden. Im erstern Falle steht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als sie in der Geschichte erscheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umstände vorsichtig seyn, damit die Wahrscheinlichkeit nicht verletzt werde. Uebrigens ist ein historischer Stoff wegen des höhern Interesse und der größern Wahrscheinlichkeit der vortheilhafteste. Das Trauerspiel ist in Hinsicht auf den Gegenstand am nächsten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfodern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt sie als vergangen, das Trauerspiel stellt sie als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umständen zusammengesetzten Gegenstand, und schildert den Helden in vielfachern Verhältnissen und Lagen; das Trauerspiel ist mehr auf einen durch die Handlung zu bewirkenden Glückswechsel beschränkt. Die Handlung im Trauerspiel muß also w i c h t i g seyn. Diese Wichtigkeit beruht hauptsächlich in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird. Indessen kann die Theilnahme der Zuschauer gar sehr gespannt und erhöht werden, wenn der Dichter eine solche Begebenheit wählt, die an sich oder in ihren Folgen einen besonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. Die Handlung muß v o l l s t ä n d i g seyn; sie muß ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen, dessen Theile mit einander in genauer Verbindung und in solchem Verhältnisse stehen, daß keiner derselben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Sie muß Anfang, Mittel und Ende haben. Bei dem Mangel des Anfangs der Handlung würde der Zuschauer sich die Thätigkeit der theilnehmenden Personen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden, und daher ist es nöthig, ihn schon frühe mit der Veranlassung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, den Mitteln und Hindernissen und mit einigen dunkeln Vermuthungen über den Ausgang bekannt zu machen. Das heißt die E x p o s i t i o n, und sie findet gleich im Anfange durch die Unterredungen der theilnehmenden Personen Statt. Zur Vollständigkeit der Handlung gehört ferner das M i t t e l derselben, oder derjenige Theil des Trauerspiels, welcher den Fortgang der Handlung umschließt. Hier darf dem Zuschauer kein Umstand, der auf den Ausgang der Handlung Bezug hat, dunkel oder zweifelhaft bleiben. Er muß von Allem unterrichtet werden. Das Ende oder der Ausgang der Handlung muß gleichfalls vollständig seyn. Nichts darf in Hinsicht des Schicksals der handelnden Personen verborgen und räthselhaft

bleiben, alles muß entschieden werden. Auch in Hinsicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerspiel dasselbe erfodert, was wir deßhalb im Allgemeinen oben schon angeführt haben. Um diese Einheit aber nicht zu verfehlen, muß der Trauerspieldichter den Zusammenhang der Handlung oder Fabel gehörig überdenken, und alle einzelnen Theile zu einem unzertrennlichen Ganzen ordnen. Hier muß er sein vornehmstes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptpersonen richten, und episodische Vorfälle und Nebenpersonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Interesse des Zuschauers zu theilen oder zu schwächen. Sehr viel kommt besonders auf die Wahl der Personen an. Weder vollkommen tugendhafte noch durchaus lasterhafte Personen sind für das Trauerspiel geeignet; denn den erstern fehlt es an Wahrscheinlichkeit, sie erregen bloß kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bösartigen können uns nur mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragischen Personen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältnisse stehen. Obgleich übrigens bei dem Trauerspiele mehr Darstellung der Handlung, bei dem Lustspiele mehr Schilderung der Charaktere zum Zweck des Dichters gehört, so muß der letztere doch die Charaktere der tragischen Personen sorgfältig zu zeichnen und zu halten wissen, weil hierauf ein großer Theil der Wahrscheinlichkeit beruht. Ueberhaupt versteht man unter den Sitten der tragischen Personen alles das, was zu ihrem Charakter, ihrer Denkart und den Quellen ihrer Handlungen gehört. Der Dichter muß diesen Sitten eine gewisse Größe geben. Die handelnden Personen müssen Menschen der ersten Gattung seyn, d. h., sie müssen eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen. Jene Größe der Sitten ist sowohl die Größe im Guten, als im Bösen, und äußert sich in starken, muthvollen Entschließungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiste, und in gefährlichen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften. Allein nicht bloß die Heftigkeit der Leidenschaften macht ihre Größe aus, sondern die Kraft des Geistes, von der sie begleitet sind, und das Ziel, wohin sie streben. Eben so wenig trägt der Rang, den der Dichter seinen tragischen Personen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; auch unter den Königen gibt es niedrige Seelen, die keines höhern Aufflugs weder im Guten noch im Bösen fähig sind, und sich nie über das Gemeine erheben. Das Trauerspiel erhält also durch den äußern Rang der Personen keine Größe; obgleich eben nach dieser Verschiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreises der Unterschied zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiel bis jetzt Statt gefunden hat. Doch hat der Dichter sich bei der Größe der Sitten wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfällt. Reden und Handlungen müssen den Verhältnissen angemessen seyn; der Bürgermeister einer Landstadt kann nicht so sprechen wie ein Consul zu Rom. Die dichterische Wahrheit der Sitten ist die Uebereinstimmung der Reden und Handlungen der Personen mit ihren Verhältnissen und ihrem Charakter, und gleichfalls ein wichtiges Erfoderniß. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contrast und Mannichfaltigkeit, und jene Grundzüge moralischer Güte geben, die zur Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Besorgniß fähig sind. Catastrophe nennt man im Trauerspiele denjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt. Die Glücksveränderung selbst heißt Peripetie, welches der Uebergang aus glücklichen in unglückliche Verhältnisse, oder aus einer hoffnungslosen

Lage in eine glückliche ist. Uebrigens muß sowohl die Glücksveränderung als der Ausgang durch natürliche und vorbereitete, nie durch wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Der Ausdruck und die Sprache des Trauerspiels müssen der Würde, dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszustande der tragischen Personen gemäß seyn. Für das heroische Trauerspiel ist die metrische Einkleidung am vortheilhaftesten; doch findet diese auch bei dem bürgerlichen Statt, obgleich man dort häufiger die prosaische Einkleidung wählt. Bei uns Deutschen sind die Jamben von verschiedener Länge die gewöhnlichste Versart, deren sich die neuern Dichter bedienen. Ursprünglich waren die Tragödien gemischte lyrische und erzählende Gesänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feste der Weinlese, und erhielten ihren Namen zuerst von Tragos, Bock und Ode, Gesang, weil derjenige, welcher am besten gesungen oder gespielt hatte, einen Bock zum Preise bekam; oder auch, weil man dem Bacchus einen Bock opferte. Die Spuren dieses festlichen Ursprungs der griechischen Tragödie verloren sich nie aus derselben; und die Begleitung von Tanz und Musik blieb, so lange noch ein griechisches Trauerspiel aufgeführt wurde. Die Erfindung der Tragödie schreibt man dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon und Pisistratus mit einer Gesellschaft von Schauspielern auf einem Wagen in Attica umherzog, um das Volk bei den Bacchusfesten zu unterhalten. Wahrscheinlich war der Inhalt der Vorstellungen des Thespis ernsthafter Art. Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Aeschylos. Thespis hatte nur einen Schauspieler auftreten lassen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit hersagte, den Chor ablösen mußte, um der Vorstellung mehr Reiz zu geben. Aeschylos verwandelte die bisher bloß mimische Darstellung einer Begebenheit in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wohl einen dritten und vierten Schauspieler hinzuthat, den Dialog erfand, und durch die Freigebigkeit des Staats unterstützt, der Aufführung mehr Würde verschaffte. Nun ward einer seiner Schauspieler der Held des Stücks, und erregte vorzüglich die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Zuschauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Gesänge desselben wurden abgekürzt, obgleich sie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchsten lyrischen Schwunge abgefaßt waren, der selbst sich bisweilen im Dialog findet. Aeschylos sah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erschütterte und flößte Entsetzen, selten aber Rührung ein. In seinen Trauerspielen waren noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrscht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung in seinen Trauerspielen ist überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beschäftigte sich nicht mehr bloß mit Absingen von Gesängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug hatten, sondern er gehört zum Ganzen, ist der Vertraute der handelnden Personen, der Rathgeber der Könige, der Tröster der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Aeschylos führte statt der Weinhefen, womit die Schauspieler des Thespis ihr Gesicht beschmierten, die Larven ein, und ahmte durch lange schleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das stolze majestätische Ansehn, welches man den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen schlechten Brettergerüstes erhielt er eine mit Maschinen und Decorationen versehene Bühne, und seine Schauspieler übte er fast immer selbst in der Declamation (s. Aeschylus). Ihm folgte Sophokles (s. d. Art.), ein vorzüglicher Meister der tragischen Kunst, der Größe und Schönheit zu vereinigen, und die Leidenschaften der Theilnahme, des Mitleidens und

des Bedauerns auf das Innigste zu erregen wußte. Euripides, weniger erhaben und groß, als Aeschylus und Sophokles, verstand dennoch besser als beide die Kunst zu rühren; allein in der Anordnung seiner Stücke war er weit weniger glücklich, verletzte oft die Wahrscheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht selten die Auflösung des Knotens. Durch diese drei großen Männer wurde das griechische Trauerspiel ausgebildet. Ihnen folgten sehr viele andre griechische Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben ist. Unter den deutschen Trauerspieldichtern sind die berühmtesten: J. E. Schlegel, Weiße, von Cronegk, von Brawe, Lessing, von Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, Babo, von Göthe, von Schiller, die Grafen von Stollberg, von Kotzebue, A. W. Schlegel, H. J. von Collin, M. von Collin, Körner, Werner, Oehlenschläger u. s. w. Uebrigens ist die neuere Tragödie in einzelnen Artikeln abgehandelt worden. — Das Lustspiel oder die Komödie ist die dramatische Bearbeitung und Darstellung einer aus dem täglichen und häuslichen Leben genommenen Handlung, deren Vorfälle sowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargestellten Personen zur Belustigung, Unterhaltung und Belehrung der Zuschauer dienen. Der Gegenstand dieser Schauspielgattung ist also das Privatleben der Menschen, sowohl der höchsten wie der niedrigsten, mit allen ihren dort sich äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht bloß das Lächerliche, Unedle und Hassenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menschlichen Lebensweisen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derselben Charaktere und Vorfälle von verschiedner Art und Wirkung dargestellt; oft ist so wenig die Hauptperson wie die Haupthandlung lächerlich. Man würde den Begriff des Komischen zu sehr beschränken, wenn man bloß das Lächerliche darunter verstehen, und nicht alles, was der Behandlung in der Komödie fähig ist, hieher rechnen wollte (s. weiter unten). Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der wirklichen Geschichte einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Das Erstere ist das Gewöhnlichste, und das Lustspiel wird treffender, anziehender und lehrreicher durch die Wahl solcher Begebenheiten und Personen, die der Zuschauer ihrem Charakter, ihren Reden und Handlungen nach als gleichzeitig und als Vorfälle und Personen aus der jetzigen gewöhnlichen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scene seines Stücks einheimisch sind. Indessen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, gehörig modificirt, gleichfalls brauchbar. Das Komische des Lustspiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komischen, welche nämlich durch den Contrast des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, ist gewiß die wirksamste. Man theilt übrigens das Komische in das hohe und niedere ein; eine Eintheilung, die nicht durch den Stand der dargestellten Personen, sondern durch die Beschaffenheit des Stoffs und seine Behandlungsart veranlaßt ist. Man kann sich auch beider Gattungen des Komischen in einem Lustspiele gemischt und vertheilt bedienen. Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht die Schranken des Wohlstandes überschreiten, nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es ein Possenspiel oder eine Farce. Ein Charakterstück nennt man hingegen ein solches Schauspiel, wo der Dich-

ter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwandte. Schauspiele dieser Art haben überaus viel Anziehendes, wenn sie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet sind; nur erfodern sie eine geschickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperson entspringen, oder wenigstens mit demselben in beständiger Beziehung seyn müssen. Auch muß der Dichter diesem die Nebencharaktere gehörig unterordnen, und sie so mit demselben gruppiren, daß der Totaleindruck dadurch verstärkt und erhöht wird. Ein Lustspiel darf kein einzelnes Porträt, es soll ein volles, reichhaltiges Gemählde des Lebens seyn, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, sondern die ganze Gattung darstellen. Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen sein Geschäft seyn läßt, so entsteht das Intriguenstück. Dort, wo der Dichter anziehende, dem Anscheine nach, unglückliche Situationen, die aber einen glücklichen Erfolg haben, herbeiführt, und besonders auf die Rührung der Zuschauer zu wirken sucht, entsteht das rührende oder das weinerliche Lustspiel (Comédie larmoyante), welches bei uns vorzugsweise Schauspiel heißt. Unter Situationen versteht man in jedem dramatischen Gedichte auf eine schickliche Weise herbeigeführte unerwartete Vorfälle, die zur Haupthandlung gehören, und sich darauf beziehen, und dieser ein ganz neues Ansehen geben, oft den Ausgang aufs neue zweifelhaft machen, oft ihn auf einmal zu entscheiden scheinen, und vorzüglich Anlaß zur Entwickelung und Thätigkeit der Charaktere geben. Sie müssen glücklich erfunden seyn, und wenn sie gut wirken sollen, die Charaktere stark und treffend darstellen. Uebrigens können sie im Lustspiele sowohl rührend und leidenschaftlich als lächerlich und belustigend seyn; da die Komödie ein Bild des Lebens seyn soll, worin das Ernste und Feierliche mit dem Lächerlichen abwechselt. Auch kann im Lustspiele ein gewisser Grad von Uebertreibung bei der Schilderung der Charaktere und Begebenheiten Statt finden, wodurch der Eindruck gar sehr erhöht wird. Die seltner und vereinzelt sich äußernden Charakterzüge können nemlich mehr gehäuft, die Veranlassungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen seinen Seiten und in allen seinen Nuancen zu zeigen. Nur muß die Schilderung nie in Caricatur ausarten, und nie muß die Wahrscheinlichkeit verloren gehen. Bloß in dem eigentlichen Possenspiele findet Caricatur oder Uebertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung Statt. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Lustspiels entspringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatische Handlung besteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuschauers in Hinsicht des Ausganges. Durch die Mitwirkung der verschiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten, aber nicht auf eine gewaltsame Weise, muß die Auflösung des Knotens erfolgen. Die Verwickelung sowohl, als die Auflösung müssen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, sie müssen auch als ein natürliches und wahrscheinliches Resultat aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. Auch müssen die letztern nicht ungewöhnlich seyn, sondern im gewöhnlichen Leben wirklich erscheinen. So wie richtige Haltung und Darstellung der Charaktere, Leidenschaften und Begebenheiten wesentliche Erfodernisse eines gu-

ten Lustspiels sind, so wird auch die *Wahrscheinlichkeit* der Haupt- und Nebenhandlungen um so mehr erfodert, als der Stoff dieser Dichtungsart aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zum Trivialen und Gemeinen, oder gar bis zum Ekelhaften hinabsinken. Ferner muß die Handlung *vollständig* und *interessant* seyn, und hier gelten, wie überall, die Regeln, welche wir im Allgemeinen über das Drama gegeben haben. Nicht minder ist auch Einheit der Handlung erfoderlich. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jener beständig untergeordnet bleiben, und so wenig ihr Fortschreiten hemmen, als ihren Zusammenhang unterbrechen. Der *Dialog* des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und elegant seyn. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch, die Neuern ahmten diese Form nach, aber jetzt hat man fast allgemein sich dieses Zwanges als unnatürlich entledigt. Ertheilt auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, so kommt sie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Willkür des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen. Indessen wählt man doch gern so, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperson, oft die Moral des Stücks zum Titel. Häufig wird derselbe auch von einer vorzüglich wesentlichen Scene, oder von der Catastrophe, d. h. demjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter u. s. f. hergenommen. Nicht bloß Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern auch ihre Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist Endzweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gesetzten Personen erreicht werden. Uebrigens hängt die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hauptsächlich von der Pantomime ab. Hierauf muß der Lustspieldichter deßhalb beständig Rücksicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl als dem Schauspieler zu Hülfe kommen. Der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Täuschung des Stücks durch eine leichte, natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, durch richtige Betonung und Declamation, durch ein heftiges mannichfaches Mienen- und Geberdenspiel sehr heben. Außer den natürlichen Anlagen, sowohl des Geistes, als des Körpers und der Stimme, wird ein tiefes Studium des menschlichen Herzens und der Charaktere aus allen Ständen und Altern, Lebhaftigkeit der Phantasie, ein sicheres treues Gedächtniß u. s. w. erfodert. Die Komödie, deren Entstehung bei den Griechen in die 50ste Olympiade fällt, wurde von *Susarion* erfunden, der auf einem Brettergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit angriff. Die ursprüngliche Form des Lustspiels unterschied sich von der gegenwärtigen gar sehr, denn die alte Komödie der Griechen bestand aus dramatisch-epischen Gesängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umherzie-

hende Lustigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entsprang auch der Name Komödie, der so viel wie Dorfgesang bedeutet. Der Inhalt dieser Gesänge war überaus fröhlich und possenhaft, oft sogar ausschweifend und unanständig; indessen war der Inhalt wenig von den damaligen Tragödien unterschieden, welche bei den Festen der Weinlese zu Ehren des Bacchus abgesungen wurden, und gleichfalls belustigen sollten. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernsthaft und anständig; sie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatischer Vorstellung begleitet, und machten hauptsächlich die Belustigung des attischen Landvolks aus. Selten nur kamen solche Gesellschaften von Komödianten nach Athen, wo sie zwar von der Regierung geduldet, aber nicht genehmigt waren. Endlich wurde aber auch eine ordentliche Gesellschaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen für die Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperson, ein tanzender und singender Chor, mehrere Schauspieler und ein schickliches Theater wurden eingeführt, und durch die Masken suchte man die persönliche Beleidigung und Satire, welche in der alten Komödie vorherrschten, zu mildern. Indessen betrafen alle diese Veränderungen mehr die äußere Form, als das innere Wesen der Komödie, denn Verspottung und Verschmähung oft der wichtigsten Personen und Gegenstände, ja der Religion, der Regierungsform und der Tugend selbst blieb ihr Gegenstand. So blieb die Komödie lange, und man nennt sie die alte, um sie von der nachher durch den Weltweisen Epicharmus in Sicilien verbesserten neuen zu unterscheiden. Epicharmus führte die Einheit der Handlung ein, und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders Phormes, Magnes, Crates, Cratinus, Eupolis, Pherecrates und Aristophanes aus. Indessen blieb persönliche Satire noch immer in der Komödie der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche als Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten. Erst mit dem Ende des peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Gestalt. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieser Rücksicht zu sichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenstande des Spottes zu machen. Es wurde durchaus verboten, lebende Personen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen gewesen war, wurde abgeschafft, und auch die Bildnisse auf den Larven verschwanden. Selbst Aristophanes mußte sich in seinen letzten Stücken dieser Veränderung unterwerfen; und so trat an die Stelle der vormaligen Zügellosigkeit mehr Anstand und Sitte. Die Gegenstände des Lustspiels wurden indessen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und der Geschichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thörichten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine, als individuelle Züge, und seltener bediente man sich der Anspielungen auf lebende Personen. Jetzt hatte die Bearbeitung des Lustspiels das Ansehen einer Kunst erlangt. Auch kam bisweilen der Chor wieder zum Vorschein, und alsdann wurden, wie früher, Zwischenspiele und Gesang unter die Declamationen gemischt. Endlich (300 J. vor Chr. Geb.) erschien Menander, der durch die Feinheit seines Witzes, durch seine Laune und die Regelmäßigkeit seiner Stücke die komische

Bühne der Griechen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhob. Von ihm und dem Philemon sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben, und von den zahlreichen Komödien des Aristophanes (s. d. Art.) kamen nicht mehr als elf Stücke zu uns. Nicht viel glücklicher waren wir in Hinsicht der römischen Lustspieldichter, unter denen Plautus und Terentius die einzigen sind, von welchen wir vollständige Werke in dieser Art erhalten haben. Die Lustspieldichter der neuern fremden Nationen übergehen wir, um noch einen Blick auf die Geschichte unsrer deutschen Bühne zu werfen. Unter allen neuern Nationen Europa's gehören die Deutschen zu den ersten, welche Schauspiele geschrieben und aufgeführt haben, und nach Gottsched soll bereits am Hofe Carls des Großen ein Schauspiel in altfriesischer Sprache gegeben worden seyn. Daß übrigens zu den Zeiten der Carolinger dramatische Vorstellungen in Deutschland üblich gewesen sind, erhellt auch aus einem Verbote beim Heineccius (Capit. Lib. V. c. 388. p. 1509), wodurch untersagt ward, daß Niemand Priester- oder Mönchskleider anlegen solle. Roswitha oder Hroswitha, eine Nonne zu Gandersheim (980), verfertigte im 10ten Jahrhundert sechs Lustspiele, als eine Nachahmung der terenzischen, welche zuerst 1501 von Conrad Celtes herausgegeben wurden. Es sind mehr Trauerspiele voll catholischer Frömmelei, als Lustspiele: die triumphirende Tugend einer Christin, und die unterliegende einer Heidin, Heidenbekehrungen und Martyrertode machen den Inhalt dieser dramatischen Producte aus, die bloß ihres Alterthums wegen merkwürdig sind. Mönche und Nonnen jener Jahrhunderte beschäftigten sich mit Aufführung von Schauspielen, und aus diesen Klosterkomödien entstanden späterhin die Schulschauspiele, die auch noch nach der Reformation häufiger, als die Privattheater waren. Der erste dramatische Versuch in deutscher Sprache ist der Krieg zu Wartburg vom J. 1207 (abgedrukt in der manessischen Sammlung). Das erste Schauspiel in deutscher Sprache soll zu Eisenach fünfzehn Tage nach Ostern, auf den Ablaß der Predigermönche unter dem Titel: Die zehn Jungfrauen, in dem Thiergarten des Markgrafen Friedrichs von Meißen gegeben worden seyn. Der Markgraf wurde aber bei der ersten Vorstellung so sehr gerührt, daß er schwermüthig ward, und starb. In diesem Schauspiele sollen sich einige Spuren von Regelmäßigkeit finden. Noch schlimmer ging es 1412 zu Bautzen, wo eine geistliche Komödie von der heiligen Dorothea auf dem Markte aufgeführt wurde. Eine Menge von Zuschauern saß auf dem Dache des lobauschen Hauses; das Dach stürzte ein, und 133 Menschen verloren das Leben. Seitdem hatte diese Kurzweile dort ein Ende. Den 31sten Januar 1417 ließen die englischen Väter vor Kaiser Sigismund nach der Zurückkunft von der Kirchenversammlung zu Costnitz eine Komödie aufführen, deren Inhalt die Geburt Christi, die Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande, und der bethlehemitische Kindermord war. Die ersten Fastnachtspiele, welche gedruckt wurden, waren von Hans Schnepperer, genannt Rosenblüt (um das Jahr 1450); indessen war diese Art dramatischer Arbeiten gewiß schon früher bekannt. Unter allen dramatischen deutschen Schriftstellern jener Zeiten war Hans Sachs zu Anfange des 16ten Jahrhunderts unstreitig der fruchtbarste, denn er gab 59 Trauerspiele, 76 Lustspiele und 65 Fastnachtsspiele heraus. Der vollständige Titel der letztern lautete: Mancherlei kurzweilige Fastnachtsspiele, gesammelt von kurzweiligen Schauspielen mancherlei Art, darin die Wahrheit mit guten Schwänken bedeckt und einge-

wickelt ist. Unter so sonderbaren Titeln erschienen auch die dra tischen Arbeiten andrer Dichter jener Zeit, unter denen auch der zog Julius von Braunschweig keine unbedeutende Stelle einnimmt. dieser Periode soll auch das Singspiel bei uns Deutschen entstan seyn. Im 17ten Jahrhundert machten sich Martin Opitz von Bober (s. Opitz), Andreas Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, st. 16 und Caspar von Lohenstein einigermaßen um das deutsche Drama dient. Der Geschmack an Schäferdramen entstand durch Uebersetzung des Guarini; man nannte sie auch Waldkomödie Waldgedichte und Schäfereien. Alle diese Arbeiten hatten dessen keinen dramatischen Werth, und zeichneten sich mehr oder der durch gänzliche Geschmacklosigkeit aus. Erst um die Mitte des rigen Jahrhunderts erhob sich unsere komische Bühne aus jenem stande, aber auch so schnell, daß wir jetzt mit allen übrigen gebilde Völkern nicht bloß in Hinsicht der Anzahl, sondern auch der treffen Darstellung der Natur und des Lebens, der wahrhaften komisch Kraft, der Fruchtbarkeit des Witzes und der Erfindung, und jed komischen Talents um den Rang streiten dürfen. Einige unserer v nehmsten Lustspieldichter sind: J. E. Schlegel, Gellert, Weiße, Kr ger, Romanus, G. E. Lessing, (der auch als Dramaturg sehr gro Verdienste um diesen Zweig der Literatur hatte), dessen Bruder K. Lessing, J. J. Engel und K. C. Engel, Brandes, von Göthe, v Klinger, Stephanie, Wezel, Großmann, Schröder, Jünger, Hube von Kotzebue, Iffland, Jul. von Voß, Heinrich von Kleist, Bec Weissenthurn, von Knigge, von Steigentesch, Winkler (ps. Theod Hell), Heun, Gubitz, Müllner, Salice, Contessa u. m. A. Da Singspiel oder die Oper ist ein lyrisch-dramatisches Gedich dessen theatralische Vorstellung von Gesang und Musik, gewöhnlich au vom Tanze begleitet wird, um die Worte, Empfindungen und Leide schaften der redend und handelnd aufgeführten Personen möglichst le haft auszudrücken, und die Täuschung und das Interesse der Zu schauer im höchsten Grade zu bewirken. Um diesen Zweck völlig zu e reichen, werden auch die Verzierungen der Mahlerei und Baukunst m zu Hülfe genommen, so daß hier fast alle schönen Künste vereint sind um Auge und Herz zu entzücken, und aus tausend Vergnügen ein ei ziges zu machen. Man theilt die Oper in die große oder ernstha te, und in die scherzhafte ein. Die erstere nimmt ihren Stoff a der Götter-, Feen- und Heldenwelt; sie hat daher, die dramatisch Form abgerechnet, mit dem Heldengedichte viel Aehnliches, doch ist d Umfang der Handlung natürlich in Rücksicht der Zeit und des Or mehr beschränkt, als beim Heldengedichte. Man theilt diese ernsthaf Oper nach der Art ihres Stoffs wieder in die Götter- und Hel denoper ein. In der erstern sind mythische Wesen und Götter d handelnden Personen, und überhaupt ist das Wunderbare hier vorher schend. Die heroische Oper hingegen nimmt ihren Stoff aus der Ri terwelt oder aus der wirklichen Geschichte. Sie hat weniger Wunderba res, und gleicht mehr dem heroischen Trauerspiele, nur daß ihr Pla einfacher, ihr Dialog lyrisch und zum Gesange bestimmt, und ihr Au gang meist glücklich ist. Der Inhalt der ernsthaften Oper ist also ent weder mythisch, oder historisch oder romantisch. Im erster Falle zeigt sie sich durch höhern Glanz, und durch größere Mannich faltigkeit, aber sie erregt mehr die Bewunderung und das Erstaune des Zuschauers als seine Theilnahme. Die historische oder eigentlich Heldenoper, welche Personen aus der Geschichte nimmt, erfode

freilich nicht die äußere Pracht der Verzierungen, sie ist aber anziehender durch den höhern Grad von Wahrscheinlichkeit und durch die vollkommnere Entwickelung der menschlichen Leidenschaften und Empfindungen. Die romantische Oper, welche ihre handelnden Personen aus den Rittererzählungen nimmt oder sie auch in jene Zeiten versetzt, hat mehr Wunderbares, weniger Wahrscheinlichkeit, aber gleich der Ritterepopöie einen Anstrich des Komischen. Die Wesen aus dem neuern fabelhaften System der Geisterwelt, Feen, Sylphen und Gnomen können auch hier ihren Platz finden. Die Entwickelung und Darstellung der Charaktere ist in der ernsthaften Oper freilich einfacher, als in jeder andern dramatischen Dichtungsart; der Dichter kann selbst einer genauern Zeichnung der bestimmten und völlig bekannten Charaktere überhoben seyn; allein für nicht bekannte, nicht genau bestimmte wird auch hier eine sorgfältige Darstellung erfodert. Besonders muß der Operndichter die Leidenschaften in ihren Abstufungen bald stärker und heftiger, bald gemildert, wie die Verhältnisse es heischen, schildern, damit die Wahrscheinlichkeit nicht verfehlt wird, und die begleitende Musik nicht länger bei dem Ausdrucke der nämlichen Empfindung und Leidenschaft, und des nämlichen Grades derselben zu verweilen braucht, als die Natur und die ästhetische Wirkung es fodern. Eben so müssen die Reden der handelnden Personen nach den verschiedenen Charakteren und Verhältnissen derselben, und nach dem Inhalte der herrschenden Leidenschaft gehörig vertheilt und contrastirt werden. Die Wirkung jedes dramatischen Gedichts, besonders der ernsthaften Oper, beruht auf der Harmonie und dem richtigen Verhältnisse ihrer einzelnen Theile unter einander und gegen das Ganze; auf der Zusammenstimmung der mitwirkenden Künste zu dem Einen gemeinschaftlichen Zweck der Täuschung, Rührung und Belustigung der Zuschauer. Obgleich nun der Dichter die Erreichung dieses Zwecks nicht allein in seiner Gewalt hat, da so viele andre Künste ihn befördern helfen sollen, so kann er doch durch glückliche Bearbeitung und Wahl seines Stoffs, durch Beachtung der wesentlichen Erfodernisse dieser Schauspielgattung, und durch die Bekanntschaft mit der vortheilhaftesten Wirkungsart der übrigen Hülfskünste zur Erreichung jenes Zwecks ungemein viel beitragen. Durch Rhythmus, Sylbenmaß und nachahmende Harmonie ist die Dichtkunst mit der Musik aufs nächste verwandt. Jene Eigenschaften sind es besonders, wodurch sie so mächtig auf das Herz des Menschen und auf seine Einbildungskraft wirkt, und die Tonkunst verstärkt und erhöht diese Wirkungen durch Töne, welche weniger von der Sprache abhängig sind, und ihnen daher eine größere Allgemeinheit verleihen. Besonders muß der lyrisch-dramatische Dichter mehr auf Erregung der Leidenschaften und Beschäftigung der Phantasie der Zuschauer, wozu ihm die Tonkunst, welche blos sinnlich wirkt, behülflich ist, als auf Entwickelung von Begriffen des Verstandes Rücksicht nehmen. Ueberhaupt herrscht in der Oper durchgehends eine lyrische, leidenschaftliche Sprache in mancherlei Abstufungen. Der Ausdruck der lebhaftern und stärkern Leidenschaft gehört hier, wie in jedem Singgedichte, in die Arie; die Sprache und der Ausdruck gemäßigterer Empfindung aber ins Recitativ. Zwischen ihnen stehen das obligate Recitativ, das Arioso und die Cavatine (man s. d. genannten Art.) in der Mitte. Die Duette und Terzette (s. gleichfalls d. Art.) kommen seltner vor. Gewöhnlich hat eine Oper deren nur eins oder zwei; doch kann das Bedürfniß des Inhalts ein Anderes bestimmen. Von der vortheilhaftesten Wirkung für die Oper sind die Chöre, welche gewöhnlich am Schlusse derselben vorkommen, allein

nicht bloß dort, sondern auch beim Anfange derselben, wenn die Handlung eine Zusammenkunft vieler singender Personen veranlaßt, oder wahrscheinlich macht. Diese Chöre dienen zur Erhöhung des äußern Glanzes, der mit zum Zweck der Oper gehört; auch sind sie nicht immer ein vereinter Gesang, der von allen Personen zugleich gesungen wird, sondern häufig wird durch Abwechselung einzelner Stimmen oder durch Wechselgesang ihre Wirkung verstärkt. Um den Tanz oder die Ballete inniger mit der Oper zu verbinden, theilt man sie gern den Personen zu, welche, wenn sie auch nicht an der Handlung mit Theil nehmen, doch unmittelbar damit in Beziehung stehen. Die oft fehlerhafte Behandlungsart mancher Dichter und Tonkünstler zog größtentheils der Oper den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit zu. Wenn aber auch dieser Vorwurf ungegründet ist, so wird sie doch nie das recitirende Schauspiel verdrängen können. Beide haben ganz verschiedne Zwecke, von denen keiner dem andern zuwider ist, oder ihn aufhebt. (Ueber den Ursprung der Oper s. d. Art. im 7ten Bande). Wir Deutsche besitzen, außer einigen Stücken von Wieland, Gotter und J. G. Jakobi wenig Opern der ernsten Gattung, die dichterischen Werth haben. — Die komische Oper aber unterscheidet sich sowohl durch den Stoff, der meistens aus dem gewöhnlichen, oft gar aus dem niedrigern Leben genommen wird, als auch durch die leichte komische Behandlungsart, worin sie sich dem Lustspiele sehr nähert, von der ernsthaften Oper. Sie kann übrigens gleichfalls eine ganz lyrisch-dramatische Form haben, oder sie hat statt des Recitativs, einen prosaischen, mit Arien und Liedern untermischten Dialog. Ihr vorzüglichster Inhalt ist Sittenschilderung und Contrastirung sowohl des ländlichen als des städtischen Lebens, um das Lächerliche, Gute und Angenehme von beiden bemerklich zu machen. Auch kann eine aus komischen Vorfällen andrer Art bestehende Handlung den Stoff geben, nur muß die Intrigue weniger verwickelt als in der Komödie seyn. In der Operette werden übrigens die Charaktere schärfer contrastirt als im Lustspiele, und das Komische gränzt hier häufig an das Groteske. Indessen darf der Dialog, er sey prosaisch oder metrisch, nie in das Gemeine, Unnatürliche oder Geistlose ausarten; er muß im Gegentheil mit dem größten Fleiße bearbeitet werden; und die eingestreuten Arien und Lieder müssen immer in Beziehung mit dem vorhergehenden Gespräche, mit der ganzen Handlung und mit den Leidenschaften und Charakteren der handelnden Personen stehen. Auch erheben sich die in die Operette eingemischten Gesänge und Lieder nie zu dem Grade von Leidenschaftlichkeit, wie bei der ernsthaften Oper. Zu unsern besten deutschen Operettendichtern gehören Weisse, welcher eigentlich diese Dichtungsart zuerst bei uns einführte, Michaelis, Engel, Gotter, Meißner, von Göthe, Bretzner, Bürde, von Baczko, Herklots u. A. Noch haben wir einige dramatisch-lyrische Dichtungsarten von minder beträchtlichem Umfange, wobin zuerst das bei den Italienern übliche Intermezzo gehört. Es besteht aus einer sehr einfachen Handlung, an deren Vorstellung meistens nur zwei spielende Personen Theil nehmen, und aus zwei Aufzügen, welche entweder für sich, oder zwischen dem ersten und zweiten, und dem zweiten und dritten Aufzuge größerer Singspiele aufgeführt werden. Die erst in der letztern Hälfte des 18ten Jahrh. bei uns Deutschen aufgekommenen Monodramen, und Duodramen Melodramen sind von ähnlicher Form, aber meistens ernsten leidenschaftlichen Inhalts, und in einem Aufzuge. Häufig sind sie ganz prosaisch, und werden nur während der Ruhepunkte des Vortrags von der Musik begleitet. —

Noch bemerken wir, daß man im engern Sinne auch oft ein solches Drama, welches einen rührenden, aber keinen unglücklichen Ausgang hat, Schauspiel nennt. N. P.

Schauspielhaus, Schauspielkunst, s. Theater, theatralische Darstellung.

Scheeren heißen die Seeklippen auf den Küsten in Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16 bis 17 Meilen weit ins Meer erstrecken, und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Scheerenflotte, s. Schweden.

Scheibenschießen. Dieses geschieht entweder zur Uebung für das Militär, besonders für leichte Truppen, oder zum Vergnügen von gewissen Gesellschaften, die sich Schützengesellschaften nennen. In frühern Zeiten bildeten sich diese Vereinigungen, und als man noch nicht eine so beträchtliche Zahl stehender Truppen hielt, wurde ihnen die Vertheidigung gewisser Plätze mit übertragen. Jetzt werden die bürgerlichen Schützen nur selten zu kriegerischen Operationen benutzt, sondern ihr Zweck ist lediglich auf Vergnügen berechnet. Das Schießen nach der Scheibe geschieht gemeiniglich mit Büchsen oder gezogenen Gewehren, die um das Rohr recht sicher in die Ziellinie zu richten, auf eine Unterlage gelegt werden. Der vorzüglichste Schuß ist derjenige, der den Mittelpunkt der Scheibe trifft, der folgende ist der Schuß ins Schwarze, und dann folgen die Abstufungen nach immer größern Kreisen, bis zum Rande der Scheibe. Wer die Scheibe gar nicht trifft, wird unter die schlechten Schützen gezählt. In den meisten großen und kleinen Städten Deutschlands findet man besondre Häuser, Schützenhäuser, wo sich die Schützen versammeln, und ihre Angelegenheiten besorgen; in der Nähe dieser Häuser ist gemeiniglich der Schießplaz. P. S.

Scheiden heißt in der Chemie die Bestandtheile eines zusammengesetzten Körpers von einander trennen; die Chemie selbst wird von dieser in ihr Gebiet gehörigen Operation Scheidekunst genannt. Man vergl. d. Art. Auflösung und Chemie.

Scheidewasser ist Salpetersäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppeltes Scheidewasser) Wasser verdünnt. Es wird durch Schwefelsäure mittelst der Destillation in vorgeschlagenes Wasser aus dem Salpeter erhalten. Je reiner dieser ist, desto besser wird das Scheidewasser. Im reinen Zustande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückstand klar auflösen. Es dient als das vorzüglichste Auflösungsmittel der mehrsten Metalle, und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb. Königswasser oder Goldscheidewasser, das Auflösungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewasser und 1/3 Salzsäure bereitet, auch dient statt letzterer Kochsalz oder Salmiak. F.

Scheidung, siehe Ehe und Ehescheidung.

Schein, in psychologischer Hinsicht, ist das Verhältniß der Gegenstände zu unserm Vorstellungsvermögen, oder dasjenige an der Erscheinung (s. d. Art.), wodurch wir zum Irrthum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet sich daher auf einen Schein, ist aber nicht selbst der Irrthum (s. d. Art. Irrthum). Ein Schein findet Statt, wenn die Erscheinungen so beschaffen sind, daß einerlei Gegenstände verschiedene, oder verschiedene Gegenstände einerlei Vorstellungen erwecken, so daß dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verschieden, diese für einerlei (in Hinsicht auf Natur, Eigenschaften, Ursache, Wirkung)

zu halten. Wer nach dem Scheine urtheilt, irrt und hält einen Gegenstand für etwas, was er nicht ist (z. B. eine Bildsäule für eine lebendige Person), oder für das nicht, was er doch ist. In so fern aber der Schein immer auf einem subjectiven Grunde beruht, ist der Schein gleichsam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Seyn; und je größer der Schein ist, desto größer ist auch die Scheinbarkeit, und desto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, desto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein aber zu widerlegen, muß man die Ursachen desselben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein subjectives Verhältniß ist, so liegen auch die Gründe desselben zunächst in unserer auffassenden und erkennenden Thätigkeit, so wie in dem ganzen Verhältnisse unserer geistigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erscheinungen (innerer und äußerer Sinn) hat ihren bestimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunkt, und was den äußern Sinn insbesondere betrifft, so verursacht z. B. die besondere, zum Theil krankhafte Beschaffenheit unserer Sinnesorgane auf mannichfaltige Weise Schein. Hiernach gibt es einen optischen, akustischen ꝛc. Schein. Wer also das subjective Verhalten unserer Sinnesorgane, z. B. des Gesichts (hier ist im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenständen für etwas Objectives, d. h. für eine reale Beschaffenheit der letztern, nimmt, der irrt durch Sinnenschein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnesempfindung ausfüllt, das gegebene vergrößert, verkleinert, und bei der Vergleichung der Gegenstände Einbildungen unterschiebt, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entsteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derselben zu stark werden, so daß sie an Lebhaftigkeit den Sinnesanschauungen sich annähern, oder willkürliche Ideenassociationen statt Urtheile sich eindrängen; das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir manches vergessen, was wir dann als nichtvorhanden betrachten. Der Verstand bewirkt den Schein durch Mangel an Selbstthätigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Denkgesetze (daher der logische oder dialectische Schein, der in der Nachahmung der Denkformen besteht), Armuth an Kenntnissen; so auch Verwechslung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrschaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirkt auch überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens, und die verschiednen Lagen und individuellen Verhältnisse der Menschen. Der Vernunftschein im Gegensatz des empirischen, der durch die Erfahrung erkennbar ist, beruht auf der Neigung des Menschen, gewisse Vorstellungen des Uebersinnlichen für wirklich existirende Erfahrungsgegenstände zu halten, oder die Gesetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verschwindet entweder, sobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenständen Betrug der Sinne (s. d. Art.) oder richtiger Sinnentrug — denn der Betrug deutet mehr auf böse Absicht — oder er bleibt, und wir überlassen uns ihm gern; dann wird er Illusion genannt. Einen solchen bewirkt die Kunst. T.

Scheintod ist der Zustand eines Menschen, da alle Aeußerungen des Lebens, welche von andern Menschen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innersten des Körpers noch Leben vorhanden ist, oder mit andern Worten, wenn die äußern Erscheinungen des Lebens fehlen, die innern Bedingungen desselben aber noch Statt finden.

In einem solchen Zustande kann also der Mensch völlig todt scheinen, und doch nach einer gewissen Zeit wieder zum Leben kommen. Die äußern Bewegungen, wodurch sich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien, alle diese Erscheinungen können fehlen; sind aber die innern Bedingungen des Lebens, unverletzte Organisation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und normale Beschaffenheit der Flüssigkeiten desselben, noch nicht so weit angegriffen, daß sie des Lebens ganz unfähig sind, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche schon leblos erscheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So sehen wir an einzelnen Gliedern z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß sie von Kälte gleichsam abgestorben erscheinen, daß sie kalt, gefühllos, erstarrt und ohne Bewegung sind, und doch, wenn ihre Organisation im innersten noch nicht zerstört ist, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir sehen ferner an der Ohnmacht, daß der Mensch einige Zeit ohne alle Aeußerungen des Lebens da liegen kann, obgleich niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm sey, da dieser Zustand gemeiniglich nicht lange dauert, sondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit sich von selbst wieder einstellen. Indessen kann auch der Zustand einer tiefen Ohnmacht so lange anhalten, daß der Mensch wirklich todt zu seyn scheint, und doch kann eben so gut das Leben noch in ihm verborgen stecken, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Mensch, welcher in Asphyxie liegt (s. d. Art.), hat sogleich von Anfang an ganz den Anschein eines Leblosen, allein obgleich viele in diesem Zustand wirklich gestorben sind, so wurden doch vielleicht noch mehrere auch gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen, und gewiß kann man behaupten, daß alle Asphyctische im Anfang nur scheintodt sind. Gleiche Beispiele des Scheintodes liefern uns die Erfrornen, welche ohne alle Zeichen des Lebens da liegen, und von denen bei gehöriger Behandlung noch auch Mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein äußere Einflüsse, welche die Verrichtungen des Lebens einige Zeit hemmen, deßwegen einen Todähnlichen Zustand hervorbringen können, sondern auch der Scheintod durch innere Vorgänge selbst veranlaßt werden, und nicht allein die Aeußerungen, sondern auch alle Verrichtungen des Lebens im Organismus selbst einige Zeit aufgehoben werden können, davon haben wir gleichfalls mehrere Beispiele. Das innere Leben des Menschen mit allen davon herkommenden Aeußerungen beruht zunächst vorzüglich auf zwei Factoren, auf dem Blute, welches das Materiale zu allem organischen Ansatz im Körper hergibt, und auf dem Nerven, welcher das begeisternde, schaffende und ordnende Princip enthält. Eins von dem andern getrennt, kann kein lebender Organismus bestehen. Wird dem Nervenprincip das Materiale entzogen, so strömt es entweder auf andere Theile mit über, und begeistet diese, oder zieht sich in sich selbst ruhend zurück. Daher entstehen nach übermäßigem Blutverlust oft Krämpfe und Convulsionen, oder Ohnmacht und Scheintod. Wird aber durch heftige Anstrengung des Nervengeistes, durch widrige directe Einwirkungen auf denselben von dem Gemüthe aus, das Nervenfluidum erschöpft, in seinen Verrichtungen zerrüttet, gestört, gehemmt, oder wird die Einwirkung desselben auf den Organismus (vielleicht in manchen Fällen nur auf das Muskelsystem desselben) verhindert, oder, die Einheit desselben von seinem Centrum im Gehirn ver-

rückt, nach einem andern Centrum (vielleicht dem großen Sonnengeflechte des Gangliensystems) versetzt, so bleibt die Partie des Körpers, von welcher dies gilt, als todte Masse, ohne Bewegung, ohne Leben zurück. Daher können auch Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten einen Zustand hervorbringen, in welchem der Mensch einem Todten ähnlich wird, obgleich noch im Innern Leben vorhanden ist. Auch hiervon hat uns vielfältige Erfahrung Beispiele genug geliefert. Wir wissen, daß Personen, welche z. B. an einem Fieber mit heftigen Nervenzufällen krank lagen, endlich in so große Schwäche und in Erstarrung verfielen, daß sie allgemein für todt gehalten, wohl gar schon in den Sarg gelegt wurden, und gegen alles Vermuthen sich wieder erholten. Hysterische Frauenspersonen verfallen nach heftigen Krämpfen und Convulsionen nicht selten in Ohnmächten, aus denen sie sehr schwer und erst nach langer Zeit wieder erwachen. Auch Catalepsie, Starrsucht, Staarkrampf, nimmt oft den Grad von Heftigkeit und Hartnäckigkeit an, daß solche Kranke von Unkundigen für todt könnten gehalten werden. Manche Personen, welche scheintodt sind, haben dabei ihr volles Bewußtseyn, manche gar nicht. Unter denjenigen, welche sich bewußt sind, haben auch Manche noch eine Wahrnehmung von der Außenwelt mittelst des Gehörs, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfänglich bleibt. Bei andern Scheintodten ist das Nervensystem so zerrüttet, daß der Mittelpunkt der Wirksamkeit des Nervenäthers von dem Gehirn nach dem Gangliensystem versetzt ist, und die Seele zwar, ihr Bewußtseyn noch hat, aber ihre Wirksamkeit nicht mehr im Gehirn, als dem eigentlichen Seelenorgan, sondern in einem der Geflechte des Gangliensystems hat, deßwegen auch des willkürlichen Gebrauchs ihrer Bewegungsmuskeln und aller Wahrnehmung durch die Sinne beraubt ist. Dieser Zustand ist zwar noch nicht oft genug beobachtet und nicht genau genug erforscht worden, mag aber schon häufiger bei Nervenkranken eingetreten seyn, als man bis jetzt vermuthete. So erzählt Renard (in Mainz) *) von einigen Cataleptischen, welche in todtähnlichem Zustande lagen, so daß sie nicht die geringste Wahrnehmung der Umgebung mittelst der Sinne bekamen, das, was man ihnen sagte oder sogar laut zuschrie, nicht hörten, und daß sie nicht die Macht hatten, nur einen Finger zu bewegen. Alles dieses aber änderte sich, sobald der Arzt in unmittelbare Verbindung mit den Kranken kam, indem er ihre Hände anfaßte, oder die seinigen auf ihre Herzgrube legte. Das, was der Arzt alsdann, wenn auch leise, zu ihnen sagte, verstanden sie vollkommen, sie wußten bei noch krampfhaft verschlossenen Augen, wer in der Stube anwesend war, konnten aber nur diejenigen Bewegungen mit ihren Gliedern vornehmen, welche der Arzt ihnen befahl. Zugleich hatten sie ihr Bewußtseyn, und die Kenntniß ihres Zustandes, wußten auch, daß sie nicht in demselben bleiben würden. Hieraus läßt sich hinlänglich schließen, in welcher qualvollen Angst diejenigen Scheintodten liegen müssen, welche ihr volles Bewußtseyn, und ihr Gehör noch haben, ohne sich im geringsten bewegen, oder sonst nur irgend ein Zeichen ihres Lebens geben zu können. Wie muß einer Person zu Muthe seyn, wenn sie nun hört, wie sie von den Anwesenden unter die Todten gezählt, wie von ihrem Begräbniß gesprochen wird, und sie also die schreckenvolle Erwartung hat, noch lebend in das Grab hinabgesenkt zu werden! Wenn aber auch nicht alle Scheintodte das Bewußtseyn und das Ge-

*) S. Journal der practischen Heilkunde von Hufeland und Harles. 1815. II. St.

hör behalten, so bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus diesem Zustand wieder in das Leben mit Bewußtseyn zurückzukommen, und selbst im Grabe kann dies noch geschehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünstigt. (S. d. Art. Beerdigung). Die Möglichkeit des Scheintodes nimmt bis zur Wahrscheinlichkeit in dem Verhältnisse zu, in welchem sich die Fälle von denen, wo das Leben unmöglich ist, bis zu denen, wo der nur schnell eingetretene aber kurze Zeit dauernde Mangel am Material des Lebens oder vorübergehende Hemmung des darauf wirkenden Lebensgeistes einen Anschein von Aufhören des Lebens bewirkte. Die Wahrscheinlichkeit des Scheintodes ist daher bei allen Todesarten nicht in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Uebertreibung bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils an Scheintod zu denken. Eben so wenig ist er bei Verstorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerstörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungensucht, an Leberereiterung u. dgl. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächst die Wahrscheinlichkeit, wenn die Person mit übrigens gesunden, oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerstörten Eingeweiden, an bloßer Erschöpfung der Lebenskraft oder Entziehung des Lebensmaterials, gestorben ist, und diese Wahrscheinlichkeit muß um so eher als Gewißheit respectirt werden, je schneller jene Ursache des scheinbaren Todes auf sonst gesunde oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Personen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Ursachen sich vereinten. Am meisten hat man deßwegen Ursache bei Wöchnerinnen auf der Hut zu seyn, zumal wenn sie mit Krämpfen an Blutflüssen starben. Bei ihnen ist die Wahrscheinlichkeit des Scheintodes auf den höchsten Grad gestiegen. Ein solcher Fall wird von Klein erzählt *). Eine Wöchnerin hatte jedesmal bei der Entbindung heftige Convulsionen; nach der Geburt verfiel sie in einen Scheintod, welcher zwölf Stunden anhielt, wobei Wärme, Puls, Athemholen und Bewegung so ganz wegblieben, daß man sie das erste Mal für todt erklärte und schon Trauerbriefe geschrieben wurden. Auch bei dieser Person wurde der Zustand dadurch qualvoll gemacht, daß sie alles hörte, was um sie vorging, ohne daß sie im geringsten fähig war, sich zu rühren. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit Nerven erschütternden Auftritten, kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere so tief, so hartnäckig und anhaltend werden kann, daß sie zum Scheintode wird. Einen solchen Fall, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zutrug, erzählt Kluge **), der ihn aus ältern Schriften über die Gefahren der zu frühen Beerdigung entlehnt hat, und dessen Wahrheit daraus erhellt, daß er zu einem Prozesse Veranlassung gab, dessen Acten sich noch kurz vor der Revolution in den Registraturen des französischen Parlaments befanden. Ein junger Mann in Paris verliebte sich in die schöne Tochter eines reichen Bürgers und gewann auch ihre Gegenliebe. Dessen ungeachtet wurde sie gezwungen, einen andern ihr verhaßten Mann zu heirathen. Anhaltender Gram und Kummer verzehrten allmählig ihre Kräfte, sie wurde krank, immer schwächer, und starb endlich, oder verfiel vielmehr in einen Zustand, der dem Tode so ähnlich war, daß sie wirklich für todt gehalten und als solche schon nach 24 Stunden begraben wurde. Ihr Geliebter schlich

*) Journal der pract. Heilkunde von Hufeland rc. 1815. September.

**) In seinem Versuche einer Darstellung des animalischen Magnetismus. Berlin 1811.

während der darauf folgenden Nacht zu dem Kirchhofe hin und ließ sich das Grab und den Sarg öffnen. Mit einem Male steigt, bei dem Anblick der Verblichenen der Gedanke in ihm auf: sie sey für ihn nicht todt. Er hebt sie aus dem Grabe, zwingt den Todtengräber den Sarg wieder zu verscharren, und den Vorfall zu verschweigen, und trägt die Leiche in eine benachbarte Wohnung. Von heißer Sehnsucht und Liebe beseelt, wendet er hier alle Mittel zu ihrer Wiederbelebung an. Mehrere Stunden waren bereits unter diesen bisher vergeblichen Bemühungen verflossen, als endlich ein Seufzer hörbar aufstieg, und mit ihm das Leben der Geliebten wiederkehrte. Beide reis'ten hierauf nach England und verehelichten sich. Als sie nach einigen Jahren nach Frankreich zurückkehrten, machte der erste Mann seine Ansprüche geltend und einen Prozeß darüber anhängig, allein durch abermalige Flucht nach England entzogen sie sich einer neuen Trennung. Auch bei neugebornen Kindern ereignet es sich nicht gar selten, daß sie scheintodt geboren werden, wovon beinahe tägliche Erfahrung hinlängliche Beweise aufstellt. Personen, von welchen man vermuthet, daß sie nur scheintodt sind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle möglichen Versuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber selbst alsdann, wenn diese vergeblich angewendet worden sind, darf man sie nicht in das Grab legen, bis man von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen seyn könne, überzeugt, und ein Sachverständiger darüber Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung selbst muß sanft, gradweise und kräftig, darf aber nicht stürmisch und verwirrt unter einander geschehen, damit durch ein tumultuarisches Verfahren der schwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends erlösche. Ein mäßiger Grad von Wärme, als erste Bedingung alles organischen Lebens, ist dabei vor allem nothwendig, doch bedarf auch deren Anwendung die größte Vorsicht, indem z. B. bei Erfrornen, mit dem geringsten Grad von Wärme angefangen werden muß, welcher dem Grad von Kälte des erstarrten Körpers zuerst beinahe gleichkommen muß, und nur ganz allmählig höher steigen darf, daher bei diesen das Schneebad und das Reiben des Körpers mit Schnee vorzüglich anzurathen ist. Bei andern Scheintodten kann man aber gleich mit lauwarmen Bädern anfangen, dabei muß man kräftige, auf die Nerven der Haut reizend wirkende Einreibungen, und übrigens unermüdet anhaltend unter der Leitung eines Arztes alle nöthigen Mittel anwenden. Der übrigen Vorsichtsmaßregeln ist unter dem Artikel Beerdigung bereits Erwähnung geschehen. H.

Scheitel- oder Verticalkreis heißt in der Astronomie ein größter Kreis, dessen Peripherie durch den Scheitel- und Fußpunkt oder durch das Zenith und Nadir geht. Die Zahl der Scheitelkreise ist demnach unendlich. Sie dienen in der Astronomie zur Bestimmung der Höhen der Gestirne, so wie ihrer Abstände vom Zenith.

Scheitelpunkt, s. Zenith.

Schelde (französisch Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in Artois oder dem jetzigen Departement des Pas de Calais entspringt, durch Flandern fließt, bei Gent die schiffbare Leye oder Lys aufnimmt, und bald darauf bei Antwerpen zum sehr beträchtlichen Strome wird. Die Fluth des Meers dringt nämlich bis über diese Stadt hinauf, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und sichern Seehafen.

Vier Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in Ost- und Westschelde. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen Hond, fließt zwischen Nordflandern und den seeländischen Inseln, und verliert sich bei Flissingen in die See. Von diesem Flusse hatte zur Zeit der französischen Oberherrschaft über die Niederlande der nördliche Theil von Flandern, nebst einem Stück von Brabant, worin Gent die Hauptstadt ist, den Namen des Scheldedepartements (Departement de l'Escaut).

Scheller (Imman. Joh. Gerh.), Magister der Philosophie, Rector und Bibliothekar am königl. Gymnasio zu Brieg, war geboren am 22sten März 1735 zu Ihlow, einem Dorfe im sächsischen Churkreise, nicht weit von Dahme. Sein Vater, Johann Gerhard Scheller, hatte sich der Theologie gewidmet und war nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn als Hofmeister mit einem Zöglinge auf Reisen gegangen, wo er besonders Schweden und Lappland besuchte. Er ist Verfasser der Reisebeschreibung von Lappland und Bothnien, Jena 1713 (u. 1727) 8. Zuletzt war er Prediger in dem genannten Dorfe Ihlow, wo er 1740 starb. Der junge Scheller, der seinen Vater früh verlor, legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung auf der Schule zu Apolda, wohin sich seine Mutter begeben hatte, unter dem damaligen Rector Schneegaß, dessen Verdienste Scheller stets dankbar anerkannte. Im Herbst des Jahrs 1747 kam er auf das Lyceum zu Eisenberg im Altenburgischen, und nach einem fünftehalbjährigen Aufenthalt, da er 17 Jahr alt war, auf die leipziger Thomasschule, wo er den gründlichen Unterricht des damaligen Rectors Joh. Aug. Ernesti und des Conrectors (nachmaligen Rectors und Professors) Fischer in der griechischen und lateinischen Sprache von 1752 bis 1757 genoß. Hierauf bezog er die Universität in Leipzig, wo er sich dem theologischen und hauptsächlich philologischen Studium mit großem Eifer widmete. Im Jahre 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlausitz, wo er am 7ten August eingeführt wurde. Gegen Ende des Jahrs 1771 wurde ihm das Rectorat am Gymnasio zu Brieg angetragen, das er auch im folgenden Jahre antrat und 31 Jahre bis an seinen Tod verwaltete. Er starb daselbst in der Nacht vom 4. auf den 5. Jul. 1803 in seinem 69sten Lebensjahre. Die Verdienste, welche sich Scheller um ein gründliches Studium der alten Sprachen erworben hat, sind allgemein bekannt, und bei vielen seiner Schüler noch in dankbarem Andenken. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er durch seine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweisungen zum lateinischen Styl, die seinem Namen auch im Auslande eine große Celebrität verschafften, und durch welche er sich ein Denkmal gestiftet hat, das die Zeit sobald nicht zerstören wird. Der Werth seines lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuchs, 7 Bände, und seines Handwörterbuchs, 3 Bände, ist allgemein anerkannt, und letzteres, dessen neuste Ausgabe der gelehrte Lünemann besorgt hat, ist zum Schulgebrauch von allen, die wir besitzen, bei weitem das empfehlenswertheste. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meusel im gelehrten Deutschland der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schelling (Fr. Wilh. Joseph), Schellingsche Philosophie. Dieser berühmte Philosoph wurde am 27sten Jan. 1775 zu Leonberg, im Herzogthum Würtemberg, geboren, wo sein Vater, der 1812 als Prälat in Maulbronn starb, damals als Diaconus lebte. Da er schon als Knabe ausserordentliche Talente entwickelte, wurde er früher, als es die Regel erlaubt, in die niedern Seminarien seines Vater-

lands aufgenommen, kam 1790 in das theologische Stift nach Tübingen, erlangte schon 1792 den philosophischen Doctorgrad, und setzte seine akademischen Studien bis 1795 fort, da er sich denn im folgenden Jahre, als Erzieher der Barone von Riedesel nach Leipzig begab. 1798 wurde er ausserordentlicher Professor der Philosophie zu Jena, und 1803 — nachdem er ein Jahr früher die Würde eines Doctors der Arzneygelehrtheit erhalten hatte, — ordentlicher Professor der Transcendental- und Naturphilosophie in Würzburg. Als dieses Land 1806 an den Churfürsten von Salzburg fiel, gieng er nach Baiern zurück, und wurde dann 1807 zum ordentlichen residirenden Mitgliede der ersten Klasse der Akademie der Wissenschaften in München, 1808 aber zum Generalsecretär bei der Akademie der Künste ernannt. Wichtiger als sein äusserer Lebensgang ist die originelle, philosophische Ansicht, welche sich aus dem tiefsinnigen Geiste dieses genialen Mannes entwickelt hat. Die Einseitigkeit des fichtischen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die kantische Kritik und Wissenschaftslehre mit philosophischem Ernst und Eifer aufgefaßt und bearbeitet hatte (seine erste Schrift ist über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt Tüb. 1795), derselben eine Naturphilosophie entgegenzustellen, in welcher er „das Ideelle aus dem Reellen zu erklären" versuchte. Hieher gehören seine Ideen zu einer Philosophie der Natur, Tüb. 1795, später in der 3. Aufl.; Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamb. 1798; Erster Entwurf der Naturphilosophie, Jena 1799. Dieser setzte er seinen transcendenten Idealismus zur Seite, welcher die Aufgabe haben sollte, „das Reelle dem Ideellen unterzuordnen." (Hieher gehört sein System des transcendentalen Idealismus, Tüb. 1800, 8.). „Beide Wissenschaften aber sind ihm eine, nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben sich unterscheidende Wissenschaft, und beiden kommt im Systeme des Wissens gleiche Nothwendigkeit zu." Es leuchtet daraus ein, daß es falsch ist, Schellings ganze Philosophie Naturphilosophie zu nennen; und es ist dieß nur daraus zu erklären, daß Schelling diese Seite seines Systems **zuerst** bearbeitete und am meisten **ausgebildet** hat. Ihren höhern Vereinigungspunkt sollten beide dadurch finden, daß das Ideale und Reale als in der Idee des Absoluten eins (identisch) sey — daher die schellingsche Philosophie mit größerm Recht den Namen **Identitätssystem** oder **Philosophie des Absoluten** empfing, indem sie von dieser Idee ausgeht. Schwer ist es, sagt selbst einer der vorzüglichsten Schüler und Kenner dieser Philosophie (in den Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die schellingische Philosophie insbesondere, Nürnberg 1813) von der Philosophie Schellings einen erschöpfenden Begriff aufzustellen; denn sie ist noch kein völlig entwickeltes, und zur äußern (systematischen) Einheit verbundnes Ganzes, und die über dieselbe herrschenden Meinungen durchkreuzen sich so sehr, daß man es vielen Menschen nicht verdenken kann, wenn sie dieselbe mißverstehen und unrichtig deuten. — Wir versuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philosophie, welchen Schelling aufstellt, und die Hauptlehren seiner philosophischen Ansicht herauszuheben, indem wir uns so viel als möglich seiner eignen Worte bedienen. „Die erste Idee der Philosophie, wenn diese mehr als ein **bedingtes** Wissen enthalten soll, beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung einer möglichen Indifferenz des absoluten Wissens mit dem Absoluten selbst, mithin darauf, daß das absolut Ideale auch das

absolut Reale sey. Das absolut Ideale ist das absolute Wissen, und dieses ein solches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengesetzte vereinigt, sondern worin das ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt ist. Das Absolute ist eine Identität, sich selbst Stoff und Form, Subject und Object, das gleiche Wesen des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weise sich selbst in seiner Ganzheit als Idee, als lautere Identität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weise sich selbst als Form, in so fern als Object, in das Wesen oder das Subject auflös't," oder mit andern Worten, „ein Produciren, in welchem es seine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur wesentlichen Einheit der letztern mit den erstern gebiert, und sich selbst in seine Objectivität oder Form wieder ungetheilt in das Wesen verwandelt (dieses die Subjectobjectivirung). Im Absoluten selbst sind diese beiden Einheiten (Form und Wesen) nicht verschieden; es ist in seiner Absolutheit und dem ewigen Handeln oder Produciren schlechthin Eines und dennoch in dieser Einheit unmittelbar eine Allheit, der drei Einheiten nämlich, derjenigen, in welcher das Wesen absolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form absolut in das Wesen gestellt wird, und derjenigen, worin diese beiden wieder eine Absolutheit sind (Triplicität in der Identität). Die Einheiten sind zugleich die Ideen oder Dinge an sich. Die erste ist die Natur, die andere die ideale Welt, und die dritte wird als solche da unterschieden, wo in jenen beiden die besondere Einheit einer jeden, indem sie für sich absolut wird, sich zugleich in die andere auflös't und verwandelt. Weil aber Natur und ideelle Welt jede einen Punkt der Absolutheit haben, wo die beiden entgegengesetzten zusammenfließen, so muß auch jede in sich wieder die drei Einheiten unterscheidbar enthalten, die in dieser Unterscheidbarkeit und Unterordnung unter eine Einheit Potenzen genannt werden, so daß dieser allgemeine Typus der Erscheinung sich nothwendig auch im Besondern und als derselbe in der realen und idealen Welt wiederholt. Die Philosophie ist Wissenschaft des Absoluten; aber so wie das Absolute in seinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, so hat die Philosophie, von Seiten der Form angesehen, sich ebenfalls in zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Wesen eben darin besteht, beide Seiten als Eins in dem absoluten Erkenntnißact zu sehen — und so ist alle Philosophie Idealismus, aber absoluter Idealismus, welcher den relativen Idealismus, wie den Realismus unter sich begreift." — Dies Schellings Begriff von der Philosophie (vergl. Einleitung zu den Ideen zu einer Philosophie der Natur, N. A.; auch entwickelt in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, Tübingen 1803, 8. 2. Aufl. 1814) und die damit verbundenen philosophischen Grundbegriffe. Der Verf. dieses Artikels will dieser Ansicht eine andere vielleicht deutlichere Darstellung dieses Begriffs der Philosophie und ihrer Hauptlehren beifügen. Das wahre und eigentliche Wissen, welches die Philosophie immer hervorzubringen gesucht hat, ist ein in sich selbst begründetes, allumfassendes, lebendig (organisch) entwickelndes, und seinem Gegenstande vollkommen entsprechendes. Denn die Wahrheit kann nur in der vollkommnen Uebereinstimmung des Wissens mit dem Gewußten bestehen. Indem nun alles Philosophiren von der Voraussetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geist wahrer Erkenntnisse fähig sey, so folgt auch, daß das Wissen dem Gewußten, das Subjective dem Objectiven nicht wesentlich entgegengesetzt seyn könne, und

es mithin möglich sey, das wahre Seyn der Dinge zu erkennen. Schellings Grundbehauptung ist nun, daß das Wesen des Denkenden und Seyenden, der Seele und des Leibes, Ein und dasselbe sey (absolute Identität), diese mithin nur Formen eines und desselben Wesens seyen, und so hob er die Gegensätze zwischen Seyn und Wissen, Leib und Seele in Hinsicht des Wesentlichen auf, ohne jedoch die Verschiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieser wesentlichen Einheit des Wissens und Seyns (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geist seiner Substanz nach den Dingen gleichartig ist, ist der letztere fähig, die Dinge, wie sie in der Wahrheit oder dem Wesen nach sind, im Erkennen abzubilden. Eine solche Erkenntniß ist keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beschränkt ist, sondern die speculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem sie sich durch intellectuelle (reingeistige und productive) Anschauung über die Erscheinungen bis zum identischen Ursprunge derselben oder zur Idee des Absoluten erhebt, in den Ideen das Wesen der Dinge ergreift. Diese (Ideen) bringen wir zum Bewußtseyn mit Hülfe der Sinne durch Reflexion. Die Kunst der Reflexion, die Ideen zu entfalten, ist die Dialectik. Dazu gehört, daß man das identische Princip in seiner gesetzlichen Entwicklung (Dreiheit in der Einheit) verfolge und jede Erkenntniß sowohl im Verhältniß zur Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntnissen bestimme. Dies ist die Methode der Construction. „Sich der dem Geiste innwohnenden Gesetzmäßigkeit bewußt werden, und ihr gemäß das besondre Wissen entsprechend der Existenz der Dinge gestalten, macht die Methode der Philosophie aus, ohne welche kein Schritt in dieser Wissenschaft mit Sicherheit gethan werden kann." Mittelst ihrer entsteht die philosophische Wissenschaft, und die Philosophie ist sonach eine Wissenschaft des Seyenden durch die Ideen (Wissenschaft der Ideen), d. i. eine Wissenschaft von Gott, seinem Verhältnisse zur Welt, der Natur und dem Menschen. Und so erhellt zugleich, wie die schellingsche Ansicht von der kantischen nicht nur in Hinsicht der Erkenntnißart, welche sie voraussetzt, sondern auch der Gegenstände, von denen sie ein wahres Wissen für möglich hält, verschieden, ja dieser sogar entgegengesetzt ist. Ihrem Wesen nach will sie ein treues Bild von dem Gewußten geben, und umfaßt daher die „Natur-, Menschen- und Geisterwelt;" in Hinsicht ihrer Darstellung will sie aus eben diesem Grunde den reellen Bildungsgang in der Natur, vermöge dessen Alles in zusammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten zum Entfalteten und Vollkommneren fortschreitet, nachahmen, von den untersten Stufen des Seyns beginnen und zu den höhern Entwickelungen desselben fortschreiten. Durch letzteres entstehen die sogenannten Potenzen, welche bei dieser Construction angenommen werden. Die Grunddogmen der schellingschen Lehre lassen sich nun auf folgende zurückführen: Das Absolute, Gott, ist das Seyn und Wissen in der Einheit ohne Gegensatz (absolute Idealität), aus welcher alles durch den Gegensatz hervorgegangen, und in welche alles durch seine Wiedervereinigung zurückkehrt. Hierin liegt: 1) das Absolute, Gott, ist mithin göttlich und lebendig (mithin auch die Natur), kein Seyn, ist das eine und ewige Wesen aller Dinge. Alles wahre Seyn das nicht göttlich wäre, oder an dem göttlichen Seyn Antheil nähme. Die Dinge sind daher nicht mit ihrem wahren Wesen, sondern nur quantitativ verschieden,

womit die Substantialität und specifische Verschiedenheit der Dinge nicht aufgehoben wird. 2) Das Absolute hat sich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weise selbst geoffenbart in Raum und Zeit. Das Absolute ist die Ursache alles Seyenden. Seine Offenbarung aber ist eine lebendige Entwickelung unendlicher selbstständiger Dinge durch wirkende Gegensätze (daher auch Selbstentzweiung genannt), diese Gegensätze sind im allgemeinen das Reale und Ideale. 3) Diese Gegensätze streben sich auf verschiedenen Stufen (wo sie verschiedene Benennung erhalten) mit verschiedenem Uebergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen; und die Dinge sind um so vollkommner, je mehr die Gegensätze in ihnen vereinigt, und sie dadurch Abbilder des Absoluten sind. Ihre völlige Vereinigung (absolute Indifferenz) findet Statt in dem universellen Organismus (Universum), und diese Wiedervereinigung ist die vollendete Selbstoffenbarung Gottes. Der Mensch ist ein Abbild des Universums (Microcosmus), in so fern er die Gegensätze des Reellen und Ideellen auf seine Weise wiedervereinigt. — Tiefer in das Einzelne einzugehen, ist hier unmöglich; einiges aber noch unten. Hier bemerken wir nur, daß Schelling die Philosophie nicht in abgesonderten Disciplinen bearbeitete, und sich nach den deßhalb herkömmlichen Abtheilungen richtete, sondern mehr um die Untersuchung selbst bemüht und auf die höchsten Probleme der Philosophie gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert war. Natürlich, daß dieses denjenigen anstößig seyn mußte, welche in den gewohnten Eingränzungen und ängstlichen Verzäunungen gegebener Erkenntnisse und herrschender Ansichten das Wesen der Wissenschaft setzen. Die erste allgemeine Darstellung seines Systems, welche Schelling, nach seiner eignen Erklärung in der Zeitschrift für speculative Physik (2 Bände, Jena 1800 und 1801) gegeben hat, ist „wegen äußerer Umstände" nicht fortgesetzt worden. Er hat sich seitdem mehr auf naturphilosophische Untersuchungen beschränkt, und nur einzelne Hauptpunkte aus dem Gebiete der Philosophie theils dialogisch, (wie im Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802, auch wieder aufgelegt), theils in einer dieser Darstellungsweise verwandten, und weniger systematischen Form, in der kleinen Schrift Philosophie und Religion, Tüb. 1804, 8., und in seiner Abhandlung: philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände, im ersten und bis jetzt einzigen Bande seiner gesammelten philosophischen Schriften, Landshut 1809, (worin auch seine schätzbaren frühern Abhandlungen vom Ich, als Princip der Philosophie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, ehemals Tüb. 1795, 8. gedruckt; ferner die philosophischen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, ehemals im niethammerschen phil. Journal, Jena 1796; die Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre, ebenfalls daselbst; und die 1807 zum Namensfeste des Königs von Bayern gehaltne, meisterhafte Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur enthalten sind) schriftlich behandelt. Jacobi's Behauptungen über die neueren Philosophien in der Schrift von den göttlichen Dingen bewogen Schelling zu einer Schrift (Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus, Tübing. 1812, 8.), deren polemischer Theil auch von Freunden Schellings nicht ganz gebilligt worden ist. In seiner allgemeinen Zeitschrift

von und für Deutsche (von welcher nur 3 Hefte erschienen sind, Nürnberg 1813, 8.) befindet sich Schellings Antwort auf ein Schreiben Eschenmayers über die vorhin genannte Abhandlung über die Freiheit, welche diesen Gegenstand noch etwas genauer beleuchtet. — In einer früheren Schrift gab er eine Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten fichtischen Lehre (Tüb. 1806, 8.). Dies sind seine philosophischen Schriften. Schellings originelle Ansicht, die sich unter dem vorzüglichen Einflusse des Plato und Spinoza entwickelt hat, liegt, wie er selbst erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, geschlossenes System vor den Augen des Publicums; er hat nur einzelne Seiten eines solchen und auch diese oft nur in einer einzelnen (z. B. polemischen) Beziehung gezeigt, somit seine Schriften selbst für Bruchstücke eines Ganzen erklärt, deren Zusammenhang einzusehen eine feinere Bemerkungsgabe, als sich bei zudringlichen Nachfolgern, und ein besserer Wille, als sich bei Gegnern zu finden pflegt, erfodert würde. Auch sind seine, die höchsten Gegenstände alles Wissens umfassende tiefsinnige Untersuchungen mehr im Großen und Ganzen, als im Einzelnen ausgearbeitet und in verschiedenen Darstellungsformen aufgestellt worden, so daß es leicht und natürlich zu erklären ist, warum Schelling so viele Tadler und Gegner fand. Zu den letztern gehörte besonders Fr. Köppen (Jacobi's Schüler), Weiller, Salat, Fries und Eschenmayer (Uebergang der Philosophie zur Nichtphilosophie, 1804), welcher Schelling vorwarf, aus seinem System sey die Seele, der Glaube und die Tugend ausgeschlossen. Diesem antwortete Schelling in der Schrift: Philosophie und Religion, in welcher er diese Gegenstände im Sinne seines absoluten Idealismus berührt, und die Abkunft der endlichen Dinge aus dem Absoluten mit Platon durch Abfall oder Entfernung der Ideen von dem Absoluten erklärt, woraus dann durch Wiedererhebung, freie Wiedervereinigung die Sittlichkeit entspringe. Dem letztern Gegner trat auch Jacob Wagner, früher Anhänger der schellingischen Philosophie, bei, und tadelte dessen Ansicht 1) als reinen Idealismus oder leere Speculation, die sich die Absolutheit anmaße, 2) das Verhältniß des Absoluten zum Wirklichen nicht zu lösen vermöge und 3) des Princips der Religion und Sittlichkeit ermangle. Der erste Vorwurf ist mit dem Einwurfe der kritischen Philosophie nicht zu verwechseln, es widerstreite dem Begriffe der philosophischen Methode, das an die Spitze der philosophischen Untersuchung zu stellen, was erst das Resultat derselben seyn könne (das Absolute), wogegen Schellings Anhänger rühmen, daß Schelling die Philosophie wieder auf die Idee Gottes gegründet, welche axiomatischer Natur sey, und dadurch auch der in der kantischen Lehre eine höchst untergeordnete Stelle behauptenden Religionswissenschaft ihren gebührenden Rang zurückgegeben habe, und hinzufügen, das Absolute sey als solches keiner eigentlichen Deduction oder Demonstration fähig ꝛc. Was aber Wagners ersten Vorwurf betrifft, so hat man ihm, so viel wir wissen, nirgends geantwortet. Der zweite, betreffend das Dogma vom Abfall, trifft entweder einen Machtspruch, oder beruht auf der Unbestimmtheit der Darstellung Schellings in jener Lehre; es ist aber zugleich ein Vorwurf, der, wenn von Erklärung der Art und Weise, wie die wirklichen Dinge aus dem Ewigen entstanden sind, die Rede ist, alle Philosophie trifft, die nicht den Gegensatz als das Ursprüngliche setzt (Dualismus), oder die Probleme des Philosophirens auf die Gesetze des menschlichen Geistes, ebenfalls durch einen nur mehr oder minder ver-

steckten Machtspruch, beschränkt. Der letzte Vorwurf endlich, und daß namentlich Schellings Lehre pantheistisch oder atheistisch sey, ist seitdem öfters vorgebracht worden, aber vielleicht mit dem wenigsten Grunde, da Schelling den ethischen Theil der Philosophie bisher nur weniger berührt hatte. Auch hat er sich gegen diesen Vorwurf in der Abhandlung über die Freiheit und in dem Denkmal rc. bei denjenigen hinlänglich gerechtfertigt, die nicht bloß ängstliche Buchstabenkritiker sind. Am merkwürdigsten ist seine, in der Abhandlung über die Freiheit aufgestellte Gotteslehre, nach welcher Gott sich aus einem, von ihm verschiedenen und doch in ihm liegenden Grunde der Existenz entfaltet, wobei aber Schelling nicht von Gott schlechthin, den er auch späterhin ein intelligentes, allervollkommenstes und persönliches Wesen nannte, sondern dem durch die Welt sich offenbarenden, und seine Vollkommenheit kund gebenden Gotte sprach. Ferner hatte man behauptet der Mensch, als Offenbarung oder Modification Gottes, könne unmöglich einen freien Willen haben, mithin auch nicht sittlich seyn, wogegen Schelling erwiedert, die Gottheit kann nur sich offenbar werden in dem, was ihr ähnlich ist, in freien, aus sich selbst handelnden Wesen rc. Zu weit würde es uns führen, und hier nicht am Orte seyn, aus einander zu setzen, wie Schelling die Entstehung des Bösen und das Verhältniß der Freiheit zur Nothwendigkeit, aus seiner Gottes- und Freiheitslehre entwickelt. Ein anderer Vorwurf, den man Schelling machte, ist: er hebe die Verschiedenheit der Dinge auf und identificire sie mit Gott, alles, selbst Gott, sey ihm Natur; worauf zum Theil schon oben geantwortet, theils hier noch hinzuzufügen ist, daß Schelling unter Natur nicht die wirklichen Erscheinungen im gewöhnlichen Sinne, sondern dasjenige Princip in Gott versteht, woraus die ganze Welt, Geisterwelt und Natur im engern Sinne, ihren Ursprung hat. Aber hier ist zugleich zu bemerken, daß Schelling oft willkürlich seinen eignen Sprachgebrauch wählt, ohne eine Erklärung beizufügen, und dadurch selbst eine Menge Mißverständnisse und Irrthümer bei seinen Schülern und Gegnern erzeugt, die den gewöhnlichen voraussetzen müssen. Vorzüglich aber wirft man seiner Philosophie Mysticismus und poetische Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie sehr es noch unter denen, die von Mysticismus sprechen, an einem klaren Begriffe des Mysticismus fehlt, und bedenkt, wie sogar Schelling da, wo Andere nur von Ahnung reden, ein bestimmtes Wissen für möglich hält und ein wissenschaftliches Verfahren verlangt, der wird auch wissen, wie wenig dieser Vorwurf zu bedeuten hat. Er kommt zurück auf den Vorwurf der relativen Unverständlichkeit, die bei einer originellen, umfassenden und im Einzelnen nicht immer consequent, ja oft sehr dunkel ausgesprochnen Ansicht unvermeidlich ist. Die poetische Schwärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne seine reichen, besonders naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und ohne den Geist seiner Methode zu besitzen, die eben so philosophischen als der poetischen Darstellung fähigen Ansichten desselben in ein loses Spiel des Witzes und der Phantasie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgesetzte und aus dem Gebiete der Philosophie verwiesene Phantasie zwar wieder in ihre Rechte einsetzte und sich des poetischen Bildes zur Erläuterung hier und da mit Recht bediente, aber sich von dem „haltungslosen poetischen Taumel" vieler seiner Anhänger selbst losgesagt hat. (Vorrede zu seinen philosophischen Schriften). Dagegen kann behauptet werden, daß seit ihrem Erscheinen der Geist dieser Lehre tiefer, als man glaubt, in die Wissenschaft und selbst ins Leben einge-

drungen sey, um so mehr, da die Principien derselben in alle Wissenschaften eingreifen, und die schellingische Philosophie keine leblose abstracte, bloß für die Studirstube bestimmte, für das wirkliche Leben unbrauchbare, sondern eine Welt- und Lebensansicht ist, welche die echte Erfahrung mit dem Vernunftwissen in Verbindung bringen will, mithin umfassender und lebendiger ist als viele andere philosophische Systeme der Neuern; weßhalb selbst Fichte in seiner letzten Zeit seiner Wissenschaftslehre aus dieser Ansicht manches zuzusetzen anfing. Auch sind aus Schellings Schule eine Menge der bedeutendsten und geistreichsten Männer hervorgegangen, welche die schellingische Philosophie nicht bloß erläutert, sondern zum Theil auch auf andere Wissenschaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verschafft haben. Hieher gehören G. M. Klein (Beiträge zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des All, nebst einer vollständigen und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente, Würzb. 1805. Versuch, die Ethik als Wissenschaft zu begründen rc. Rudolst. 1811. — Man nennt ihn auch als Verfasser der oben angeführten Schrift: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand rc., welche zugleich als eine Art von Apologie der schellingischen Philosophie angesehen werden kann); als Bearbeiter der eigentlichen Naturphilosophie Steffens, Troxler, Oken, Windischmann, Schelvers, Baader, Kieser, C. E. Schelling, Schubert, Walter, Weber; in andern Fächern Ast, Thanner, Creuzer, Solger, Görres, Daub, Zimmer, Krause, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eignen Weg gegangen ist. Vorzüglich hat Schellings Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geistreichen Forschung der Natur, vermöge deren man dieselbe mehr als organisches und lebendiges Ganzes betrachtet und den innern Zusammenhang ihrer Erscheinungen erforscht hat, und zu vielen Entdeckungen in der Physiologie und Medicin mächtig beigetragen. Als philosophische Ansicht schließt sie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philosophie aufzulösen versucht hat und verbindet die philosophischen Wissenschaften aufs innigste. Doch ist ihr schwächerer, oder bis jetzt am wenigsten ausgebildeter Theil der der ethischen Philosophie, der stärkste die Naturphilosophie; und es wäre daher auch in dieser Hinsicht zu wünschen, daß Schelling sein längst versprochenes Werk, das seine Lehre im Zusammenhang enthalten soll, bald mittheilen möchte, so wie eine erschöpfende Prüfung seines Systems von einem ihm congenialen Philosophen ebenfalls noch zu wünschen steht. Die Hoffnung zu dem erstern hat Schelling denen, die an einer so wichtigen Sache Interesse nehmen, vor der Hand dadurch benommen, daß er sich gegenwärtig mit mythologischen Untersuchungen beschäftigt, welche sich seiner Ansicht anschließen sollen, wovon er neulich eine Probe in der Schrift: Ueber die Gottheiten von Samothrace (Tüb. 1816) aufgestellt hat.

Schenk (Heinrich), k. baierischer wirklicher geheimer Rath und Generaldirector der Finanzen, verdient seiner moralischen Würde und seiner einflußreichen Geschäftsthätigkeit willen, unter den ausgezeichnetesten Männern unserer Zeit genannt zu werden. Er ward am 17. Apr. 1748 zu Düsseldorf geboren, und trat, da seine Glücksumstände ihm keine Mittel zu einer wissenschaftlichen Bildung darboten, frühe in Militärdienste, worin er es nicht weiter als zum Unteroffizier bringen konnte. Das Glück verschaffte ihm die Bekanntschaft mit F. H. Jacobi. Dieser nahm ihn, nachdem er von dem Kriegsdienste frei geworden war, in sein Haus auf, wo er schnell in Wissenschaften und Sprachen grosse Fortschritte machte, und das Studium der Phi-

losophie, der Rechtskunde und besonders das der Staatswissenschaft mit ungewöhnlichem Erfolge betrieb, und sich zu ausgezeichneter Tüchtigkeit erhob. Im J. 1780 verheurathete er sich, ohne eine feste Anstellung zu haben; doch gerieth er nie in Mangel oder Verlegenheit. Seine durch Jacobi angeknüpfte Bekanntschaft mit dem damaligen Statthalter von Düsseldorf, Franz Karl von Hompesch, führte ihn endlich zu der Stelle eines Militärökonomieraths, in der er besonders in den folgenden Kriegsjahren den Ländern Jülich und Berg sehr nützlich wurde, wie er denn die Seele aller Maaßregeln war, und die möglichste Verminderung der Lasten, so wie die billigste Vertheilung derselben bewirkte. 1795 ward er nach Paris gesandt. 1798 gieng er, mit dem Freiherrn Wilhelm von Hompesch, nachherigen Staatsminister, zu den Friedensunterhandlungen nach Rastadt. Als Maximilian Josef die Regierung in Baiern antrat, ward er auf den Vorschlag des Herrn von Hompesch zum geheimen Staatsreferendär ernannt, mit welchem Amte 1808 das eines wirklichen Geheimenraths und 1810 das eines Generaldirectors der Finanzen verbunden wurde. Sein König bewies ihm seine Achtung, indem er ihm das Commandeurkreuz des Civilverdienstordens ertheilte, die Akademieen der Wissenschaften und Künste in München, indem sie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede aufnahmen. Am 1. Mai 1813 endigte ein Stickfluß sein edles und nützliches Leben. Sein Geist war von der Natur mit vorzüglichen Gaben ausgestattet, und sie standen in einem glücklichen Ebenmasse. Die Werke der Alten, so wie gehaltvolle Arbeiten der Literatur des Tages waren seine stete Erholung. Besonders werth waren ihm die Erzeugnisse der historischen Muse. Alle Bildung war ins Leben übergegangen; er entzweyte sich deshalb nie mit der Wirklichkeit, weil sie sein Ideal nicht annahm; dieses blieb ihm unversehrt, in jener suchte er das möglich Beste. Er war aus reiner Ueberzeugung dem Neuen etwas geneigter, als seine Jahre vermuthen liessen. Aber so frey er von dem Wahne blieb, daß das Gute sich von selbst mache, so wünschte er doch überall nur das gerade nothwendige Maaß von Gewalt. Seine Mässigung verdankte er keineswegs natürlicher Kälte, noch einer abstumpfenden Wirkung seiner Studien und Geschäfte, sondern der Läuterung und tugendhaften Richtung des großen in ihm wohnenden Feuers. Oft sah man ihn über Geschäfte in starker Gemüthsbewegung, aber er handelte nie heftig oder stürmisch, sondern immer ruhig und besonnen. Von sich und seiner Thätigkeit dachte er höchst bescheiden. Er liebte stets das Gerechte, das er für das Einzige heilbringende in der Staatsverwaltung hielt; seine Amtstreue traf nie der geringste Verdacht des Eigennutzes; seine Arbeitsamkeit war ununterbrochen; seine Menschenfreundlichkeit half, wo sie konnte. Im Privatleben blieb er der guten alten Sitte treu. Seine häusliche Einrichtung war immer einfach und sparsam. Sein Vergnügen fand er in seinem Hause und in seinem Garten, unter Kindern und Freunden, oder unter Büchern und Bäumen. Dieser schönen Ordnung des Lebens entsprach äusseres Glück, hohe Achtung seines Namens, glückliche Entwicklung seiner Kinder, ein mässiges, für seine Wünsche hinreichendes Vermögen, welches er theils einer Gabe seines edeln Souverains, theils eigner Ersparniß verdankte, und dann, seit 1805 die Wiedervereinigung mit seinem ältesten Freunde Jacobi. Als der König den Bericht von seinem Tode erhielt, sprach er: „der Staat verliert einen seiner verdienstvollsten Diener, und ich einen bewährten Freund; er war ein rechter Ehrenmann!"

Schenkung nennt man im Allgemeinen jede Handlung, wodurch

Jemand einem Andern freiwillig und unentgeldlich etwas, sey es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im engern Sinne wird bloß die unentgeldliche Uebertragung des Eigenthums einer Sache an einen Andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen Jemand einem Andern ein erworbenes Recht unentgeldlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter den Lebendigen (Donationes inter vivos) erhalten, sobald die Annahme des Geschenknehmers, welche im Zweifelsfall vermuthet wird, erfolgt ist, ihre Gültigkeit, und der Geschenknehmer (Beschenkte) hat das Recht, wenn der Zeitpunkt der Uebergabe des Geschenks da ist, dieselbe gerichtlich zu verlangen. Alle Schenkungen unter den Lebendigen aber, die über 500 Solidos (tausend Speciesthaler) betragen, erfodern eine gerichtliche Untersuchung und Bestätigung, sonst werden sie, falls das geschenkte Objekt nicht schon übergeben ist, auf Verlangen des Schenkers, seiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beschränkt. Ausgenommen hievon sind Schenkungen des Landesherrn und seiner Gemahlin, der Militärchefs an ihre Untergebenen, und solche Schenkungen, die zur Errichtung einer frommen Stiftung, oder zur Auslösung von Gefangenen gemacht sind. Außerdem werden hieher alle remuneratorischen Schenkungen, die bloß zur Belohnung der Verdienste des Geschenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Lasten des Ehe- und Witwenstandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müssen; alle diese, welche man juristisch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Untersuchung und Bestätigung nicht. Einfache Schenkungen (Donationes simplices), im Gegensatze der qualificirten, welche in der Absicht, die Notherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht sind, können binnen 5 Jahren, nachdem die Notherben die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beschwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Absicht des Schenkers muß aber bewiesen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall solcher Beschwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten sind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch den Tod des letztern aber werden sie bestätigt. Aber solche Schenkungen, welche Eheleute sich einander zum Beweise ihrer Liebe machen, sind gleich gültig, doch darf das Geschenkte nicht in Grundstücken oder Geld bestehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn sie mit einem Eide bestätigt sind, und dies nicht in der bösen Absicht, einen Dritten zu benachtheiligen, geschehen ist. Schenkungen von Todes wegen (donationes mortis causa) sind solche, die nach der Absicht des Schenkers erst durch seinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache oder das Recht erst nach seinem Tode übertragen werden sollen. Zu solchen Schenkungen wird in Rücksicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Testamentserrichtung erfoderlichen Eigenschaften besitzt, daß der Geschenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor fünf Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geschenknehmers. Sie ist widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieser sich nicht verpflichtet hat, sie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Testament eingesetzte Erbe die Erbschaft nicht antritt, und also das Testament, welches die Erbeinsetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende stirbt, braucht der

auf diese Weise Beschenkte fähig zu seyn, gültig zu einem Erben eingesetzt zu werden. Der Geschenknehmer von Todes wegen hat übrigens alle die Klagen, welche den Legatarien, oder den mit Vermächtnissen bedachten Personen zukommen. N. P.

Scherif (arab. edel, heilig), bedeutet bei den Türken einen Mann von hoher Würde, und ist besonders ein Titel der Nachkommen Mahomeds von seiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden. — Deßgleichen heißt Scherif eine türkische Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. werth.

Schiboleth, ein Wort oder Ausdruck, wodurch man sich verräth, daß man nicht zu einer gewissen Partei gehöre. Es war dies nämlich das Wort, welches, zu Folge der biblischen Erzählung (B. d. Richter XII, 6), die lispelnden Ephraimiter, auf die Anfrage der Gileaditer, nur Siboleth aussprechen konnten; dadurch verriethen sie sich, und wurden alsdann von diesen an dem Jordan sofort niedergemacht. Der so Erschlagenen waren damals an 42,000 Mann.

Schicksal, s. Fatum.

Schiebeler (Daniel) ein bekannter Dichter, wurde 1741 zu Hamburg geboren, und erhielt seine erste Bildung von Privatlehrern. Schon frühe zeigte er einen hellen Verstand, viel Scharfsinn, Gedächtniß und besonders eine lebhafte Einbildungskraft, die durch das Lesen von Romanen und Schauspielen noch mehr entwickelt wurde. Diese Lectüre, so wenig sie seinem jugendlichen Alter angemessen seyn mochte, erregte doch den Wunsch in ihm, die neuern Sprachen zu lernen, und schon im 20sten Jahre verstand er französisch, englisch, italienisch und spanisch, und machte späterhin selbst dichterische Versuche in diesen Sprachen. Der Unterricht, den er auf dem Gymnasium und Johanneum erhielt, wirkte auf seine sittliche und poetische Ausbildung vortheilhafter, als der frühere Privatunterricht, indem zwei vortreffliche Lehrer an diesen Anstalten, der Rector Müller und der Subconrector Volkmann, sich nichts angelegener seyn ließen, als geistreiche Jünglinge durch ihren Rath und Beistand zu ermuntern. Wirklich machte der junge Schiebeler schon dazumal als Dichter mehrere jugendliche Versuche, welche — freilich in einer sehr mangelhaften Gestalt — gedruckt wurden. Bloß der hergebrachten Nothwendigkeit wegen, sich zu einer der drei Facultätswissenschaften zu bekennen, ging er 1763 nach Göttingen, um die Rechtswissenschaften zu studiren. Aber er verwandte dort seine meiste Zeit auf das Studium der schönen Literatur. 1765 ging er nach Leipzig. Durch die Annehmlichkeiten des Orts, durch den Umgang mit alten und neuen Freunden, die er hier fand, besonders mit dem Schauspieler Starke und dessen Gattin, und durch seine Beschäftigungen mit Musik und Theater, ward er wieder aus dem traurigen Zustande, worein er besonders durch seine Hypochondrie versetzt war, herausgerissen. Er schrieb hier mehrere Nachspiele und andere dramatische und musikalische Gedichte, besonders aber seine Romanzen, die mit Melodien (von Hiller), 1767 zuerst herauskamen. Dies sind unstreitig die besten von Schiebelers dichterischen Producten, und sie gehören noch immer zu den deutschen Meisterstücken in dieser Dichtungsart. Schiebelers Herz war zu weichen Empfindungen geschaffen. Körperliche Reize, Vorzüge des Geistes und Herzens rührten ihn auf das lebhafteste. Schöne Frauen und Mädchen, die Sinn und Talent für Musik hatten, erweckten in ihm einen Beifall, der schnell in die innigste Zuneigung überging. Aber gewöhnlich blieb seine Zärtlichkeit unerklärt, und mußte daher für sein empfindliches Herz desto pein-

licher seyn. Nachdem er 1768 zu Leipzig Doctor geworden war, ging er nach Hamburg, wo er ein Canonicat am Domcapitel erhielt, und vergnügt und glücklich mit seinen Freunden, besonders mit Ebeling und dem Buchhändler B...e, lebte. 1770 gab er eine Sammlung seiner Poesien unter dem Titel: Musikalische Gedichte von S. heraus, die er Metastasio zueignete, der ihn dafür mit Lobsprüchen überhäufte. Er starb an der Auszehrung den 19ten August 1771. Eschenburg hat eine vollständige Sammlung seiner Werke unter dem Titel: Daniel Schiebelers auserlesene Gedichte, Hamburg 1773 (kl. 8.) herausgegeben. In dieser Sammlung sind außer einem Lehrgedichte, Heroiden, Sinngedichte, lyrische Gedichte geistlichen und weltlichen Inhalts, Romanzen und Epigramme enthalten.

Schiedsmann heißt ein Vermittler, dessen Ausspruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die Annahme bloß von dem Belieben jeder Partei abhängt. Schiedsrichter (Compromissarius) hingegen ist ein Vermittler, der von streitenden Parteien zur Entscheidung ihrer Sache unter der Bedingung, daß sie sich seinem Ausspruche (laudum) unterwerfen wollen, gewählt ist. (S. Compromittiren.)

Schiefe der Ekliptik wird, wie bereits im Artikel Ekliptik gesagt worden ist, der Winkel genannt, unter welchem sich Ekliptik und Aequator schneiden. Die Größe dieses Winkels genau zu wissen, ist für astronomische und geographische Bestimmungen von größter Wichtigkeit. Die Sphärik lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von zwei größten Kreisen durch ihre schiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten größten Kreises mißt, welcher so gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Punkten, wo sie am weitesten von einander abstehen, rechtwinklicht durchschneidet. Diese Durchschnittspunkte fallen 90 Grad von den Punkten entfernt, in welchen sich Aequator und Ekliptik schneiden, d. h. in die Solstitialpunkte. Schon im Alterthum hat man die Schiefe der Ekliptik zu messen gewußt. Nach Plinius fand sie Anaximander zuerst; nach Gassendi hat sie schon Thales bestimmt. Die berühmteste Messung im Alterthum ist die Messung des Pytheas zu Massilien. Er fand sie 350 Jahre vor Chr. Geb. 23° 49′ 23″. Hundert Jahre später soll sie nach Ptolemäus Bericht Eratosthenes 23° 51′ 20″ gefunden haben. Nachher bestimmten mehrere die Schiefe der Ekliptik bis auf unsere Zeiten, und merkwürdig ist es, daß die spätern Beobachter sie fast übereinstimmend mit der Ordnung ihres Alters immer geringer gefunden haben. Die letzten Bestimmungen sind von Cassini 23° 28′ 35″, von La Caille 23° 28′ 19″; von Bradley 23° 28′ 18″ und von Mayer 23° 28′ 16″. In Betreff der successiven Abnahme der Schiefe der Ekliptik nehmen die berühmtesten Astronomen unsrer Zeit, z. B. La Lande, an, daß sie ununterbrochen fortschreite. Louville bestimmte sie für jedes Jahrhundert auf 1′, La Caille auf 44″ und La Lande auf 33″. Mehrere Physiker der neuesten Zeit haben damit die Vermuthung in Verbindung gebracht, daß die Ebne der Ekliptik mit der Ebne des Aequators ehedem zusammengefallen sey; daß nachher ein Stoß von einem Cometen oder eine mächtige Revolution auf der Erde der Axe derselben die schiefe Richtung gegeben habe, daß nunmehr schon seit Jahrtausenden die Erdaxe ihrer ursprünglichen Lage wieder entgegenrücke, und nach 198,000 Jahren abermals in dieselbe gelangen werde. La Place dagegen hat mit Hülfe der Analysis zu zeigen gesucht, daß dies nie geschehen werde, sondern daß die Abnahme der Größe des Winkels bloß von einer periodischen Wirkung der übrigen

Planeten herrühre, und daß ihr höchstes Maß sich nicht über 1° 48′ erstrecken könne. Nur ein sehr langer Zeitraum wird verstatten, Beobachtungen anzustellen, die hierüber etwas Näheres bestimmen lassen. — Außer dieser bisher betrachteten Veränderung ist die Schiefe der Ekliptik oder, was einerlei ist, die Lage der Erdaxe gegen diese noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher sie abwechselnd 9 Jahre wächst und 9 Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterschied 18′ beträgt.

Schiefer oder Schieferstein ist ein gemeines, sehr weit verbreitetes Mineral von verschiedener Beschaffenheit. Eigentlich heißen alle grobblättrige Steine, die sich in platte undurchsichtige Tafeln spalten lassen, Schiefer. Es gibt Kalk- und Thonschiefer. Dieser letztere ist von doppelter Gattung, nämlich Schieferthon, welcher mehrentheils eine rauchgraue, ins Schwarze laufende Farbe hat, auf dem Bruche schiefrig, scheibenförmig ist, und zum Theil an die Zunge klebt. Besonders thut dies der aschgraue Hygrometer-Schiefer in der Nähe der Wolga, aus welchem die lowitz'schen Hygrometer verfertigt werden. Sehr oft enthält der Schieferthon Kräuterabdrücke, und heißt dann Kräuterschiefer. Der Schieferthon bildet ganze Flötze, und findet sich gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlenflötze. Wenn er von Erdharz durchdrungen ist, brennt er mit Harzgeruch, und wird Brand- oder Kohlenschiefer genannt. Manche Arten gehen in Thonschiefer über, welches die andere Gattung dieser erdigen Mineralien ist. Die Hauptfarbe des Thonschiefers oder Laiensteins, auch Wacke genannt, ist grau, und geht durch viele Abstufungen ins Schwarze und Schwarzblaue über. Zum Theil zeigt er rothe und weiße Streifen und Flecken. Manche Arten dieser Gattung glänzen fast wie Seidenstoffe. Auf dem Bruche ist dieser Schiefer theils geradblätterig, theils wellenförmig; sein Korn von sehr verschiedener Feinheit, und der Strich graumeiß oder aschfarben. Außer der Grunderde, welche in verhärtetem Thone besteht, hat dieser Schiefer auch häufig andere erdige und metallische Minerale bei sich, woher die verschiedenen Abänderungen entstehen. Wegen des beigemischten Erdharzes fängt der Thonschiefer leicht Feuer. In der Hitze verändert er seine Farbe, und schmilzt zu einem leichten, schaumartigen, auf dem Wasser schwimmenden Glase. Der Thonschiefer ist härter, wie der Schieferthon, und läßt sich besser in Tafeln spalten. Nach der verschiedenen Feinheit seines Korns und seiner sonstigen Beschaffenheit führt der Thonschiefer verschiedene Namen, z. B. Probierstein, Tafelschiefer, Dachschiefer; nach den fremden beigemengten Mineralien heißt er Kieselschiefer, Glimmerschiefer u. s. w. Eine ganz besondere Spielart ist die schwarze Kreide, welche, da sie weich ist und abfärbt, zum Zeichnen dient. Die Metallschiefer gehören zu den Erzen und nicht hieher. Der Thonschiefer findet sich in Ganggebirgen und in Flötzen. Seine Lage und Schichten, und die Abdrücke von Pflanzen, Fischen u. s. w. zeugen dafür, daß er im Wasser entstanden seyn müsse. Man gewinnt den Schiefer überhaupt, besonders den metallischen, bergmännisch, sprengt in den Brüchen große Blöcke aus, fördert ihn zu Tage, und zerschneidet denjenigen, der zu Tafeln gebraucht werden soll, so lange er noch feucht ist, mit stählernen Werkzeugen. Den eigentlichen Thonschiefer benutzt man vorzüglich zu Rechentafeln, Schreibtafeln, Tischplatten, wenn er von feinem Korn ist, den gröbern aber zum Dachdecken. Man findet beide Arten in mehreren Provinzen Deutschlands von verschiedener Güte. Ein gutes Schieferdach steht nicht selten 100 Jahre, ohne sonderlicher Ausbesserung zu bedürfen. Nur muß der Schiefer, ehe er

zu Dächern gebraucht wird, vorher untersucht werden, ob er nicht leicht im Feuer zerspringt, und ob er im Wasser einfrieren kann, ohne zu zerbersten. Beide Eigenschaften sind zum guten Schieferdache nothwendig. Doch ist bei Feuersbrünsten jedes Schieferdach gefährlich, da auch der beste Schiefer wegen des beigemischten Erdharzes Feuer fängt, fortfliegt und das Feuer weiter verbreitet. Die Schieferasche, die man durch das Zerkleinen des Abgangs erhält, ist ein Düngungsmittel für Weinberge.

Schießen und Schuß. Wenn eine Kugel aus einem metallenen Rohre in größter Schnelligkeit nach einer Gegend hingetrieben wird, so nennt man diese Wirkung einen Schuß, und die Handlung selbst Schießen. Geschütz und Gewehr sind die vorzüglichsten Werkzeuge zum Schießen, und es kommt hierbei alles darauf an, daß man einen entfernten Punkt sicher noch mit einer Kugel durchdringe. Zum Forttreiben der Kugel aus dem Rohre bedient man sich gemeiniglich des Pulvers, und bloß die Windbüchse macht hiervon eine Ausnahme. Indem das Pulver entzündet wird, entwickelt sich mit Heftigkeit die im Salpeter verschlossene Luft, und indem diese sich ausbreiten will, treibt sie den Gegenstand, der sie am mindesten behindert, vor sich weg. Je genauer die Kugel ins Rohr paßt, desto mehr Kraft muß die gepreßte Luft äußern, und desto sicherer und weiter geht auch die Kugel, woraus die Wirkung gezogener Röhre und geschliffener Kugeln zu erklären ist. Man kann einen Gegenstand in gerader Linie und im Bogen beschießen, indem er ruht, oder indem er sich fortbewegt. Die Theorie hierzu greift in das Gebiet der Mathematik ein, indem die Lehre von der beschleunigten Kraft der Schwere und andere Sätze hier ihre Anwendung haben. Die Practik, gut zu schießen, setzt Uebung, ein scharfes Auge und eine gewisse Ruhe des Bluts voraus, letzteres besonders bei aller Art von Gewehr. P. S.

Schießpulver ist ein Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel. Mit Wahrscheinlichkeit ist zu vermuthen, daß die Chinesen diese Erfindung vor 1600 Jahren schon machten, daß die Kenntniß davon durch die Sarazenen nach Europa kam (wo Kallinicus im 7ten Jahrhundert sie mit nach Byzanz brachte) und daß Berthold Schwarz schwerlich der Erfinder, wohl nur der Verbreiter derselben war. Schon 1073 beschoß der ungerische König Salamon Belgrad mit Donnerbüchsen. Der Salpeter zur Bereitung des Pulvers wird gereinigt, der gereinigte in seinem Crystallwasser geschmolzen, und zu Pulver gerührt (gebrochen), Kohlen und Schwefel müssen ebenfalls ausgelesen werden. Besonders wird Kohle von Erlen, Weiden, Haseln, Faulbäumen, Kornelkirschen, Linden und Hanfstengeln gerühmt. Die vorzüglichste dazu ist die, welche am wenigsten Feuchtigkeit anzieht. Der beste Schwefel ist der gediegene. Die quantitativen Verhältnisse des Schießpulvers richten sich nach seinem Zwecke. Büchsenpulver, Kanonenpulver, Sprengpulver, jedes verlangt eine andere Zusammensetzung, auch sind die Quantitäten der Bestandtheile in jedem Lande anders. Schwefel, Kohle und Salpeter werden erst jedes für sich fein zerstoßen, und dann mittelst Wasserkraft, durch Walzen, Stampfen oder Vorrichtungen zum Reiben (aus Marmor, Holz, Messing, Kupfer) unter Besprengung mit Wasser zu einem zarten, ganz gleichförmigen Teige geknetet. Diese noch feuchte Masse, Pulvermasse, Pulverversatz, wird im Körnhause dadurch gekörnt, daß man sie durch ein Sieb drückt. Von dem gekörnten Pulver wird der Staub abgesiebt und dasselbe in freier Luft, oder in Trockenhäusern, oder auf Kupferplatten, die mit Wasserdampf

geheizt werden, getrocknet. Feines Pulver wird endlich noch geglättet, indem man dasselbe in Tonnen schüttet, und darin eine Zeit lang die Körner sich reiben läßt. Das Aufbewahren des fertigen Schießpulvers hat seine Schwierigkeiten, es verdirbt mit der Zeit, und muß bisweilen umgepackt werden. F.

Schießscharten. Gewisse Einschnitte in die Brustwehr, in welche das Rohr des Geschützes zu liegen kommt, nennt man **Schießscharten.** Die untere Fläche heißt die Schießschartensohle, die Seitenflächen nennt man die Schießschartenbacken, das unter der Schießschartensohle stehen gebliebene Stück Brustwehr heißt die Brüstung, und nun gibt es eine äußere Höhe und eine innere Höhe (Kniehöhe) derselben. Das zwischen zwei Schießscharten liegende Stück Brustwehr heißt das Merlon, der Kasten oder die Schartenzeile. — Die Kniehöhe muß so viel betragen, daß das in der Laffette ruhende Kanonenrohr in derselben eben Raum hat, horizontal und elevirt gerichtet zu werden, und darf dieserhalb nicht über drei Fuß betragen. Die Sohle der Schießscharte bekommt eine solche Lage, daß ihre Verlängerung auf den äussern Grabenrand trifft. Die Weite der innern Oeffnung hängt von dem Kaliber des Geschützes ab, das durch die Schießscharte feuern soll. Die Weite der äußern Oeffnung macht man größer, damit man nach mehreren Richtungen feuern kann, und der Gebrauch des Geschützes hinter Schießscharten nicht beschränkt wird, und der angreifende Feind dem Artilleriefeuer aus der Schanze sich nicht leicht entziehen kann. Die Schießschartenbacken bekommen eine Böschung, deren Anlage gemeiniglich einen Fuß beträgt; man bekleidet diese Böschungen mit Rasen, Faschinen oder Flechtwerk, um sie desto fester zu machen. Sobald zwei oder mehrere Schießscharten neben einander gelegt werden sollen, so hängt die Entfernung ihrer Mittellinien, mithin auch die Länge des Merlons einmal davon ab, wie weit zwei Kanonen von einander gestellt werden müssen, um bequem bedient zu werden, und dann, wie lang ein Merlon gemacht werden muß, damit es den feindlichen Kanonenkugeln hinlänglich widerstehen kann. — Da es nothwendig ist, wenn der angreifende Feind den Graben passirt hat und die Brustwehr ersteigen will, daß das Geschütz zu feuern aufhört, so ist es sehr vortheilhaft, wenn man das Banket ununterbrochen hinter der Brustwehr fortführt, und es nur so breit einrichtet, daß es mit einem Gliede Infanterie besetzt werden kann. In die ausspringenden Winkel der Werke Schießscharten anzubringen, ist eine sehr mißliche Sache, vorzüglich, wenn dieser Winkel spitz ist, da dann die Kanone nur nach der Richtung der Capitallinie abgefeuert werden kann, und das Herumschränzen, des engen Raums wegen, so gut als unmöglich wird; will man an solchen Stellen doch Schießscharten anbringen, so stumpfe man die Winkel ab. — Ricochettschießscharten sind solche, wo die Sohle nicht parallel mit der obern Abdachung der Brustwehr (der Krone) läuft. Das Kanon wird hinter selbigen etwas elevirt, und die auf solche Weise aus dem Kanon gehenden Kugeln werden, da sie in sehr flachen Bogen geflogen kommen, beim Auftreffen auf hartes Erdreich wiederum aufhüpfen, und so einige Male hinter einander aufschlagen, was man Ricochettiren nennt. — In manchen Fällen werden auch die Schießscharten schief in die Brustwehr eingeschnitten, wodurch aber das Merlon sehr geschwächt wird, und wenn solche Stellen der feindlichen Artillerie bloßgestellt sind, so entstehen gerade daselbst gefährliche Breschen. — Das Feuer aus Schießscharten gewährt den Vortheil, daß die Artilleristen besser als auf Kanonenbänken gedeckt sind; jedoch muß man bei

Schießscharten langsamer feuern, da die Kanone, wenn sie geladen ist, erst jedesmal in die Schießscharte geführt werden muß, auch kann man hinter Schießscharten nicht nach allen Richtungen feuern. Aus diesem folgt also, daß man sich der Schießscharten bedient, wenn man hohle Wege, Brücken, Verschanzungslinien u. dgl. beschießen will. P. S.

Schiff, Schiffbau, Schiffskunst, s. Seewissenschaften.

Schifffahrt, oder das Befahren der Meere, Seen, Flüsse und Gewässer mit Schiffen, um Personen und Sachen von einem Orte zum andern zu bringen, ist für die Menschheit einer der wichtigsten Gegenstände, sowohl in Hinsicht der nähern Verbindung der Menschen unter einander, als in Hinsicht ihrer bürgerlichen, sittlichen und geistigen Ausbildung und Vervollkommnung. Die Phönizier werden für die Urheber der Schifffahrt gehalten, wenigstens haben sie nach der alten Geschichte das mittelländische Meer zuerst bis nach Spanien befahren. Wahrscheinlich wurde mit den kleinsten Versuchen zuerst der Anfang gemacht, und vielleicht gaben Stücke Holz, die auf dem Wasser schwammen, die erste Veranlassung zu dieser jetzt zu einer solchen Höhe gediehenen Kunst. Bei der Nothwendigkeit über Flüsse und Seen zu setzen, versuchte man durch Zusammenfügung mehrerer Stücke Holz fortzukommen, und so entstanden Fähren oder Flösse. Die ersten Fahrzeuge der Deutschen waren hohle Bäume. Anfänglich schiffte man bloß an den Küsten und Ufern; wurde man vielleicht von denselben durch Stürme verschlagen, so mußten die Gestirne und die Sonne zu Hülfe genommen werden, um den Lauf wieder zu finden. Hatten Ungewitter oder andere Unfälle jene verborgen, so hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Fluge man folgte, weil man voraussetzte, daß sie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compasses (s. d. Art.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verschiedenen Himmelsgegenden selbst bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und sich nun auch außer dem Gesichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schifffahrt mit immer größerm Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; auch scheint dies Ziel beinahe erreicht. Die immer höher gestiegene Schiffbau- und Schifffahrtskunst haben die Gefahr, welche ehedem mit der Schifffahrt verbunden war, um vieles vermindert, und so haben die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen, und den Handel besonders zu seinem höchsten Flor bringen können. Zur Beförderung des Handels durch die Schifffahrt suchte man in mehreren Ländern durch Canäle die Flüsse und Meere mit einander zu verbinden, und schon Carl der Große versuchte die Donau mit dem Rhein und Mayn zu vereinigen. Auch in Frankreich wurde unter Ludwig XIV., um Handlung und Schifffahrt zu befördern, der große Canal durch Guienne und Languedoc zur Verbindung des atlantischen mit dem mittelländischen Meere angelegt. Jetzt sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographische Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten Schifffahrt und der meisten Handlungs- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europa's. Dagegen ist Holland, ehemals der Nebenbuhler Britanniens, in dieser Hinsicht sehr von seiner Höhe herabgesunken, und die Franzosen haben, wenn gleich ihre Schifffahrt in Vergleichung mit andern Zeiten jetzt von geringer Bedeutung ist, doch das große

Verdienst um diesen höchst wichtigen Gegenstand, unter Ludwig XIV. die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt, und die Schiffkunst zuerst in wirkliche Regeln gebracht zu haben.

Schifffahrtskunde oder Steuermannskunst, ist die Kunst, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewissen Punkt aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen bestimmten Ort zu gelangen. Sie erfodert eine gute Kenntniß der Rechenkunst, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondere, und eine geschickte Hand in Zeichnung geometrischer Constructionen. Die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge sind der Compaß, das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung und das erfoderliche Reißzeug; außerdem sind ihm genaue Seecharten unentbehrlich. Vom Seecompaß ist unter Compaß gesprochen worden. Man unterscheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Visir-) Compaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich zwei vor sich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt, und so eingerichtet ist, daß Nachts zwischen beiden Compassen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilcompaß dient, die Lage entfernter Gegenstände oder der Himmelskörper in Absicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Das Log ist ein hölzernes Dreieck, sechs oder sieben Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft ist. Dieses wird ins Wasser gelassen, worin es sich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüber stehenden Theil eingegossenen Bleis, senkrecht stellt. Damit das Dreieck aber seine breite Fläche dem Wasser entgegenstelle, ist unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer starken Schnur angebunden; eine andere kurze Schnur geht von der Logleine ab, und vereinigt sich mit jener mittelst eines Pflöckchens, das in ein Loch des Stückchens Holz gesteckt wird. So lange man von dem segelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, stellt sich die breite Fläche des Dreiecks dem Wasser entgegen nach der Richtung des Schiffes; sobald man, nach vollendetem Versuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an sich, der Pflock geht aus dem Stückchen Holz heraus, und das Dreieck wendet dem Schiffe seine schmale Seite zu. Mit diesem Werkzeuge mißt man die Geschwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Wasser unbewegt stehe, und schließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geschwindigkeit des Schiffes; allein mit vollkommener Sicherheit kann dies nicht geschehen, da das Log nicht fest steht. Auf Kriegsschiffen pflegt man alle Stunden, auf Kauffahrteischiffen alle zwei Stunden das Log zu gebrauchen. Lauf und Kiel eines segelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Diese Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird besonders auch durch einen schief in die Segel stoßenden Wind verursacht. Daher muß der Schiffer die Angabe des Compasses, welche bloß auf die Richtung des Kiels geht, zu verbessern suchen. Die Instrumente, deren sich der Schiffer zur Messung der Höhen der Himmelskörper bedient, sind jetzt vornehmlich der englische Schiffsquadrant und der hadleyische Reflexionsoctant, deren Beschaffenheit und Gebrauch wir jedoch hier nicht beschreiben können. — Die Charten, deren sich die Seefahrer bedienen, sind entweder platte oder reducirte. Jene stellen ein Stück der Erdfläche als eben vor, und können nur bei kleinen Gegenden als einer Bay oder einem kleinen Theile einer Küste gebraucht werden. Die reducirten oder runden Charten sind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer solchen Charte werden

von den Ländern nur die Küsten, die Häfen, die Mündungen der Flüsse gezeichnet, außerdem aber alles, was auf dem Meere dem Schiffer zu wissen nothwendig ist, als Inseln, Klippen, Sandbänke, Meerströme, Wassertiefen u. s. w. An mehrern Stellen werden die 32 Striche des Compasses aufgetragen, daß er, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befolgen gedenkt, durch eine Parallele mit derselben an die nächste Windrose, leicht den Strich erfahre, nach dem er sein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Charte tragen könne, wenn er den gehaltenen Curs weiß. Die graphischen Operationen auf der Charte nennt der Schiffer Besteck setzen. — Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Reise, doch durch beträchtliche Theile derselben einerlei Curs. Der Weg eines Schiffes nun, das denselben Curs hält, heißt die loxodromische Linie, deren Berechnung dem Seefahrer sehr nöthig ist, weßwegen man auch loxodromische oder Strichtafeln berechnet hat, welche für die acht Striche eines Quadranten auf dem Compasse für jede Meile des Weges vom Aequator an die dazu gehörige Länge und Breite angeben. Der Schiffer kann also aus dem Curs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunktes weiß, den Unterschied der Länge und Breite des andern Endpunktes finden. Nothwendig ist dem Schiffer die Tafel der Meridionaltheile, in welcher die vergrößerte Länge der Breitenkreise vom Aequator an, wie sie in den reducirten Charten aufgetragen werden, angegeben ist. Mit dieser Tafel kann er allenfalls die Strichtafel entbehren. Gesetzt, es weiß ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Curs, so kann er von dem zuletzt auf der Charte bemerkten Orte seines Schiffes die Richtung des Weges nach dem Curs zeichnen, und die Länge desselben nach der Größe der Meridiangrade zwischen den Parallelen der Breite, wo er sich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, wie viel er Länge und Breite verändert hat. Diese Verzeichnung seines Weges muß er möglichst oft vornehmen. Der Winkel, den die Richtung des Schiffes mit dem Meridian nach der Angabe des Compasses macht, heißt der gesegelte oder angelegene Curs; der wegen der Abweichung der Magnetnadel und der Abdrift verbesserte wahre Winkel, so wie er in der Schiffsrechnung gebraucht oder auf der Charte abgesetzt wird, heißt der behaltene Curs. Der Schiffer muß den Punkt seiner Abfahrt nicht allein genau bemerken, sondern kurz vorher, ehe er die Küste verliert, wo möglich die Lage zweier auf der Charte bemerkten Oerter mit dem Peilcompasse aufnehmen und den beobachteten Strich auf der Charte durch jeden Ort ziehen. Dann gibt der Durchschnitt beider Striche die Stelle an, wo sich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Ist er im Schätzen geübt, so mag er auch bloß die Richtung eines Punktes auf der Charte peilen und die Entfernung nach dem Augenmaße schätzen. Jenes Verfahren heißt: den Punkt der Abfahrt durch eine Kreuzpeilung festlegen; das andere nennt man eine einfache Peilung. Solche Beobachtungen wird er bei jeder bekannten Küste vornehmen, um seine Angaben dadurch zu verbessern. Dieses Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu bestimmen, heißt die Schiffsrechnung. Sie besteht in der Auflösung des rechtwinklichten Dreiecks, welches der Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreise mit einander machen, von welchen Seiten die beiden letztern den rechten Winkel einschließen, die erste aber die zweite unter einem spitzen Winkel schneidet, welcher der Curs ist. Zwei von diesen Stücken

(außer dem rechten Winkel) sind gewöhnlich gegeben; am öftersten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nachdem man dieses Dreieck auf der platten oder auf der runden Charte darstellt, unterscheidet man in der Steuermannskunst das Segeln nach der platten oder nach der runden Charte. Zwischen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. Da immer die Schiffsrechnung unsicher bleibt, so muß der Seefahrer, so oft er kann, die Länge und Breite seines Orts durch astronomische Beobachtungen zu erfahren suchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittage oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne ist aus einem astronomischen Calender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternverzeichnissen zu ersehen. Der Unterschied oder die Summe der Höhe und der Declination aber gibt die Höhe des Aequators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts ist. Die Zeit, wo das Gestirn im Meridian ist, erfährt man hiezu hinlänglich genau mittelst des Compasses. Kann man aber auch keinen Durchgang der Sonne oder eines Sterns durch den Meridian beobachten, so läßt sich doch aus drei Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derselben, und den Zwischenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichtesten, wenn die Zwischenzeiten gleich sind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß besonders zur Erforschung der Länge nöthig ist, erfährt der Seefahrer am zuverlässigsten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derselben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und diesen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein andres Mittel ist, die Zeit des Auf- oder Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelst berechneter Tafeln wissen kann. Der Unterschied der berechneten und beobachteten Zeit ist die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berücksichtigt werden. Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See; auf eine sichere Methode, sie zu bestimmen, setzte das englische Parlament im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund. Wie diese Aufgabe von Harrison mittelst genauer Uhren zum Theil, noch genauer aber in der Folge von Tobias Mayer mittelst seiner Mondstafeln gelös't worden, haben wir unter dem Artikel Länge angeführt. Demnach ist es gegenwärtig nicht mehr von besonderer Schwierigkeit für den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren. Mit ihrer Hülfe kann er den Ort des Schiffs auf der Charte genau angeben, die Schiffsrechnung damit vergleichen und verbessern, und den fernern Lauf des Schiffes bestimmen. Außer den eigentlichen astronomischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten muß der Schiffer noch manche andre besitzen; er muß namentlich ein guter Zeichner und Rechner seyn, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meerestiefen, die Beschaffenheit der Ebbe und Fluth u. s. w. kennen und zu beurtheilen wissen.

Schiffbrücke ist eine Art von Brücken, welche man da, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert oder wo Eile nöthig ist, zu schlagen pflegt. Im ersten Fall pflegt man sich einer Anzahl Kähne zu bedienen, die man durch Anker im Flusse befestigt, und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geschlagen werden, gehören vornehmlich die militärischen, welche gewöhn-

lich aus kupfernen Schiffsböden (Pontons) bestehen, die eigens zu diesem Zwecke die Heere mitzuführen pflegen. (Vergl. Brücken.)

Schiffmühle ist eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut ist, und auf den Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit ihr Wasserrad von dem daran schlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine solche Mühle hebt und senkt sich mit dem steigenden und fallenden Wasser, muß aber mit starken Seilen oder Ketten, entweder an das Land gehangen und befestigt, oder tüchtig verankert werden.

Schiffpfund ist ein Gewicht, in allen Handelsstädten an der Ost- und Nordsee gebräuchlich, nach welchem schwere Lasten gerechnet werden. Es ist zwar nach Verschiedenheit der Orte ebenfalls verschieden; doch wird es gemeiniglich auf 3 Centner oder 20 Lispfund (jedes zu 15 gemeinen Pfunden) mithin zu 300 Pfund gerechnet.

Schildknappe (Schildträger, Junker, Wapener), hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter den Befehlen und der Leitung eines wirklichen Ritters sich zum Kriegsdienste und zu den Ritterspielen vorbereitete. Als in der letztern Hälfte des elften Jahrhunderts die Ritterspiele (Turniere, deren Ursprung jedoch in Frankreich zu suchen ist) aufkamen, und allgemein beliebt wurden, behandelte man sie ordentlich zunftmäßig als Vorbereitungsmittel zum wirklichen Kriegsdienste (s. Ritterwesen). Jeder, ohne Unterschied der Geburt, der einst Ritter seyn und heißen, und als solcher bei Ritterspielen erscheinen und thurnieren wollte, mußte sich allen deßhalb bestehenden ausdrücklichen und stillschweigenden Verfügungen unterwerfen. Die Ritter theilten sich ordentlich in Nationen ein, und jeder derselben stand ein angesehener und beliebter Ritter vor, der deßhalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andere Ritter, wenn auch von noch so hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter (Miles) wieder dergleichen junge Männer unter sich, die, weil sie noch nicht zunftgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen, und mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen und seinen ganzen Apparat nachtragen und herbeischaffen, außer Turniertagen aber ihm auf seiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbst junge Fürsten unterzogen sich in Deutschland gern solchem Dienste, und wenn auch der Meister von nicht so hoher Geburt war. Um aber Schildknappe zu werden, mußte man bis zu Kaiser Friedrichs II. Zeit frei geboren, und den zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiser verordnete, daß bloß diejenigen zu Lehrlingen der Ritterspiele angenommen werden sollten, welche von Rittern geboren, oder von dem Kaiser wegen ihrer Verdienste mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16ten Jahrhunderts. Von dem Meister des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterschlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulassen, kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geschlagen ward. Diese Ertheilung der Ritterwürde geschah von Kaisern, Königen und berühmten Fürsten, besonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürst sich vermählen oder zur Succession gelangen, wenn er nicht erst auf jene Art zum Ritter gemacht worden war.

Schildkröte. Die Schildkröten gehören zu den sogenannten vierfüßigen oder kriechenden Amphibien, und sind von allen andern Geschöpfen durch den sie oben und unten bedeckenden Schild unterschieden, durch den sie meistentheils Kopf, Füße und Schwanz willkürlich her-

vorstrecken und wieder einziehen können. In Ansehung der Größe sind die Schildkröten sehr verschieden. Der Schild der größten Art mißt 4 bis 5 Fuß in der Länge, und 3 bis 4 Fuß in der Breite; die Dicke beträgt an den erhabensten Stellen nicht selten 4 Fuß, und das Gewicht des ganzen Thiers gegen 800 Pfund, wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinsten Gattungen dagegen sind 2 bis 3 Zoll lang, und wiegen oft nicht ein Pfund. Nach der Beschaffenheit ihres Aufenthalts und der sich darauf beziehenden Form ihrer Füße unterscheidet man Meer- Fluß- und Landschildkröten. Der Rükkenschild ist bei diesen Thieren so fest, daß ein Lastwagen darüber hingehen kann, ohne ihn einzudrücken. — Die Schildkröten wachsen sehr langsam, und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen; dabei ist ihre Lebenskraft so groß, daß sie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben, und oft erst nach mehrern Tagen sterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist. Sie pflanzen sich durch Eier fort, welche sie in den Sand vergraben, und durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Eine Schildkröte legt deren jährlich wohl 1000 bis 1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten selbst sind eine angenehme Speise. Die Riesenschildkröte, welche zwischen den Wendekreisen einheimisch ist, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann sie leicht fangen, denn da sie sich nicht umwenden kann, darf man sie nur mittelst eines Hebels auf den Rücken werfen, wenn sie ans Land kommt. Bei ihrer großen Menge können auf diese Weise wenige Menschen in einer Nacht 30 bis 40 Stück dieser Schildkröten fangen. Das Fleisch wird theils frisch, theils eingesalzen genossen. — Die gemeine Flußschildkröte oder die europäische Schildkröte bewohnt die meisten Länder Europa's bis Preußen hinauf, und wird ebenfalls häufig gegessen, da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist. — Das Schildpatt, welches aus den Schalen der schuppigen und der Caretschildkröte besteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug sind.

Schill (Ferdinand von), berühmt und dem deutschen Patrioten werth und in ehrendem Andenken als ein kräftig aufstrebender Held, der sich schnell durch seinen Geist emporschwang, die Liebe seiner Nation gewann und, hingerissen von gerechtem Haß gegen Preußens und Deutschlands Unterdrücker, mit dem Schwerte in der Hand für sein Vaterland starb, unter Umständen, die ihn doppelt merkwürdig machen. Schill war 1773 zu Sotthof in Schlesien, einem Güte seines Vaters, geboren. Dieser, von Geburt ein Unger, preußischer Obristlieutenant, der später nach Pommern zog und ihn überlebt hat, widmete ihn dem Militärdienst. Im J. 1806 stand Schill als Unterlieutenant bei dem preußischen Dragoner-Regiment der Königin (ehedem Anspach-Bayreuth) und kam, in der unglücklichen Schlacht vom 14ten October verwundet, noch ehe er völlig genesen war, nach Pommern, wo er sich zuerst an den Befehlshaber der Festung Colberg, den Obersten von Loucadou, wendete, und ihn um Unterstützung bei seinen Streifzügen bat, die ihm jedoch nur selten gewährt wurde. Dennoch ließ er nicht ab, mit seiner ganzen Thätigkeit den Feinden entgegenzuwirken. Alles, was er that, war einzig sein Werk, von seinem Haupte ersonnen, und mit seiner Faust durchgefochten. Zwei Dragoner von dem Regimente, welchem er angehörte, waren die ersten, mit denen er einige kühne Streiche ausführte. Der Ruf mancher gelungenen That führte ihm bald viele der flüchtig Herumirrenden zu, aber Loucadou's neidische Besorglichkeit ließ seine Freischaar nie über 50 bis 60 Mann anwachsen, worüber Schill sich mit Recht auf das heftigste aber vergebens beklagte.

Sein vorzüglichstes Gefecht in jener Zeit war bei Neugardt, wo er jedoch leider eine neue Verwundung erhielt, die seine Thätigkeit unterbrach, sein glücklichster Fang der General Victor, gegen welchen Blücher ausgewechselt wurde. Nicht eiteln Selbstruhm, sondern den höhern Vortheil des Vaterlandes im Auge, beschränkte Schill sich auf einen Wirkungskreis, der für ihn vielleicht minder glänzend war, auf dem er aber mit Erfolg nutzen konnte. Ohne ihn wäre wahrscheinlich Colberg vor Gneisenau's Ankunft übergeben worden. Er war im Begriff, unter Blücher mit größerm Nachdruck in Pommern aufzutreten, als der tilsiter Friede erfolgte. Die Regierung erkannte Schills Verdienste an. Er ward nicht nur Major und Chef eines Husarenregiments, sondern noch überdies von dem Könige und der Königin ehrenvoll ausgezeichnet. Zugleich war Schill der Liebling des Volks geworden. Davon ward ihm der schönste rührendste Beweis, als er im Jahr 1808 an der Spitze seines Regiments in Berlin einzog. Ein beispielloser Freudentaumel beseelte alle Volksklassen, auf deren begrüßendes Zujauchzen der bescheidene Held nur durch Thränen danken konnte. Der besonnene Zeuge jenes Tages konnte ihn als eine sichere Gewähr annehmen, daß das preußische Volk, wenn auch besiegt und in schmachvoller Erniedrigung seufzend, sich doch das Heiligste, den Glauben gerettet habe, daß der Gedanke, der nach dem tilsiter Frieden eingetretne Zustand könne dauern, nirgend Wurzel geschlagen, daß man in Schill einen künftigen Erretter sah. Er ward jetzt der Mittelpunkt, um den sich das berlinische Leben drehte; edle Frauen, Gelehrte, jüngere und ältere Offiziere, auswärtige Gesandte, alle warben mit gleichem Eifer um Schills nähern Umgang, wobei es auch an heimlichen Hassern und Neidern nicht ganz fehlte. Krieg gegen Frankreich war der Wunsch aller Herzen. Oesterreich rüstete sich und erklärte endlich 1809 den Krieg. Viele lagen dem Könige von Preußen an, diesen günstig scheinenden Zeitpunkt zu benutzen. Wirklich pflog man Unterhandlungen, die sich aber zerschlugen. Schill empfing aus Königsberg von einer wichtigen Hand diese Zeilen: „Der König schwankt, Schill muß fort, damit der König nicht wieder zurück kann." Da zog der kühne Mann am 28. April, ohne seines Königs Wissen und Willen, als wolle er exerciren, mit seinem Husarenregiment aus Berlin, und schnell über die Gränze; Fußjäger folgten ihm, aber auch mancher, der zugesagt hatte, blieb zurück. Nicht auf Antrieb des sogenannten Tugendvereins hatte Schill dies Wagstück unternommen, denn er gehörte nicht dazu; vielmehr hatte er den Eintritt mit der Antwort abgelehnt: „ich bin ein Hitzkopf, könnte leicht einen dummen Streich machen; was ich thun will, werd' ich allein thun, aber auch allein verantworten." Wohl aber befanden sich Mitglieder dieses Bundes unter seinen Begleitern. — Schills Unternehmung beruhte einzig auf der Hoffnung, daß die österreichischen Waffen siegreich in Bayern vordringen würden; dann wäre, welchen Entschluß auch Preußen genommen hätte, Norddeutschland durch ihn aufgeregt worden. Statt dessen zertrümmerte Napoleon die ihm in Baiern entgegenwirkende Macht, und somit ging für Schill die Möglichkeit, den Oesterreichern sich anzuschließen, verloren; Preußen sah sich genöthigt, den Mann zu ächten, der es befreien wollte; das Volk in Norddeutschland zögerte, zu den Waffen zu greifen, da es dem Erfolg nicht vertraute. Schill wagte nicht mehr, sich von der Elbe zu entfernen. Er zog über Baumgartenbrück nach Cöthen, vertrieb den dasigen Fürsten, der ihn einen Räuber gescholten, und ging bei Wittenberg über die Elbe. Sein erstes Gefecht bestand er bei Dodendorf

gegen eine ihm weit überlegene Zahl Westphalen und Franzosen. Hier fielen seine Freunde Kattenburg, Diegalsky und Stock. Statt jetzt, wie man erwartete, nach Leipzig zu gehen, wo man ihn günstig aufgenommen hätte, zog er an der Elbe entlang nach der Altmark, wo er bei Arneburg diese Worte zu den Seinen sprach: „Kameraden, Insurgenten sind wir nicht; wir wollen bloß für unser Vaterland streiten, und unserm Könige die verlornen Länder wiedergewinnen; und wenn er das letzte Dorf wieder hat, dann gehen wir alle nach Hause, und ich schwöre bei meiner Ehre, ich will nie mehr werden als preußischer Offizier." Eine solche Ansicht war vollends nicht geeignet, unter den obwaltenden höchst schwierigen Verhältnissen, die jedoch durch den Preis von 10,000 Franken, den Hieronymus auf Schills Kopf gesetzt hatte, um nichts gemehrt worden, zu einem glücklichen Ausgang zu führen. — Von der Altmark wendete sich Schill nach Meklenburg, wo er Dömitz besetzte, um einen sichern Uebergang über die Elbe und zugleich einen festen Waffenplatz zu haben. Seine Schaar mochte auf 6000 Mann angewachsen seyn. Dann zog er nach Pommern, um sich durch Gewinnung der Meeresküste den Rücken frei zu halten. Hätte er mit einiger Gewißheit auf einen wirklichen allgemeinen Aufstand rechnen können, so würde er gewiß nicht angestanden haben, in das Herz des Königreichs Westphalen vorzudringen; unter den eingetretnen Verhältnissen war seine Mannschaft zu gering für ein Unternehmen von so ungewissem Erfolg. Und wer möchte ihn tadeln, daß er das Leben so vieler Wackern, ja den ganzen Zweck des Wagstücks nicht tollkühn daran setzen, sondern lieber Zeit gewinnen, und im schlimmsten Fall sich einen Ausweg offen halten wollte. Stralsund schien ihm diese Vortheile zu gewähren, darum warf er sich den 25sten Mai in diese Stadt, in der er sich sogleich zu befestigen suchte. Aber ihn, diesen glimmenden Funken, der leicht zur gefährlichen Flamme werden konnte, schnell zu erdrücken, waren sogleich die kräftigsten Maßregeln ergriffen worden. Zehntausend Mann Holländer und Dänen unter Gratien und Ewald rückten gegen Stralsund an. Schill, das Mißliche seiner Lage einsehend, schlug den Seinigen vor, sich dem Meere anzuvertrauen; aber sie antworteten ihm einmüthig: „So weit die Erde fest und der deutsche Himmel über uns ist, wollen wir ziehn, aber nie zu Schiffe!" — So blieb denn nichts übrig als zu fechten auf Leben und Tod. Am 31sten Mai erschienen die Holländer und Dänen vor Stralsund, und drangen nach einem fürchterlichen Kanonen- und Gewehrfeuer in die Stadt, in der bald durch alle Straßen gekämpft wurde. Schills tapfre Genossen fochten wie Verzweifelnde. Er selbst war im heißesten Gewühl, und erschlug eben den holländischen General Carteret mit den Worten: „Hundsfott bestell' mir Quartier!" als er selbst unter den feindlichen Säbeln fiel. Mit seinem Tode hörte der Widerstand auf. Viele der Seinen waren geblieben, viele wurden gefangen und zu schmählicher Strafe verurtheilt, nur wenige retteten sich. Aber auch der Feind hatte seinen Sieg theuer erkauft. So endigte ein kühnes, aus reinem Patriotismus mit einem begeisterten Herzen gewagtes Unternehmen, dessen Helden von dem Vaterlande wohl nicht gebührend anerkannt worden.

Schiller (Friedrich von), dieser große Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber der deutschen Nation, der sich mehr als irgend ein andrer die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Landsleute erworben hat, dessen Dichtungen mehr als irgend andere ein Gemeingut Aller geworden, in allen Volksclassen Entzücken und Bewunderung erregt

haben, und noch erregen, und der nicht nur in seinem Vaterlande, das er mit den Erzeugnissen seines seltnen Genius verherrlichte, sondern bei allen gebildeten Nationen unsterblich fortleben wird, war am 10ten November 1759 zu Marbach im Würtembergischen, in einem kleinen Hause, das nur eine Tafel als seine Geburtsstätte bezeichnet, geboren. Sein Vater, damals Lieutenant, später aber Aufseher der herzoglichen Baumschule auf der Solitude, war ein wackerer und in seiner Sphäre brauchbarer Mann, der auch dem Publicum durch das schätzbare Werk: Die Baumzucht im Großen (2te Aufl. Gießen 1806) bekannt geworden ist. Seine Mutter, die Tochter eines Bäckers, war eine verständige und gutmüthige Hausfrau. Der Sohn äußerte schon als Knabe eine feurige lebhafte Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen die heiligen Sänger des alten Bundes; Hesekiels Visionen vor allen entzückten ihn; dabei erschien er schon in seiner Kindheit oft finster, in sich selbst zurückgezogen, und lebte mehr in einer idealen Welt, denn die Schranken der wirklichen waren seinem Geiste zu enge. In seinem vierzehnten Jahre brachten seine Aeltern ihn auf die Militärakademie, die nachherige hohe Carlsschule in Stuttgart, welche wegen der dort herrschenden Ordnung und Pünktlichkeit, und wegen des Eifers, womit daselbst für die wissenschaftliche Bildung der Zöglinge gesorgt wurde, berühmt war. Hier sollte er zunächst in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik, Erdbeschreibung, Geschichte, und in den Grundlehren der Religion Unterricht empfangen. Allein bloß in der lateinischen Sprache machte er einige Fortschritte; von allem übrigen haftete wenig. Desto eifriger beschäftigte er sich für sich selbst mit den Werken der Dichter. Besonders zog ihn Klopstock, und vor allen dessen Messias mächtig an. Gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den alttestamentarischen Dichtern, und nachher das enthusiastische Studium von Klopstocks ernsten, hohen, oft durch erhabene Einfachheit so tief erschütternden, oft aber auch nach einem Unerreichten und Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entschiedenen Einfluß sowohl auf die Entwicklung, als noch mehr auf die Richtung seines dichterischen Genius. Aber nicht bloß genießend und leidend verhielt sich Schiller bei seiner poetischen Lectüre, sondern er verfuhr mit freier kritisirender Urtheilskraft, von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung bestochen. So strich er damals in seinem Exemplar von Klopstock, in der Ode: So schweigt der Jüngling lang' u. s. w., nach den Worten: Ich liebe dich, mein Vaterland, die übrigen Strophen weg, weil sie nach seinem Gefühl den Eindruck nur schwächten. Die durch Worte und Versbau prachtvolle, an Gehalt aber nicht so reiche Ode: Die Genesung, durchstrich er ganz, weil sie ihm weiter nichts zu sagen schien, als: Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben, und hätte meine Messiade nicht vollenden können. Wer erkennt nicht schon in dieser strengen Kritik seines Lieblingsdichters den selbstständigen Geist Schillers, der sich einst frei auf selbst gebrochnen Bahnen bewegen sollte? Durch die fortgesetzte Lectüre der Bibel und Klopstocks war sein religiöser Sinn so angeregt worden, daß er sich für den geistlichen Stand bestimmte, für welchen er erst in der Folge das Studium der Arzneikunde wählte, und daß er, um seinen Ideen Gestalt zu geben, an einem epischen Gedicht zu arbeiten anfing, dessen Held Moses, der Befreier, Heerführer und Gesetzgeber seines Volks, seyn sollte. Die Bekanntschaft mit Gerstenbergs Ugolino aber, diesem an den gräßlichsten und erschütterndsten Scenen so reichen Trauerspiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Gö-

the's Götz von Berlichingen, Leisewitzens Julius von Tarent, und Lessings dramatische Arbeiten nährten diese Gluth; Shakspear's belebender Athem endlich fachte sie zur Flamme an. Schiller unternahm die ersten dramatischen Versuche: Der Student von Nassau, ein Trauerspiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauspiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchtetern Verfasser selbst verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieses Urtheil gerecht war. Seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelangen noch weniger, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte. Im J. 1777 schuf der achtzehnjährige Jüngling die Räuber, ein gigantisches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als völlig unkünstlerisch zu tadeln, dem sie aber nicht die Bewunderung der Leser und Zuschauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nunmehr in Stuttgart seine akademischen Studien vollendet hatte, gab er nach dortiger Gewohnheit im J. 1780 eine deutsche Probeschrift unter dem Titel: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, heraus. Man findet darin angeblich als eine Uebersetzung aus dem Englischen ein Bruchstück aus dem 5ten Act seiner damals noch ungedruckten Räuber als einen psychologischen Beleg angeführt. Schiller bediente sich dieses Vorwandes, um ein scherzhaft gegebnes Versprechen, in seiner Probeschrift etwas aus seinem Schauspiele anzuführen, was er außerdem nicht ohne schwere Ahndung hätte thun dürfen, zu erfüllen. Ueberhaupt herrschte in der Militärakademie der größte Zwang. Dadurch wurde allerdings in Schiller manche Kraft für die Zeit seines dortigen Aufenthalts gehemmt; aber sie brach nur desto gewaltsamer hervor, als er Herr seines Willens geworden war. Ja selbst in den Mauern dieses militärisch-pädagogischen Instituts war durch jenen Zwang nur eine innigere Verbindung, eine Art von Corporationsgeist unter den jungen Studirenden entstanden, der, wie er ihren Eifer in den Studien schärfte, und sie antrieb, in dem Gebiete der Wissenschaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vorschwebte, auch große und erhabene Ideen in ihnen weckte, und den dichterischen Genius mächtig in seinem Aufschwung unterstützte. Unverkennbar flossen aus dieser Quelle, wiewohl mittelst einiger Uebergänge, die Scene in den Räubern, in welcher Carl Moor mit seinen Gefährten den schrecklichen Bund schließt, und jene andre, in welcher er dem platten Dollmetscher der Gerechtigkeit Rechenschaft von seinen Thaten gibt. Noch in spätern Jahren versicherte Schiller, daß er, trotz der großen Einschränkung auf der Akademie zu Stuttgart, seine glücklichsten Tage dort verlebt habe. Auch fehlte es nicht an mehr oder minder gleichgesinnten Freunden. Zumsteeg, Abel, Petersen, von Hoven, Dannecker gehörten zu seinen Jugendfreunden; auch der unglückliche Schubart fand sich von ihm zur Vertraulichkeit hingezogen. Im J. 1780 wurde Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt. Jetzt ließ er seine Räuber drucken, nachdem er auf den Rath seiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz gestrichen, oder doch gemildert hatte. Natürlich mußte ein so originelles Werk ein lebhaftes und allgemeines Aufsehen machen; aber unglücklicher Weise war das vaterländische Ehrgefühl eines Graubündners durch eine Stelle in jenem Schauspiel, wo von seinen Landsleuten als von gemeinen Straßenräubern die Rede war,

gekränkt worden. Dieser führte Beschwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, weiter etwas drucken zu lassen. Schiller, dem diese Beschränkung von allen die unerträglichste gewesen wäre, ergriff die Flucht, ging nach Manheim, und wurde 1782 Theaterdichter an der dortigen Bühne, auf welcher damals Iffland, Bock, Beil, Caroline Beck, und andere Talente glänzten. Zu gleicher Zeit nahm ihn die churfürstliche deutsche Gesellschaft zu Manheim zum Mitgliede auf. Dieser unternahm jetzt seine rheinische Thalia, und lies zwei andere Trauerspiele, Fiesko und Cabale und Liebe, drucken. In der Ankündigung zu ersterm Werke erklärt er sich selbst auf eine merkwürdige Art über seine Jugendjahre und seine erste schriftstellerische Arbeit. „Frühe," sagt er, „verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — — Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung sey das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." So urtheilte der Dichter über ein Stück, welches trotz allen theils üppigen theils mißgestalteten Auswüchsen einer glühenden, noch nicht durch Weltkenntniß geregelten Phantasie immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man in seiner ursprünglichen unkünstlerischen Rohheit nicht antasten darf, wie alle theils vom Verfasser selbst, theils von Andern gemachten, aber mißrathenen Versuche mit Feile und Schere beweisen. Tief ruhende Falten des menschlichen Herzens sind in den Motiven entwickelt, welche die beiden Brüder Moor jeden auf seine strafbare Bahn hinleiten. Franzens Monolog, wo er

sagt: ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre, ich will sie geltend machen; und Carls Empfang des väterlichen Fluchs, statt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelspforte zum ersehnten Guten und Rechtlichen werden sollte, sind psychologische Meisterzüge, und zeigen, daß wenn Schillern damals die Welt noch fremd war, er den Menschen schon kannte; dessen Innerstes, wenn auch nur in der Ahnung, schon tief ergründete. — Fiesko und Cabale und Liebe zeigen bei aller schroffen Größe, die auch sie auszeichnet, schon ein besonneneres Streben, wie auch eine bessere Kenntniß der dem Dichter zu Gebote stehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befestigen. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in Schillers Dichterleben die erste Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufstrebenden Kraft hinlänglich charakterisirt zu haben glauben. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte in seiner Anthologie. Getrieben von dem Wunsch, seine äußere Lage zu verändern, verließ Schiller, zwar ohne Vermögen, aber mit gerechtem Vertrauen auf seinen Geist und seinen Ruf, Manheim, und ging nach Maynz. Das Studium der Philosophie hatte ihm eine neue ideale Welt aufgeschlossen, die er in seinem Don Carlos zu gestalten begann. Die ersten Aufzüge dieses Werks las er damals dem erhabnen Beschützer und Freunde der Künste und Wissenschaften, dem jetzigen Grosherzoge von Weimar, vor, mit dem er bekannt geworden. Auch Maynz zog ihn nicht länger an. Er eilte nach Sachsen. Viele geistreiche Männer, die er in Dresden kennen lernte, die schönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunstschätzen, und vornehmlich die köstliche Bibliothek fesselten ihn an diesen Aufenthalt. Er studirte des Don Carlos wegen alles, was er über Philipp II. und seine Regierung hier auffinden konnte. Eine Frucht dieser Studien, die ihn unvermerkt in das historische Gebiet führten, war seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (Leipzig 1788, 1sten Theils. 1r u. 2r Bd. N. Aufl. Ebendas. 1801, 8. mit Kupf. — 2ter Thl. Fortgesetzt von C. Curth, Leipzig 1808, 8., auch unter dem Titel: Der niederländische Revolutionskrieg u. s. w.). In diesem Werke (zu dem er später nicht zurückkehrte, um es zu beendigen) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philosophisch historischen Untersuchungsgeiste, eine lebendige Darstellung und glänzende Schreibart. Der Leser ward durch die Würde und Anmuth des Vortrags angenehm hingerissen, und auch der Kenner fand sich befriedigt. Seine bekannte Freigeisterei der Leidenschaft, welche aber, wie so manche seiner andern Gedichte, durch spätere Aenderungen und Abkürzungen, sehr an ihrem ursprünglichen Charakter verlor; schrieb er um dieselbe Zeit. Wie jeder mit reicher Fülle des Geistes und Gemüths begabte Mensch, der früher den Genuß des Lebens entbehren müssen, oder dem er durch Zwang vergällt worden, setzte auch Schiller, da ihm die Freiheit geworden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen, und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber seine Freuden waren genialisch und edel wie er selbst. Sie spiegeln sich kräftig in seinem unsterblichen Hymnus an die Freude. Gern mochte er sein allem Großen wie allem Sanften geweihtes Herz dem ähnlichen öffnen, und im Austausch der verwandten Gefühle sein Daseyn vervielfachen. Innig rührte ihn der hohe Reiz der Natur. Das Erhabne, das schauerlich und würdig Begeisternde sprach ihn mächtig an. Wohl mocht' er (und er that es oft) im leichten Kahn dem Laufe des Stromes folgen,

wenn Stürme die Wellen durchbrausten, und schwarze Gewitter um ihn krachten und flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe gegen einander erblickte, dann fand er die Harmonie in der eignen Brust, und strömte gern die Gefühle in die Saiten. Wer wandelte nicht in seinem Spaziergang mit Entzücken an seiner Seite! — Mit Ernst und Eifer setzte er indeß seine Studien und Arbeiten fort. Die Nächte waren diesen vorzüglich gewidmet. Wenn das verworrene und verwirrende Treiben der Außenwelt schwieg, dann sprach der Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöschenden Fackel des Tages entzündete sich die Flamme seiner Begeisterung, und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafs genossen hatte. — Von Dresden ging Schiller nach Gohlis, einem angenehmen Dorfe bei Leipzig, wo er sich einen Sommer lang bei seinem Freunde, dem Buchhändler Göschen, auf dessen Landsitze aufhielt. Der zu früh verstorbne Roman- und Lustspieldichter Jünger wohnte auch hier, und beide wurden Freunde. Hier vollendete Schiller seinen Don Carlos, welcher, obgleich immer ein Werk, das schon allein den Namen des Verfassers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad von Vollendung erhielt, welchen es erlangt hätte, wenn Schiller seinen ursprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er selbst sagt in dieser Hinsicht (in seinen Briefen über Don Karlos in seinen kleinen prosaischen Schriften Th. 1. S. 163 bis 262) „Es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Acten dieses Stücks andre Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. — — Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn." Auch wollte er dieses Stück nicht für ein Theaterstück gehalten wissen, obgleich es als solches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, und immer eine Zierde unsrer Bühne bleiben wird. Er nannte es ein Familiengemählde aus einem königlichen Hause. 1787 ging Schiller von Leipzig nach Weimar, wo er mit dem Herrn von Wollzogen bekannt wurde, auf dessen Gute Bauerbach im Meiningischen er einige Jahre lebte, und mit dessen Schwester er sich nachmals verheirathete. Schon früher, 1784, hatte er von dem Herzoge von Weimar den Rathstitel erhalten, und auf Göthe's Veranlassung, dessen, so wie Wielands Freundschaft er sich in Weimar erworben hatte, nahm er 1789 eine außerordentliche Professur der Philosophie in Jena an. Er lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, in der Folge auch Aesthetik. In jeder seiner Lehrgattungen enthielt er sich aller abschreckenden, zu Nichts führenden Subtilitäten, aller barbarischen, geheimnißvollen Formeln; er benutzte vielmehr den Reichthum der deutschen Sprache zur Darstellung auch der abgezogensten Begriffe, wie der erhabensten Ideen und verwickeltsten

Thatsachen. Hier begann er seine Memoiren. Auch studirte er Kant und Fichte. Und fürwahr, Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geistesgewandheit ein, womit ein Dichter, in sich selbst schon reich und groß, die tiefsinnigste Philosophie der neuern Zeiten sich zu eigen machte, und ihre Lehren auf Kunst und Menschheit anzuwenden verstand. In dem Taschencalender für Damen von 1790-1793 gab er ein zweites herrliches Werk seiner historischen Forschungen, seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges heraus, welche mit Enthusiasmus in ganz Deutschland aufgenommen wurde. „Sie ist," sagt Johannes von Müller, „eine für Männer von Cultur eben so interessante Geschichte, als die des peloponnesischen Krieges durch Thucydides ward. Der Verfasser hat aber auch diese verwickelten Scenen, zu deren Beurtheilung so viel Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidliche Trockne durch Reflexionen und Schilderungen (worin er vorzüglich glücklich ist) kunstvoll und doch so natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl, und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu seyn, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch seyn: der echte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Schiller hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk eben sowohl einem Calender für die Nation, als nur für einen Theil derselben, einverleiben können. . . . . Gewöhnt als theatralischer Dichter, den Menschen zu analysiren und in jedem Zug das Charakteristische seiner Leidenschaften aufzuspüren; in hohem Grade mit dem Talente begabt, eine Sache deutlich aus einander und mahlerisch darzustellen, und schon durch die niederländische Geschichte in der Anwendung dieser seltnen Gaben geübt — war es ihm genug, die reichhaltigen Quellen, die wir zur Geschichte des 30jährigen Kriegs haben, aufmerksam zu studiren, und in denselben weit mehr zu finden, als vorher Jemand, zumal in Ansehung des moralischen Theils, daraus geschöpft. Wir wissen nicht gewiß, ob wir seinem Buch einen Vorzug rauben, wenn wir sagen, daß er dazu nicht eben viele unbekannte, bisher verborgne Schriften, wohl aber alle die besten, mit andern Augen gelesen. Er liefert uns über diesen großen Krieg, was kein Archivarius ihm geben und keiner vorenthalten konnte: sich selbst, ein mit der ihm eignen Kunst entworfnes Gemählde; Gedanken und eine Darstellung, die ihm zugehören; eine Arbeit folglich, die zu liefern keinem, als einem Mann von Geist und Herz, möglich ist. . . . . Wenn wir von dem Geiste dieses Buchs mehr als von den erzählten Thatsachen sagen, so möchten wir ungern so verstanden seyn, als wären letztere nicht getreu und genau erzählt. Im Gegentheil finden wir die merkwürdigsten Memoires vortrefflich benutzt. . . . . Mit der Genauigkeit ist eine doch gar viel seltnere Tugend, welche sich nur bei sehr vorzüglichen Schriftstellern findet, die Unparteilichkeit eigentlich verbunden. . . . . Kaum sind etwa noch einige gegen Oesterreich etwas harte Ausdrücke dem Verfasser entgangen; in den Sachen blickt auch nicht die mindeste Vorliebe durch. Der Grund liegt darin, weil er, was Andre zu tadeln sich begnügen, erklärt; und in den Umständen und Interessen pflegt gemeiniglich Entschuldigung zu liegen. . . . x. Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne Deutsch-

land Glück zu wünschen, daß die historische Laufbahn, in der wir sonst noch zurück waren, seit einigen Jahren durch mehrere Schriftsteller mit vielem Ruhm betreten wird. Schiller ist gewiß einer der vorzüglichsten (wir könnten wohl mehr sagen, wenn die Discussion der verschiednen Manieren hier Platz finden dürfte), und andre deutsche Geschichtschreiber (wenn sie mehr Gelehrte und Schriftsteller als Bürger sind) haben Ursache, ihn zu beneiden; wenn sie aber edle Menschen sind, so werden sie sich seiner freuen." — In und außerhalb Deutschland wurden Schillers große Verdienste anerkannt, und von Fürsten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt gleichfalls schon 1788 den Titel als Rath. 1790 wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige französische Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeugungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, so sind sie doch als Beweise freiwilliger Anerkennung jenes Werthes schätzbar. In diesen Zeitraum so mannichfaltiger literarischen Thätigkeit fällt sein Wallenstein, der die zweyte Periode seines Dichterlebens schließt, und von dem weiter unten noch die Rede seyn soll. Anhaltendes nächtliches Studiren hatte Schillers Gesundheit untergraben, nur langsam genas er von einer gefährlichen Krankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Aber dies hemmte seine Thätigkeit nicht. Göthe, der seinen Freund nicht bloß für das Leben zu erhalten, sondern ganz in seiner Nähe zu besitzen wünschte, zog ihn nach Weimar. Hier lebte er fortan ohne Amtsgeschäfte, beschränkt, aber zufrieden, in Göthe's, Wielands und andrer trefflichen Männer vertrautem Umgang, glücklich als Gatte und Vater, in dem schönen Bewußtseyn, allgemein geliebt und verehrt zu werden; er gewann aufs neue Kraft des Körpers und Heiterkeit des Geistes. In dieser dritten Periode seines Dichterthums schuf er seine gelungensten Werke, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Jedes derselben erhöhte den Enthusiasmus für den Dichter. Im J. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Tell bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anschein nach wieder genesen, als er am 9ten Mai 1805 in seinem 46sten Lebensjahre unerwartet starb. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, und mit Wahrheit sagte sein großer Freund von ihm:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen", sagt eben derselbe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch

seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben." — Bisher haben wir nur von seinen seltnen Geistesgaben gesprochen; gleich selten waren die Gaben seines Herzens. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, desto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, sein hageres bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgültig lassen; aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesicht, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. Seinen Charakter schildert er, ohne daran zu denken, selbst in einem seiner kleinern Aufsätze. „Den kindlichen Charakter", sagt er, „den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu; nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt; aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt." — Schiller gehörte zu den Seltenen, die vermöge der Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Talents in vielen und verschiednen Fächern gleich herrliche Meisterwerke geliefert haben. Von der Natur mit einer mächtigen dichterischen Schöpferkraft ausgestattet, zeigt er sich uns nicht minder als tiefdenkenden Philosophen, erhabnen Moralisten, feinen Menschenkenner, geistvollen Geschichtschreiber und scharfsinnigen Aesthetiker, Kunstkenner und Kritiker. Talente, die bei andern ausgezeichneten Geistern entweder nur einzeln glänzen, oder mit wechselseitiger Beeinträchtigung gegen einander wirken, durchdrangen sich bei Schiller so harmonisch, daß seine verschiedensten Werke fast immer den gemeinschaftlichen Einfluß seiner hohen und ausgebildeten Gaben verrathen. Belebendes Feuer und entzückende Anmuth strömten aus seiner durch erhabne Ideen begeisterten Einbildungskraft, wie aus seinem für das Wahre und Göttliche glühenden, nicht minder zart als männlich fühlenden Herzen; Licht aus seinem tief und hellblickenden Verstande. Wie in seinen Poesien der Geist der Philosophie weht, so ist seine Philosophie von warmem, dichterischem Gefühl beseelt. Seine meisterhaften Geschichtswerke kleidet sein poetischer Sinn in gefällige Form, wie sein philosophischer Tiefblick ihnen Gehalt, Leben und Einheit gibt. Seine Kritiken zeichnet nicht minder männliche Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, als echte Bescheidenheit aus. — Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, stehen seine dramatischen oben an. Wenn aber Shakspeare und Calderon die vielgestaltige Welt in den mannichfaltigsten Schöpfungen abbilden und darstellen, so sehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdischen, Menschlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menschlicher Geist erreichen kann. Ein zweiter Prometheus, strebt er

nach dem himmlischen Feuer, das dem Sterblichen versagt ist. Sagt er doch selbst, daß nur unbestürmt der Himmel sich freundlich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Daher gelingt es ihm nie, sich und sein Werk zu trennen, sondern immer erscheint uns in demselben zugleich der reflectirende Dichter; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus als die Tragik, in der sein auf das Erhabene und Ernste gerichteter Geist sich einheimischer fühlte. Daher mußte ihm vor allen und mit Recht das kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens als ein schlechter Stoff für die Bühne verhaßt seyn, worüber er sich in Shakspeare's Schatten kräftig ausspricht:

„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?"
„ „Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs, oder Husarenmajors." "
„Aber, ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?"
„ „Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr!" "
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"
„ „Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier." " —
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause!
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?" —
„ „Nimm's nicht übel, mein Heros! das ist ein verschiedner Casus;
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht." "
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?!" —

Wir übergehn Schillers dramatische Jugendarbeiten, von denen bereits die Rede gewesen, eben so wenig verweilen wir bei Don Carlos, über den wir Schillers eignes Urtheil angeführt haben. Diesem folgte Wallenstein, unstreitig durch gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit dem Carlos wie den meisten Werken seiner Gattung weit vorzuziehn. Allenthalben ist verständige Berechnung und einsichtsvolle Oekonomie sichtbar, die Charakteristik einiger Personen aus der Tiefe des gesammten Lebens geschöpft und fest in sich selbst gegründet. Zugleich ist die Sprache und ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. Zwei Werke folgten dem Wallenstein, denen wir vor allen andern den Preis zuerkennen, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wenn sich jenes durch echt tragische Motive, durch meisterhafte Anordnung im Ganzen wie im Einzelnen, und durch den Geist der Religiosität, der die Seele dieser Tragödie ist, auszeichnet und tief erschüttert, so strahlt diese im schönsten und reichsten Schmucke der Romantik *),

*) Dem Verfasser, welcher der ersten Aufführung seiner Jungfrau von Orleans in Leipzig beiwohnte, wiederfuhr daselbst eine in Deutschland ungewöhnliche Ehre, deren wir hier als eines Beweises von dem Entzücken der Zuschauer erwähnen. Als der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war, hallte ein tausendstimmiges: Es lebe Friedrich Schiller! wie aus Einem Munde, und Pauken und Trompeten wirbelten und schmetterten darein. Der bescheidne Dichter dankte aus seiner Loge mit einer Verneigung. Aber nicht Alle hatten ihn gesehn. Als das Stück geendigt war, strömte Alles aus dem Hause, um ihn zu sehen.

und setzt eine fremde Heldin in ihre Rechte wieder ein, deren durch Voltaire's unheiligen Spott entweihte Manen Schiller schon früher in einem Gedichte versöhnt hatte, das er als wahrer Apostel der bessern Natur des Menschen mit den schönen Worten schließt:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn;
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Der Dichter selbst schrieb in der Folge einige Briefe über die Jungfrau, die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf sein damaliges inneres Leben werfen. In seinem nächsten Drama, der Braut von Messina, wich Schiller wieder ab von der betretnen Bahn. In diesem Stücke, das zugleich einen Versuch enthält, den Chor der Griechen auf unsre Bühne zu bringen, sind mit lyrischem Feuer die glühendste Liebe und die furchtbarste Rache geschildert, aber wenn schon die Vermischung der Religionen störend wirkt, so ist die Darstellung des Schicksals, das nicht als die ernst gerechte Strafgöttin, sondern als furchtbare Furie erscheint, welche die schönsten Bande nur knüpft, um sie hohnlachend zu zerreissen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Sein letztes Werk war Wilhelm Tell, mächtig anziehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigesinnten, unverderbten Volks, das in glücklicher Abgeschiedenheit lebt, geschildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargestellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieses Werk zum kostbaren Erbe seinem Volke, dessen Erniedrigung er nicht schauen sollte. Möge das Bild der Sittlichkeit, Einfalt, Eintracht, das sein scheidender Sänger ihm zurückließ, nie aus seinem Andenken kommen! — Wir glauben das einzeln Angeführte nicht bündiger in ein Gesammturtheil zusammenfassen zu können, als wenn wir hersetzen, was Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen (B. 2 S. 318) über ihn sagt: „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben und die ihr angemeßne Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen, und auch seine philosophischen Werke und Versuche sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen. Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sey

Der Platz vom Schauspielhause bis zum nahen Thore stand gedrängt voll Menschen. Schiller trat heraus; eine Gasse wurde gebildet; Stimmen geboten, das Haupt zu entblößen, und so ging der Gefeierte durch die bewundernde Menge; und Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor, und riefen: Der ist es!

ihm schädlich gewesen, auch für die Kunst. Allein in Zweifel befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." — Noch ist uns übrig von Schiller als einem Dichter, der sich außer der dramatischen in verschiednen andern Gattungen mit Erfolg versucht hat, zu sprechen. Auch diese Poesien tragen sämmtlich das Gepräge seines Geistes. Von seinen lyrischen Stücken gehören zu den köstlichsten die Götter Griechenlands, Resignation, die Ideale, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen, und der herrliche Hymnus an die Freude. Durch Innigkeit und Zartheit sind vor andern ausgezeichnet Thekla's liebliche Geisterstimme und das Mädchen aus der Fremde, eine schöne Allegorie, die durch den geheimnißvollen Schleier, durch den der Sinn hindurchblickt, bezaubert. Das tiefsinnigste vielleicht von allen ist das Reich der Formen. Viele dieser Gedichte leben und werden stets leben in dem Munde aller Gebildeten. Ein eignes großes Gepräge tragen seine Balladen und Romanzen. Ohne die Einfachheit zu haben, die ursprünglich dieser Gattung gehört, rühren sie nicht minder tief und mächtig. Dahin gehören vornehmlich der Taucher, die Kraniche des Ibicus, der Ritter Georg, der Gang nach dem Eisenhammer u. s. w. vor allen aber der Ritter Toggenburg, der nimmer veralten und stets zum Herzen sprechen wird, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden. Musterhaft sind seine Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die er den meisten derselben einzuprägen gewußt hat. Zu ihnen gehört auch sein Antheil an den 1797 zuerst erschienenen Xenien, die zur Genüge beweisen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen eigrammatischen Witze fehlte. Dagegen ist er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meister, wie er sich denn auch in andern Versmaßen und im Reime je zuweilen kleine Nachlässigkeiten erlaubt, die er leicht beseitigt haben würde, wenn er nicht irriger Weise zu wenigen Werth darauf gelegt hätte. — Von seinem hohen Talent als Romandichter hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn uns auch in dieser Gattung als Meister zeigt. Außer der schönen Erzählung der Sonnenwirth und einigen andern Fragmenten in seinen kleinen prosaischen Schriften, besitzen wir von ihm nur einen unvollendet gelaßnen Roman, der Geisterseher. Die Wahrheit und Tiefe in der Charakterzeichnung, die Kunst in der Verschlingung der Begebenheiten, und die Gediegenheit und Lebendig-

keit der Diction erheben ihn zu einem Meisterwerk. Leider verlor der rastlos fortschreitende Dichter sein Werk bald aus dem Auge, und kehrte nie wieder zu ihm zurück. Daß Follenius die Fortsetzung und Beendigung davon übernahm, wollen wir nicht tadeln, ihm auch nicht zum Vorwurf machen, daß er, was nicht wohl anders seyn konnte, um vieles hinter seinem Vorgänger zurückblieb; Schiller selbst sprach ihm nicht alles Verdienst ab. Noch wäre uns manches anzuführen übrig, seine Uebersetzungen verschiedner Schauspiele, seine Huldigung der Künste, seine Geschichte der Verschwörung der Pazzi, seine Horen und Musenalmanache, und seine einzelnen Abhandlungen über philosophische und ästhetische Gegenstände, so wie seine historischen Memoiren (33 Bände); wir glauben indeß, daß das Bild, welches wir von Schillers Leistungen, Bestrebungen und seinen vielseitigen und hohen Verdiensten, so wie von seinem großen Geiste zu geben uns vorgesetzt hatten, nicht wesentlich dadurch gewinnen würde, und so haben wir diese bloße Anführung für genügend gehalten. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorschlag, Schillers Namen auf eine Weise zu verewigen, die ihn nicht minder als das dankbare Vaterland geehrt haben würde. Dieser Vorschlag bestand darin, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranstalten, und den Gesammtertrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte. Die Stürme der letztern Jahre haben gewiß auch hier nachtheilig gewirkt; möge das Vaterland noch jetzt nach wiedergewonnener Ruhe daran denken, diese heilige Schuld abzutragen! möge es erwägen, daß der große Dichter Vermögen zu erwerben darum nicht beflissen war, weil er es für schöner hielt, sein Vaterland durch unsterbliche Werke zu belehren, zu erheben und zu verherrlichen!

Schilling ist eine deutsche, theils wirkliche, theils Rechnungsmünze, welche man von den ehemaligen römischen Solidis herleitet (wovon auch die französischen Sols oder Sous, ingleichen die italienischen Soldi ꝛc. herstammen). In Deutschland ist sie theils in Golde als Gulden, theils in Silber als Schilling ausgeprägt worden. Ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20 bis 24 Groschen werth; daher denn auch diese Schillinge, so wie die nachher erfolgten Groschen, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die größten Silbermünzen im deutschen Reiche waren. Die gegenwärtigen Schillinge sind hiervon sehr verschieden; wiewohl es heut zu Tage schwerere und leichtere gibt, die an verschiednen Orten in verschiedner Währung stehn. Von jenen, den schweren, machen gemeiniglich sechs Stück einen Reichsthaler; von den leichten hingegen hält das Stück zwölf, wohl auch nur sechs Pfennige. In Ansehung der ausländischen Schillinge rechnet man den brabanter Schilling ungefähr 3 1/2 Groschen sächsisch, den englischen (12 Pence haltend), etwa 7 1/3 bis 1/2 Groschen.

Schilling (Friedrich Gustav), einer unsrer berühmtesten und geistreichsten Romanschriftsteller, wurde zu Dresden am 25sten November 1766 geboren. Schon im 9ten Jahre verlor er seine Mutter (eine Schwester des Geheimenraths und Commerziendirectors Freiherrn von Ferber) durch den Tod, und Berufsgeschäfte entfernten seinen Vater, welcher chursächsischer Assistenzrath war, oft Monate lang von ihm. Deßhalb nahm Frau Sophia Kaufmann zu Bischofswerda, eine der edelsten und gebildetsten ihres Geschlechts, und Freundin des elterlichen Hauses, den kränkelnden, mutterlosen Knaben bei sich auf. Während der Jahre 1779-1781 befand sich der junge Schilling auf der Fürstenschule zu

Meißen, trat aber von dem damals dort vorherrschenden Pennalismus und seiner Vorliebe für den Soldatenstand gedrängt, 1781 in das sächsische Artilleriecorps ein. Nach Ablauf von sieben Jahren und nach dem vierjährigen Besuch der Artillerieschule zum Offizier vorgerückt, wohnte er (seit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Maynz, der dreitägigen Schlacht von Moorlautern und den meisten Gefechten des sächsischen Contingents während des Feldzuges von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena wurde er nebst noch 122 sächsischen Offizieren gefangen. Im Jahr 1808 führte ihn der Krieg nach Warschau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgerückt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chronischen, immer zunehmenden Nervenübels, auf sein Gesuch mit Pension entlassen, nach Freiberg zurückkehrte. Gewiß ist Schilling einer unsrer geistvollsten, gewandtesten und launigsten Romandichter. Mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, besonders in den höhern und gebildetern Ständen, verbindet er eine fast unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine überaus lebhafte und blühende Phantasie, einen leichten, natürlichen, nie gesuchten Witz, und eine Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Ansichten und Darstellungen, wie man sie bei einem so fruchtbaren Schriftsteller nicht erwarten sollte. Sein Guido von Sohnsdom ist eins seiner ersten und gelungensten Werke. Eine kühne, oft zu kühne Darstellung der höhern Verhältnisse des Lebens, eine Charakterschilderung, wie nur die Hand eines Meisters, der in die Mysterien der großen und vornehmern Welt eingeweiht ist, sie entwerfen kann, herrscht in dieser schönen Dichtung. Außer diesem und vielen andern lobenswerthen Romanen besitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner Erzählungen, die fast durchgehends zu Mustern dieser Gattung dienen können. Es sind liebliche geistvolle Darstellungen aus dem Leben, die eben so anziehend durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts sind, wie durch die Zartheit der Empfindungen, den leichten gefälligen Witz, und die tiefe Menschen- und Sittenkenntniß, welche durchgehends herrschen. Besonders ist der Dialog in Schillings Schriften vortrefflich, und deßhalb möchte man es bedauern, daß dieser Schriftsteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß seine Sprache nicht immer gleich correct ist. Uebrigens gehört er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die ihre Selbstständigkeit auch darin gezeigt, daß sie sich nie einer Schule angeschlossen haben Bei Arnold in Dresden kommt seit 1810 eine Ausgabe von Schillings sämmtlichen Schriften heraus, die jetzt bis zum 42sten Bande vorgerückt ist. N. P.

Schimmelpennink (Rütger Jan), der letzte Oberbeamte oder Präsident der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Titel eines Großpensionärs der batavischen Republik, aber mit fast monarchischer Gewalt bekleidet, ist in Amsterdam aus einer angesehenen Familie geboren. Er widmete sich der Rechtsgelahrtheit, und war zu der Zeit des Ausbruchs der Revolution gegen das Haus Oranien, nach dem Einrücken der Franzosen in Holland unter Pichegru im Jahr 1795, einer der berühmtesten Advocaten in seiner Vaterstadt. Er wurde an die Spitze der neuen provisorischen Regierung gestellt, und trat nachher in die Nationalversammlung, wo er einer der vorzüglichsten Wortführer wurde, und den größten Einfluß auf alle Geschäfte gewann. Dann erhielt er den wichtigen Posten eines ersten Gesandten bei der französischen Republik. Er wußte sich hier geltend zu machen; und bei

den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentlicher Botschafter beiwohnte, hielt er sehr glücklich die Interessen der batavischen Republik aufrecht. Nach geschlossenem Frieden wurde er zum batavischen Ambassadeur am englischen Hofe ernannt. Bei dem wieder ausbrechenden Kriege von 1803 versuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, und dies würde ihm gelungen seyn, wenn Bonaparte, damals erster Consul, sie hätte zugestehen wollen. Er kehrte jetzt wieder nach Paris zurück, wo ihn Bonaparte zuerst nicht sehr günstig aufnahm, da er ihn als dem Interesse Englands ergeben ansah; bald aber gewann Schimmelpennink Bonaparte's ganzes Vertrauen, und als des Letztern Verlangen, mehr Einheit in die Staatsform Hollands zu bringen, realisirt und in diesem Sinne eine neue Constitution gebildet wurde, trat statt der zeitherigen executiven Gewalt (eines Collegiums von zehn Personen unter dem Namen Staatsbewind), Schimmelpennink im Mai 1805 als Präsident unter schon angeführtem Titel an die Spitze. Er bediente sich seiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbesondre gründete er ein ganz neues Abgaben- und Finanzsystem, wobei ihn sein Studium der englischen Staats- und Finanzwissenschaft trefflich leitete. Im Jahr 1806, nach kaum einjähriger, den Umständen nach glücklicher Regierungsverwaltung verschlimmerte sich eine vieljährige Augenkrankheit so sehr, daß er fast gänzlich erblindete, und sich keinem Geschäfte mehr unterziehen konnte. Bonaparte benutzte diesen Umstand, seinen Bruder Louis als König vorzuschlagen, und obgleich Schimmelpennink alles anwendete, diesem gewaltsamen Aufdringen eines nicht geachteten Fremdlings, dem freie Bürger zu Unterthanen überliefert werden sollten, entgegenzuwirken, so waren doch seine Bemühungen vergebens. Er erwartete die Ankunft Louis nicht, sondern zog sich auf seine Güter im Geldrischen zurück. Als Holland ganz mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Senator. Nach dessen Sturz und der Rückkehr des oranischen Hauses zog sich Schimmelpennink ganz in den Privatstand zurück.

Schirach (Gottlob Benedict von), königl. dänischer Etatsrath, bekannt als ein Mann von vielseitiger gelehrter Wirksamkeit und vornehmlich als Begründer und vieljähriger Herausgeber des politischen Journals, war geboren den 13ten Jun. 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war. Er ward mit einiger Strenge zu den Wissenschaften erzogen, besuchte mit seinem sechzehnten Jahre das Gymnasium zu Lauban, dessen Rector, der verdienstvolle Bauer, ihn lieb gewann und ihm das Zeugniß der seltensten Vertrautheit mit der lateinischen, griechischen und den orientalischen Sprachen gab, und bezog darauf die Universität Leipzig, wo Ernesti sein Lehrer und Rathgeber ward. Mit Eifer studirte er die alten Sprachen, Geschichte und schöne Wissenschaften; fühlte aber dagegen so entschiedene Abneigung gegen die Theologie, daß er ihr und mit ihr der fernern väterlichen Unterstützung entsagte. Im J. 1764 ging er von Leipzig nach Halle, wo er mit Semler und Klotz bekannt wurde. Die literarische Verbindung mit Letzterm ward Ursach, daß er an den damaligen gelehrten Fehden auf Klotzens Seite Antheil nahm. Fünf Jahre währte dies Verhältniß. Schirach verließ das Gebiet der orientalischen Literatur, um sich ganz der lateinischen und griechischen Sprache zu widmen. Ueber den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz und andere Classiker schrieb er Commentare und einzelne kritische Anmerkungen. Auch die Geschichte beschäftigte ihn, und er gehörte zu den ersten, die sie mit Kritik und philosophischem Geist behandelten. Die schöne Lite-

ratur zog ihn ebenfalls an und verband ihn mit denen, die damals für die Bildung des Geschmacks thätig waren. Er gab selbst einen Band Gedichte heraus, lieferte mehrere belletristische Beiträge, schrieb über die Harmonie des Styls und die poetische Sympathie, und übersetzte das englische Gedicht Olivier und Marmontels Werk über die Dichtkunst. Hierdurch kam er mit den ersten deutschen Schriftstellern jener Zeit, einem Gellert, der früher sein Lehrer gewesen, Weiße, Gleim, Uz, Gebler, Göckingk, in Verbindung, und machte seinen Namen so vortheilhaft bekannt, daß ihm schon 1769 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät der Universität Helmstädt angetragen wurde, die er auch annahm. Bereits ein Jahr darauf ward er ordentlicher Professor. Jetzt wählte er vor allen Geschichte und Statistik zu seinen Fächern. Die erste Frucht seines Fleißes zu Helmstädt war (1770) der erste Band der Biographie der Deutschen, dem noch fünf andere folgten. Man muß dem Bestreben einer philosophischen Behandlung, das sich darin offenbart, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Im Jahr 1776 erschien sein Leben Kaiser Carls VI., pragmatisch von ihm beschrieben, in welchem er die Resultate seiner kritischen Untersuchungen über einen wichtigen Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts niederlegte. Maria Theresia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelstand. Daß er auch jetzt seinen alten Lieblingsfächern der Philologie und schönen Literatur nicht ganz untreu geworden, beweis't seine Uebersetzung des Plutarch (8 Bände), seine vierjährige Herausgabe des Magazins der deutschen Kritik, seine Ephemerides literariae Helmstadienses (6 Bände) u. s. w. Im J. 1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dänischen Regierung, veranlaßt durch seine Schrift über das königl. dänische Indigenatrecht, als königl. dänischer Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit dem J. 1781, in dem noch bestehenden politischen Journal einen Plan auszuführen, der ihn schon lange beschäftigt hatte, und welcher zum Ziel hatte, seinen Landsleuten in einer periodischen Schrift eine concentrirte fortlaufende Zeitgeschichte zu liefern. Vierundzwanzig Jahre hindurch bis an seinen Tod, welcher im J. 1804 erfolgte, widmete Schirach diesem nützlichen Institut seine Zeit, Kraft und Thätigkeit, und verbreitete dadurch eine Fülle richtigerer Kenntnisse von dem Zustande und den Verhältnissen der europäischen Staaten, so wie er auch standhaft und mit Muth den falschen und verderblichen Grundsätzen sich widersetzte, die aus der einseitigen Ansicht der französischen Revolution hervorgingen; wobei jedoch nicht zu läugnen ist, daß er oft durch abgenützte Journalistenkünste, die das Interesse seines Werks erhöhen sollten, durch Seichtigkeit in Erforschung der Thatsachen und durch Nachläßigkeit in der Darstellung seine Leser irrte, und sich sogar lächerlich machte.

Schisma, eine Spaltung in der Kirche, z. B. die Trennung der orientalischen Kirche von der occidentalischen, der protestantischen von der katholischen. Besonders wird derjenige Zustand der letztern Kirche so genannt, wo die oberste Kirchengewalt durch die Wahl mehrerer Gegenpäpste, deren jeder von einzelnen Staaten anerkannt wird, getheilt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben ist. Das Beispiel der längsten Spaltung dieser Art war das sogenannte große Schisma, welches 1378 durch die Wahl zweier Gegenpäpste begann, und erst durch die Kirchenversammlung zu Costnitz, die die allgemeine Anerkennung des von ihr 1417 erwählten alleinigen Papstes Martin V. bewirkte, völlig zu Ende gebracht wurde. Vergl. d. Art. Papst. E.

Schlaberndorf (Gustav, Graf von), geboren zu Breslau im J. 1749. Eine ausführliche Schilderung dieses höchst ausgezeichneten Mannes würde ein großes Buch erfodern. Er ist nie als Schriftsteller aufgetreten, hat niemals ein öffentliches Amt bekleidet, und hat nichts desto weniger den ausgebreitetsten Einfluß auf unzählige Weise für sein Zeitalter wohlthätigst ausgeübt; wie auch einst Sokrates nichts geschrieben, sondern nur desto mächtiger durch Tugend und Rede gewirkt hat. — Ein sehr ansehnliches Vermögen und sonstige günstige Verhältnisse setzten ihn früh in den Stand, ganz seinem Trieb nach Erkenntniß in fast allen Kreisen menschlicher Forschung nachzuhängen. Nachdem er Deutschland durchreis't, und noch vor der Revolution Frankreich gesehen, brachte er sechs Jahre in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf seinen Reisen im Innern dieses merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb seitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiste stand er im drängenden Gewühl dieses großen politischen Lebens, eifrig und thätig für Alles, was in dem Wechsel der Ereignisse als wahrhaft gut und rechtschaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anstalten, die er gefördert, die menschenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen in den verschiedensten Fällen dargereicht, sind nicht aufzuzählen. Doch ist dies Alles nichts gegen die Wirkung seines eben so tiefen, als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zauber der herrlichsten Beredsamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einströmte, und besonders für Deutsche, von denen er die besten und würdigsten in Paris seit fünfundzwanzig Jahren zu seinem ehrenden Umgang sich drängen gesehen, lehrreich und heilsam war. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geschehenden, sprach er besonders gründlich, scharfsinnig, hinreißend über die politischen Gegenstände, und vieles, was in Büchern oder Depeschen unter anderm Namen Aufsehen und Bewunderung erregte, war nur der Abfall seiner reichhaltigen, täglich erneuerten Gespräche; sein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war so groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgesprochene noch als sein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefsinnigen Untersuchungen, die sich aus eigner, allein stehender Kraft in den höchsten Höhen, zu denen der Aufschwung deutscher Philosophen in neuerer Zeit gelangt, einheimisch fanden, und die großen Anschauungen, die sein großartiger Sinn auffaßte, gestalteten sich zu einer vollständigen Philosophie des Staats, und zu einem strengen System aller dahin gehörigen Verfassung und Einrichtung. Aber auch in andern Gebieten des Denkens versuchte sein reicher Geist sich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. seine Forschungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarsten Aufschlüsse überraschen. — Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahr lang im Gefängniß, bis der Fall der Jacobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Bonaparte's Herrschaft, gegen den er nie aufhörte, mit allem Nachdruck der Wahrheit zu reden, und dessen Sturz er lange voraussagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit seiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unschädlichkeit nehmen mochte. In einem schlechten Zimmer, das er nie verschließt, und selten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerrissener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Besuche an,

die ihm täglich von Menschen aller Art und jedes Standes zukommen; sein ganzes Wesen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen sucht, nichts erwartet, der ohne Ehrgeiz, und sogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten Kundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beschäftigt war, ließ ihn in Ruhe; seine edle Freimüthigkeit und sein ungebeugter Trotz hatten gesiegt. — Seine Einkünfte verwendet er, da er für sich fast gar nichts braucht, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, besonders für Landsleute, denn in fast dreißigjähriger Abwesenheit blieb er ein Deutscher und ein Preuße und ein Schlesier, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und so wußte und kannte er auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und das in Zeiten, wo ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen, wegen seiner langen Abwesenheit, mit Beschlag belegt worden war, der erst später wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1813 wollte er an der endlich seinen heißesten Wünschen entsprechenden Begeisterung des preußischen Volks thätigen Theil nehmen, und nach Preußen zurückkehren; allein böse Ränke wußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereignisse abwarten. Aber auch von hier aus wußte sein vaterländischer Eifer so herrlich in die Heimath zu wirken, daß der König sich bewogen sah, ihm das eiserne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Bonaparte's im folgenden Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er sich in Paris, ein unbestechlicher Zuschauer der Dinge, die da kommen sollen, und deren Anschein wohl nirgends von der Art ist, um einen Mann wie ihn mit jugendlichen Hoffnungen allzusehr zu reizen.

Schlacke heißt, beim Bergbau, das im Feuer geschmolzene Gestein, und überhaupt jede Unreinigkeit, welche bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer sich absondert, und nach ihrer Erkaltung eine glasartige Gestalt bekommt. Sie schmilzt zwar im Feuer, lös't sich aber im Wasser nicht auf.

Schlaf ist der Zustand, in welchem die der Willkür unterworfenen Organe ausruhen, um sich dadurch neue Kräfte zu neuer Anstrengung zu verschaffen. Man bemerkt am Menschen zwei auffallend verschiedene Systeme von Organen; ein System gehorcht der Willkür und seine Organe sind alle doppelt, wie die zu den Händen, Füßen, Augen führenden Muskeln und Nerven; das zweite System verrichtet seine Function ohne Einfluß der Willkür, seine Organe sind einzählig, wie der Magen mit den Eingeweiden. Jenes System zeigt ein höheres animalisches Leben und ist unmittelbar ans Bewußtseyn geknüpft, seine Organe erfodern zu ihrer Verrichtung einen weit größern Kraftaufwand und daher auch eine größere Masse an ernährendem Blute, als die zweiten, sie erschöpfen sich leichter und müssen Ruhepunkte haben, um den Verlust zu ersetzen. Diese Ruhepunkte werden durch den Schlaf gewährt. Daher der Mangel an Bewußtseyn während des gesunden Schlafes, die todtenähnliche Ruhe, die Stärkung, welche er moralisch und physisch gewährt; wohin Alexanders Beispiel gehört, der nach gehörigem Schlafe erst, in seiner verzweifelten Lage, einen richtigen Entschluß fassen konnte. Die zweite Reihe von den einzähligen Organen

dagegen bedarf keiner solchen auffallenden Ruhepunkte, sie verrichten in der Gesundheit ihre Function ununterbrochen, ohne sich durch Willkür stören oder beschleunigen zu lassen. Krankhafter Schlaf muß als Nervenkrankheit angesehen werden, er entsteht entweder durch organische Hemmung der Nervenfunction im Gehirn (Erguß von Wasser, Entzündung) oder durch Zerstörung und Ausartung der Nerven selbst und dadurch entstehende Unfähigkeit zu ihren Verrichtungen (Schwäche). Magnetischer Schlaf, s. Magnetismus. Fs.

Schlägeschatz wurde sonst theils der Pacht, welchen ein Münzmeister dem Landesherrn von dem Ertrage der Münze geben mußte, theils die Abgabe genannt, welche an den Landesherrn für das Recht, münzen zu dürfen, entrichtet werden mußte; endlich hieß es auch eine Abgabe der Unterthanen an den Landesherrn, die Unkosten der Münzen zu bestreiten, wogegen dieser sich verpflichten mußte, den Gehalt der Münzen nicht zu verringern. Und eben daher rührt noch in manchen Ländern ein gewisser Zoll von Waaren, eine Abgabe vom Getränke, welche Schlägeschatz oder Schlagelschatz genannt wird.

Schlagfluß nennt man eine plötzlich (gleichsam mit einem Schlage) eintretende krankhafte Erscheinung am menschlichen Körper, welche im Verlust des Bewußtseyns, des Gefühls und aller willkürlichen Bewegungen besteht, während das Athmen, der Herz- und Arterienschlag fortdauern. Ein vom vollkommenen Schlage gerührter Mensch fällt plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht getroffen, nieder, oder wenn er schon sitzt, rückwärts zusammen, ist unfähig, seine Glieder selbst zu bewegen, unfähig zu sprechen, hört auf keinen Zuruf, hat kein Gefühl, sieht nicht, wenn gleich seine Augen offen stehen, athmet stark und zuweilen mit Schnarchen, wie ein im tiefsten Schlafe liegender. Bei einem weniger vollkommenen Schlagfluß sind manche Zufälle gelinder. Das Bewußtseyn fehlt alsdann zuweilen nicht ganz, die Bewegung ist noch etwas frei, oder fehlt doch nur auf einer Seite, die Sprache fehlt zuweilen nicht ganz, sondern ertönt noch als ein unverständliches Lallen. Deßhalb theilen die Nosologen den Schlagfluß nach seiner Verschiedenheit in der äußern Form in den Halbschlag (Hemiplegie), wo der Kopf und die Hälfte des Körpers gelähmt ist; in die Paraplexie, wo der Kopf, das Bewußtseyn und die Sprache frei und unverletzt geblieben sind, aber der ganze Rumpf gelähmt ist, und in den vollkommenen Schlagfluß (apoplexia exquisita), wo der oben beschriebene Zustand eintritt. Die wesentliche Ursache des Schlagflusses ist eine Lähmung des Gehirns, wahrscheinlich auch des Rückenmarks, entweder in seinem ganzen Umfang, welches den vollkommenen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplegie entsteht, oder nur im Rückenmark, wovon wahrscheinlich Paraplexie entsteht. Von der ungestörten Thätigkeit des Gehirns und Rückenmarks hängen die Bewegung, die Sprache, der Gebrauch der Sinne und das Bewußtseyn im Menschen ab, so wie von demjenigen Theil des Nervensystems, welches wir das Gangliensystem nennen, alle Verrichtungen, welche zur Erhaltung und Ernährung des Körpers gehören, abhängig sind. (M. s. den Art. Nervensystem, auch Physiologie überhaupt.) Obgleich nun beide Nervenpartien in soweit von einander unabhängig sind, daß momentane Störung oder Hemmung der einen nicht auch die Thätigkeit der andern sogleich aufhebt, wie wir vielfältig und selbst bei dem Schlagfluß sehen, wo bei gänzlicher Bewußtlosigkeit, Mangel an aller Bewegung, an allen Sinneseindrücken, doch der Athem und Pulsschlag nicht nur ungestört fort-, sondern sogar eine Zeit lang noch

stärker von Statten gehen, so daß es beinahe scheint, als wenn es im Gegensatz seine Thätigkeit auf Kosten jenes Systems erhöhe; und obgleich nur eine Hemmung, nicht aber eine gänzliche Trennung zwischen dem Hirnsystem und Abdominalnervensystem Statt findet: so hat die Unterdrückung der Function jenes Systems endlich doch auch Schwächung und Lähmung des letztern zur Folge, indem eine so bedeutende Verletzung des Organismus in seinem Innersten nicht lange bestehen kann, ohne daß das Leben darüber zerstört werde. Daher ist der Ausgang des Schlagflusses verschieden, entweder er ist, jedoch in den seltneren Fällen, mit bald darauf (in einigen Stunden) folgendem Tode verbunden, oder der Anfall tödtet erst in zwei bis drei Tagen, während welcher Zeit man oft einen fieberhaften Gang bemerkt; oder es folgt zuweilen Genesung, doch bleibt meistens Lähmung irgend eines Gliedes oder mehrerer Glieder zurück. Was nun aber diese plötzliche Lähmung jener wichtigen Theile selbst verursacht, ist schwer aufzuhellen, obgleich neuerer Zeit von mehreren Aerzten Versuche darüber gewagt wurden. So viel lehrte Erfahrung anderer Fälle, daß ein Druck auf das Gehirn einen dem Schlagfluß ganz ähnlichen Zustand hervorzubringen vermag, daß, sobald dieser Druck aufhört oder weggenommen wird, das Bewußtseyn, die Empfindung und der Gebrauch der Sinne und Glieder wieder zurückkehrt. Ja man hat bei Personen, bei welchen das Gehirn zum Theil entblößt lag, z. B. bei Verwundeten, Trepanirten durch abwechselndes Drücken auf das Gehirn und Nachlassen des Drucks ein eben so abwechselnd erfolgendes betäubtes Einschlafen und Erwachen bewirken können. Personen, welche durch einen heftigen Schlag auf den Kopf verletzt worden sind, wodurch ein Erguß von Blut, oder ein Austreten von Blutwasser entstand, oder wodurch in dem Schädel ein Knochenstück niedergedrückt wurde, liegen in einer Betäubung, welche sogleich aufhört, so bald das geronnene Blut, oder die niedergedrückte Knochenplatte durch den Trepan weggebracht worden ist. Von ähnlichen Zufällen hat man auf ähnliche Ursachen den Schluß gemacht, und deßhalb auch bei dem Schlagfluß einen Druck auf das Gehirn vermuthet. Indessen kann auch dies nicht allemal und für sich allein der Fall seyn, denn man hat bei Leichenöffnungen mancher an Schlagfluß verstorbenen Personen nicht allemal Zeichen eines solchen vorhanden gewesenen Drucks auf das Gehirn gefunden, man hat im Gegentheil, ohne alle solche Veranlassungen, von bloßer Schwäche Schlagfluß entstehen sehen. Man kann daher für jetzt folgende, nach den entfernten Ursachen für die Behandlung wichtige Eintheilung des Schlagflusses als die beste ansehen. Die Thätigkeit der Hirnorgane ist gelähmt, entweder 1. durch einen mechanischen Druck auf dasselbe, oder 2. durch eine unverhältnißmäßige Ableitung des Nervenäthers auf das Gangliensystem, oder 3. durch unverhältnißmäßiges Zuströmen des erstern nach dem Gehirn, oder 4. durch eigene Schwäche und Erschöpfung des Nervenäthers selbst. Was die erste Ursache betrifft, so kann der Druck auf das Gehirn entstehen von übermäßiger Anhäufung des Blutes im Gehirn (gewöhnlich Blutschlagfluß, apoplexia sanguinea genannt) welche durch Entzündung des Adernetzes in demselben, durch Hemmung des Zurückflusses des Blutes aus den Behältnissen desselben, selbst durch heftige Affecten, welche das Blut nach dem Kopfe treiben, durch übermäßige Erhitzung des Körpers, durch Hemmung des Athemholens, z. B. bei Ertrunkenen; durch habituelle Hemmung des Rückflusses, z. B. bei sehr großen Körpern u. s. w. veranlaßt werden kann. Der lähmende Druck auf das Gehirn kann auch ausgeübt werden von einer

Anhäufung wässeriger, lymphatischer oder eiterartiger Flüssigkeit (wässeriger Schlagfluß, apoplexia serosa) z. B. bei der innern Hirnwassersucht, nach Hirnentzündungen bei Ausschwitzung von dergleichen Flüssigkeit, bei einem plötzlichen Erguß von Eiter aus Hirngeschwüren. Die zweite Ursache, krankhafte und übermäßige Ableitung des Nervenäthers aus dem Gehirn, kann vorfallen bei heftigen oder oft wiederholten Erregungen anderer Organe, Uebermaß im Genusse von sinnlichen Vergnügungen, Ueberfüllung des Magens mit Speisen, heftigen Krämpfen, starken Reizen im Unterleibe u. dergl. Daher der sogenannte gallichte, gastrische und krampfhafte Schlagfluß (apoplexia spasmodica). Die dritte Ursache findet nicht selten Statt bei heftigen Affecten, von dem Genuß von narkotischen Giften, von dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke. Dies könnte man Schlagfluß von Betäubung (apoplexia narcotica) nennen. Endlich die vierte Ursache kann eintreten nach heftigen Anstrengungen, Folge heftiger, lang anhaltender, oft wiederkehrender Krämpfe, Schwäche überhaupt und Mangel an Blut, übermäßiger Genüsse der Sinnlichkeit u. a. m., welche Art zuweilen apoplexia nervosa, Nervenschlag, genannt wird. Man sieht schon hieraus, daß die Heilung des Schlagflusses nicht leicht ist, indem die Verschiedenheit der Ursachen berücksichtigt, und die Behandlung darnach eingerichtet werden muß. Es ist jederzeit ein sehr bedeutender Zufall, doch ist die Gefahr nicht allemal in gleich hohem Grade: manche Kranke sterben schon nach einigen Stunden, manche bekommen Fieber, dessen Nachlaß und Verschlimmerung man deutlich bemerkt, und das zuweilen einige Tage anhält, nach dessen Verlauf endlich noch, zuweilen indem nach zwei bis drei Tagen eine Wiederholung des Schlagflusses eintritt, der Tod erfolgt. Nicht selten erholen sich auch die Kranken wieder, indem entweder die Gesundheit ganz wieder zurückkehrt, oder Lähmung einer Seite, einzelner Muskeln, z. B. der Sprachwerkzeuge, Muskeln des Gesichts, zurückbleibt, so daß der Mund nach einer Seite gezogen, die bisherige Physiognomie des Kranken verändert wird. Ein tödtlicher Ausgang ist meistens zu erwarten, wenn der Schlagfluß vollkommen und hartnäckig ist, wenn das Bewußtseyn und die Empfindung ganz verloren sind, wenn die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht sich gar nicht regt, wenn der Kranke gar nicht schlucken kann, wenn das Athmen immer schwerer und mühsamer wird, einige Tropfen Blut aus der Nase, oder Schaum aus dem Munde kommen, wenn der Puls anfängt schwächer zu werden. Dagegen ist ziemliche Hoffnung zu einem bessern Ausgang da, wenn sich bald nach dem ersten Anfall wieder Nachlaß der Zufälle zeigt, wenn Spuren von Bewußtseyn, von Empfindung, von Aufnahme der Sinneseindrücke zurückkehren, wenn der Kranke schlucken kann, wenn das Athemholen ruhiger wird und das Schnarchen und Röcheln sich verlieren, wenn ein hinlänglicher Blutabgang sich einfindet mit Erleichterung. Obgleich die Behandlung eines solchen Kranken, so bald als nur möglich ist, der Leitung eines Arztes muß übergeben werden, so sind doch einige allgemeine Regeln nothwendig zu befolgen, ehe man noch gewöhnlich den Arzt bekommen kann. Man bringe also einen solchen Kranken recht bald in eine bequeme Lage, den Kopf etwas hoch liegend, und entferne allen Druck der Kleidung. Die Temperatur des Zimmers darf nicht zu warm seyn. Aeußerliche Mittel zum Einreiben, Klystiere und Fußbäder können sogleich mit angewendet werden. Zum Einreiben in die Glieder kann man in Ermangelung reizender Salben von Salmiakspiritus einstweilen warmen Wein, Branntewein mit Essig auf wollene Tücher gegossen

anwenden, wobei man vom Kopf die Haare wegschneiden und denselben, wenn er nicht schwitzt, mit kaltem Wasser waschen und schnell wieder abtrocknen läßt. Zu den Klystieren nimmt man halb Wasser und halb Essig, oder die Auflösung von einem Speiselöffel voll Salz nebst etwas Seife im Wasser. Zu den Fußbädern nimmt man etliche Hände voll Asche nebst so viel oder etwas weniger Salz, man kann auch etliche Loth Senfkörner dazu abkochen. Ist dieses alles geschehen, so können Pfläster von gestoßenem Senf, mit Sauerteig angemacht, auf die Waden oder Schenkel gelegt werden. Es ist gewöhnlich, den Aderlaß für das erste Mittel bei solchen Patienten zu halten, allein man unternehme ihn nicht ohne die Beistimmung des Arztes, weil es Fälle gibt, in denen er geradezu vom größten Nachtheil ist. Es gibt Menschen, welche vor andern, vermöge ihrer körperlichen Beschaffenheit, in Gefahr sind, von diesem Zufalle betroffen zu werden. Auch kommt er eigentlich wohl nie so schnell und unvorbereitet, als es bei manchen Kranken dieser Art der Fall zu seyn scheint, sondern es verkündigen manche vorausgehende Zeichen seine Ankunft. Wenn man noch genauer darauf merkte, würde man noch mehrere Vorzeichen beobachten, denn nur der letzte Schlag kommt schnell auf eine besondere Veranlassung, allein die vorbereitenden Ursachen wirken vielleicht Jahre lang vorher. Besonders scheinen solche Personen zu dem Schlagflusse geneigt, welche schon etwas in die Jahre vorgerückt sind und einen dicken, schwammichten, fetten, kurzgebauten Körper haben, deren Kopf etwas groß, der Hals kurz ist; ferner Personen, welche an steten Krämpfen leiden, u. s. w. Zeichen, welche bei Personen, die schon Anlage dazu haben, baldigen Schlagfluß befürchten lassen, sind beständige hohe Röthe des ganzen Gesichts, Schwindel, Ohrenbrausen, Uebelkeit bei nüchternem Zustande, plötzliche Abnahme des Gedächtnisses, einzelne kleine Lähmungen, besonders im Gesichte. Wenn Personen Anlage zum Schlagflusse haben, oder Vorboten davon merken, so müssen sie in allen sinnlichen Genüssen sich der größten Mäßigkeit befleißigen, nie den Magen überladen, besonders Abends nicht viel, und nur leichte Speisen genießen, sich der erhitzenden Getränke enthalten, nach dem Essen keine anstrengende Kopfarbeit vornehmen, vor Erhitzung überhaupt sich hüten, besonders aber schnelle Erkältung, Zugluft bei schwitzendem Körper, oder Erkältung des Kopfes, wenn er schwitzt, vermeiden. Dagegen müssen solche Personen mäßige Bewegung vornehmen, stets auf gehörige, regelmäßige und leichte Leibesöffnung halten, und nach Maßgabe der Verhältnisse und Constitution jährlich wenigstens einmal etwas Blut weglassen. Doch erfodert dies letztere vorzüglich die nähere Bestimmung eines Arztes nach den oben angegebenen Ursachen. Indessen machte wohl öfter, als mitunter selbst Aerzte denken, Uebermaß der Säfte, besonders des Blutes, von zu fetter Lebensweise, und gewohnter Andrang desselben nach dem Kopfe von täglichem, reichlichem Genusse des Weins u. a. dergl. eine Verminderung der Blutmasse nothwendig. H.

Schlagschatz. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben so wie irgend eine Arbeit des Goldschmids oder Silberschmids einen Kostenaufwand nothwendig, diesen Kostenaufwand nennt man den **Schlagschatz** oder **Prägschatz** der Münze. Großbritannien ist der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkosten seiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und sich dieselben nicht von den Einzelnen, die sich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze bloß um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung

trägt selbst die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch die Gesetzgebung Großbritanniens in dieser Hinsicht keineswegs nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze ist ein Erzeugniß des menschlichen Gewerbfleißes, ihre Ausprägung hat Vorrath (Capital), Werkzeuge und Arbeit erfodert; es ist also gerecht und billig, daß Jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerstückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Kosten, welche dadurch verursacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagschatzes ist sogar nothwendig, denn sie allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen 2c. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrissen, und sie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andere hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Speculanten die guten Stücke aus, und schmelzen sie ein, so daß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man fast gar keine gute Münzstücke mehr im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk. Die brittische Regierung hat dies eingesehen, und deshalb die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten. Aber, gesetzt auch, ein solches Verbot könne in einem Inselstaate, wie Großbritannien, streng befolgt werden, so ist dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des festen Landes. Die Aufopferung des Schlagschatzes würde hier nur dann ganz unschädlich seyn, wenn alle Nationen durch eine allgemeine Uebereinkunft sich dazu verständen, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagschatz sich vergüten ließe, stets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugnisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Capitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowohl der Arbeitslohn als der Capitalaufwand aber sind, je nach dem die Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote ist, und je nach dem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speciesthalern, kostet natürlich bei weitem weniger als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und eben so ist die Münzprägung an den Orten, wo sowohl die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Capital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstige Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern die-

ser Münze wieder vergüten läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschatz ausmacht. K. M.

Schlagschatten (Mahlerei) heißt derjenige Schatten, welcher aus der Stellung des Gegenstandes gegen die Sonne, oder irgend einen andern leuchtenden Körper geworfen wird, und welchen man bei einem erleuchteten Körper von dem Lichte abgekehrt bemerkt. (Siehe Schatten.)

Schlangen, die zweite Ordnung der Amphibien, so benannt, weil sie sich vermöge ihres langen wurmförmigen, äußerst biegsamen und geschmeidigen Körpers auf mancherlei Art in sich selbst und um andere Körper schlingen oder winden können. Ihr wurmförmiger Körper, der gänzliche Mangel aller äußern Gliedmaßen zur Bewegung, sowohl der Beine als der Flossen, zeichnen sie hinlänglich vor den übrigen Amphibien aus. Trotz des letztern Mangels bewegen sich die Schlangen mit ungemeiner Geschwindigkeit. Ihr langer gestreckter Körper schießt, da vermöge seiner wunderbaren Einrichtung jeder Theil desselben eine elastische Feder ist, die bei der Berührung des Bodens losschnellt, pfeilschnell dahin und scheint mehr in der Luft dicht über der Erde hinzufliegen, als die Erde selbst zu berühren. Mit unglaublicher Leichtigkeit winden sie sich die Bäume hinan und heben sich, wenn Zorn oder Liebe sie erhitzt, auf ihren geringelten Schwanz gestützt, mit dem Vordertheile ihres Körpers in die Höhe. Die Schlangen haben auch keine äußeren Ohren, wohl aber innere Gehörorgane und hören ziemlich gut. Das Verhältniß des Kopfs zum Rumpf, so wie die Gestalt desselben, ist sehr verschieden; die Augen sind schön und feurig; die Mundöffnung ist ungemein weit, und der Rachen kann stark erweitert werden, da die Kinnladen nur mittelst elastischer Bänder zusammenhängen; der Schlund dehnt sich zu einem Kropfe aus, der ein drei bis vier Mal größeres Thier faßt, als die Schlange selbst, wenigstens in Rücksicht ihrer Dicke, ist. Die Zunge liegt in einer Scheide verborgen, ist lang und gespalten, und bewegt sich pfeilschnell im Rachen, besonders wenn man das Thier zum Zorn reizt. Die Ränder der Kinnladen sind gezähnt, dienen aber nicht zum Zermalmen der Speisen, sondern bloß zum Festhalten des erhaschten Raubes. Nur bei Einigen finden sich vorn ein Paar längere zum Verwunden geschickte Zähne. Diese sind hohl, beweglich, in einen festen Knochen eingesenkt, und stehen mit der Speicheldrüse in Verbindung. Sie können durch eine Bewegung des Unterkiefers und mittelst eigner Muskeln hervorgestreckt und eingezogen werden. Hinter ihrer Wurzel liegen kleine Bläschen, in welchen sich aus der Speicheldrüse ein Gift absondert, welches beim Biß vermittelst eines Drucks in den hohlen Zahn und durch eine äußerst feine Oeffnung an der Spitze desselben in die Wunde fließt. Viele Schlangen, besonders in den heißen Ländern, führen ein so scharfes Gift bei sich, daß es in kurzer Zeit, ja selbst auf der Stelle tödtet. In Ansehung der äußern Bekleidung halten die Schlangen das Mittel zwischen den Fischen und Eidechsen. Die Schuppen, welche den äußern Ueberzug bei den mehresten ausmachen, weichen in Hinsicht auf Größe und Gestalt bei den verschiedenen Gattungen sehr von einander ab, und auf ihrer Zahl und Zusammenstellung beruhen meist die Charaktere der Geschlechter und Gattungen, obgleich diese Merkmale nicht ganz sicher sind. Das Knochengerüste der Schlangen ist höchst einfach und besteht außer dem Schädel in einer vom Kopfe bis zum Schwanze reichenden Reihe von Wirbelbeinen, ohne

irgend weitere Verzweigungen. Die einzelnen Wirbelbeine sind sehr beweglich, und endigen sich am hintern Theile mit einer Kugel, die in der Pfanne des folgenden Wirbelbeins frei spielt. An den Seiten derselben stehen die Rippen, die sich nach mehrern Richtungen biegen. Gegen das Ende des Schwanzes haben die Wirbelbeine weder Rippen noch Zacken. Rippen und Wirbelbeine machen übrigens die einzigen festen Theile in dem Rumpfe der Schlangen aus, und die innern weichen Theile sind daher von unten durch nichts als durch die breiten Bauchschuppen und durch eine beträchtliche Lage von Fett zwischen Haut und Eingeweiden beschützt. In der Größe findet sich bei den Schlangengattungen die äußerste Verschiedenheit; einige erreichen eine Länge von 30 und mehr Fuß, dagegen messen andere nur wenige Zoll. Dabei sind die Zeichnungen und Farben ungemein mannichfaltig und bei einigen so prächtig, daß man sie zu den schönsten Thieren rechnen muß. — Die Schlangen finden sich nur in der heißen und in den gemäßigten Zonen, nicht jenseit des Polarkreises. In den heißen Ländern innerhalb der Wendekreise gibt es die meisten, die größten, die schönsten und die gefährlichsten. Mehrere Gattungen trifft man sowohl in der alten als neuen Welt an. Fast alle lieben feuchte, dumpfige, aber zugleich warme Oerter. In der Hitze des hohen Sommers sind sie am lebhaftesten und thätigsten, die giftigen aber auch am gefährlichsten. Dagegen werden sie im Herbst immer träger und erstarren zuletzt, wo der Winter auch nur einigermaßen streng ist. In diesem Winterschlaf verbleiben sie, bis das Frühjahr sie wieder erweckt. Alsdann häuten sie sich. Die größern Schlangengattungen sind dem Winterschlaf nicht unterworfen, da sie nur in heißen Ländern leben; auch zeigen sie keine Geselligkeit, dagegen man die kleinern öfters in ganzen Gesellschaften und in einander verschlungen in Erdhöhlen u. s. w. findet. Alle Schlangen können im Wasser leben, und suchen zum Theil ihren Fraß dort; aber sie müssen beständig Luft schöpfen, wenn sie nicht ersticken sollen. Die Nahrung der Schlangen beschränkt sich bloß auf das Thierreich. Die kleinern Gattungen fangen allerhand Insecten und Gewürme, die größten aber stellen auch den größten Säugthieren nach, und selbst Panther und Leoparden werden ihnen öfters zur Beute. Die Schlangen zerkauen ihren Fraß nicht, sondern verschlucken ihn ganz. Ist ihre Beute dazu zu groß, so zermalmen sie sie durch ihre Windungen. Die Verdauung der mit Haut und Haar verschluckten thierischen Körper scheint bei den mehrsten Schlangen viel Zeit zu erfodern, und daher ihr Fraß im Magen selbst in Fäulniß überzugehen. Daraus lassen sich die übelriechenden Ausdünstungen erklären, die man bei allen Schlangen bemerkt und die wohl Ursach seyn mögen, daß man ihnen sonst eine betäubende Zauberkraft zuschrieb. Sie gehören sämmtlich zu den eierlegenden Thieren, doch brüten einige ihre Eier im Leibe selbst durch ihre eigene Wärme aus; diese pflegt man daher auch lebendig gebärende oder Vipern (Viviparae) zu nennen. Für den Menschen haben die Schlangen keinen bedeutenden Nutzen; einige dienen zu Arzneimitteln, andre, selbst die giftigsten, zur Nahrung. Man kennt jetzt neun Geschlechter der Schlangen, welche in ungefähr 104 Gattungen zerfallen.

Schlangenbad, ein warmer Quell in der Gegend von Wiesbaden und von Schwalbach, der durch einen Gehalt an Thonerde sehr erweichend wirkt. Hufeland sagt: es sey gemacht ein Bad für Damen zu seyn, indem es die Haut fein, weich und jugendlich erhalte, und die durch Alter verlorne Gelenkigkeit der Glieder wieder herstelle. Eben-

falls wird ein Quell bey Töplitz, in dem sich sonst bisweilen Schlangen einfanden, so genannt.

Schlegel (Joh. Elias), wurde 1718 zu Meißen geb. Sein Vater war daselbst Appellationsrath und Stiftssyndicus, und ließ diesen Sohn durch Privatlehrer unterrichten. Schon im zwölften Jahre fing er an deutsche Verse zu machen. Mit großen Kenntnissen in den sogenannten Schulwissenschaften ausgerüstet, besuchte er Schulpforte, wo er auch über seinen jüngern Bruder Johann Adolph Schlegel die Aufsicht übernahm. Durch seinen Vater ermuntert, studirte er den Horaz, suchte diesen Dichter und die Cyropädie des Xenophon zu übersetzen, und verfertigte schon in seinen Schuljahren selbst ein Trauerspiel, welches er die Trojanerinnen benannte. Diesen und mehrere Versuche wagte er ohne weitern Beistand seiner Lehrer. So begeistert er war, wenn er arbeitete, so strenge in der Kritik war er gegen sich selbst, und er strich häufig die Hälfte seiner Arbeiten am andern Morgen durch, die er Abends vorher gemacht hatte. Mehrere, freilich selbst für jene Zeit noch mittelmäßige dramatische Arbeiten vollendete er auf der Schule. In Leipzig, welches er 1739 besuchte, um die Rechtswissenschaften zu studiren, wurde er mit Gottsched bekannt, der, seinen wandelbaren Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu sichern bemüht, auch Schlegel an sich zog, und mehrere Aufsätze desselben in seine Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit aufnahm. Nach Beendigung seiner Universitätsjahre (1743) nahm ihn sein Verwandter, der sächsische Kriegsrath und Gesandte von Spener als Privatsecretär mit nach Copenhagen. Schlegel nahm späterhin an den bremischen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes thätigen Antheil, und gab selbst eine Wochenschrift unter dem Titel: der Fremde heraus, worin er seine Bemerkungen über dänische Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache u. s. w. vortrug. Diese Wochenschrift wurde in Dänemark sowohl als in Deutschland sehr günstig aufgenommen. Zum Behuf des dänischen Theaters arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner deutschen Handschrift in's Dänische übersetzt wurden. Durch den Einfluß des Freiherrn von Holberg, dessen Gunst er sich durch seinen Fleiß in der dänischen Geschichte und Sprache erworben hatte, wurde er (1748) zum außerordentlichen Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Seine Einkünfte waren sehr geringe, desto größer seine Arbeitsamkeit, die verbunden mit Nahrungssorgen ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er den 13ten Aug. 1749 im 31sten Jahre seines Alters starb. Höchst rühmlich, aber kärglich belohnt war das Streben dieses Mannes für die Literatur sowohl seines ersten als zweiten Vaterlandes. Er war der erste deutsche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Sind seine dramatischen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth gesunken, den sie bei ihrem ursprünglichen Erscheinen hatten, so bleiben sie doch immer schätzbare Denkmale des ersten Aufblühens unserer schönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel zu Copenhagen und Leipzig (1761 bis 1770) in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatischen Stücken befinden sich Episteln, epische, lyrische und allegorische Gedichte, und prosaische Ausarbeitungen, namentlich auch die obige Wochenschrift: der Fremde, in dieser Sammlung. Außerdem hat man auch eine Uebersetzung des ersten und zweiten Bandes der Lustspiele des Saintfoix (Leipzig 1750, 8.) von ihm.

Schlegel (Johann Adolph) geboren zu Meißen den 18ten Sept. 1721, bezog mit seinem Bruder Joh. Elias, nachdem beide zu Schulpforte die erste gelehrte Bildung empfangen hatten, die Universität zu Leipzig. Hier entstand zwischen ihnen, Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. A. der innige Freundschaftsbund, der in der Folge auf die Ausbildung des deutschen Geschmacks so vortheilhaft wirkte. Die bremischen Beiträge waren die erste Frucht dieses Bündnisses. Späterhin gaben dieselben Verfasser, von denen Johann Adolph Schlegel einer der eifrigsten war, unter dem Titel: vermischte Schriften, eine Monatsschrift heraus, die als Fortsetzung jener Beiträge zu betrachten ist. Nachher arbeitete dieser Schlegel mit an der von J. A. Cramer herausgegebenen Wochenschrift: der Jüngling. In ästhetischer Rücksicht erwarb ihm jedoch seine Uebersetzung von Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen Grundsatz (les beaux arts reduits à un même principe), welche er mit eigenen Abhandlungen und Anmerkungen begleitete, den meisten Ruf, obgleich seine Ansichten oft eben so unhaltbar und bestandlos sind, wie diejenigen des von ihm verdeutschten, und zum Theil widerlegten Originals. 1754 ward er als Prediger und Professor der Philosophie am Gymnasium zu Zerbst angestellt, von wo er 1759 nach Hannover kam, und, nach mehreren Beförderungen zu geistlichen Aemtern, das Amt eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg 1787 erhielt. Er starb am 16ten September 1793. Obgleich der größere Theil von J. A. Schlegels dichterischen Werken für unsere Zeiten keinen Werth mehr hat, obgleich seine ästhetischen Ansichten, seinem Zeitalter gemäß, noch höchst beschränkt waren, so verdienen doch seine Bemühungen um die deutsche schöne Literatur Achtung, und selbst seine Fabeln (Leipzig 1769) und seine geistlichen Lieder (vermischte Gedichte Th. 1. Hann. 1786) gehören zu dem Bessern, was wir Deutschen in diesen Dichtungsarten aufzuweisen haben. Als aufgeklärter Kanzelredner sicherte sich Schlegel gleichfalls einen dauernden Ruhm durch mehrere Sammlungen von Predigten, unter denen die zu Leipzig 1757 in 3 Bänden herausgekommene eine der vorzüglichern ist. Seine beiden Söhne, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, haben sich einen entschiednern Ruhm als Dichter und Aesthetiker erworben. (S. Beide.)

Schlegel (Johann Heinrich), geboren zu Meißen 1724, ein Bruder von Joh. Elias und Joh. Adolph, mit denen er gleiche Erziehung erhielt. Er studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur, und kam durch Vermittelung seines ältern Bruders Joh. Elias als Secretär der dänischen Kanzlei nach Copenhagen, wo er (1780) als Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomsen und andern englischen Dramatikern, nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich, verdeutscht. Außer andern die dänische Geschichte betreffenden Werken, hat er auch eine Geschichte der dänischen Könige aus dem oldenburgischen Stamme (Copenhagen und Leipzig 1777, 2 Bände in Folio mit Kupfern) geschrieben.

Schlegel (August Wilhelm) und Friedrich Schlegel, zwei Brüder, welche durch ihre kritischen Bestrebungen, durch eigene poetische Erzeugnisse, durch Nachbildungen und Uebersetzungen ihr Zeitalter ergriffen und eine literarische Revolution veranlaßt haben, die, wiewohl sie nicht in das Innere der Nationalität eindrang, doch auf deutsche Kunst und Wissenschaft heilsam gewirkt hat. A. W. Schlegel ist 1767

zu Hannover geboren, F. Schlegel eben daselbst 1772. Ihr Vater war Johann Adolph Schlegel, ihr väterlicher Oheim Johann Elias Schlegel, welche beide der gellertischen Periode angehörten und sich rühmlich in der Literatur hervorthaten. (S. oben.) Das wissenschaftliche Leben beider Brüder fällt zwar größtentheils zusammen; indessen fodert Jeder vorläufig seine eigene Betrachtung. Wie eine Stelle der Elegie von A. W. Schlegel „Neoptolemus an Diokles" andeutet, herrschte im älterlichen Hause das liebevollste Verhältniß und gewiß verlebte er glückliche Kinder- und Knabenjahre. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in den Elementen der Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Ein besondres Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen, und schon in seinen ersten, zum Theil abenteuerlichen Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling sprach er auf dem Lyceum an einem Geburtstage des Königs eine selbstverfertigte hexametrische Rede, die eine Geschichte der deutschen Dichtkunst im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen studirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier war es, wo er Bürgers Freundschaft gewann, welcher ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte 1789 die poetische Weihe gab und in einem klangreichen Sonette die Unsterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an dessen Akademie der schönen Redekünste, in welcher sich z. B. seine Ariadne findet. Zugleich war er ein Mitglied des philologischen Seminariums unter Heyne, und eine lateinische Abhandlung über die homerische Geographie, welche im Jahr 1787 das Accessit erhielt, bewährte früh seine gründliche Bekanntschaft mit einem der schwierigsten Theile des Alterthums. Auch fertigte er im J. 1788 das Register zum heynischen Virgil. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam, in das Haus des großen Banquiers Muilman, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte in sein deutsches Vaterland zurückkehrte. Er nahm an den Horen, so wie später an den Musenalmanachen von Schiller lebhaften Antheil, besonders zogen, außer den Briefen über Poesie, Sylbenmaß und Sprache, die Uebersetzungen aus dem Dante mit ihrem Commentare die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich, wiewohl die Form des Originals absichtlich verletzt war. Auch gab er zu den Erholungen von Becker und zum Taschenbuche für das gesellige Vergnügen einige zum Theil gehaltvolle, zum Theil scherzhafte Beiträge, und war bis zum J. 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der alten jen. Lit. Zeit., mit deren Redacteur, dem Hofrath Schütz, er bald auf eine ärgerliche Weise zerfiel. Im J. 1797 begann er die Uebersetzung des Shakspeare, in welcher bei der vollkommensten Treue die Sprache, nach dem Ausdruck eines genialen Schriftstellers, alle ihre Künste spielen läßt. Der wohlthätige Einfluß dieser Uebersetzung auf den Geist und auf das Gemüth verwandter Deutschen, so wie auf theatralische und declamatorische Darstellung wird noch lange fortdauern. Von dieser Uebersetzung, die noch unübertroffen dasteht, sind bis jetzt 9 Bände erschienen. Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Raths, als Professor in Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt, und sich vom J. 1798 bis 1800 mit seinem Bruder zur Herausgabe des Athenäums verband, einer Zeitschrift, die, durch 5 Stücke hindurchgehend, das Schlechte von dem Guten genau abzusondern und bei aller kritischen Strenge die Keime lebendiger Bildung in empfäng-

lichen Gemüthern zu entfalten suchte. Dieses Athenäum, wiewohl es seiner Schärfe und seines übermüthigen Tons wegen Vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geister viel beigetragen, einen freiern Geist in der Ansicht deutscher Literatur aufzuregen, und die geistigen Vortheile werden in so fern den Nachtheil überwiegen, den diese Zeitschrift sowohl durch ihre eigene Hypersthenie, als durch einige tölpelhafte Nachtreter bewirkt hat. Noch erschien während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner Gedichte im Jahr 1800, unter welchen besonders die Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutschen A. W. Schlegel ist, namentlich die geistlichen und Kunst-Sonette (die ihr Daseyn einer Reise nach Dresden verdanken) einen Chor von geschickten und ungeschickten Nachahmern erweckt haben. In die letzten Jahre seines polemischen Lebens in Jena fällt noch das Leben Nicolai's von Fichte, welches er mit einer Vorrede herausgab, und die Erscheinung der Ehrenpforte für den Theater-Präsidenten von Kotzebue (1800). Diese Geburt des Capriccio, durch den hyperboreischen Esel von K. veranlaßt, ist nicht mit Unrecht von Vielen angefochten worden; doch muß man, um das Schauspiel zu übergehen, die Spottgedichte aus ihrem eigenthümlichen Gesichtspunkte betrachten und der Wahrheit zur Ehre gestehn, daß A. W. Schlegel dieses Quodlibet herausgab, als öffentliche Zeitungen die gewisse Rückkehr Kotzebue's sogleich nach seiner Gefangennehmung gemeldet hatten. In das J. 1801 fallen die Charakteristiken und Kritiken in zwei Theilen, von beiden Brüdern herausgegeben, worin das Urtheil über Bürgers Werke, von A. W. Schlegel mit umfassender Einsicht und Unparteilichkeit ausgesprochen, neu war; die andern Aufsätze waren aus mehrern Zeitschriften zusammengestellt. Gewiß ist es, daß diese Sammlung manchen Geistesfunken entzündet und manche treffliche Ideen und Grundsätze mehr in Umlauf gebracht hat. Bald darauf erschien der Musenalmanach auf das J. 1802, welchen er mit L. Tiek gemeinschaftlich herausgab. Der Geist des Mysticismus und der Symbolik herrscht hier vor; doch werden viele mit Freuden dieser Erscheinung gedenken, z. B. der rührenden Sonette von A. W. Schlegel an seine Stieftochter Augusta Böhmer. Ueberhaupt lebten jetzt die beiden Schlegel ein schönes Leben mit gleichgesinnten Freunden, und nur der Tod von Novalis (s. d. Art. Hardenberg) hatte sie in diesem Zeitraume betrübt. — Jetzt hatte sich A. W. Schlegel, der mit seiner Gattin, einer geb. Michaelis, nicht in Harmonie lebte und sich von ihr trennte, nach Berlin gewandt, wo er zu Ende des J. 1802 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die im dritten Bande der Europa seines Bruders abgedruckt sind. Im J. 1803 erschien der Jon, ein antikes Trauerspiel, über welches in der Zeitung für die elegante Welt (an welcher A. W. Schlegel mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung auf den Euripides und auf die theatralische Darstellung sehr lehrreiche Discurse zwischen Bernhardi, Schelling und dem Verf. verführt wurden. Jener Zeitung hatte sich bald der Freimüthige unter Kotzebues und Merkels Redaction entgegengesetzt, und es kam nun zu einem Federkriege gegen die sogenannte neue Schule und ihre Häupter, bei welchem auch Klätschereien und Caricaturen nicht verschmäht wurden; A. W. Schlegel ging jedoch auf diesen Schmutz nicht ein. In demselben Jahr 1803 erschien der erste Band des spanischen Theaters, welcher 3 Stücke des Calderon enthielt; der zweite Band folgte 1809. Schlegel hatte kurz zuvor im zweiten Stücke der Europa das Publicum auf den Genuß

jenes Dichters vorbereitet. Man konnte an den Uebersetzer des Shakspeare keine geringen Foderungen machen; sie wurden aber vollkommen erfüllt, und man kann wohl sagen, daß er hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Uebersetzung ist treu, auch hat er sich in Beziehung auf Sylbenmaße, Reime und Assonanzen die strengsten Gesetze vorgeschrieben und durchgeführt. A. W. Schlegel behauptet allerdings einen ausgezeichneten Rang unter allen Uebersetzern; auch hat er nicht bloß unsere Literatur mit Uebersetzungen aus südlichen Sprachen bereichert, sondern seine Virtuosität auch in andern Uebersetzungen, besonders aus dem Griechischen, bewährt. Die Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie, in welchen auch Gries einige Sonette des Petrarca übersetzt hatte, gaben im J. 1804 einen neuen Beweis dieser Kunstfertigkeit. — A. W. Schlegels Leben in Berlin gewann nun einen neuen Wendepunkt, indem er einer unfreundlich beengenden Prosa durch eine der edelsten Frauen entrissen ward, mit welcher er sich im freiern Lichte der Welt sonnte und nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit forschte. Mit der Frau von Staël, die er auch in der Elegie: „Rom" gefeiert hat, ging er im J. 1805 auf Reisen und lebte bald in Copet, bald in Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. Einige Recensionen von ihm aus diesem Zeitpunkte finden wir in der jen. Lit. Zeit., späterhin in den heidelberger Jahrbüchern. In französischer Sprache schrieb er 1807 eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche unter den pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehn machte. Im Frühlinge des J. 1808 hielt er in Wien vor einem glänzenden Kreise Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die 1809 bis 11 in 3 Theilen erschienen sind. Seine Absicht dabei war, einen allgemeinen Ueberblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunstwerth der dramatischen Hervorbringungen verschiedener Zeitalter und Völker zu schätzen ist. Und in der That herrscht in diesen Vorlesungen eine Klarheit und, wenn man den Ueberfluß von Liebe für einige Meister abrechnet, eine Besonnenheit des Urtheils, die nichts zu wünschen übrig läßt. Eben so besorgte er im J. 1811 eine neue Sammlung seiner poetischen Werke, von welcher wir noch den dritten Theil erwarten. In diesen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben spielt, findet sich der größte Reichthum poetischer Formen. Man kann den Werth dieser von echter Bildung durchdrungenen Poesien als bekannt voraussetzen, sich aber dabei nicht verschweigen, daß die Elegie: „Rom," etwas alexandrinisch erscheint, und daß sie ihre Ansprüche in technischer Hinsicht doch nicht vollkommen rechtfertigt. Auch darf man fragen, ob der Dichter mit der Aufnahme einiger alten Gedichte, namentlich auf Merkel und Kotzebue, nicht den Wohllaut ein wenig verletzt habe? An dem deutschen Museum seines Bruders nahm er besonders durch die gründlichen Untersuchungen Antheil, welche er in mehreren Stücken desselben über das Lied der Nibelungen anstellte, von welchem er uns eine kritische Ausgabe versprochen hat. — Die großen Ereignisse der Zeit bemächtigten sich nun seines Gemüths; er ward im verhängnißvollen J. 1813 politischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache und begleitete selbst den Kronprinzen von Schweden, welchen er im J. 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär, auch hat er zur Anerkennung seines Verdienstes mehrere schwedische Orden erhalten. Jetzt lebt er wieder in Copet. Das Neueste, was wir von diesem reichen Geiste

besitzen, ist ein Aufsatz über Necker im dritten Stücke der Zeitgenossen, und eine italienische sehr gelehrte Abhandlung in der Biblioteca italiana 1816, über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechische Kunstwerke erklärt. Noch möchte zu bemerken seyn, daß er manche Werke jüngerer Freunde herausgegeben hat, z. B. den Lacrimas, 1803 und die dramatischen Spiele von Pellegrin, 1804. — Wir eilen nun zu seinem Bruder, Friedrich Schlegel, jetzt von Schlegel. Seine Kindheit verlebte er bei seinem Oheim, und dann bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Obgleich der Vater ihn dem Kaufmannsstande zu widmen wünschte, ließ er ihm doch einen vielseitigen Unterricht geben, um ihm eine desto freiere Wahl vorzubehalten. Er zeigte indessen bei natürlichem Verstande und lebhaftem Geiste keine bedeutende Spur eines ausgezeichneten Talents; doch fühlte er, da er in Leipzig die Handlung erlernte, seine Unfähigkeit dazu so lebhaft, daß der Vater seinen Bitten nachgab, und ihn zurücknahm. Jetzt, im 16ten Jahre, fieng er seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten Eifer an. Er widmete sich der Philologie, studirte nur ein Jahr in Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung seiner akademischen Studien sich rühmen, jeden uns übrig gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. Die erste Schrift, mit welcher er, so viel wir wissen, öffentlich auftrat, ist ein Aufsatz über die griechischen Dichterschulen, der etwa in das J. 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an dem Journale Deutschland, welches in den Jahren 1795 und 1796 Reichard in Berlin herausgab, so wie am Lyceum der schönen Künste, welches 1797 unter derselben Direction erschien. Seine Beiträge bestanden in Charakteristiken und Kritiken, die größtentheils, wie z. B. die Aufsätze über Forster und Lessing (dessen Gedanken und Meinungen er später auch mit commentirenden Abhandlungen in 3 Bänden herausgab), in das unter demselben Titel angeführte Werk übergegangen sind, welches 1801 zu Königsberg in 2 Bänden herauskam. Nur die Nachrichten über den Boccaz, zu welchen er späterhin einen Nachtrag in der Europa lieferte, waren neu. Die erste Schrift Fr. Schlegels von größerm Umfange waren die Griechen und Römer, 1797, welcher ein Aufsatz über die platonische Diotima und über die Darstellung der Weiblichkeit in den griechischen Dichtern angehängt war. Den Werth dieser Schrift erkannte selbst Heyne mit Achtung an. Sie ist nicht fortgesetzt worden; man kann aber die Poesie der Griechen und Römer, 1798, als den zweiten Theil derselben ansehen, wiewohl auch diese Geschichte leider nur ein Torso geblieben ist. In diesen Werken zeigte Fr. Schlegel bei einer Fülle von Gelehrsamkeit die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der historisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der antiken und modernen Poesie zu bewegen anfieng. Es kann hier der Ort nicht seyn, das Ganze zu karakterisiren; indessen kann man sagen, daß im erst genannten Werke die beiden Kunstwelten und ihre Erscheinungen strenge geschieden wurden, und daß hier nach der vortrefflichen Abhandlung von Schiller in den Horen der Gegensatz des Antiken mit dem Modernen, des Classischen mit dem Romantischen scharf ausgesprochen war. Im zweiten Werke machte er den glücklichen Anfang, die Erzeugnisse der griechischen Poesie in ihrem organischen Zusammenhange zu betrachten, und die Hervorbringungen des Alexandrismus, so wie die römische Ausartung, von hellenischer Harmonie abzusondern. Dabei beschäftigte er sich mit der Kritik des Pla-

ton, von welcher wir noch das Resultat erwarten, weil er in ihm ein ergänzendes Princip suchte, so wie er sich späterhin zur indischen Literatur hinwendete. In Beziehung auf den Platon verband er sich in Berlin mit Schleiermacher, zog sich aber von der projectirten Uebersetzung dieses Schriftstellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. Im Athenäum, welches er mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgab, befinden sich viele gediegene Aufsätze von ihm, auch bloße fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. Im J. 1799 erschien, als freies Werk der Phantasie, des Gefühls und der Reflexion zugleich, der erste Theil der Lucinde, die bis jetzt unvollendet geblieben ist, wiewohl der Verf. einst in der Europa erklärte, daß er sie fortzusetzen gedenke. Schwerlich haben sich je über ein Werk mehr verschiedene, zum Theil pöbelhafte Stimmen erhoben, und die Verkehrtheit in den Urtheilen der Menge, die in diesem Romane bloß eine Art von Ardinghello fand, und in der Freiheit dichterischer Anschauungen der Liebe das Wahre und Schöne nicht zu schätzen, den Geist und den Körper nicht zu scheiden wußte, hat wahrscheinlich die Fortsetzung verhindert. Damals lebte Friedr. Schlegel in Berlin. Im J. 1800 habilitirte er sich als Privatdocent in Jena, wo er mit großem Beifall philosophische Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst als Dichter auf, da er vorher immer geklagt hatte, daß es ihm nur an der Sprache gebreche. Die ersten Gedichte von ihm befinden sich im Athenäum, dessen letztes Stück im J. 1800 herauskam, namentlich die kräftigen Terzinen an die Deutschen. Im zweiten Bande der Charakteristiken und Kritiken, 1801, erschien darauf ein größeres Gedicht im elegischen Sylbenmaße: „Hercules Musagetes," welches für die Ergreifung seines eigentlichen Charakters und Strebens sehr wichtig ist. Von jetzt an sprach er sich in den mannichfaltigsten Formen aus, z. B. im Musenalmanache von Vermehren auf 1802 und 1803, vorzüglich aber im M. Alm. von Tiek und A. W. Schlegel, worin die Abendröthe ein eben- so architektonisches, als musikalisches Gedicht ist, um andere Gedichte zu übergehen. Die Assonanz wendete er bei größern Gedichten zuerst an, nämlich im Alarkos (1802), einem Trauerspiele, welches äschyleisch gedacht, doch dem Stoffe und der Aeusserlichkeit nach romantisch genannt werden muß. Auch dieses Trauerspiel erfuhr viele ungünstige Urtheile; doch ist es in Berlin und Weimar aufgeführt worden. Im J. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine geliebte dort verheirathete Schwester öfters hinzogen. Dann reiste er mit seiner Gattin (einer Tochter Mendelssohns, mit welcher er später in Cöln zur römisch-catholischen Kirche überging) nach Paris, wo er Vorlesungen über die Philosophie hielt, die Europa, bestehend aus zwei Bänden, oder vier Stücken, herausgab, und sich außer der Kunst und den südlichen Sprachen besonders mit der indischen Sprache und Literatur beschäftigte. Die Resultate dieses Studiums legte er 1808 in der Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier," nieder; auch bei der Mangelhaftigkeit dieses Versuchs ist doch der glückliche Fleiß dieses unermüdlichen Forschers rühmlich anzuerkennen. Auch machte er sich während seines Aufenthalts in Paris um die altfranzösischen Ritterromane verdient, indem er 1804 eine Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handschriftlichen Quellen in 2 Theilen herausgab, so wie 1805 den Lother und Maller. Doch war das Original der Rittergeschichte, die er

nach einer ungedruckten deutschen Handschrift bearbeitete, ursprünglich italienisch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatische Aufklärungen über die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den Notices et Extraits zog. Fr. Schlegel ging nun nach Deutschland zurück, und sein vaterländisches Gemüth ergoß sich auf der Reise zum Theil in dithyrambischen, zum Theil in elegischen Gesängen; doch immer weht die Hoffnung, wie frische Luft hindurch. Man findet den innigen Ausdruck dieses Gefühls nicht allein in seinen Gedichten (1809), sondern auch in seinem poetischen Taschenbuche für das J. 1806, worin er zugleich über die deutsche Kunst, besonders über das Wesen der gothischen Baukunst treffliche Worte gesprochen und nach Turpins Chronik den Roland, ein Heldengedicht in Romanzen, mit durchgehender Assonanz gebildet hat. Ein noch ungedrucktes historisches Drama, Carl V., durch Benutzung historischer Urkunden zu vollenden, ging er 1808 nach Wien, war im folgenden Jahre als kaiserlicher Hofsecretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Carl, und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück, hielt zu Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und über die Geschichte der Literatur aller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erschienen sind. Wenn im ersten Werke bei der Eigenthümlichkeit historischer Ansichten eine gewisse Parteilichkeit durchschimmert, so findet man im zweiten ein lebensreiches Gemälde aller Literaturen sowohl der alten und mittlern, als der neuern Zeit. Im J. 1812 gab er das deutsche Museum in zwei Jahrgängen heraus, erwarb sich Metternichs Vertrauen durch manche diplomatische Schrift, und ist jetzt Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M. Er wird als Verfasser der gehaltvollen Rede genannt, mit der der Präsidialgesandte den Bundestag eröffnete. Eine seiner neuesten politischen Schriften ist die Darstellung der jetzigen Staatenverhältnisse. Wir haben bei der gedrängten Uebersicht der Werke dieses großen Denkers, Schriftstellers und Dichters manche Beiträge nicht erwähnt, die er z. B. in Rostorfs Dichtergarten, im attischen Museum niedergelegt hat; auch hat er mit seinem Freund Ludwig Tiek die Schriften von Novalis, den ersten Theil des Florentin von seiner Gattin, und 1807 noch vor der Erscheinung des französischen Originals die Corinna der Frau von Staël deutsch herausgegeben, welche Uebersetzung auch von seiner Gattin herrühren soll. — Wir äusserten im Anfange, daß die literarische Revolution, welche diese geistigen Dioskuren bewirkten, nicht ganz in das Innere der deutschen Bildung einging. Sie war, wiewohl sie noch jetzt Spuren genug hinterlassen hat, größtentheils eine vorübergehende Erscheinung, mehr durch die Schuld vieler sogenannter Schlegelianer, als der Stifter selbst, welchen man bei der Tiefe und Fülle ihrer Kenntnisse und bei dem Reichthume ihres Geistes eine zweckmäßige Form der Darstellung nicht absprechen kann. Besonders ist die Prosa von A. W. Schlegel wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, zu welcher sich der Tiefsinn des Bruders nicht immer herabläßt; dagegen verräth die Poesie des Ersten, vorzüglich in den spätern Erzeugnissen, bisweilen eine ungemein zierliche Künstlichkeit. Wir müssen aber von den eigenen poetischen Schöpfungen dieser verbrüderten Kraft die kritischen Bestrebungen sondern, welche eine dankbare Nachwelt gewiß nicht verkennen wird, und von welchen man noch viel Heilsames für die Zukunft erwarten darf, da

ihre literarische Laufbahn noch gar nicht geendet ist. Es verdient Lob, daß sie bei ihren steten polemischen Berührungen, ohne Rücksicht auf berühmte Namen, immer auf das wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entschiedenem Hasse verwarfen, wenn sie auch in jugendlichem Enthusiasmus, oder in wohlgemeintem Scherze bisweilen zu weit gegangen seyn sollten, wie z. B. in jenen Bücheranzeigen des Athenäums. Sie unterschieden, wie oben schon angedeutet ist, die Gränzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung, und machten in dieser Hinsicht auf unsern größten Meister aufmerksam, dessen gründlicheres Studium sie wirklich eingeleitet haben. Auch blieben sie durch ihr reges Leben in einer reichern Welt, so wie durch den schnellen Umtausch ihrer Ideen von aller Pedanterie und geistigen Fäulniß frei, welches bei Gelehrten nicht immer der Fall ist. Die gegenseitigen Verhältnisse der beiden Brüder sind am bestimmtesten ausgesprochen in A. W. Schlegels Gedichten, 1. Th. S. 218 und in Fr. Schlegels Gedichten S. 369. Sie lebten stets harmonisch mit einander, wenn sie auch ihre Ansichten nicht immer theilten. Ueber eine gewisse Einseitigkeit in der Liebe zum Mittelalter, über ihre Polemik gegen französische Poesie, wie über manches Andere, hat sich die edle Freundin der beiden Brüder, die Frau von Staël, besonders im dritten Theile ihres Werks über Deutschland erklärt. Bei so vielen Verdiensten können sie eben nicht so strenge für das Unheil verantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten, in der deutschen Literatur, gleich einem Gespenst umherging. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; es ist aber auch nicht zu läugnen, daß bei Vielen die Form vorwaltete, daß oft ein loses Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß manche den Thyrsus schwangen, ohne begeistert zu seyn. bb.

Schleiermacher (Friedrich Daniel Ernst), einer unserer gelehrtesten und geistreichsten Theologen und Philologen. Geboren zu Breslau den 25sten Nov. 1768, empfing er seine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, fing darauf in dem Seminarium derselben in Barby das theologische Studium an, hörte aber im J. 1787 auf, ein Mitglied dieser Gemeine zu seyn, und bezog die Universität Halle, wo er seine Studien unter Nösselt und Knapp fortsetzte, dabei auch Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Universitätsjahren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen und trat sodann zu Berlin in das Schullehrerseminarium unter Gedike's Leitung. Im J. 1794 ward er zum Predigtamt ordinirt und zuerst Hülfsprediger in Landsberg an der Warte, dann von 1796 bis 1802 Prediger am Charité-Hause zu Berlin. Hier trat er zuerst als Schriftsteller auf, indem ihm der jetzige Bischof Sack einen Theil der Uebersetzung des letzten Bandes der blairschen Predigten übertrug. Dann übersetzte er auf dessen Anrathen Fawratts Predigten, 2 Bände, nahm hierauf Antheil an dem von A. W. und Fr. Schlegel herausgegebenen Athenäum, und schrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags ausgezeichneten Reden über die Religion und die Monologen, auch noch bei Gelegenheit des Sendschreibens jüdischer Hausväter an Teller „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin.“ In diesen Jahren wurde zwischen ihm und Fr. Schlegel eine gemeinschaftliche Uebersetzung des Platon verabredet, von der jedoch Schlegel sich, als das Werk begonnen werden sollte, wieder zurückzog, und die hernach Schleiermacher allein unter-

nahm. Von derselben sind aus Schuld seiner wechselnden Lagen und der Zeiten überhaupt von 1804 bis jetzt erst 5 Bände erschienen. Die Republik, Timäus, Critias, die Gesetze und Briefe, und eine versprochene Charakteristik des Platon und seiner Philosophie sind noch zu erwarten. Diese Arbeit gehört unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten, die über den Platon unternommen worden, da wohl schwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerschöpflichen und unergründlichen Geist dieses Philosophen eingedrungen seyn möchte. Nach 1802 gab er die erste Sammlung seiner Predigten heraus, denen bis jetzt zwei andere allmählig gefolgt sind. Einige Predigten, größtentheils bei besondern Veranlassungen, sind außerdem einzeln gedruckt. Alle diese Reden sind Muster eines klaren, gediegenen, eindringenden Vortrags, wiewohl nicht zu läugnen, daß er sich minder an das Gefühl, als an das Denkvermögen seiner Zuhörer wendet. In dieser letztern Gattung der Erbauungsrede ist er Meister, aber auch der erstern keineswegs fremd. In demselben Jahre ging Schleiermacher als Hofprediger nach Stolpe, wo er die „Kritik der Sittenlehre" und die „zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens" verfaßte, letztere ohne seinen Namen. Einen Ruf an die Universität Würzburg lehnte er nach dem Wunsch der Regierung ab, und ward noch in demselben Jahre als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Halle berufen. Der Universitätsgottesdienst kam jedoch erst 1806 kurz vor dem Kriege zu Stande, der die Universität auf eine Zeit lang wenigstens unterbrach. In diesen zwei Jahren hatte er theologische Encyclopädie gelesen, exegetische und dogmatische Vorlesungen gehalten, auch philosophische Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807 erst nur auf einen Sommer nach Berlin zurück, begab sich dann, als Halle abgetreten worden, ganz dahin, und hielt Vorlesungen vor einem gemischten Publicum. Zugleich nahm er als wahrer Patriot den lebhaftesten Antheil an den politischen Verhältnissen, unter welchen sein Vaterland schmachtete, und sprach unaufhörlich von der Kanzel in dem herrlichsten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muth und Trotz, der selbst mitten unter den Bajonetten Davousts unerschütterlich blieb. In dieser Zeit erschienen auch seine kleine Schrift „über Universitäten," das „Sendschreiben über den ersten Brief an den Timotheus" und der Aufsatz über Heraklit im wolfischen Museum der Alterthumswissenschaften, und früher „die Weihnachtsfeier." Im J. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und verheirathete sich. Als im Jahre nachher die neue Universität eröffnet wurde, trat er bei selbiger als ordentlicher Professor auf, wie er es auch zuletzt in Halle schon gewesen war. Wohl möchte der Lehrstuhl vor allem der ihm angemessenste Wirkungskreis seyn. Hier zeigt sich seine Beredsamkeit noch glänzender als auf der Kanzel. Im großen zusammenhängenden Redebau, dessen Kunst von der fließenden Anmuth eines freien Vortrags belebt wird, faßt er die schwierigsten und reichhaltigsten Gegenstände der Wissenschaft mit Klarheit zusammen und verfolgt sie in das Einzelnste mit heller Ordnung und Sicherheit. Im J. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1814 Secretär der philosophischen Classe, bei welcher Gelegenheit er von dem Antheil, den er seit 1810 an den Arbeiten in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern gehabt hatte, wieder dispensirt ward. Seit 1811 kommen in den Denkschriften der Akademie mehrere Abhandlungen, besonders die philosophische Geschichte betreffend, von ihm vor. Auch

fällt in diese Zeit noch seine Darstellung des theologischen Studiums. Von Vielen wird ihm, mit welchem Rechte, steht dahin, das Glückwünschungsschreiben an die zur Verbesserung der Liturgie niedergesetzte Commission zugeschrieben. Unverkennbar herrscht darin dieselbe platonische Dialectik, die in der Schrift gegen Schmalz (s. d.) eben so bewundernswürdig als grausam erscheint. Die Schrift über Religion und Mythologie ist seiner ausdrücklichen Erklärung nach nicht von ihm.

Schlesien, ein jetzt zu Preußen, ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, gränzt gegen Morgen an das Königreich Polen, an Gallizien und an das Großherzogthum Posen, gegen Mittag wird es von Ungern durch ein dickes, stellenweise über eine Meile breites Gebüsch geschieden, welches weder zu Ungern noch zu Schlesien gehört, und da es von beiden Seiten nicht ausgerottet werden darf, sowohl dem einen als dem andern Lande zur undurchdringlichen Vormauer dient, indem nur eine einzige Landstraße durchgehauen ist. Gegen Abend gränzt Schlesien an Böhmen, an die Ober- und Niederlausitz, und an die Grafschaft Glatz, und gegen Mitternacht an die Mark Brandenburg. Von dem sudetischen Gebirge, wovon Schlesien gegen Westen und Süden umgeben wird, sehe man Carpatisches Gebirge, Mähren und Riesengebirge nach. Das Land selbst wird eingetheilt in Ober- und Niederschlesien. Zu Oberschlesien gehören Teschen, Troppau, Jägerndorf, Oppeln, Ratibor und Bielitz, die Standesherrschaften Pleß und Beuthen, und einige Minderherrschaften. Zu Niederschlesien zählt man die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Glogau, Jauer, Liegnitz, Münsterberg, Sagan, Neisse, Oels, Schweidnitz, Wohlau, Trachenberg und Carolath, die Standesherrschaften Wartenberg, Militsch und Goschütz, und mehrere Minderherrschaften, auch rechnet man die Grafschaft Glatz jetzt hieher. Politisch ist die Eintheilung in das preußische und österreichische Schlesien, welcher wir auch der leichtern Darstellung und Uebersicht wegen folgen wollen. Preußisch-Schlesien begreift alle vorhin genannten Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften, mit Ausschluß der beiden Fürstenthümer Teschen und Bielitz, einiger Antheile an den Fürstenthümern Neisse, Troppau und Jägerndorf, und elf Minderherrschaften, aus welchem Allen das österreichische Schlesien besteht. Preußisch-Schlesien enthält auf einem Areal von 685 Quadratmeilen 1,948,000 Menschen, 160 Städte, 30 Flecken und 5650 Dörfer. Es ist im Ganzen genommen ein sehr fruchtbares Land, reich an Getraide jeder Art, als Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Spelz, Mais, Erbsen, Linsen, Heidekorn und Bohnen, und die Einwohner könnten hievon noch mehr ausführen, wenn die gebirgigen Gegenden in dieser Hinsicht ergiebiger wären. Die besten Gartengewächse baut man um Breslau, Brieg, Liegnitz und Neisse. Das Obst bei Niederbeuthen und Grüneberg ist das vorzüglichste. Der schlesische Wein, besonders der am letztern Orte wachsende, ist, wenn er einige Jahre gelegen hat, sehr gut, und es wird damit nach dem Auslande hin ein starker Handel getrieben. Aus dem schlechtern Wein wird Essig gemacht. In den gebirgigen Gegenden, wo der Boden sich weniger zum Getraide- und Gartenbau eignet, ist er doch mit Holz bewachsen, oder gibt gute Weiden und Wiesen. Flachs wird in großer Menge gebaut, und ist ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels. Hanf hat man nicht so viel, wie verarbeitet wird; aber der Handel ins Ausland mit Färberröthe, deren Anbau hier von einem niederländischen Kaufmann im 16ten Jahrhundert eingeführt ward, ist desto beträchtlicher. Auch wird viel Hopfen,

besonders in der Gegend von Münsterberg, gebaut und ausgeführt. Scharte, ein Kraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird, sammelt man in mehreren Gegenden fuderweise ein. Der Tabaksbau ist seit einigen Jahren gleichfalls sehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande ab; indessen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpentin und Kienruß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh- und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfnissen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh wird aus Polen und Ungern hergebracht, und auf den größern Ochsenmärkten, welche zu Brieg, Breslau und Schweidnitz gehalten werden, hat man ehedem wohl mehr als 15,000 Ochsen auf einem Platze gesehen. Die inländische Schafzucht ist veredelt, und die Wolle der schlesischen Schafe wird sehr gerühmt. Wildpret ist reichlich vorhanden, und die Oder, die übrigen kleinern Flüsse, Seen und Teiche liefern viele und gute Fischarten. Das Mineral- und Steinreich ist gleichfalls sehr ergiebig an Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, mehreren Arten unechter Edelsteine, Marmor, Steinkohlen u. s. w. Auch gibt es in Schlesien mehrere Heilquellen, von welchen die zu Warmbrunn häufig besucht und als Bad gebraucht wird. Die Manufacturen Schlesiens, besonders die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen, sind sehr berühmt. Die letztern Manufacturen lieferten im J. 1805 für 10 1/2 Millionen Thaler Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen stieg beinahe eben so hoch. Die Oder ist der Hauptfluß in Schlesien, welches von ihr der Länge nach durchflossen wird. Auch die Weichsel und Elbe entspringen beide in diesem Lande, und zwar die erstere im Fürstenthum Teschen, fließt dann durch die Standesherrschaft Pleß, und so nach Polen; die Elbe aber hat ihre Quelle auf dem Riesengebirge im Fürstenthum Jauer. Die Oder entspringt freilich in Mähren, wird aber erst in Schlesien zum bedeutenden Strome. Außerdem sind hier noch viele kleinere Flüsse, von denen der Bober und die Katzbach in der Geschichte von 1813 so berühmt geworden sind. Preußisch-Schlesien ist in kameralistischer Rücksicht in 48 landräthliche Kreise eingetheilt, von denen 32 zu dem breslauischen, und 16 zu dem glogauischen Departement gehören. Die höchste Gerichtspflege besorgen die königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau, Glogau und Brieg. Außerdem sind dem Lande vier königliche Regierungen, zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln vorgesetzt. Ein großer Theil der oben genannten Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil auch ihre eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufsicht der königlichen Oberlandescollegien untergeordnet sind. Die meisten Einwohner bestehen aus Lutheranern und Catholiken. Doch gibt es auch andere gottesdienstliche Parteien, denen freier Cultus gestattet ist, als Hussiten, Reformirte, griechische Christen, Herrenhuther, Schwenkfelder und Juden. Die Catholiken stehen in Kirchensachen unter dem Bischof von Breslau, der zugleich Fürst von Neisse ist, jedoch unbeschadet der landesherrlichen Rechte des Königs von Preußen über dies Fürstenthum. Die geistlichen Sachen der Lutheraner werden von den Provinzialconsistorien, und in letzter Instanz von dem Oberconsistorium zu Breslau geschlichtet. Schlesien ist als das Vaterland vorzüglicher Dichter und Gelehrten berühmt. Zu Breslau, der Hauptstadt des ganzen Herzogthums Schlesien, ist eine

Universität. Eben daselbst, zu Glogau, Glatz, Leobschütz, Oppeln, Neisse und Grüssau sind Gymnasien, und zu Liegnitz ist eine Ritterschule und gleichfalls ein Gymnasium. Ueberhaupt wird sowohl auf dem Lande als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das Beste gesorgt. Der König von Preußen hat aus seinem Schlesien jährlich 8 Millionen Einkünfte. — Unter **Oesterreichisch-Schlesien** versteht man denjenigen Theil, welcher im breslauer Frieden 1742 dem Hause Oesterreich verblieb. Er gränzt gegen Osten und Süden an Ungern, Gallizien und Mähren, und begreift, wie schon gesagt, die Fürstenthümer Teschen und Bielitz, den größten Theil von Troppau und Jägerndorf und einen Theil vom Fürstenthum Neisse, nebst 11 Minderherrschaften. Das Ganze ist seit 1784 in den **troppauer** und **teschener Kreis** eingetheilt, und zu Mähren geschlagen. Oesterreichisch-Schlesien enthält einen Flächenraum von 81 Quadratmeilen, 24 Städte, einen Marktflecken, 536 Dörfer, und zwischen 260 bis 270,000 Einwohner. Die landesherrlichen Einkünfte betragen 800,000 Fl. Das Land ist sehr gebirgicht, und trägt Hafer und Gerste, aber nicht hinlängliches Getraide für seine Einwohner, und ist im Ganzen, besonders gegen Osten nach dem carpathischen Gebirge zu, unfruchtbar und rauh. Aber der Flachsbau und der Kunstfleiß der Bewohner, welche sich mit Leinwand-, Tuch- und andern Wollenmanufacturen beschäftigen, ersetzen das Fehlende. Auch gibt es hier Eisenbergwerke, und die Bienen- und Viehzucht, besonders an Pferden und Rindvieh, sind sehr wichtig und ergiebig. Obst wird gleichfalls viel gebaut, und Waldungen gibt es sehr viele. An Wildpret ist daher kein Mangel, und in den carpathischen Gebirgen gibt es noch Bären und Wölfe. Die catholische Religion ist freilich die herrschende, doch haben auch die hier wohnenden zahlreichen Protestanten in ihren 12 Gemeinen, denen ein Superintendent vorgesetzt ist, freien Gottesdienst. Die **Geschichte von Schlesien** gehört hierher, und konnte nicht nach der neuen politischen Eintheilung dieses Landes getrennt werden. Doch verweisen wir hier besonders auf die Artikel **Friedrich Wilhelm** (den großen Churfürst), **Friedrich II.**, **Friedrich Wilhelm II.**, **Preußen** und **Theresia** (Maria), und beschränken uns gegenwärtig bloß auf die Anführung der Hauptereignisse Schlesiens vor 1740. In ältern Zeiten wurde dieses Land von den **Lygiern** und **Quaden** bewohnt, zwei Völkern, welche im 6ten Jahrhundert durch die Slaven verdrängt wurden, wodurch Schlesien an Polen kam. Der Name Schlesien entstand aus dem slavonischen Worte **Zle**, womit die Polen den Begriff des Worts Quade (böse) bezeichneten. Unter polnischer Herrschaft wurden auch polnische Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schlesiens fortbestehen, und die christliche Religion eingeführt. Zur Befestigung der letztern ward 966 zu Schmoger ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polnische Regent Boleslaus III. seine Länder unter seine Söhne theilte, bekam der älteste, Wladislav oder Uladislaus, außer andern Landschaften auch Schlesien, und den vornehmsten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von seinen Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und sein Bruder Boleslaus III., der sich seiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zustimmung seiner Brüder Wladislavs II. [illegible], nämlich dem Boleslav, mit dem Zunamen der Hohe, oder A[illegible] Miecislav und Conrad Schlesien 1163 ab. Diese drei Brüder, wel[illegible] sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schlesischen [illegible]zoge aus dem piastischen Geschlechte. Die zahlreichen Nach-

kommen dieser drei Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landesantheile, und daher entstanden die vielen kleinen Fürstenthümer, aus denen Schlesien besteht. Johann, König von Böhmen, suchte das durch diese Theilungen, durch die Uneinigkeit seiner Regenten und durch andere Ursachen geschwächte Schlesien unter seinen Scepter zu bringen, und von 1327 trugen auch wirklich alle schlesische Herzoge (zwei ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der ansehnlichsten fürstlichen Hoheitsrechte, zu Lehn auf. Sein Sohn und Nachfolger Karl IV. erhielt durch Heirath das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz, und verleibte 1355 ganz Schlesien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leisteten 1335 und 1338, und nachher wieder 1356 und 1372 auf Schlesien Verzicht. Unter der böhmischen Herrschaft breiteten sich hier Hussens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus, und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Das Ober- und Fürstenrecht (supremum tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislav 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher mit einander, allein der Letztern Macht ward immer mehr geschwächt, so wie die Gewalt der Oberherrn zunahm und die piastischen Herzoge ausstarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürsten, allein mit weit größern Einschränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polnischen Regenten verschwanden auch größtentheils polnische Sitten und Gebräuche; alles wurde auf deutschen Fuß gestellt, und Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften fingen an, aufzublühen. Noch höher aber würde schon in frühern Zeiten der Flor des Landes gestiegen seyn, wenn nicht die Protestanten während der österreichischen Herrschaft so sehr gedrückt worden wären. (Das Weitere unter den angeführten Artikeln und unter Reich (deutsches.) N. P.

Schleswig, ein souveränes Herzogthum, sonst Süderjütland genannt, welches gegen Mitternacht an Norder-Jütland, gegen Mittag an das Herzogthum Holstein, gegen Abend an das deutsche Meer, und gegen Morgen an den kleinen Belt gränzt. Es hat 192 Quadratmeilen Areal, ohne die dazu gehörigen Inseln. Es ist reich an Getraide, von welchem jährlich an 150,000 Tonnen ausgeführt werden, an Rindvieh, womit nicht bloß gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, sondern welches auch Butter und Käse zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fischen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz ist Mangel. Unter den Manufacturarbeiten zeichnen sich bloß die Spitzen von Tondern, und die Strümpfe und andere Wollenarbeiten der anliegenden Inseln aus. An beiden Küsten, sowohl der Nordsee als des Belts, ist fruchtbares Marschland. In diesem Lande sind, 13 Städte, 11 Flecken und 1500 Dörfer, in denen sich die gesammte Menschenzahl auf ungefähr 286 bis 287,000 Einwohner beläuft, die sich zur lutherischen Kirche bekennen. Seit 1792 hat Schleswig einen eigenen Generalsuperintendenten, unter welchem 11 Propsteien und 265 Prediger stehen. Dies Land gehört nicht mit zu Deutschland, und ist seit 1720, mit Ausschließung der holsteinischen Herzoge, welche sonst hier gleichfalls Landesantheile besaßen, der Krone Dänemark einverleibt. Uebrigens hat das Herzogthum Schleswig seine Landstände, welche aus dem Adel und den Städten bestehen. 1805 wurde die Leibeigenschaft hier völlig aufgehoben, und Schleswig wird jetzt mit Holstein durch einen gemeinschaftlichen königlichen Statthalter

nach gleichen Gesetzen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geschlichtet. Die Hauptstadt dieses Herzogthums heißt gleichfalls Schleswig. Sie liegt an der Schley. Sie besteht aus der Altstadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, hat 1200 Häuser und ungefähr 6800 Einwohner, ohne das Militär. Die Häuser sind meist gut gebaut, und vorzüglich zeichnet sich das Rathhaus aus. Auch ist der Dom sehenswerth. Es befinden sich hier mehrere milde Stiftungen, unter denen das graue Kloster, das Waisenhaus und Arbeitshaus die vorzüglichsten sind. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, ist das Johanniskloster, worin eine Priorin und neun Stiftsfräulein wohnen. In Schleswig residirt auch der königliche Statthalter, ferner ist die Stadt der Sitz der höchsten Landesgerichte, des Generalkriegscommissariats und des Generalsuperintendenten. Die Schifffahrt ist, da die versandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp.

Schleuse nennt man einen Bau von Holz, Erde, Steinen oder dergleichen, der bestimmt ist, das Wasser eines Sees, Flusses u. s. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es nöthigen Falls fließen zu lassen. So hat man Schleusen, wodurch das Wasser von Flüssen gehemmt und gesammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu lassen; andere Schleusen wieder dienen dazu, das Seewasser von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig ist, unter Wasser zu setzen, wie z. B. die Schleusen in Flandern u. s. w. Wenn zwei schiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal in Verbindung mit einander gebracht sind, und ein Theil des höher liegenden Stromwassers in den niedrigern geleitet worden; oder wenn die Schifffahrt auf einem Strome durch eingebauete Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden: so legt man darin Schleusen oder Wassergebäude an, mittelst deren man an einem Punkt das Wasser des niedrigern Stroms dem höhern gleich erhöhen, und im umgekehrten Falle das Wasser des höhern Stromes dem niedern gleich erniedrigen kann. Dieses Gebäude nun besteht in einer auf allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die so weit ist, daß ein Schiff gemächlich hindurch kann, aber eine solche Länge hat, daß zwei, auch wohl drei Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt sowohl, als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, ist die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleusen nur mit Stäben versehen. Will nun ein Schiff stromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigern fahren, so werden die obern Thorflügel geöffnet, und die untern zugelassen; das Wasser in der Kammer wird nun durch das zuströmende anwachsen, und sich so weit erhöhen, bis es sich mit dem höhern Stromwasserspiegel in einer Ebene befindet, wo dann das Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflügel geschlossen, und die untern geöffnet, worauf das Wasser aus der Schleuse abfließt, und endlich bis auf den unterhalb befindlichen Stromspiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich mit gesunken, und hierdurch auf den öfters mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden ist, so kann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortsetzen. Will im Gegentheil ein Schiff stromauf fahren, so läuft es in die Kammer der Schleuse ein; die untern Thorflügel werden geschlossen, die obern aber geöffnet. Das zuströmende Wasser steigt dann in der Kammer so lange, bis es die Höhe des höher liegen-

den Wasserspiegels erreicht hat; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann dann ebenfalls auf dem Canal weiter stromauf bis in den Hauptstrom fahren.

Schlosser (Joh. Georg), wurde 1739 zu Frankfurt am Main geboren, studirte anfangs zu Gießen und nachher zu Altdorf die Rechtswissenschaften, und erhielt am letztern Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Carlsruhe, wo er Hofrath wurde, ferner Amtmann zu Emmendingen im Hochbergschen, auch Geheimer Hofrath, kam als solcher 1787 nach Carlsruhe zurück, und wurde dort 1790 wirklicher Geheimer Rath und Director des Hofgerichts. Er stand seinem jedesmaligen Berufe mit großer Treue und vielem Nutzen vor. Im J. 1794 foderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe seinen Abschied, weil ein Gesetz, welches er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er sich 1796 nach Eutin. Im Jahre 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zu ihrem Syndikus, wo er sich aufs neue als einen vielfach thätigen und nützlichen Geschäftsmann zeigte, aber schon den 17ten Oct. 1799 im 61sten Jahre seines Alters starb. Schlosser war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte. Er sammelte die wohlthätigsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und practischen Philosophie überhaupt und spendete sie mit allen Blumen einer glänzenden Beredsamkeit aus. Man mußte seine Talente bewundern, sein wohlwollendes Herz lieben, seine weltbürgerliche Gesinnung, seine Freimüthigkeit, und den edlen männlichen Ton seines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewissen Hange zur Paradoxie und zum Neuen und Ungewöhnlichen freisprechen kann. Vor eigentlichem Mysticismus bewahrte ihn sein heller Verstand, so nahe auch seine Ansichten der Grundsätze des Glaubens und Wissens und der Umgang mit seinen Freunden Matthias Claudius, F. H. Jacobi, und dem Grafen Friedrich Leopold von Stollberg darauf zu führen schienen. Er hat sich durch mehrere Aufsätze um die practische Philosophie verdient gemacht. Da er gewohnt war, alles auf practische Wirksamkeit, auf das Thun zurückzuführen, und da sein phantasiereiches Philosophiren nicht für trockene, abstrakte Speculationen gemacht war, so gereichte ihm Kants kritische Philosophie mit ihren tiefsinnigen Untersuchungen zum Aergerniß; und er schrieb mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen, die ihn als Kenner verdächtig machte, und des practischen Weisen nicht würdig war. Sein Seuthes, oder der Monarch, und seine Schriften über die preußische Gesetzgebung und über andere Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und studirte die Alten fleißig und hat den Longin vom Erhabenen und aus dem Aeschylus, Plato, Aristoteles, Thucydides u. s. w. Manches übersetzt. Auch hier waren es vorzüglich practische Beziehungen auf Moral oder Politik, die er aufsuchte und hervorhob. Einer seiner Bekannten sagt mit Wahrheit von ihm: „Vor Schlossern, dem Popularphilosophen und Menschen, dem Bürger und Geschäftsmann, dem Gatten und Vater, dem warmen Freunde des nahen und fernen Freundes, dem Lobredner der Abwesenden, dem Ermunterer jeglichen Verdienstes, dem anspruchlosen, traulichen Gesellschafter, welcher für alles Gute Berührungspunkte hatte, vor seiner vollen, reichlichen und verborgenen Wohlthätigkeit muß auch der schwärzeste Neid und der bitterste Haß verstummen." — Außer seinen

zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufsätze und Uebersetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schlossers kleine Schriften, 6 Theile 8., Basel 1779—1794 herausgekommen sind. Seine Uebersetzung des Longin vom Erhabenen erschien mit einem Anhange und mit Anmerkungen zuerst zu Leipzig 1781 kl. 8.

Schlosser (Johann Ludwig), geboren den 20sten Oct. 1738 zu Hamburg. Er empfing seine erste Bildung auf den beiden hamburgischen Schulen, dem Johanneum und dem Gymnasium, und ging von letzterem auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Als er darauf wieder nach seiner Vaterstadt zurückkam, wurde er in Bergedorf, welches den Reichsstädten Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörte, als erster Prediger angestellt. Vereinigt mit dem Rector Friedrich Wilhelm Mascho zu Bergedorf bemühte sich Schlosser in seiner Gemeine geläutertere Begriffe über Religion zu verbreiten, welches ihm auch gelang. Als Candidat hatte Schlosser 1768 mehrere Lustspiele, die damals zu den besten gehörten, geschrieben und drucken lassen. Der Senior J. Melchior Göze nahm daran ein Aergerniß und griff zu seinen polemischen Waffen. Die göttingische theologische Facultät gab ein Schlossern nicht günstiges Gutachten, mehrere Gelehrte mischten sich in den Streit, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, bis endlich der Magistrat zu Hamburg allen weitern Schriftwechsel verbot, und Schlossern gegen seine Gegner in Schutz nahm.

Schlözer (August Ludwig von), einer unsrer gründlichsten und umfassendsten Geschichtsforscher, war geboren den 5ten Jul. 1735 zu Jagstadt an der Jart im Hohenlohe-Kirchbergischen, und stammte aus einer alten rechtlichen Predigerfamilie. Er studirte in Wittenberg Theologie. Hier ergriff ihn zuerst der Wunsch, den er fast sein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt, und doch nicht erreicht hat, den Orient zu bereisen, und veranlaßte ihn zum eifrigen und gründlichen Studium der orientalischen Sprachen. Dann ging er nach Stockholm, wo er 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte herausgab. Nach seiner Rückkehr widmete er sich in Göttingen der Medicin, und bereitete sich durch fortgesetztes Ergründen der morgenländischen Sprachen besonders des Arabischen, in welchem er auch Unterricht gab, und die andern nöthigen Vorkehrungen, zu seiner Reise nach Asien vor, als er nach Petersburg berufen ward, um dort Hauslehrer und Gehülfe des Historiographen Müller zu werden. Er kam dort im Nov. 1761 an. Die Abenteuer seiner Reise und seines dortigen Aufenthalts bis 1765 beschreibt er selbst sehr interessant in dem ersten Fragment seiner Autobiographie. In Rußland richtete er, durch mancherlei Umstände bewogen, seine Arbeiten auf Geschichte, Statistik und Politik. Manches seiner schätzbaren Werke dankt jener Periode seine Entstehung. Von 1769 an war er Professor in Göttingen, für das er eine solche Vorliebe gefaßt hatte, daß er oft sagte: Extra Gottingam vivere non est vivere. Er verließ es nur in spätern Jahren, um mit seiner Tochter eine Reise durch Italien und die Schweiz zu machen. Dem Plan, den Orient zu besuchen, hatte er entsagt. Er suchte sich durch ein Reisecollegium, das er einigen ausgezeichneten Wißbegierigen las und hernach auch drucken ließ, zu entschädigen. Den 9ten Sept. 1809 starb er. Seine Verdienste um die Geschichte sind bekannt. Mit seltener Erudition und ungemeinem Scharfblick beleuchtete er die verborgensten Winkel der Staatsmaschinen, besonders der deutschen, auch der russischen. Sein Briefwechsel, und dessen Fortsetzung, die Staatsanzeigen, sein Nestor, seine Universalgeschichte reichen hin, ihm

einen ehrenvollen Platz unter den Historiographen zu sichern. Auch machte ihn sein Talent, die verstecktesten Verhältnisse durch geschickte Combinationen klar zu entwickeln, zu einem verdienstlichen Schriftsteller für die Jugend. Meusel in seinem gelehrten Deutschland, und vornehmlich Heinsius in seinem allg. Bücherlexicon liefern die Verzeichnisse seiner zahlreichen Schriften. — Auch seine Tochter, Dorothea, verehel. Rodde verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntnisse eines Gelehrten mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geschlechtes zu vereinen, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die russische Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück.

Schlüssel, Musik- oder Notenschlüssel. — Weil man sich in der modernen Musik eines größern Umfanges der Töne bedient als in der alten, und weil dieser Umfang der bei uns gebräuchlichen Töne nicht mit einem Liniensysteme von fünf Linien vorgestellt werden könnte, ohne die Noten bis zur Verwirrung des Auges mit Nebenlinien zu überhäufen, so hat man in der Tonschrift ein Kunstmittel erfunden, auf nicht mehr als fünf Linien den Umfang der Töne jeder Stimme und jedes Instruments mit Bequemlichkeit darstellen zu können. Dieses Kunstmittel besteht in der Verschiedenheit der Schlüssel, vermittelst welcher man den auf dem Liniensysteme dargestellten Noten die Bezeichnung einer höhern oder tiefern Region der Töne verschaffen kann. — Man bedient sich drei verschiedner Arten dieser Schlüssel, nämlich erstens des F-Schlüssels, wodurch nur die tiefere Hälfte der Töne unseres Tonsystems dargestellt wird, und den man daher auch den Baßschlüssel oder das Baßzeichen nennt. Seine Form ist [Baßschlüssel] und er zeigt an, daß auf der Linie, auf welche er gesetzt wird, das kleine f steht, und daß von dieser Stelle die Stellen der übrigen Töne gezählt werden müssen. Er kommt jetzt nur noch auf der zweiten Linie von oben vor. Der zweite Schlüssel ist der G-Schlüssel. Er dient für die höhere Hälfte der Töne und heißt auch Violinschlüssel. Seine Form ist: [Violinschlüssel] Er zeigt an, daß auf der Linie, wo er steht, das eingestrichne g ist, und kommt jetzt nur auf der zweiten Linie von unten vor. Der dritte Schlüssel ist der C-Schlüssel: [C-Schlüssel] Er zeigt an, daß auf der Linie, auf welcher er steht, das eingestrichne C ist. Man braucht ihn anjetzt hauptsächlich in der Tonschrift für die Discant-, Alt- und Tenorstimme. Für den Discant setzt man ihn auf die unterste Linie und nennt ihn dann Discantschlüssel; für den Alt wird er auf die mittlere Linie gesetzt, und heißt Altschlüssel, und für den Tenor auf die zweite von oben, und heißt Tenorschlüssel.

Schmalte, ist eine blaue Farbe (oder Stärke), welche aus Kobalterzen auf nachfolgende Weise verfertigt wird. Die gedachten Erze werden von unmetallischen Theilen gereinigt, trocken gepocht, und auf

dem Heerde des Calcinirofens durch starkes Reverberirfeuer unter öfterm Umwenden geröstet, um sie vom Arsenik zu befreien, der hierbei als Nebenbenutzung in dem sogenannten Giftfange des Ofens gesammelt wird. Nach dem Abkühlen sieht man die gerösteten oder verkalkten Erze, und pocht die größern Stücke nochmals. Dieser Kobaltkalk heißt Zaffer oder Safflor. Er wird nun mit mehr oder weniger fein gepülvertem Sande oder Kieseln nach seiner verschiedenen blaufärbenden Kraft vermengt, angefeuchtet, in Tonnen geschlagen, worin er nach einiger Zeit zusammenbäckt, und unter dem Namen Safflor als Handelswaare verkauft. Um nun aus den gerösteten Kobalterzen (Kobaltkalken) Schmalte zu machen, werden sie, je nach dem sie reicher oder ärmer an Farbe sind, und die Schmalte selbst blasser oder dunkler ausfallen soll, mit mehr oder weniger Pottasche und reinem Sand, oder gebrannten und fein gepülverten Kieseln in einem hölzernen Troge genau unter einander gemengt, und dann im Schmelzofen geschmolzen, und von Zeit zu Zeit umgerührt, bis das daraus entstehende Glas gut fließt, und durch und durch gleichförmig blau tingirt ist. Nun schöpft man die fließende Masse mit eisernen Löffeln durch die Schöpflöcher des Ofens aus, und stürzt sie in große, mit kaltem Wasser angefüllte Gefäße, worin das Glas verhärtet. Dieses wird sodann in einem eigenen Pochwerke trocken gepocht, gesiebt, und nachher auf eigenen Mühlen naß gemahlen, bis es gehörig fein ist. Durch mehrmaliges Waschen reinigt man die hiedurch erhaltene Schmalte noch, und sortirt sie nach ihrer größern oder geringern Feinheit. Die Schmalte oder blaue Farbe wird in verschiedenen Künsten häufig verbraucht. Man färbt damit Crystall- und Schmelzgläser, bemahlt damit das echte Porzellan, die Fayance und Töpferwaaren; auch die Mahler bedienen sich derselben. Die geringste Sorte gebrauchen die Wäscherinnen als Zusatz zur gewöhnlichen Stärke, um dadurch die Weiße der Wäsche zu erhöhen. Anstalten, wo Schmalte verfertigt wird, heißen Blaufarbenwerke. Die beträchtlichsten findet man in Sachsen bei Schneeberg und Tschonau; auch gibt es in Schlesien und andern Gegenden Deutschlands Kobaltbergwerke, und Blaufarbenwerke. Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man sie als unnütz weg, und fürchtete sie wegen ihrer giftigen Eigenschaften.

Schmacke (holländ. Smak-Ship), ist ein kleines Fahrzeug, hinten und vorn breit, mit einem Gabelmast versehen, mit flachem Kiele und hohem Verdeck. Es hat ein breiteres und schwereres Steuerruder als andere Schiffe, und wird in Holland meistens auf den Binnenlandswässern, in Deutschland auf der Elbe und Weser auch zum Lichten großer Schiffe gebraucht.

Schmähschrift (Libellus famosus), heißt ein schriftlicher ohne Nennung des Verfassers verbreiteter Aufsatz, wodurch Jemand eines Verbrechens beschuldigt wird. Nach römischem Rechte traf den Urheber die Strafe der Deportation, welches eine Capitalstrafe war, da sie sowohl den Verlust der staatsbürgerlichen Rechte (capitis deminutionem mediam) als auch der Familienrechte (capitis deminutionem minimam), d. h. des Rechts der Testamentserrichtung, der Ehe, und der Contracte, in sich begriff. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung Carls V. sollten die Urheber der Schmähschriften mit der Strafe der Wiedervergeltung (Poena talionis) belegt werden, nämlich mit der Strafe, welche auf das Verbrechen stand, dessen Jemand in der Schmähschrift beschuldigt ward. Zum Begriff der letztern gehörte nothwendig 1. die Anschuldigung eines Verbrechens gegen einen Dritten; 2. daß die Schrift

verbreitet werde und zwar durch Mitwirkung des Verfassers selbst; „daß er sie ausbreite," sagt die peinliche Halsgerichtsordnung; 3. daß der Verfasser sich nicht genannt habe. — Eine Schrift also, die von dem Verfasser nicht bekannt gemacht wird, ist, so lange sie in dessen Pult verborgen bleibt, keine Schmähschrift; eine von Erstern freilich verbreitete, aber nicht die Anschuldigung eines Verbrechens enthaltende, jedoch sonst für Jemand beleidigende Schrift ist blos ein Pasquill; eine Schrift endlich, die zwar von dem Verfasser verbreitet ist, wozu derselbe sich aber durch Vorsetzung seines Namens bekennt, und in der er einen Andern eines Verbrechens beschuldigt, oder auch etwas minder Ehrenrühriges vorbringt, ist weder Schmähschrift noch Pasquill, sondern bloße Injurie. S. auch Weber über Injurien und Schmähschriften. N. P.

Schmalkaldischer Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen, und 11 Reichsständen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen den Kaiser Carl V. und die catholischen Stände zu Schmalkalden im Hennebergischen, vorläufig auf 6 Jahre, geschlossen und auf den Conventen zu Frankfurt im Jun. und December desselben Jahres mit der Bestimmung bestätigt wurde, daß der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der seichte nürnberger Religionsfriede seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden, und unter dem Nahmen der Schmalkaldischen Artikel bekannt sind. Ihre erste Bestimmung, auf dem vom Papste angekündigten Concilio in Mantua zur Darstellung des evangelischen Glaubens zu dienen, konnten sie zwar nicht erreichen, da dieses Concilium nicht zu Stande kam, doch sind sie als völlig übereinstimmend mit der augsburgischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch lutherischen Kirche aufgenommen worden und durch ihren derben Ton in Bestreitung der papistischen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rücksichtslosen Heftigkeit, von der Luther und seine Partei damals beseelt war. Immer mehr gab sich von dieser Zeit an der schmalkaldische Bund eine feindliche Stellung gegen die Catholischen. Die volle Hälfte der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite, ganz Sachsen, da das Meißnische nach Georgs Tode an den gut lutherischen Herzog Heinrich von Freyberg fiel, Hessen, Wirtemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltischen und mansfeldischen Lande in Vereinigung mit den oberdeutschen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, westphälischen und niedersächsischen Städten, die fast alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschloßne heilige Ligue der catholischen Fürsten, noch der durch die Türken und durch seine wiederholten Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goßlar und Braunschweig, durch Vertreibung des Herzogs Heinrich d. j. von Braunschweig, welcher das eifrigste Mit-

glied der Ligue war, und durch völlige Besitznahme seiner Lande wagten, vor der Hand ungestraft, der Kaiser wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten und diese würden gerade jetzt durch einen offenen, gemeinsamen Angriff des Kaisers alles erlangt haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen selbst, die Verlegenheit Philipps wegen seiner Doppelehe und Johann Friedrichs Unentschlossenheit und grillenhafter Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie sahen der Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlaßnen Churfürsten von Cöln unthätig zu, sie lehnten aus fürstlichem Stolz den Beitritt tapfrer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab, sie setzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeschobene Unterstützung des Königs von Frankreich, der freilich, weit entfernt den Protestantismus beschützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiser zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römischen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieser selbst ihr ärgster Türke zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg endlich im Jul. 1546 von dem Heere der oberländischen Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um der aus Italien heranrückenden kaiserlichen Armee den Paß zu versperren. Doch die traurige Eifersucht des Churfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20sten Jul. gegen beide Bundeshäupter erlaßnen kaiserlichen Achtserklärung, Moriz von Sachsen die Churlande als Vollstrecker der Acht in Besitz nahm, wodurch der Churfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich sein Churfürstenthum noch im Herbste 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, das ihm schon sämmtliche oberdeutsche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlassen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg den 24sten April 1547 brachte sie beide in des Kaisers Gewalt. Dieser traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den schmalkaldischen Krieg und lös'te den ohnehin zerstreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfreiheit, für die die Protestanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Churfürsten Moriz erreicht, der 1552 den passauer Vertrag zur Folge hatte. Vergl. d. Art. Moriz von Sachsen. E.

Schmalz nennt man ein weiches und schmieriges, thierisches Fett, welches besonders den fleischfressenden Thieren eigen ist, dahingegen die bloß pflanzenfressenden Thiere ein Fett von festerer Consistenz (Talg ausschließend besitzen.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), königl. preußischer Geheimerath und Professor der Rechte auf der Universität zu Berlin, ist geboren zu Hannover 1759, studirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte am letzterm Orte 1786 die juristische Doctorwürde, und ward daselbst 1787 außerordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1789 ward er nach Königsberg in Preußen berufen. Als Schriftsteller hatte er sich schon 1783 durch seine Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe gezeigt. Jetzt erschien von ihm nach

kantischen Grundsätzen bearbeitet das Naturrecht in 3 Theilen, nämlich Darstellung des reinen Naturrechts, das natürliche Staatsrecht, und das natürliche Familien- und Lehnrecht, sämmtlich längst vergessen. Späterhin ward er ein rüstiger Physiokrat und verfocht Grundsätze, die bereits von den trefflichsten Staatsmännern gründlich widerlegt worden. Im J. 1802 ward er Director der Universität Halle, und erster Professor der Rechte daselbst, ging aber nach dem tilsiter Frieden nach Königsberg, und ward nachher bei der berliner Universität angestellt. Andere Schriften von ihm sind: Handbuch der Staatswirthschaft, Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle der hallischen Juristenfacultät und Annalen der Politik. Wir bezweifeln seine Verdienste so wenig als seine Rechtschaffenheit. Aber ein nicht rühmliches Aufsehen erregte er im J. 1815, und reizte den Unwillen der Rechtlichen gegen sich. Wohl aus keinem schlimmern Motiv, als aus dem eiteln Wunsche, einmal von sich selbst und seinem Antheile an dem Sturze der Franzosenherrschaft, so wie von seinen Verdiensten um König und Vaterland, wovon allerdings nichts zur allgemeinen Kunde gekommen war, öffentlich zu sprechen, benutzte der Geheimerath eine ihn betreffende unrichtige Notiz in der schon vier Jahre zuvor erschienenen bredow-venturinischen Chronik auf 1808, und berichtigte dieselbe, obgleich der Irrthum im Buche selbst längst verbessert worden, 1815 in einer eignen kleinen Schrift unter dem Titel: Berichtigung einer Stelle in der venturinischen Chronik auf das Jahr 1808 über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst und seine (Schmalzens) Verhältnisse zu ihnen. In dieser Schrift erzählt der Geheimerath unter andern (was wir als bloß seine an und für sich gar nicht interessante Person betreffend übergehn), daß er im Jahr 1808 zum Director des Tugendbundes für die Marken ernannt worden, diese Ernennung aber, wie jede Theilnahme am Bunde nach Durchsicht der Statuten abgelehnt habe, und daß er deßhalb vielfältig angefeindet worden, und noch werde, obgleich er doch dem Bunde, wenn auch nur indirect, wesentliche Dienste geleistet. Trotz der nachherigen gesetzlichen Aufhebung des Bundes, behauptet er, dauere derselbe in der Stille in andern aus seinen Trümmern entstandenen Verbindungen fort. Von diesen gingen aus jene „pöbelhaften" Schmähreden gegen andre Regierungen, und jene „tollen" Declamationen über Vereinigung des ganzen Deutschlands unter Eine Regierung in einem Repräsentativsystem, wie sie es nennten. Es charakterisire die Mitglieder dieser politischen Vereine leidenschaftliches Predigen unbedingten Todhasses gegen Frankreich, verbunden mit den schmählichsten Beschuldigungen gegen alle deutsche Regierungen. Mit Vergiftung der heiligsten Sittlichkeit lehrten sie wirkliche besondere Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere, und darum angeblich höhere, übertreten. Wie vormals die Jacobiner die Menschheit, so spiegelten sie die Deutschheit vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir Jeder seinem Fürsten verwandt sind. Sie wollten durch den Krieg Deutscher gegen Deutsche Eintracht in Deutschland bringen, durch bittern gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen, und durch Mord, Plünderung und Nothzucht, welche letztere gar klärlich gepredigt werde, altdeutsche Redlichkeit und Zucht vermehren. Zwar rühmten sie gar keck, was sie, die Verbündeten (zu denen auch alle deutsche Schriftsteller gehören, die vor und in jener verhängnißschwangern Zeit durch Wort und Beispiel den vaterländischen Sinn ihrer deutschen Landsleute zu erheben und mit

Glauben, Muth und Hoffnung zu stärken suchten), gethan hätten, um die preußische Nation zu begeistern; allein sie sagten nur keck die Unwahrheit. Von Begeisterung sey 1813 bei den Preußen keine Spur gewesen. Das Volk habe in ruhiger Kraft auf den Wink des Königs gewartet, und sey nur auf königlichen Befehl zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit geeilt. Und das sey gerade das Edle, Schöne und Große gewesen, daß Niemand die Miene angenommen, als thäte er etwas Besonderes, sondern daß man die Waffen genommen habe, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt 2c. 2c. Wenn so grundlosen und abgeschmackten Behauptungen einer Seits Mangel an aller höhern Einsicht zum Grunde liegt, so beruhen sie auf der andern sichtbar auf einem Uebermaß von Eitelkeit und Selbstliebe. Der Geheimerath empfand es übel, daß in jener großen Zeit so Unzählige mehr gethan als er, er wollte zeigen, daß er damals ganz im Geiste eines guten Patrioten und Unterthanen gehandelt, pflichtmäßig und besonnen, während jene großentheils von einem gefährlichen Schwindel ergriffen gewesen. Die Anführung, daß das Volk im Ganzen eben so wie er gehandelt habe, steht mit dieser Ansicht so wenig im Widerspruch, daß sie sie vielmehr bestätigt; er und das Volk waren Eins, und unter dieser namenlosen Menge erscheint allerdings der Geheimerath als ein Vorzüglicher, während er gegen jene Andern, deren Namen ein Eigenthum der Nation geworden, verschwindet. Sehr übel hatte der Geheimerath die Folgen seiner nichtigen Behauptungen vorausgesehn. Sie bekamen dadurch eine, wenn auch unbeabsichtigte, Wichtigkeit und Bedeutung, daß sie gerade in dem Zeitpunkt erschienen, wo nach Beendigung des großen Kampfes alle deutsche Völker das Anerkenntniß ihres Werths und ihrer Selbstständigkeit durch Gewährung der ihnen gebührenden Rechte und Freiheiten von ihren Regierungen erwarteten. Daher das Aufsehn. Zunächst trat Niebuhr (geheimer Staatsrath, jetzt preußischer Gesandter zu Rom) mit einer Schrift: Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation, gegen den Geheimenrath auf, worin er statt leerer Behauptungen gerichtlichen Beweis von demselben foderte. Ohne diesen zu geben und geben zu können, antwortete jener theils durch Wiederholung des Behaupteten, theils durch Ausflüchte, ohne daß seine Sache dadurch gewann. Aber zu gleicher Zeit waren auch Koppe (Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit; reich an den trefflichsten Ansichten), Ludwig Wieland (Bemerkungen gegen die Schrift des Geheimenraths Schmalz in Berlin über politische Vereine u. s. w., und später; Ueber die schmalzische Vertheidigungsschrift gegen Herrn Staatsrath Niebuhr), Fr. Schleiermacher (An den Herrn Geheimenrath Schmalz; ein wahres Meisterstück verspottender Dialektik), Fr. Förster (Von der Begeisterung des preußischen Volks im J. 1813 als Vertheidigung unsers Glaubens), Fr. Rühs (Das Mährchen von den Verschwörungen), Krug (Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und andrer angeblichen Bünde), ferner die deutschen Blätter in zwei, auch einzeln gedruckten, Aufsätzen (Gegen den Geheimenrath Schmalz, und: Die neuen Obscuranten im J. 1815), die Nemesis (Band 5) und mancher andre Gegner (z. B. Wenige Worte vom Untugendbund u. s. w.) gegen den Geheimenrath in die Schranken getreten und hatten auf eine mehr oder minder glimpfliche und feine Weise dargethan, daß die Behauptungen desselben ohne allen Grund seyen. So vielen und sowohl durch die

Sache als durch den Geist ihm weit überlegnen Widersachern konnte der Geheimerath nicht stehen. Mit wenigem Glück suchte er sich durch sein Letztes Wort über politische Vereine zu rechtfertigen. Er fühlte zu lebhaft selbst, daß er unüberlegt gehandelt habe, und konnte am Ende nichts weiter thun, als sich auf seine anerkannte Rechtschaffenheit berufen, um wenigstens den Vorwurf von sich abzuwenden, daß er Volk und Fürsten habe entzweien, rechtliche Männer verleumden wollen u. dergl. mehr. Ein Befehl des Königs von Preußen, worin derselbe die Verdienste des von ihm früher bestätigten, nachher aber aufgehobnen sittlich wissenschaftlichen sogenannten Tugendbundes anerkannte, aber nun zu schweigen gebot, machte in den preußischen Landen dem mit großer Erbitterung geführten Streite ein Ende. Der Geheimerath trat geschlagen vom Kampfplatz, zwar von dem König von Preußen mit dem rothen Adlerorden, und von dem König von Würtemberg mit dem Civilverdienstorden belohnt, aber in der Meinung des Publicums so sehr gesunken, daß wir vermuthen, er fühlt über den ganzen Vorfall die bitterste Reue. Uns fällt dabei das alte Wort ein, das auch auf den Geheimenrath seine Anwendung findet: Si tacuisses, philosophus mansisses.

Schmauß (Johann Jacob), einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, wurde zu Landau im Elsaß 1690 geboren, studirte zu Straßburg und Halle, hielt daselbst Vorlesungen, und wurde 1721 von dem Markgrafen zu Baden Durlach zum Hofrath, und 1728 von eben demselben zum Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staatsrechts nach Halle, und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er den 8ten April 1757 starb. Er las zu Göttingen mit dem größten Beifall über Geschichte und Staatsrecht, und war überhaupt ein genialer Kenner und Bearbeiter dieser Wissenschaften, besonders der neuern Geschichte. Er war scharfsinnig und freimüthig, und eröffnete manche neue Ansichten. Aber sein Charakter hatte viele Flecken. Er war ein Tyrann in seinem Hause, und ein roher anstößiger Mann in seinen Sitten. Unter Schmaußens Schriften sind zu merken: Corpus Juris publici sacri Romani Imperii academicum, Lips. 1715, Vol. II. 8., mit Anmerkungen von Schumann, Ebendaselbst 1774, 8.; Corpus Juris gentium academicum, Vol. II. Lips. 1730, 8.; Einleitung zu der Staatswissenschaft, 2 Theile, Leipzig 1741. Durch sein neues System des Rechts der Natur (Göttingen 1753) erregte er Aufmerksamkeit, da er einige neue Ansichten darin aufstellte. Sein neuester Staat von Portugal (2 Thle. Halle 1714, 8.) verdient gleichfalls als eine sehr gute Geschichte von Portugall voll vortrefflicher kritischer Bemerkungen Achtung.

Schmelzen ist der Uebergang eines festen Körpers in den tropfbaren Zustand. Dieser Uebergang wird durch Wärme oder Hitze, die bei dem einen Körper stärker, bei dem andern geringer seyn muß, bewirkt. Es scheint nur der Wärmestoff den Zustand der Flüssigkeit bewirken zu können, indem er sich vermöge einer chemischen Verwandtschaft mit den Theilen eines festen Körpers verbindet, und den Zusammenhang derselben, welcher den Zustand der Festigkeit ausmacht, aufhebt. Nach angestellten Versuchen wollte Blei in bloßem Wasserstoffgas nicht schmelzen, dagegen es augenblicklich schmolz, als man atmosphärische Luft hinzuließ; darf man diesen Versuchen trauen, so beweisen sie, daß zum Schmelzen noch etwas anderes als Wärmestoff erfoderlich ist. Nicht alle Körper sind schmelzbar. Einige verändern ihren Ag-

gregatzustand in den höchsten Wärmegraden nicht, andre verflüchtigen sich endlich, ohne zu schmelzen, mit oder ohne Zurücklassung eines Rückstandes, den man Kohle nennt. Die wirklich schmelzbaren Körper erfodern, um in Fluß zu kommen, einen sehr verschiednen Wärmegrad. Ist dieser noch nicht erreicht, so dehnen sie sich zwar ihrem Umfange nach aus, allein sie bleiben immer noch mehr oder weniger fest. Wird er überschritten, so reißt die ausdehnende Kraft die geschmolznen Theile in Dampfgestalt mit sich fort. Man pflegt nach den Graden, welche sie zum Schmelzen erfodern, leichtflüssige und strengflüssige Körper zu unterscheiden, wiewohl die Eintheilung, die auf einem relativen Grunde beruht, viel Willkürliches und Unbestimmtes hat, denn so leichtflüssig auch Blei, und so schwerflüssig auch Eisen dagegen ist, so ist doch jenes gegen Butter schwerflüssig, und dieses gegen Platina noch leichtflüssig. In vielen Fällen wird die Strengflüssigkeit durch Verbindung mit andern Materien vermindert. Kupfer mit Zink vermischt fließt leichter als für sich; reine Thonerde fließt in der stärksten Hitze nicht, wohl aber in Verbindung mit dem Kalk. Verschiedene Substanzen sind bei dem gewöhnlichen Wärmegrad flüssig, als Wasser, Milch, Wein, ätherische Oele, Quecksilber. Letzteres ist unter allen bekannten Stoffen derjenige, welcher zu seiner Flüssigkeit des geringsten Wärmegrads bedarf. Die Art und Weise, wie der Zustand der Flüssigkeit eintritt, so wie die Nebenumstände, sind auch bei verschiedenen Körpern verschieden. Einige zerfließen nach und nach, wie das Eis, andre erweichen immer mehr und mehr, und kommen endlich in Fluß, wie Butter, Wachs, Eisen; noch andre zerfließen plötzlich, ohne vorher weicher geworden zu seyn, wie Blei und Zinn; einige verändern dabei die Farbe, andre nicht.

Schmergel ist eine Steinart, die zum Granatgeschlechte gehört, und ehemals bei Schneeberg in Sachsen in verhärtetem Talke (Agalmatholit) vorkam. Er ist blauschwarz und sehr hart; er wird deßhalb zum Steinschneiden und Poliren sehr gesucht. Ihm ähnlich ist der Folith vom Cap de Gades in Spanien. Sonst werden auch Granaten, Pyrenäit, Eisenkiesel für Schmergel zum Steinschneiden verkauft. F.

Schmerz nennt man jede hervorstechende widrige Erregung des Gefühls. Eigentlich gilt dieses nur von körperlichen Gefühlen, uneigentlich bezieht man aber das Wort auch auf unangenehme innere Empfindungen, und benennt daher auch eine heftige unangenehme Erregung des Gemüths mit dem Worte Schmerz. Unter dem Gefühle ist aber hier nicht der besondre Sinn, den wir auch Gefühl, als Gefährten der übrigen Sinne, des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks nennen, zu verstehn, sondern das allgemeine Gefühl, welches wir, in so fern es den ganzen, innern sowohl, als äussern, Organismus umfaßt, physiologisch Gemeingefühl nennen. (Man sehe die Artikel Physiologie, Gemeingefühl und Nervensystem.) Das Gemeingefühl, auf welches unser Selbstgefühl in körperlichem Betracht sich gründet, wird durch das den ganzen Körper durchdringende Nervensystem vermittelt. Durch dasselbe erhält die Seele das Gefühl ihres Körpers, als ihres eignen. Auf dieses Gemeingefühl folgt zunächst das äußerliche Gefühl der Haut, welches zuerst in noch unbestimmter Stärke über die ganze Oberfläche des Körpers vermöge des Gewebes der Hautnerven verbreitet ist. Dieses Gefühl ist der Boden, auf welchem die eigentlichen Sinne wurzeln, denn alle diese sind nur eine feinere Modification, eine Erhebung zu einem höhern Grade, und durch eine Auswärtskehrung der Nervosität nach der Außenwelt bedingt. Das Gefühl als Sinn des Getastes selbst entwickelt sich erst vollkommen in den Fingerspitzen, und

einigermaßen auch in den Fußzehenspitzen. Diese Sinne aber sind nicht der Sitz des Schmerzes; sie werden nur von den ihnen angemessenen Gegenständen erregt, angenehm oder unangenehm, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geschmack z. B. ist noch kein Schmerz, eben so wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer schlechten Musik u. s. f. Allein das Sinnesorgan selbst, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an, und ist es in sofern auch mit Nerven des Gemeingefühls versehen, folglich auch durch dieses selbst des Schmerzes fähig, aber nicht als Sinnorgan, sondern überhaupt als Theil des Organismus. Auch kann kein Sinneseindruck, als solcher, Schmerz erregen, sondern nur in so fern er so heftig oder so besondrer Art ist, daß er die eigenthümliche, zärtere oder feinere Empfänglichkeit des Sinnesnerven gleichsam durchbricht, und die allgemeinere des Gemeingefühls ergreift. Das Gemeingefühl wird im gesunden Zustande gar nicht erregt, sondern die Gesundheit des Organismus offenbart sich der Seele alsdann, wenn diese ihre Aufmerksamkeit auf ihren eigenen Körper richtet, eben durch diese genußreiche Stille als Wohlbefinden, wie das ruhige Meer durch den Wasserspiegel seine Klarheit durchschauen läßt. Das Nervensystem des Organismus, welches (als das reproductive) die Ausbildung und Erhaltung desselben beherrscht, enthält, als der irdische Leib, die lebendige Idee des Organismus, und das höchste Ziel seiner Thätigkeit ist erreicht, wenn dieser sowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen harmonisch besteht. Geht diese harmonische Thätigkeit des Nervensystems ohne Störung fort, so geht auch das Leben der Idee ohne Störung, ohne Aufregung in sich klar und ungetrübt fort. Es ist folglich kein Grund vorhanden, daß es eine andere Hemmung erfahren sollte, da das Ziel seiner Thätigkeit in ihm selbst liegt, und es ganz eins mit dem ihm angehörigen Organ ist, indem ja dieses selbst nichts anders als die leiblich geoffenbarte dem Nerven inwohnende Idee ist. Folglich kann das Gemeingefühl kein Object haben, weil dieses (wie bei den Sinnen) etwas ihm Entgegengesetztes, ihm Fremdes seyn müßte, was aber das den Nerven umgebende Organ nicht seyn kann, da es mit ihm eins ist. Diese Klarheit des Selbstgefühls ist daher ein nothwendiger Begleiter der Gesundheit, und das eigentliche behagliche Gefühl des Wohlbefindens. Jede gesetzwidrige Hemmung der Function des Nerven und seines Organs veranlaßt nun eine Trübung dieses Selbstgefühls, offenbart sich als Uebelbefinden, und wenn die Einwirkung heftig ist, als Schmerz. Jede Krankheit äußert sich daher durch unangenehme Gefühle, so wie jeder Theil des Organismus, welchen man hervorstechend fühlt, krank ist. Der körperliche Schmerz entsteht demnach von einer heftigen und beschränkenden Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls. Eine solche Einwirkung kann theils von außen herkommen, von mechanischen Ursachen, von Verletzung des Zusammenhangs durch Stich, Schnitt, heftigen Stoß oder Druck; von chemischer Einwirkung zerstörender Substanzen, z. B. ätzender Mittel, oder von organisch einwirkenden, die Function eines Theils gewaltsam hervorrufenden Dingen, wie z. B. von dem scharfen Stoffe der Canthariden. Theils aber kann der Schmerz von innen selbst erzeugt werden durch widrige Affection des Gemeingefühls, entweder von gesetzwidriger Erhebung eines Organs in dem Körper vor dem andern, wodurch die Harmonie aufgehoben worden, und ein Theil des Nerven in seiner Function eine Störung und Hemmung erfahren muß. So z. B. erregt jede Entzündung im Innern um so mehr Schmerz, je reichlicher der entzündete Theil mit Nerven versehen ist, daher ist auch jedes Fieber mit schmerz-

haften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl ist, auf desto wichtigere Störungen der Gesundheit ist zu schließen. Der körperliche Schmerz kann in seinen Folgen nachtheilig, aber auch wohlthätig seyn. Das erstere ist er durch seine niederschlagende Einwirkung auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig ist, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervensystems, welche zuweilen durch starken und anhaltenden Schmerz so heftig werden können, daß bloß hiervon der Tod erfolgen kann. Doch haben sie auch als Natureinrichtung ihre wohlthätigen Folgen. Der Schmerz überhaupt macht die Seele aufmerksamer auf das Leiden ihres Körpers, als es ohne ihn geschehen würde, und treibt daher den Menschen als ein mächtiger Sporn, sich um Hülfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilsam auf die verirrte Aufmerksamkeit der Seele, wenn das Bewußtseyn selbst schlummert, oder, wie in Verrückungen unterdrückt ist. Auch dürfen wir nicht übersehn, daß der Schmerz selbst ein Zeichen wiederkehrender Gesundheit ist, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Ursachen davon Statt fanden, z. B. bei Lähmung des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit desselben, in Verhärtungen und manchen kalten Geschwülsten. Endlich müssen wir auch noch in Anschlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Uebermaß in sinnlichen Genüssen, und als moralisches Zuchtmittel bei Manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut schon starke Schläge verlangt, wenn das moralische Selbstgefühl erwachen soll. Jeder zu hoch getriebne Genuß wird zum Schmerz, weil er als störendes Object für das Gemeingefühl wirkt, und also Schmerz erregt, so wie das Aufhören eines jeden Schmerzes schon an sich als Lust empfunden wird, weil die Störung in den Nervenfunctionen des Gemeingefühls aufhört, und das Selbstgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt. H.

Schmerzstillende Mittel. S. d. Art. **Anodyna.** Hier nur noch Einiges über deren Gebrauch. Die directen schmerzstillenden Mittel benehmen durch ihr narkotisches Princip den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für das Object des Schmerzes, und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung desselben. Ihr Gebrauch kann aber nur da Statt finden, wo die Ursache des Schmerzes nicht gehoben werden, oder nicht so schnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit des Schmerzes erfoderte; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes selbst nachtheiliger wirkt, als die Ursachen des Schmerzes, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günstige Entscheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Ursache des Schmerzes kennt und entfernen kann, sondern hier muß der rationelle Arzt die indirecten schmerzstillenden Mittel, nämlich solche anwenden, welche die Ursachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper u. a. m. entfernen. H.

Schmettau (von). Aus diesem gräflichen Hause sind folgende denkwürdige Männer zu nennen: **Samuel,** des heil. römischen Reichs Graf von Schmettau, königlich preußischer Generalfeldmarschall, Grand Maitre d'Artillerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, erster Curator der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren 1684. Er focht zuerst in einem fürstlich anspachischen Regiment, welches in holländischen Diensten stand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei

Höchstädt 1704, 13ten Aug.; im J. 1714 trat er in polnische Dienste, wo er bei den dortigen sogenannten Consöderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste leistete, der ihn auch nach der Schlacht bei Kowalewe zum Obersten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht bei Belgrad 1717 trat er in österreichische Dienste, und wurde, nachdem die Türken beruhigt waren, gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er als Generalfeldwachtmeister in der Schlacht bei Villafranca rühmlichst focht, worauf ihm der Oberbefehl bei der Belagerung von Messina anvertraut wurde (1720). 1731 ging er auf kaiserlichen Befehl nach Genua, um die dortigen Aufrührer zu beruhigen. Auch dieses gelang ihm, und nun zog er im Jahr 1733 als Generalfeldmarschall-Lieutenant unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig-Bevern gegen die eindringenden Franzosen nach dem Rhein. Im Jahr 1737 zog er wiederum gegen die Türken mit gleichem Waffenruhme, wie früher. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Uebergabe und Schleifung Belgrads gehabt, ist er völlig freigesprochen. 1741 ward er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preußischen Vasallen zurück, und er folgte gern, da in Wien seine Neider ihm viel Verdruß machten. Da er nicht wünschte, gegen Oesterreich zu fechten, so brauchte ihn Friedrich mehr als Gesandten, zuerst nach München, dann an Kaiser Carl VII. und an den König Ludwig XV. von Frankreich. — Er starb zu Berlin 1751, im 68sten Jahr. Er hat in 23 Schlachten und bei 32 Belagerungen mitgefochten. Siehe das zedlersche Universallexicon Bd. 35. S. 348, und histor. geneal. Nachrichten für das Jahr 1751 Seite 1062. — **Carl Christoph**, Reichsgraf von Schmettau, königlich preußischer Generallieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens, geboren 1696. Er war ein Brüder des erstgenannten, auch zuerst in kaiserlich österreichischen, dann während des siebenjährigen Kriegs in preußischen Diensten, in der Kriegsgeschichte genannt wegen seiner tapfern Vertheidigung Dresdens im Jahr 1759.

Schmetterlinge oder **Zweifalter** sind geflügelte Insecten (s. d. Art.), welche die dritte Ordnung dieser Classe von Thieren einnehmen; sie charakterisiren sich durch vier bestaubte Flügel und eine spiralförmige Zunge. Der Staub ihrer Flügel besteht aus einer Menge kleiner Schuppen; ihre Nahrung im Safte der Blumen, obgleich auch mehrere nichts zu genießen scheinen; ihr Hauptgeschäft ist die Fortpflanzung ihrer Art. Um zu diesem Vermögen zu gelangen, und ihre vollständige Ausbildung zu erhalten, durchlaufen sie mehrere unvollkommne Zustände. Das Weibchen legt Eier, aus welchen Larven (Raupen) mit nicht weniger als 8, aber nicht über 16 Füßen kriechen, die sehr gefräßig sind, sich einige Male häuten, und in den Zustand der Puppen übergehen, wo sie mehrere Zeit ohne Nahrung und fast leblos verweilen, und unterdessen sich zum vollkommnen Insect, das mit Geschlechtsunterschied versehen ist, entwickeln. Während des Puppenzustandes erzeugt sich in ihnen rothes Blut, was zur vollkommnen Ausbildung des Schmetterlings nothwendig und stets im Ueberflusse vorhanden ist. Das nicht verbrauchte entläßt der ausgekrochene Zweifalter tropfenweis, wo es denn oft mit Blutregen verwechselt wird. Man findet Zweifalter, die des Tages umherschwärmen, und beim Sitzen ihre Flügel in die Höhe halten, sie werden Tagvögel, Papilio, genannt; andre haben einen dickern und rauhern Körper, ein Theil davon schwärmt in der Dämmerung; sie heißen Dämmerungsvögel, Sphinx, ein andrer,

die Nachtvögel, Phalaena, sind in der Nacht am geschäftigsten. Die Raupen der Tagvögel haben alle 16 Füße, sie verpuppen sich ohne Gespinnst; ihre Puppen sind gewöhnlich goldfarbig (Chrysaliden), hängen sich an dem Hintertheile auf, und kommen in drei Wochen aus. Zu diesen Vögeln gehören diejenigen Weißlinge, deren Raupen unsern Obst- und Küchengewächsen oft großen Schaden zufügen. Die Dämmerungsvögel haben Raupen, die mit dem Oberleibe gewöhnlich aufrecht sitzen (daher der Name Sphinx), und sich unter der Erde ohne Gespinnst verpuppen. Die Vögel selbst schwirren beim Fliegen, weßhalb sie Schwärmer heißen, fliegen sehr schnell, und legen beim Stillsitzen die Flügel dicht an den Leib. Die Wolfsmilchraupe, Lindenraupe, die des Todtenkopfes, sind die bekanntesten dieses Geschlechts. Das Geschlecht der Nachtvögel ist an Arten weit zahlreicher als die beiden vorigen, ihre Raupen aber auch weit schädlicher. Beide, Vögel und Raupen, sind des Nachts sehr munter, diese verkriechen sich oft am Tage in die Erde, und gehen erst des Nachts auf Nahrung aus. Sie verpuppen sich alle, die Federmotte ausgenommen, in seidenartiges Gespinnst. Von mehreren Arten, vorzüglich von der Seidenraupe, Phal. bombyx mori, sammelt man dieses Gespinnst und verarbeitet es als Seide (s. d. Art.). Außerdem gibt die Raupe des Atlasvogels, der acht Zoll breit ist, in China wilde Seide, die spinnenwebenartig in die Citronenbäume gesponnen ist, und von da gesammelt wird. Auch liefert die Ph. noctua sericl in Japan eine sehr leichte Seide, so daß zehn lange Frauenkleider, die davon gewebt sind, nur ein Pfund wiegen. Zu den schädlichen Raupen dieser Vögel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtenraupe, die Prozessionsraupe und andre. F.

Schmid (Conrad Arnold), geboren zu Lüneburg 1716, empfing seinen ersten literarischen Unterricht auf der Johannisschule zu Lüneburg, deren Rector sein Vater war, und studirte sodann in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie. In Leipzig, wo er Magister wurde, gesellte er sich jenen jungen Gelehrten zu, die unter Gärtners Vorsitz die bremischen Beiträge herausgaben; doch war seine Theilnahme daran nur gering. Jetzt, nach seines Vaters Tode, wurde er zu dessen Nachfolger erwählt. Im J. 1751 erschienen von ihm die Erklärungen der Gemüthsbewegungen nach den Sätzen der stoischen Weisen aus dem Griechischen übersetzt, ein Werk, das unter trocknen, unfruchtbaren Spitzfindigkeiten die herrlichsten Früchte einer feinen Menschenkenntniß verbirgt. Sechs Jahre später gab Schmid den Arrian seines verstorbnen Schwiegervaters Raphel heraus, den er mit den Eklogen des Photius vermehrte, auch Summarien hinzufügte. Nach einem alten Gebrauche lag ihm ob, zu Weihnachten Kirchenlieder (sogenannte Cantilenen) zu verfertigen, die von den Cantoren componirt und von den Schülern abgesungen wurden. Diese Lieder wurden mit Schmids Bewilligung von seinen Freunden gesammelt; und so erhielt das Publikum in Schmids Liedern auf die Geburt des Erlösers eine Sammlung religiöser Gedichte, die sich durch Fülle und Stärke der Gedanken, Mannichfaltigkeit der Wendungen und des Ausdrucks, innige Sprache des Herzens und Wohlklang auszeichneten. Im J. 1760 folgte er dem Rufe als Professor der Theologie und römischen Literatur am Collegium Carolinum zu Braunschweig um so lieber, als er sich dadurch mit seinen akademischen Freunden Gärtner, Ebert und Zachariä wieder vereinigte. Auch trat er mit Jerusalem, Lessing, Eschenburg, welcher Letztere sein Eidam ward, in genaue Freundschaft. Hier war seine erste öffentliche literarische Arbeit eine Umarbeitung der Uebersetzung des Ar-

rian von Raphel, der er eine Uebersetzung von Hanno's Seereise, von Dodwells Prüfung der Seereise des Nearch und Bougainville's Abhandlung von der Seereise des Hanno beifügte. Darauf übersetzte er den Aetna des Cornelius Severus, und gab einige Zeit später den Brief des Bischofs Adelmann an den Berengar, den man bisher nur verstümmelt kannte, aus einer wolfenbüttler Handschrift heraus. Im deutschen Museum 1784 erschien zuerst sein Gedicht: des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen, sein letztes Werk, aber reich an der lieblichsten Laune und echt attischem Witz. Er starb als Consistorialrath im J. 1789, und hinterließ zugleich den Ruf eines höchst liebenswürdigen und rechtschaffenen Mannes.

Schmid (Christian Heinrich), geboren zu Eisleben im Jahr 1746, bezog, nachdem er durch Haus- und Privatlehrer unterrichtet worden, im J. 1762 die Universität Leipzig, um nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studiren. Da er noch sehr jung war, wurden ihm für seinen akademischen Aufenthalt fünf Jahre bewilligt, von denen er die beiden ersten den philosophischen und philologischen Wissenschaften widmen konnte. Daneben beschäftigte er sich mit der englischen, italienischen und französischen Sprache. Aber diese Studien schlugen so tiefe Wurzel, daß er der Jurisprudenz nie Geschmack abgewinnen konnte, und sich mit ihr nur aus Gehorsam gegen seinen Vater beschäftigte. Der Dichter Michaelis und Dyk waren unter seinen akademischen Freunden diejenigen, welche auf seine Jugendarbeiten im Fache der schönen Literatur den meisten Einfluß hatten. Nachdem er schon früher Magister geworden und sich habilitirt hatte, wurde er 1769 Doctor der Rechte mit der Anwartschaft auf eine Stelle in der leipziger Juristenfacultät. In demselben Jahre wurde er als Professor juris elegantioris ordinarius, jedoch ohne Gehalt, nach Erfurt berufen, wo er mit Wieland, Riedel, Meusel, Herel in Verbindung kam. Da seine Hoffnung zu einem Salar nicht erfüllt worden, folgte er 1771 einem Rufe als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Gießen. Im J. 1784 erhielt er den Titel eines Regierungsraths, ward 1787 zweiter, und 1790 nach Böhms Tode erster Universitätsbibliothekar, und starb im J. 1800. Als Schriftsteller fehlt es ihm nicht an Talent, Kenntnissen und Belesenheit, wohl aber an Stetigkeit, Sorgfalt und Genauigkeit. Er schrieb zu viel und in zu verschiednen Fächern, um gründlich schreiben zu können. Sein Hauptverdienst ist, im Fache der poetischen Literatur der Deutschen mit Fleiß gesammelt zu haben. Seine Chronologie des deutschen Theaters, seine Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst, sein Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften verstorbner deutschen Dichter, selbst seine Skizze einer Geschichte der deutschen Dichtkunst waren zur Zeit ihrer Erscheinung, in Ermangelung des Bessern, von Werth; auch seine Bearbeitungen und Uebersetzungen englischer und französischer Schauspiele waren zu jener Zeit nicht unverdienstlich, und fanden größtentheils Beifall.

Schmid (Michael Ignaz), einer der berühmtesten Geschichtschreiber Deutschlands, wurde den 30sten Januar 1736 zu Arnstein, einer Stadt im vormaligen Hochstift Würzburg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, und nach dem 1749 erfolgten Tode seines Vaters auf dem Gymnasium zu Würzburg. Er wählte den Stand eines Weltgeistlichen, und trat deßhalb in das bischöfliche Seminarium, wo er, außer der Theologie, besonders sich mit der Geschichte, und nächstdem mit dem Studium der Philosophie und der

französischen Sprache beschäftigte. Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Priester, und als Caplan zu Haßfurt angestellt, und bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Rotenhan. Dieser, ein Mann von vielen Kenntnissen und hohem Geiste, führte den jungen Gelehrten in eine, dem letztern ganz neue Schule der practischen Weisheit und in die wirkliche Welt ein. Schmidt lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und bildete sich durch den Umgang mit mehreren angesehenen und geistvollen Männern. Im 7jährigen Kriege begab sich Rotenhan nach Schwaben auf seine Güter nahe bei Stuttgart, und nahm seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geistliche Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus dazumal den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab ihm Gelegenheit, die Schauspiele und glanzvollen Feste oft zu besuchen, und dadurch erhielt sein Geist einen höhern Schwung und eine freiere unbefangnere Ansicht des Lebens, die seinen Arbeiten und seinem Umgange mehr Ton und Annehmlichkeit gaben. Indessen ließ er sich nur durch jene Vergnügungen so weit von seinen ernstern Studien abziehen, als nöthig war, um in der Welt kein Fremdling zu bleiben, und in das Wesen der schönen Künste einzudringen. Im Jahre 1771 wurde er zum Bibliothekar der Universität in Würzburg ernannt. Bald darauf ward er auch Mitglied der vom Fürstbischofe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, darauf Beisitzer der theologischen Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine ansehnliche Präbende, und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der geistlichen Regierung. Nun war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherrn möglichst unterstützt wurde. Schon 1769 hatte er indessen durch seine schätzbare Schrift: über die Methode zu catechisiren (Methodus tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi etc. Bambergae et Wirceburgi 1769. 8), auf diese Reformation vorbereitet. Zur nämlichen Zeit stiftete der Fürstbischof mit Schmidts Zuziehung und Beihülfe ein Seminarium für Landschullehrer, eins der ersten in Deutschland, das selbst bei den Protestanten großen Beifall fand. 1772 erschien seine Geschichte des Selbstgefühls (Frankfurt und Leipzig, der eigentliche Verlagsort war aber Würzburg). Dies Werk machte dem philosophischen Beobachtungsgeiste seines Verfassers viel Ehre. Auf die Empfehlung Carls von Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward Schmidt zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe seiner Geschichte der Deutschen, der er sein ganzes übriges Leben widmete. Diesem Werke verdankte er seinen Ruf zum Custos der kaiserlichen Bibliothek, welchen er aber ablehnen mußte. Indessen reis'te er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Jetzt ließ die Kaiserin ihm ihren Antrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen; und da er denselben, ohne weiter auf den Fürstbischof zu achten, annahm, so wurde er als wirklicher kaiserlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs mit einem Gehalt von viertausend Gulden angestellt. Der Kaiser Joseph kannte Schmidts Werth zu gut, und benutzte die Talente des neuerworbenen Staatsdieners auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organisirten Censurcollegiums und zum Lehrer in der Ge-

schichte für seinen Neffen und künftigen Thronfolger, den jetzigen Kaiser Franz von Oesterreich, ernannte. Nachdem er vierzehn Jahre in Wien gelebt hatte, starb Schmidt den 1sten November 1794 im 58sten Jahre seines Alters. Er war der Erste, welcher eine Geschichte der deutschen Nation schrieb, denn seine Vorgänger bearbeiteten nur deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte. Er hingegen gab eine wahre Geschichte der Deutschen, als eines Volks, das bei aller Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse einzelner Männer doch durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt, durch gemeinschaftliche Verfassungen und Gesetze, Sprache, Sitten u. s. w. ein Ganzes ausmacht. Seine Hauptabsicht war zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung erhalten habe; kurz, wie es das geworden sey, was es wirklich ist. Und so war die Culturgeschichte der Nation sein vornehmster Gegenstand. So weit er diesen durch seinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, geschah es mit Wahl, Ordnung, Geschmack und philosophischem Scharfsinn. Indessen ist er bei der Erzählung der grosen Kirchenverbesserung des 16ten Jahrhunderts nicht immer treu und zuverlässig. Auch hat seine Darstellung zu wenig Geist und Fülle, und seine Sprache zu wenig Glätte und Reichthum, als daß er in der einen und andern Beziehung für musterhaft gelten könnte. Aber immer wird Schmidt, wenn auch nicht zu den wenigen schönen, doch zu den guten und bewährten deutschen Geschichtschreibern gerechnet werden. Seine Geschichte kam heraus unter nachstehenden Titeln: M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. Erster bis fünfter Theil (auch unter dem Titel: Aeltere Geschichte der Deutschen. Erster bis fünfter Theil) Ulm 1785-1787. M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. Sechster bis elfter Thl. (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen; erster bis sechster Band). Ebendas. 1788-1793, gr. 8. Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Deutschen. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers fortgesetzt von Joseph Milbiller. Zwölfter Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen, siebenter Band) Ebendas. 1797, gr. 8.; Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Joseph Milbiller. Dreizehnter bis zweiundzwanzigster Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte &c. achter bis siebzehnter Band) Ebendas. 1799-1808, gr. 8. Der Vollständigkeit halber führen wir hier noch an: Joseph Milbillers Geschichte des deutschen Reichs unter Kaiser Franz II.

Schmidt (Jacob Friedrich), geboren im J. 1730 zu Blasienzell im Herzogthum Gotha, empfieng seinen ersten Unterricht von seinem Vater und dem Diaconus Beutler, kam 1746 auf das Lyceum zu Ohrdruff, und ging 1750 nach Jena, um dort Theologie zu studiren. Natürlicher Hang und Bedürfniß führten ihn zur Dichtkunst, die er zu zahlreichen Gelegenheitsgedichten anwandte; aber dieser Umstand gab seinem poetischen Talent eine nachtheilige Richtung, auch litt dadurch sein Eifer für das gelehrtere Studium der Theologie. Unter den akademischen Lehrern hielt er sich besonders an den Philosophen Reusch, wurde Magister und Privatdocent zu Jena, und repetirte Reuschens Naturrecht und andre philosophische Vorlesungen mit den Studirenden. Auch trat er hier in freundschaftliche Verbindung mit H. W. von Gerstenberg, mit welchem ihn gleiche Liebe zur deutschen Literatur vereinigte. Er lebte hierauf theils als Hauslehrer, theils privatisirend im Holsteinischen, in Schleswig und Lübeck, und kehrte, da mit dem Tode des

Herzogs von Plön eine nahe Aussicht auf ein Amt ihm verloren gegangen war, im J. 1760 nach Gotha zurück, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, und endlich 1765 Diaconus in seinem Geburtsorte wurde. Hier besorgte er neben seinen Amtsgeschäften den Unterricht zweier Söhne des Amtmanns Manso, von denen der älteste sich nachmals in unsrer Literatur so rühmlich bekannt gemacht hat. Für Schmidt selbst war dieser Unterricht vortheilhaft anregend, denn nur zu sehr fehlte es ihm an dem kleinen Orte wo er lebte, an äußerer Aufforderung zur Fortbildung seiner Anlagen, da er des Umgangs literarischer und kritischer Freunde entbehren mußte. Daraus ist es zu erklären, wie in seinen Schriften neben Stellen, die unverkennbar von Talent zeugen, so manche Geschmacklosigkeiten vorkommen. Da er schon längst einen literarischen Ruf und zugleich Predigergaben hatte, so wurde er im J. 1773 als dritter Diaconus nach Gotha versetzt und nebenher als Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium angestellt. Als er bald darauf in das zweite Diaconat rückte, gab er die Lehrstelle am Gymnasium wieder ab. Er starb 1795 als erster Pastor an den beiden Hauptkirchen in Gotha. Schmidt war von Charakter gutmüthig gerade und heiter frohsinnig. Eine gewisse Heftigkeit, Rauheit und Leidenschaftlichkeit wirkte oft unangenehm auf seine Umgebungen, und war Ursach, daß er manchen guten Zweck verfehlte. Man hat gefunden, daß er und Basedow einander nicht nur im Aeußern, sondern auch an natürlicher Gemüthsanlage, an Fehlern und Tugenden, sehr ähnlich waren. Als Prediger fand er großen Beifall; seine Lebhaftigkeit, Beredsamkeit und Anschaulichkeit machten ihn zu einem wahren Volksredner. Zur Bildung der deutschen Poesie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trug auch er bei. Seine dichterischen Producte wurden damals mit allgemeinem Beifall gelesen, und auch noch jetzt behauptet sein Name einen Platz in der Geschichte unsrer schönen Literatur, hauptsächlich wegen seiner poetischen Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, und der von ihm gelieferten Uebersetzung der horazischen Oden, aber auch wegen mancher eignen Oden, Lieder, Erzählungen und Kirchengesänge.

Schnee, ein Erzeugniß gefrorner Wasserdünste. Ueber die Bildung des Schnees herrschten bisher verschiedene Meinungen. Die durchsichtigen elastischen Wasserdünste werden in den obern Luftregionen durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunstbläschen, welcher Zustand ihrer gänzlichen Niederschlagung als Wasser vorangeht. Haben diese Bläschen durch die Kälte allen Wärmestoff verloren, so schießen sie unter gewissen Umständen in kleine Eisnadeln an, welche sich noch so lange in der Luft schwebend erhalten, bis die Wolke, zu der sie gehörten, ihre Electricität verloren hat. Nun fallen sie herab, und setzen sich, wenn sie unterwegs einander nahe kommen, meist unter Winkeln von 60 aber auch von 30 und 120 Graden an. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und andrer Umstände verbinden sich bald mehr, bald weniger Eisnädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocken nennen, und welches bei näherer Untersuchung eine sehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine solche Schneeflocke besteht aus lauter sechseckigen Sternchen von verschiedner Größe und — die sechseckige Figur ausgenommen — von unbeschreiblich mannichfaltiger Bildung und Zusammensetzung. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken, ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Nadeln selbst herab; gegen die Pole hin ist der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen sind die Schneeflocken um so größer, je gelinder das Wetter ist.

Wegen seiner grossen Lockerheit fällt der Schnee sehr langsam herab, senkt sich auch, wenn er einige Zeit gelegen hat, und gibt verhältnißmäßig zu seinem Volumen nur wenig Wasser. Er ist, wie das Wasser und Eis, der Verdünstung unterworfen, besonders sobald heftige, wenn gleich kalte Winde wehen. Die Polargegenden sind das rechte Vaterland des Schnees. Um die Pole selbst schneit es fast unaufhörlich, selbst im Sommer, und die Schneemassen sammeln sich dort bis zu ungeheuern Höhen an. Ungefähr 140 bis 150 Meilen diesseit des Nordpols schneit es, wenigstens in manchen Gegenden, in den Monaten Julius und August nicht. Je mehr man sich nach Süden wendet, desto längere Zeit des Jahres bleibt vom Schnee frei. In Norddeutschland kann man in der Regel annehmen, daß es in den Monaten Mai, Junius, Julius, August und September nicht schneit; in Süddeutschland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger Schnee; in Oberitalien ist er nicht selten, doch bleibt er selten so lange liegen, daß Schlittenbahn würde. Im Königreich Neapel fällt in den Ebnen fast gar kein Schnee, und er thaut gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreise hin, auf Malta und in Nordafrika kennt man den Schnee nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenseit des südlichen Wendekreises fängt er sich schon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher ewiges Schneegestöber als gegen den Nordpol zu. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Aetna, die Schneeberge in Südafrika und selbst die Andes und Cordilleras unter oder am Aequator in Südamerika, haben ewigen Schnee. — Der Schnee ist von wohlthätigem Einfluß. Bei dem heftigsten Froste der Polargegenden bleibt der Schnee immer 4 Fuß unter der Oberfläche bei der Temperatur des aufthauenden Eises. Man sieht daraus, welche Decke er dem Erdboden mit allen darauf befindlichen Pflanzen gewährt, und wie warm selbst die unter dem 6 bis 8 Ellen hohen Schnee begrabnen Hütten der Polarmenschen liegen müssen. Auch bei uns ist der Schnee in kalten Wintern eine unentbehrliche Decke; viele Gewächse gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen schadet er selbst nicht den zartesten Gewächsen, die gar keinen Frost ertragen können. Sie liegen sicher darunter, und viele einheimische Pflanzen wachsen und blühen sogar unter dieser Decke. Eben so schützt der Schnee den thierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reisende, von der Kälte erstarrt, welche in den Schnee begraben wurden, lebten wieder auf, da sie an der freien Luft nie erwacht wären. Daher wühlen sich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn sie vor Ermüdung oder der Nacht wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, so tief als möglich in den Schnee ein, und setzen nach einigen Stunden erquickt ihre Reise weiter fort. Sehr nützlich wird der Schnee auf den Gebirgen als Unterhaltungsmittel der Quellen. Irrig ist es, ihm eine besondre befruchtende Kraft beizulegen; er kann den Pflanzen nur als Feuchtigkeit und als Decke gegen die Kälte nutzen.

Schneeberg ist eine sächsische Bergstadt im erzgebirgischen Kreise in Meißen, von 606 Häusern, und etwas über 4000 Einwohnern. Sie ist der Sitz eines Bergamts und eines Oberforstamts. Ihre Bergwerke gaben vormals einen sehr reichen Gewinn. Die Ausbeute hat aber sehr abgenommen, wiewohl noch immer Silber und Kobalt die Hauptproducte ausmachen; auch werden von Zwirn, Seide, Goldzwirn und Nesselgarn hier und in den benachbarten Bergstädten, Blonden, Spitzen, Bänder und andre Waaren verfertigt.

Schneekoppe ist der höchste Berg auf dem schlesischen Riesengebirge, im Fürstenthum Jauer, an der böhmischen Gränze, der gräflichen Familie von Schafgotsch gehörig. Er erhebt sich 4950 rheinische Fuß über der Meeresfläche. Auf demselben steht eine Capelle, worin jährlich fünf Mal catholischer Gottesdienst gehalten wird.

Schneider (Eulogius) ausgezeichnet unter den Priestern der deutschen katholischen Kirche durch große Talente und wissenschaftliche Bildung, später aber berüchtigt durch seinen Antheil an der französischen Revolution, und durch das jämmerliche Schicksal, das er sich durch Eitelkeit und Leichtsinn bereitete, wurde am 20. Oct. 1756 zu Wipfeld in Franken geboren, erhielt von dem Kaplan seines Dorfes den ersten Unterricht, kam dann in das Gymnasium zu Würzburg unter die Leitung der Jesuiten, und erhielt später die Aufnahme in das Juliusspital. Seine Armuth konnte, zumal bei der ausserordentlich glücklichen Entwicklung seiner Talente, kein Hinderniß seines weitern Fortkommens mehr seyn. Aber er zerstörte durch Zügellosigkeit und jugendliche Ausschweifungen alle seine günstigen Verhältnisse; um sich zu retten, trat er in Bamberg in den Orden der braunen Franziskaner. Ein so sinnlicher und genußgieriger Mensch, wie er war, konnte sich unmöglich in die Fesseln des Klosterlebens fügen; auch erregte er nicht nur Anstoß und Aergerniß durch seinen freien Wandel; er reizte zugleich den Zorn seiner Ordensgenoßen durch seine von der Regel und dem bestimmten Dogma abweichenden und oft unbesonnen geäusserten Religionsmeinungen; und während ein großer Theil seiner Zeitgenossen den hellen Geist und die Beredsamkeit pries und bewunderte, die er in seiner in Augsburg abgelegten und dann durch den Druck verbreiteten Toleranzpredigt bewährte, erhob sich das Ketzergeschrey der Mönche immer wilder gegen ihn. Er fand einen Beschützer gegen den theologischen Haß an dem Herzoge Karl von Würtemberg, der ihn 1786 als seinen Hofprediger anstellte; bald aber verlor er die Gunst dieses Fürsten, weßwegen ihm die Lehrstelle der griechischen Sprache an dem Gymnasium zu Bonn, die er 1789 erlangte, sehr willkommen war. Schon sah er sich im Besitze eines geachteten Namens in der literarischen Welt; seine Uebersetzung des Chrysostomus ward, in so ferne sie die Arbeit eines katholischen Gelehrten war, als eine seltene Erscheinung beachtet; die Herausgabe seiner Gedichte und Predigten vermehrten noch seinen Ruhm. Aber auch in Bonn gab er durch Lehre und Leben nicht geringes Aergerniß; umsonst bestrafte ihn der Kurfürst, warnend und ermahnend, über seine Unbesonnenheit, seinen frechen Reformationseifer und seinen unwürdigen Wandel; und da er sich hier nicht mehr halten konnte, begab er sich als bischöflicher Vicar nach Straßburg. Der tobende Strudel der Revolution war ein ihm gemässeres Element, als das stille Heiligthum der Kirche. Er erwies sich durch Rede und Schrift als einen der eifrigsten Freunde der neuen Freiheit, und bei seiner Gabe zu sprechen und zu schreiben, so wie bei der Kühnheit und Heftigkeit seines Charakters, machte er sich bald bemerkbar. Er erlangte mehrere Aemter, bis er sich endlich zur Stelle eines öffentlichen Anklägers bei dem Revolutionstribunal des Niederrheinischen Departements erhob. Auf diesem Posten entwickelte er eine Gefühllosigkeit und Grausamkeit, deren Erweisungen einen ewigen Fluch auf sein Andenken legen. An der Spitze seiner gleich verruchten Collegen durchzog er, mit der Guillotine, begleitet von Häschern und Henkern, unter empörendem Pompe, und täglich in viehischen Wollüsten schwelgend, das Land, entschied willkürlich über das Leben seiner Mitbürger, zwang

durch die Furcht des Todes edle Frauen und Töchter, sich ihm zu ergeben, höhnte noch die Sterbenden, die unter dem Beile des Mordinstruments lagen, und ihre Verwandten, die sie bejammerten, und eignete sich raubsüchtig zu, was ihm von der Hinterlassenschaft seiner Opfer gefiel. Er achtete ein Menschenleben so wenig, daß er einst einen Mann, der nur ein Bein hatte, unter dem Vorwande hinrichten ließ, weil er doch nicht in den Häfen der Republik dienen könne. Aber es kam seine Stunde. Die beiden Repräsentanten St. Just und Lebas, gereitzt von dem Maire Monet, die in Schneidern ihren Gegner sahen, weil er sich in der That ihrer noch größern Wuth widersetzte, beschlossen seinen Untergang. Als er nun am 14. Dec. 1793 in einem sechsspännigen Wagen, begleitet von 25 Reitern mit blosen Säbeln, in Straßburg einfuhr, liessen sie ihn verhaften, und stellten ihn am folgenden Tage auf der Guillotine zur Schau, „um die Schmach zu „büssen, die er den Sitten der jungen Republik angethan.“ Er wurde dann dem Wohlfartsausschuß in Paris überliefert, und hier fiel am 1. April 1794 sein Kopf.

Schneider, Dr., siehe Vorarlberg.

Schnepfe (Scopolax). Von diesem, größtentheils wegen seines wohlschmeckenden Fleisches beliebten Geschlechte der Vögel sind bereits über 50 Gattungen bekannt, von denen an vierzehn noch nicht genau bestimmte Gattungen in Deutschland einheimisch sind. Sie gehören in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach der verschiedenen Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforscher die Schnepfen in folgende drei Familien: 1. mit abwärts gekrümmtem Schnabel, 2. mit geradem, und 3. mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten sich meistens an der Erde auf, und nur selten sieht man sie auf Bäumen. In den Sümpfen, Morästen und seichten Gewässern waten sie mit Bequemlichkeit umher, und suchen Gewürme, Insectenlarven und Insecten, wovon sie sich nähren; doch fressen sie auch verschiedene Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehn die Schnepfen meistens im Herbst nach den südlichen.

Schnepfenthal, s. d. Art. Salzmann.

Schnepper oder Schnäpper, auch wohl Schnipperling, nennt man eine kleine stählerne Armbrust wegen des schnappenden Lautes der Sehne. An der Mündung der Balglinse ist das Schnäpperlein, ein dünnes Eisen, welches vor derselben befestigt ist, und die Mündung verschließt, wenn der Balg aufgezogen und wieder mit Luft gefüllt wird, damit kein Feuer durch die Linse in den Balg gezogen werde. Besonders führen den Namen Schnäpper auch zwei wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlassen, das andre beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hanns) von Kldc. ein rühmlich bekannter Mahler, geboren zu Schneeberg im Erzgebirge im J. 1764. Schon früh zeigte er große Neigung zur mechanischen und bildenden Kunst, und versuchte sich darin. Da ihm die damalige Beschaffenheit der niedern Schulen den entschiedensten Widerwillen einflößte, so wuchs er fast ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse heran; desto lebhafter interessirte ihn die Natur, in der er, sich selbst überlassen, einen großen Theil seiner Zeit verlebte. Als vierzehnjähriger Knabe begleitete er seinen Vater auf einer Geschäftsreise nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieser Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einst dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu studiren, sogleich an. Mit Beiseitesetzung aller seiner Lieblingsbeschäf-

tigungen studirte er jetzt mit rastlosem Fleiße, und brachte es in drei Jahren so weit, daß er mit Ehren die Universität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht wahrhaft fesseln, und als nach vollendeten Studien und bestandnem Examen sein Vater starb, ging er verheirathet und durch eigne Verhältnisse getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Universitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die freundliche Einladung von einigen der ersten adeligen Häuser, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an, und entsprach ihr mit gutem Erfolg. Vor allen fühlte er sich den gräflichen Häusern von Kaiserling und Dohna verpflichtet. Schnorr war im Begriff, von hier mit dem Sohne eines russischen Ministers nach Petersburg zu gehn, als er auf Betrieb seiner Mutter den Antrag einer Stelle an der magdeburger Handlungsschule erhielt, den er auch annahm. Nach einem Jahre verließ er contractmäßig Magdeburg, und zog nach Leipzig zurück. Hier beschäftigte er sich mit Miniaturmahlen und Buchhändlerarbeiten. Durch rastloses Studium der Kunst und im Umgange mit Oeser, Weiße und andern trefflichen Männern bildete er seine Anlagen immer vollkommner aus, wiewohl ihm das Glück nicht zu Theil wurde, seine ganze Zeit sorgenfrei und einzig der Kunst zu widmen. Er hat bisher vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kupfer, Thon und Gyps geliefert, die den Beifall der Kenner fanden.

Schnupfen ist die allgemein bekannte Krankheit, welche gewöhnlich in folgenden Zufällen besteht: zuvörderst entsteht ein leichtes Frösteln, wenigstens eine besondre Empfindlichkeit gegen die Kälte, hierauf folgt Hitze des Körpers, besonders Nachmittags und Abends, und am meisten um den Kopf herum, zuweilen selbst Kopfschmerz, besonders vorn in der Stirn, dabei läuft aber immer auch noch etwas Frost mitunter. Zugleich mit der Hitze, oft schon in der Frostperiode, stellt sich häufiges Niesen ein. Nun entsteht zuerst Trockenheit und innere Anschwellung der Nase, bald aber ein häufiger Ausfluß einer dünnflüssigen Feuchtigkeit, die nicht selten tropfenweise beständig aus der Nase fließt, und salzig und scharf ist, so daß sie die Nase und die Lippen, die sie beim Herabfließen berührt, roth und wund macht. Dieser Periode, die zuweilen nur einige Tage, gewöhnlich sieben Tage, zuweilen länger, vierzehn und mehrere Tage dauert, folgt eine andre, da die Hitze des Kopfes und das dazwischen laufende Frösteln gewöhnlich nachläßt, der Ausfluß sich verändert und dicker wird. Auch diese Periode dauert gewöhnlich sieben bis vierzehn Tage. Oft, wenn der Schnupfen langwierig ist, vernachlässigt oder falsch behandelt wird, wiederholt sich auch wohl die erste Periode, so daß die Nase wieder trocken und mehr verstopft wird. Oft fließt abwechselnd bald das eine, bald das andre Nasenloch, je nachdem die eine oder andre Nasenhöhle mehr Schleim absondert, oft aber richtet sich dies auch bloß nach der Lage des Kopfes. Endlich nimmt dieser Ausfluß allmählig ab, und verliert sich wieder, so daß die gewöhnliche Feuchtigkeit der Nasenhöhle allein zurückbleibt. Während der ganzen Zeit ist die Nasenhöhle verstopft und innerlich verschwollen, so daß der Durchgang der Luft durch beide Nasenlöcher, oder abwechselnd durch das eine oder andre Nasenloch verhindert ist; der Geruch fehlt während dieser ganzen Zeit, so wie auch der Geschmack; beide kehren erst nach Beendigung des Schnupfens wieder zurück. Wenn die Feuchtigkeit abfließt, so nennt man den Schnupfen fließend; ist aber die Nase innerlich sehr verschwollen, und der Ausfluß fehlt ganz, oder ist sehr zäh, so nennt man dies den

Stockschnupfen. Man hielt sonst den Schnupfen für einen Ausfluß einer schädlichen Schärfe im Körper, und deßhalb für keine Krankheit, sondern im Gegentheil für ein Beförderungsmittel der Gesundheit. Diese Meinung herrscht auch noch jetzt unter einem großen Theil des Publicums, und man hört nicht selten den Wunsch, den Schnupfen zu bekommen, oder die Klage, daß man gar nicht wieder den Schnupfen bekommen könnte, und schreibt diesem Mangel sogar das Leiden wichtiger Theile zu. Diese Meinung ist auch die Ursache, daß Mancher bei der Erscheinung eines Schnupfens sehr froh ist, durch ihn von größern Krankheiten befreit zu werden glaubt, keinen Arzt dabei zu Rathe zieht, sich sehr fürchtet, den Schnupfen zu unterbrechen, oder etwas dagegen zu thun, oft sogar durch mancherlei Mittel ihn, mit oder ohne Willen, verlängert. Da nun dieser Zufall so allgemein ist, da die daran Leidenden selten ärztliche Mittel dagegen anwenden, und sein Einfluß auf die Gesundheit wirklich sehr bedeutend ist; so liegt es uns ob, durch eine nähere Betrachtung desselben die Urtheile darüber zu bestimmen. Der Schnupfen hat seinen Sitz in der Nasenhöhle. Diese erstreckt sich von dem vordern Dache der Nasenknochen, wo sie durch die Scheidewand der Nase in zwei Höhlen getheilt ist, deren Ausgänge nach vorn die beiden Nasenlöcher sind, bis nach hinten über dem Gaumen weg, nach dem Halse zu; auf beiden Seiten geht sie bis an die Wölbung der obern Kinnladenknochen, nach oben bis an die Knochen des untern Bodens der Hirnhöhlen, wo ein durchlöcherter siebförmiger Knochen die Nasenhöhle von der Hirnschädelhöhle absondert. Beide Abtheilungen der Nasenhöhle sind wieder durch drei kleine muschelförmige Knochen in drei verschiedene Gänge abgetheilt. Der eine dieser Gänge steht mit der zwischen den Knochenplatten des Stirnbeins befindlichen Höhle, der andre mit den in dem Siebknochen befindlichen Oeffnungen, der dritte mit den beiden Höhlen der obern Kinnbackenknochen in Verbindung. Hieraus sieht man, wie ausgebreitet der innre Raum der Nasenhöhle ist, und wie sie sich dem Gehirn durch die Stirnhöhle und die Oeffnungen des Siebbeins, den Augen durch die Kinnbackenhöhle, deren obere Wand der Grund der Augenhöhle ist, nähert. Nach hinten öffnen sich die Nasenhöhlen über dem weichen Gaumen in der Nähe der innern Ohröffnung (der eustachischen Röhre) in den Hals. Dieser ganze Raum der Nasenhöhle mit den daran befindlichen Seitenhöhlen und den Nasenmuscheln ist zunächst mit dem auf den Knochen unmittelbar aufliegenden Knochenhäutchen, und dann über dieser mit der Schleimhaut der Nase ausgekleidet. Diese Haut (membrana Schneideriana *) ist zwar eigentlich eine Fortsetzung der äußern Haut, doch unterscheidet sie sich wieder durch ihre weiche und schwammige Beschaffenheit, indem sie aus lockerem Zellgewebe besteht, in welches sich eine außerordentliche Menge von Blutgefäßen verästelt, wodurch diese Haut ihr rothes Ansehen erhält. Außer mehreren andern Nerven, welche sich in dieser Haut verbreiten und sie sehr empfindlich machen, ist besonders der eigentliche Geruchsnerve, als das erste Paar der von dem Hirn unmittelbar abgehenden Nerven, merkwürdig, indem dieser seine durch die siebförmige Platte des Siebbeines herabgehenden Zweige vorzüglich in den Theil der Schleimhaut verbreitet, welcher die beiden obern Nasenmuscheln und den größten Theil der Scheidewand der Nasenhöhle bedeckt. Diese Zweige sind ausserordentlich weich, und

*) Von dem Anatomen Conrad Victor Schneider so genannt, † 1680 in Wittenberg.

vermischen sich zuletzt ganz mit dem schwammigen Gewebe der Schleimhaut, stehen auch überall mit Zweigen des fünften Nervenpaares, die sich in der Schleimhaut der Nase verbreiten, in Verbindung. Die unzählbaren Veräſtelungen der vielen Arterien, welche sich in die Schleimhaut verbreiten, bilden ein Gewebe von den feinsten Haargefäßen durch diese ganze Haut hindurch. Schon die zarten Enden dieser Arterien hauchen auf die Oberfläche der Haut einen feuchten Dunst aus, aber außerdem sind in ihrem Gewebe eine unzählbare Menge von kleinen Schleimhöhlchen oder Schleimdrüsen verborgen, aus deren offenen Mündungen beständig der abgesonderte Schleim hervorquillt, so daß die Oberfläche der ganzen Haut immerwährend feucht und mit Schleim bedeckt ist. Diese Absonderung von Feuchtigkeit und Schleim ist aber offenbar zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfassenden Haut, also zur Beförderung des Geruchsinnes, nicht aber zur Reinigung des Blutes von Schärfen vorgerichtet; denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wohl nicht einen Theil bestimmen, welcher durch die Menge seiner Nerven, durch die Zertheilung derselben zu einem äußerst empfindlichen Organ wird, eben so wenig als die Absonderung der Thränen in der Thränendrüse des Auges, die Absonderung des Ohrenschmalzes im äußern Gehörgange u. s. w. als reinigende Absonderungen in Rücksicht des Blutes zu betrachten sind. Dagegen ist die mit so zahlreichen arteriellen Haargefäßen versehene Haut um so leichter der Entzündung ausgesetzt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts anders sey, als eine Entzündung der Schleimhaut der Nasenhöhle. Durch jede Entzündung entsteht Vermehrung der Wärme, Geschwulst der Theile und höhere Empfindlichkeit derselben, und jede Entzündung in absondernden Theilen zeichnet sich noch dadurch aus, daß die Absonderung im Anfang unterdrückt, dann verändert, dann vermehrt erscheint, und daß sich die Entzündung gewöhnlich in dieser Vermehrung der Absonderung erschöpft und verlischt. Alle diese Erscheinungen finden wir in obiger Beschreibung des Schnupfens. Diese Entzündung entscheidet sich gewöhnlich durch vermehrte Absonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von zwei bis vier Wochen, nach welchem Zeitraum sie sich wieder zertheilt, die Geschwulst der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Nase gezogen werden kann. Das Fieber, welches mit jeder Entzündung, also auch mit dem Schnupfen verbunden ist, läßt schon früher nach, so bald die Entzündung sich zu mindern anfängt. Dieser mit Fieber verbundene Schnupfen heißt der acute. Zuweilen wird aber der Schnupfen langwierig, ist ohne Fieber, und wird dann der chronische genannt. Dieser hält Monate lang an, scheint manche Tage sich zu vermindern, dann nimmt er wieder zu, aber er bekommt nie den Grad von Heftigkeit, welchen der acute Schnupfen hat, und ist wenigstens in der Regel von keinem Fieber begleitet. Ueber die veranlassenden Ursachen des Schnupfens sind die Meinungen eben so verschieden, wie über das Wesen desselben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angesehen. Daß der abgesonderte dünne Schleim oft sehr scharf ist, die Haut der Nase inwendig und äußerlich roth und wund macht, ist bloß ein Beweis, daß durch die Entzündung die Absonderung der Schleimhaut verändert und verdorben wird, wie wir bei jedem entzündeten absondernden Organe sehen, z. B. bei der Entzündung des Auges, wo aus den Rändern der Augenlieder, auch aus der Thränendrüse, eine ganz veränderte und scharfe Feuchtigkeit kommt. Dagegen finden wir oft, daß ganz gesunde Menschen, bei denen keine Schärfe

im Blute zu vermuthen ist, den Schnupfen bekommen, dagegen andre, von deren Säften und Blute wir allerdings eine nicht normale Mischung und Beschaffenheit vermuthen können, den Schnupfen gar nicht, oder doch nicht beständig haben. Mehr Anschein hat es noch, daß eine zu große Menge roher Schleimstoffe die Entstehung des Schnupfens begünstige, und dieser als Ableitung desselben anzusehen sey, obgleich es höchst wahrscheinlich ist, daß nicht diese Menge des Schleimstoffes selbst, sondern die ihm zum Grunde liegende Disposition des arteriellen Systems die Entstehung des Schnupfens begünstige, indem eben diese seine hervorstechende Herrschaft in dem lymphatischen System, also auch in den schleimabsondernden Häuten anzeigt, wodurch diese um so eher in excessive Thätigkeit, d. h. in entzündlichen Zustand versetzt werden. Erkältung ist ebenfalls nicht allemal Ursache des Schnupfens, denn sie findet gar oft bei mehreren Menschen Statt, ohne daß sie den Schnupfen bekommen, dagegen es Viele gibt, welche den chronischen Schnupfen kaum in den wärmsten Sommertagen los werden, viele Personen die im Winter nicht aus der Stube gehen, immer warm, doppelt und mehrfach bekleidet sind, und dessen ungeachtet den Schnupfen bekommen. Alles, was Entzündung überhaupt, und insbesondre Entzündung der Schleimhaut der Nase hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den Schnupfen. Die wahren Ursachen sind erstlich eine besondre Disposition des Blutsystems, da seine innere Kraft und Reizbarkeit erhöht ist, es folglich in seiner Thätigkeit nach solchen Reizen, die besonders auf dasselbe wirken, leicht zum Exceß gebracht werden kann, welches eben die Entzündung ist; bei einem Organ, wie die Schleimhaut der Nase, das so reichlich mit arteriellen Adern versehen ist, muß dies also um so leichter der Fall seyn können. Ferner muß das oben erwähnte hervorstechende Uebergewicht des lymphatischen Systems, vermöge dessen der Körper eine feuchte, schwammige Constitution und Geneigtheit zu übermäßiger Thätigkeit der Schleimhäute bekömmt, als disponirende Ursache angesehen werden. Endlich können wir noch eine Art von Nervenschwäche dazu rechnen, die mit vermehrter Empfindlichkeit der Nerven verbunden ist, so daß diejenigen, welche eigentlich die Function der Organe reguliren sollen, von schädlichen Einflüssen leicht gereizt werden, aber nicht im Stande sind, der nachtheiligen Wirkung langen Widerstand zu leisten. Die Ursachen, welche den Ausbruch des Schnupfens veranlassen, sind solche, welche nun wirklich die Thätigkeit des arteriellen Haargefäßsystems der Schleimhaut zum Exceß bringen, besonders Einwirkung von Sauerstoffreicher Luft, daher bei kalter Luft, vorzüglich bei Nordost- und Nordwestluft der Schnupfen, so wie überhaupt catarrhalische Entzündung jeder Art, allgemein herrschend wird. So kann auch schon das Einziehen von Gas, von übersaurer Salzsäure in die Nase einen Schnupfen erzeugen. Aber auch jede Veranlassung zu Erhitzung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutsystems übermäßig erregt wird, kann dieses bewirken, daher plötzlicher Uebergang aus der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus der kalten Luft kommt, selbst geheizte Stuben überhaupt, auch der Genuß von erhitzenden Geträncken besonders Wein und Branntwein, ihn sehr oft erregen. Eine häufige Veranlassung zum Schnupfen ist die Unterdrückung einer Function, welche mit der Thätigkeit der Schleimhaut der Nase in naher Verbindung steht, nämlich der Hautausdünstung. Verminderung der Ausdünstung aus der äußern Hautbedeckung hat meistens eine Vermehrung der Absonderung der innern Häute zur Folge, daher oft Durchfall, oder Vermehrung der

Urinabsonderung darnach sich einstellt; daher auch bei feuchter und kalter Luft der Schnupfen sich häufiger einfindet, weil die schon mit Feuchtigkeit erfüllte Luft die Ausdünstung der Haut nicht so leicht aufnimmt, als die trockne, und die Kälte schon ohnehin zum Schnupfen geneigt macht. Winter und Frühjahr sind daher besonders die Jahrszeiten, in welchen der Schnupfen herrschend ist, weil in ihnen alle oben angeführte Ursachen, kalte und feuchte Luft, schneller Wechsel von Kälte und Wärme, Ueberfüllung des Blutes mit schleimigen rohen Stoffen, von zu reichlichem Genusse der Nahrungsmittel, besonders Statt finden. Aus dem bisher Gesagten läßt sich ersehen, daß der Nutzen des Schnupfens nur in der Einbildung bestehen kann, da er allemal eine Krankheit ist, und man allenfalls bloß darüber sich freuen kann, daß an Statt seiner nicht eine bedeutendere und gefährlichere Krankheit eingetreten ist. Aber auch dieser Trost ist nicht ganz sicher, denn oft ist der Schnupfen nur der Vorbote einer schweren Krankheit, oft geht auch der Schnupfen selbst theils durch eigne Heftigkeit, theils durch hitzige und andre unzweckmäßige Mittel in andre Krankheiten über, die man alsdann für Folge eines zurückgeschlagenen, oder vertriebenen und unterdrückten Schnupfens hält. Das Wahre an der Sache ist allerdings, daß der Schnupfen als geringere Krankheit immer leichter zu überstehen ist, als eine heftigere, welche vielleicht nach den Einwirkungen der Witterung eben so gut entstehen konnte, daß aber oft eine allgemeine starke fieberhafte oder eine Entzündungskrankheit mit der Localaffection in der Schleimhaut der Nasenhöhle anfängt, welche im Verlauf der heftigern Entzündung, oder des Fiebers, nicht bemerkt oder nicht weiter ausgebildet, u. daher für unterdrückt gehalten wird, welche aber wieder zur Bemerkung kommt, sobald die heftigere Affection der Krankheit nachläßt, welches letztere jedoch nicht die Folge des wiederhergestellten Schnupfens, sondern umgekehrt die Ursache selbst ist, daß dieser wieder bemerkt wird. Eben so kann aber auch aus dem Schnupfen allein eine gefährlichere Krankheit entstehen. Wir haben oben erwähnt, daß die Schleimhaut der Nasenhöhle in Verbindung stehe mit dem Hautüberzug der Stirnhöhle, mit der Hirnschädelhöhle, mit der Höhle des Oberkinnladenknochens, selbst mit der Augenhöhle, ferner nach hinten zu mit dem Halse, mit den Luftröhren und deren Vertheilung. Was der Schnupfen in der Nase, das ist die Bräune im Halse, der Catarrh in den Bronchien und die Lungenentzündung in den Lungen; was den einen erregte, kann auch die andern hervorbringen, daher auch oft Husten und Schnupfen in Gesellschaft erscheinen. Ist aber auch die Krankheit ursprünglich nur Schnupfen, so kann doch diese Entzündung der Schleimhaut der Nase sich weiter verbreiten nach oben, z. B. in die Stirnhöhle und durch das Siebbein nach dem Gehirn zu, wodurch heftiger Kopfschmerz entsteht, der um so bedenklicher wird, wenn er dauernd, mit heftigerm Fieber begleitet wird, wenn Betäubung, Schläfrigkeit oder Schlaflosigkeit sich dazu einstellen, weil sich dann leicht weiterer Uebergang der entzündlichen Affection auf das Gehirn befürchten läßt. Auch in die Höhle des Oberkinnladenknochens kann sich die Entzündung verbreiten, wodurch nicht nur stechende Schmerzen in den Backen entstehen, sondern auch Stockungen der ausgeschwitzten Masse sich bilden können, wodurch sogar Entzündung und Anschwellung des Knochenhäutchens der Kinnbackenhöhle, Uebergang in eiterhafte Entzündung entstehen kann, wie die Erfahrung Beispiele davon aufweis't. Die Entzündung kann aber auch nach hinten sich verbreiten, kann die Theile der innern Ohröffnung ergreifen, wodurch Anschwellung der eustachischen Röhre, Schmerz in dem Ohre und Taubheit des-

selben entstehen kann; oder der Hals, der Zapfen, die Mandeln werden mit ergriffen, oder die Entzündung verbreitet sich, was gar nicht selten ist, bis in die Luftröhre und in die Lungen, erregt Catarrh und gar Lungenentzündung, oder gibt doch Anlaß zu langwierigem Husten, zu Knoten in den Lungen und endlich zur Lungensucht und Auszehrung. Dies sind die nächsten Verbindungen und Verbreitungen des Schnupfens, deren Wirklichkeit Theorie und Erfahrung beweisen. Will man aber entferntere Uebel von unterdrücktem Schnupfen herleiten, so geschieht dies ohne Grund. Jene erwähnten Uebel aber sind der größten Beherzigung werth, weil sie gefährlicher sind als der Schnupfen selbst ist, und schwer zu heilende Uebel nach sich ziehen können. Da dieser theils gar nicht geachtet, oder noch gar mit verkehrten Mitteln behandelt wird, so wird er oft heftiger, stärker und von längerer Dauer gemacht, als er für sich geworden wäre, und außer der länger dauernden Unbequemlichkeit ist auch mehr Gefahr der Folgen wegen zu befürchten. Kann man also den Schnupfen verhüten, so ist es in der Regel besser, nur darf man nicht glauben, daß man ihm bloß dadurch entgeht, wenn man sich recht warm hält, im Gegentheil verzärtelt man sich dadurch, und setzt sich um so leichter der Gefahr aus, sich zu erkälten. Gerade diejenigen, die in warmen Stuben sich aufhalten, sich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten sich, wenn sie von einem rauhen Lüftchen bestrichen werden, und haben beinahe beständig den Schnupfen. Die krankhafte Empfindlichkeit, in welche die Haut durch diese Verzärtelung versetzt wird, pflanzt sich auch auf die innere Haut der Nasenhöhle fort, und gibt die Anlage zu chronischem Schnupfen, der aus Mangel an Energie sich nicht entscheidet, sondern sich immer auf jede kleine Veranlassung erneuert. Die einzig richtigen Gesetze der Verhütung sowohl als der Behandlung des Schnupfens müssen auf die oben angegebne Darstellung des Wesens, der Anlage und Ursachen desselben gegründet seyn. Erhaltung der Harmonie in den Functionen des Organismus, Stärkung des Nervensystems, Abhärtung des Körpers gegen die Einflüsse der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von rohen schleimigen Nahrungsstoffen im Blute müssen der Grund aller Präservationsregeln seyn, von denen wir hier nur die nothwendigsten aufzählen wollen. Man erhalte die Thätigkeit der Haut durch öfteres Baden in lauem, und durch tägliches Waschen, besonders des Kopfes, des Halses und der Brust, mit kaltem Wasser; Personen, welche etwas schlaffer Constitution, schwammig und phlegmatisch sind, müssen sich wöchentlich einige Mal noch den ganzen Körper mit einer Bürste reiben; bei dem Waschen gewöhne man sich, öfters kaltes Wasser in die Nase zu ziehen, auch mit solchem Wasser sich zu gurgeln. Täglich mache man sich einige Bewegung in freier Luft, und allmählig gewöhne man sich, dies sogar bei rauher und kalter Witterung zu thun. Es versteht sich übrigens, daß diejenigen, welche an Ausübung dieser Vorschriften noch nicht gewöhnt sind, im Anfange behutsam verfahren und stufenweise vorschreiten müssen. Dabei beobachte man Mäßigkeit im Essen. Zu schwere, zu nahrhafte und fette Speisen vermeide man, oder genieße sie wenigstens nicht oft und nicht in zu großer Menge. Eben so behutsam sey man in dem Genusse hitziger Getränke; sie können, besonders bei denjenigen, welche Anlage zu catarrhalischen Krankheiten haben, oder in solcher Witterungsbeschaffenheit und Jahreszeit, wo dergleichen am meisten zu erwarten sind, nicht den Schnupfen allein, sondern auch noch tiefer eingreifende entzündliche Krankheiten erregen. Bei erhitztem oder schwitzendem Körper vermeide man schnelle Abkühlungen durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waschen, man vermeide aber auch den

schnellen Wechsel von Kälte zur Wärme. Erlauben es die Umstände, so verhalte man sich, aus der Kälte kommend, erst in einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere sich begiebt, so lange, bis der Körper sich erst an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt vermeide man ganz. Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen ist, unterscheide zuvörderst, nach obiger Beschreibung, ob derselbe acut oder chronisch ist. Bei dem erstern vermeide man vor allen das noch so häufige Vorurtheil, sich nun recht warm zu halten, die Stube zu hüten, immer um den heißen Ofen sich aufzuhalten, und viel warme Getränke zu trinken. Der Schnupfen wird dadurch entweder in die Länge gezogen, oder er wird heftiger gemacht, und man kann sogar zu den oben erwähnten Verbreitungen der Entzündung und den gefährlichen Folgen derselben Veranlassung geben. Noch mehr aber setzt man sich in die Gefahr dieser Folgen, wenn man die Bravourmethode, oder die einige Zeit lang von gewissen Aerzten und deren Nachbetern gepriesene Modecur mit Arrack in Thee, mit Opiumtinctur, hitzigen Essenzen, oder starkem Wein und dergleichen mehr befolgen will. Jeder, wer den acuten Schnupfen hat, wird erfahren, daß dieser stärker wird, wenn man Wein getrunken hat, oder daß derselbe darnach wieder zunimmt, wenn er vorher schon in der Abnahme gewesen ist. Man unterscheide die Perioden des Schnupfens, und richte sich in der Diät und Behandlung nach denselben, so wird man nicht nur allen übeln Folgen vorbeugen, sondern den Schnupfen selbst auch ohne den geringsten Nachtheil sehr abkürzen können, was immer wünschenswerth ist, da sich diese, obwohl leichte, Krankheit doch auch sehr beschwerlich macht. In der ersten Periode von etwa drei bis vier Tagen, beobachte man durchaus die kühlende Methode. Man halte sich viel im Freien oder in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf. Man wasche den Kopf, das Gesicht, den Nacken, den Hals und die Brust einige Mal des Tags mit kaltem Wasser, gurgle sich öfters mit Wasser, worin etwas Salpeter aufgelös't, oder welches mit ein wenig Weinessig vermischt ist. Wer sich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Wasser in die Nase zu ziehn, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt ist und heftigen Stockschnupfen hat, mit starkem Schmerz in die Stirne hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmem Wasser in die Nase, setze aber dieses nicht länger als die Umstände es nöthig machen, fort. In Ansehung der Speisen und Getränke lege man sich strenge Enthaltsamkeit auf. Das Getränk bestehe aus Limonade, Crystallwasser, oder auch bloßem reinen Wasser; Bier, Wein und andre erhitzenden Getränke vermeide man. Der Speisen enthalte man sich so viel als seyn kann, und genieße bloß etwas Suppe von Hafergrütze, leicht bestrichenes Butterbrot, oder etwas ähnliches. Dabei nehme man einige Mal des Tags, besonders Nachmittags und Abends eine Gabe von Weinsteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehn wasche man sich noch einmal auf schon angezeigte Weise, und setze die Füße in ein laues Bad, worin Asche und Salz und allenfalls die Abkochung von drei Loth Senf befindlich ist; man lasse die Füße dabei recht reiben, und nach einer Viertel- bis halben Stunde recht abtrocknen, worauf man sich in ein nicht erwärmtes Bette in einer nicht geheizten Stube legt. Dabei vermeide man auch in dieser Periode nicht den Genuß der freien Luft, sondern, zumal wer schon daran gewöhnt ist, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man sich bei der Zurückkunft. Durch diese Behandlung bricht man schon in dieser Periode die größte

Stärke des Schnupfens, so daß Fieber, Hitze und Kopfschmerzen, so auch die lästige Verschwellung und Verschließung der Nasenhöhle und die Entzündung derselben nicht weiter zunehmen und sich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man nichts zu thun, als dieselbe Methode nur etwas gelinder fortzusetzen. In Ansehung der Diät kann man nun etwas zugeben, und den Appetit mit mehrern Speisen befriedigen; doch muß dies noch immer mit großer Mäßigung und mit der Auswahl nur leichter Speisen geschehen, so daß z. B. Hafergrütze, Graupenschleim, einfache Wassersuppe, gewelktes und gekochtes Obst, wenig oder lieber noch gar kein Fleisch genossen wird. In den Nacken kann man jetzt ein Pechpflaster legen, als gelindes Ableitungsmittel. Abends kann man einige Tassen Thee von Fliederblumen mit Weinsteinrahm und Zucker trinken, dabei setzt man die Fußbäder fort, und legt sich in nicht gewärmte Betten. Stellt sich nun Schweiß ein, so wechselt man früh die Wäsche vor dem Aufstehn, und begiebt sich in ein nur ganz mäßig geheiztes Zimmer. Bei dieser Behandlung wird der Schnupfen nicht lange dauern, noch weniger in eine andre Krankheit übergehen können. Sollte er aber, was bei hitziger Behandlung nicht selten geschieht, heftig und beschwerlich werden, oder mit Zufällen drohen, die sogar Verbreitung der Entzündung auf andre Theile andeuten, z. B. es stellten sich heftige Kopfschmerzen, starkes Fieber, Husten mit Beengung der Brust, beschwerlicher Athem, Keuchen oder Stechen in der Seite ein; so lasse man alsbald den Arzt rufen, und beruhige sich nicht mehr mit dem Gedanken, es sey nichts als Schnupfen. Der chronische Schnupfen findet meistens bei Personen Statt, welche den acuten vernachlässigt, oder unrichtig behandelt haben, oder zu wenig Energie des Blutsystems besitzen, als daß es zu einer kräftigen Reaction und kritischen Entscheidung kommen könnte. Sie müssen zuvörderst trachten, ihre Constitution überhaupt zu stärken; sie müssen daher im Allgemeinen sich an die oben angegebne Präservativmethode halten, dabei aber ein Glas rothen Wein vor oder bei dem Essen, auch einige Mal des Tags eine Gabe von einem vitriolsauern Elixir auf Zucker in Wasser nehmen. Dabei müssen solche Personen täglich Abends ein etwas geschärfteres Fußbad nehmen, ein stärkeres Zugpflaster in den Nacken legen, auch wohl einige Mal etwas einnehmen, das die Hautausdünstung stark erregt. H.

Schnürbrust, Schnürleib, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfassenden Bedekung des Unterleibs und der Brust sowohl als der Seiten und des Rückgrathes besteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Festigkeit der Anlage so geeignet ist, daß es nicht den weichen Theilen, die es bedeckt, nachgibt, und deren Form annimmt, sondern im Gegentheil die bedeckten weichen Theile in Zwang hält, und seine Form ihnen aufdringt. Die dazu kommenden Stücke werden entweder von Holz oder von Fischbein, selbst von Stahl verfertigt, werden in Leinwand eingenäht, auf diese Weise in die passende Form gebracht, und am Rücken herauf zusammengeschnürt. Die Form selbst ist zu verschiednen Zeiten verschieden gewesen, je nach dem nun die Absicht ihres Gebrauchs sie nach der herrschenden Meinung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem besondern Bedürfnisse bestimmte. Wenn wir von einer richtigen Idee der wahren weiblichen Schönheit ausgehn, so darf der Begriff der Zweckmäßigkeit darin nicht fehlen, wenn gleich der Eindruck einer schönen Form in kleinen Abänderungen von der Empfindungsfähigkeit und dem Geschmack der Menschen abhängt. Ein weiblicher Körper verdient

einem richtigen Urtheile nach nur dann schön genannt zu werden, wenn das Ganze mit den einzelnen Theilen, mit der Erreichung der Bestimmung des Weibes nicht im Widerspruch steht. Das Verhältniß der einzelnen Theile unter sich kann dabei unendlich mannichfaltig seyn, und es kann immer Schönheit dabei bestehen, was dann auf den Geschmack der Einzelnen ankommt. Die Bestimmung, welche die Natur dem Weibe gegeben hat, bringt es mit sich, daß der weibliche Körper mehr Zartheit, Vollheit und Rundung, Biegsamkeit, und Weichheit hat, daß besonders in der Form ein unmerklicher sanfter Uebergang von einem Gliede zum andern, von einem Theil des Körpers zum andern Statt finden muß. Das Gesicht, als den vorzüglichsten Sitz der geistvollen Schönheit, übergehen wir hier, da wir es zu unserm Zwecke bloß mit dem übrigen Körper zu thun haben. Von diesem erfordert die Idee der Schönheit, daß er in harmonischen Verhältnissen schlank, rund und voll sey, daß der Busen und Unterleib, jener in stärkerm, dieser in schwächerm Bogen nach außen sich bemerklich mache. Der Uebergang in beiden Seiten auf die Hüften muß in ganz unmerklichen Wellenlinien von der Seite der Brust herunter mit unmerklich einwärtsgehenden, von da über die Hüfte mit sanft auswärtsgehendem Bogen geschehen. Der Bekleidung des Körpers ist nur erlaubt, außer dem Hauptzwecke, Schutz desselben gegen die Witterung und Befriedigung der Foderungen des Wohlstandes, auch die Nebenzwecke zu verfolgen, die Schönheit des Körpers bemerkbar zu machen, durch Hinzufügung fremdartiger Schönheit (Putz) das erregte Wohlgefallen zugleich auf die Person selbst zu leiten, Verstöße in den harmonischen Verhältnissen der Form zu verbergen, und fehlende Schönheit, wenigstens dem Scheine nach, zu ersetzen. Diese Erlaubniß aber kann der Foderung der Weisheit und Vernunft gemäß nur so weit sich erstrecken, als dadurch der wahre Zweck der Kleidung nicht verhindert, vor allem aber dem Wohle der Person selbst oder einer andern nicht zuwider gehandelt wird. Sobald aber der wichtigere Hauptzweck der Kleidung, oder gar die Gesundheit und eignes oder fremdes Wohl diesen Nebenzwecken aufgeopfert wird, so wird es Thorheit und Unrecht. Man hat häufig genug beides dem Gebrauch der Schnürbrüste und Schnürleiber vorgeworfen, allein im Allgemeinen nicht ganz mit Recht, und man hat gefehlt, daß man dies zu allgemein, wohl auch mitunter zu heftig that. Die Mode geht ihren Gang fort, und lacht der gelehrten und ungelehrten Strafpredigten. Ein Gebrauch, der so allgemein ist, so lange sich nach so manchen Veränderungen, mitunter mit Verbesserungen, doch immer in Ansehen erhalten hat, muß doch entweder wirklich unentbehrlich oder doch von unbestreitbarem Nutzen seyn. Auch können wir doch, wenn wir gegen das weibliche Geschlecht gerecht seyn wollen, uns nicht anmaßen, einzig Richter in dieser sie betreffenden Angelegenheit seyn zu wollen, oder zu glauben, daß alle die, welche den Gebrauch der Schnürleiber selbst mitmachen, es ohne vernünftigen Grund, und ohne überwiegenden Nutzen davon zu haben, thun sollten, oder ohne von dem Bedürfnisse gezwungen zu seyn, kleine Nachtheile davon zu übersehen. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß wenn auch sonst die Mehrheit der Frauenzimmer, welche sich der Schnürbrust bedienten, sie von einer Form hatten, die nicht nur der Schönheit ganz zuwider war, sondern auch der eigenen Gesundheit und dem Wohl andrer Geschöpfe Eintrag that, wo folglich die Nachtheile den Vortheilen weit überlegen waren, doch eigenes Nachdenken und davon genommene Ueberzeugung den größten Theil des weiblichen Geschlechts dahin vermochte, die ehemalige

schädliche Form gegenwärtig zu verdrängen. Wenn dagegen noch einige Nachtheile von der Form, wie sie jetzt bei Manchen wieder in Gebrauch sind, zu befürchten wären, so ist zu hoffen, daß gegründete Vorstellungen und gehörige Kenntnisse diejenigen in den höhern Ständen, welche für die andern den Ton angeben, auch von selbst dahin bringen werden, daß sie, ohne daß man ihnen zumuthen darf, dieses Kleidungsstück gänzlich abzuschaffen, doch allmählig durch zweckmäßige Veränderungen es so weit vervollkommnen werden, daß es in Zukunft seine Dienste leistet, ohne Nachtheil für die Gesundheit zu bewirken. Wie es mit andern Moden in der Kleidung ging, so wird auch die Geschichte dieses Stücks derselben seyn. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geschlechts für Decenz und Verschönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verschlimmerte und verbesserte daran, so daß es bald zur Caricatur ausartete, bald wieder seinem ursprünglichen Zwecke sich näherte, je nach dem Eitelkeit, Nachahmungssucht oder bessere Ueberzeugung die Herrschaft hatten. In so fern die Schnürbrust und der Schnürleib den oben genannten Foderungen entsprechen, kann man ihnen ihren Nutzen nicht abläugnen. Beide geben dem Körper eine Bekleidung, die gut anliegt, sich an denselben anschließt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer schicklichen und bequemen Befestigung der untern Kleidungsstücke dient, ohne den Unterleib zusammen zu schnüren, wie bei dem Binden der Röcke über den Hüften außerdem unvermeidlich ist. Durch seine anschmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die schöne Gestalt des weiblichen Körpers nicht versteckt, sondern sie bei dem Gebrauch der übrigen Kleidungsstücke noch bemerken läßt, durch welche sie außerdem zu sehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Festigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung, unterstützt den Unterleib, und beschränkt die unverhältnißmäßige Ausdehnung desselben, die bei Personen, welche zum Fettwerden geneigt sind, oder bei solchen, die mehrmals geboren haben, zum Nachtheil der Schönheit der Form Statt findet, eben so wie das zu tiefe Herabsinken der Brüste, welche durch eine gut geformte Schnürbrust gleichfalls unterstützt und in der gehörigen Lage erhalten werden. Diese Vortheile empfehlen den Gebrauch der Schnürbrust oder des Schnürleibes, und ihre Anwendung kann keinem billigen Tadel unterworfen seyn, wenn sie in den Schranken bleibt und die Schnürbrust diejenige Form hat, welche jene Vortheile gewährt, ohne die Gesundheit zu gefährden, oder ohne die schöne Gestalt des weiblichen Körpers, welche die Natur ihm bestimmt hat, zu entstellen. Um diese Nachtheile zu vermeiden, muß die Form und Anwendung der Schnürbrust folgenden Regeln unterworfen seyn. Zuvörderst muß sie der Gestalt des weiblichen Körpers überhaupt, und der Person insbesondre angemessen seyn, für welche sie bestimmt ist, ohne bedeutende Abweichung, weder in Ansehung der Größe noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbrust darf, indem sie angelegt wird, durchaus die Form des Körpers nicht verändern, sondern sie muß sich ganz nach ihr richten; sie muß demnach vorn elastisch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einen kaum merklichen Bogen ausschweifend seyn. Die Seiten herunter müssen durchaus über die Hüften wenigstens einige Zoll tief herunter gehen, und diesen geschlossen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umschlossen wird, kann die Form steif und etwas rund seyn; nach oben muß sie vorn mehr platt und breit seyn, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbrust anliegen,

doch ohne Druck, auf den Unterleib, wenn er etwas zu stark ist, wenn er herunterhängt, kann und muß sie durch etwas festern Druck unterstützen. Dies ist nicht nur ohne allen Nachtheil, und dem Gefühl beim Gehen sehr wohlthätig, sondern es ist auch für den Körper selbst vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterstützt, und die zu große Ausdehnung desselben, welche der Schönheit zuwider ist, beschränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Brust, muß aller Druck von der Schnürbrust aufhören. Hier muß sie ausgeschnitten seyn, und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehen. Soll sie vorn an der Brust noch höher heraufgehen, so muß sie nach dem Bogen, den die Brüste in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt seyn, so daß sie von der siebenten Rippe an etwa noch anderthalb oder zwei Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüsten, wenigstens bis über die untere Hälfte derselben, Schutz gegen Druck und Verletzung, und eine Unterstützung geben, daß sie nicht zu tief herabsinken. Zum Material der Schnürbrust schicken sich dünne Fischbeinstäbchen am besten, welche mit der gehörigen Elasticität versehen sind, ohne zu starken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geschnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnürbrust ist zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig seyn muß, so daß sie an allen Stellen zwar geschlossen und fest anliegt, doch den Theilen keine andre, als die naturgemäße Form geben, überhaupt der Person, welche sie trägt, keine von ihrer gewöhnlichen ganz abweichende Form aufzwingen soll. Der verhältnißmäßig stärkste Druck muß von dem untersten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe ausgehen, weil die Schwere der Eingeweide herunterwärts drängt, und also der Unterleib der meisten Unterstützung bedarf. Hiernach muß sich auch die Stärke des Drucks richten; dieser muß nämlich gerade so stark seyn, daß die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage erhalten, oder wenn sie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derselben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieselbe zurückgehoben werden. Daher kann der Druck durch das Zusammenschnüren des Schnürleibes in letztern Fällen aber nur bis zur Erreichung des genannten Zwecks bei solchen Personen, wo dies noch geschehen kann, vermehret werden. Bei jüngern Personen, deren Gestalt durch die Jahre oder durch andere Veränderungen noch nicht gelitten hat, braucht auf den Unterleib nur ein mäßiger Druck durch das Zusammenschnüren angebracht zu werden, so daß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur fest anliegt und dem Gegendruck nicht nachgibt, sondern daß er nur ein Stützpunkt für den Unterleib wird. Von hieraus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweise abnehmen, so daß es um die kurzen Rippen herum schwächer wird, und die darunterliegenden Theile nicht gedrückt werden. Auf diese Weise können die Absichten der Damentoilette mit den Foderungen der Vernunft und Diätetik sehr gut vereinigt werden. Geschieht dies nicht, so kann freilich der Gebrauch der Schnürbrust und des Schnürleibes höchst nachtheilig, ja sehr verderblich und gefährlich für die Gesundheit werden. Die Fehler, welche dabei vorfallen, betreffen entweder die Form der Schnürbrust und des Schnürleibes, oder die Art der Anwendung, oder die Beschaffenheit der Personen, die sie gebrauchen. Die Form der Schnürbrust ist fehlerhaft, wenn sie nicht dem natürlichen Bau des Körpers und besonders der Person angemessen ist, jenem eine andere Form, als die Natur bestimmt hat, aufzwingen will. Nur die Gestalt des weiblichen Körpers, welche mit der oben angege-

denen Bestimmung der Natur übereinstimmt, kann für schön gelten. Sie verändern wollen, um ihre Schönheit zu erhöhen, wäre eben so thöricht, als wenn wir die Schönheit der Rose durch Beschneiden ihrer Blätter oder durch Veränderung ihrer Gestalt schöner darstellen wollten, als die Natur sie gebildet hat. So zweckwidrig diese Abweichung der Form der Schnürbrust ist, so nachtheilig ist es auch für die Gesundheit. Vor einigen Jahrzehnden hatte die Schnürbrust die Gestalt eines auf der Spitze stehenden Kegels oder eines Trichters, nach welchem nun der Körper geformt werden sollte. In ihren kleinern Raum wurde der Unterleib gedrängt, so daß derselbe über den Hüften zusammengepreßt wurde. Diese Mode ist zwar nicht mehr herrschend, doch haben aber viele der jetzt wieder gebräuchlichen Schnürbrüste den Fehler, daß sie unten zu enge sind, und den Unterleib zu enge einpressen. Hierdurch müssen allemal die Eingeweide desselben sehr viel Druck ausstehen; besonders leiden die Leber, die Milz, der Magen viel durch die entstehende Stockung des Blutumlaufs in ihnen. Theils wird durch das Heraufdrängen der Gedärme und aller Eingeweide nach dem obern Theile der Bauchhöhle das Athmen ängstlich und erschwert, woher Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, besonders Bluthusten, und andere Uebel mehr entstehen; theils werden auch die Gedärme und andere Theile in dem Becken gedrängt, welches gleichfalls Blutstockungen zur Folge hat. Bei allen aber muß auch die schädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwägung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung gestört werden, daher so häufig Krämpfe, Hysterie, selbst Melancholie ihren Ursprung bloß von dem Gebrauch oder vielmehr von dem Mißbrauch der Schnürbrüste haben. Noch mehr üble Folgen werden verursacht bei Personen, welche sogar im schwangern Zustande dergleichen Schnürleiber tragen, und diese schaden nicht nur sich selbst, indem alle jene erwähnten Uebel noch in höherm Grade entstehen können, sondern sie setzen auch das Leben und die Gesundheit des Kindes in Gefahr. Ein anderer Fehler in der Form der Schnürbrüste ist der, wenn sie zu weit heraufgehen, und dabei eng und platt sind, so daß sie die Brüste mit Gewalt heraufdrängen und an ihrem untern Theile drücken. Dieser Fehler der Schnürbrüste ist jetzt, da man die ehemalige Form derselben etwas abgeändert hat, noch häufiger, als der vorige. Nach der ältern Mode sollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum so eng zusammengeschnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorstanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taschen (Poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, so daß damals die so angeputzten Damen mit Recht einem Insecte verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig ist, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Brust mehr verschont, weil die Schnürbrust nach oben geräumiger war, und die Brüste weniger drückte. Die neuere Art aber preßt diese nicht nur mehr in die Höhe, sondern drückt sie auch von unten beinahe platt. Dies ist nicht nur der natürlichen Schönheit ganz zuwider, sondern kann auch zu den traurigsten Folgen Veranlassung geben. Die Natur hat die Brüste nicht unter das Kinn versetzt, wohinauf man jetzt zuweilen sie gepreßt erblickt, sondern ihr Platz ist von der dritten bis zur sechsten oder siebenten Rippe, und hier sollen sie nicht als ein plattgedrücktes Bret, sondern in ihrer runden gewölbten Form erscheinen. Die Kunst darf sie nur in derselben erhalten, und gegen äußern Druck und Beleidigung schützen. Es ist ein gänzlicher Mißgriff, wenn manche

Frauenzimmer in der Meinung, sich dadurch zu verschönern und reizender darzustellen, den Busen mit Gewalt in die Höhe pressen; sie können sich überdies durch den Druck, der auf den untern Theil der Brüste dadurch ausgeübt wird, das traurigste Uebel zuziehen. Jeder Druck auf diese Theile ist schädlich. Die Natur hat sie mit besonderer Zartheit und mit dem vorzüglichsten Reize versehen, und zugleich auch durch die edelste Bestimmung geheiligt. Jede Verletzung derselben sollte daher sorgfältig vermieden werden. Schon ein äußerlicher Stoß, ein Schlag auf die Brust hat oft Knoten in einer Brust veranlaßt, welche in den fürchterlichen Krebs übergingen. Auch ein gelinderer, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf diese Theile kann dasselbe Uebel veranlassen, und man schreibt wirklich das öftere Vorkommen dieser schrecklichen Krankheit nicht ohne Grund dem unvorsichtigen Gebrauche der Schnürbrust zu. Gewiß kann jeder fühlende Mensch nicht anders als mit dem innigsten Mitleid daran denken, daß Unvorsichtigkeit, Mangel an Kenntniß und mißgeleiteter Verschönerungstrieb ein so beklagenswerthes Schicksal herbeiführen können. Indessen ist vielfältige Erfahrung der Beweis dafür, und folglich ist es Pflicht für das weibliche Geschlecht, durch größere Vorsichtigkeit sich dagegen zu bewahren. Nicht in der Form der Schnürbrust allein, auch in der Art der Anwendung kann ein Fehler seyn. Wenn nämlich auch die Form nicht die oben getadelten Fehler hat, so wird sie vielleicht so fest angelegt, wird allenthalben so stark angezogen, daß es ohne heftigen Druck auf die Brust sowohl als auf den Leib nicht abgeht, überhaupt auch alle die oben erwähnten Uebel von Druck auf den Magen und Unterleib hiervon folgen. Auch ist diejenige Art schädlich, da die leichten Schnürleibchen mit einem sogenannten Blankscheit vorn versehen sind, welches nach oben zwischen dem Busen auf die Brustknochen drückt, und das Schnürleibchen so gegen die Brüste andrängt, daß diese von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieses Blankscheit so auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen fester und stärker denselben zurückdrängt. Diese Anwendung des Blankscheits, zumal wenn es zu lang, von zu festem Material, z. B. von Holz oder gar von Metall ist, hat in jeder Rücksicht Manches wider sich. Es ist der wahren Schönheit und Grazie nicht günstig, wenn ein Frauenzimmer so gerade, steif, gezwungen und gestreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geschnitzt wäre, oder wenn die Brust von unten herauf wie ein Bret platt gedrückt ist, oben der Stab heraufguckt, oder unten auf dem Leibe die untere Spitze des Blankscheites sich von dem Drucke nach oben biegt, und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Ist aber auch das Blankscheit nicht zu lang, so kann sich doch ein Frauenzimmer beim Bücken durch den Druck von demselben, wenn es zu stark und hart ist, auf die Brust oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. Wenn sie denn aber nöthig sind, so muß dazu ein dünnes elastisches, kurzes und breites Stäbchen von Fischbein genommen werden, welches oben und unten stumpf abgerundet und in das Leibchen festgenäht ist, so daß es auf den Körper keinen unmittelbaren starken Druck ausüben kann. Endlich ist noch auf die Personen Rücksicht zu nehmen, welche eine Schnürbrust oder einen Schnürleib tragen dürfen, oder welche nicht. Für Kinder paßt eine eigentliche Schnürbrust gar nicht, denn in diesem Alter, wo nicht einmal alle Knochen ihre gehörige Ausbildung und Festigkeit haben, sondern noch weich und nachgiebig sind, die Rippen besonders noch viel Knorpel haben, werden diese zu sehr von einem

äußern Druck aus ihrer Lage gebracht, und da die Theile des Kindes noch im Bilden und Wachsthum begriffen sind, so nehmen sie von einem äußern Drucke sehr leicht eine falsche Richtung an. Es ist ausgemacht richtig, daß die meisten verwachsenen Personen diesen Uebelstand der Schnürbrust zu danken haben, welche ihnen als zarten Kindern angelegt wurde. Will man kleinen Kindern, welche nun einmal getragen werden sollen (obgleich es ihnen weit besser wäre, wenn sie nicht getragen würden), eine Schnürbrust anlegen, um sie bequemer anfassen und tragen zu können, so darf dies nur ein Schnürleibchen von Filz geschnitten, oder von Leinwand mit nur vorn um den Leib herum befestigter dünner Pappe und einigen Fischbeinstäbchen gesteift, seyn. Sobald die Kinder nicht mehr getragen werden, lasse man auch den Schnürleib weg, und lege der Natur keinen Zwang in der vollen und schönen Ausbildung des Körpers an. Nach den Kindern ist der Gebrauch jeder Schnürbrust und selbst des Schnürleibes schwangern Frauen am meisten nachtheilig und gänzlich zu verbieten, weil sie durch den Druck derselben sich selbst schaden, üble Zufälle in der Schwangerschaft, eine schwere oder unglückliche Niederkunft, und selbst ihrem Kinde den größten Nachtheil, vielleicht auf das ganze Leben, zuziehen können. Hier in diesem Falle, wo Unvorsichtigkeit zum Leichtsinn wird, sollte, weil es zugleich das Schicksal eines andern, unschuldigen Wesens betrifft, die Medicinalpolizei durch ein Verbot eingreifen, unbeschadet übrigens der Freiheit eines jeden Frauenzimmers in der Wahl ihres Putzes. Manche Kränklichkeiten oder selbst Anlage zu Krankheiten verbieten gleichfalls den Gebrauch der Schnürbrust, besonders Brustkrankheiten, Anlage zu Bluthusten, so wie auch zu andern Blutflüssen, hektischer Zustand, asthmatische Beschwerden, Krämpfe im Unterleibe u. dgl. m., da alle diese Uebel noch vermehrt werden durch den Druck einer Schnürbrust. Auch stillende Mütter sollen sich wenigstens sehr mäßigen, und sich in keinem Fall eines andern, als des nach obigen Regeln angegebenen Schnürleibes und auch dessen nur mäßig zusammengeschnürt bedienen, weil sie sonst leicht sich Knoten in den Brüsten, Entzündung derselben und bleibende traurige Folgen zuziehen können. H.

Schock wird 1. eine Anzahl von sechzig Stücken genannt; 2. war es ehedem, als noch keine Gülden und Thaler bekannt waren, in einem Theile Deutschlands eine Rechnungsmünze von 60 Groschen. In Sachsen hatte man früherhin zwei Arten Groschen, nämlich Wilhelminer oder alte silberne, wovon 160 eine feine Mark Silbers enthielten, und Löwengroschen, von denen 60 Stück ein Schock und so viel wie 20 alte silberne Groschen ausmachten. Daraus entstand der Unterschied zwischen alten und neuen Schocken, der in Sachsen noch jetzt in gewissen Fällen, z. B. bei Geldstrafen ꝛc., Statt findet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groschen, ein neues aber zu 2 Rthlr. 12 Gr. gerechnet wird. 3. Heißen gewisse Landessteuern in Sachsen Schocke. Um dort einen sichern Steuerfuß einzuführen, wurden die unbeweglichen Güter geschätzt, und nach dem Werthe, der nach solchen Schocken berechnet wurde, machte man die Vertheilung der Abgaben, welches die Beschockung genannt wurde.

Scholarchat heißt die über eine gelehrte Schule Aufsicht führende Behörde. Scholarchen sind die Glieder dieser Behörde oder die Aufseher über Lyceen und Gymnasien. Gewöhnlich wird diese Würde von den obersten Magistratspersonen und den ersten Geistlichen bekleidet. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Scholastiker hießen bei den Römern die Lehrer der Beredsam-

. Im Mittelalter entstand eine eigene philosophische Secte, unter
n Namen der Scholastiker und eine eigene scholastische Philosophie,
r Schulweisheit, durch die für das Leben kein Resultat gewon-
 werden sollte, sondern deren Zweck war, mit Aufbietung des höch-
 Scharfsinns die Philosopheme des Aristoteles und der Alexandriner
gen die Einwürfe der Vernunft sicher zu stellen. Einige machen den
gustinus zum Urheber des Scholasticismus, Andere finden seinen
fang in den monophysitischen Streitigkeiten im 5ten und 6ten Jahr-
ndert. Buhle hebt ihn mit dem Johannes Scotus Erigena im
n Jahrhundert an, ohne diesen zum eigentlichen Urheber desselben zu
chen. Nach ihm bekam die scholastische Philosophie ihren Namen
d Charakter zufällig. In dem Zeitalter Carls des Großen hießen
 Lehrer an den Schulen Scholastiker. Die hier vorgetragene Philo-
phie hieß die scholastische, und bestand in einem aus den lateinischen
mmentatoren des Aristoteles, besonders dem Augustinus und Boe-
us gezogenen Aggregat logischer Regeln und ontologischer Begriffe,
 unter dem Namen Dialectik die theoretische Philosophie überhaupt
smachten und mit der spätern alexandrinischen Vorstellungsart von
ott, seinen Eigenschaften und Verhältnissen zur Welt verbunden, oder
rauf angewendet wurden. Der Zweck war kein anderer, als das dog-
atische Religionssystem der Kirche zu befestigen und zu vertheidigen.
uhle setzt drei Perioden fest: die erste bis auf Roscelinus (1089) oder
s auf den Streit der Nominales und Reales; die zweite Periode bis
f Albertus Magnus (st. 1280), wo die aristotelischen Werke außer
r Logik allgemeiner bekannt und commentirt wurden; die dritte bis
f die Wiederherstellung der alten Literatur in der Mitte des 15ten
ahrhunderts und die dadurch bewirkte Verbesserung der Philosophie. —
ach Tiedemann, der den Scholasticismus als diejenige Behand-
ngsart der Gegenstände a priori erklärt, wo, nach Aufstellung der
eisten für und wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form,
e Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschen-
n kirchlichen Systeme genommen wird, fängt die Geschichte desselben
it dem Franziscaner Alexander von Hales (st. 1245), einem Kloster
 Gloucestershire, an. Die Form dieser Philosophie, nach Autorität
 entscheiden, ist aus der ältern Theologie durch Hildebert von Lavar-
n (st. 1134) zuerst aufgebracht, aus der Hierarchie entsprungen und
us der Theologie herübergekommen. Roscalinus, Abälard sind Dia-
ctiker, nicht Scholastiker. Man muß hier erinnern, daß Aristoteles
icht die einzige feste Autorität bei den Scholastikern war, sondern daß
uch die Alexandriner Einfluß hatten. Der genannte Alexander Hale-
us war der erste ausführliche Commentator der Sentenzen Peters des
ombarden, und erwarb sich als Lehrer zu Paris den Beinamen Doctor
refragabilis. Auch commentirte er die Psychologie des Aristoteles.
hne eignes Denken entscheidet und urtheilt er allenthalben nach an-
ern Kirchenschriftstellern und Philosophen. Das zweite Zeitalter der
Scholastiker beginnt Tiedemann mit Albertus Magnus (s. d.), welcher
wohl die physikalischen als philosophischen Schriften des Aristoteles, meh-
ere biblische Bücher u. s. w. commentirte. Noch größern Ruhm erwarb
in Schüler, Thomas von Aquino (s. d.), der Vater der Moral und ein
renger Anhänger des Aristoteles, über den er 52 Commentare hinter-
eß. Diesem stellte sich der Franziscaner Johannes Duns Sco-
us entgegen, einer der spitzfündigsten Dialectiker, den man mit Recht
ls den Urheber des scholastischen oder barbarischen Lateins nennt. Da
 als Gegner des Thomas auftrat, bildeten sich zwei Parteien, die

Thomisten und Scotisten, deren Zwistigkeiten besonders lebhaft wurden, als Scotus sich gegen die strenge augustinische Lehre von der Gnade, der Thomas anhing, erklärte, und welche Jahrhunderte lang sich in der Kirche erhielten. Außerdem waren scharfsinnige Scholastiker dieses Zeitraums der Franziscaner Bonaventura, Schüler des Alexander Halesius, der General des Dominicanerordens Hervey, der Franziscaner Franz Mairon, Schüler des Duns Scotus und Stifter der sorbonnischen Disputation zu Paris, bei welcher der Respondent von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ganz allein die Streitsätze vertheidigen mußte, und nur eine kleine Mahlzeit auf dem Katheder zu sich nehmen durfte. Zugleich zeichnete sich Mairon unter den Scholastikern dadurch aus, daß er abstracte Begriffe oft definirt und nicht selten glücklich schließt. Das dritte Zeitalter des Scholasticismus fangen einige mit Wilhelm de St. Pourcain oder Durandus de Sancto Porciano (gestorben zu Meaux 1333) an; besser beginnt man mit ihm das dritte Zeitalter der scholastischen Theologie. Wegen seiner Fertigkeit in Auflösung spitzfündiger Fragen bekam er den Beinamen Doctor resolutissimus. Er machte einen Unterschied zwischen theologischer Wahrheit (die auf der Autorität der Kirche beruhe) und philosophischer (die unabhängig vom Kirchenglauben durch eignes Nachdenken begründet wird) und gab zu, daß manches theologisch wahr und doch philosophisch falsch sey. Andre fangen den dritten Zeitraum der Scholastiker mit Wilhelm Ocham oder Occam (gestorben 1347) an, einem Franziscaner, der die fast vergeßnen Streitigkeiten der Nominalisten wieder belebte, und sich merkwürdig machte als unerschrockner Vertheidiger der christlichen Freiheit gegen die Anmaßungen der Päpste. Einer der Letzten dieses Zeitraums war Gabriel Biel (gest. 1495), ein bescheidner Nominalist und thätig bei der Begründung der Universität Tübingen (1477). Mit der Reformation verschwand nach und nach der Scholasticismus. Nur einzeln standen noch bedeutende Scholastiker auf, wie in dem spanischen Jesuiten Suarez (gestorben 1617). Baco von Verulam endlich ist als der Wiederhersteller der Philosophie und ihr Befreier von dem scholastischen Wesen anzusehen.

Scholien, Scholiasten. Scholien sind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den practischen Theil dieser Wissenschaft lehrten, hinzuzuschreiben pflegten. Die Verfasser solcher Scholien heißen Scholiasten. Wir besitzen noch eine Menge alter Scholien zu griechischen Dichtern und Schriftstellern, weniger zu lateinischen. Die Namen der Verfasser sind uns meist unbekannt. Ihr Werth ist zwar sehr ungleich, doch verdanken wir ihnen vielfältige Aufschlüsse, die wir außerdem ganz entbehren würden.

Schomberg (Friedrich Armand, Graf von), churbrandenburgischer Geheimer Staats- und Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preußen und Oberfeldherr über das ganze brandenburgische Heer und sämmtliche preuß. Truppen. Er war in der Pfalz geboren im Jahr 1615, sein Vater war pfälzischer Oberhofmarschall, seine Mutter eine Tochter des englischen Pairs Edmund Dudley. — Dem zum König von Böhmen erwählten, aber von dort wieder geflüchteten Churfürsten von der Pfalz Friedrich V. folgte er nach Holland, wo er unter den Prinzen von Oranien Friedrich Heinrich und Wilhelm II. zuerst in dem niederländischen Kriege mit focht. Von hier begab er sich zu dem Prinzen Condé nach Frankreich, und weil er mehr ein fahrender Ritter, als ein vaterländischer Held war, zog er mit Turenne, dem Rheinverwüster,

gegen sein eignes Vaterland zu Felde. Im Jahr 1660 trat er als Generalfeldmarschall in portugiesische Dienste. Ihm verdankte Portugal den vortheilhaften Frieden, den es 1668 mit Spanien schloß; noch während des Krieges ward Schomberg als Graf von Mortola unter die Zahl der Granden aufgenommen. — Jetzt ging er nach Frankreich zurück, ward 1675 Marschall von Frankreich, wendete sich aber wiederum in seinem 70sten Jahre nach Portugal, weil man nach der Aufhebung des Edictes von Nantes ihn nöthigen wollte, den catholischen Glauben anzunehmen. Auch hier trieb sein in so hohem Alter noch unruhiger Geist ihn fort nach Holland. Dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mit dem er hier zusammentraf, folgte er jetzt nach Berlin, wo ihm das ganze Kriegswesen anvertraut wurde, mit dem unmittelbaren Range nach den Prinzen von Geblüte. — Weniger geneigt war ihm der folgende Churfürst (hernach König) Friedrich III. Schomberg verließ dessen Dienste und begleitete Wilhelm von Oranien nach seinem königl. Thron nach England. Dort ward er Generalfeldzeugmeister, Ritter vom blauen Hosenbande, Herzog von Harwich und Brentfort, Freiherr von Tayas. In einer Schlacht gegen die Aufrührer am Flusse Boyne in Irland blieb er im 75sten Jahre seines Alters, 1690. —

Schoen, auch **Schoenhauer** oder **Schoengauer** (Martin) einer der ältesten und vorzüglichen deutschen Mahler, wurde zu Colmar, nach Andern zu Culmbach von augsburgischen Aeltern geboren und starb 1486, oder wahrscheinlicher 1499 zu Colmar. Er lernte bei Rupert Rust, und war unter Deutschlands Mahlern einer der Ersten, die sich einen bedeutenden Ruhm erwarben. Er wohnte zu Colmar, und stiftete eine dauernde Freundschaft mit Peter Perugino, dem Lehrer Raphaels. Wegen seiner damals sehr bewunderten Kunstfertigkeit erhielt er den Beinamen **Hipsch Martin** (Hübsch Martin) und die Italiener nannten ihn **Bonmartino** oder **Martino d'Anversa**. Michel Angelo soll in seiner Jugend den Traum des heil. Antonius, den Martin Schoen in Holz geschnitten hatte, copirt haben. Seine bekanntesten Stücke werden auf 121 geschätzt, von denen eine große Anzahl aus der biblischen und Kirchengeschichte sind. Noch gegenwärtig gestehen Kenner unserm Künstler ein seltenes Genie, einen Reichthum an Ideen und das Verdienst zu, seinen Figuren eine natürliche Bewegung gegeben und sich fast über alle Künstler seiner Zeit emporgeschwungen zu haben. Der Florentiner Gherardo, W. Hollar und Andere haben nach M. Schoens oder Schoenhauers Gemählden geätzt.

Schön, Schönheit. Da es uns hier darauf ankommt, dem Zwecke dieses Werks gemäß eine möglichst populäre Entwickelung der Idee des Schönen zu geben, so dürfen wir von Betrachtungen ausgehen, die sich unmittelbar an das **Wort** anknüpfen. Es ist jedem bekannt, auf wie verschiedenartige Gegenstände dasselbe angewendet zu werden pflegt, und wie verschiedener Meinung die Menschen in der Beilegung derjenigen Eigenschaft sind, die sie durch diesen Ausdruck bezeichnen, so daß Einige dieselbe gewissen Dingen beilegen, welchen Andere sie absprechen, oder gar das Gegentheil beilegen. Indessen würde man sich sehr irren, wenn man, wie Einige gethan, welche eine Wissenschaft des Schönen für unmöglich halten, daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Schöne keine feste und allgemeine Bestimmung zulasse, sondern etwas nach Willkür und Gewohnheit (z. B. durch nationelle Ansichten) Bestimmtes sey. Denn wie die Anwendung eines Gesetzes verschieden seyn kann, ohne daß das Gesetz sich ändere, wie ferner ein inneres Ge-

ſes und urſprüngliches Bedürfniß des Menſchen auf verſchiedene Weiſe vorgeſtellt und ausgeſprochen werden kann; ſo kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit ſich erhebende Menſch in dem Beſtreben, ſich mit ſchönen Gegenſtänden zu umgeben, und ſie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der Stufe der Bildung, ſich mehr oder minder vollkommen ausſprechen, und der Eine von dem Andern ſich in der Auswahl der einzelnen Gegenſtände, ſo wie in der Beurtheilung derſelben weit entfernen, mithin auch die Schönheit ſelbſt ſich durch ganz andere Begriffe oder Bilder denken, und der Eine als häßlich verwerfen, was der andre ſchön findet, ohne daß das Ziel ſich ändere, zu welchem alle unbewußt in dem Suchen des Schönen hinſtreben. Auf ähnliche Weiſe wird die Idee des Sittlichen auf höchſt verſchiedene Weiſe ausgeſprochen, wie wir von den verſchiedenen Moralprincipien ſehen; auch ſind die Menſchen in der moraliſchen Beurtheilung der einzelnen Handlungen keinesweges einſtimmig, ohne daß ſie als ſittliche Menſchen es wagten, das Weſen des Sittlichen für wandelbar zu halten. So verſchieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke ſeyn mag, ſo kommen doch alle darin überein, daß ſie unter dem Schönen etwas Vorzügliches, und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verſtehen; wenn auch das, was ſie für vollkommen halten, nicht wahrhaft vollkommen iſt. Die Schönheit iſt ſonach eine Idee, denn die Ideen ſind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, dem das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir ſelbſt durch den Ausdruck ſchön, welcher von ſcheinen herſtammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins, oder der Erſcheinung, die Schönheit iſt alſo die Idee von der Vollkommenheit der Erſcheinung, und ſchön iſt ſonach was einen vollkommenen Schein von ſich gibt. Das Schöne zeigt ſich alſo nicht nur an allen ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtänden, ſondern auch an denjenigen Veränderungen unſeres Inneren, die wir durch den innern Sinn erfahren, in ſo fern ſie durch die Einbildungskraft geſtaltet, ſich auf ſinnliche Vorſtellungen beziehen — denn in allen dieſen Fällen reden wir von Erſcheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdruck ſchön zunächſt an das ſichtbare denken, iſt nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausſtrahlenden Gegenſtänden ausgeht, die ſichtbaren Erſcheinungen aber die beſtimmteſten ſind, an welchen wir daher die Vollkommenheit ſinnlicher Gegenſtände am leichteſten und früheſten aufzufaſſen und feſtzuhalten gewohnt werden. Aus dieſem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunſt erkannt. Die Vollkommenheit der Erſcheinung iſt aber nicht bloß eine ſinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemeſſenheit der ſinnlichen Gegenſtände an unſere Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane beruhen, und in ſo fern ganz ſubjectiv ſeyn, oder zugleich auf objectiven Eigenſchaften der Dinge, die wir mittelſt der Empfindungen vorzuſtellen angeregt werden. Wäre das Erſtere der Fall, dann würden nebſt den Urſachen der äußern Lebensempfindung die Gegenſtände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweiſe ſubjective nennen (d. i. des Geruchs und des Geſchmacks), um dieſer Einwirkung willen ſchön ſeyn, da ſie doch nur einen materiellen Reiz in unſern Organen hervorbringen; und ſo fiele das Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zuſammen. Auch würde daraus folgen, daß der ſinnlichſte Menſch die Schönheit am meiſten zu faſſen fähig ſey, und daß das Schöne die ſinnlichen Begierden am meiſten reize; —

llein jenes widerlegt der Zustand uncultivirter Völker, die ... nur
von einigen Arten dessen, was schön genannt wird. Auch nennt
die Sprache Kunst- und Schönheitssinne nur diejenigen, durch
deren Empfindungen wir objective Eigenschaften, und zwar zunächst in-
dividuelle Formen der Dinge anzuschauen fähig sind. Wo wir aber
diese anschauen, da ist zwar der sinnliche Reiz nicht gänzlich ausge-
schlossen, aber es verbindet sich mit ihm die höhere Bedeutung des Gei-
stigen. Vollkommenheit der Erscheinung finden wir also da, wo wir
ein durch die Sinne oder durch die Einbildungskraft anschaubares und
überschauliches Ganzes betrachten und genießen, dessen Mannichfaltiges
nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Ge-
sammteindrucks zusammenstimmend wirkt (formale Vollkommenheit des
Gegenstandes), sondern auch zu einer das Ganze belebenden und bil-
denden Idee innigst übereinstimmt, (ideale Vollkommenheit). Die
Schönheit, oder die Vollkommenheit der Erscheinung besteht also darin,
daß die sinnlich vollendete Form, Form oder Ausdruck des Idealen
wird, und sich dadurch auf die höchsten Gegenstände der Menschheit
bezieht. Sonach ist weder das Sinnliche an sich schön, sondern nur
durch eine in demselben sich ausprägende Idee, noch das rein Geistige;
und wir reden nur uneigentlich von einer schönen Seele, wenn sie
sich nicht in entsprechenden anschaubaren Handlungen äußert, wie wir
andern Theils nur dann mit Recht von schönen Formen reden, wenn
wir dieselben auf einen idealen Typus beziehen können, der in ihnen
gleichsam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles dasjenige, was
sich dieser Idee nähert, ist etwas Sinnliches und Geistiges zugleich,
aber beides in harmonischer Verbindung sinnlich angeschaut. Hiermit
haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach
welchem die Schönheit (τα καλον) der erhabenen Idee des Guten
und Wahren beigesellt wird. — Gleichwie nun die Idee der Mensch-
heit beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in
welchem das rein Menschliche unter verschiedenem Charakter erscheint,
so wird auch die Anmuth (venustas) und Erhabenheit, von der
Idee der Schönheit umfaßt, so daß wir jene die weibliche, diese die
männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem
Gegensatz beruhen. Hiermit ist auch zugleich der Grund des gemeinen
und beschränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meisten
Aesthetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn sie das Schöne dem
Erhabenen entgegengesetzt, und unter jenem das Anmuthige,
Reizende, die Grazie (denn so wird dasselbe nur unter verschiedenen
Beziehungen genannt) verstanden haben; auch zeigt sich klar, wie ein-
seitig es ist, nur das Weibliche schön zu nennen. — Es kann näm-
lich, unbeschadet jenes harmonischen Verhältnisses, ohne welches kein
Ding schön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenstand be-
lebt, 1. entweder die Form ganz erfüllen, und gleichsam aus ihr hervor-
zugehen scheinen, welches der Fall ist, wenn die Idee selbst sich auf den
Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns
ganz anzieht und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommen-
heit der Form mit einem leichten Uebergewicht hervorzutreten scheint,
reden wir von Anmuth und Grazie (s. d. Art.) und sie ist mehr die
Gabe der Natur, der höchste Reiz, welchen diese ihren Bildungen ge-
ben kann, und sie erscheint auch überall natürlich und ungezwungen.
Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und
an ihre Beschauung fesselnde Bewegung sind die Zeichen der Anmuth,
ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung; oder 2.

die Form eines Gegenstandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben ist zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies ist das Erhabene; und das Erhabne liegt in uns, in so fern es Etwas ist, was den unendlichen Geist durch sichtbare oder hörbare Einwirkung in seinem innersten Wesen erschüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier scheint der Gegenstand mehr durch sein inneres Wesen auf uns zu wirken, als durch seine Form, ja er scheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felsenmassen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch seine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, — und seine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieser Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußrer Gegenstand entweder extensiv (dieses das Mathematischerhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intensiv (dieses das Dynamischerhabene, welches auf Wirksamkeit der Kraft beruht); das Geistige aber wirkt durch die Kraft der Vorstellung oder durch Hoheit des sittlichen Willens, das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede seyn, das unter dem Charakter der oben aufgestellten Idee der Schönheit erscheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich schön (mithin geistig-sinnlich) ist. Es wird durch das Zusammenwirken großer Kräfte erzeugt, und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen, und über das Gewöhnliche emportragen. In der Wirklichkeit nun neigen sich die Gegenstände (der Natur und Kunst) größtentheils zu einer dieser beiden Erscheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verschiedenen Graden hin. In der Kunst, deren Princip die Schönheit ist, soll die Anmuth durch Kraft gestärkt, das Erhabene durch Anmuth gesänftigt seyn, und so suchen beide, das männliche und weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geschlechter der Menschen zur gegenseitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menschheit liebend hinstreben, sich in den höchsten Werken der Kunst in einer Schönheit zu vereinigen. — Das Schöne ist ferner Naturschönes und Kunstschönes, und stellt sich dort bewußtlos, hier durch den weltumfassenden Geist des geniellen Künstlers dar. Von dieser Eintheilung ist zu unterscheiden eine andere häufig vorkommende: in Natur- und Idealschönheit, welche selbst das Gebiet des Kunstschönen bestimmen soll, und durch jene das in die Kunst übergetragene Naturschöne, durch diese das in dem Kunstgebiete ideemäßig und originell erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künstliche (intellectuelle und artistische) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunst verrathen oder voraussetzen. Hierüber haben wir Mehreres unter dem Art. Naturdichter, Naturpoesie gesagt. In der Kunst kann endlich das Schöne sich eben sowohl unter dem Charakter des Ernsten, als des Scherzenden darstellen. Das Komische also wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzusehen seyn, wenn es gleich seinem Begriffe zu widerstreiten scheint. Jede Kunst beruht aber auf einer eignen Darstellungsform der Schönheit, darüber vergl. die Art. Kunst, Poesie, Mahlerei u. a. — Der Verfasser dieses Artikels, welcher hier größtentheils seiner eignen Ansicht gefolgt ist, kann in Hinsicht der zahlreichen Literatur dieses Gegenstandes auf Ersch Lit. der schönen Künste, vergl. Nr. 5 — 31. (Systematische Schriften über Aesthetik), und insbesondere auf Nr. 55 — 67 S. 7 und 8 verweisen. Kenner werden beurtheilen, wie sich die hier gegebene Ansicht zu den kantischen Bestimmungen „1. Schönheit ist, was ohne alles Interesse gefällt, 2.

Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird; 3. schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt; 4. schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird," oder zu der daraus geflossenen Definition: schön ist, was durch seine Form gefällt, oder: was durch seine Form Einbildungskraft und Verstand in eine freie harmonische und spielende Thätigkeit versetzt, welche mit Wohlgefallen (einem hohen Gefühle der Lust) verbunden ist, verhalte. Doch ist zu erinnern, daß das Schöne auch bei Kant dem Erhabenen entgegengesetzt wird. Uebrigens vergl. mit diesem Art. den Art. Aesthetik, Baumgarten, Batteux. T.

Schöne Künste, s. Kunst Nr. III. und IV.

Schöne Wissenschaften, belles lettres. Unter ihnen verstand man sonst vornehmlich die Dichtkunst und Beredsamkeit, welche beide zu den Künsten gehören. Der Grund davon lag darin, daß man den Ausdruck Kunst, wie die Alten die Worte επιστημη und τεχνη, scientia und ars oft gleichbedeutend nahm, und so das Verschiedenartige verwechselte (vergl. den Art. Kunst Nr. II.). Den Unterschied der schönen Wissenschaften und Künste setzte man sonst in die Verschiedenheiten der Zeichen, deren sie sich zur Darstellung derselben Gegenstände bedienen. Die schönen Wissenschaften nämlich, sagte man, bedienten sich der willkürlichen Zeichen, worunter man die menschliche Sprache verstand; die schönen Künste dagegen bedienten sich der natürlichen, d. i. der Töne und sichtbaren Formen. Dann nennte man oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, alle nicht strenge Wissenschaften schöne Wissenschaften. Die Deutschen haben nach genauerer Untersuchung über die Verschiedenheit der Künste und Wissenschaften diesen Sprachgebrauch schon seit einiger Zeit mit Recht verlassen, so daß er fast nur noch historisches Interesse hat.

Schonen (schwedisch Skone), ist eine Provinz von Gothland in Schweden (s. d. Art.), und zwar im südlichen Theile Gothlands belegen. Es wird gegen Norden von den (schwedischen) Provinzen Bleckingen, Smaland und Halland, gegen Osten, Süden und Westen von der Ostsee, dem Sund und dem Cattegat umgeben. Diese Provinz ist nicht bloß einer der schönsten und fruchtbarsten Theile von Südgothland, sondern überhaupt des ganzen schwedischen Reichs. Vormals gehörte sie den Dänen, wurde aber im rothschildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Bleckingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat beinahe 260,000 Einwohner, Ueberfluß an Getraide, vortrefliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Clima. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel nach andern Provinzen Schwedens und nach dem Auslande bestehen in Getraide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden gibt es Störche und Nachtigallen.

Schöpflin (Johann Daniel), einer der berühmtesten deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, war 1694 zu Sulzburg im Breisgau, wo sein Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angestellt war, geboren. Er studirte zu Basel und Straßburg und wurde 1720 zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit an dieser Universität gewählt. In diesem Amte erlangte er einen so großen Ruf, daß er von mehrern Fürsten und Universitäten Berufungen empfing; er zog es indeß vor, in Straßburg zu bleiben. Im Jahr 1726 bereis'te er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr wurde ihm ein Canonicat an St. Thomas verliehen. Auch wurde er französischer

Rath und Historiograph. Die Geschichte des Elsaß beschäftigte ihn; um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war 1751 der erste Band seiner Alsatia illustrata, fol. Als er dieses Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der protestantischen Universität Straßburg zu sprechen und bewirkte deren Bestätigung. Der zweite Band der Alsatia illustrata erschien 1761. In der Zwischenzeit gab er die Vindiciae celticae heraus, worin er bewies, daß die Celten ein ganz von den Germaniern verschiedner Volksstamm waren. Als Supplement zu seiner Geschichte des Elsaß wollte Schöpflin noch eine Urkundensammlung und eine Sammlung der Geschichtschreiber dieser Provinz liefern. Diese Werke wurden erst nach seinem Tode von Koch unter dem Titel Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum Scriptores herausgegeben. Schöpflins letztes großes Werk war eine Geschichte seines Geburtslandes in 7 Quartbänden unter dem Titel: Historia Zaringo-Badensis 1763 — 66. Von seinen kleinern Abhandlungen sind mehrere in den Denkschriften der Akademie der Inschriften gedruckt. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Straßburg; Oberlin hat es in seinem Museum Schoepflinianum beschrieben. Schöpflin starb zu Straßburg im J. 1771.

Schöpfung ist ein Begriff, der im zweifachem Sinne gebraucht zu werden pflegt. In Beziehung auf das schaffende Wesen ist die Schöpfung derjenige freie Act der Gottheit, durch welchen die Welt hervorgebracht wurde; in Beziehung auf das Geschaffene aber der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge, daher man sich des Ausdrucks: sichtbare und unsichtbare Schöpfung bedient. In dieser passiven Bedeutung kommt der Begriff der Schöpfung meist nur im poetischen und oratorischen Sprachgebrauche vor, dagegen die erstere active die gewöhnliche und im wissenschaftlichen Vortrage geltende Bedeutung ist. Da sich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, so kann er auf die Art der Weltentstehung, die die Corpuscularphilosophie (s. d. Art. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch stimmt die in den orientalischen Cosmogonien und in den philosophischen Systemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem schaffenden Princip nur das Geschäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu gestalten, zukommt, die daher entstandene Lehre von einem der höchsten Gottheit untergeordneten Weltschöpfer (vergl. d. Art. Gnosis) und die Hypothese des Kirchenvaters Origenes, welcher sich die Existenz anfangsloser Weltenreihen vor Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems dachte, mit dem biblischen und christlichen Glauben nicht überein. Nach diesem Glauben hat Gott die Welt in Ansehung auf Stoff und Form aus nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, bloß durch das Machtwort seines Willens geschaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterscheidet diese erste unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geschöpfe sein Daseyn gibt. Die Philosophie der Neuern unterstützt den christlichen Glauben, indem sie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich sey und ohne einen von ihr verschiedenen, reingeistigen Urheber nicht hätte entstehen können.

E.

Schöppen nennt man 1. die Beisitzer in den Gerichten, besonders aber in den Dorfgerichten; 2. vom Staate bestellte Justiz-

collegien, deren Pflicht es ist, Urtel über die an sie zur Entscheidung geschickten Rechtssachen zu fällen, die aber keine eigentliche Gerichtsbarkeit haben. Ihr Name kommt von Schaffen, weil sie gleichsam das Urtel schufen, d. h. erfanden (daher man sie lateinisch Scabinos nennt), nach Andern von schöpfen, weil sie ihre Aussprüche aus den Rechten schöpften. Schon in den ältesten Zeiten Deutschlands nahmen die Richter, welche aus den Angesehensten des Volks gewählt wurden, sich freigeborne Beisitzer zu Hülfe, welche nicht allein Rath gaben, sondern auch selbst Urtheilssprüche machten, und von diesen Beisitzern, die man im Mittelalter Schöppen oder Schöffen nannte, und selbst in kleinen Orten und Dörfern als Gehülfen der Richter anstellte, schreiben sich noch unsere Dorfgerichts-Schöppen her, welche freilich jetzt wegen des außerordentlichen Umfangs des juristischen Wissens in rechtlichen Sachen nicht die geringste Gewalt haben, sondern bloß der Feierlichkeit und Ordnung wegen bei den meisten Handlungen, die vor Gericht geschehen, besonders bei peinlichen Sachen, gegenwärtig seyn müssen. Man hat ihrer gewöhnlich zwei, die zugleich mit dem Dorfrichter und Gerichtshalter das Personale des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter stiftete man aber in vielen Städten ganze Collegien von rechtserfahrnen Männern, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Personen die Urtelssprüche verfertigten, und nannte sie Schöppenstühle. Die Schöppen dieser Art waren damals beinahe die einzigen, welche des Rechts einigermaßen kundig waren; aber ihre Kenntniß erstreckte sich bloß auf das eigentliche deutsche Recht, welches sie daher auch sehr standhaft erhielten, und gegen das Eindringen der fremden römischen und canonischen Rechte schützten. Auch erwarben sie sich dadurch großes Verdienst, daß sie das deutsche Recht von seinem gänzlichen Untergange retteten (s. Sachsenspiegel); und wo entweder keine Gesetze vorhanden waren (wie sie denn damals fast gänzlich fehlten) oder ihre sehr eingeschränkte Rechtskenntniß sie verließ, entschieden sie nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft, obgleich oft sehr falsch. Das Ansehen derselben stieg so hoch, daß man nicht nur das ganze damals gebräuchliche vaterländische Recht nach ihren Entscheidungen bildete, sondern auch Ausländer, z. B. die Polen, ihre Rechtssachen freiwillig ihren Aussprüchen unterwarfen, welches besonders bei dem magdeburgischen Schöppenstuhle, dem berühmtesten unter allen, geschah. Da aber nachher theils das römische und canonische Recht im Jahr 1495, als subsidiarische Entscheidungsquelle der im deutschen Rechte nicht bestimmten Fälle, ausdrücklich aufgenommen wurde, theils den Juristenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtel zu machen, beigelegt wurde, verloren sie das Monopol der rechtlichen Entscheidungen und sanken sehr herab. Noch jetzt haben wir viele durch gründliche Kenntnisse berühmte Schöppenstühle, z. B. zu Halle, Jena, Leipzig, Wittenberg rc.

Schoppen, das Schöppchen, überhaupt ein hohles Gefäß. In Oberdeutschland ist es ein bestimmtes Maß zu flüssigen Dingen, welches in den meisten Gegenden die Hälfte, in einigen aber nur der vierte Theil eines Maßes ist, wo es dann auch wohl die Schoppe heißt.

Schöppenstuhl, s. Schöppen.

Schörl oder Schirl nennen einige Naturforscher ein Gestein aus dem Thongeschlechte. Es gibt hiervon mehrere Arten, die sich durch die Farbe, im Bruche und andere Eigenschaften unterscheiden. So findet man braunen, schwarzen und grünen Schörl, der theils wie Glas,

theils aber wie Fett glänzt. Der Bruch ist bei den mehrsten muschelig. Es sind crystallisirte Steine, die sich in 3-6- und gseitigen, der Länge nach gestreiften Säulen mit dreiseitiger kurzen Endspitze zeigen. Man findet darunter Spielarten von allen drei oben erwähnten Farben zugleich, welche die sonderbare Eigenschaft besitzen, daß sie erwärmt Asche und andere leichte Körper an sich ziehen und abstoßen. Diese nennt man Turmaline oder Aschenzieher. Man kann sowohl durch Reibung als dadurch, daß man sie in warmes Wasser legt, die Electricität dieser Steine erregen. Auf die letztere Weise äußert sich jene Eigenschaft stärker und dauernder, und selbst dann noch, wenn der Stein schon Stunden lang kalt ist.

Schottland (Caledonia, s. auch Edinburg, Glasgow und Großbritannien), ein mit England 1707 unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien vereinigtes Königreich, ist der nördliche Theil der Insel, und gränzt gegen Süden an das irländische Meer und an England, gegen Westen, Norden und Osten an das schottländische Meer. Das Königreich Schottland enthält 1634 geographische □ Meilen, und 1,600,000 Einwohner. Man theilt es in das nördliche, mittlere und in das südliche Schottland ein. Es umfaßt 30 Grafschaften, und mehrere Inseln. Die Bergschotten oder Hochländer wohnen im nördlichen Theil, sind muthig und streitbar, treu, gastfrei und freiheitsliebend Ihre Sprache, welche sich von allen übrigen unterscheidet, wird Erse oder die ersische genannt. Die nördlichen Gegenden Schottlands sind kalt, und überhaupt ist das ganze Land mit hohen und steilen Bergen angefüllt, hat jedoch vortreffliche Weiden und herrliche Viehzucht. Das hiesige Schaffleisch, obgleich die Schafe selbst nur klein sind, ist von vorzüglichem Geschmacke, und die Wolle gibt der spanischen an Güte nichts nach. In frühern Zeiten hatte Schottland seinen eigenen König. Seit dem Tode der Königin Elisabeth von England hatte es zwar mit diesem Reiche einerlei Regenten, allein doch noch immer sein eignes Parlament, welches erst bei der erwähnten Union der beiden Königreiche (1707) mit dem englischen vereinigt ward. Schottland hat im Oberhause des brittischen Parlaments 16 Lords oder Lairds, wie man die schottischen Pairs nennt, und im Unterhause 45 Repräsentanten.

Schout by Nacht, s. Admiral.

Schraffiren, s. Schatten, Schattirung.

Schreber (Daniel Gottfried), einer der berühmtesten ökonomischen und cameralistischen Schriftsteller, geboren den 14ten Jan. 1708 zu Schulpforte, wo sein Vater Rector war, studirte zu Leipzig, erhielt 1743 zu Erlangen die juristische Doctorwürde, gieng 1747 als Privatdocent nach Halle, ward 1760 zu Bützow Professor der Cameralwissenschaften, kam 1764 nach Leipzig gleichfalls als Professor der Oekonomie, Polizei- und Cameralwissenschaften, und starb den 29 März 1777. Durch seine gründlichen und zahlreichen Schriften über diese Gegenstände hat er in Deutschland Epoche gemacht. Wir führen hier bloß von seinen Werken an: Sammlung verschiedener Schriften, welche in die ökonomischen, Polizei-, Cameral- und andere Wissenschaften einschlagen, 16 Theile. Halle 1755. Von Kammergütern und Einkünften, 2te Auflage. Leipzig 1754. Neue Kameralschriften. Leipzig 1765 bis 1769. 12 Theile in 8.

Schrecken, eine heftige unangenehme Empfindung des Gemüths von einem plötzlich eintretenden, besonders von einem Gefahr drohenden Gegenstande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth so heftig,

und wirkt auf das Nervensystem so schnell nachtheilig, daß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nervensystem eine dessen Kraft vernichtende, lähmende Gewalt aus, so daß Betäubung, Ohnmacht, Stillstand des Herzschlags, Erstarrung der Muskeln, Lähmung, Schwindel, Schlagfluß, selbst Verrücktheit darnach folgen können. Ein Mensch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen wird, bekommt ein Gefühl, wie einen electrischen Schlag durch den ganzen Körper, sein Bewußtseyn verliert sich auf einen Augenblick oder es versenkt sich doch so in das Gemüth, daß er nur das Eine, was ihn so schmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. Eine Starrheit der Muskeln bemächtigt sich seiner im nächsten Augenblick; nach dem ersten Zusammenfahren bleibt er eine Zeit lang in der nämlichen Stellung; nach dem ersten unwillkürlich ausgestoßenen Ausruf bleibt die Sprache gleichsam in dem geöffneten Munde stecken. Der Herzschlag und das Pulsiren der Arterien wird so schwach, daß die sprichwörtliche Rede davon herkommt, „das Blut stand mir vor Schrecken in den Adern stille"; daher tritt auch ein Erblassen des Gesichts sogleich mit ein, das nur dann erst der lebensrothen Färbung wieder Platz macht, wenn der erste Eindruck des Schreckens vorbei ist. Die Röthe des Gesichts tritt um so schneller wieder ein, wenn der Gegenstand des Schreckens sich bei näherer Betrachtung in einen freudigen verwandelt, denn auch eine plötzlich eintretende Freude wirkt im ersten Augenblicke dem Schrecken gleich. Der Schrecken aber, der von einem wirklich unangenehmen Gegenstande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die folgende Nachwirkung immer schwächer wird, da jeder Affect sich in der Dauer selbst schwächt, was bei dem Schrecken um so eher geschieht, da der Gegenstand bei näherer Betrachtung nie das ist, was er bei dem ersten Eindruck zu seyn schien. In Rücksicht seiner Wirkung auf den Körper wirkt der Schrecken zunächst auf das Nervensystem vom Gemüth aus. Die plötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt jenes so außer Fassung, daß das Bewußtseyn außer Stand gesetzt ist, in demselben Augenblicke den Gegenstand, die Verhältnisse der Außenwelt und den Zustand des Gemüths klar zu überschauen, es bleibt daher fixirt auf die dunkle Vorstellung von dem Schrecken erregenden Gegenstand, und auf den erregten Zustand des Gemüths, so daß es für alles andere verschlossen bleibt. Diese einzige starke Erregung, sie mag nun sinnlich, durch einen wirklich zur Anschauung kommenden Gegenstand, oder durch ein bloß in der Einbildungskraft durch Worte, selbst durch eigne Phantasie erregtes Bild der Vorstellung geschehen seyn, ist aber so heftig, daß sie vor allen andern hervorragt, so wie unter einer sanften stillen Musik der Harmonica ein plötzlich schreiender Ton von einigen Trompeten ausgestoßen, alle jene Töne auf einmal verdunkeln, oder wie das sanfte Dämmerlicht des Mondenscheins plötzlich verschwinden würde, wenn auf einmal tausende von leuchtenden Feuerstrahlen von Sonnen ausströmten. So wie aber die gewöhnlichen Vorstellungen schnell durch Eine hervorbrechende verdunkelt werden, so müssen wir uns auch denken, daß die Organe der Seelenverrichtungen im Gehirne selbst auch gehemmt werden, da die Functionen des Geistes mit denen der Seelenorgane in so genauer Verbindung stehen. Alle traurigen Affecten wirken geradezu schwächend auf das Nervensystem, daher muß nothwendig der Schrecken, als der concentrirteste Affect, dies im höchsten Grade thun, und in einem Augenblicke die schrecklichste Wirkung vereinigen, welche langsamer wirkende unangenehme Affekten auf Wochen und Monate vertheilen. Doch ist die Wirkung des Schre-

ckens auch nicht bei allen Menschen gleich heftig, es kommt hier auf die Fassungskraft, welche man Gegenwart des Geistes nennt, und auf die Energie des Nervensystems an, vermöge deren es fähig ist, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerstehen. Je beweglicher das ätherische Nervenfluidum, desto reizbarer ist gewöhnlich der Mensch, desto schwächlicher ist er, und desto leichter jedem auf ihn losstürmenden Eindrucke hingegeben. Dagegen ein weniger beweglicher Nervenäther, weniger reizbare Nerven, oder ein festes Gemüth, das ein durch Erfahrung schon belehrter Geist in der gehörigen Herrschaft erhält, oder dessen Reizbarkeit auch durch ähnliche Affecten schon etwas abgestumpft worden ist, nicht so leicht erschüttert wird. Daher das, was den Einen heftig erschreckt, den andern nur stutzig macht, nämlich seine Aufmerksamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, was jedoch das Bewußtseyn für die übrigen Verhältnisse nicht verdunkelt, auch auf den Körper keine so fürchterlichen Wirkungen hat, als der Schrecken. Da der Schrecken seine Wirkungen auf den Körper schnell äußert, so ist es jedesmal nöthig, den nachtheiligen Folgen derselben zuvorzukommen. Hierzu sind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erschütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenstande des Schreckens losgerissen werden, das Bewußtseyn muß sich auf andere Gegenstände, besonders auf die Function des Verstandes und der Erkenntniß wenden, so daß der Gegenstand, welcher den Schrecken erregte, selbst von einer andern Seite angeschaut und untersucht wird. In physischer Rücksicht muß man suchen, die Lähmung des Nervensystems, die krampfhafte Erstarrung des Muskel- und Arteriensystems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuströmende, oder daselbst stockende Blut zu zertheilen. Man empfiehlt zwar den Aderlaß, um das Herz zu erleichtern, allein nach einem heftigen Schrecken wird selten Blut fließen, und wenn es wieder fließt, ist der Aderlaß nicht mehr, wenigstens nicht dringend nöthig, weil alsdann schon von selbst das Blut sich vom Herzen ableitet. Wo aber starke Vollblütigkeit Statt findet, kann auch nachher noch etwas Blut entzogen werden. Am besten und jederzeit anwendbar ist ein warmes Bad, wenigstens ein warmes Fußbad mit Abkochung von Senf, mit Salz und Asche, dabei gebe man von Zeit zu Zeit eine Tasse warmen Melissen- oder ähnlichen Thee, reibe den ganzen Körper mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürste, mit aromatischen Essenzen besprengt. Man lasse öfters an dergleichen stärkenden Essenzen oder Spiritus riechen, z. B. an dem sogenannten englischen Riechsalze, Salmiakspiritus mit Lavendelöl, cöllner Wasser, u. dergl. Innerlich kann man auch zunächst etwas kräftig ableitendes, und beruhigendes, z. B. Salz in Wasser aufgelöst, Salpeter mit Weinsteinrahm, geben, dann aber, wenn der erste Sturm vorüber ist, lasse man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Essigäther in Wasser, oder Thee, oder hoffmannschen Liquor nehmen. Ist der Schrecken vorher, ehe man etwas gegessen hat, vorgefallen, so thut man wohl, den Tag über zu fasten, bis die Ruhe und Harmonie im Körper wieder ganz hergestellt, und die Verdauungskraft wieder in Thätigkeit ist. War es der Fall während oder kurz nach der Mahlzeit, so können von den Speisen im Magen, welche wegen Unterbrechung der Verdauung als heterogene Reize liegen bleiben, üble Zufälle erregt werden. Man thut daher wohl, durch ein Brechmittel diese fortzuschaffen, welches zugleich als ein kräftiges Ableitungsmittel wirkt. Indessen ist es rathsamer, einen Arzt, wenn man einen in der Nähe hat, um Rath zu fragen.

Vorzüglich aber muß dieses letztere geschehen, wenn bedenklichere Zufälle auf einen Schrecken eingetreten sind, und noch für die Folgen desselben zu fürchten ist, was oft bei Frauenzimmern der Fall ist. H.

Schreibekunst ist die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen, auf Papier oder einer andern Masse, seine Gedanken vorzustellen. Sie begreift als Haupttheile 1. die Schönschreibekunst oder Kalligraphie (s. d. Art.), 2. die Rechtschreibekunst oder Orthographie (s. d. Art.) — welche auch ein Theil der Grammatik oder Sprachlehre (s. d. Art.) — ist. Noch gehören zu derselben als Nebentheile 3. die Geschwindschreibekunst oder Tachygraphie, 4. die Geheimschreibekunst (Kryptographie oder Steganographie) und 5. die Schreibmahlerei (m. s. alle diese Art. unter ihren besondern Rubriken). Die erste Grundlage der Schreibekunst waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Gegenstände aufbewahrte, aus denen späterhin die Hieroglyphen (s. diesen Art.) entstanden. Als eigentliche Erfinder der Buchstabenschrift nennt man die Phönizier; von diesen kam sie zu den Griechen, welche sie den Lateinern und diese wiederum den Römern bekannt machten. Mit der Herrschaft der Römer wurde die Schreibekunst immer mehr verbreitet. In Deutschland (auf welches wir uns hier allein einschränken), war anfangs die Runenschrift (s. d. Art.) bekannt; jedoch blieb hauptsächlich die lateinische Schrift, so wie die lateinische Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, theils weil die deutsche Sprache noch zu rauh, und an Worten sehr arm war. Erst unter Carl dem Großen wurde sie durch Kero und Otfried gebildet; und man fing auch im neunten Jahrhundert an, sie zu schreiben, jedoch bloß mit lateinischen Buchstaben. Ueberhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge, nicht bloß mit lateinischer Schrift, sondern auch in lateinischer Sprache abgefaßt, weil die Geistlichen, die allein der lateinischen Sprache mächtig waren, sich durch den Gebrauch derselben in dem Alleinbesitz der wichtigsten Staatsämter zu erhalten suchten. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins dreizehnte Jahrhundert, unter die Regierung Kaisers Friedrich II., dagegen andere diesen Zeitpunkt später annehmen. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wohl am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert. Deutschland hat, wie Breitkopf bemerkt, nur zwei eigne Schriftarten, die Fractur- und Current-Schrift, indem die Kanzlei-Schrift bloß eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fractur ist, in der die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Fracturschrift bildete sich aus der im eilften Jahrhundert entstandenen sogenannten neugothischen oder Mönchsschrift. Späterhin und erst am Ende des funfzehnten Jahrhunderts kam auch bei dem Drucke die Current- oder Cursivschrift in Gebrauch; man hatte nämlich bisher bloß mit gerade stehender Schrift gedruckt, allein der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand auch die schief liegende oder Cursivschrift. Im sechzehnten Jahrhundert erhielt endlich die deutsche Schrift ihre vorzüglichste Ausbildung durch Albrecht Dürer (s. d. Art.); dieser setzte anfangs für die Fractur, nachher auch für die übrigen Schriften die gehörige Proportion fest, worauf sie durch seine Schüler und die Schönschreiber die jetzige regelmäßige Gestalt erhielten.

Schreibmahlerei (die Mahlerei mit der Feder) dankt ihren Ursprung den Schreibmeistern oder Schönschreibern. Zur Zeit der Er-

findung der Buchdruckerkunst war besonders in Nürnberg eine Classe derselben, die man Modisten nannte; diese suchten nicht bloß schön zu schreiben, sondern auch ihre Schrift durch allerlei Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei; sie schrieben nämlich mit so kleinen Buchstaben, daß man solche kaum ohne Vergrößerungsglas lesen konnte. Der Gebrauch derselben erhielt sich im 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhunderts; und man findet noch in öffentlichen Bibliotheken und Bildercabinetten ganze Bildnisse mit Einfassungen, die aus ganz kleiner Schrift bestehen, welche die Geschichte der abgebildeten Person oder eine Lobschrift derselben enthält. Da diese Arbeit mit vieler Mühe verbunden war; so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum und fertigten zu Auszierung ihrer Schriften, besonders zu Anfang und am Ende derselben, mit der Feder ganze Landschaften u. dergl. Der bessere Geschmack hat jedoch sowohl die Kleinschreiberei als auch die eigentliche Schreibmahlerei in Vergessenheit gebracht.

Schrift, heilige. Vergleiche die Artikel Bibel und altes und neues Testament.

Schriftgießerei (Schriftgießerkunst) oder die Kunst, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von Peter Schoiffer, einem Geistlichen zu Gernsheim und Gehülfen von Johann Faust, gegen das Jahr 1452 zugleich mit der Buchdruckerkunst erfunden (s. auch den Art. Buchdruckerkunst). Das Verfahren bei der Schriftgießerei ist ungefähr folgendes: Der Buchstabe wird zuerst erhaben auf einen stählernen Stempel (poinçon) geschnitten, und dieser dann so gehärtet, daß man ihn in Kupfer einschlagen kann; dieser Abschlag oder diese Form wird die Matrice genannt, in welche die Buchstaben hernach mittelst der Gießlade (moule) gegossen werden. Die gegossenen Buchstaben werden dann auf Sandstein abgeschliffen, auf den Winkelhacken zusammengesetzt und in dem Bestoßzeuge (coupoir) durch Abhobeln und Abschaben der Rauheiten, unnöthigen Ecken und des Grades (rebord) fertig gemacht, im Schiff in Columnen aufgesetzt und aufgebunden. — Das Metall übrigens, aus welchem die Buchdruckerlettern gegossen werden, ist eine Zusammensetzung aus Blei und martialischem Spießglaskönig, welcher dem Blei die nöthige Härte gibt. Im Jahr 1467 brachten zu Rom zwei Deutsche Arnold Pannarz und Konrad Schweinheim, zuerst die Antiqua zu Stande. Der Italiener Aldus Manutius, welcher 1515 starb, hat die Cursivschrift erfunden. Die rechten Schriftmaße der zierlichen deutschen Schrift brachte Johann Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die sogenannten Schwabacher Schriften. In den ersten 200 Jahren der Buchdruckerkunst hatte Leipzig eigne Schriftschneider und eigentliche Schriftgießereien nicht; die erste, wovon man Nachricht hat, besaß der Buchdrucker Hahn im Jahre 1656, die er aber an den Buchdrucker Janson verkaufte. Aus dieser entstand in jenem Jahrhunderte noch die berühmte ehrhardische; allein die Abschläge zu den Schriften ließ sowohl diese als die zugleich entstandene porsdorfische Gießerei von Nürnberg kommen, wo es immer geschickte Schriftschneider gab. Der Buchdrucker, der sich in Leipzig zuerst aufs Stempelschneiden legte, war Müller; die bei seinem frühen Absterben hinterlassenen Stempel und der Anfang einer kleinen Gießerei kamen durch Heirath seiner Witwe 1719 an den ältern (Bernhard Christoph) Breitkopf, dessen Sohn, Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf, sich durch große Er-

weiterung und Verbesserung seiner Schriftgießerei (welche noch jetzt eine der vollständigsten in Europa ist) durch Erfindung der musikalischen Typen, der Landkartentypen und der beweglichen Lettern zur chinesischen Schrift, hauptsächlich aber als Historiograph seiner Kunst große Verdienste erworben hat. Das größte Verdienst bei der Schriftgießerei besteht in der Kunst, Stempel zu schneiden; und hierin haben sich früher Baskerville, unter den Deutschen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didote in Paris und Bodoni in Parma sehr ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichsten Schriftgießereien in Deutschland sind, außer der schon erwähnten breitkopfischen die tauchnitzische in Leipzig, die prillwitzische in Jena, die ungersche und frankische in Berlin, die mannsfeldische in Wien 2c.

Schriftsässig heißen namentlich in Sachsen solche Rittergüter, deren Besitzer bloß in der Landesregierung oder in sonst einem hohen Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der ersten Instanz, Recht zu leiden pflichtig sind, und deren Gerichte auch nur ein solches hohes Collegium als ihre Appellationsinstanz anzuerkennen brauchen. Amtssässige Güter dagegen sind solche, deren Besitzer das Amt, unter welchem sie liegen, als ihre erste Instanz anerkennen müssen, und deren Gerichte auch hier ihre erste Appellationsinstanz haben. Die schriftsässigen Güter zerfallen wieder in altschriftsässige, denen die Landtagsfähigkeit nebst den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zusteht, und in neuschriftsässige, bei denen dies nicht der Fall ist, sondern welche bloß ihren Besitzer der Gerichtsbarkeit des Amtmanns entziehen. — Auch mit allen höhern Titeln und Prädicaten ist die auf den Gerichtsstand sich beziehende Schriftsässigkeit verbunden.

Schröder (Friedrich Ludwig), geboren zu Schwerin den 3ten Nov. 1744, ein als Schauspieler, dramatischer Dichter und Mensch gleich ausgezeichneter Mann. Seine Mutter, Sophie Charlotte Schröder, geborne Biereichel aus Berlin, war die Gattin eines Organisten, von dem sie sich, weil er kein guter Wirth war, trennen mußte, und 1742 in Hamburg eine Schaubühne eröffnete. 1744 vereinigte sie sich wieder auf kurze Zeit mit ihrem Gatten, der bald nachher starb, und jener Wiedervereinigung verdankte Schröder sein Daseyn. 1749 verheirathete sich seine Mutter in Moskau mit dem berühmten Schauspieler Konrad Ernst Ackermann. Sie errichteten mit ihrem in Rußland ersparten Gelde in Königsberg eine eigne Schaubühne. In letzterer Stadt erhielt der junge Schröder auf dem Friedrichscollegium seinen ersten Schulunterricht, und blieb dort während der Reisen seiner Aeltern eine Zeitlang zurück. Schon sehr frühe betrat er die Bühne. Als Kind von zwei Jahren figurirte er schon, und in seinem vierten Jahre sprach er zum ersten Mal öffentlich. In Petersburg mußte er 1748 in einem allegorischen Vorspiele die Unschuld repräsentiren, wofür er den Beifall der Kaiserin in so hohem Grade erhielt, daß sie ihn in ihre Loge holen ließ, ihn auf den Schooß nahm und beschenkte. Nach verschiedenen Wanderungen durch Preußen, Polen, durch die Schweiz und am Rhein kam der junge Schröder mit seinen Aeltern, welche ihr Leben nur auf eine kümmerliche Weise fristen konnten, nach Hamburg, wo Ackermann 1764 seine Bühne eröffnete, und der Gründer des dortigen stehenden Theaters ward. Schröder machte bei dieser Schauspielunternehmung zugleich den Balletmeister, und erntete durch seine fertigen komischen Tänze den höchsten Beifall ein. In der Komödie spielte er damals die

Bedienten mit Leichtigkeit und Laune, dabei sprach er mit sehr geläufiger Zunge und richtiger Diction, und belebte seine Rollen durch ein höchst glückliches Mienenspiel. Als Ackermann 1767 seine Bühne an Seyler überließ, ging Schröder ab, weil Seyler das Ballet aufgab, doch schon 1768 trat er wieder in die Seylersche Gesellschaft ein, von welcher Ackermann bald darauf die Direction aufs neue übernahm, und jetzt ward Schröder wiederum Balletmeister. Nach Ackermanns Tode erhielt er die Direction, und zeichnete sich durch seine große Kenntniß des Theaters, durch seine eifrige Sorge für die sittliche und geistige Vervollkommnung der Schauspieler, und durch seinen eigenen musterhaften moralischen Wandel vor fast allen Theaterdirectoren auf das ruhmvollste aus. 1771 trat er zuerst als dramatischer Schriftsteller mit seinem Lustspiele, der Arglistige, auf, dem in der Folge mehrere theils Originalwerke, theils Bearbeitungen ausländischer Stücke folgten. Am 26sten Juni 1773 verheirathete er sich mit Anna Christine Hart, geb. 1756 zu Petersburg, und in der dortigen Tanzschule erzogen. Sie bildete sich gleichfalls zu einer vortrefflichen Schauspielerin, wobei sie durch Jugend, Gestalt und Talent unterstützt wurde. In Merciers Essighändler soll Schröder zuerst (1773) seinen Uebergang von komischen zu tragischen Rollen gemacht haben; allein der Essighändler gehört durchaus nicht zu den ernsthaften Rollen, sondern ist echt humoristisch. Daß Schröder so plötzlich dem Publikum als ein vollkommener tragischer Schauspieler erschien, kam daher, weil er von Jugend auf, sobald sein ansehnlicher Wuchs es erlaubte, einige jugendliche Liebhaber und Helden spielte. Erst da er sich vorzüglich dem Tanze widmete, überließ er diese Rollen an Andere, und beschränkte sich auf die komischen Bedienten, welches in den damaligen französischen Stücken ein bedeutendes Fach war. Durch den Abgang mehrerer Schauspieler, als Borchers, Reinecke's und Brockmann's, ward er jedoch gewissermaßen gezwungen, wieder ernste Rollen zu übernehmen, und gleich die erste öffentliche Darstellung ließ nichts zu wünschen übrig. Besonders zeichnete sich Schröder durch die Richtigkeit seines Urtheils, vermöge dessen er die erreichbaren Absichten des Dichters vollkommen zu fassen und seine Kräfte zu ordnen wußte, aus. Er verstand den Dichter und verbesserte ihn, wo es nöthig war; dabei hatte er immer seine Sprache, seinen Körper und seine sehr reizbare Einbildungskraft in seiner Gewalt. Schröders Gattin glänzte besonders als Ophelia in Hamlet, so wie er in seinem König Lear der Maßstab tragischer Größe ward. 1780 machte Schröder eine große theatralische Reise. Er besuchte Paris, spielte in Berlin, Wien, München und Mannheim, und nahm 1781 einen Ruf nach dem k. k. Theater in Wien an. Im Jahre 1782 erschien Schröder in seiner glanzvollsten Periode als Dichter. Sein Testament, der Murrkopf und der Fähndrich wurden zum ersten Male gegeben, und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. 1786 kam er von Hannover mit seiner Gesellschaft nach Hamburg, eröffnete den 19ten April sein Theater, und seit dieser Zeit hat Hamburg ununterbrochen eine stehende Bühne gehabt. 1798 überließ er seine Schaubühne an andere Unternehmer, und begab sich auf sein Gut Relling; doch im Jahre 1811 übernahm er sein Theater von neuem und leitete die Direction bis an seinen Tod, den 3ten Sept. 1816. Sein Leichenbegängniß war besonders auch durch die Theilnahme der Freimaurerloge, in welchem Orden er sich sehr thätig und wirksam bewiesen hatte, prachtvoll und feierlich. Unstreitig hat Schröder sich als dramatischer Dichter sehr große Verdienste erworben; als Mensch aber war er gewiß einer der

dellsten Männer seines Standes, der mit Recht von seinen Mitbürgern erehrt und geliebt ward.

Schröckh (Johann Matthias), zu Wien, wo sein Vater Kaufmann war, den 26sten Juli 1733 geboren, wurde von seinen eifrig lutherischen Aeltern in alterthümlicher Frömmigkeit erzogen, und, um seine Bildung auf dem lutherischen Gymnasium zu Preßburg zu begründen, im 16ten Jahre seinem mütterlichen Großvater, Matthias Bel, evangelischem Prediger daselbst, übergeben. Hier brachte die früh erweckte Anhänglichkeit an seine Glaubensgenossen und der Anblick der harten Bedrückungen, die sie damals von dem catholischen Klerus in Ungern und Oesterreich leiden mußten, das lebhafte Gemüth des Knaben zu dem Entschlusse, einst Prediger unter ihnen zu werden und ihre gerechte Sache zu verfechten. Sein Vater, der ihn lieber im Comtoir gesehen hätte, gab dieser Neigung nach, und sandte ihn nach jenes Großvaters Tode 1750 auf die Schule zu Kloster Bergen, wo Schröckh in seiner Religiosität bestärkt und nach anderthalb Jahren zur Akademie reif wurde. Er kam nach Göttingen unter Mosheim und Michaelis. Ersterem verdankte er den Geschmack an der Geschichte und historischen Kunst, dem Andern die Kenntniß der orientalischen Sprachen und den Trieb zum eigenen Forschen. Dagegen trat hier an die Stelle jener frühern Neigung zum geistlichen Amte die Lust am akademischen Leben, für welches er sich ganz entschied, da sein Oheim, der damalige Professor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zu sich rief, und nicht nur zum Mitarbeiter bei den von ihm redigirten Actis eruditorum und den leipziger gelehrten Zeitungen wählte, sondern auch sonst reichlich unterstützte. Dem Recensentengeschäft, welchem Schröckh hier die meiste Zeit widmen mußte, war er freilich noch nicht gewachsen, doch gewann er dabei an Leichtigkeit im Excerpiren und Darstellen, und nebenbei wußte er den Unterricht Christs und Ernesti's für seine philologische Bildung gut zu benutzen. Seit 1756 hielt er als akademischer Docent zu Leipzig Vorlesungen über die Bücher des A. Testaments und über die zur Theologie gehörigen historischen Disciplinen, und fing neben einigen wenigen bedeutenden schriftstellerischen Versuchen die Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten und die allgemeine Biographie an, deren erster Band 1767 erschien. Durch dieses letztere Werk begründete er seinen Ruf als ein für die damalige Zeit geschmackvoller Geschichtschreiber. Schon 1762 war ihm eine außerordentliche Professur übertragen worden, und da sich zu Leipzig eben keine passende Gelegenheit zu seiner weitern Beförderung zeigte, nahm er 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an; ein Entschluß, an dem die Liebe zu seiner Braut, welche 1768 die treue Gefährtin seines Lebens wurde, größern Antheil hatte, als sein natürlicher Beruf. Obwohl classisch gebildet, schien er doch bei den Vorlesungen, die er nun zu Wittenberg über hebräische und lateinische Dichter las, fremden Göttern zu dienen, seine Amtspoesien waren von geringem poetischen Gehalt; eifrig aber fuhr er fort, sich in seinen historischen Collegien und Schriften immer mehr des Gebiets zu bemächtigen, auf dem er sich auszeichnen sollte, und ganz kam er in sein Element, als er 1775 die Professur der Geschichte antrat. In diesem Amte widmete er sich der Geschichte allein, und wußte den Cyclus der historischen Wissenschaften durch seine Collegien über die Geschichte der Kirche, der Reformation, der Theologie und die christlichen Alterthümer, über Literar-, Reichs-, Staaten- und sächsische Geschichte und über die Diplomatik in drei Jahren so zu vollenden, daß das Bedürfniß der Studirenden zu Wittenberg in diesen

Disciplinen von ihm allein befriedigt wurde. Nicht hinlänglich mit den nöthigen Hülfsmitteln versorgt, wäre er gern nach dem auch literarisch reicheren Leipzig zurückgekehrt, als die Professur der Geschichte daselbst 1780 erledigt ward. Nach dem Fehlschlagen dieses Wunsches verlor er aber die Lust zu weiteren Veränderungen seines Wirkungskreises, worin er bei dem steigenden Beifall seiner Zuhörer und des großen Publicums seiner Schriften immer die Freude seines Lebens fand. Ein durch schriftstellerische Thätigkeit erworbenes kleines Vermögen verstattete ihm den Genuß jeder Bequemlichkeit und Aufheiterung, die sein genügsamer Sinn begehren möchte, die ausgezeichnetste, durch keine Rivalität verkümmerte Achtung seiner Mitbürger und ein wohlgegründeter Ruhm in der gelehrten Welt, die ihn bald unter die ersten Geschichtschreiber seiner Zeit zählte, befriedigte seinen Ehrgeiz, eine durch die regelmäßigste Lebensordnung befestigte Gesundheit und ein schnelles Gelingen bei seinen Arbeiten sicherte ihm die ungestörteste Zufriedenheit. Das Ministerium zu Dresden erkannte sein Verdienst nach Vollendung seiner Kirchengeschichte bis zur Reformation durch ein Belobungsdecret und Ehrengeschenk an; den ihm zugleich angebotenen Hofrathstitel lehnte er im Bewußtseyn der Würde seines berühmten Namens ab. Reisende Gelehrte und Große pflegten unter den Merkwürdigkeiten Wittenbergs vorzüglich ihn aufzusuchen, und der Kaiser Alexander ehrte ihn bei seiner Durchreise 1805 als seinen Lehrer in der Geschichte mit besondern Auszeichnungen. Sein häusliches Glück verdankte er seiner wirthlichen Gattin allein, denn von vier Kindern, die ihm geboren wurden, erlebte nur eins das vierte Jahr. Dagegen umgab ihn die Freundschaft seiner edelsten Collegen, von denen Reinhard, Nitzsch und Wiesand ihm am nächsten standen. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachsen in die Gewalt der französischen Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umstürzte. Durch diese Ereignisse und in Folge des Uebermaßes seiner Thätigkeit für die Kirchengeschichte, mit der er eifriger, als seinem Alter zukam, zum Ende eilte, sank plötzlich die Kraft seines sonst ungeschwächten Körpers, Gichtschmerzen nöthigten ihn 1807 seine Vorlesungen einzustellen; an seinem 76sten Geburtstage hatte er das Unglück, durch einen Fall von der Bücherleiter in seiner Bibliothek das Bein zu brechen, worauf er nach sechstägigen Leiden am 1sten Aug. 1808 starb. Nitzsch und Pölitz setzten ihm kleine biographische Denkmale, eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters hat Tzschirner im 10ten Bande der schröckhschen Kirchengeschichte seit der Reformation mitgetheilt. Schröckhs Körper stellte sich angenehm dar, sein Gliederbau war fein und proportionirt, sein Anstand gefällig und ungezwungen, der Ausdruck seiner Züge lebendige Regsamkeit und Selbstgefühl gemildert durch Wohlwollen. Mäßig im Genuß, frei von heftigen Leidenschaften erhielt er sein Gemüth in einem Gleichgewichte, bei dem er die Tugenden des geselligen und bürgerlichen Lebens ohne Mühe bewies. Er wußte mit zweckmäßiger Freigebigkeit wohlzuthun, redlich und edel im Handeln, human im Umgange, theilnehmend und freundlich im Gespräch, gütig gegen Schwache zu bleiben. Seine Ueberlegenheit machte er wohl bisweilen stärker, als emporstrebende junge Docenten gern sehen mochten, doch nie bis zur Beleidigung geltend, und wenn sein mit Witz geschärfter Spott Andersdenkende und neue Erscheinungen auf dem Felde der Wissenschaft, z. B. die kantische Philosophie, über die ihm kein Urtheil zustand, verfolgte, so ging dieser Fehler aus einer Beschränkung hervor, die seine Gewohnheit in Wittenberg alles unter sich zu sehen und sein

ehr an die Wirklichkeit gewiesenes Naturell erklärt. Zur philosophi-
hen Speculation und Tiefe, zu einem kühnen Schwunge der Gedan-
en war er nicht aufgelegt. Sein Talent hielt sich in der Mitte, zu
er jeder heranreichen kann. Daher die Faßlichkeit seiner freien Vor-
äge und des Tones in seinen Schriften. Doch verband er mit diesem
üchternen Wesen die Gabe einer schnellen und richtigen Combination,
ne gesunde Beurtheilung, ein ungemein glückliches Gedächtniß und
ine Lebendigkeit im Empfinden und Darstellen, die ihm seine Arbeiten
icht machte, ohne ihrer Gründlichkeit zu schaden. Ein großer Fleiß
n Sammeln und Forschen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten,
ine musterhafte Treue und Zuverlässigkeit, eine verständige, bequeme
nordnung blickt aus den Werken seiner historischen Kunst hervor;
ine Sprache ist nicht erhaben, aber edel, sein Styl einfach, klar,
cht und belebt genug, um seinen Schriften Leser aus allen Classen
u verschaffen. Daher die weite Verbreitung seiner Weltgeschichte
ür Kinder, welche zuerst 1779 — 84 in 4 Bänden mit 100 Kupfern
rschien, seiner historischen Compendien, welche ältere unzweckmäßige
erdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und seiner in
ehreren einzelnen Darstellungen vortrefflichen allgemeinen Bio-
raphie, welche 1767 — 92 in 8 Bänden erschien. Auch hat er zur
erausgabe von Guthrie's und Gray's allgemeiner Weltgeschichte die
alienische, französische, niederländische und englische Geschichte 1770 — 76
it einer Einsicht und Sorgfalt bearbeitet, die diesen Uebersetzungen
en Vorzug vor dem Original verschafft hat. Doch unsterblich ward
in Name durch seine Kirchengeschichte. Dieses Anfangs weder so groß
ngelegte, noch für Gelehrte bestimmte Werk, dessen Plan sich erst un-
r der Arbeit entwickelte, erschien unter dem Titel christliche Kir-
engeschichte 1768 — 1803 in 35 Bänden, in denen die Erzählung
is zum Zeitpunkte der Reformation fortgeführt ist; daran schließt sich
ine Kirchengeschichte seit der Reformation 1804 — 12 in
Bänden an, deren zwei letzte von dem leipziger Theologen Tzschirner
it rühmlicher Einsicht und Sorgfalt abgefaßt sind. Schröckh hat in
iner Kirchengeschichte unstreitig das schönste Zeugniß und die reifste
rucht seines Lebens gegeben; sie ist das vollständigste zusammenhän-
nde Gemählde der Menschen und Begebenheiten, die seit achtzehn
ahrhunderten in der christlichen Kirche Bedeutung erhielten; und ha-
n auch Andere Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger
rgestellt, so gibt es doch kein anderes Werk, in dem das Ganze um-
fender, lehrreicher und anziehender behandelt wäre, als in dem
röckhischen. Auch solchen Lesern sagt es zu, die bei andern geistvol-
n Kirchenhistorikern die christliche Gesinnung ungern vermissen; denn
aufrichtige Frömmigkeit, mit der Schröckh an den Lehren und Ge-
äuchen seiner Kirche hing und die heil. Schrift als ein über jeden
eifel erhabenes Wort Gottes achtete, erlaubte ihm nicht, dem skepti-
en Geiste neuerer theologischen Untersuchungen Einfluß auf seine
rstellungen zu verstatten. Sey es, daß die Gelehrten deßhalb eine
ere philosophische Kritik und ein rasches Fortschreiten mit der Zeit
Schröckhs Kirchengeschichte vergebens suchen, so wird sie doch kei-
n protestantischen Leser den Glauben an die Göttlichkeit der Wahr-
en und Anstalten nehmen, die ihm heilig sind. F.

Schröpfer (Johann Georg), ein berüchtigter Betrüger in der
tte des vorigen Jahrhunderts, der zu jener Zeit großes Aufsehen
hte. Nachdem er als Caffeewirth in Leipzig Bankerott gemacht
e, nahm er mit der größten Frechheit den Titel eines französischen

Obersten und den Namen eines Barons von Steinbach an, und wollte den Freimaurerorden, der nach seinem allerdings nicht grundlosen Vorgeben viel von seiner ursprünglichen Reinheit verloren hatte, reformiren; allein gerichtliche und außergerichtliche Züchtigungen, die ihm zu Theil wurden, veranlaßten ihn, ein Vorhaben aufzugeben, wozu er nicht den mindesten Beruf hatte. Desto mehr Aufsehen machte er als Geisterbeschwörer. Nur wenigen Auserwählten — unter denen sich sogar fürstliche Personen befanden — zeigte er, nachdem er durch berauschende Getränke und die schauerlichsten, mit religiösem Aberglauben durchwebten Vorkehrungen die Sinne erhitzt hatte, seine Zaubergebilde, die er für Erscheinungen von Verstorbenen ausgab. Daß künstlich getroffene Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, und nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, daß endlich der exaltirte Zustand seiner Jünger die letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wohl kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Electricität hier mitwirkten, unter Schröpfers Zuschauern wenig tiefer blickende Menschen waren, und sein Ansehen durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er, so wie mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger, das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Am 8ten Oct. 1774 ging er mit einigen seiner Freunde, unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts, und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Ueberlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache.

Schrot heißt beim Münzwesen das Gepräge oder die äußere Tüchtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegensatz von Korn, welches den innern Gehalt, das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzsorte haben muß, bezeichnet.

Schubart (Christian Friedrich Daniel), geboren den 26sten März 1739 zu Obersontheim, in der zum fränkischen Kreise gehörigen Grafschaft Limpurg, wo sein Vater Cantor war. Letzterer ward späterhin als Prediger in Aalen angestellt, wo unser Schubart seine erste Erziehung genoß. Er zeigte Anfangs wenig Fähigkeiten, aber plötzlich erwachten seine Geisteskräfte; er übertraf bald alle seine Mitschüler, und bewies zugleich ein bewundernswerthes musikalisches Genie. 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griechischen und römischen Classiker, studirte auch die Werke deutscher Dichter, besonders Klopstocks Messias, und machte lateinische und deutsche Ausarbeitungen, auch Volkslieder, welche er selbst componirte, und die ihrem Zwecke entsprachen. 1756 wurde er auf die Schule zum heiligen Geist nach Nürnberg geschickt. Obgleich er hier Nahrung für seinen Kunstsinn fand, sehnte er sich doch, seinem Hange zur Ungebundenheit gemäß, nach der Universität, und ging 1758 nach Erlangen, wo er sich bald einem zügellosen Leben überließ, sich in Schulden stürzte, und von wo er mit wenig Kenntnissen und einem verwilderten Herzen zu seinen Aeltern zurückkehrte. Seine Gesundheit war durch seine Ausschweifungen zerstört; aber sein Vater freute sich, daß er fertig Latein sprach, und gut auf dem Claviere spielte. Die Musik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen und der Gegend umher sein Brot durch Predigen für die dortigen Geistlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organist in Geislingen, schien jetzt fleißig und ordnungsliebend zu

werden, und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte, und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. 1768 wurde er Musikdirektor in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Offizieren Vorlesungen über Aesthetik hielt, große Bekanntschaften machte, aber sich immer größern Ausschweifungen überließ, Schulden machte, und auch Andere zur Religionsspötterei und zu Lastern verführte. Seine Frau wurde schwermüthig darüber, und ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern zu sich. Er selbst wurde wegen seiner Unsittlichkeit zur Verantwortung gezogen, und auf eine Zeit lang ins Gefängniß gesetzt. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Hößling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt, und des Landes verwiesen. Ohne zu wissen wohin, verließ er, nur mit Einem Thaler, Ludwigsburg, und kam nach Heilbronn, wo er sich von Musikunterricht nährte. Der Gedanke an seine unglückliche Familie, und der Wunsch, ihr wieder Brot zu schaffen, trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo ihn der menschenfreundliche Graf von Nesselrode bei sich aufnahm, bis er endlich von dem Churfürsten von der Pfalz Befehl erhielt, sich vor ihm hören zu lassen. Schubarts Spiel gefiel dem Churfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als er durch eine unvorsichtige Aeußerung über die mannheimer Akademie sich den Unwillen des Fürsten zuzog. Jetzt nahm ihn, der wieder von Allen verlassen war, der Graf Schmettau bei sich auf, und gab ihm Wohnung, Tisch und Geld. Nachher ward er mit dem bayerschen Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, catholisch zu werden. Schubart stand im Begriff dies zu thun, als ein Brief aus Stuttgart, wo man über ihn Erkundigungen eingezogen hatte, ankam, in welchem Schubart als ein Mann, der an keinen heiligen Geist glaube, geschildert war. Er erhielt sogleich Befehl, aus München sich wegzubegeben. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine deutsche Chronik schrieb, die in kurzer Zeit eines der gelesensten deutschen Zeitblätter ward. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, und gab Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich, besonders unter der Geistlichkeit, die er verspottete, viele Feinde. Auch griff er den Jesuitenorden an, wurde plötzlich auf Befehl des catholischen Bürgermeisters verhaftet, und zwar wieder frei gegeben, aber genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine Chronik fort, zog sich aber auch hier, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigt hatte, eben so viel Feinde wie Freunde zu. Als angenehmer Gesellschafter hatte er sich hier Liebe erworben, aber bald sollte er auf Anstiften des kaiserlichen Ministers, General Ried's, arretirt werden, weil er in seiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiserin Marie Theresie sey vom Schlage gerührt worden. Vorher ward der Herzog von Würtemberg von diesem Vorhaben unterrichtet. Nun ward Schubart auf eine verrätherische, von einem Bekannten angestellte Weise ins Würtembergische gelockt, zu Blaubeuren (22sten Jan. 1777) auf landesherrlichen Befehl arretirt, und auf die Festung Asperg gebracht. Seine Frau und Kinder empfahl er der Fürsorge des Herzogs, und die erstere erhielt 200 Gulden Jahrgehalt, die letztern wurden in die Akademie zu Stuttgart aufgenommen. Der Festungscommandant Rieger zu Asperg tröstete den Unglücklichen durch seine Besuche und durch Rath und That, denn er selbst

hatte vier Jahre lang in einer noch schrecklichern Gefangenschaft geschmachtet. Rieger theilte seinem Gefangenen auch geistliche Bücher mit, die aber mystischen und theosophischen Inhalts waren. Der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden aller Art niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte, und mit einer glühenden Phantasie begabte Schubart ward durch jene Schriften für das Mystische gestimmt. Im Februar 1778 wurde seine Gefangenschaft etwas erleichtert; der berühmte Mechaniker, Pfarrer Phil. Matth. Hahn erhielt Zutritt zu ihm, und befestigte den unglücklichen Gefangenen noch mehr in seiner Stimmung. Nachdem Schubart zehn Jahre ohne alles Verhör, im Kerker gesessen hatte, ward er im März 1787 befreiet, und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt. Noch während seiner Gefangenschaft hatte er seine Gedichte herausgegeben, die von seinen zahlreichen Freunden mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurden. In Stuttgart fing er an seine deutsche Chronik unter dem Titel: Vaterlandschronik, auch seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung herauszugeben. Aber er starb schon vor der Vollendung der letztern den 10ten October 1791 im 52sten Jahre seines Alters. Schubart hatte zu wenig planmäßige Bildung und in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu wenig Stätigkeit, als daß irgend eine seiner Productionen sich zur gänzlichen Vollendung hätte erheben können. Aber bei dem hohen Maaße seiner Geistesanlagen, und bei dem Feuer seiner Phantasie bildete sich manches seiner Erzeugnisse zu ausgezeichneter Kraft und in origineller Gestalt; weßwegen auch einige seiner Gedichte, in denen überhaupt einzelne sprühende Funken des Genie's nicht vermißt werden, unter die gelungensten Werke der deutschen Muse gehören, und viele selbst in dem Munde des Volks fortleben. Seine Chronik war ein ächtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, dem er durch seine nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch Freimüthigkeit, Popularität und Herzlichkeit stets neues Interesse zu geben wußte. Sie kam heraus von 1774 bis 1778 und dann von 1787 bis an seinen Tod. Seine sämmtlichen Gedichte wurden zu Frankfurt am Main 1787 in 2 Octavbänden herausgegeben. Eine bessere und auserwähltere Sammlung derselben erschien eben daselbst 1802 unter dem Titel: Gedichte von Christ. Fried. Daniel Schubart. Herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart in 2 Bänden. Eben dieser gab auch 1806 zu Wien: Christ. Fr. Dan. Schubarts Ideen zur Aesthetik der Tonkunst heraus, gleichfalls voll genialischer Ansichten und Urtheile. 1812 begann sein Sohn eine neue Ausgabe seiner vermischten Schriften, die auf 6 Bände berechnet war. Das Unternehmen endigte aber schon mit dem 2ten Bande, da das Publicum dasselbe nicht unterstützte.

Schubart von Kleefeld (Johann Christian), saalfeld-coburgischer geheimer Rath, geboren zu Zeiz im J. 1734 in einer bürgerlichen Familie, trat in die Dienste eines dortigen Amtmanns, und wurde bald Haushofmeister des chursächsischen Gesandten am wiener Hofe. Wahrscheinlich kam er hier in die maurerischen Verbindungen, in welchen er sich nachher, unmittelbar neben dem Baron Hund, durch Einführung und Verbreitung eines neuen Systems der Maurerei (des Systems der stricten Observanz) sehr merkwürdig machte. Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs kam er als großbritannischer Kriegscommissär und als hessendarmstädtischer Hofrath in sein Vaterland zurück, und kaufte 1768 und 1774 die Güter Würschwitz, Pobles und Kreischa. Hier beschäftigte er sich mit Verbesserung

der Landwirthschaft, und sein Name wurde sehr vortheilhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der berliner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisaufgabe, über den Anbau der Futterkräuter, erhielt. Er stellte nun ein neues System der Landwirthschaft auf, dessen Grundlage war: Abschaffung der Brache, und mit dieser der Hut- und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel gibt, größere Viehstände auf den Ställen zu füttern, und auf diesem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelst deren der Getraidebau verdoppelt und der Anbau andrer nützlichen Gewächse möglich gemacht werden können. Den Tabaksbau, Krappbau und die Runkelrüben brachte er durch Lehre und Beispiel in Aufnahme, und seine wichtigsten Verbesserungsvorschläge findet man in seinen ökonomisch-cameralistischen Schriften, 6 Bände, Leipzig 1786, und in seinem ökonomischen Briefwechsel, 4 Hefte, ebendas. 1786. Er fand mit Recht viele Anhänger und Nachahmer, wiewohl die Heftigkeit und Unduldsamkeit, womit er fremde Meinungen bestritt, ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbesserern der Landwirthschaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er starb 1787; seine Biographie erschien zu Berlin 1790.

Schublehen (Schupflehen) heißen solche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewisse Zeit besitzen, so daß der Grundherr sie wieder einziehen kann, wenn er will. Der Name wird von dem Worte schieben hergeleitet, weil die Erben solche Lehen nicht von ihrem Erblasser erhalten, sondern sie von dem Lehnsherrn gleichsam weggeschoben werden.

Schuckmann (N. N. von), königlich preußischer Staatsminister, Minister des Innern und des Cultus, geboren im Meklenburgischen im J. 1754, studirte in Halle die Rechte, und widmete sich darauf dem preußischen Justizfach, weßhalb er bei dem Kammergericht zu Berlin als Referendarius eintrat. Bald erwarb er sich den wohlverdienten Ruf eines thätigen und fähigen Arbeiters. Er wurde Kammergerichtsrath und nach Breslau zur dortigen Regierung versetzt. Zur Anerkennung seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit ward er im J. 1792 als Oberpräsident in die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth geschickt, welches Amt er auch bis zu dem unglücklichen Jahre 1806 mit musterhafter Treue und Umsicht verwaltete. Dem preußischen Staate unwandelbar ergeben, [illegible]te er mehrere Anträge fremder Höfe ab, und lebte ohne Anstellung [illegible]inem Landgute in Schlesien, bis er im J. 1810 bei der unter der [illegible] des Staatskanzlers von Hardenberg veränderten Einrichtung der obersten Staatsbehörden als geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilung für den Cultus, die Gewerbe und den Handel, in Berlin angestellt wurde. Statt der letztern erhielt er 1812 die Abtheilung der allgemeinen Polizei, und 1814 wurde er Minister des Innern. Unläugbar ist er ein Mann, den Geschäftskenntniß, Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit und richtige Urtheilskraft vollkommen würdig und fähig machen, an der Spitze einer Verwaltungsbehörde zu stehn, wiewohl seine Vorurtheile gegen alle höhere Speculation, namentlich gegen die Naturphilosophie und den Magnetismus, so wie seine Unbekanntschaft mit allen Ansichten der Aesthetik, die über die allgemeine deutsche Bibliothek hinausreichen, auf den Geschäftsgang manchen unverkennbar ungünstigen Einfluß haben müssen. Ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß die seit Fichte's Tode erledigte Professur noch nicht wieder besetzt worden ist. — Uebrigens ehrt der preußische, besonders

der schlesische Erbadel in ihm einen treuen Verfechter seiner Privilegien und Gerechtsame.

Schüte, Schuite, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Masten und Segel, welcher 2 bis 4 Lasten trägt; deßgleichen auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schulden und Foderungen, s. Verträge.

Schulden in staatswirthschaftlicher und staatsrechtlicher Hinsicht, siehe Staatspapiere.

Schuldschein (Schuldverschreibung, Obligation, lateinisch Chirographum), ist eine solche Schrift, worin ein Schuldner bekennt, daß er dem Gläubiger eine gewisse Sache oder Quantität schuldig sey. Weil, besonders bei Darlehnsverträgen, von dem Schuldner häufig dem Gläubiger Schuldscheine ertheilt werden, ehe noch der letztere dem erstern das Darlehn wirklich vorgestreckt hat, so ist die Beweiskraft durch die Gesetze sehr beschränkt worden, und es soll ein solcher Schuldschein erst nach Ablauf zweier Jahre gegen den Aussteller beweisen, selbst wenn in der Verschreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehns anerkannt ist. Vor Ablauf der zwei Jahre kann der Schuldner nicht bloß sich mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen; er kann auch den ausgestellten Schein mittelst einer Klage zurückfodern. Bei wirklich geleisteter Zahlung des Darlehns ist es daher für den Gläubiger sehr rathsam, sich außer dem Schuldschein noch eine besondre Quittung über das Darlehn geben zu lassen, oder die Zahlung desselben in Gegenwart zweier oder mehrerer sicherer Zeugen an den Schuldner zu leisten, weil ihm sonst, wenn der letztere oder dessen Erben den Empfang des Geldes läugneten, die Beweislast obliegen würde. Um diesen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner ihm Zinsen bezahlt habe. Auch ist es zur Gültigkeit jedes Schuldscheins erfoderlich, daß die Schuldursache darin aufgeführt sey, weil sich der Debitor sonst gleichfalls mit einer Einrede wegen dieses Fehlers schützen kann. Endlich muß jeder klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Gesetze nicht verbotenes Geschäft, wie z. B. in den meisten Ländern Spiele und Wetten sind, zum Grunde liegen. Ist ein in einem Lande verbotenes Geschäft als Schuldursache (causa debendi) in dem Schuldschein angeführt, so ist er unverbindlich. Nach Ablauf der zwei Jahre findet die Einrede des nicht gezahlten Geldes nicht mehr Statt, doch gibt es bekanntlich Schutzmittel genug, wodurch sich listige Advocaten und säumige Gläubiger selbst gegen die bündigste Schuldverschreibung auf längere Zeit schützen können. — Noch bemerken wir, daß eine Quittung (Apocha) oder ein Schein über eine geleistete Zahlung, ohne Verpflichtung zur Rückzahlung, erst nach 30 Tagen gegen den Aussteller beweis't, und daß der Letztere im Fall nicht geleisteter Zahlung das Recht hat, sie zurückzufodern. Oeffentliche, d. h. vor Gericht ausgestellte und bestätigte Schuldscheine und Quittungen bedürfen jedoch keines Ablaufs von zwei Jahren oder 30 Tagen, um gesetzliche Beweiskraft zu erlangen.

Schule nennt man in der Reitkunst die künstlichen und regelmäßigen Gänge des Pferdes, so wie die Art und Weise, die der Reiter zu beobachten hat, das Pferd gehörig zu regieren und es seinem Willen gemäß zu leiten. Das Zureiten der Pferde geschiehet gemeiniglich auf besondern mit Sand und Kies beschütteten Plätzen, die man Reitbahnen nennt. Auf junge noch ganz rohe Pferde werden Puppen statt des Reiters gesetzt, und das Thier muß nun an einem Seile befestigt, um

den Bereiter herumlaufen, der mittelst einer Peitsche es nach Befinden
um schnellern Laufe antreibt.

Schulen sind Pflanzstätten der Menschenbildung, die nirgend
fehlen dürfen, wo Menschen gesellschaftlich beisammen wohnen. Das
Leben bildet zwar Gemüth und Charakter nachdrucksvoller, als es die
Schule vermag, auch ohne sie kann die stille Beschauung zu selbststän-
diger Erkenntniß, der Verkehr mit der Welt und der Drang anregender
Umstände zur Tüchtigkeit im Handeln bringen; große Helden und Füh-
rer der Völker glänzen in der Geschichte, die nie eine Schule besuchten,
denn die genialische Kraft dringt wohl überall von selbst und am mäch-
tigsten da hervor, wo kein Schulwitz ihr in den Weg tritt. Doch wenn
die Völker nicht bloß von wenigen Kraftvollen oder Ehrgeizigen unter-
jocht und vertreten seyn, sondern selbst erkennen und thun wollen, was
ihnen frommt, wenn die Einzelnen nicht als Zahlen in der Masse, son-
dern als freie denkende Menschen gelten, mit Ueberzeugung und Lust
zum Gesammtwohl wirken und im Augenblicke der Noth verständig ein-
greifen sollen, wo die gemeinschaftliche Sache ihrer bedarf; so muß der
Zugang zu Kenntnissen und Einsichten jeder Art ein Gemeingut Aller,
auch der Niedrigen und Minderbegabten, seyn, wie das Sonnenlicht.
Anstalten, die diesem Grundsatze entsprächen, zeigt uns die Geschichte
erst in spätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unter-
richt dem häuslichen Leben; da die Erwachsenen selbst noch Kinder im
Wissen waren, lernte die Jugend nicht mehr, als sie von den Aeltern
gelegentlich hörte und absah. Wo die Hierarchie des Priesterthums oder
der Despotismus der Könige über die Völker herrschte, entstanden zu-
erst Schulen für die Söhne der Großen und Priester. In einer ägyp-
tischen Priesterschule wurde Moses, in einer Erziehungsanstalt am per-
sischen Hofe Cyrus gebildet, die indischen Braminen pflanzten ihre
Weisheit in Geheimschulen fort, die Gesetzkundigen unter den Hebräern
vor dem Exil in den Prophetenschulen, nach dem Exil in den Syna-
gogen und Rabinenschulen, wo wißbegierige Jünglinge sich um einen
Meister versammelten, wie es noch Cäsar bei den Druiden in Gallien
fand. Die Bildung war geschlossen und Wenigen zugänglich. Der
Unterricht beschränkte sich auf Lehrgespräche, Lesen, Memoriren und
Auslegen heiliger Bücher. Mehr geschah unter den Griechen. Schon
500 vor Chr. Geb. lernten in ihren Städten Knaben und Mädchen
lesen, schreiben und rechnen in Winkelschulen, denn die Gesetzgebung
überließ die Bildung der Jugend der älterlichen Willkür, und was Ly-
kurg in Sparta veranstaltete, war mehr auf körperliche Erziehung ab-
gesehn. Jünglinge, die höher hinaus wollten, benutzten den Unterricht
der Philosophen und Sophisten, dessen schönste Proben die sokratischen
Dialogen Platons und Xenophons sind. Das Landvolk blieb in Un-
wissenheit. Eben so bei den Römern, wo man um 300 v. Chr. Geb.
Knabenschulen für die Städter, und seit dem Zeitalter Cäsars, der den
Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höheren Lehranstalten der Gram-
matiker hatte. Hier wurde die lateinische und griechische Sprache wis-
senschaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jüng-
linge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, sie durch oratori-
sche Uebungen (declamationes) zur öffentlichen Beredsamkeit bildeten.
Ein geordnetes Schulwesen hatten aber alle diese Völker des Alterthums
nicht. Die Schulen waren Anstalten besonderer Casten oder Privat-
unternehmungen. Kaiser Vespasian stiftete zuerst zur Bildung der rö-
mischen Jünglinge für den Staatsdienst öffentliche Professuren der Gram-
matik und Rhetorik mit bestimmter Besoldung und 150 nach Chr.

Geb. gründete Antoninus Pius Kaiserschulen in den größern Städten des römischen Reichs, welche sich mit unsern Kreisschulen und Gymnasien vergleichen lassen, ohne jedoch, wie diese, durch ein Classensystem und Zusammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet zu seyn. Vielmehr näherte sich die hohe Kaiserschule zu Rom nach der Constitution, die ihr Valentin 370 gab, der Verfassung unsrer Universitäten. Die berühmteste hohe Schule für wissenschaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9te Jahrhundert Studirende aus allen europäischen Staaten sich einfanden, und ein oft sehr zügelloses Burschenleben führten. In den niedern römischen Schulen alten Styles war die Disciplin sehr streng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbils. Inzwischen hatte das Christenthum dem Unterrichte neuen Stoff und Schwung gegeben. Zuerst im Orient von den Geistlichen ausgehend, kam er allmählig ganz in ihre Hand und unter ihre Aufsicht. Wo es Christen gab, errichteten sie Schulen für Catechumenen in Städten und kleineren Flecken und zur Bildung der Cleriker in einigen Metropolen auch Catechatenschulen, von denen im 2ten bis zum 4ten Jahrhundert die zu Alexandria die blühendste war. Seit dem 5ten Jahrhundert scheinen jedoch diese höheren Lehranstalten erloschen, und an ihre Stelle die Episcopal- oder Kathedralschulen gekommen zu seyn, worin die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge neben der Theologie die sogenannten sieben freien Künste lernten, nämlich Grammatik, Dialectik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium), wie sie der Afrikaner Martianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in seiner Encyclopädie dargestellt hatte, welche bei 1000 Jahre lang das herrschende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiserschulen verloren sich, da in der Periode der Völkerwanderung die Besoldungen ausblieben, theils in diese Kathedralschulen, theils in die städtischen Parochialschulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Lesen und Schreiben der nun beliebte encyclopädische Cursus des Trivium folgte, daher sie späterhin den Namen Trivialschulen erhielten. Bedeutender als diese Anstalten wurden seit dem 6ten Jahrhundert die Klosterschulen, die anfangs bloß Pflanzstätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanstalten für Laien benutzt wurden. Die Benedictinerklöster in Irland, England, Frankreich und Deutschland glänzten vom 6ten bis in das 11te Jahrhundert als die Hauptsitze der neuern europäischen Cultur. Die Zucht war hart und mönchisch, der Unterricht aber meist besser als in andern Lehranstalten, theils wegen des öftern Zusammenflusses vorzüglicher Köpfe, die sich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der bessern Gelegenheit, bei dem beständigen Verkehr der Klöster unter einander, und der Vereinigung schreibseliger Kleriker in ihnen, zum Besitze ansehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Priester und Mönche zogen weither Schüler an sich, vor andern berühmt waren die Klosterschulen zu Armagh und Cloghar, zu Canterbury, York und Westminster, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, zu Salzburg, St. Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Corvey, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutsche Schulmann des 9ten Jahrhunderts, lehrte, Hirschau und St. Blasien auf dem Schwarzwald u. s. w., aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der scholastischen Philosophie (Scholastici hießen die Lehrer an den Klosterschulen) Gestalt und Namen, und wetteiferten mit den bischöflichen Kathedralschulen, doch immer mehr zum Vortheil der Hierarchie, als der allge-

meinen Nationalbildung. Diese hatte Carl der Große bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbesserung des Schulwesens für die Völker seines weiten Reiches ausgehen ließ. Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster, sondern auch jede Parochie in Städten und auf dem Lande sollte eine eigne Schule haben, jene zur Bildung der Geistlichen und Staatsbeamten, diese zur Verbreitung der Cultur in den niedern Ständen (vergl. d. Art. Landschulen). An seinem Hofe errichtete Carl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er selbst lernte und in der damit verbundenen Hofschule (Schola Palatii) für seine Prinzen und andre fähige Knaben adeligen und unadeligen Standes Unterricht ertheilen ließ. Diesen beiden mit seinem Hoflager herumwandernden Instituten setzte er seinen gelehrten Freund Alcuin (s. d. Art.) als Rector vor, und auch die Damen seines Hofes nahmen an dem Unterrichte Theil, wie denn mehrere Frauenklöster in der Sorge für die Cultur ihres Geschlechts hinter den Mönchklöstern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt französisch. Carl führte selbst die Oberaufsicht über die Schulen seines Reichs, ließ sich Berichte einsenden, stellte Visitationen und Schulprüfungen an, und hielt den Schülern seiner Hofschule in eigner Person Ermahnungsreden. Da der Clerus an den Kathedral- und Domkirchen sich im 9ten Jahrhundert zum canonischen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entstanden die Stiftsschulen, welche sich mehr der allgemeinen Bestimmung der Trivialschulen näherten, dagegen die bischöflichen Schulen Seminarien für den geistlichen Stand blieben, oder in die Verfassung der Facultätsschulen und späterhin der Universitäten übergingen. Maynz, Trier, Cöln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10ten Jahrhundert berühmte Stifts- oder Domschulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben, Carls Verordnungen wurden während der Regierungsstreitigkeiten seiner Enkel, unter denen auch jene Akademie und Hofschule einging, nicht mehr aufrecht erhalten und seine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9ten Jahrhundert begonnene Schulorganisation des großen Alfreds in England durch die Einfälle der Dänen gestört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner sie wieder herzustellen suchte, allmählig in Vergessenheit kam. Inzwischen hatten die Rabbinenschulen der Juden in Syrien, Nordafrika, und selbst in Europa, wo es zu Lünel in Frankreich im 7ten Jahrhundert und zu Corduba in Spanien im 10ten und 11ten Jahrhundert jüdische Akademien gab, Ueberreste der wissenschaftlichen Cultur des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geist und Geschmack seit dem 8ten Jahrhundert die Schulen der Araber im orientalischen und afrikanischen Chalifat und in den maurischen Königreichen auf der pyrenäischen Halbinsel sich erhoben. Ihre Fortschritte in den mathematischen und medicinischen Wissenschaften theilten sich zunächst dem Süden des christlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingerissenen Barbarei erst König Lothar im 9ten Jahrhundert wieder Schulen für die größeren Städte angelegt hatte, in Spanien und Frankreich wurde beim Entstehen der Facultätsschulen der Einfluß arabischer Cultur bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabische Aerzte und die naturhistorischen und mathematischen Werke der Sarazenen wurden auch von christlichen Gelehrten gesucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpstlichen Kirchenrechts Anlaß zur Gründung besondrer Rechtsschulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten, und das Privilegium

der akademischen Freiheiten, das die erstere 1158 vom Kaiser Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12. und 13. Jahrh. entstanden. Es bedurfte auch solcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Jahrhunderten, wo die Trägheit und Ueppigkeit des Clerus Stifts- und Klosterschulen in Verfall gerathen ließ, neue Generationen von Lehrern zu bilden, und das Interesse der Nationen für die Wissenschaften zu beleben. Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einseitigkeit fehlen, da seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöstern Volksschulen verbanden, und in den städtischen Parochien als Kinderlehrer auftraten, sondern sich auch als Docenten in die Universitäten einzudrängen wußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papstes zu erhöhen. So war denn der Zustand des Schulwesens im Mittelalter keineswegs so blühend, als nach der Regsamkeit früherer Jahrhunderte, und nach Carls des Großen Anstalten zu erwarten gewesen. An die Stelle des freien Vortrags kam selbst in höheren Schulen das zeitraubende Dictiren, Gedächtnißkram galt für Gelehrsamkeit, der todte Buchstabe regierte und eine sokratische Anleitung zum Verstehen des Erlernten wurde fast überall vermißt. Die Schüler auf den lateinischen oder Trivialschulen brachten die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin, in den niedern Parochialschulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulassen, denn das vor Erfindung des Bücherdrucks ungemein wichtige und einträgliche Gewerbe der Schreibekunst sollte dem Clerus vorbehalten (ars clericalis) bleiben, und das Recht, Schreibschulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch besondre Verträge mit der Geistlichkeit von den Stadträthen erworben werden. Beim Emporkommen des Bürgerstandes fingen diese Obrigkeiten selbst für den von der Geistlichkeit sehr vernachlässigten Jugendunterricht zu sorgen an, und stifteten eigne Stadtschulen, in denen Lesen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für diese, und da die Canonici und Pfarrer aufgehört hatten, sich mit dem Jugendunterrichte zu beschäftigen, auch für die Stifts- und Parochialschulen wurden herumschweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete sich ein Schullehrerstand, der zwar dem geistlichen Stande, welcher damals allein im Besitze gelehrter Bildung war, angehörte, aber durch seine zunftartigen Abstufungen und durch das sittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfrist oder vierteljährige Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehülfen annehmen, und ihre Besoldung mit ihnen theilen. Diese Unterlehrer oder Gesellen (locati, weil sie gedungen wurden, Stampuales, weil sie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo das Patronatrecht den Stadträthen zustand, nebst ihren Meistern den Pfarrern untergeben, welche sie als Schreiber und Kirchendiener brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeister, welche Latein lehrten, Rectoren, die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Lesen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Psalmen) anvertraut war, Cantoren. Aus dieser Abtheilung entstand in Deutschland der Unterschied der lateinischen und deutschen Schulen, welche seit dem 16ten Jahrhundert entweder völlig von einander getrennt, oder wie an den meisten Orten geschah, durch Anstellung von Conrectoren und Subrectoren als Gehülfen des Rectors beim Unterricht in den classischen Sprachen und durch Einführung der

Anfangsgründe des Lateinischen in die untern Classen als ein erweitertes Ganzes zusammengeschmolzen wurden. Die größeren Scholaren der Oberclasse wanderten häufig von einer Schule zur andern, und trieben als fahrende (reisende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künste mit Schatzgräbereien, Mummereien und Hanswurstiaden, daher sie bald Histriones (Acteurs, weil sie wie in Frankreich die Jongleurs und Goliardi, die ersten Schauspielerbanden bildeten), bald Bachanten (vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich führten sie jüngere Schüler mit sich, welche ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtsdienste leisten, und wenn es eben keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burschensprache, daher diese kleineren Schüler Schützen hießen, wovon der Spitzname A B C Schützen) Unterhalt verschaffen mußten, ohne davon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war das Unwesen dieser scholarischen Landstreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige Bachanten gab, die noch keinen lateinischen Autor exponiren konnten, in Deutschland am ärgsten; sie machten, weil ihnen als angehenden Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unsicher und störten nicht selten die öffentliche Ruhe. Wo sie etwa lernenshalber in einer Schule verweilten, fanden sie mit ihren Schützen Herberge in den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehrere Schulen bestanden, zwischen den beiderseitigen Schülern bisweilen zu förmlichen Fehden, die nach Weise des Faustrechts blutig entschieden wurden. Noch im Anfange des 16ten Jahrh. beklagt Luther, daß solche verwilderte Menschen Lehrerstellen erhielten, denn meistentheils ließen nur Bachanten, die kaum eine Universität gesehen hatten, sich als Locaten und Schulmeister dingen, dagegen edlere gelehrte Jünglinge nach geistlichen Pfründen und akademischen Lehrämtern strebten. Einzig in ihrer Art war in der Geschichte des Schulwesens dieser Zeit die fromme pädagogische Brüderschaft der Hieronymianer, welche Geirt Groote, ein utrechter Canonicus, der zu Perugia die alten Classiker studirt hatte, zu Deventer 1379 stiftete. Sie bestand aus Clerikern und Laien, welche zusammenlebten, und sich theils mit Handarbeiten theils mit dem Unterrichte in den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben nnd Mädchen beschäftigten. Diese lernten Lesen, Schreiben und nützliche Handarbeiten, für wißbegierige Knaben gab es höhere lateinische Schulclassen, wo ihnen eine gründliche philologische Bildung ertheilt wurde. Nach dem Muster dieser in ihrer Tendenz humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft philanthropischen Anstalt entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutschland mehrere Schulen, die sich bald mit den in Italien eingewanderten Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Johann Hegius, Erasmus, Rudolph Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus diesen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freieren Bildung aus den Quellen des classischen Alterthums an. Zwar blieb, was schon seit der letztern Hälfte des 14ten Jahrhunderts von italienischen Höfen und Universitäten durch gelehrte Griechen und durch die platonische Akademie zu Florenz und gegen Ende des 15ten Jahrhunderts durch die von Conrad Celtis gestiftete rheinische gelehrte Gesellschaft für die Wiedererweckung der großen Alten geschah, zunächst mehr ein geistiger Luxus der Großen und Gelehrten. Doch kam mancher geschickte Schulmann

von Basel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches seit Luthers und Melanchthons Auftritt Deutschlands Lehrerin wurde. Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulvisitation in Chursachsen 1529 das vorleuchtende Beispiel einer ernstlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nur die Stadträthe Gymnasien und Lyceen mit fixirten Lehrern. Das secularisirte Kirchengut wurde von protestantischen Regierungen und Obrigkeiten in der Regel, doch nicht immer mit hinlänglicher Liberalität zum Besten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren Sturm in Straßburg, starb 1589, Friedland genannt Trotzendorf in Goldberg, starb 1556, Heyder in Nürnberg starb 1568, Neander in Ilefeld starb 1595, erwarben sich als Methodiker um den Schulunterricht und die Disciplin weitwirkendes Verdienst, die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derselben hörte auf, und jenes wilde, romantische Zeitalter wich der Prosa eines wissenschaftlichen Geistes, der den alten Encyclopädismus bald verdrängte. Nur die Kloster-, Stifts- und Trivialschulen der Catholiken blieben noch in dem dürftigen Schematismus der sieben freien Künste gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der scholarischen Lebensweise früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die, wegen der Uebung im Lateinsprechen, nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die festlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterstützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutschen Zunftwesen so nahe verwandte Pennalismus. Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten besondre Schulen, und stellte in protestantischen Ländern auf den Dörfern Schulmeister an, um den Catechismus zu lehren. Während sich nun so im 16ten Jahrhundert unter den Protestanten ein planmäßig geordnetes Schulwesen bildete, und die alten Sprachen den Unterricht selbst in kleinen Landstädten beseelten, erhob sich gegen Ende dieses Jahrhunderts unter den Catholiken das Institut der Jesuiterschulen (vergl. d. Art. geistl. Orden), die durch ihren bessern Geschmack und methodischen Geist bald das Uebergewicht über die Schulen älteren Styles in ihrer Kirche erhielten, und selbst die Eifersucht protestantischer Schulmänner erregten, von denen sie manches Gute angenommen hatten. Das Certiren pro loco und das frühe Lateinreden, das sie nach des straßburger Sturms Weise einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langsamen, sie leisteten viel in den mathematischen Wissenschaften, und widmeten der Geographie und Geschichte besondre Lehrstunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die spielenden Methoden, die Verstümmelungen der alten Classiker, die Vernachläßigung des Griechischen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegiis Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieser Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden, als für die niedern Volksclassen eingerichtet, aus denen die Jesuiten nur solche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden versprachen, und bald zeigte sich, daß sie es damit nicht auf wahre Menschenbildung, sondern auf eine Abrichtung der Jugend für hierarchische Zwecke angelegt hatten. Doch erwarben sie sich das Verdienst bei der schnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wissenschaftlichen Bildung in die entlegensten, finstersten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen neben den Klosterschulen die einzigen.

selbst Amerika und Asien nahmen durch ihre Missionen Theil an den Fortschritten der neuern europäischen Cultur. Diese gingen indeß im 17ten Jahrhundert bei weitem nicht so schnell von Statten, als im vorhergehenden. Das strenge Halten auf orthodoxe Kirchlichkeit, das heftige Polemisiren, der steife Dogmatismus selbst in der Philologie und die kleinliche Sylbenstecherei theilte sich von den Universitäten höheren und niederen Schulen mit. Die Gymnasien und Lyceen erstarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialschulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu seyn, die untersten Volksschulen blieben der elenden Führung verdorbner Studenten und Scholaren, oder unwissender Handwerker und Bedienten preisgegeben. Kaum wurde irgendwo eine andre Geisteskraft der Kinder geübt, als das Gedächtniß, barbarische Härte der Disciplin mußte ersetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Ueberdies zersprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilder Fanatismus zerstörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigeren Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Bestreben des Schullehrerstandes, sich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, besonders unter den Protestanten sichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer schon vor der Reformation aus dem geistlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meist von weltlichen Obrigkeiten abhingen, so verweltlichte sich auch der in ihnen herrschende Geist, und das Princip der akademischen Ungebundenheit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäusern, wie in den Fürsten- und Klosterschulen und bei den Jesuiten zusammenlebten. Inzwischen sorgten um diese Zeit einige hervorragende pädagogische Schriftsteller, wie der englische Kanzler **Baco** und der landflüchtige Bischof der mährischen Brüder, **Amos Comenius**, für eine zweckmäßigere Systematik und Methodik des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogischen Enthusiasten und Abenteurer, **Wolfgang Ratich**, der mit neuen Lehrmethoden an den Höfen herumreis'te, das Heil der Menschheit verkündigte, wie Basedow, und endlich 1614 durch fürstliche Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalschule zu Cöthen kam, die aber bald wieder spurlos unterging. Die durch solche Rathschläge und Versuche empfohlne Cultur des Verstandes und der Einbildungskraft ging jedoch weniger in das Leben der Schulen, als in die Privaterziehung der höheren Stände ein. Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts das durch Fenelon und Spener (vergl. d. Art. Pietismus und Quietismus) aufgestellte Princip der Andächtigkeit und frommen Beschauung, auf das A. H. **Franke** (s. d. Art.) seine Stiftungen gründete. Schulmänner seines Geistes verbreiteten sich in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts von Halle aus über das ganze nördliche Deutschland, Klosterbergen wurde eine Musterschule dieser Art für Studirende, und auch in die Winkel- und Landschulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von den fränkischen Methoden. Doch stand es im Ganzen um das Volksschulwesen viel schlechter, als um die Gelehrtenschulen, wo, wenn auch oft ohne Geschmack, latein und griechisch tüchtig erlernt wurde, denn die humanistische Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vergl. d. Art. **Human.**) Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menschlichen Bestimmung angemeßneren Lehr- und Erziehungsweise erhielt um diese Zeit eine vollständigere Entwickelung durch **Locke** und **Rousseau** (s. d. Art.) und der **Philanthro-**

pismus Basedows und seiner Freunde verpflanzte sie in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf deutschen Boden. Hier fand die practische Tendenz dieser Pädagogen, welche die Bildung der Jugend für den verständigen Genuß und die Geschäfte des irdischen Lebens beabsichtigten und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Gesellschaft hinarbeiteten, bei dem nicht gelehrten Lesepublicum großen Beifall. In die Gelehrtenschulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch diesen Einfluß der fast ganz vernachlässigte Unterricht in den Sachkenntnissen (Realien), es entstanden besondre Realschulen, z. B. durch Hecker zu Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunst gelehrt wurde, für die Söhne des höheren Bürgerstandes. Sie wurden auch Mittelschulen genannt, weil sie zwischen den Volksschulen und Gymnasien mitten inne stehen. Zur Ausfüllung dieser Lücke des deutschen Schulwesens dienen auch die Militärakademien in den Residenzstädten der größern Staaten, die Handlungsschulen in Hamburg und Magdeburg, die Forstinstitute, als Bildungsanstalten für besondre Stände. In ähnlicher Absicht errichtete die bayersche Regierung bei ihrer neuen Schulorganisation neben den Studiranstalten (Gymnasien) für künftige Gelehrte 1807 u. 1808 die zu München, Augsburg und Nürnberg bestehenden Realinstitute, wo Knaben und Jünglinge, die Künstler, Wundärzte, Apotheker, Fabrikanten werden, oder sich dem Bergbau, dem Kammeralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menschlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachunterrichte auch die mathematischen und Naturwissenschaften kennen lernen. Die Trivialschulen, die noch in kleineren Städten und neben den Gymnasien auch in größeren bestanden, verwandelte man seit dem Ende des 18ten Jahrhunderts in höhere und niedere Bürgerschulen (s. d. Art.), neben denen für die fast ohne allen Unterricht aufwachsenden Kinder der Armen in größeren Städten besondre Frei- und Armenschulen, zu ihrer Beschäftigung außer den Schulstunden Arbeitsschulen, auch Industrie- oder Gewerbschulen genannt, wo die Kinder Spinnen und andre nützliche Handarbeiten lernen, für Handwerkslehrlinge und Gesellen und junge Leute aus der dienenden Classe, die mit allzugeringen Vorkenntnissen die Schule verlassen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsschulen zur Nachhülfe im Lesen, Schreiben und Rechnen errichtet wurden. So erfüllte man die frommen Wünsche der Philanthropisten, obwohl bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die catholischen Staaten Europa's hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen sonst den Jugendunterricht der Geistlichkeit allein überließen, und besonders dem wohlthätigen Einflusse, der von den Jesuiten, Piaristen, Ursulinerinnen und andern geistlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 entstand eine Lücke, welche die meist bloß auf Trivialschulen eingerichteten Piaristen ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigsten wurde dieser Mangel jedoch in Deutschland fühlbar. Schon in den siebziger Jahren hatte Oesterreich durch die Gründung der vom Abt Felbiger zuerst in Böhmen eingerichteten Normalschulen (Musterschulen für die Jugend der niedern Stände, welche dem gesammten Volksschulwesen der Monarchie zur Norm dienen sollten) eine beßre Ordnung im Unterricht und Schulbesuch vorbereitet und die Thätigkeit des edlen von Schulenstein, der diese Schulreform in Böhmen auch auf die Land-

schulen ausdehnte und Industrieschulen anlegte, ernstlich unterstützt. Freilich schien die hier eingeführte steife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art der Exercierreglements entworfnen kaiserlichen Schulverordnungen vorschrieben, ein Gränzstein künftiger Verbesserungen zu werden, es fehlte noch sehr an brauchbaren Lehrern, und bei der mit der Schulaufsicht beauftragten Geistlichkeit an Theilnahme und pädagogischer Einsicht. Diese soll sie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiser errichteten Professuren der Pädagogik an den Universitäten und bischöflichen Seminarien erhalten, um hinter den Fortschritten, welche im 19ten Jahrhundert die Stiftung neuer Bürgerschulen und Gymnasien, die Verbesserungen der Lehrergehalte und das Institut der Sonntagsschulen in dieser Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. Die Normalschulen fanden in den meisten catholischen Staaten Deutschlands bald Nachahmung. Maynz, Münster, Fulda, Salzburg und besonders Würzburg und Bamberg nahmen sich ernstlich des Volksschulwesens an, das freilich an vielen Orten erst entstehen sollte. Auch Ungern und Gallizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Ansehung der städtischen Schulen und Gymnasien, die der Klerus nicht allein versorgen konnte, geschehen ist, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule sind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Klerus und der Willkür des Zufalls anheimzustellen. Außer einigen bischöflichen Seminarien, den Piaristenschulen und den Klöstern, in denen sorgsame Aeltern ihre Kinder unterrichten lassen, gibt es dort keine Anstalten, die mit unsern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in Toscana nach dem Muster Oesterreichs zur Einrichtung guter Volksschulen für beide Geschlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzosen glauben die italienischen Fürsten, wie der König von Spanien, die geistige Bildung ihrer Völker um so weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die französische Aufklärung ihrer Ruhe geworden ist. Die wiedererweckten, geistig sehr unbedeutenden Jesuiten werden in dieser Stimmung nichts verändern und die alte Unwissenheit hegen. Um das Schulwesen Frankreichs zu würdigen, darf man auf die während der Revolution und unter Napoleon über diesen Gegenstand in Paris proclamirten Ideen, Plane und Decrete keine Rücksicht nehmen; sie blieben geistreiche Einfälle oder wohllautende Versprechungen ohne erhebliche Wirkung. Vor der Revolution gab' es außer den bischöflichen Seminarien und Klosterschulen städtische Lyceen und Colléges, wo die studirende Jugend unter klösterlicher Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksschulwesen that der Staat nichts, hier und da wurden von den geistlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, besonders nach Fenelons Anregung, Elementarschulen unterhalten; was sonst geschehen sollte, mußten die Gemeinden selbst unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geistlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war dürftig, durch Bigotterie beschränkt und den Fortschritten der deutschen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen für Staatsanstalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet, und dadurch die Mittel zur Herstellung eines geordneten Schulwesens gerade von denen abgeschnitten, die so viel Herrliches über Staatsbildung zu sprechen wußten. Daß Paris unter dem National-Directorium eine polytechnische Schule, der Verfassung und Absicht nach ganz den

bayerischen Realinstituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militär- und Gewerbschulen gründete, die verfallenden Fräuleinstifte in Erziehungshäuser für die Kinder der Ehrenlegionairs verwandelte und eine kaiserliche Universität als Centralbehörde für das gesammte Unterrichtswesen des Reichs constituirte, konnte nur sehr wenigen zu Statten kommen. Der mit soldatischer Engherzigkeit entworfne Plan dieser Universität gedieh in seiner Ausführung nicht weiter, als das schon vorhandene sich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsschulen) und die ganz militärisch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anstalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondärschulen (Bürgerschulen) kamen an den wenigsten Orten, die Primärschulen (Elementar- und Dorfschulen) fast nirgend zu Stande, weil es an Fonds und gutem Willen fehlte. Die Privatinstitute, denen gewissenhafte Aeltern ihre Kinder anvertrauten, wurden auf alle Weise behindert, allen Unterricht in der Moral und Religion sollte der 1806 publicirte Catechismus des Kaiserreichs ersetzen, nur Mathematik und Naturwissenschaften hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulwesen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entstandenen Anstalten und die in Eil verfügte Stiftung einer Normalschule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenschulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, schwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meisten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die sie etwa auf eigene Kosten anlegen, an die Bildung von Elementarlehrern ist nirgend gedacht, die Klerisei bleibt lau, weil das Ministerium des Innern die Schulangelegenheiten zu seiner Verwaltung gezogen hat und selbst in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenschulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquisitorische Bigotterie erschwert. Sicher wächst noch jetzt in diesem des Vorzugs der feinsten Cultur sich rühmenden Reiche ein Drittheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf. Nicht viel besser steht es um die Jugend auf den großbritannischen Inseln. Man weiß, daß die englische Regierung durch Aufrechterhaltung der bischöflichen Kirche, in deren Schooße die nach altklösterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuser als bewährte Schulen der classischen Philologie bestehen, hinlänglich für die geistige Wohlfahrt ihrer Völker gesorgt zu haben glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenstande bestimmten Jugend aber dem Zufall und der Milde gemeinnütziger Privatgesellschaften überläßt. Die Pensionsanstalten, in denen der größte Theil der Jugend beiderlei Geschlechts aus den höhern und mittlern Ständen erzogen wird, sind nicht beaufsichtigt und von sehr ungleichem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchspielen Freischulen unterhalten, aber säumige Aeltern nicht angehalten, ihre Kinder hineinzuschicken. Für die Menge von Kindern, die man in den Fabriken braucht, sind die Sonntagsschulen ein sehr dürftiges Surrogat des ihnen sonst gänzlich mangelnden Schulunterrichts. In London selbst wachsen nach den neuesten Nachrichten bei 30,000 Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden des Elementarunterrichts stehen mag, beweis't der große Beifall, den Bell und Lancaster mit ihrer aus Sparsamkeit für einen Cötus von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf militärisches Dressiren und Eintrichtern ausgehenden Lehrweise bei Großen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun die Dissenters für ihre Schulen, doch die armen Catholiken in Irland dürfen keine öffentlichen Lehranstalten haben. In Schweden steht das Schulwesen noch

etzt auf der Stufe, wo es im 17. Jahrh. unter den deutschen Protestanten war; die im Besitz des Kirchengutes ihrer catholischen Vorfahren gesicherte Geistlichkeit zeigt wenig Neigung, etwas davon für den öffentlichen Unterricht zu verwenden und die Regierung ist zu arm und jetzt zu eifrig auf völlige Abschließung vom Auslande bedacht, als daß die Ideen neuerer deutschen Pädagogen Eingang und Ausführung finden könnten. Das weite Rußland hat sich seit 100 Jahren, wo es darin nur eine Klostererziehung für die Geistlichkeit und die schon von Wladimir d. Gr. erzwungnen Erziehungshäuser für die Söhne der Großen gab, mit Schulplanen getragen, die einigen Bildungsanstalten für die höheren Stände in den Residenzen das Daseyn gaben. Nach den Schulverordnungen des jetzen Kaisers sollen Kreis- Bezirks- und Kirchspielschulen im ganzen Reiche errichtet werden, um der tiefen Unwissenheit des bisher vernachlässigten Volks abzuhelfen. Die Kreisschulen bestehen nun nach Art der deutschen Gymnasien in den meisten Gouvernementsstädten, die Bezirksschulen in einigen Mittelstädten, die Kirchspielschulen aber noch auf sehr wenigen Dörfern und das meiste und beste dieser neuen Schöpfung soll erst werden. Etwas früher gab es schon in den deutschen Provinzen gute Gymnasien und einige Bürger- und Landschulen, doch sind die letztern noch in sehr unvollkommnem Zustande. Für die Cultur der catholischen Jugend haben die von der Kaiserin Catharina II. in Weißrußland aufgenommenen Jesuiten auf ihre Weise gesorgt. Polen, wo sonst nur der Adel durch Ordensgeistliche erzogen wurde, hatte vor seiner letzten Theilung einige gegen Ende des 18ten Jahrh. gestiftete Gymnasien, Bürger- und Landschulen, die es besonders der Periode des preußischen Einflusses verdankte, doch lange noch keine vollständige Schulverfassung. Was die Plane des unter der herzoglich warschauischen Regierung niedergesetzten Erziehungsrathes für den Elementarunterricht beider Geschlechter in allen Kirchspielen beabsichtigten, ist jetzt noch in seiner Entwickelung begriffen. Dänemark, aus dem literarische Nahrung in die lateinischen Schulen der sehr lernbegierigen Isländer kommt, Holland, hinter dem die catholischen Niederlande in der Sorge für den öffentlichen Unterricht weit zurückstehen, und die Schweiz halten mit dem pädagogischen Streben des protestantischen Deutschlands ziemlich gleichen Schritt. Die letztere könnte nach Pestalozzi's Anregung für die Volksschulen noch mehr gethan haben, doch findet man in einigen Cantonen Seminarien für Schullehrer, die Dänemark schon seit 40 Jahren hat. Eine weise Auswahl der Zweckmäßigsten aus dem großen Vorrathe neuer pädagogischer Ideen in die von der dänischen Regierung für die deutschen Provinzen 1814 erlassene Schulordnung. Durch treffliche Anstalten zur philologischen Bildung zeichnete sich Holland schon lange aus, und die 1784 vereinigte Privatgesellschaft für das Gemeinwohl hat den Volksschulen eine musterhafte Einrichtung gegeben, die fortwährend besteht. Doch nirgend wurde mehr über das Schulwesen verhandelt und auch im Großen und Kleinen dafür gethan, als in Deutschland. Welche neuen Gattungen von Schulen hier entstanden, haben wir schon oben erwähnt, und verweisen in Rücksicht der Bildung des Landvolks auf den Art. Landschulen. Das meiste bei diesen Verbesserungen hatten deutsche Fürsten und Obrigkeiten gelegentlich und nach und nach veranstaltet, eine allgemeine durchgreifende Organisation des Schulwesens als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18ten Jahrh. noch nicht unternommen. Bayern war der erste größere Staat, der hierin ein Aufsehen erregendes Beispiel gab, da nach den seit 1806 ins Werk

gesetzten königlichen Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Reiche ein wohlgegliedertes, zusammenwirkendes Ganzes wurde. Eine besondre Section im Ministerium des Innern ist die Centralbehörde des bayerischen Schulwesens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen in sich faßt, bei den General-Kreiscommissariaten durch die Kreisschulräthe vertreten und, was die niedern Volksschulen betrifft, durch die Decane und Districtsinspectoren beaufsichtigt und geleitet wird. Für die beßre Bildung und Besoldung der Lehrer ist dabei auf zweckmäßige Weise gesorgt und die anfangs nach französischem Muster verfügte Centralisirung aller den Universitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur obersten Behörde in München als ein den Geschäftsgang erschwerender und die Administrationskosten vermehrender Mißgriff 1816 durch Zurückgabe der Verwaltung dieser Fonds an die Localbehörden theilweise wieder aufgehoben worden. Verschweigen läßt sich dabei nicht, daß die bayerischen Schulverbesserungsplane noch keinesweges so viel genützt und Gutes bewirkt haben, als bei einer mehr darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltsamen Verfahren möglich gewesen wäre. Die kleineren Staaten des protestantischen Deutschlands sind den größeren in der Verbesserung des Schulwesens vorausgeeilt. Musterhaft ist es im Lippe-Detmoldischen, im Anhalt-Dessauischen und in den sächsischen Herzogthümern eingerichtet, doch haben auch Wirtemberg, Baden, Hessen und Nassau, so viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der niedern Schulen gethan. Hannover und Braunschweig verbesserte schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18ten Jahrh. die Gymnasien und legte Seminarien für Landschullehrer an; in neuern Zeiten scheint man dort etwas langsamer vorwärts zu gehn, was die unglückliche Periode der französischen Herrschaft wohl erklärt. Sachsen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete Bahn sichern Schrittes verfolgt und fand immer, im Einzelnen verbessernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neusten Regungen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen als seine Nachbarn. Der Ruhm seiner Fürstenschulen hat sich behauptet, die Sorge für gute Lehrer-Seminarien, die neuen Bürgerschulen und die 1805 erlaßne Schulordnung beweisen, daß auch hier das beßre Neue verständig angewendet wird. Obwohl schon seit der Mitte des 18ten Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbesserung im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete Oberschulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Gelehrtenschulen befriedigend gesorgt worden war, bedurfte Preußen doch im Ganzen sehr jener Anregung, die das Volksschulwesen dieser Monarchie durch den edeln Willen des Königs seit 1808 erhielt. Die damals entworfenen Plane reifen der Ausführung immer mehr entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuerdings auf eine verständige Weise in den Organismus der Provinzialregierungen aufgenommen worden, an guten Anstalten zur Bildung der Lehrer kein Mangel und auch die Geistlichkeit für die Sache der Schulen in lebhaftes Interesse gezogen ist, dürfte es wohl, wenn die That dem Worte entspricht, hier in wenigen Decennien zu einer wahren deutschen Nationalbildung durch den öffentlichen Unterricht kommen. Glücklicher Weise werden jetzt die Mißgriffe, welche zu Folge jenes heftigen Dringens auf Einführung der Realien durch eine zerstreuende Vervielfältigung der Lehrgegenstände in höheren und niedern Schulen und durch ein übereiltes, eitles Hinaufschrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmäßigen Standpunkt nicht bloß in den preußischen Ländern begangen und an dem bayerischen

Schulplane so sehr getadelt wurden, jetzt von der Mehrzahl der deutschen Schulmänner erkannt und immer sorgfältiger vermieden. Man hält es nicht mehr für nothwendig, daß auf den Gymnasien die historischen und philosophischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange gelehrt, in den niedern Bürger- und Landschulen aber die weitschichtigen Stoffe der Naturgeschichte und Technologie oder gar der Gewerb- und Landbaukunde in besondern Lehrstunden abgehandelt würden. Dagegen ist das Leben der Schulen jeder Gattung in Deutschland heiterer und menschlicher, die Zucht weiser und väterlicher, das Local lichter und freundlicher und der die Lehrer beseelende Geist gediegner und religiöser geworden. Der deutsche Schulmann fühlt die Größe seiner Pflichten und die Würde seines Standes, welche von den übrigen Ständen immer mehr anerkannt wird, und auch die Regierungen gestehen ein, wie viel für die Wohlfahrt und sittliche Kraft der Völker auf die Beschaffenheit ihrer Schulen ankommt. Selbst die Juden nehmen Theil an den Wirkungen dieser Denkart, indem sie seit 40 Jahren viele verbesserte und ganz neue Elementarschulen für ihre Gemeinden erhalten oder selbst gestiftet haben. Außer Europa gibt es nur in den vereinigten Staaten von Nordamerika ein einigermaßen geordnetes Schulwesen, dessen Erfolg jedoch für die Gelehrsamkeit bis jetzt unbedeutend und meist auf die Verbesserung des bürgerlichen Lebens beschränkt gewesen ist. In den auf europäischen Niederlassungen bestehenden Schulen für die Colonisten- und Sclavenkinder erkennt man kaum irgendwo mehr als unvollkommene Nachbildungen der Schulen in den Mutterländern. So trägt der Jugendunterricht in Südamerika das Gepräge der spanischen Indolenz, das Schulwesen am Cap und in den Missionen bei den Hottentotten Merkmale der holländischen Sorgfalt und Betriebsamkeit, der kleine Anfang des Negerunterrichts in Westindien Spuren englischer Sparsamkeit und französischer Oberflächlichkeit. Ganz unabhängig von europäischer Cultur gibt es in Ostindien, China, Japan und den übrigen Reichen des östlichen Asiens Schulen verschiedner Grade, worin Despotimus und Priestergeist die Jugend dressirt, wie er sie braucht; auch Persien unterhält jetzt Schulen, worin die Knaben aller Stände lesen und schreiben lernen; nur die Türkei und das nördliche Afrika beschränkt noch nach alter Weise allen Unterricht auf die zu Auslegern des Corans und zu Staatsdienern bestimmten Jünglinge. So hat Europa an seinen Schulen und Anstalten zur Volksbildung ein Palladium seiner geistigen Ueberlegenheit, das ihm noch lange nicht ein andrer Theil der Erde streitig machen wird. E.

Schulen, philosophische, s. d. Art. Philosophie.

Schulen, künstlerische, s. d. Art. Mahlerei.

Schulenburg, (von). Aus diesem Geschlecht nennen wir folgende: Achaz von Schulenburg, königl. preußischer Generallieutenant der Reiterei rc., geboren 1669 zu Apenburg in der Altmark, studirte zu Frankfurt und Wolfenbüttel, trat 1690 unter der Regierung des Churfürsten Friedrich III. in preußische Kriegsdienste. Besonders zeichnete er sich in dem spanischen Erbfolgekriege aus, wo er bei Oudenarde (1708), Lille, Malplaquet (1709) und Mons rühmlich gefochten. Er starb 1731 im 62sten Jahre seines Alters. Großes Verdienst hat er sich um die Schulen für Soldatenkinder erworben. Sein Bild ist von A. B. König in Kupfer gestochen. Adolph Friedrich, Graf von Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei, Ritter der schwarzen Adlerordens, geboren zu Wolfenbüttel 1685,

studirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Vom J. 1705 bis 1713 befand er sich in hannövrischen Diensten, und focht in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preußische Dienste, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerschen Feldzuge und dem am Rhein 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. Levin Rudolph von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister, geboren 1727, befand sich während des siebenjährigen Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er starb 1788.

Schulmeister, ein als französischer Polizeiofficiant durch seine Anhänglichkeit an die bonapartische Sache, und besonders durch seine neuesten Schicksale merkwürdig gewordener Mann, war der Sohn eines Specials (eines protestantischen Geistlichen erster Classe) aus der jetzt großherzoglich badischen Gemeinde Neu-Freistatt bei Bischofsheim am hohen Steg. Nachdem seine erste Erziehung vollendet war, wurde er in einer badischen Landschreiberei angestellt, und widmete sich darauf dem Handel. Er lebte eine Zeitlang in dem oberelsassischen Marktflecken Markirch, wo er sich in der Folge mit der Tochter eines vormaligen Berginspectors verheirathete. An den französischen Revolutionsangelegenheiten nahm er keinen Antheil. Er wurde nachher Eigenthümer eines Etablissements in dem damaligen österreichischen Gebiet bei Kappel, hatte im Jahr 1799 lebhaften Theil an der Organisation des ortenauischen Landsturms, bei dem er eine bedeutende Stelle bekleidete, und sich in mehreren Gefechten mit den französischen Truppen im renchner Walde durch Geistesgegenwart und Gewandtheit auszeichnete. Nach hergestelltem Frieden oder kurz vor demselben ließ er sich in Strasburg nieder, und errichtete dort eine Tabaksfabrik. Diese ging einige Jahre nachher wieder ein, und von jener Zeit an scheint er bedeutende Geschäfte mit Einschwärzung von Waaren, deren Einfuhr in Frankreich verboten war, gemacht zu haben. Diese Speculation mißlang, und seine meisten Waarenvorräthe wurden confiscirt. Er selbst mußte Frankreich, nachdem er einige Zeit als Beförderer des Schleichhandels verhaftet gewesen war, 1805 wieder verlassen. Bald darauf im Herbste brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus. Schulmeister, der sich wieder im Badischen aufgehalten hatte, brachte es dahin, daß er als geheimer Agent bei der französischen Armee angestellt wurde. Als solcher benutzte er seine Bekanntschaften, um sich Zutritt bei dem General Mack zu verschaffen, was ihm um so mehr gelungen zu seyn scheint, da er das Zutrauen einiger Personen von dessen Generalstabe besaß, und daher verschiedene Male von diesem Feldherrn mit geheimen Missionen beauftragt ward. Hier soll er Napoleon Bonaparte wichtige Dienste geleistet und dessen Gunst erworben haben. Im Publicum schreibt man ihm das Gelingen einiger merkwürdigen Unternehmungen zu, welche auf die Operationen und den Gang des Feldzugs in Schwaben großen Einfluß hatten. Besonders soll er dem General Mack die unglückliche Idee beigebracht haben, daß die französische Armee ihre Hauptangriffe vom Kinzinger Thal und dem rechten Ufer der Donau her bewerkstelligen werde, und daß alle auf dem linken Donauufer gemachten Bewegungen nur Demonstrationen seyen, um Mack dahin zu bringen, die Stellung von Ulm zu verlassen, und sich nach Bayern zurückzuziehen. Dadurch ward Mack bewogen, bei Ulm so lange zu verweilen, bis seine Armee umzingelt war. Als

später Schulmeisters Rolle entdeckt wurde, fiel er den Oestreichern in die Hände und wurde nach Wien transportirt, wußte aber durch besondere Kühnheit und Geistesgegenwart zu entkommen. Darauf ging er mit der französischen Armee nach Wien, wo er bei der militärischen Polizei angestellt wurde. Im Kriege gegen Preußen war er im Gefolge des Generals Savary und leistete diesem wichtige Dienste, um die Capitulationen von Nienburg und Hameln schnell zu befördern. Zur Zeit des Treffens bei Heilsberg in Ostpreußen (1807) war er bei Savary als Adjutant, dann wurde er eine Zeit lang französischer Polizeidirector in Königsberg. Im Feldzuge von 1809 begleitete er abermals die französische Armee nach Oesterreich, und war dann mehrere Monate lang französischer Polizeidirector in Wien. In den folgenden Jahren hatte er mehrere Missionen in Norddeutschland, und wegen Licenzgeschäfte in englischen Häfen. Seine Arrestation erfolgte im Herbst 1815 auf Befehl des preußischen Staatsraths von Gruner, in seiner Qualität als oberster Polizeidirector der verbündeten Heere. Die nähern Umstände von Schulmeisters Freilassung sind noch nicht bekannt. Als er dieselbe erhalten, kehrte er nach Paris zurück, und wohnt jetzt auf seinem schönen Gute in der Nähe dieser Hauptstadt ruhig, wiewohl dem Vernehmen nach unter Polizeiaufsicht. Er soll daselbst bedeutende Etablissements errichtet haben, und sich mit Landbau beschäftigen. Seine Güter in der Gegend von Straßburg soll er verkauft haben.

Schultens (Albrecht), einer der berühmtesten Orientalisten, war den 22sten August 1686 zu Gröningen geboren, studirte dort, zu Leiden und zu Utrecht, außer der Theologie, besonders die arabische Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leiden, 1713 Professor der orientalischen Sprachen, und 1717 Universitätsprediger zu Franeker. In der Benutzung des orientalischen Sprachschatzes brach er eine neue bessere Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländischen Sprachen, besonders die arabische, kritischer benutzte, und eine neue, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er damit auf seine Landsleute, aber, obgleich später, doch folgenreicher auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch die Origenes hebraeae sive Hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc. Franecker 1724. T. 2. Lugd. Batav. 1738, noch mehr aber durch die Institutiones ad fundamenta linguae hebr. ibid. 1737, 4. von denen man einen holländischen und lateinischen Auszug hat. — Rühmlich traten in seine Fußstapfen, sein Sohn Johann Jacob, und sein Enkel Heinrich Albrecht Schultens. Ersterer, geboren zu Franeker den 19ten September 1716, studirte zu Leiden, wurde 1742 zu Herborn Professor der orientalischen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und starb dort 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn Heinrich Albrecht, zuerst von seinem Vater gebildet, studirte nachher zu Oxford, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der orientalischen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amsterdam. Als sein Vater starb, erhielt er dessen Stelle in Leiden und starb den 12ten August 1793, 44 Jahre 6 Monate alt. Er hinterließ mehrere gelehrte Werke, besonders eine arabische Anthologie. S. auch H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Th. Rink. Riga 1794. 8.

Schulz (Johann Christoph Friedrich), zuletzt Hofrath und Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau, ward im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren und bekam durch die sclavische Erziehung seines strengen Vaters eine Art von blöder Zurückgezogenheit,

die er erst in spätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Als er einstens einer theatralischen Vorstellung der wäserschen Truppe, welche zu Magdeburg spielte, mit beigewohnt hatte, und darüber in Entzücken gerathen war, entlief er den Aeltern, um Schauspieler zu werden, ward aber nicht angenommen und von seinem Vater mit Schlägen in die alte Ordnung der Dinge zurückgeführt. Nachdem er sich während seiner Schuljahre besonders auf die französische Sprache gelegt hatte, wagte er es, ob ihm gleich durch den plötzlichen Tod seiner Aeltern alle fernere Unterstützung entzogen worden war, auf gutes Glück die Universität zu Halle zu beziehen, wohin er sieben Thaler an baarem Geld mitbrachte. Seine Kenntniß der französischen Sprache verschaffte ihm dort für's erste das Nothwendigste, indem er Bolts Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande von Bengalen übersetzte. Uebrigens erwarben ihm sein Witz und seine gute Laune bei allen Freunden und Landsleuten Unterstützung und gastfreie Aufnahme, so daß er fast immer umsonst aß und wohnte. Trotz dessen konnte es nicht fehlen, daß er nicht dann und wann hätte in Noth gerathen sollen. In einer dieser Verlegenheiten wachte seine alte Neigung zum Theater wieder in ihm auf, und er ging im Jahre 1780 nach Dresden, um dort Schauspieler zu werden. Als dieses Project sich abermals zerschlagen hatte, beschloß Schulz, in Dresden zu privatisiren und sich dort durch Schriftstellerei zu ernähren. In dieser Periode erschien sein Carl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld; ferner Ferdinand von Löwenhain, Fritz oder die Geschichte eines Belletristen und andere Schriften. Anfangs war seine Lage in Dresden nicht die glänzendste; sie verbesserte sich aber, nachdem sowohl er selbst, als seine Schriften bekannter geworden waren. Von Dresden ging er auf eine kurze Zeit nach Berlin und lebte dann bis zum Jahre 1791, ohne Amt und ohne einen festen Wohnsitz zu haben, theils zu Wien, Berlin und Weimar, theils war er auf Reisen. Am längsten hielt er sich zu Weimar auf, wo er sich durch seine angenehme Art zu erzählen, durch seinen Witz und durch seine Gutmüthigkeit viele Freunde erwarb. Besonders schloß er sich hier an Bode an, der ihn sehr liebte und ihn in die Maurerei einweihte. In dieser Periode bearbeitete er französische Werke der schönen Literatur und lieferte einige Originalwerke, unter welche letztern besonders seine beiden Kinderromane, Moritz und Leopoldine, gehören, welche allgemeinen Beifall erhielten und den Dichter zum Liebling des Lesepublikums machten. Die Jahre 1789 und 1790 brachte Schulz in Paris zu und war also Augenzeuge der außerordentlichen Begebenheit, welche sich damals in Frankreich ereignete. Die Frucht jenes Aufenthalts in Paris war seine Geschichte der großen Revolution in Frankreich, welche man für das wahrhafteste und unparteiischste Gemälde aus jener Zeit erklärt hat; so wie sein Werk über Paris und die Pariser das lebendigste und anschaulichste Gemählde jener kleinen Welt darstellt. Von Paris kehrte er im Jahre 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau erhielt und annahm. Ehe er dahin abgieng, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. Zu Anfange des Jahrs 1790 reiste er darauf zu seiner Bestimmung ab. In Mietau wurde er als Lehrer und als Mensch nicht allein sehr hoch geschätzt, sondern bekam auch Gelegenheit, als Deputirter des Bürgerstandes von Curland auf dem Reichstage zu Warschau im Jahre 1791 eine glänzende Rolle zu spielen. Durch seine geschickten Deductionen und Unterhandlungen

wurde nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, so wie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen sehr günstig entschieden. Ob nun gleich daraus sich weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben, so brachte Schulzens Reise nach Warschau doch hernach seine Reise eines Liefländers durch Polen hervor. Im Jahre 1793 machte er darauf seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte und sich dann abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. Im Jahr 1795 wurde er durch politische Verhältnisse nach Mietau zurückberufen, wohin er nicht ohne Besorgniß ging, da seine Feinde vom Adelstande seine Abwesenheit benutzt hatten, ihn als einen Jacobiner zu denunciren und auf seine Cassation anzutragen. Diese Besorgnisse blieben nun zwar ohne weitere Folgen für ihn; desto mehr hatte er jedoch mit einem andern Feinde zu kämpfen, nämlich mit seiner Kränklichkeit, die am Ende so zunahm, daß sie in völlige Raserei überging, an welcher er auch kurz darauf im Monat October 1797 starb. Schulz war ein, sowohl durch sich selbst und durch Lectüre, als durch Reisen und durch den Umgang mit Vornehmen äußerst abgeschliffener und gebildeter Mann, und ein feiner, höchst gefälliger Egoist. Er besaß gesunden Witz, einen geistvollen, vorurtheilsfreien Beobachtungsgeist, und die leichte Regsamkeit und den feinen Conversations-Ton der großen Welt. Seine Verdienste um die Gattung des Romans sind glänzend. Die Werke, welche er in derselben geliefert hat, zeichnen sich durch einen leichten fließenden Styl, durch lebhaftes blühendes Colorit, durch guten Ton und durch zarte Behandlung der aus dem menschlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere aus. Seine italienische Reisebeschreibung, von der nur Bruchstücke unter seinem Nachlasse gefunden wurden, ist hernach von einem andern Gelehrten ergänzt und, wenn wir nicht irren, im Jahre 1798 im Drucke erschienen. Schulz starb im sechs und dreißigsten Jahre seines Lebens.

Schulz (Friedrich August). Dieser unter dem Namen Friedrich Laun bekannte Romanschriftsteller ist im Jahre 1770 zu Dresden geboren. Obschon von Kindheit an für die Wissenschaften erzogen, sah er sich doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine akademische Ausbildung, als sie eben erfolgen sollte, auf eine günstigere Zeit zu verschieben und inzwischen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums sich zu entschließen. Unter fortgesetzten Studien gelang es ihm, im Jahre 1797 jene Stelle wieder aufzugeben, und auf der Universität Leipzig seinen eigentlichen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahre 1800 kehrte er nach Dresden zurück. In demselben Jahre erschien von ihm die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen. Ueber die ganz zufällige Wahl des Namens Laun und daß er damit keinesweges ein arrogantes Hindeuten auf den Inhalt beabsichtigte, hat sich derselbe in seinem spätern Romane: das Schloß Riesenstein (erster Theil S. 154) erklärt. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders abgedruckten Erzählungen und Romanen ist er auch mit A. Apel Herausgeber des Gespenster- und Wunderbuchs, und seit 1807 als expedirender Secretär bei der Commerzdeputation in Dresden angestellt.

Schulze (Johann Abraham Peter), einer der scharfsinnigsten musikalischen Theoretiker und ein classischer Componist für den Gesang, wurde zu Lüneburg 1740 geboren, bildete sich unter Kirnberger in Berlin, bereis'te im Dienste einer polnischen Fürstin Frankreich und Ita-

lien, wurde 1780 Capellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, ging 1787 nach Copenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeister angestellt wurde, privatisirte seit 1795 zu Schwedt, und starb daselbst den 10ten Jun. 1800. Mit dem allgemeinsten Beifall wurden seine Gesänge am Clavier 1779, seine Lieder im Volkston, 3 Theile, 1782 bis 1790, Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts 1784, und religiöse Oden und Lieder 1786 aufgenommen. Vornehmlich gehören aber seine Oratorien, Chöre und Gesänge aus Racine's Athalia 1785, Minona 1786, die Oper Aline 1789 zu dem Vollendetsten, was die Kunst in diesem Fache aufzuweisen hat. Er erfand eine Methode, Partituren grosser Musikwerke in den kleinsten Octavformaten auf wenige Bogen abzudrucken. Sein Oratorium: Johannes und Marie ist auf diese Art 1791 zu Copenhagen gedruckt. Zu Sulzers Theorie der schönen Künste lieferte er viele musikalische Artikel.

Schuster (Joseph), churfürstlich sächsischer Capellmeister zu Dresden, ein besonders für's schöne Geschlecht sehr beliebter Componist, wurde zu Dresden 1748 geboren. Schon frühzeitig für Musik bestimmt, trat er in Gesellschaft des berühmten, nunmehr verstorbenen Naumanns 1765 eine Reise nach Italien an, studirte zu Neapel bei Pera den Contrapunkt, und erwarb sich schon damals, unterstützt durch Naumanns Anweisungen, mit verschiedenen Opern Beifall auf den italienischen Theatern. Nach seiner Zurückkunft machte er sich dem Churfürsten durch seine Compositionen bemerkbar, und ward (1772) Kirchen- und Kammercompositeur. Auf mehrern mit Bewilligung seines Fürsten wiederholten Reisen nach Italien erntete er ansehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein, und wurde endlich 1787 zum wirklichen Capellmeister ernannt. — Durch seine gefällige, Munterkeit, Witz und Laune verrathenden Compositionen hat er sich besonders auch in sehr vielen italienischen und deutschen Opern im komischen Fache, und durch sein Lob der Musik — allen Kennern und Freunden der Musik gewiß sattsam bekannt — im höhern Styl ausgezeichnet und den Ruf eines der beliebtesten Tonsetzer erlangt.

Schütter-Quäker oder Shakers heißen die Glieder einer religiösen Secte, die mit den Quäkern in Rücksicht der Verwerfung des geistlichen und obrigkeitlichen Standes, der Kriegsdienste, des Eidschwurs, der Höflichkeitsbezeigungen, des Luxus und des äußern Gebrauchs der Sacramente, so wie in der Meinung, daß der heil. Geist Allen ohne Unterschied seine Offenbarungen mittheile, übereinstimmt, sonst aber auf keine Weise mit ihnen zusammenhängt. Ihre Stifterin war die Concubine eines englischen Offiziers, Anna Leese, die 1774 nach Nordamerika kam, und sich unter dem Vorgehen, sie sey das auserwählte Weib, von dem in der Offenbarung Joh. Cap. 12. die Rede ist, Anhänger zu verschaffen wußte, welche ihr geheimnißvolle Gemeinschaft mit Gott und untrügliche prophetische Kraft zuschrieben, und allen himmlischen Segen nur durch ihre Vermittelung erwarteten. Die erste Niederlassung ihrer Gemeinde entstand zu Nisquenia unweit Albany in New-York; zwei andere Colonien haben sich seit dem in derselben Landschaft gebildet und bestehen noch jetzt, obgleich Anna Leese schon 1784 starb und erst John Whitacker, nach dessen Tode 1787 aber Joseph Meacham, der 1801 noch lebte, als Propheten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Shakers, Schütterer, rührt von den schnellen Schwingungen im Kreise und tanzartigen Sprüngen her, welche den Hauptact ihres Gottesdienstes ausmachen und kunstmäßig eingeübt werden. Ihr Gottesdienst beginnt mit

schweigendem Harren, an das sich abwechselnd kurze Gesänge, lautes Seufzen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Versammlung einstimmt, und jene wunderlichen, oft sehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regel und Tact abgemessenen, körperlichen Bewegungen, an denen beide Geschlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Aeltesten anschließen. Jede Gemeinde wird von einem Aeltesten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Disciplin und Polizei blinden Gehorsam fodern darf. Die Glieder theilen sich nach der Verschiedenheit des Alters und religiösen Vollkommenheit in Classen ab, von denen die höheren Beichtiger und Führer der niedern sind. Jedes Mitglied hat eine berathende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel desselben achten sie das N. Testament, verwerfen aber, obgleich Christus von ihnen als Versöhner der Menschen mit Gott geehrt wird, die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben, noch eine Fortpflanzung Statt; die Frauenzimmer wohnen in abgesonderten Häusern beisammen, wie die Mannspersonen; jede Geschlechtsverbindung wird hart bestraft. Die Secte vermehrt sich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder aus der profanen Welt, die, wenn sie verheirathet sind, ihrer Ehe gänzlich entsagen müssen. Auf diese Art soll durch Unterdrückung alles Fleischlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen sie mit Feld- und Gartenbau und künstlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da keiner Privateigenthum haben darf, sondern alle ihre Güter gemeinschaftlich sind, unter Verwaltung des Aeltesten stehen und so weit als nöthig zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse Aller angewendet werden. Eine einfache durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abschließung vom Weltverkehr erhöht diesen durch ihre Disciplin beabsichtigten Gemeingeist. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit. Noch haben sie sich genaueren Nachforschungen zu sehr entzogen, als daß über die religiöse Bedeutung ihres Gottesdienstes, in dem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die besiegte Sünde seyn sollen, vollständigere Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 1000 Seelen und soll jetzt im Abnehmen seyn. E.

Schutzverwandte sind diejenigen Personen, welche, ohne bürgerliche Abgaben und Lasten zu tragen, oder an bürgerlichen Verhältnissen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen; dahin gehören die Ehrenbürger und die Juden.

Schütz (Henriette Händel-). Diese allgemein berühmte Frau, in welcher ihr Vaterland eine seiner ersten tragischen Schauspielerinnen, und ihr Zeitalter die größte mimische Künstlerin verehrt, ist die Tochter des ebenfalls sehr ausgezeichneten Schauspielers Schüler. Der Vater, der sie für das Theater bestimmte, ließ sie von ihrem fünften Jahre an durch geschickte Lehrer in der Declamation und im Tanzen unterrichten. Schon als Kind erwarb sie sich in der Tanzkunst eine solche Fertigkeit, daß sie bei der königlichen Schaubühne zu Berlin, deren Mitglied ihr Vater war, förmlich für das Ballet angestellt wurde. Der berühmte Engel, damaliger Director des berlinischen Theaters, scheint ihre seltenen Anlagen richtig erkannt zu haben, denn er nahm sie zu sich, und ertheilte ihr selbst Unterricht in der Geschichte, Mythologie, Verskunst, in Sprachen und Declamation. In ihrem 16ten Jahre verheirathete sie sich mit dem trefflichen Tenoristen Eunike in Berlin, und wurde mit ihrem Gatten bei dem damaligen churfürstlichen

Hoftheater zu Maynz, nachher zu Bonn, angestellt. Sie erwarb sich hier bald ungetheilten Beifall als erste Liebhaberin. Im J. 1792 ward sie nebst ihrem Gatten nach Amsterdam zu dem dort errichteten deutschen Theater berufen, welches am 11ten Nov. 1793 mit Kotzebue's Indianern in England eröffnet wurde. Sie spielte die Rolle der Gurli, und riß die zahlreiche Versammlung zu Entzücken und Bewunderung hin. Der französische Revolutionskrieg, der bald nachher auch Holland zu bedrohen anfing, machte dem deutschen Theater schon nach einem Jahre ein Ende. Madam Eunike verließ daher Amsterdam und begab sich im Oct. 1794 nach Frankfurt am Mayn. Hier wurde ihr Talent für die Pantomime zuerst durch den berühmten Mahler Pforr geweckt. Dieser gab ihr unter andern das rehbergische Kupferwerk von den Attitüden der Lady Hamilton, so wie einige Zeichnungen von Wilhelm Tischbein in Neapel. Danach studirte sie die Kunst der Pantomime; aber zwölf Jahre wandte sie an zu Versuchen und Uebungen, bevor sie sich öffentlich damit zeigte. Inzwischen folgten beide Gatten im J. 1796 einem vortheilhaften Rufe an das königliche Nationaltheater zu Berlin. Zehn Jahre lang gehörte sie hier unter Ifflands Leitung zu den ersten Zierden der deutschen Bühne. Wenn sie als Margarethe in den Hagestolzen durch Innigkeit und Herzlichkeit entzückte, so erschütterte sie tief als Merope, Medea, Lady Macbeth, Gräfin Terzky u. s. w., lauter Rollen, in denen sie gewiß allen unvergeßlich ist, die sie darin gesehen haben. Inzwischen hatte sie sich von ihrem ersten Gatten getrennt und mit dem Doctor Mayer verheirathet. Sie folgte demselben nach Stettin, trennte sich aber auch wieder von ihm, und verheirathete sich 1806 mit dem dortigen Stadtarzt, Doctor Händel. Dieser Ehe machte schon nach sieben Monaten der Tod ihres Gatten ein Ende, der als Oberarzt der französischen Spitäler ein Opfer des Typhus wurde. Die Umstände bewogen sie zur Schaubühne zurückzukehren. Im Oct. 1807 unternahm sie eine Kunstreise von Stettin über Berlin nach Halle. Hier lernte sie ihren jetzigen Gatten, den Sohn des berühmten Philologen Schütz, kennen, der damals als Professor der schönen Künste auf der Universität Halle angestellt war. Kaum waren beide mit einander verheirathet, als die Universität von Napoleon, wenigstens einstweilig, aufgehoben wurde. In dieser Lage vertauschte Herr Schütz an der Seite seiner Gattin die akademische Laufbahn mit der theatralischen, und erwarb sich bald im Tragischen wie im Komischen einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schauspielkünstlern. Beide haben seitdem nicht nur die vornehmsten Städte Deutschlands, sondern auch Rußland, Schweden und Dänemark besucht und sich allenthalben den verdientesten Ruhm erworben. Die gründlichsten Kunstkenner sind darin einverstanden, daß in der Pantomime Madame Händel-Schütz bei weitem den ersten Platz unter allen ihren Nebenbuhlern einnimmt. 1816 befand sich dies Künstlerpaar in Holland. Auch hier erregte die Künstlerin groёes Interesse, und M. G. Engelmann gab eine eigene Schrift über ihr Leben und ihren Kunstcharakter in holländischer Sprache heraus.

Schützengesellschaft, s. Scheibenschießen.

Schwabacher Artikel heißt ein von Luther für den Convent, den deutsche protestantische Fürsten und Städte im October 1529 zu Schwabach hielten, abgefaßtes Glaubensbekenntniß seiner Partei, welches die der schweizerischen Lehre ergebenen süddeutschen Städte wegen der darin allzustreng behaupteten Ansicht Luthers von der leiblichen Gegenwart Christi im heil. Abendmahl nicht unterschreiben wollten. Daher wurden diese von schmalkaldischen Bundesgenossen angenomme-

ten Artikel ein Haupthinderniß der Vereinigung der lutherischen mit der zwinglischen Partei. E.

Schwabacher Schrift ist die deutsche Cursivschrift. Woher sie den Namen hat, ist unbekannt; vielleicht wurde sie in der Stadt Schwabach erfunden. Bald nach dem J. 1480 wurde zu Maynz damit gedruckt.

Schwaben, eine große Landesstrecke des südlichen Deutschlands, welche einen Flächenraum von 800 Quadratmeilen umfaßt, auf dem dritthalb Millionen Menschen wohnen. Sie gränzt westlich an den Rhein, südlich an die Schweiz und das Tirol, östlich an Bayern und nördlich an Franken und die Rheinpfalz. In den ältesten Zeiten waren hier die Wohnsitze der Sueven, der Vindelicier, der Chatten, der Markmannen; später bildete sich der Verein der Alemannen, die von den Franken unterworfen wurden. Es entstand das Herzogthum Schwaben, das nach mancherlei Wechsel des Schicksals mit dem Untergange der Hohenstaufen sich gänzlich auflöste, da denn das Land in eine Menge unmittelbarer größerer und kleinerer Gebiete und Herrschaften zerfiel. Die Kreisverfassung schlang um das Getrennte ein vereinendes Band. Aber nicht alle zu Schwaben gehörigen Länder waren auch Bestandtheile des schwäbischen Kreises, wie sich denn das Breisgau, Vorarlberg und überhaupt ganz Vorderösterreich zum österreichischen, die Grafschaft Limburg zum fränkischen, ein Theil von Pfalz-Neuburg zum bayerschen, das Fürstenthum Heitersheim zum oberrheinischen, die ansehnlichen Besitzungen der Reichsritterschaft und einige andere Parcellen aber zu gar keinem Kreise hielten. Dessen ungeachtet hatte der schwäbische Kreis 99 Stände, nämlich 4 geistlich-fürstliche, 14 weltlich-fürstliche, 23 prälatische, 27 gräfliche und 31 reichsstädtische. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachte diese Zahl über die Hälfte herunter, indem sämmtliche geistliche Stände und auch die Reichsstädte, mit Ausnahme von Augsburg, eine Beute der Erbfürsten wurden, wodurch Würtemberg, Baden und Bayern ihren Besitz sehr ansehnlich erweiterten. Noch zerstörender griff die rheinische Bundesacte 1806 ein. Sie machte mit dem Reiche auch der Kreisverfassung ein Ende, entzog den meisten Ständen die bisherige Unmittelbarkeit, und unterwarf sie denen, denen sie die Souverainetät ertheilte, nämlich Würtemberg, Baden, Bayern, Hohenzollern, Lichtenstein und Leyen. Nach dem Umschwunge der Dinge im J. 1813 blieben die Mediatisirten ihren bisherigen Oberherren unterworfen; diese dagegen behaupteten die glücklich erlangte Selbstständigkeit auch in der neuen Ordnung der Dinge, jedoch mit Ausnahme des Hauses Leyen; und so gibt es nun in diesem Lande keine unabhängige Regierungen weiter als Würtemberg, Baden, Oesterreich (wegen Vorarlberg), Bayern, Hohenzollern und Lichtenstein. — Schwaben ist eines der fruchtbarsten, schönsten und interessantesten Länder Deutschlands. Zwar erheben sich in ihm hohe Gebirge, im Süden die Allgauer Alpen, im Westen der Schwarzwald und, durch seine Mitte hinstreichend, die Alp, und es sind die Rücken derselben der Cultur nährender Producte nicht günstig. Dagegen tragen sie weit verbreitete Waldungen, gewähren dem Vieh treffliche Weiden, enthalten in ihrem Innern einen großen Vorrath nützlicher Erze und Gesteine, ergießen an ihrem Fuße viele wohlthätige mineralische Brunnen, und bieten die mannigfaltigsten und herrlichsten Naturansichten dar. Wer Sinn für die letztern hat, wird sich beinahe nirgends in solchem Maße ergötzt finden, als an den Ufern des Bodensee's; aber auch die Gestade des Neckars, der Donau, des

Rheins, des Lechs und anderer kleinerer Flüsse geben die lieblichsten Landschaftsgemälde. Die niedrigern Gegenden des Landes sind reichlich gesegnet an Producten aller Art, besonders an Wein, Obst, Getraide, Flachs, Hanf und Kartoffeln; die Viehzucht ist ein Hauptnahrungszweig der Einwohner. Handel und Kunstfleiß werden nicht so lebhaft betrieben, als im nördlichen Deutschlande; doch sind die Leinen- und Wollenwebereien sehr ansehnlich, was auch von dem Handel von Augsburg, Ulm, Heilbronn, Memmingen, Pforzheim und einiger andern Städte gilt. — Durch ihre hingebende Herzlichkeit und ihre rauhe Sprache sind die Schwaben in das Geschrei der Verstandesbeschränkung gekommen; aber nichts ist ungerechter, als diese Nachrede. Unmöglich kann Mangel an Geist bei einem Volke charakteristisch seyn, das der Welt einen Keppler, Tobias Mayer, Schiller und Schelling gegeben. — Noch immer sind deutsche Redlichkeit, Gastfreiheit, Religiosität, Anhänglichkeit an die Obrigkeit, Arbeitsamkeit, Häuslichkeit, Bescheidenheit und Schätzung fremden Verdienstes schwäbische Nationaltugenden, denen jedoch Liebe zum Wein, Mangel an Selbstschätzung, Vernachlässigung der Künste des gemeinen Lebens und eine oft an das Grobe gränzende Derbheit entgegenstehen. — Ein besonderes Interesse gewinnt Schwaben noch durch die vielen Ueberbleibsel aus dem Alterthum, die sich in demselben finden. Eine Menge Denkmale aus der Römerzeit, Burgen und Tempel aus dem Mittelalter, ansehnliche Vorräthe von literarischen und artistischen Antiquitäten, und mehrere berühmte Schlachtfelder machen das Land im eigentlichen Sinne zu einem classischen Boden. — Die bayersche Provinz **Schwaben** bildete sich seit dem Jahr 1803 aus den ältern bayerschen Besitzungen in Schwaben und aus den durch den Reichsdeputationsschluß gemachten Erwerbungen, denen 1806 noch das beigefügt wurde, was die Rheinbundsacte gewährte. Die Hauptstadt war Ulm, wo die administrativen Behörden ihren Sitz hatten. Als aber später das Königreich in Kreise eingetheilt wurde, löste sich die Provinz auf.

Schwabenspiegel war, so wie der Sachsenspiegel (s. d. Art.), eine Privatsammlung rechtlicher Vorschriften und Gebräuche, welche in Oberdeutschland, oder **den Landen des sächsischen und fränkischen Rechts** gültig waren. Diese Sammlung, welche wahrscheinlich innerhalb der Jahre 1268 und 1282 veranstaltet wurde, erhielt beinahe ein eben so großes Ansehen, wie der Sachsenspiegel; sie ist uns aber ihrer ursprünglichen Form nach nicht mehr bekannt, da das Werk an vielen Orten sehr abgeändert wurde. Der practische Gebrauch des Schwabenspiegels erlosch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und im sechzehnten fast gänzlich.

Schwaden nennen die Bergleute gewisse Luft- oder Gasarten, welche oft in den Erzgängen hervortreten, sich am Lichte entzünden und dadurch für die Arbeiter tödtlich werden.

Schwägerschaft heißt die Verbindung, welche aus dem Beischlafe einer der Personen, welche ihn vollziehen, und den Verwandten der andern Person entspringt. Unrichtiger Weise nennt man also im gemeinen Leben die Verbindung zwischen den beiderseitigen Verwandten beider Concubirenden **Schwägerschaft**. **Rechtmäßige Schwägerschaft** heißt diejenige, welche durch rechtmäßigen Beischlaf entsteht; **unrechtmäßige**, wenn der letztere unrechtmäßig und außer der Ehe geschieht. **Eigentliche** Schwägerschaft entsteht aus wirklichem Beischlaf; **uneigentliche** hingegen entspringt schon aus dem bloßen Verlöbnisse, oder ist das Verhältniß, welches zwischen einem

Verlobten und den Verwandten des andern Verlobten durch die Verlobung entsteht. Der eine Concubent ist in eben dem Grade mit den Verwandten des andern Concubenten verschwägert, als dieser Andere mit ihnen verwandt ist. Also der erste Grad der Verwandtschaft mit dem einen Concubenten ist erster Grad der Schwägerschaft mit dem andern Concubenten u. s. f.

Schwalbach, auch zum Unterschiede von andern Orten in den Rheingegenden, die gleichfalls Schwalbach heißen, Langenschwalbach genannt; ein Flecken in der nassauischen Niedergrafschaft Katzenellenbogen, ist über 1/4 Meile lang und wegen seiner Heilquellen sehr berühmt. Der Flecken besteht aus dem untern und obern Schwalbach; der letztere Theil wurde erst nach Bekanntwerdung des daran liegenden Brunnens erbauet. Es sind hier eigentlich 10 Brunnen, von denen der sogenannte Weinbrunnen der vorzüglichste ist, jetzt aber durch den neu angelegten Stahlbrunnen viel von seinem Ansehen verloren hat. Man zählt zu Schwalbach jährlich in der Regel 900 fremde Curgäste, und in den Sommertagen werden alle Tage 8 bis 10,000 Krüge dieses Wassers nach andern Orten hin verschickt, und diese Versendungen werden selbst im strengsten Winter nicht ganz unterbrochen. Der Weinbrunnen, welcher in einem Wiesenthal, Münzbach genannt, am Eingange des obern Fleckens entspringt, gehört nebst den Einkünften davon einer Privatfamilie, Namens Zippel. Den Stahlbrunnen hieselbst hat der Landgraf von Hessen-Rheinfels 1766 für Gäste einrichten lassen. Im niedern Schwalbach ist eine lutherische und eine reformirte, und im obern Schwalbach eine catholische Kirche.

Schwamm (Fungus) heißt eine ganze Ordnung von Gewächsen, die im linneischen System die vierte und letzte Ordnung der 24sten Classe (Cryptogamia Fungi) ausmachen. Lange Zeit waren die Meinungen der Naturforscher über die Entstehungsart der mannichfach gestalteten Gattungen von Schwämmen getheilt; einige Gelehrte wollten sie gar für unorganisirte Massen, oder doch für ein Zwischenreich auf der Gränze der Pflanzen und Mineralien gehalten wissen; wogegen wiederum andere sie zum Thierreiche rechnen wollten. Nach vielem Hin- und Herclassificiren der Schwämme hat man ihnen den von Linné angewiesenen Platz gelassen, und man fand auch endlich, daß die Schwämme sich auf gleiche Weise, wie die übrigen Pflanzen, durch Saamen erzeugten. Sie sind also wahre Pflanzen, aber mit den einfachsten, und in Vergleich mit den übrigen Gewächsen unvollkommenen Befruchtungswerkzeugen versehen. Hedwig, Buillard u. a. Naturforscher entdeckten bei genauer Untersuchung die Saamenkörner der Schwämme selbst, welche gemeiniglich sehr klein, und dem Saamenstaube der vollkommenen Gewächse sehr ähnlich sind. Indessen sind die Saamenkörner der Schwämme, wenn man sie trocknet, oder anfeuchtet, nicht den Veränderungen unterworfen, wie der Saamen anderer Gewächse; sie zerspringen nämlich bei keinem Wärmegrade, blähen sich nur, wenn sie lange im heißen Wasser liegen, auf, und bersten, ohne jedoch so wie andere Pflanzensaamen eine Flüssigkeit von sich zu geben, wobei sie jedoch ihre Undurchsichtigkeit behalten. Die Saamen liegen in der Oberfläche, oder in einer besondern, für jeden Schwamm einzigen, oder aus mehrern kleinern zusammengesetzten Höhle. Die ganze Substanz des Schwammkörpers ist fleischig; sie haben keine Zweige, keine Blätter und andere Theile, wie die übrigen Pflanzen, aber in ihrer Bildung und Farbe herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit. Bei solchen Schwämmen, die ihre Saamen äußerlich in

der Oberfläche tragen, liegen sie ohne alle weitere Bedeckung auf der Haut, welche die Substanz des Schwammes umgibt, und fallen von selbst, wenn sie reif sind, ab. Stengel des Stammes nebst der Wurzel nennt man den Strunk; er findet sich bei gewissen Schwämmen nicht, welche daher strunklos heißen. Auf dem Strunke steht horizontal der Hut, welcher auf der untern Fläche, mit welcher er auf dem Strunke festsitzt, entweder blätterige Strahlen (Blättchen, Lamellen) oder Löcher hat, oder auch glatt oder stachlicht ist. Bei vielen Schwämmen fehlt der Hut, diese sind alsdann gitterförmig, kräuselförmig, becherförmig, kugelich, länglich u. s. w. Um den Strunk vieler Schwämme befindet sich noch der Kragen, oder Ring und die Wulst. Durch chemische Versuche hat sich ergeben, daß die Schwämme fast ganz ohne Kohlenstoff sind. Da nun der letztere dem Wachsthume der Vegetabilien hinderlich ist, so läßt sich dadurch das überaus schnelle Wachsthum der Schwämme begreifen. Nicht bloß unter sich sind die Schwämme durch Gestaltung und Farbe von einander sehr verschieden; auch während ihres kurzen Lebens verändern sie sich mit wunderbarer Schnelle. Besonders bemerkt man dies bei denen, die einen Hut tragen. Der letztere ist Anfangs kugelförmig, dann breitet er sich immer mehr aus, und bildet endlich eine Art Teller, der oben merklich convex, unten aber concav zu seyn pflegt. Jetzt scheint der Schwamm seine Vollkommenheit erreicht zu haben; aber schon nach wenigen Stunden verliert sich die Convexität der obern Fläche, der Hut wird oben ganz flach, endlich concav, und hat also gerade die entgegengesetzte Gestalt wie vorher. Je mehr seine Masse in Gährung geräth, desto stärker verändert sich die Farbe, bis sie sich endlich ganz verliert, und alle Theile ein schmutzig graues, faulichtes Ansehen erhalten, in eine weiche wässerichte Gallerte aufgelös't werden, und nun gleichsam zerfließen. Einige werden ganz schwarz, und schrumpfen zu einer harten Masse ein, die aber bei feuchter Witterung schnell verfault. Man findet sowohl auf dem dürresten Sande, wie auf den fruchtbarsten Wiesen, Feldern u. s. w. Schwämme, nicht bloß auf der Erde, sondern auch auf Baumstämmen, an Wänden und auf thierischen Körpern. Ihre wahre Bestimmung ist noch unbekannt, aber sie dienen unzähligen Thieren zur Nahrung und Wohnung; mehrere, z. B. Trüffeln, Morcheln, Champignons, gebraucht der Mensch zur Speise, und aus andern wird Feuerschwamm bereitet. Obgleich es viele giftige Schwämme gibt, so lehrt doch ein natürlicher Instinct die Thiere jene vermeiden, und der Mensch hat hiezu gleichfalls Mittel genug. M. s. darüber Batsch Elenchus Fungorum, oder Gattungen und Arten der Schwämme mit illum. Kupf., nebst 2 Fortsetzungen; Halle 1783 — 1788, gr. 4. 12 Rthlr. — Die giftigen und eßbaren Schwämme Deutschlands, gemeinnützig beschrieben von M. T. C. Ellrodt; Bayreuth 1797. — J. S. Kerners giftige und eßbare Schwämme, welche im Herzogthume Würtemberg und dem übrigen Deutschland wild wachsen; Stuttgart 1786.

Schwan, ein in das Geschlecht der Enten und Gänse gehöriger Vogel, von dem man vier Gattungen kennt. Diese sind: 1. der stumme Schwan, welcher fast in allen Theilen von Europa wild lebt, gegen den Winter aber südwärts zieht. Er dient bei uns zur Zierde der Gewässer, auf dem Lande ist er höchst unbehülflich; 2. der Ringschwan, welcher kleiner als der vorige ist, selbst auf Island, Kamtschatka und der Hudsonsbay gefunden wird, und ebenfalls gegen den Winter nach

Süden wandert; 3. der schwarze Schwan, welcher auf Neuholland einheimisch und bis auf die gelblichweißen Schwungfedern pechschwarz ist; 4. der schwarzhalsige Schwan, welcher auf den Falklandsinseln und in der magellanischen Straße gefunden wird, aber noch nicht genau bekannt ist. — Die Sage, daß der Schwan, der kaum zuweilen einen Ton von sich gibt, kurz vor seinem Tode einen harmonischen Gesang anstimme, beruht auf einer alten Tradition, und hat sich, da sie eine so mannichfaltige und schöne Anwendung zuläßt, durch die Dichter fortgepflanzt, ohne daß je die Wahrheit durch einen Zeugen bestätigt worden wäre. Indeß war der Schwan von den Alten theils aus diesem Grunde, theils wegen seiner vermeintlichen Gabe der Wahrsagung dem Apollo geheiligt.

Schwärmer. Hiermit benennt man in der Pyrotechnie (Feuerwerkskunst) gewisse auf Art der Raketen zubereitete Patronen, die bei Kunstfeuerwerken mancher Art gebraucht werden. Die Hülse aus Papier oder Kartenblatt ist 3 Zoll 6 Linien lang und hat zum innern Durchmesser etwa 4 Linien. Die Füllung der gewöhnlichen Schwärmer besteht aus 1 Theil Mehlpulver, 1/4 Theil Kohle und 1/8 Theil Salpeter. Sie werden übrigens über einen kleinen eisernen Dorn auf einem Klötzchen von hartem Holze oder auch auf einem Tische geschlagen. Man hat ganz kleine Schwärmer bis zur Länge von 3 Zoll und darüber. P. S.

Schwärmerei ist ein krankhafter Zustand des Gemüths, in dem man sich Verhältnisse, Erfahrungen und Erfolge als wirklich oder erreichbar vorstellt, die nur noch in der Idee bestehen oder überhaupt in das Gebiet solcher Einbildungen gehören, die niemals Realität erhalten können. Die **Schwärmerei der Freundschaft und Liebe** erträumt sich eine Reinheit, Zartheit und Innigkeit des Verhältnisses mit geliebten Personen, wie sie in Stunden höherer Weihe wohl empfunden, aber unter den aus Geist und Sinnlichkeit zusammengesetzten, von körperlichen Bedürfnissen abhängigen Menschen nicht ausdauernd erhalten werden kann. Die **moralische Schwärmerei** traut sich und andern eine höhere sittliche Vollkommenheit zu, als man nach den von der Seelenstärke, Consequenz und Reinheit der tugendhaftesten Menschen gemachten Erfahrungen bei sterblichen Wesen erwarten darf. Die **politische und philanthropische Schwärmerei** trägt sich mit Phantasiebildern eines Zustandes der bürgerlichen und allgemeinen menschlichen Gesellschaft, wie ihn weder die Culturstufe der Mehrzahl, noch die Gewalt der Leidenschaften unter den Regenten und Regierten, noch die politische Stellung der Völker gegen einander zur Wirklichkeit kommen lassen wird. Schwärmer dieser Art pflegt man mit Recht die gutmüthigen zu nennen; sie können zwar, wo sie ihren Einbildungen gemäß handeln, manchen Mißgriff und manche Uebereilung begehen, auch gegen Andersdenkende heftig und unduldsam werden; doch wenn nur kein heimlicher Ehrgeiz oder Eigennutz in ihr Hoffen und Streben sich einmischt, wird ihre Schwärmerei eher ihnen selbst, als andern Nachtheil bringen. Gewöhnlich übernimmt das gemeine Leben mit seinen Reibungen die Cur dieser oft sehr liebenswürdigen und interessanten Kranken. Vielfältig getäuscht, durch niederschlagende Erfahrungen überführt, daß der Zustand der Dinge, der ihren Ideen entspräche, noch nicht da oder überhaupt nicht zu verwirklichen ist, gerathen sie in eine Verstimmung, aus der es nach Beschaffenheit ihres geistigen Vermögens zweierlei Auswege gibt. Schwächere Gemüther werden sich in diesem Mißmuth aufreiben, und, da Zureden keinen Schwärmer mit

ligen römischen Reichs Erbstallmeister, nannten sich die vier Grafen des Reichs und hatten die große Comitiv. Am 18ten April 1807 traten sie zum Rheinbunde, und im October 1813 schlossen sie sich den Verbündeten an. In der deutschen Bundesversammlung hat das Haus Schwarzburg mit Oldenburg und Anhalt die 15te Stelle, jede der beiden Linien führt aber im Plenum ihre eigne Stimme. — Der regierende Fürst von Schwarzburg-Sondershausen ist Günther Friedrich Carl, geboren 1760, vermählt mit Wilhelmine Friederike Caroline, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt. Er regiert seit 1794 und hat einen Sohn, Günther Friedrich Carl. Der regierende Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt ist seit 1814 Friedrich Günther, geboren 1793, vermählt mit Amalie Auguste, Prinzessin von Anhalt-Dessau. Nach seines Vaters, Ludwig Friedrichs Tode 1807 war seine Mutter Caroline Louise, Prinzessin von Hessen-Homburg, bis zu seiner Volljährigkeit Obervormünderinn. Die Lande der Fürsten von Schwarzburg sind in zwei Theile abgesondert, von denen die obere Grafschaft, gegen Süden, zwischen dem Weimarschen und Coburgschen und die untere Grafschaft, gegen Norden, zwischen den Grafschaften Stollberg und Hohenstein liegt. Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen besitzt von der untern Grafschaft zwei, und von der obern ein Drittheil, und der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat von der obern Grafschaft zwei und von der untern ein Drittheil. Das ganze Land, in welches der thüringer Wald sich hereinerstreckt, ist sehr gebirgig und waldig; doch gibt es auch zwischen den Gebirgen sehr fruchtbare Thäler, wie z. B. in der untern Grafschaft die goldene Aue und die schöne Aue. Die obere Grafschaft wird von der Saale, der Gera, der Ilm und der Schwarza, welche sehr fischreich sind, durchströmt. In der Schwarza war sogar ehedem eine jetzt eingegangene Goldwäscherei. In der untern Grafschaft fließen die Helbe, die Helme und die Wipper. Das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen enthält ein Areal von 23 □ Meilen mit 56,000 Einwohnern, und hat in der obern Grafschaft die Aemter Arnstadt, Käfernburg mit Untergleichen und Gehren, in der obern Grafschaft aber die Aemter Sondershausen, Ehrich, Keula, Schernberg, Bodungen, Greußen, Klingen, Ebeleben und die Vogtei Haßleben. Es sind ferner 4 Städte, 9 Flecken und 92 Dörfer in diesem Fürstenthume. Von den Städten ist Arnstadt mit 4600 Seelen die volkreichste, denn die Residenz Sondershausen hat nur 1900 Einwohner. Der Fürst und seine Unterthanen, mit Ausschluß einiger Catholiken zu Sondershausen, sind lutherisch. Es wird übrigens sehr viel Flachs, hinlängliches Getraide, Obst und Gemüse aller Art gebauet. Die Viehzucht, besonders das Hornvieh ist vortrefflich, die Waldungen liefern Wildpret, und die Ströme Fische in Ueberfluß. Außerdem gibt das Mineralreich Eisen, Alaune, Schwefel und mehrere Erd- und Steinarten. In Arnstadt sind gute Tuch- und Zeugmanufacturen, in der Nähe Pulver- und Papiermühlen, eine Porzellanfabrik ꝛc. Der Handel mit Getraide, Vieh, Bier und andern Natur- und Kunstproducten ist beträchtlich. Die Schulanstalten sind gut und für die gelehrte Bildung ist zu Arnstadt ein Lyceum und zu Sondershausen ein Gymnasium. Das geheime Cabinet zu Sondershausen leitet die sämmtlichen Landesangelegenheiten, und die obersten Justizbehörden sind die Regierungen zu Sondershausen und Arnstadt. Von der erstern kann in einigen Sachen an die Landesregierung zu Dresden, von der andern an die Landesregierung zu Weimar appellirt werden. Außerdem ist zu Sondershausen ein Kammer- und Forstcollegium, und

ben daselbst und zu Arnstadt sind Consistorien. Die Einkünfte des Fürsten sollen 250,000 Gulden betragen. Das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, welches jetzt in der obern Grafschaft aus den Aemtern Rudolstadt, Schwarzburg, Blankenburg, Leutenberg, Ehrenstein, Könitz, Ilm, Paulinzelle und der Vogtei Seeberg, in der untern Grafschaft aus den Aemtern Frankenhausen, Arnsburg, Schlottberg und Straußberg besteht, wozu noch unter königlich sächsischer Hoheit die mit Stollberg Rosla gemeinschaftlichen Aemter Heeringen und Kelbra kommen, enthält 22 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner, 9 Städte und 144 Dörfer. Es hat Getraide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Obst, Holz im Ueberfluß und dazu vortreffliche Rindvieh- und Schafzucht. Die Silber- und Kupferbergwerke sind eingegangen, doch wird im Amte Schwarzburg noch Eisen, und im Amte Blankenburg noch Kobalt gegraben. Zu Frankenhausen ist eine der ältesten und ergiebigsten Salinen in Deutschland; außerdem sind Marmor-, Schiefer-, Alabaster- und Sandsteinbrüche vorhanden. Wollenmanufacturen sind zu Ilm und Rudolstadt, wo auch eine Barchentfabrik und eine bekannte Porzellanfabrik ist. In Schaale ist eine Steingut-, und in Sitzendorf eine sehr vorzügliche Schmaltefabrik. Im Schwarzthal befinden sich gleichfalls Eisenfabriken, Eisen- und Blechhämmer ꝛc. Mit allen diesen Kunst- und Naturproducten, besonders mit Holz und Salz, treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel nach auswärts. Rudolstadt, die Residenzstadt des Fürsten, hat 4500 Einwohner, ist der Sitz des Geheimenrathscollegiums, einer Regierung, einer Kammer, eines Consistoriums, eines Steuercollegiums, eines Gymnasiums und eines theologischen Seminariums. Die Naturaliensammlung daselbst ist merkwürdig. Zu Frankenhausen ist gleichfalls eine Regierung, die auch Lehnhof ist, und von der die Appellationen in einigen Fällen an die Landesregierung in Dresden gehen, ferner ein Consistorium, eine Landeshauptmannschaft, und ein Rent- und Forstdepartement. Der Fürst welcher nebst seinen Unterthanen lutherisch ist, soll 200,000 Gulden Einkünfte haben. In beiden schwarzburgschen Landesantheilen sind keine Landstände, und die Fürsten sind souverain (s. Reich, deutsches, und deutscher Bund, und Rheinbund). N. P.

Schwarze Kunst und Schwarzkünstler, s. Magie (natürliche) und Zauberei.

Schwarze Kunst. Eine der wichtigsten Erfindungen des siebzehnten Jahrhunderts in der Kupferstecherei ist die sogenannte schwarze Kunst. Man nannte sie in Italien und England Mezzo tinto (Helldunkel oder halbe Färbung damit bezeichnend), in Frankreich Taille d'épargne und Gravure en manière noire, und in Süd-Deutschland den Sammetstich oder geschabte Manier. Sie unterscheidet sich vom Kupferstechen und Kupferätzen dadurch, daß man bei diesen beiden Arten den Schatten, bei der schwarzen Kunst aber das Licht in das Kupfer arbeitet. Es kommt dabei hauptsächlich auf den Grund an. Ein sanftes Verschmelzen verbunden mit großem Schatteneffect zeichnet diese Art von Kupferstichen ganz besonders aus; sie ist von auffallend schöner Wirkung zu Bildnissen und zu historischen Darstellungen, die nicht viele und nicht zu kleine Figuren haben. Die Kupferplatte, auf welche in schwarzer Kunst gearbeitet werden soll, wird erst ganz rauh durchkratzt, so daß, wenn man in diesem Zustande Abdrücke von ihr nehmen wollte, sie völlig schwarz seyn würden; diese Gründung ist sehr mühsam und wichtig, denn von dem dadurch bewirkten gleichen Korn der Platte hängt die sammetartige Weichheit ab;

noch kann der sorgfältige Arbeiter sie vollenden, vermittelst eines guten Gründungseisens. Auf die Feinheit dieses stählernen Schwarzkunstkammes kommt alles an. In Augsburg hat man Maschinen dazu erfunden. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung übergetragen, indem man das Papier, worauf sie gefertigt ist, auf der Rückseite mit Kreide übertreibt, und solches dann auf der Platte abdruckt, diesen Contour aber nachher mit Tusche übergeht. Nun verfährt man eben so damit, als ob man mit weisser Kreide auf dunkles Papier zeichnete. Man schabt den Grund mehr und minder ab, nachdem man hellere Lichter haben will. Auf den lichtesten Stellen wird das Korn der Gründung ganz weggeschabt, doch muß man sich sorgfältig hüten, nicht in der Hoffnung, schneller fertig zu werden, die Gründung auf einmal wegzuschaben, weil es sehr schwer ist, sie wieder herzustellen, und weil die zarte Abstufung der Schatten die höchste Schönheit dieser Manier ausmacht. Mit den lichten Theilen fängt man zuerst an, doch läßt man immer einen Hauch vom Korn stehen, dann überarbeitet man die Reflexe, alles in großen Partien. Man schwärzt alsdann die ganze Platte mit einem Ballen von Filz, um die Wirkung davon zu sehen, und fängt nachher immer an den stärksten Lichtstellen wieder an. Zuletzt müssen die höchsten Lichter oder Glanzblicke wieder das blanke Kupfer ausmachen, und mit dem Polirstahl wieder geglättet werden. Die schwärzesten Schatten hingegen bleiben rauh und ganz unberührt; alle Stufen der Schatten und Lichter aber trägt der Gerbstahl oder das Schabeisen auf das Kupfer. Die stärksten Drucke an den Umrissen übergeht man jetzt mit dem Grabstichel. Da es ungleich leichter ist, Theile des dunkeln Grundes wegzuschaben, als die Schatten durch die unendliche Anzahl von Zügen und Strichen in den Schraffirungen zu bilden, so ist der Stich in Mezzotinto weit schneller und leichter auszuführen, als jede andre Art der Kupferstecherkunst; schwarze Kunst ist daher für Mahler, Zeichner und Dilettanten viel anwendbarer als das Radiren und Stechen. Der erste Erfinder der schwarzen Kunst ist der hessencasselsche Obristlieutenant L. von Siegen (van Sichem) gewesen, der 1643 den ersten Versuch in derselben mit dem Bildniß der Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, gemacht hat. Von diesem lernte sie der churpfälzische Prinz Robert, oder Rupert von der Pfalz, welcher sie zu der Zeit König Carls II. nach England brachte. Dort wurde sie ungemein beliebt, und man suchte den Prinzen für den Erfinder derselben auszugeben, indem man erzählte, Prinz Robert sey eines Morgens ganz früh ausgegangen, und habe eine Schildwache etwas entfernt von ihrem Posten sehr mit ihrer Flinte beschäftigt gefunden. Er habe den Soldaten gefragt, was er vorhabe? worauf dieser erwiederte, der Nachtthau habe seine Flinte rostig gemacht, und er putze sie wieder. Als der Prinz das Gewehr betrachtet habe, sey es ihm aufgefallen, daß durch das Poliren mancher Stellen sich eine Zeichnung zufällig darauf bildete, gleichsam von erhobnen silbernen Pauken umkränzt, dieser Anblick habe die Idee des Mezzotinto in ihm erweckt. Ein Kopf Johannis des Täufers nach Spagnoletto ist das erste bekannte Blatt des Prinzen. Doch waren diese frühsten Blätter rauh und unangenehm, statt daß später gerade die Engländer es am weitesten in der schwarzen Kunst brachten. Von John Smith, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, hat man mehr als fünfhundert Blätter; er und George White bildeten eine neue Epoche für die schwarze Kunst, welche der letztere besonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erst radirte, wodurch sie mehr Geist und Leben erhielt. In der

neuern Zeit beschäftigten sich in England weit mehr Künstler mit der schwarzen Kunst als irgendwo sonst. Besonders berühmt wurden Mac Ardell, Houston, Earlom, Pether, Green, Watson, Dickenson, Dixon, Hudson, J. Smith rc. Unter den Deutschen beschäftigte sich vorzüglich Bernhard Vogel aus Nürnberg damit (geb. 1683, gest. 1737), die augsburger Künstler Jakob und Elias Haid und Preißler aus Nürnberg. Von den Niederländern zeichnen sich Vaillant, Schuppen, de Bruggen, van Bleeck und Faber aus. Unter den Franzosen sind Sarrabat und Boyer die einzigen, die etwas bedeutendes in dieser Kunst leisteten. Außer einem Gemählde kann nichts das sanft verschmolzne Fleisch, das wallende Haar, die Falten der Gewänder und die blinkenden Waffen so gut nachbilden, als die schwarze Kunst, aber die Umrisse lassen sich nicht so bestimmt und geistreich darin zeichnen, wie mit dem Grabstichel, daher können sich die besondern Theile bei zu gehäuften und kleinen Figuren nicht genug herausheben. Zu große Lichtmassen gelingen nicht, dagegen thun Nachtscenen große Wirkung, so wie Porträts. Nach Rembrandt, Benedetto, Murillos, Van Dyk, Reynolds und West hat man die ausgezeichnetsten Blätter. Man kann nicht leicht auf mehr als 200 gute Abdrücke von einer Platte rechnen, wovon die zweiten funfzig die schönsten sind. Doch kann man der Platte leicht wieder nachhelfen, und dann bis 500 Abdrücke davon nehmen. Die schwarze Kunst hat Gelegenheit zur Erfindung der mehrfarbigen Kupferstiche gegeben, welche der Mahlerei nachzuahmen streben. Dieser Farbendruck geschieht vermittelst mehrerer Platten, welche eine jede besonders mit ihrer eignen Farbe auf das nämliche Blatt Papier abgedruckt werden; diese Platten müssen nämlich richtig auf einander passen, und auf jeder werden nur die Partien, die von einerlei Farbe sind, ausgeführt. Alle Farben, die zu dieser Art abzudrucken gebraucht werden, müssen durchsichtig seyn, so daß im Abdruck, da, wo sie sich mischen sollen, eine durch die andere durchschimmere. Pflanzen, Früchte, architektonische Stücke und anatomische Sachen sind am passendsten dazu. Le Blon, ein geborner Frankfurter, der 1741 starb, war der Erfinder dieser Art von Farbendruck. Gautier Dagoty in Paris und Robert führten diese Kunst in Frankreich ein, sie gaben auch Porträts in dieser Manier. L'Admiral in Leyden und der neapolitanische Prinz San Severo brachten es weit darin; Götz aus Mähren nebst seiner Tochter vervollkommneten diese Art von Kupferstichen noch sehr, und bei Götz lernte der bekannte Venezianer Franz Bartolozzi, der in England so großes Aufsehen machte. W1.

Schwarzenberg. Diese fürstliche Familie hat gleiche Stammältern mit den Grafen von Seinsheim. 1420 kaufte Erckinger, Freiherr von Seinsheim, die damalige Herrschaft Schwarzenberg in Franken, und nahm den Namen und Titel davon an. Von dem Kaiser Sigmund, dessen Gemahlin eine Schwester der seinigen war, erhielt er wahrscheinlich in Rücksicht seiner Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Nach Erckingers Tode theilte sich die Familie in zwei Linien, nämlich Schwarzenberg und Seinsheim. Adolph von Schwarzenberg, ein Nachkomme Erckingers, wurde wegen seiner im Türkenkriege bewiesenen Tapferkeit 1599 vom Kaiser Rudolph II. in den Reichsgrafenstand erhoben, und sein Enkel Johann Adolph erhielt 1670 vom Kaiser Leopold I. die reichsfürstliche Würde, so wie auch die Grafschaft Schwarzenberg zu einem Reichsfürstenthum erhoben wurde. 1674 erhielt der neue Fürst Sitz und Stimme im Reichsfürstencollegium. Durch Erbschaft kam 1698 noch die gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben, und

das Erbhofkichteramt zu Rothweil (s. Rothweil) an dies Haus; und 1723 wurde Adam Franz, Fürst von Schwarzenberg, auch zum Herzoge von Krummau in Böhmen erhoben, welches Herzogthum die Fürsten noch besitzen, und im Titel führen. 1746 wurde die fürstliche Würde dieses Hauses durch ein kaiserliches Diplom auf die ganze männliche und weibliche Descendenz ausgedehnt. Jetzt sind in dieser Familie zwei Majorate, von denen der Fürst Carl (der Feldmarschall und Bruder des regierenden Fürsten) das geringere seit 1807 besitzt. Von den ehemaligen Reichslanden des fürstlichen Hauses sind durch die Mediatisation (s. auch mediatisirte Fürsten und Rheinbund) das Fürstenthum Schwarzenberg unter würzburgische, jetzt bayersche, und die schwäbischen Lande theils unter badensche, theils unter bayersche Hoheit gekommen. Das Fürstenthum Schwarzenberg selbst liegt zwischen Würzburg, Bamberg und Anspach, hat ein Areal von 5 Quadratmeilen, und ungefähr 15,000 Einwohner, ist sehr fruchtbar an Getraide und Wein, hat schöne Waldungen und Viehzucht. Es wird in sechs Aemter, Rheinfeld und Unterleimbach, Seehaus, Wässerndorf, Geisselwind und Michelbach getheilt. Jetzt gehört es zum bayerschen Rezatkreise. Die Einwohner sind theils catholisch, theils lutherisch. Auf dem Schlosse Schwarzenberg ist der Sitz der fürstlichen Kammer und Regierung. Die gesammten ehemals unmittelbaren Lande der Fürsten von Schwarzenberg, d. h. dieses Fürstenthum, die Landgrafschaft Klettgau, und die Herrschaften Illereichen und Kellmünz in Schwaben, hatten 30,000 Einwohner, und die mittelbaren Besitzungen 100,000. Die Einkünfte werden auf 600,000 Gulden gerechnet.

Schwarzes Meer, ein Meer, welches zwischen Europa und Asien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an Bessarabien und die russischen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Geriel, gegen Mittag aber an Natolien stößt. Alles, was böse und gefährlich ist, nennen die Morgenländer schwarz; daher auch dies Meer den Beinamen hat, weil die Schifffahrt darauf, besonders für die ungeschickten levantischen Seeleute, wirklich viel Gefährliches hat; die Ufer sind hoch, und mithin die Fallwinde wüthend; die Wellen sind dabei kurz, und durch die Mündungen der Donau, des Dniester, des Don, und andre Flüsse werden starke Ströme darin erregt. In den Sommermonaten ist es doch im Ganzen ruhiger, als andre Meere, in den Wintermonaten hingegen vorzüglich längs der Küsten zwischen den Mündungen der Donau bis zur Crimm hin selbst für die geschicktesten Schiffer kaum zu befahren. Wegen der vielen großen und kleinen hineinfallenden Flüsse, ist dies Meer weniger gesalzen, als andre, und die Hauptströmung zieht sich beständig selbst aus dem seichten Meere von Asow her von Norden gegen Südwesten, nach der thrazischen Meerenge und dem Hellespont hin. — Bei den Alten hieß es Pontus Euxinus (s. d. Art.).

Schwarzwald, ein Kettengebirge in Schwaben, das sich von Süden gegen Norden von den Städten Rheinfelden und Seckingen am Rhein durch den Breisgau, die ehemalige Markgrafschaft Baden und das westliche Württemberg bis nach Pforzheim erstreckt. Diese Landschaft ist gebirgig und rauh und nicht fruchtbar; doch hat sie gute Viehzucht. Der größte Theil gehört zum badenschen Donaukreise, und die großen Waldungen werden zu vielerlei Fabriken und zu dem wichtigen Holzhandel nach Holland benutzt. Die höchsten Punkte des Schwarzwaldes sind der Feldberg 4582′, der Bälcher 4370′, und der Kandelberg 3909′ über die Meeresfläche.

Schweden, in geographischer, statistischer, geschichtlicher und literarischer Hinsicht. — Das schwedische Reich, welches gegenwärtig das eigentliche Schweden, Göthaland, Norrland und Lappland, auch das Königreich Norwegen, ferner außer Europa die kleine Insel Barthelemy in sich schließt, umfaßt ein Areal von ungefähr 10000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als 3,000,000 Einwohnern. Diese Länder sind von der Nordsee, dem Sund, dem baltischen Meer und dem bothnischen Meerbusen umgeben, und hängen nur auf der Ostseite, wo sie an das russische Lappland und Finnland gränzen, mit dem festen Lande von Europa zusammen. Diese abgeschiedne Lage sowohl, als die Beschaffenheit des Landes gewähren Schweden eine Sicherheit, die nicht leicht mit Erfolg beunruhigt werden dürfte. Da wir von Norwegen in einem eignen Artikel gesprochen haben, schließen wir dasselbe von gegenwärtiger geographischen Darstellung Schwedens aus. Das Clima ist in den verschiednen Gegenden Schwedens verschieden. Im Norden herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, und während des kurzen Sommers eine eben so große Hitze; in den mittäglichen Gegenden hingegen ist das Clima ziemlich gemäßigt. Das Land ist bergig, und hat viele Seen und Flüsse. In mehreren der letztern, von denen die größern den allgemeinen Namen Elf führen, sind starke Wasserfälle, wodurch die Flußschiffahrt sehr erschwert wird. Von den Hauptströmen bemerken wir die Gotiska-Elf, die Dal-Elf, die Uleo-Elf und die Kymmene-Elf. Diese und die übrigen Flüsse, das Meer und die Landseen liefern den Einwohnern eine Menge Fische von allerlei Art zum eignen Verbrauch und zum Handel. Rindvieh und Pferde sind klein, und die Schafe der inländischen Art geben schlechte grobe Wolle; doch ist die Schafzucht durch englische und spanische Widder, die man seit 1715 eingeführt hat, ungemein verbessert worden. Von wilden Thieren gibt es hier Hirsche, Rehe, Rennthiere, Elendthiere, Hasen, Wölfe, Füchse, Luchse, Bären u. s. w. Auerhähne, Birkhähner, wilde Gänse und Enten, Schnepfen und mehrere Arten von Seevögeln finden sich, besonders die letztern in den nördlichen Gegenden, im Ueberfluß, und gewähren den Einwohnern großen Nutzen. Der Getraidebau ist unzulänglich, und deßhalb sind die ärmern Leute in den nördlichen Landschaften genöthigt, sich Brot aus einer Mischung von Fichten- und Birkenrinden, Stroh, Wurzeln und etwas Mehl zu backen. Uebrigens wird in mehreren Gegenden Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gebauet. Nur in den mittäglichen Gegenden findet man Obst- und Fruchtbäume, die aber weiter gegen Norden nicht mehr gedeihen. Desto größere Waldungen von andern Holzarten, besonders von Fichten, Tannen und Birken hat Schweden. Indessen werden auch diese Waldungen nach und nach sehr vermindert, da viel Holz nicht bloß verkauft, sondern auch zu Theer, Kohlen, Pech, Pottasche, ferner bei den Eisen- und Kupferwerken verbrannt wird. Außerdem werden viele Holzungen durch das sogenante Schwenden vertilgt, welches darin besteht, daß ganze Wälder angezündet und verbrannt werden, um auf den Boden Korn zu säen. Dies Düngungsmittel gewährt aber nur kurz dauernde Vortheile, und hinterläßt einen auf viele Jahre unfruchtbaren Boden. An Mineralien ist Schweden reich. Es hat Eisen, Kupfer, Schwefel, Alaun und Vitriol im Ueberfluß, und auch nothdürftig Gold, Silber und Blei. Außerdem gibt es Crystalle, Topasen, Amethyste, Carneole, Agathe, Lasursteine, Magnete, Marmor, Schiefer, Mühlsteine, Salz u. s. w. Die Haupt- und Residenzstadt ist Stockholm (s. d. Art.) — Schwedens Urbewohner waren vom finni-

schen Stämme, Finnländer, Lappen, Waräger, die in Horden mit eignen unabhängigen Oberhäuptern umherzogen. Diese Finnländer drängten germanische Nationen hoch in den Norden hinauf; unter letztern erhielten die Gothen und Schweden bald das Uebergewicht und unterwarfen sich die übrigen Stämme. Sie hatten Richter aus dem Stamme der Ynglinger zu Oberhäuptern, die im fünften Jahrh. den Titel Könige von Upsala annahmen, und bis 1068 in Schweden regierten. Eine feste Regierung führte zuerst Olof I. ein, der zum Christenthume überging. Noch blieben Gothen und Schweden getrennt und Jahrhunderte lang zerrüttete diese Trennung das Reich. Erst 1250, als das mächtige Geschlecht der Folkungen den Thron bestieg, vereinigten sich beide bisher feindlichen Volksstämme in Eine Nation. Zugleich wurde die Erbfolge genau bestimmt. Schweden reichte damals nur bis Helsingland. Erich XI. eroberte 1248 das innere, und Birgers Vormund Torkel Knutsen 1293 das äußerste Stück von Finnland, Karelien, wodurch Schweden Rußlands unmittelbarer Nachbar wurde. Magnus Smek erwarb 1332 durch Mats Kettelmundsen Schonen, Blekingen und Halland, welche Provinzen aber schon 1360 wieder verloren gingen. Seiner Bedrückungen endlich müde, empörten sich 1363 die Schweden, und gaben die Krone seinem Schwiegersohne, Albrecht von Meklenburg. Dieser aber unterlag 1388 in dem Treffen von Falköping gegen die Dänen, und 1389 vereinigte die Königin Margaretha von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen auch das schwedische durch die calmarische Union (12ten Jul. 1397), jedoch so, daß jedes Reich seine Verfassung beibehielt. Unruhen und Empörungen, und endlich vollkommne Anarchie waren die Folge dieser Vereinigung, denn schon 1448 wählten die Schweden und Norweger sich ihren eignen König, Carl Knutson, und trennten sich förmlich von der Union. Nach Carls Tode regierten unter dem Titel Reichsvorsteher, aber mit wahrhaft königlicher Gewalt, mehrere Glieder aus der Familie Sture nach einander, bis 1529 Christian II. von Dänemark in einem Frieden als König von Schweden anerkannt wurde. Christian empörte durch seine Tyrannei die Schweden. Gustav Wasa, der aus dänischer Gefangenschaft entkommen war, stellte sich an ihre Spitze (1521), und ward 1523 von ihnen zum Könige gewählt. Er führte die Reformation ein, schlug die geistlichen und Klostergüter zu seinen Domänen, beförderte durch kluge Bündnisse mit England und Holland den Handel und die Schifffahrt der Schweden, und sicherte (1544) seiner Nachkommenschaft die Erblichkeit der Krone. Sein Sohn und Nachfolger Erich XIV. (reg. 1560—1568) brachte Esthland an Schweden, und führte 1561 bei seiner Krönung die bis dahin noch nicht übliche gräfliche und freiherrliche Würde, welche er mehreren Familien ertheilte, ein. Ihm folgte von 1568 bis 1592 sein Bruder Johann II., der 1570 im stettiner Frieden Schonen, Halland, Blekingen, Herjedalen und Gothland an Dänemark überließ. Johanns Sohn, Sigmund, der zugleich die polnische Krone annahm, wurde 1594 in Schweden von seinem ehrgeizigen Oheim Carl entthront, der sich 1604 förmlich als Carl IX. krönen ließ. Die schweren Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark, worein er verwickelt wurde, endigte glücklich nach seinem Tode 1611 der große Gustav Adolph II. (s. d. Art.), der 1632 bei Lützen für die Freiheit Deutschlands fiel. Unter seiner Tochter Christine (s. d. Art.) ward der deutsche Krieg ehrenvoll fortgesetzt und beendigt. Im J. 1654 legte sie ihre Krone nieder, und gab sie an Gustav Adolphs Schwestersohn, Carl X. Gustav von Zweibrücken. Dieser kriegerische Fürst regierte bis 1660. Er hatte die Po-

len, Russen und Dänen zu bekämpfen, und setzte durch seine kühnen Unternehmungen die Welt in Erstaunen, ohne jedoch einen dauerhaften Frieden zu erzwingen. Die Vormünder seines grossen Sohns Carls XI. schlossen 1660 mit Polen den Frieden von Oliva, wodurch ganz Liefland bis zur Düna an Schweden kam, mit Dänemark den copenhagner Frieden, worin sie Drontheim und Bornholm, das Carl Gustav im ersten Frieden mit Dänemark (1658) nebst Blekingen, Schonen und Halland erworben hatte, zurückgaben, und verglichen sich (1661) mit Rußland auf die Grundlage des stolbower Friedens. Zwar focht Schweden unglücklich in einem neuen Kriege gegen Brandenburg, Holland und Dänemark, verlor aber in dem Frieden von St. Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besaß. Carl XI. erwarb 1682 die Souveränität. Er hob den innern Wohlstand des Reichs, zog die verschenkt gewesenen Krongüter wieder ein, vermehrte seine Einkünfte, aber auch seine Feinde unter dem Adel, und hinterließ seinem Sohne Carl XII., der von 1697 bis 1718 regierte, einen bedeutenden Schatz. Dieser ward aber von Carl XII. eben so wie das Blut seiner Unterthanen in langwierigen und unnützen Kriegen verschwendet (s. Carl XII.), und 1718 blieb er selbst vor Friedrichshall, nachdem er den größten Theil seiner deutschen, und in Rußland eroberten Länder verloren hatte. Mit seinem Tode verschwand die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen. Seine Nachfolgerin war Ulrike Eleonore, seine jüngere Schwester. Die Partei, die sich der Gewalt bemächtigte, trat im Frieden von Stockholm 1719 Bremen und Verden an den Churfürsten von Braunschweig und 1720 Stettin und Vorpommern an Preußen, im nystädter Frieden 1721 aber Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslän und einen Theil von Karelen an Rußland ab, und verzichtete im friedensburger Frieden mit Dänemark 1720 auf die Befreiung vom Sundzolle. Friedrich von Hessen, Ulrikens Gemahl, der mit Bewilligung der Stände die Regierung übernahm, und von 1720 bis 1751 verwaltete, war ein schwacher Fürst, der von den Parteien des Adels beherrscht wurde. Der Reichsrath machte sich unabhängig. Auf Anstiften Frankreichs ließ er sich, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erlangen, 1741 in einen neuen Krieg mit diesem Reiche ein, den 1743 der Friede zu Abo endigte, in welchem ein Theil von Finnland verloren ging und die Thronfolge dem Herzoge Adolph Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, zugesichert ward. Adolph Friedrich, mit dem das holsteinsche Haus auf Schwedens Thron gelangte, regierte von 1751 bis 1771. Er nahm einen schwachen und erfolglosen Antheil am siebenjährigen Krieg, im Innern zerrütteten noch immer die Parteien der Hüte und Mützen das Reich, und die königliche Gewalt sank zu einem blossen Schattenbilde herab. Die Fesseln der Aristokratie zerbrach glücklich Gustav III. (s. d. Art.). Er gab dem Reiche Stärke und Ansehn wieder, ward aber 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte, unter Vormundschaft seines Oheims, sein Sohn Gustav IV. Adolph (s. d. Art.), der 1809 den Thron verlor. Sein Oheim, der unter dem Namen Carl XIII. den Thron bestieg, gab dem Reiche eine neue Constitution, wählte den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den Namen Carl August (s. d. Art.) annahm, zu seinem Nachfolger, endigte den unglücklichen Krieg mit Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamm durch die Abtretung von ganz Finnland, und stellte 1810 die Verhältnisse mit Frankreich wieder her. Inzwischen starb der Kronprinz eines plötzlichen Todes, und der

Reichstag zu Oerebro wählte zum Thronfolger den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, der unter dem Namen Carl Johann (s. d. Art.) vom Könige adoptirt wurde. Schweden erklärte zwar jetzt gegen Großbrittannien den Krieg, aber das Drückende dieses Kriegszustandes und die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs bewogen es 1812, sein System zu ändern, und sich bald den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuschließen. Welchen Antheil es an diesem Kriege genommen; ist in den Artikeln Carl Johann und russisch-deutscher Krieg erzählt worden. In dem Frieden mit Dänemark, welcher am 14ten Januar 1814 zu Kiel abgeschlossen wurde, gelangte Schweden zu dem Besitz des Königreichs Norwegen als eines für sich bestehenden, freien, untheilbaren und unveräußerlichen Reichs, und trat dagegen seinen Antheil an Pommern und die Insel Rügen ab. So gewann Schweden Ansehn, Macht und Sicherheit wieder, und darf hoffen, unter einer weisen Regierung von den frühern Wunden bald zu genesen. Indessen sträubt sich der Parteigeist und der Stolz des Adels dem Kronprinzen noch immer entgegen. Die Achtung und das Zutrauen der wahren Patrioten konnte aber dem letztern unmöglich entgehen, da es ihm gelang, durch den Erwerb von Norwegen dem Reiche eine Entschädigung für Finnland zu verschaffen, und durch eine zweckmässige diplomatische und militärische Haltung, ohne bedeutende Aufopferung, das verlorne Ansehen von Schweden wieder herzustellen. Aber immer sahen die stolzen Aristokraten, besonders die Fersen-Pipersche Partei, die den Thron dem ermordeten Grafen Axel Fersen zugedacht hatte, mit Unwillen die Erhebung eines Ausländers. Das Mißvergnügen des Adels ist jedoch dem Kronprinzen weniger gefährlich, da der erstere an politischem Einflusse, auch auf dem Reichstage, immer mehr verliert, und durch sein eitles Streben nach äußerm Schimmer in immer größere Verarmung sinkt, wogegen die täglich an Ansehen und Wohlstand wachsende Classe der Großhändler auf der Seite des Prinzen steht. Zu dem ist dieser in dem vollen Besitze des Zutrauens des Königes, und selbst die Königinn widmet ihm ihre Zuneigung, obwohl behauptet wird, daß die letztre und andere Damen, ihrer hohen Geburt eingedenk, bisher die Ankunft der Kronprinzessin auf schwedischem Boden verhindert haben. Eine im März 1817 denuncirte Verschwörung gegen den Kronprinzen machte in Schweden und im Auslande große Sensation. Die Sache erschien aber bei näherer Aufklärung als unbedeutend, und diente nur dazu, die Verdienste des Kronprinzen um das Reich bemerkbarer zu machen, so wie sie auch die Veranlassung zu einer Menge feierlicher Ergebenheitserklärungen wurde, die ihm alle Stände, besonders aber das Militär darbrachte. — Schweden ist nach seiner Verfassung eine Erbmonarchie, die durch die Reichsstände beschränkt wird. Diese theilen sich in vier Stände, nämlich den Adel, die Geistlichkeit, den Bürger- und den Bauernstand ein. Der Adel trennt sich wieder in drei Classen, und zwar in den Herrenstand, wozu die Grafen und Freiherren gehören, den Ritterstand, oder diejenigen Edelleute, deren Vorfahren erweislich eine Reichsrathsstelle bekleidet haben, und den Knappen-(Swenner-) Stand, welcher die einfachen Edelleute begreift. Der geistliche Stand wird durch die Bischöfe jedes Stifts, und der Bürger- und Bauernstand, zu welchem letztern aber bloß die freien Reichsbauern gehören, durch Bevollmächtigte repräsentirt. Der König vergibt alle höhern bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der Regel alle Ausländer ausgeschlossen seyn sollen. Ohne Einwilligung der Reichsstände darf der Monarch keine neuen

Gesetze geben oder alte aufheben. Zu der Anordnung der Kriegssteuern und andrer Abgaben ist die Einwilligung der Reichsstände erforderlich, und diesen müssen auch die sämmtlichen Truppen und ihre Befehlshaber den Eid der Treue eben so wie dem Könige schwören. Vor 1789 bedurfte der letztere auch zur Ausübung des Kriegs- und Friedensrechts der Zustimmung der Stände, aber in gedachtem Jahr ward ihm dies Recht und die Besorgung der Justiz- und andrer Reichsangelegenheiten ohne weitere Beschränkung überlassen. 1772 wurde der Reichsrath, welcher vorher einen Mittelstand zwischen dem Könige und den Ständen hatte bilden wollen, aufgehoben, und in ein bloßes, vom Könige abhängiges Conseil verwandelt. 1789 wurde dieser Reichsrath völlig aufgehoben, und die Mitglieder behielten nur ihren ehemaligen Rang und Titel. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Nach Erlöschung des Mannsstammes haben die Stände das Recht einer freien Königswahl. Wenn der König für seinen minderjährigen Thronfolger keine vormundschaftliche Regierung bestellt hat, so thun dies die Reichsstände. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem völlig zurückgelegten 18ten Jahre ein. Vor seiner Salbung und Krönung, welche durch den Erzbischof von Upsala geschieht, muß der König den Inauguraleid ablegen, und die beständige Capitulation, worin auch die Erhaltung der evangelisch-lutherischen Religion zur Pflicht gemacht wird, beschwören. 1778 haben erst die Juden Freiheit erhalten, sich in Schweden niederzulassen. Die Catholiken erhielten unter manchen Einschränkungen diese Erlaubniß später 1781, und jeder Schwede, der von der lutherischen zu einer andern Religion übertritt, geht seiner bürgerlichen Rechte verlustig. Im ganzen Reiche sind ein Erzbischof, dreizehn Bischöfe und 192 Pröbste. Die höchsten Reichscollegien sind 1. die königl. Kanzlei, welche unter der unmittelbaren Leitung des Königs steht, und die allgemeinen auswärtigen und einheimischen Staatsangelegenheiten besorgt. An ihrer Spitze befinden sich ein Canzleipräsident und ein Hofkanzler. Mit der Kanzlei sind das königliche Cabinet für die auswärtige Correspondenz, das Bureau des Kanzleipräsidenten und das Reichsarchiv verbunden. Für die besondern Staatsangelegenheiten ist die auswärtige Kriegs- und die einheimische Civilexpedition angeordnet. Die Reichsökonomie besorgt das Kammerkollegium. Das von demselben unabhängige Staatscomtoir empfängt und verwendet die Reichseinkünfte, und das königliche Kammergericht entscheidet die Streitigkeiten über die Staatseinkünfte, hat die Untersuchung wegen Vergehungen der Kammerbeamten, und die Nachsicht aller Rechnungen, welche demselben vorgelegt werden müssen. Außer diesen sind noch das Bergcollegium für die Handelssachen vorhanden. Das Kriegs- und Marinecollegium hat die Leitung des Kriegs- und Seewesens, unter dem Vorsitz eines Generals und des Großadmirals. Das Kriegshofgericht hat die Justizsachen der Militärpersonen zu entscheiden, und seine Mitglieder werden vierteljährig von allen Land- und Seetruppen zusammen berufen. Das höchste Justizgericht ist der königliche höchste Gerichtsstuhl, dessen Präsident in Abwesenheit des Königs der Reichsdrost ist. Von diesem Justizhofe hingen sonst vier Hofgerichte, zwei für Schweden, und zwei für Finnland ab. Vor Abtretung des letztern an Rußland waren noch zweiundzwanzig Landgerichte für die 2te Instanz in den einzelnen Distrikten, und die Rathhausgerichte in den Städten. Die Entscheidungen geschehen nach dem Gesetzbuche von 1731, welches 1778 verbessert

ist. Für die kirchlichen Angelegenheiten ist das Hofconsistorium, dessen Präses der Oberhofprediger ist, und für die Gesundheitsanstalten das Collegium Medicum vorhanden. Die schwedische Landmacht besteht gegenwärtig aus 45,000 Mann Fußvolk, 8000 Mann Cavallerie, 3600 Mann Artillerie und 100 Pionniers. Die Seetruppen zur Vertheidigung der Scheeren (der Klippen und Inseln vor Stockholm und der in der umliegenden Gegend befindlichen Küsten) betragen 2700 Mann, und fünf Brigaden Fortificationstruppen oder 15 bis 16,000 Mann geworbener Truppen. Die Scheerenflotte besteht aus 200 Fahrzeugen, größtentheils Galeeren, die in vier Divisionen eingetheilt sind, und zur Vertheidigung der Küsten dienen. Sie hatte und hat noch zum Theil ihre Stationen zu Stockholm, Sweaborg und früher auch zu Abo. Zum Dienste der Scheerenflotte sind 16,000 Matrosen enrollirt. Die andre Kriegsflotte beträgt ungefähr 20 Linienschiffe von 60 bis 74 Kanonen, und 16 Fregatten von 24 bis 40 Kanonen. Schweden hat vier Ritterorden, nämlich 1. den Seraphinen-, 2. den Schwert- 3. den Nordstern- und 4. den Wasaorden. Die Einkünfte des Königs mit Ausschluß von Norwegen (von welchem Reiche hier überhaupt nicht die Rede ist) belaufen sich gegenwärtig nach Abgang von Finnland und Ostbothnien auf höchstens drei Millionen. Außer der vortheilhaften Lage Schwedens zum Handel ist auch durch mehrere vortreffliche Einrichtungen für die Hebung dieses Erwerbzweiges gesorgt. Vorzüglich gehört hieher die 1668 gestiftete Reichsbank, die zugleich eine Wechsel- und Leihbank ist, Geld zu niedrigen Zinsen aufnimmt, und dieses gegen sicheres Pfand, auch gegen Hypothek in Grundstücken wieder ausleiht. Der Adel, die Geistlichkeit und der Bürgerstand leisten die Gewähr für die Sicherheit dieser Bank, und lassen zwischen den Reichstagen durch drei Bevollmächtigte die Oberdirection führen; während der Reichstage aber wird ein eigentlicher Bankausschuß zu diesem Zweck erwählt. Die Bankexpedition besteht in sechzehn Commissarien und einer Anzahl der nöthigen Bedienten. Die Vortheile der Bank, welche sich jährlich zwischen zwei bis drei Millionen Reichsthaler belaufen, kommen den drei Ständen zu, und werden von ihnen häufig zum Gebrauche des Staats angewiesen. Indessen sind die in zu großer Menge ausgegebnen Zettel dieser Bank im Preise sehr gefallen, und nur durch kräftige Vorkehrungen kann größern Uebeln vorgebeugt werden. Außerdem hat Schweden eine ostindische und westindische Handlungscompagnie, eine Seeassecuranzgesellschaft u. s. w. Der Ausfuhrhandel besteht hauptsächlich in Holz, Brettern, Mastbäumen, Balken, Theer, Pech, Pottasche, Eisen (unverarbeitetes und verarbeitetes), Stahl, rohes und verarbeitetes Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. s. w. Die Einfuhr besteht vorzüglich in Getraide, Wein, Rosinen, Oel, Salz, Wolle, Flachs, Hanf, allerhand Gewürzwaaren u. s. w. Das ergiebigste Kupferbergwerk ist zu Fahlun. Von 10,000 Schiffpfund Kupfer, die in Schweden gewonnen werden, verarbeitet man 2000 zu Messing und Drath, außer dem rohen, zur Ausfuhr. An Eisen liefern die Bergwerke jährlich über 400,000 Schiffpfund Stangeneisen. Von den Silberbergwerken ist das zu Sala das ergiebigste. Unter Gustav Adolphs, Christinens und Carls XI. Regierung kamen Eisen-, Messing- und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, Woll- und Seidenmanufakturen zuerst in Aufnahme, aber Carls XII. kriegerische Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob sich die Industrie der Schweden desto mehr, und sie verarbeiten alle Waaren, die sie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müssen, so weit es

der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menschenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Für die Beförderung der geistigen Cultur ist in Schweden durch gute Schulanstalten und durch die Universitäten zu Upsala, Lund und dem nun von diesem Reiche getrennten Abo gleichfalls gesorgt. Schon 1668 wurde unter dem Namen des Antiquitäten-Collegiums eine Gesellschaft zur Untersuchung der Alterthümer, 1688 ein Collegium Medicum zur Beförderung der Arzneiwissenschaften; 1728 zu Upsala die Gesellschaft der Wissenschaften und 1739 die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm errichtet. 1753 stiftete die Königin Luise Ulrike, die Gemahlin Adolph Friedrichs, die Akademie der schönen Wissenschaften die in eine neue schwedische Akademie und eine Akademie der schönen Wissenschaften getheilt und umgebildet ward. — Schon unter der Regierung der Königin Christine (1632 — 1654) schien für die schwedische Literatur ein Morgenroth aufzugehen, aber der Thronentsagung jener Königin, ihrer Vorliebe für fremde Literatur, den während und nach ihrer Regierung fortdauernden Kriegen muß man es zuschreiben, daß erst zu Ende des vorletzten, und während des letzten Jahrhunderts ein neues frischeres Leben sich über die schwedische Literatur verbreitete. In der Philologie ist freilich wenig gethan, denn selbst das, was Lorenz Normann, Erich Benzelius, Christian Dahl, Axel Lindblom, Sven Hof und A. leisteten, gereichte mehr ihrem Vaterlande, als fremden Völkern zum Nutzen. Von den philosophischen Wissenschaften haben die Schweden bis jetzt hauptsächlich nur diejenigen bearbeitet, die in die Erwerbzweige des bürgerlichen Lebens eingreifen. Um die Astronomie hat sich Peter Wilh. Wargentin (starb 1783) vorzüglich verdient gemacht. In den übrigen Naturwissenschaften, besonders in der Zoologie und Kräuterkunde erwarb sich Carl von Linné (1707—1778) unsterblichen Ruhm und gleichfalls zeichneten sich in dieser Hinsicht Joh. Andreas Murray, Daniel Carl Solander, Tobern, Bergmann, und de Geer auf das vortheilhafteste aus. Um die Chemie und Mineralogie erwarben sich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronstadt, Urban, Ljäyne und Bromel große Verdienste. Die Geschichte wurde freilich von Ol. von Dalin, A. von Bodin und Sven Lagerbring bearbeitet, aber ihre Werke sind bloß als brauchbare Materialien, jedoch nicht als Muster historischer Schriften zu betrachten. An einem classischen Geschichtschreiber sowohl für eigne, als fremde Geschichte fehlt es den Schweden noch ganz, denn Fr. Rühs ist wegen seiner schwedischen Geschichte nicht hieher zu rechnen, da er, freilich unter schwedischem Scepter, doch in Deutschland geboren ist. Erst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts fing man in Schweden an, die Sprache des Landes, welche eine Mischung der Dialecte zweier germanischen Hauptstämme (der Schweden und Gothen) ist, grammatisch und lexicographisch zu bearbeiten. Tjällmann schrieb 1696 die erste, und Sahlstedt lieferte 1787 die vorzüglichste Sprachlehre; zum Gebrauch für Deutsche ist diejenige von G. Sjöborg (Stralsund 1796) eine der ersten und besten. Um das Wörterbuch haben sich Spegel (1712), Ihre (1769) und Sahlstedt (1773) verdient gemacht. Zum Gebrauch für Deutsche haben Carl Dähnert (1784 und 1796) und G. P. Möller (1783 und 1807) gute schwedisch-deutsche und deutsch-schwedische Wörterbücher geliefert. Schon unter Christinens Regierung (s. oben) trat der Vater der schwedischen

Dichtkunst, Georg Stiernhielm, auf, und wenn auch sein komisches Heldengedicht die Wahl des Hercules, nicht die Frucht eines hohen dichterischen Geistes war, so bewies es doch die Kraft der schwedischen Sprache, welcher es dazumal noch sehr an Ausbildung fehlte. Stiernhielms Nachfolger aber verwechselten das Wesen der Dichtkunst mit elender Reimerei. Der geistreichen Königin Luise Ulrike war es vorbehalten, auch in dieser Rücksicht die Bildnerin und Wohlthäterin ihres Volks zu werden. Sie stiftete nicht bloß die oben gedachte Akademie der schönen Wissenschaften, nach deren Vorbilde sich bald ähnliche Privatgesellschaften zu gleichem Zweck vereinigten, sondern sie ermunterte auch den Olaus von Dalin kräftig in seinem Eifer für die Ausbildung der schwedischen Sprache und Dichtkunst, um welche er sich durch seinen Argus (1733), eine Nachahmung des englischen Zuschauers, ungemein verdient machte. Dalins Beispiel folgten, gleichfalls von Luisen Ulriken unterstützt und aufgemuntert, bald mehrere, so daß Schweden jetzt fast in allen Dichtungsarten vortreffliche Werke aufweisen kann. Stiernhielm, Dalin, Skiöldebrand und Celsius lieferten freilich ernsthafte Epopöen, aber ohne Werth, dahingegen Gyllenborgs Zug über den Belt mehr Verdienst hat. Als romantisch epischer Dichter verdient Rudbeck bemerkt zu werden. Die tragische Bühne Schwedens hat noch kein Stück aufzuweisen, welches sich auszeichnete, denn die Trauerspieldichter dieses Landes folgen dem französischen Geschmack, ohne sich um die deutsche und englische Bühne zu kümmern. Celsius, Dalin, Brander, Gyllenborg, Gustav III, Leopold, Adlerbeth, Lidner, Paykull sind die bekanntesten von ihren Tragikern. Mit mehrerem Glück haben sich im Lustspiel Dalin, Hallmann, Modée, Kexell, Lindegern und Paykull versucht, obgleich auch keiner von ihnen etwas ganz Vollkommnes geliefert hat. Die Oper, welche Gustav III. sehr begünstigte, wurde mit Erfolg von Kellgren, Wellander, Leopold und Lidner bearbeitet. In allen Fächern der Lyrik hat Schweden vorzügliche Dichter, 1. in der Hymne: Caßström und Graf J. G. Oxenstierna; 2. in der heroischen Ode: Edelcranz, Franzén, Silfverstolpe, Sjöberg und Stenhammar; 3. in der philosophischen Ode: Dalin, Kellgren, Leopold, die Grafen Gyllenborg und Oxenstierna, Silfverstolpe, Franzén, Adlerbeth; 4. im Kirchenliede sind die Versuche von Oedman, Stenhammar u. A. meist mißlungen; 5. im fröhlichen und gesellschaftlichen Liede hat Schweden vortreffliche Dichter an Franzén, Bellmann, Choreus, Lindegren, Silfverstolpe, Sjöberg und Wahlgren; 6. in der Romanze und Ballade sind Franzén, Silfverstolpe, Stenhammar, Kellgren, Lindegren und Kallberg bemerkenswerth. So reich die lyrische Poesie in allen ihren Untergattungen ist, so wenig haben die Schweden in der Elegie und der Heroide aufzuweisen. In der erstern bleiben die Elegien der Frau Nordenflycht, worin sie den Tod ihres Gatten (1745) beklagte, noch immer die Hauptsammlung; von dem Grafen Creuz und von Stenhammar hat man nur einzelne Stücke. In der Heroide hat, aufgemuntert durch die schwedische Akademie, bloß der Dichter G. Regner Ein Stück (einen Brief Gustav Wasa's an dessen Pflegevater Hemming Gadd) geliefert. Für die Idylle, wenn anders ein Arkadien oder doch ein milder freundlicher Himmel zu ihrem Gedeihen durchaus nöthig ist, kann Schweden kein Land seyn. Wirklich hat es auch nur einen Idyllensänger, Lidner,

essen Schäfergedichte aber mehr Reminiscenzen, als eigene Productio-
en sind. Der Graf Creuz (starb 1785 als schwedischer Gesandter
u Paris), hat sich in der poetischen Erzählung durch sein Ge-
icht: Atis und Camilla, als meisterhaften Dichter gezeigt. Gute hu-
oristische Erzählungen lieferten auch Stenhammar und
Silfverstolpe, aber alle wurden sowohl in der ernsten, als komi-
schen Gattung von Carl Gustav Leopold übertroffen. Die äsopi-
sche Fabel ist bis jetzt von den Schweden nicht mit dem Glück und
Fleiß bearbeitet, wie von andern Nationen. Dalins jetzt veraltete
Stücke sind von geringem Werth. Gyllenborgs Fabeln hingegen
machen seinem Geschmack und Talent Ehre, denn wenn er auch oft
einen Stoff nicht selbst erfand, sondern ihn von Aesop und la Fontaine
borgte, so bildete er ihn doch auf eine originelle Weise nach dem Gei-
ste seiner Nation um. Lidner war als Fabeldichter, ungeachtet sei-
ner glücklichen Erfindungsgabe, zu geschmückt. Das Lehrgedicht
wird von der schwedischen Akademie, welche nur ernstere Gedichte be-
lohnt, besonders aufgemuntert. Kein Wunder, daß also die Schweden
in jedem Theile der didaktischen Poesie vortreffliche Werke besitzen. Im
philosophischen Lehrgedicht galt ehemals der Frau Norden-
flycht Vertheidigung des weiblichen Geschlechts gegen Rousseau, und
ihr Versuch über die schwedischen Dichter, mehr aus Artigkeit der
Schweden gegen die Verfasserin, als wegen des dichterischen Werthes
seiner Stücke, für eines der besten. Aber unstreitig weit schätzbarer sind
die philosophischen Lehrgedichte Leopolds, Bloms, Silfverstol-
pe's, Stenhammars, welche ihre Gegenstände, Unsterblichkeit des
Namens, Religion und Sittlichkeit, mit echt dichterischem Geiste, mit
Würde und Correctheit besungen haben. In dem beschreibenden
Lehrgedichte lieferten die beiden Grafen Oxenstierna und Gyl-
lenborg, ersterer: die Tagesstunden und die Ernte, letzterer die Jah-
reszeiten, und Lidner sein jüngstes Gericht. In die Classe des scien-
tifischen oder wissenschaftlichen Lehrgedichts gehört Gyllen-
borgs Versuch über die Dichtkunst in vier Gesängen. Auch die Sa-
tire ist von Schwedens Dichtern sehr glücklich bearbeitet worden. Da-
lin verspottete schon in seinem schwedischen Argus die Thorheiten sei-
ner Zeit. Gleich nach ihm trat Gyllenborg mit der Satire
über seine Feinde hervor, die lange für ein Meisterwerk gehalten,
aber von Kellgren an Lebensphilosophie und satirischem Witze noch
übertroffen wurde. Dem letztern stellte sich Stenhammar, Leo-
pold und Silfverstolpe zur Seite. In der Parodie erwarben
sich Hallmann durch seine witzigen Travestirungen von Schauspie-
len, und Stenhammar durch die seinige von einem Theile des er-
sten Buchs der Aeneide großen Beifall. Die poetische Epistel
wurde im ernsthaften Tone von Adlerbeth, im scherzhaft-ironischen
von Oxenstierna, von Kellgren in einer angenehmen leichten,
und von Leopold in einer witzigen Voltaire nachgeahmten Manier bear-
beitet. Im Fache der Romane und prosaischen Erzählun-
gen ist in Schweden bis jetzt wenig geleistet. Der Prediger Mörk
gab beim ersten Aufblühen der schwedischen schönen Literatur (1742)
Adelreichs und Gothilda's Abenteuer, und späterhin seine Thecla her-
aus, aber jetzt sind diese Werke veraltet. Späterhin suchte man durch
Uebersetzungen englischer, deutscher und französischer Romane diesem
Hauptbedürfnisse der gebildeten Stände abzuhelfen. In neuern Zeiten
bemühten sich jedoch Wallenberg in einem Romane: Mein Sohn
auf der Galeere, Leopold in seinen satirisch-moralischen Erzählungen,

Kexell in seinem Zamoleski und seinen Novellen und ein Ungenannter in einem gar seltsamen Product, welches er als eine Beschreibung und Geschichte des Schelmenlandes (1786) herausgab, auch diesen Zweig der schönen Literatur in Aufnahme zu bringen. Aber ein wirklicher echter Originalroman, der schwedische Sitten, Gebräuche und Charaktere uns darstellte, und für andere Nationen so lehrreich seyn würde, ist bis jetzt in Schweden nicht erschienen. Um die prosaische Redekunst erwarb sich Olaus von Dalin allerdings durch seinen schwedischen Argus das erste Verdienst, denn nun begannen auch die Schulgelehrten ihre Sachen in der Muttersprache vorzutragen, da sie sonst nur in der lateinischen Sprache geschrieben hatten. Durch die schwedische Akademie (siehe oben) suchte Gustav III. (1786) noch mehr und kräftiger die Ausbildung der schwedischen Sprache zu befördern. Indessen sind der guten schwedischen Prosaiker weniger, wie der Dichter. In der abhandelnden Schreibart haben sich Rosenstein, Leopold und Thorild ausgezeichnet. Im Briefstyl kann man nur den Grafen Tessin anführen, da Gustav III. und Scheffer ihre meisten Briefe französisch schrieben. In der weltlichen Beredsamkeit zeichneten sich Tessin, Scheffer, Höpken, Gustav III. und einige Andere vortheilhaft aus. Geistliche Redner gab es, wie allenthalben, auch in Schweden, sehr viele, aber wenige, die sich wie Tolesson und Bälter unter den ältern, und Lindblom und Lehnberg unter den neuern, über das Mittelmäßige erhoben hätten. Lobredner in französischer Manier waren Oxenstierna und Torstensohn (auf Gustav III.) und die Akademiker Gilfverstolpe, Lehnberg und Schröderheim. Im Fache der Biographie und der classischen Geschichtschreibung ist gleichfalls (s. oben) wenig geleistet. Um die ästhetische Kritik hat sich besonders Kellgren, der oft angeführte Dichter, äußerst verdient gemacht, und bei der sich jetzt zeigenden Liebe der schwedischen Nation für die deutsche schöne Literatur darf man hoffen, daß Schweden in letzterer Rücksicht bald unter die europäischen Nationen des ersten Ranges eintreten wird, wofern nicht französischer Geist und Sinn das Streben des Volks vereitelt. P. N.

Schwefel, ein Mineral, das zu den Erdharzen gehört, und sich nicht nur als Produkt des Mineralreichs, sondern auch als ein besonderer Bestandtheil der Pflanzen und Thiere in der Natur verbreitet findet. Er gehört bis jetzt zu den einfachen Stoffen oder Elementen (s. d. Art.) Als Mineral, wo er natürlicher Schwefel heißt, finden wir ihn theils gediegen, theils mit andern Fossilien vermischt. Reiner Schwefel ist blaßgelb, zuweilen grünlich oder röthlich, fettglänzend, ohne Geschmack, und nur dann von einem merklichen Geruch, wenn er gerieben wird. Bei einer Wärme von 170 Grad Fahrenh. verflüchtigt er sich, und kann dabei in verschloßnen Gefäßen sublimirt werden; bei einer Wärme von 244 Grad schmilzt er, und schießt nach dem Erkalten in Crystallen an. Geschmolzen ist der Schwefel zähflüssig; gießt man ihn in diesem Zustande in Wasser, so wird er darin weich und biegsam, so daß man Steine, Münzen u. dergl. darin abdrücken kann. Im Wasser löst sich der Schwefel nicht auf, im Weingeist nur, wenn beide in Dampfgestalt sind. Reine Laugensalze, einige Erden und Metalle lösen ihn sowohl auf trocknem als auf nassem Wege auf. Solche Verbindungen heißen Schwefellebern, und sind entweder salzige, oder erdige, oder metallische. Schwefel mit fetten und ätherischen Oelen verbunden heißt Schwefelbalsam. Verwandelt man den Schwefel in verschloßnen Gefäßen bei einem hohen Wärmegrad in Gas, und setzt

eses Gas, sodann einer niedrigen Temperatur aus, so schießt er in
inen Crystallen an, welche Schwefelblumen heißen. Beim Verbren-
n verbindet sich der Schwefel mit dem Sauerstoff, und bildet die
chwefelsäure. Durch Reiben wird in dem Schwefel eine starke ur-
rüngliche Electricität erregt. Den reinen Schwefel nennen die Apo-
eker Jungfernschwefel; dieser wird nicht eben häufig gefunden. In
erbindung mit metallischen Mineralien, die dann Schwefelkiese heißen,
mmt er ungleich häufiger vor, und er wird aus diesen entweder durch
ne dazu besonders angestellte Schmelzung oder als Nebenproduct beim
östen schwefelartiger Metallerze gewonnen. Der Gebrauch des Schwe-
ls in der Medicin und im Leben ist sehr mannichfach, und größten-
eils bekannt genug.

Schwefelregen. Man findet bisweilen zur Zeit der Kieferblü-
e die in der Nähe von Nadelhölzern nach Platzregen zusammengelau-
nen Pfützen mit schwefelgelbem Blumenstaube gefärbt, und nennt diese
rscheinung einen Schwefelregen. Doch haben glaubwürdige Männer
och andere Schwefelregen beschrieben, mit welchen wirklicher Schwefel
us der Atmosphäre herabkam, der sich wie andrer Schwefel verhielt.
u Copenhagen fiel ein solcher (nach Museum Wormian. L. 1. C. 11)
646; während des Falles beobachtete man Schwefelgeruch in der Luft,
er gesammelte Schwefel kam mit dem gewöhnlichen in allen Eigen-
haften überein. 1665 wiederholte sich diese Erscheinung ebendaselbst;
m 24sten Mai 1801 fiel bei Rastadt ein Schwefelregen, von dessen
Schwefel man Schwefelhölzer machte. Diese Erscheinungen sind selten,
nd deßhalb auch wohl ganz bezweifelt worden, obgleich gegen ihre Exi-
enz eben so wenig etwas eingewendet werden kann, als gegen den Fall
er Meteorsteine (s. d. Art.). F.

Schweiz. Manches ist schon über die frühere Geschichte dieses
Landes unter dem Artikel Helvetien abgehandelt, wir verweisen deßhalb
orthin, und werden nur das nicht Berührte vortragen. — Als die
Helvetier nach Christi Geburt unter römische Herrschaft gerathen wa-
en, wurden sie anfangs gelinde behandelt: sie behielten ihre Sitten und
Rechte, und bauten Städte und Flecken an. Allein 70 Jahre nach
Chr. Geb., als die Helvetier die Partei des Kaisers Galba nicht ver-
assen, und zu derjenigen des Vitellius nicht übergehen wollten, wur-
den sie von dem römischen Heerführer Cäcina am Bötzberge angegriffen
und geschlagen. Die Römer verbreiteten sich jetzt mehr in Helvetien,
und mit ihnen römische Sitten und Sprache. Das Land ward immer
mehr von Morästen und Wäldern gereinigt, immer mehr mit Städten
und Landhäusern bedeckt; Handel und Wandel blühten auf, aber mit
er alten Einfalt und Rohheit der Sitten wurde auch die Reinheit der-
elben und der kriegerische Muth der ursprünglichen Einwohner verdrängt.
Die Allemannen hatten indessen (100 J. nach Chr. Geb.) die benachbar-
en Germanen vertrieben, und beunruhigten den am Rhein liegenden
Theil Helvetiens. Auch die Burgunder, ein germanischer Volks-
tamm, kamen aus Deutschland, und ließen sich in Gallien und dem
angränzenden Theile Helvetiens nieder, welcher daher klein Burgund
genannt wurde. Im Jahre 450 kamen gleichfalls die Allemannen, und
bemächtigten sich bei der Ohnmacht der Römer leicht des übrigen Theils
von Helvetien, so daß dieser Name verschwand. Vorher schon hatte
sich von Italien aus das Christenthum unter den Helvetiern verbreitet,
und bereits im 4ten Jahrhundert standen christliche Kirchen zu Genf,
Chur und an andern Orten. Die ursprünglichen Einwohner waren
übrigens durch die Burgunder und Allemannen sehr vermindert worden;

doch ließen diese Völker ihnen ihre Sitten und Gesetze, und nahmen selbst von ihnen das Christenthum an. Die Allemannen hatten das eroberte Land größtentheils unter sich getheilt. Jeder Soldat hatte einen Bauerhof, und viele solcher Bauerhöfe machten einen Bezirk aus, welchen man Cent hieß. Ueber denselben war ein Richter gesetzt, der Centenar oder Centgraf hieß, und der Gerichtsplatz wurde Mallus genannt. Vor dem Gerichte der Centgrafen wurden alle Händel der Freien, (so hießen die eingesessenen Soldaten zum Unterschiede von den Sclaven), geschlichtet. Mehrere Centen bildeten wieder einen Gau, deren Richter Graf genannt wurde, daher die Abtheilung in Gauen oder Grafschaften, z. B. Thurgau, Aargau u. s. w. Die Grafen standen wieder unter einem Herzoge. Die Allemannen rotteten endlich die christliche Religion wieder aus; Städte, Festungen und alle Ueberreste römischer Cultur verschwanden. Auch Ostgothen, Longobarden und Hunnen kamen, und ließen sich zum Theil in einigen Gegenden der Schweiz nieder. Indessen hatten sich in Gallien die Franken, ein germanischer Volksstamm, ausgebreitet. Ihr König Chlodwig schlug (496) bei Tolbiac (Zulpich) am Rhein die Allemannen, und theilte die Ländereien der Erschlagenen unter seine Soldaten, welche späterhin den Ostgothen die rhätischen Gebirge gleichfalls wegnahmen. Chlodwigs Söhne brachten in der Folge das burgundische Reich auch unter ihre Herrschaft, so daß die ganze jetzige Schweiz zum fränkischen Reiche gehörte. Obgleich die Einwohner ihre Verfassungen behielten, und jeder Volksstamm nach seinen Gesetzen, z. B. die Römer und alten Einwohner nach römischen, die Allemannen nach allemannischen Gesetzen ꝛc. gerichtet wurden, so führten doch die fränkischen Könige das Christenthum wieder ein; Klöster, Dörfer und Städte wurden aufs neue gebauet, und der Feldbau befördert. Allein die Nachkommen jener Könige hatten oft blutige Kriege wegen der Erbfolge mit einander, und so wurde Helvetien mehrmals unter zwei Regenten, von denen einer den burgundischen, der andre den allemannischen Theil beherrschte, getheilt. Im J. 750 bestieg Pipin endlich den westfränkischen Thron, und sein Sohn Carl der Große suchte auch in Helvetien, welches auch zu seinem großen Reiche gehörte, Künste und Wissenschaften zu befördern. Durch die Schwäche der Nachfolger Carls aber wurden die Grafen immer weniger abhängig von den Königen; ihre Gauen wurden nach und nach erblich und vergebens suchte der König der Deutschen den Rudolph von Strettlingen, welcher sich (888) sogar zum Könige von Burgund gemacht hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Zwar erkannten die übrigen Grafen scheinbar noch die Oberherrschaft der deutschen Könige und Kaiser an; allein sie befolgten nur dann die Befehle derselben, wenn sie ihnen gefielen. Ueberdies fingen die Grafen und andre Dynasten jetzt an, sich nach ihren Schlössern zu nennen; sie nöthigten die in ihren Gauen wohnenden Freien, sie als ihre Oberherren anzuerkennen, und die Errichtung so vieler ganz unabhängiger Herrschaften verursachte Elend und Verwirrung. Die Zeiten der Fehden kamen; der Krieg ward das einzige Geschäft des Adels, und um diesen täglichen Unruhen zu steuern, setzte der König Konrad wieder einen Herzog als Richter der Grafen (911) in Allemannien ein. Erst die Kaiser aus dem sächsischen Hause, welche von 919 bis 983 regierten, konnten sich von Herzogen, Grafen, und Geistlichen wieder Achtung erzwingen. 1032 starb endlich der fünfte und letzte König des neuen burgundischen Reichs, Rudolph III., und so ward der zu diesem Königreiche gehörige Theil Helvetiens mit dem unter der Herrschaft der deutschen Kaiser stehenden allemanni-

chen Theil wieder vereinigt. Kaiser Heinrich IV. war mit den Päpsten in große Streitigkeiten gerathen, und um seine Freunde für ihre Anhänglichkeit zu belohnen, schenkte er dem Friedrich von Staufen und dem Grafen von Zähringen das Herzogthum Allemannien. Der erstere erhielt denjenigen Theil, welcher das heutige Schwaben begreift, der Graf von Zähringen aber den allemannischen Theil der Schweiz, womit er in der Folge auch den burgundischen verband. Besonders suchten diese mächtigen Herzoge aus dem zähringischen Hause den Adel in ihrem Lande zu demüthigen, sie begünstigten Zürich und die übrigen kaiserlichen Städte, und bauten mehrere neue, unter andern auch Freiburg (1179) und Bern (1191). Durch die Kreuzzüge, welche Peter von Amiens so eifrig predigte, ließen viele Edelleute und Dynasten der jetzigen Schweiz sich verleiten, nach dem gelobten Lande zu gehen, wo sie ihr Grab fanden, und dadurch ihr Vaterland von ihrem Druck befreiten. 1218 starb Berthold V., letzter Herzog von Zähringen, und Allemannien fiel wieder den Kaisern anheim, die jeder Stadt und jedem Lande, das keinem Grafen mehr gehörte, einen Reichsvogt aus dem Adel gaben, der die kaiserlichen Einkünfte erheben, und die Uebelthäter richten mußte. Zürich, Bern, Basel, Solothurn, die Länder Uri, Schwytz und Unterwalden hatten den Kaisern nach und nach alle andern Rechte abgekauft, oder sie geschenkt bekommen, und hießen deßhalb Reichstädte und Reichsländer. Die Fehden dauerten indessen fort, und die Städte, mächtiger als der Adel, der uneinig und vereinzelt auf seinen Schlössern lebte, waren am glücklichsten. Selbst die Kreuzzüge erhoben den Flor der Städte; der Kaufleutestand bildete sich, indem ein Theil der Heere, Waffen und Lebensmittel nebst andern Waaren durch die Alpenpässe nach Italien gingen. Zürich und mehrere Städte hatten einen großen und blühenden Handel. Die Kreuzfahrer brachten neue Künste und Erfindungen, neue Arten von Obst, Weinreben rc. zurück; die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer wurden jetzt auch in der Schweiz nachgeahmt; feinere Sitte trat an die Stelle der Rohheit, und die Dichtkunst ward eine Lieblingsbeschäftigung des Adels. Dennoch hörten die Fehden nicht auf; aber die schweizerischen Städte wurden immer mächtiger; sie zerstörten die Burgen und Schlösser der raubgierigen Edelleute, und errichteten Bündnisse mit einander, um sich gegen die Raubsucht des Adels zu schützen. 1273 wurde Rudolph, Graf von Habsburg, zum Kaiser gewählt. Er stellte auch in Helvetien in mancher Hinsicht die Ordnung wieder her, aber da er und seine Söhne Rudolph und Albrecht die freien Städte dieses Landes unter ihre Oberherrschaft zu bringen suchten, so wurden die Einwohner, eingedenk ihrer wohlerworbenen Rechte, bald unzufrieden. Albrecht, der 1298 den Kaiserthron bestiegen hatte, gab besonders durch Härte und Unbiegsamkeit die Veranlassung zum ersten eidgenossischen Bunde (den 1sten Januar 1308), dem bald mehrere zur Erkämpfung der Freiheit und Unabhängigkeit folgten. Allein 1648 wurden diese erst den Eidgenossen im westphälischen Frieden zugesichert (s. Helvetien). Auch durch andre auswärtige und einheimische Kriege wurden die Eidgenossen während jenes langen Zeitraums häufig beschäftigt. So führten die Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen, der ihnen ihre Freiheiten entreißen wollte, von 1400-1405 einen blutigen Krieg, schlugen ihn und seine mitverbündeten Fürsten, zu denen auch der Herzog von Oesterreich gehörte, mehrere Male, machten bedeutende Eroberungen in Tyrol, im Rheinthal rc., und achteten weder die Reichsacht noch den Bann. Sie nahmen sogar den Abt selbst gefangen, wurden aber bald

darauf (1408) von den Oesterreichern bei Bregenz geschlagen, und verloren ihre Eroberungen, 1415 bekriegten die Eidgenossen nach Auffoderung des Kaisers den Herzog Friedrich von Oesterreich, nahmen ihm viele seiner besten Länder und Städte, als die Grafschaft Baden, den Aargau, die freien Aemter u. s. f., weg, die sie von der Zeit an behielten. Auch über den St. Gotthard dehnten die Schweizer ihre Eroberungen aus, traten aber dieselben 1427 gegen Geldsummen und Handelsfreiheiten an Mailand wieder ab. 1424 gründeten die Bewohner des Obern oder grauen Bundes ihre Unabhängigkeit durch eine Verbindung, an welche sich auch in der Folge die übrigen Genossen des Bündnerlandes anschlossen. Der Tod des letzten Grafen von Toggenburg, nach dessen Landen Zürich und Schwytz strebten, veranlaßte 1436 große Mißhelligkeiten, und 1440 brach ein förmlicher Krieg zwischen den Zürichern und mehreren andern Eidgenossen deßhalb aus. Die Züricher mußten einige Ortschaften an Schwytz abtreten. Dadurch aufgebracht, verbündeten sie sich mit Oestreich, mußten aber unterliegen, und ihr Land wurde von den übrigen Eidgenossen verheert. Der französische Dauphin (nachmaliger König Ludwig XI.) von Frankreich erschien mit mehr als 20,000 Mann bei Basel gegen die Eidgenossen; 1600 der letztern gingen ihm entgegen, und widerstanden so tapfer, daß sich der Dauphin bestürzt zurückzog. Erst 1446 ward der Friede zwischen Zürich und den andern Eidgenossen zu Constanz geschlossen, und von dieser Zeit an ward der Name Schweizer allen Eidgenossen gegeben. Auch Bern und Freiburg führten von 1448 — 1452 einen blutigen Krieg mit einander, und diese Proben des Muths verschafften den Eidgenossen Bündnisse in Menge mit Fürsten und Städten, die Hülfe oder Schutz bei ihnen suchten. Die Wissenschaften, Künste und Gewerbe lagen übrigens fast ganz darnieder. Gerbereien waren in Bern, und Leinwandfabriken in St. Gallen, aber der sonst so blühende Handel in Zürich hatte im 15ten Jahrhunderte aufgehört. Eben so tapfer, wie die Schweizer gegen einander kämpften, fochten sie gegen ihre äußern Feinde; 1512 eroberten sie das Veltlin, die Grafschaft Cleven und die welschen Vogteien Lauis u. a. Länder, die sie für sich behielten. 1517 schlossen sie mit Frankreich einen ewigen Frieden, dem 1521 der erste förmliche Bundesvertrag mit diesem Reiche folgte. 1518 entstand die Kirchenverbesserung in der Schweiz. Papst Leo X. hatte einen Mönch, Namens Bernhardin Samson, dorthin geschickt, um Ablaß zu verkaufen. Dem widersetzte sich Ulrich Zwingli, Prediger zu Einsiedeln, zuerst öffentlich. Zwingli's Lehre fand bald allgemeinen Beifall, besonders in Zürich, wo er nachmals als Geistlicher angestellt war, und wo die Obrigkeit förmlich die Reformation einführte. Nach und nach folgten auch Bern, St. Gallen, Biel, Schafhausen, Mühlhausen, Basel; aber die Erbitterung der catholischen und reformirten Eidgenossen gegen einander stieg täglich, besonders da die letztern von den Catholiken immer foderten: „sie sollten ihre Ansprüche, vorzüglich die Rechtmäßigkeit des Mönchsstandes und des Besitzes weltlicher Güter durch Geistliche, aus dem Worte Gottes beweisen." Die Schwytzer verbrannten deßhalb, auch nicht dem Worte Gottes gemäß, einen protestantischen Prediger aus dem züricher Gebiet, und bald darauf standen zwei eidgenossische Heere, beinahe 30,000 Mann stark, gegen einander unter den Waffen. Dies war der erste Cappelerkrieg, der durch den ersten Landesfrieden dahin beigelegt wurde, daß die Stimmenmehrheit in den Gemeinden künftig bei Glaubensveränderungen entscheiden sollte. Mittlerweile hatte sich der Herzog

von Savoyen durch einen Vertrag mit dem dortigen Bischof und durch Gewalt der Stadt Genf bemächtigt. Durch die Grausamkeiten des Herzogs veranlaßt, schloß diese Stadt sich 1525 fester an Bern und Freiburg an, und der Friede mit dem Herzog zu St. Julien (1530) legte den Grund zu Genfs nachheriger Unabhängigkeit. Durch den ersten Landesfrieden war die Ausbreitung der Kirchenverbesserung ungemein befördert, und im Thurgau, Rheinthal, St. Gallischen, Solothurn u. s. w. faßte dieselbe immer festern Fuß. Die catholischen Cantone, dadurch gereizt, erschienen 1531 unerwartet wieder mit einem Kriegsheere bei Cappel, und die Züricher wurden dort geschlagen. Zwingli, der selbst mitstritt, blieb, und Zürich, Bern und die übrigen protestantischen Orte mußten den zweiten Landesfrieden eingehen, wonach in den gemeinherrschaftlichen Gegenden die catholische Lehre wieder auf das strengste hergestellt wurde. Auch aus Solothurn wurden alle Protestanten von den Catholiken verjagt. Genf ward 1536 durch Hülfe von Bern und Freiburg völlig von savoyischer Oberherrschaft befreiet, die Waadt und andre Landschaften wurden erobert, und von Calvin, der um jene Zeit daselbst auftrat, ward die Reformation zu Genf und in dortiger Gegend vollendet. Indessen gab die Kirchenverbesserung vielfachen Anlaß zu Händeln, Uneinigkeiten und Verfolgungen der catholischen und protestantischen Eidgenossen gegen einander, und gerade durch diese kirchlichen Mißhelligkeiten wurden die Schweizer zu ihrer Vertheidigung gegen äußere Feinde geschwächt. Hiezu kamen noch politische Streitigkeiten mancherlei Art, und obgleich die Schweizer 1648 ihre Unabhängigkeit vom deutschen Reiche förmlich erlangt hatten, so war doch durch eben jenen westphälischen Frieden Frankreich durch den Elsaß ihr Nachbar geworden, und von dem herrschsüchtigen Ludwig XIV. war alles zu besorgen. Schon suchte er die Handelsfreiheit der Schweizer durch Zölle zu beschränken. Frankreich hatte 1663 den früher geschlossenen Bund mit den Schweizern erneuert, und behauptete jetzt, daß sie kein Recht hätten, mit andern Mächten Bündnisse zu schließen. Durch die Eroberung der spanischen Freigrafschaft Burgund (1675), durch die Belagerung Rheinfeldens von den Franzosen (1678), durch die Erbauung der Festung Hüningen (1679) wurden manche Besorgnisse bei den Schweizern erregt. Indessen behaupteten doch die Schweizer glücklich ihre Neutralität selbst im spanischen Erbfolgekriege (1701-1714), und achteten bei der Verfolgung der Protestanten in Frankreich (seit 1685), die sie willig aufnahmen, und mit Reisegeldern unterstützten, so wenig auf Ludwigs Foderungen, der die Reformirten als Rebellen betrachtet wissen wollte, wie der König auf die Verwendung der protestantischen Schweizercantone zum Besten ihrer Glaubensgenossen geachtet hatte. So wenig Einfluß die Schweizer übrigens im 18ten Jahrhundert auf fremde Staatsverhältnisse hatten, so wenig wurden auch sie bis zu dem letzten Jahrzehend von außen her beunruhigt. Dieser friedliche Zustand, welcher jedoch durch häufige innere Mißhelligkeiten unterbrochen wurde, war eben so günstig für Gewerbe, Landbau und Handlung, wie für Wissenschaften und Künste. Fast in allen Fächern des menschlichen Wissens erwarben sich die Schweizer des 18ten Jahrhunderts, sowohl zu Hause, wie im Auslande, glänzende Verdienste. Haller, Bonnet, Bernoulli, J. J. Rousseau, Lavater, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Hirzel, Füßli, Hottinger, Johannes von Müller, Pestalozzi und viele Andre haben sich in der Geschichte, der Literatur und der Kunst unsterblich gemacht. Allein Genügsamkeit und Einfachheit der Sitten verloren sich, wozu die aus-

ländischen Kriegsdienste der Schweizer viel beitrugen. Indessen blieben ihnen doch Redlichkeit, Freiheitssinn und Vaterlandsliebe, und manche schöne Tugenden, die ein angestammtes unveräußerliches Erbtheil ihrer Väter scheinen. Die Bewohner der demokratischen Cantone genossen einer fast unbeschränkten Freiheit und Theilnahme an den Staatsgeschäften, wie sie nur in kleinern Staaten denkbar ist. Die gemeinen Herrschaften oder diejenigen Orte, welche unter dem gemeinschaftlichen Schutz der Eidgenossen standen, waren mit sehr geringen Auflagen belastet, und erfreuten sich eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit, und vieler Municipalitätsrechte, welche den Geist der Oertlichkeit befriedigten. In den größern Cantonen, z. B. Bern, Zürich ꝛc., wo die Regierung in den Händen ihrer Hauptstädte oder eines Theils ihrer Bürger war, die außerdem noch mancher Vorrechte genossen, herrschte blühender Wohlstand. Nirgend kannte man drückende Auflagen, aber fast allenthalben eine gewissenhafte öffentliche Verwaltung, eine einfache, mit wenig Kosten verbundene Rechtspflege, und wohlthätige Anstalten für die Hülfsbedürftigen. Jedoch bei allen diesen Vortheilen dauerten die alten innern Mißhelligkeiten fort, und neue Unruhen erhoben sich von 1790 an, wodurch das Staatsgebäude erschüttert, sogar häufig Blut vergossen und Strafen nothwendig wurden. So standhaft die Schweizer übrigens während des Revolutionskriegs ihre Neutralität sowohl gegen Frankreich, wie gegen dessen Feinde behauptet hatten, so wurden sie doch nach und nach durch französische Gewalt und List ihrer bisherigen Verfassungen beraubt, und nachdem die Franzosen mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der cisalpinischen Republik vereinigt hatten, in Eine und untheilbare helvetische Republik verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirectorium aus fünf Personen die Regierung besorgte. Die gesetzgebende Gewalt war zwischen einem Senat und einem großen Rath, für welche jeder der vierzehn Cantone zwölf Mitglieder wählte, vertheilt. Vergebens suchten einzelne demokratische Cantone erst jetzt die Staatsumwälzung ihres Vaterlandes zu hindern: Sie wurden bald besiegt. Aber die Bedrückungen der Franzosen, die Eigenmacht, womit sie auf die Besetzung der obersten Stellen wirkten, die große Zahl schlechter und bedeutungsloser Menschen, welche zu den ersten Aemtern gelangten, machten die neuen Behörden bald verächtlich. Nidwalden empörte sich, wurde freilich nach wenigen Monaten schon besiegt; aber die Franzosen mußten diesen Sieg sehr theuer erkaufen. 1802 brach eine fast allgemeine Gegenrevolution gegen die neue helvetische Regierung aus, diese mußte von Aarau nach Luzern, von dort nach Bern flüchten. Zürich verschloß den Truppen der Regierung seine Thore, und wurde dafür vergeblich von ihnen beschossen. Napoleon Bonaparte, damals noch erster Consul, nöthigte jedoch die Schweizer die Waffen niederzulegen, und führte durch die Mediatisationsacte vom 9ten Februar 1803 das Cantonalsystem wieder ein. (M. s. auch Helvetien). Der Cantone sollten neunzehn seyn, nämlich Aargau, Appenzell, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Schafhausen, Schweiz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Waadt Zug, Zürich. Die Walliserrepublik ward 1810 durch Napoleons Machtspruch in ein französisches Departement verwandelt, und schon 1806 hatte er Neuenburg, welches ihm von Preußen abgetreten war, aber als schutzverwandter Staat zur Schweiz gehörte, dem General Alexander Berthier, als ein souveränes Fürstenthum gege-

den, der jedoch dies Land mit Milde behandelte. Napoleon hatte den Titel eines **Vermittlers** der Schweiz angenommen, und immer drückender wurde jetzt der Kriegsdienst, welchen dies Land seinem Vermittler gegen Besoldung leisten mußte. Nur durch Entschlossenheit und große Geldaufopferungen vermochte die Mehrzahl der Cantonsregierungen größern Druck abzuwenden; aber doch mußte man das Continentalsystem annehmen, und den Canton Tessin hielten französische Truppen Jahre lang besetzt. Die neueste Geschichte der Schweiz ist oben unter dem A. **Helvetien** erzählt worden. — In geographischer Rücksicht ist die Schweiz übrigens eines der höchsten, wo nicht das höchste Land in Europa, und besteht größtentheils aus neben und auf einander stehenden Bergen, zwischen denen sich enge Thäler befinden. Die Berge sind zum Theil in langen Reihen verknüpft, und manche ungeheuer hoch. Die höchsten, zu denen der St. Gotthardsberg (s. d. Art.) im Canton **Uri**, und der **Finsteraarhorn** im **Canton Bern** (der 13,432 pariser Fuß über die Meeresfläche haben soll) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldenschen und graubündenschen Gebiet. Die Gegenden der gewöhnlichen und fruchtbaren Berge sind in Hinsicht ihrer Beschaffenheit sehr verschieden. Die unterste Gegend an denselben bietet dicke Wälder und fette Wiesen dar; die mittlere besteht aus **Alpen** oder **Alpengen**, d. i. solchen Gebirgsgegenden, die mit Gras zum Weiden fürs Vieh bewachsen sind; die dritte Gegend besteht aus spitzigen, fast unersteiglichen Felsen, die entweder ganz kahl, ohne Erde und Gras, oder mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Die mittlern Gegenden oder **Alpen** werden im Sommer von den sogenannten **Aelplern** bewohnt, die ihr Vieh weiden, welches hier wohlriechende, kurze und kräftige Kräuter und vortreffliche Quellen, Flüsse und Bäche findet, die auf den Bergen entspringen. Die Wartung des Viehes auf den Bergen ist den **Sennen** überlassen, welche die Milch, die Butter und den Käse sammeln, und den Eigenthümern entweder davon Rechnung ablegen, oder Pacht geben müssen (s. Sennen). Die **Gletscher** oder **Firnen** sind entweder die unfruchtbaren Theile der Berge, oder auch solche, die bloß aus Schnee und Eis bestehen. Diese Eisgebirge fangen im Canton Glarus an, ziehen sich nach Graubünden, von dort in den Canton Uri und endlich in den Canton Bern hinab. Die Hauptanlage zu einem Eisberge gibt ein Thal, dessen Grund ein Felsen, und dessen Abhang zu klein ist, dem von oben herabkommenden Schnee und Schneewasser freien Abzug zu geben. So entstehen allmählig große Eis- und Schneeklumpen, die das Thal füllen. Bei diesen mannichfachen Abwechselungen der Berge und Thäler gibt es in dem größten Theil der Schweiz die seltensten Naturschauspiele; an mehreren Orten sieht man auf einem kleinen Bezirke alle vier Jahrszeiten auf einmal, und oft tritt man so in die Mitte von Frühling und Sommer, daß man mit einer Hand Schnee, mit der andern Blumen von der Erde aufheben kann. Keiner der hohen Berge ist ohne Wasserfälle, und da man nicht immer mit den Augen ihren Anfang erreichen kann, weil die Berge sich in den Wolken verlieren, so scheint es oft, als ob die Wasserfälle vom Himmel über die Felsen herabkämen. Auch die in der Schweiz befindlichen großen Landseen und Flüsse, durch welche das Land zugleich in Ansehung des Fischfanges große Vortheile hat, bei denen es aber allerdings auffällt, daß kein einziger **schiffbarer** Strom vorhanden ist, bilden zum Theil schöne, mahlerische Gegenden, und gewähren dem Auge die reizendsten Aussichten. Der **züricher See** ist

einer der größten in der Schweiz, zehn Stunden lang und eine breit; der genfer See, dessen Länge 20 und dessen Breite 5-6 Stunden beträgt, der neuenburger und der vier waldstädter See sind wegen ihrer herrlichen Umgebungen berühmt. Von den Flüssen, unter denen der Rhein, die Reuß oder Rüß, die Rhone und der Tessino die vorzüglichsten sind, sind die erstern beiden besonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch seinen dreimaligen Rheinfall (s. Rheinfall), die Reuß durch die im Canton Uri, zwei Stunden von Gestinen, über diesen Strom führende Brücke, die Teufelsbrücke heißt. Sie befindet sich zwischen zwei Bergen, und unter ihr läuft dieser Fluß in einer Tiefe von ungefähr 70 Fuß mit dem größten Geräusch hindurch. An den Bergen sind übrigens die vortrefflichsten Quellen, auch heiße und kalte heilsame Bäder und Gesundbrunnen. Im Thurgau, einem Theile des züricher, baseler, schafhauser, berner, solothurner und freiburger Gebiets, ist dies Alles anders; denn obgleich auch hier Berge sind, so ist doch dieser kleinere Theil der Schweiz weit ebner, und man findet hier keine Alpen, keine Wasserfälle, wenige Bäume, und im Sommer weder Eis noch Schnee. — Uebrigens sind die Berge fast allenthalben unten mit Aeckern, Wiesen, Weinbergen und Bäumen besetzt, und wenn gleich oft mit Steinen bedeckt, dennoch fruchtbar. Die Schweiz hat einen Schatz von Mineralien, besonders Kalk und thonartige Erden, Schieferstein, schwarzen, grauen und braunrothen Marmor, Porphyr, Alabaster (vorzüglich in Wallis), ferner Spath, Quarze, Crystalle (bisweilen von 7 bis 8 Centner), Torferde, Steinkohlen ꝛc.; auch Silber, Kupfer und Eisenerden sind vorhanden; Goldkörner findet man in Flüssen. An Gewächsen ist die Schweiz vorzüglich reich; der Weinbau ist bedeutend, und der Handel damit nach Frankreich, Holland, England, Schwaben sehr groß. Baumfrüchte gibt es viel; das Getraide aber, gegen dessen Anbau das viele Milchvieh ein Hinderniß ist, reicht nicht zu. Das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ist die Viehzucht, wozu freilich die herrliche Weide in den Thälern und auf den Alpen das meiste beiträgt. Die Milch, besonders die Schweizerkäse, sind bekannt, und der Handel mit den letztern nach Deutschland, Frankreich und Italien ist äußerst stark. Von wilden Thieren sind bemerkenswerth: die Gemsen (wovon ein Theil, die Gratthiere, welche kleiner sind, sich auf den höchsten unzugänglichsten Bergen aufhält; der andre Theil, die eigentlichen Gemsen, welche etwas größer sind, hingegen mehr in Gebüschen und Wäldern); ferner die Murmelthiere und die Lämmergeier. Was Fabriken und Manufacturen betrifft; so sind die schweizer Leinwand, Garne, die baumwollenen Gewebe, weßhalb St. Gallen ganz vorzüglich berühmt ist, und die Seidenbandfabriken in Basel, die vordem jährlich drei Millionen Gulden eintrugen, zu bemerken. N. P.

Schweizer, (Anton), Capellmeister in Gotha, geboren zu Coburg 1737, studirte die Composition bei Kleinknecht in Bayreuth, vollendete seine künstlerische Bildung in Italien, stand nachher in weimarischen, zuletzt in gothaischen Diensten, und starb den 23sten Nov. 1787. Durch seine Compositionen fürs Theater: Elysium, ein musikalisches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceste, eine ernsthafte Oper von Wieland 1774 ꝛc. hat er sich als ein vorzügliches Genie in seiner Kunst gezeigt.

Schwenkfeld und Schwenkfeldianer, s. d. Art. Secten.

Schwere (allgemeine), s. Gravitation.

Schwerin (Curt Christoph, Graf von), königlich preußischer Generalfeldmarschall, Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße, Ritter des schwarzen Adlerordens, Erbküchenmeister des Herzogthums Pommern, Domherr zu Minden, Drost der mecklenburgischen Pfandämter, Amtshauptmann zu Jerichow u. s. w., Erbherr zu Schwerinsburg, Loewitz u. s. w. Dieser in der Kriegsgeschichte Preußens unsterblich gewordene Held war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren, empfing eine sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung und studirte zu Leyden, Greifswalde und Rostock. Friedrich II. erwähnt in einer Rede, die er an die pommerschen Stände hielt, jener Reise Schwerins nach den Niederlanden, auf die ihm sein Vater einen Thaler und eine Ohrfeige mitgegeben, mit den Worten: „das leide von keinem Andern.“ Schwerin trat 1700 als Fähndrich in holländische Kriegsdienste. In dem Regimente, dessen Chef sein Oheim war, stand sein älterer Bruder als Obrist-Lieutenant. Dieser, der Schwerins Wahl mißbilligte, suchte ihm den Militärdienst auf jede Weise zu verleiden. Aber aller Druck erschütterte seinen Entschluß nicht, sondern diente nur dazu, seine Kräfte noch tüchtiger und vollkommener zu entwickeln. Der damalige Krieg, wo unter Eugen und Marlborough auch die holländischen Kriegsvölker gegen die französische Macht kämpften, ward für Schwerin eine gewünschte Schule der militärischen Bildung. Er wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, so wie dem Angriff des Schellenbergs, wo sein Bruder fiel, bei, und wurde den 10ten September 1705 Hauptmann. Dennoch trat er 1706 aus den holländischen in herzoglich-meklenburgische Dienste, wurde 1708 Obrister und 1711 mit geheimen Aufträgen an Carl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier; 1718 wurde er Generalmajor und als solcher schlug er, indem er alle Schwierigkeiten seiner Lage und seiner Verhältnisse zu überwinden wußte, 1719 bei Walsmölen mit 12,000 Mann die kaiserliche Commissionsarmee von 13,000 Mann hannöverischer Truppen, welche die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber der Herzog sein Heer bedeutend verringerte und zu gleicher Zeit Vorpommern an Preußen fiel, trat Schwerin, dessen Güter in dieser Landschaft lagen, in preußische Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, um dort die thornischen Unruhen zum Besten der Evangelischen beizulegen. Schwerin vollzog diesen Auftrag glücklich, ward 1720 General-Major und erhielt 1722 das schwendische Regiment. 1730 wurde er Gouverneur von Peitz und 1731 General-Lieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. In dieser Eigenschaft rückte er 1733 ins Meklenburgische, und vertrieb daraus die hannöverischen Truppen, die der oben erwähnten Ursache wegen noch immer im Lande waren. Auch bei dieser Unternehmung zeigte er eben so viel Vorsicht als Scharfblick und Feldherrntalent, und befestigte sich dadurch nur noch mehr in der Gunst und dem Vertrauen seines Königs. Dieser zog ihn nicht nur in den geheimen Rath, wenn militärische Angelegenheiten verhandelt wurden, sondern er machte ihn auch zum Theilnehmer seiner Reisen und Vergnügungen. 1739 wurde Schwerin zum General en Chef der preußischen Infanterie ernannt, die letzte Ehre, womit Friedrich Wilhelms Erkenntlichkeit ihn zu belohnen suchte. Friedrich II. kannte Schwerins Werth; er schätzte in ihm einen Feldherrn voll Erfahrungen, die ihm selbst noch abgingen, und noch im Jul. 1740 erhob er ihn zum Generalfeldmarschall, nachdem er ihm und seinem Bruder die Grafenwürde

ertheilt hatte. Noch in demselben Jahre führte der erste schlesische Krieg das preußische Heer ins Feld. Vor der Eröffnung desselben berief der König seinen Feldmarschall nach Rheinsberg, um mit ihm die Operationsplane zu verabreden. Jetzt hatte Schwerin ein würdiges Feld für sein Genie gefunden. Unter seinem Oberbefehl sammelte sich ein Heer bei Crossen, und brach, sobald der König sich an die Spitze gestellt hatte, trotz der ungünstigen Jahrszeit in Schlesien ein. Im Anfang des Januars 1741, war ganz Nordschlesien mit Ausnahme von Glogau erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz und zwang ihn bald zum gänzlichen Rückzug nach Mähren. Er nahm Besitz von dem größten Theile von Oberschlesien und dehnte sein Heer über Oderberg und Teschen bis tief nach Mähren aus. In kurzem war ganz Schlesien bis auf Neiße und Brieg in preußischen Händen. Inzwischen hatte sich unter Neuperg ein österreichisches Heer in Mähren gesammelt und war bis Molwitz vorgerückt. Am 10ten August 1741 kam es zur Schlacht. Noch war die Schlachtordnung nicht vollendet, als Friedrich auf Kanonenschußweite gegen den linken Flügel anrückte. Ein kühner Angriff der Oesterreicher brachte des Königs Reiterei in Unordnung, nur die Ausdauer der Grenadiere konnte retten. Schwerin focht im Mittelpunkt an der Spitze des Fußvolks mit unerschütterlichem Muth und dem festen Vorsatz, alles zu wagen für die Ehre der preußischen Waffen und ihnen für immer den Sieg zuzuwenden. Schon zwei Mal verwundet führte er seine Bataillone in geradem Anmarsch, trotz der gegenüberstehenden Batterien und des scharfen Kleingewehrfeuers, gegen den Feind an. Fünf Stunden währte der Kampf und schon verzweifelte Friedrich an dem Sieg, als um 7 Uhr Abends das österreichische Heer in Unordnung durch Molwitz floh. Die Schlacht war entschieden und Schwerin verfolgte mit der Reiterei den Feind, der erst tief in Mähren Ruhe fand. Der Fall von Brieg, so wie die Besetzung von Breslau durch Schwerin folgten schnell auf diesen Sieg. Seine Gesundheit wieder herzustellen, begab sich Schwerin in das Bad zu Aachen. Im October desselben Jahres ernannte ihn der König zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße. Der Friede, der dem nächsten Feldzuge schon im Junius ein Ende gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer. 1744 begann Friedrich den zweiten schlesischen Krieg. Während der König selbst einen Theil seines Heeres durch Sachsen und die Lausitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schlesien durch die Grafschaft Glaz ebenfalls in Böhmen ein. Vor Prag trafen beide zusammen und unternahmen sogleich dessen Belagerung. Auf Schwerins Angabe wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen, und am 16ten September unterzeichnete er die Capitulation wegen Uebergabe der Stadt, und zog mit dem siegenden Heere in Prag ein. Fast ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eifersucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Von einem überlegnen Feinde, der klüglich jeder Hauptschlacht auswich, verfolgt und unablässig beunruhigt, geschah dieser Rückzug nicht ohne großen Verlust, aber auch nicht ohne großen Ruhm für die Anführer, die ihn dennoch bewerkstelligten. Schwerins Unerschrockenheit und Klugheit hatten einen Hauptantheil an dem glücklichen Gelingen. Die Beschwerden dieses Rückzugs hatten seine Gesundheit so erschüttert, daß er im December das Heer verließ und an den folgenden Ereignissen keinen Theil nehmen konnte. Aber rüstig und

neugestärkt stand beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs Schwerin an der Spitze des dritten preußischen Heers, das von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte. Nach der lowositzer Schlacht drang er in Böhmen ein, um die Vereinigung Piccolomini's und Browns zu verhindern. Er erreichte diesen Zweck vollkommen, gewann den Oesterreichern mehrere Vortheile ab, und zog sich ohne Verlust in die Winterquartiere nach Schlesien zurück, da Friedrich erst im nächsten Jahre etwas Entscheidendes in Böhmen ausführen wollte. Frühzeitig ward der folgende Feldzug eröffnet. Schwerin, ein ungeschwächter Greis, befehligte ein zahlreiches Heer, mit dem er schon den 18ten April in fünf Colonnen in Böhmen einrückte. Sein feuriger Muth beseelte Alle. An allen Orten, besonders bei Trautenau, Reichenberg und Jungbunzlau wurden die Oesterreicher zurückgedrängt und ihre reichen Magazine erobert. Die wichtigen Posten Benatek, Altbunzlau und Brandeis wurden genommen, und bei letzterm Orte der Uebergang über die Elbe bewerkstelligt. Der König und Fürst Moritz von Anhalt waren indessen von Sachsen aus auf Prag gerückt und vereinigten sich unweit Brosiz mit dem schwerinschen Heere. Die Oesterreicher hatten eine feste Stellung auf den Bergen jenseit der Stadt genommen. Mit Anbruch des 6ten Mai besichtigten Friedrich, Schwerin und Winterfeld die Stellung des Feindes und beschlossen den Angriff, der nur auf den feindlichen rechten Flügel geschehen konnte. Aber auch hier war er mit den äußersten Gefahren und Beschwerden verknüpft. Der österreichische General Brown hatte seine Reiterei verstärkt, so daß sie die preußische zu überflügeln drohte, die Infanterie aber mußte auf schmalen Fußwegen fast Mann für Mann die Höhen hinaufsteigen und wurde, wenn sie diese Schwierigkeit überwunden hatte und sich aufstellen wollte, von einem mörderischen Kartätschenfeuer niedergeschmettert. Dieser augenscheinlichsten Gefahren nicht achtend, hielt Schwerin vor den engen Wegen, und feuerte die heranrückenden Soldaten an, stellte die Ordnung der Bataillone wieder her. Aber auch sein heldenmüthiges Beispiel scheint nicht mehr wirken zu wollen; das zweite Bataillon seines eignen Regiments fängt an zu wanken, und die Unordnung droht allgemeiner zu werden. In diesem entscheidenden Augenblick ergreift der greise Krieger voll edler Begeisterung selbst die Fahne und ruft seinen Cameraden zu, ihm zu folgen. Sie gehorchen und dringen ihrem Feldherrn mit festem Schritte nach. Aber kaum ist dieser zwölf Schritte vorgerückt, als er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt wird. Mit seinem Blute ward der Sieg erkauft. Wohl kein andrer preußischer Held des siebenjährigen Krieges ward so allgemein betrauert als Schwerin, der, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, für das Vaterland starb und noch jetzt ist sein Name in dem Munde jedes deutschen Kriegers. Volksgesänge bringen ihn auf den Enkel und mit dem Andenken an die prager Schlacht wird Schwerins Name stets fortleben. Friedrichs Thränen ehrten den gefallenen Helden; später aber ließ der dankbare Monarch sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufrichten. Schwerin verband mit unerschütterlichem Muth und scharfem richtigen Blick eine Milde und Freundlichkeit, die ihm nicht nur die Hochachtung, sondern auch die Liebe seiner Untergebenen erwarb, und einen echt religiösen Sinn, der ihn zum Vorbilde und Vater seiner Soldaten machte; dabei besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er war der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig, schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder. Von seinen Talenten als Staatsmann zeugen

seine öftern Gesandtschaften, von seinen Talenten als Feldherr und seine ganze kriegerische Laufbahn bis an seinen Tod.

Schwerin, ein Fürstenthum im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, zu dem es gehört, ist ungefähr 4 bis 5 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, hat fruchtbare und schöne Gegenden, aber auch sehr viel Sand und Tannenwälder. Uebrigens enthält es nur 3 Städte, nämlich Bützow, Warin und Schelfe, 6 Aemter, ein evangelisches Fräuleinstift, Rühn, und ungefähr 27,000 Einwohner. Bützow, die Hauptstadt, liegt in einer sehr angenehmen Gegend an der Warnow, ist wohl gebauet, hat große Spielkartenfabriken, beträchtlichen Handel und etwa 4500 Einwohner. Hier ist auch der Sitz eines Criminalcollegiums, und eines großherzoglichen Amts. Früherhin war hier eine Universität, die 1788 mit der zu Rostock vereinigt und dorthin verlegt wurde. Dieses Fürstenthum, welches mit dem eigentlichen Herzogthume Mecklenburg-Schwerin nicht zu verwechseln ist, ward 1648, bis wohin es ein Bisthum gewesen war, säcularisirt, und als ein weltliches Reichsfürstenthum dem Herzoge zu seiner Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben. Das Fürstenthum Schwerin hat keine solche landständische Verfassung, wie die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow nebst der Herrschaft Rostock sie haben, sondern ist, so wie Wismar, ohne durch Stände repräsentirt zu werden, dem Großherzoge unterworfen. Die Einwohner dieses Landes sind größtentheils lutherisch, doch gibt es auch viele Reformirte, besonders französischer Herkunft.

Schwerin ist die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Sie liegt in einer sehr angenehmen Gegend, an einem großen und fischreichen, nach ihr benannten See. Das herzogliche Residenzschloß, von gothischer Bauart, liegt auf einer Insel dieses Sees, und hängt mit der Stadt durch eine Zugbrücke zusammen. Die vortreffliche Gemähldegallerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der schöne Lustgarten, welcher aber während des Krieges von 1813 gelitten hat, sind sehenswerth. Die Stadt selbst ist sehr gut gebauet, hat beträchtlichen Handel und ungefähr (die Schelfe nicht mitgerechnet) 11,500 Einwohner. Sie ist zugleich der Sitz des Geheimenrathscollegiums, der großherzoglichen Regierung und Lehnkammer, des Kriegscollegiums, einer Justizkanzlei, eines Kammercollegiums, der Reluitions- und Rentkammer, und anderer Behörden. Die Schelfe ist eine Stadt für sich, gehört zum Fürstenthum Schwerin, und hat auch ihren besondern Magistrat. Sie hängt aber mit Schwerin so genau zusammen, daß sie beide gemeiniglich als eine Stadt betrachtet werden. Die Schelfe hat etwa 3500 Einwohner. In beiden Städten sind noch zu bemerken: die Domkirche und Domschule auf der Schelfe, die neustädter und die Schloßkirche, welche sämmtlich den Lutheranern gehören. Die Catholiken haben in Schwerin gleichfalls eine sehr schöne Kirche, und zwei Prediger. Die Reformirten feiern ihren Gottesdienst aber in Privathäusern, wozu ein Prediger aus Bützow alle Vierteljahr hinkommen muß. Die Juden haben hingegen eine bedeutende Synagoge.

Schwert heißt beim Schiffbau das Zubehör des davon auch benannten Schiffs, das an jeder Seite desselben (gleichsam wie ein Degen, den man an der Seite trägt) hängt, und aus verschiedenen starken mit Eisen verbundenen Planken, beinahe wie eine Schuhsohle, zusammengesetzt ist. Es wird dasselbe, wenn man dicht an den Wind segelt, an der unter dem Winde liegenden Seite senkrecht ins Wasser gelassen

um das Abtreiben des Schiffs zu verhüten, oder doch zu vermindern. Dies Werkzeug ist besonders bei den Holländern sehr gebräuchlich.

Schwertmage, oder Schwertmagen (altdeutsch) heißt ein Verwandter von väterlicher Seite; hingegen Spillmage oder Spindelmagen ein Verwandter mütterlicher Seits. Mage oder Magen überhaupt nannte man einen Verwandten; Magenschaft Verwandtschaft, in entfernterer Bedeutung auch Gesellschaft, daher auch Mascopei, eine Verwandtschaft, Gesellschaft, z. B. Handlungsgesellschaft. Schwertlehen ist gleichbedeutend mit Mannlehen, und Schwertheil heißt das Erbtheil eines männlichen Verwandten. Im gewöhnlichen und Geschäftsleben hat sich der Ausdruck Mascopei am meisten erhalten, jedoch wird er häufig unrichtig für Verstellung, verstellter Contract (contractus fictus) gebraucht.

Schwertorden, s. Orden.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Wasser ist, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Wasser taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Wasser zu schwimmen; aber dennoch bleibt er, indem er auch schwimmt, mit einem Theile unter dem Wasser, welches sein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und so viel wiegt, als er selbst. Auch eigenthümlich schwere Körper schwimmen im Wasser, wenn sie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden sind. So schwimmen Kähne von Blech, wenn sie nur so gemacht sind, daß sie, wenn man sie bis an den Rand ins Wasser taucht, eine Menge Wasser aus ihrem Orte vertreiben, das viel schwerer als sie ist. Menschen und Thiere sind nur sehr wenig schwerer als Wasser, öfters etwas leichter, daher kommt es, daß Menschen, wenn sie ertrinken, mehrentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß sehr aufgeblasen und gespannt sind, oben wieder zum Vorschein kommen und schwimmen. Menschen und Thiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Wasser unter sich stärker zusammen, damit es sie stärker hebe, als ruhiges Wasser, indessen hat selbst die Natur das Thier geschickter zum Schwimmen als den Menschen gemacht, denn sie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber, in Verhältniß zu dem übrigen Körper viel leichter gemacht, als bei dem Menschen. Diejenigen, welche nicht schwimmen können, binden sich einige mit Luft angefüllte Blasen um den Leib, oder ziehen Schwimmkleider an, die mit Kork gefüttert sind, ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Dergleichen Hülfsmittel sind zwar zureichend, sie können aber dennoch, wenn wir nicht geschickt genug sind, uns selbst zu helfen, nicht verhindern, daß wir nicht zuweilen im Wasser umschlagen, mit dem Kopfe unter dasselbe kommen und ertrinken. Daher ist die Kunst zu schwimmen gewiß eine der nöthigsten und nützlichsten; denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung. Indessen verdient wohl noch angemerkt zu werden, daß man Menschen, die im Begriffe sind, zu ertrinken, so lange sie sich im Wasser befinden, mit einer sehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fische haben von Natur, um sich im Wasser zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blase erhalten, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Im erstern Falle wird der Umfang des Fisches vermehrt und er steigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er sich im Wasser niederlassen kann; bloß denjenigen Fischen, die stets auf dem Boden der Gewässer leben, fehlt diese Blase.

Schwimmvögel, s. Vögel.

Schwindel, ein krankhafter Zufall des Menschen, bei welchem die Gegenstände um ihn her in schwankende oder drehende Bewegung zu gerathen scheinen, verschiedene Farben vor den Augen flimmern, auch ihm alles dunkel und schwarz vor den Augen wird, das Gleichgewicht und die Kraft, den Körper aufrecht zu halten, abnehmen, daher die Furcht zu fallen, ein Schwanken, oft ein wirkliches Drehen des Körpers im Kreise, und endlich ein Niederstürzen des Kranken entsteht. Meistens scheinen vorher noch einem solchem Menschen dabei verschiedene einzelne Gegenstände doppelt. In höherem Grade der Krankheit entsteht Ekel und Erbrechen, Sausen, Zischen oder sonst unangenehmes Geräusch in den Ohren, und Mangel an Erkennung des Orts, wo der Kranke sich befindet. Bei dem wirklichen Fallen stellt sich auch ein Vergehen aller Sinne, Bewußtlosigkeit mit ein. In diesem Zustande bringen die Kranken verschiedene Zeit zu. Entweder der Schwindel geht in Ohnmacht über, in welcher der Kranke ohne Empfindung, ohne Bewegung, ohne Herz- und Pulsschlag liegt, oder in den Zustand von Schlagfluß, in Epilepsie, oder er geht allmählig wieder ganz vorüber, der Kranke erholt sich, steht wieder auf, und empfindet bloß eine Schwäche nach einem solchen Anfalle. Alle diese Zufälle, so schwer auch ihre Erklärung ist, deuten doch darauf hin, daß die gemeinschaftliche und wesentliche Ursache in dem Gehirne, und wohl vorzüglich in dem Theile desselben abgehen, von welchem die Nerven des Gesichts und des Gehörs, in welchem das Organ des Bewußtseyns ist, also in dem Theile, welcher das gemeinschaftliche Empfindungsorgan, (sensorium commune) genannt wird. Aeltere Aerzte *) haben es aus einer Kreisbewegung der im Gehirn befindlichen Lebensgeister erklären wollen, welches sich aber nach den jetzigen geläuterten Ansichten der Physiologie der Gehirnfunktionen nicht mehr beachten läßt. Nach Marcus Herz **) ist der Schwindel der Zustand von Verwirrung, in welchem sich die Seele wegen der zu schnellen Folge ihrer Vorstellungen befindet. Sollen nämlich Vorstellungen, sie kommen nun von Anschauungen oder von der Phantasie her, zu völliger Klarheit kommen, so muß dabei die Thätigkeit der Seele mehr oder weniger verweilen, um sie vollständig fassen zu können. Dann erst ist diese Vorstellung klar geworden, die Seele kann sie anreihen mit andern Vorstellungen, und zur folgenden übergehen, welche sie sich auf gleiche Weise zur Klarheit bringt. Will sich die Seele eine ganze Reihe von Gegenständen klar vorstellen, so muß sie jeden einzeln auf diese Weise anschauen und umfassen, wozu eine gewisse Zeit gehört, welche nach der verschiedenen Fassungskraft der Seele auch verschieden ist. Geschieht die Anschauung der Gegenstände zu schnell nach einander, ohne daß die Seele Zeit hat, jeden gehörig zu fassen, so bleiben die Vorstellungen dunkel, und fließen in ein undeutliches Bild zusammen. So entsteht ein künstlicher Schwindel, wenn man sich schnell in einem Kreise herumdreht, und in schnell auf einander folgender Reihe eine Menge Gegenstände vor die Augen bekommt, deren keiner mehr eine klare Vorstellung in der Seele zurücklassen kann, so daß endlich alles in ein undeutliches Ganzes zusammen schwimmt. Da nun die Function des Geistes an das Organ gebunden ist, so nimmt auch dieses an der Verwirrung Antheil und wird auf eine so widrige Weise afficirt, daß diese drehende Bewegung in der Nachempfindung noch einige Zeit an-

*) Z. B. Willis, Zacutus, Plater.

**) Versuch über den Schwindel. Berlin 1791.

hält, auch wohl die widrige Einwirkung auf Nerven, mit denen das Hirnorgan in Verbindung steht, namentlich auf den sympathischen, der das Cerebralsystem mit dem Gangliensystem in Verbindung setzt, sich fortpflanzt, wodurch die Empfindung von Uebelbefinden in der Magengegend, von Ekel, Uebelkeit bis zum wirklichen Erbrechen entsteht. Auch das Schwanken in der Bewegung, die Furcht zu fallen und das wirkliche Niederfallen rührt von der unordentlichen Erregung des Hirnorgans her. Das Aufrechthalten des Körpers findet nämlich nur dadurch Statt, daß die von dem Cerebralsystem abhängigen, in ihrer Wirkung einander entgegengesetzten, (antagonistischen) Muskeln des Körpers durch den Einfluß des Nervenäthers im Gleichgewicht gehalten werden. Dieses Gleichgewicht wird aber unterbrochen, sobald die regelmäßige Einwirkung von dem Gehirn nach den antagonistischen Muskeln gestört wird, woher denn die unsichere Haltung des Körpers, das Schwanken und endliche Niederfallen desselben von dem unregelmäßigen Zittern der Muskeln, von der Erschlaffung der Streckmuskel entsteht, so daß der Schwerpunkt des Körpers nicht mehr gehörig unterstützt wird, bald auf die eine, bald auf die andere Seite abweicht, und endlich der Mensch, das Gleichgewicht gänzlich verlierend, wirklich niederfallen muß, wenn er nicht einen festen Stützpunkt erfassen kann, durch welchen er im Stande ist, den Schwerpunkt des Körpers wieder in seine Gewalt zu bekommen, oder wenn nicht überhaupt dieser Zustand bald wieder nachläßt. Dieß geschieht nun wohl, wenn der Schwindel von einer äußern bald vorübergehenden Ursache herrührt; er kann aber auch von einer innern Ursache entstehen, ist dann nicht allein von größerer Heftigkeit, sondern auch von mehrerer Bedeutung. So wie von der Seele aus auf das Hirnorgan gewirkt, und durch zu große Schnelligkeit der Vorstellungen eine unordentliche Erregung dieses Organs verursacht wird, so kann dieß auch von andern organischen Einwirkungen geschehen. Manche Menschen haben von Natur mehr Anlage zum Schwindel, vornämlich, bei denen das Organ des Bewußtseyns, der Empfindungen und Vorstellungen an eine langsame Function gewöhnt ist, oder eine solche doch seit geraumer Zeit Statt findet, da alsdann eine erzwungene schnellere Folge der Ideen leichter eine unordentliche schnellere Bewegung des Nervenäthers im Gehirne bewirkt. Dies ist z. B. der Fall bei Menschen, deren Phantasie nicht lebhaft ist, bei phlegmatischen, auch bei wenig an Geistesanstrengung gewöhnten Personen. Daher ist auch bei alten Personen verhältnißmäßig mehr Anlage zum Schwindel als bei jungen, da bei jenen die Lebhaftigkeit der Organe schon nachläßt, auch die Ideenfolge nicht so rasch vor sich geht und eine aufgezwungene Schnelligkeit der Vorstellungen eben so wie eine physische ungewohnte Erregung des Gehirns leichter eine Unordnung und Störung in der Function und Bewegung des Nervenäthers des gemeinschaftlichen Organs der Vorstellungen hervorbringt, dahingegen bei der Jugend die Bewegung des Nervenäthers schon nach der Norm leichter, und der Ideengang rascher und lebhafter vor sich geht, ohne deshalb in Unordnung zu gerathen. So können auch Kinder sich schneller und leichter im Kreise herumbewegen, wie ein alte Person, ohne schwindlich zu werden. Ferner disponirt auch Schwäche und größere Reizbarkeit des Nervensystems überhaupt, und des Gehirns insbesondere, zur leichtern Entstehung des Schwindels, weil dieses Organ alsdann weniger Energie zum Widerstand gegen fremdartige Einwirkungen hat, und leicht in Unordnung gebracht werden kann. (Siehe den Art. Schlagfluß). Daher werden hypochondrische und hysterische Personen schon auf leichte

Ursachen mit dem Schwindel befallen, weil durch den sympathischen Nerven die Verbindung der Nerven des Unterleibes mit dem Gehirn bei ihnen offener ist, der Nervenäther der erstern daher leichter nach dem Gehirn zuströmt, und daselbst als einigermaßen fremdartiger Reiz Störung und Unordnung in den Verrichtungen des Hirnorgans hervorbringt. Endlich gibt auch Anhäufung des Blutes im Kopfe nicht nur mehr Anlage zum Schwindel, sondern wird auch oft Veranlassung zu dessen völliger Ausbildung, theils indem dadurch vermehrte Absonderung des Nervenäthers und beschleunigte Function des Hirnorgans veranlaßt wird, theils auch indem der Druck der von Blut strotzenden Gefäße auf das Hirnorgan störend einwirkt. Ein auf äußere Veranlassung entstandener Schwindel geht gewöhnlich bald wieder vorüber ohne weitere Folgen zu hinterlassen, doch ist es jedem welcher Disposition zu diesem Zufalle hat, sehr anzurathen, alle Veranlassung zu der Entstehung desselben, z. B. schnelles Herumdrehen, das Herabsehen von hohen Orten, Rückwärtsfahren und dergl. mehr, so viel als möglich zu vermeiden, theils weil es doch jedesmal eine sehr unangenehme Empfindung verursacht, theils weil die widrige Einwirkung auf das Hirnorgan dessen Schwäche und Empfänglichkeit für störende Einwirkungen vermehrt. Wo der Schwindel, ohne von solchen äußerlichen Ursachen erregt zu werden, von selbst, d. h. von innern Ursachen entsteht, ist er ein bedeutender Zufall, welcher nicht ohne ärztliche Hülfe darf gelassen werden. Noch nöthiger ist dies, wenn er nicht für sich allein besteht, sondern der Vorbote einer andern bedeutenden Krankheit, z. B. des Schlagflusses ist, oder wenn er von einer Disposition herrührt, welche gefährlich werden kann, oder wenn mehrere theils disponirende, theils Gelegenheit zum Ausbruche gebende Ursachen zusammenwirken. Die vom Alter und Geschlecht herkommende Disposition kann freilich nicht gehoben werden, daher müssen solche Personen sich darauf beschränken, alle veranlassenden Ursachen sorgfältig zu meiden. Die von Schwäche und erhöhter Reizbarkeit, wie auch die von Vollblütigkeit gebildete Anlage kann, obgleich mitunter sehr schwer, gehoben werden, doch muß auch in diesen Fällen eine sorgfältige Vermeidung der erregenden Ursachen Statt finden, weil die von jenen Ursachen herkommende Anlage stärker als die erste ist, und daher der Schwindel um so leichter auch auf geringe Ursachen entstehen, und besonders in noch gefährlichere Uebel übergehen kann. Die Kenntniß der verschiedenen Ursachen welche zur wirklichen Entstehung des Schwindels Gelegenheit geben, ist auch für den Nichtarzt um deßwillen wichtig, weil sie besonders diejenigen, welche Anlage zu diesem Uebel haben, in Stand setzt, sie um so besser zu vermeiden. Diese Ursachen sind vorzüglich folgende: 1. Mechanischwirkende, z. B. Erschütterung des Kopfes, durch heftige Stöße, durch Fallen, Druck von fremden Körpern im Gehirn. 2. Andrang des Blutes nach dem Kopfe. Außer den bekannten Zeichen der Vollblütigkeit überhaupt, deutet auch der Umstand noch auf diese Ursache, wenn manche Personen, welche zuweilen Schwindel bekommen, in ruhigem Zustande, nüchtern, früh morgens, wenn sie noch nicht viel genossen, sich nicht erhitzt haben, keinen Anfall dieses Uebels bemerken; dagegen Erhitzung, zu starke Bewegung, äußere Hitze, Sonnenwärme, Genuß geistiger Getränke denselben am meisten erregen. Auch von Unterdrückung gewohnter Blutungen, von Uebergehen gewohnter Aderlässe, oder von zu schneller Stopfung einer heilsamen Blutung kann diese Ursache herkommen. 3. Schwäche von plötzlicher Entleerung von Blut, selbst von Mangel an Blut, Nervenschwäche insbesondere,

on Mangel an Nahrung, an gesunder Luft, von Selbstschwächung, oder von zu häufigem sinnlichen Genusse. 4. Fremdartige Reize aus dem Unterleibe, besonders aus dem Magen, in welchem Falle gewöhnlich andere Zeichen von Störung der Verdauung und von unregelmäßiger Verrichtung der Magennerven mit vorausgehen, z. B. übler Geschmack, Mangel an Appetit, Ekel, Uebelkeit und Erbrechen. Nur darf man hier nicht allein und einzig aus dem Ekel und Erbrechen, das zugleich mit dem Schwindel eintritt, auf Ursachen, welche in dem Magen ihren Ursprung haben sollen, schließen, weil jene alsdann nicht Ursache, sondern Wirkungen des Schwindels sind. Wo sie aber vorausgehen, da sind Ueberladung mit Speisen und Getränken, unverdauliche, oder schwerverdauliche Speisen, Säure oder Schärfe im Magen, auch wohl Galle, oft Veranlassung. Aber auch aus einem zu leeren und nüchternen Magen steigt oft die Ursache zu dem Schwindel auf, besonders bei Schwäche und Reizbarkeit des Nervensystems, weil die Reizbarkeit der Magennerven bei Leerheit des Magens schon von selbst zunimmt. Andere Krankheiten können aber gleichfalls Veranlassung des Schwindels werden, wenn die krankhafte Reizung sich auf das Gehirn versetzt. Die vorzüglichsten davon sind catarrhalische Reizung von Verbreitung der Entzündung in der Schleimhaut der Nase beim Schnupfen bis in die Stirnhöhlen oder bis in die Nachbarschaft des Gehirns (s. d. Art. Schnupfen), rheumatische und gichtische Entzündung im Gehirn, von Erkältung und Vernachlässigung bei solchen Krankheiten, auch innere krankhafte Veränderung im Gehirn von plötzlich geheilten Hautkrankheiten, namentlich von Flechten und Krätze. Endlich auch unmittelbare abnorme Erregung des Gehirns von der Seele selbst, zu starke Anstrengung durch anhaltende Geistesarbeiten, Studiren in der Nacht, oder zu bald nach dem Essen, heftige Erschütterungen des Gemüths durch Affecte, sowohl Freude als Schreck. Will man gegen den Schwindel etwas thun, ehe man einen Arzt um Rath fragen kann, so muß man sich nach obigen Ursachen richten, außerdem kann oft durch ein Mittel mehr Schaden als Nutzen gestiftet werden. Die häufigsten Gelegenheitsursachen sind wohl Vollblütigkeit, Reize aus dem Magen, und zu große Geistesanstrengung. Man entferne also zunächst diese Ursachen. Bei der Vollblütigkeit verschaffe man dem Zudrang des Blutes nach dem Kopfe eine Ableitung durch lauwarme Fußbäder, erhalte den Leib offen, besonders bediene man sich der laulichen Klystire von Essig und Wasser, nehme kühlende Salze, z. B. Salpeter, Weinsteinrahm mit Zucker. Bei Schwäche der Verdauung wende man magenstärkende Mittel an, unter welchen man besonders den Senf, den Kalmus und die Cubeben anrühmt. Gelehrte müssen das Studiren bei Nacht und nach Tische unterlassen. Hypochondristen und hysterische Frauen sind häufig dem Schwindel unterworfen, der zwar bald vorübergeht, indessen auf leichte Veranlassungen auch wiederkehrt. Diese müssen besonders auf Vermeidung aller Reizung der Unterleibsnerven Acht haben, blähende und saure Speisen vermeiden, einen leichten Stuhlgang und Abgang der Blähungen zu erhalten suchen. H.

Schwindsucht ist ein langwieriger krankhafter Zustand, mit Abnahme der Masse und der Kräfte des Körpers. Durch willkürlichen Gebrauch der Krankheitsbenennungen und Verwechselung der Namen herrscht im gemeinen Leben eine große Verwirrung in den Begriffen der verschiedenen unter diese Classe gehörigen Arten von Krankheiten. Unter obiger Benennung wird daher oft auch Auszehrung, Abzehrung,

Hektik, Phthisis und Lungensucht verstanden. Wenn indessen einige Ordnung in die Begriffe dieser Benennungen von Krankheiten gebracht werden soll, so müssen wir uns theils an die ursprüngliche Ableitung und Bedeutung dieser Worte halten, theils nach dem Gebrauch der ältern Aerzte, theils nach der jetzt genauern Kenntniß der hierher gehörigen Krankheiten richten. Wir behalten daher die Benennung Schwindsucht für den gemeinschaftlichen Namen aller der Krankheiten, in welchen die Kräfte und das Fleisch des Kranken allmählig abnehmen, gleichsam verschwinden. Entsteht diese Abnahme von einem Mangel an Ersatz der Säfte und Lebenskräfte nach dem gewöhnlichen Verbrauch durch das Leben selbst, so können wir diesen Zustand Atrophie benennen; entsteht er von übermäßiger Entziehung der Säfte oder übermäßigem Verbrauch der Kräfte, so geben wir ihm den Namen Abzehrung, worunter die nervöse Abzehrung (tabes nervosa) gehört; entsteht er von einem anhaltenden krankhaften Reiz im Körper, so ist es Hektik, Zehrfieber; entsteht aber die Schwindsucht von einer innerlichen Vereiterung, welche im Körper selbst einen zu schnellen Verbrauch der Nahrungsstoffe des Blutes durch die unablässige Eitererzeugung, oder auch Schleimabsonderung, und eine Abnahme der Kräfte theils schon dadurch, theils durch ein anhaltendes schleichendes Fieber verursacht, so können wir diesen Zustand Auszehrung benennen, welche dann erst wenn sie von einem örtlichen Leiden der Lungen herkommt, als Lungensucht zunächst bezeichnet wird. Jeder schwindsüchtige Zustand, in so fern er in einem Fehler der Lunge gegründet ist, wird oft auch vorzüglich mit dem Namen Schwindsucht belegt, besonders dann, wenn noch keine deutliche Eitererzeugung und kein Auswurf vorhanden sind. Eben so wird oft die Benennung Phthisis und Hektik gebraucht, wenn man nur noch ein allgemeines Leiden ohne bestimmte Kenntniß des örtlichen Fehlers in der Lunge, andeuten will. Bei jeder Schwindsucht findet demnach allmählige Abmagerung Statt, zuerst meistens an den Armen, auf dem Brustgebäude, dem Rücken, dann an den Schenkeln und Beinen, endlich in dem Gesichte, das sich oft am längsten noch bei der gewöhnlichen Bildung erhält, endlich aber auch von Fleische abfällt. Zugleich verändert sich die Farbe der Haut, besonders im Gesichte, die lebhafte Röthe, die Rundung und Glätte, welche von dem Andrang des Lebensreizes im Blute herkommen, verlieren sich, die Haut wird blaß, um die Augen herum bläulich, die Augen verlieren den Glanz, die Haut fällt zusammen und wird runzlich. Dabei nehmen die Kräfte ab, der Kranke fühlt sich auf geringe Bewegung bald ermüdet, kann auch nicht so weit mehr gehen, keine schwere Last mehr aufheben. Die Schwäche verbreitet sich auch auf die Respirationsmuskeln, so daß der Athem schon nach leichter Bewegung, endlich sogar beim Sprechen, kurz wird. Diese Schwäche geht im Verlaufe der Krankheit weiter, und erstreckt sich von dem Muskelsystem auf die Gefäße, zunächst auf das arterielle Adersystem, dann auf das Haargefäßsystem und die absondernden Organe. Daher stellt sich ein matter, weicher, frequenter Puls ein, und allemal bildet sich ein langsames Fieber, (febris hectica s. lenta), bei manchen eher, bei andern später, daher entstehen auch übermäßige Absonderungen, Durchfall, Schweiße und wässrige Geschwulst der Füße. Die meisten Schwindsuchten endigen auf diese Weise mit Fieber und Eiterung eines innern Organs, vorzüglich der Lungen, wenn sie auch ursprünglich ihren Heerd in einem andern Organe hatten, oder gar nicht von örtlichen Ursachen herrührten. Nachdem nun die Schwindsucht von besondern Ursachen entsteht, und in einem Subjecte sich auf eine bestimmte

Weise darstellte, gesellen sich auch noch besondere Symptome dazu. Die Atrophie entsteht nur bei Kindern, und kommt wahrscheinlich nur bis in das zehnte oder zwölfte Jahr vor. Hier ist der Heerd der Krankheit in dem Gekrösdrüsensystem, und sie besteht in einer abnormen Anschwellung und chronischen Entzündung der Gekrösdrüsen, die wohl in den meisten Fällen in Eiterung, Lähmung oder Verhärtung derselben übergeht, wenn sie nicht zeitig genug gehoben und zertheilt wird. Das besondere Symptom ist, daß die Kinder gewöhnlich viel essen, aber doch dabei immer mehr von Kräften und von Fleisch kommen. Nur der Unterleib ist unverhältnißmäßig dick, hoch und elastisch gespannt. Bei dieser Krankheit kommt der Nahrungsstoff wahrscheinlich nur sehr sparsam in das Blut, weil die einsaugenden Milchadern denselben wenig aus den Gedärmen aufnehmen, und in das Blut überführen, auch die entzündeten und geschwollenen Gekrösdrüsen theils diesen Milchsaft nicht aufnehmen und durchführen, theils auch ihre Funktion an ihm nicht ausüben können, ihn nämlich nicht assimiliren (siehe den Artikel Assimilation), wodurch also dasjenige, was noch in das Blut kommt, nicht die gehörige Qualität bekommt, sondern als roher, mehr fremdartiger Stoff wirkt. Die Abzehrung, Tabes, entsteht nach zu großem Verlust von Blut, oder andern edlen und dem Körper nöthigen Säften, ohne daß dieser so schnell wieder ersetzt wird, als es die Aufrechthaltung der Gesundheit erfodert. Anhaltende Blutflüsse, gewisse Ausschweifungen geben zu dieser Krankheit die meiste Veranlassung, indem sie zugleich eine Schwächung des Nervensystems mit verursachen. Daher kann auch ein jedes heftige Fieber, besonders wenn es mit zu großem Verlust von Blut oder andern Säften, durch Schweiße, Laxiren u. s. w. verbunden war, oder durch heftige Krämpfe im Nervenfieber eine so große Nervenschwäche zurückließ, Abzehrung verursachen. Eine häufig vorkommende hierhergehörige Art ist die Nervenabzehrung, Tabes nervosa. Bei dieser ist die Abmagerung zuerst ohne örtliche Fehler, oft im Anfang ohne Fieber, mit großer Bläße des Gesichts, mit großer Schwäche, besonders in den Schenkeln und Beinen, mit Gefühl von Kriebeln im Rücken und in dem Kreuze hinunter, mit unangenehmen Gefühlen von Ziehen und Spannen im Rücken. Die Verdauung ist dabei schlecht und nimmt immer mehr ab. Der Schlaf ist unruhig und elend; der Kranke fühlt sich nicht davon erquickt. Die Witterung hat auffallenden Einfluß auf ihn; bei feuchter, noch mehr bei warmer und feuchter Luft fühlt er sich schwächer und in allen Stücken übler, weil diese Luft ihn noch mehr erschlafft und schwächt, dagegen trockner Ostwind etwas Erhebung des Nervensystems bewirkt. Dieser Zustand kann lange dauern, ehe Fieber dazu kommt. Das Zehrfieber, die Hektik, beruht allemal auf einer allgemeinen krankhaften Beschaffenheit des Blutsystems, welche nicht stark genug ist, ein kritisches Fieber zu erregen, sondern nur die ruhige Circulation durch ein stetes schleichendes Fieber stört, so daß keine richtige Ernährung des Körpers Statt finden kann. Dieser Zustand wird daher von Abnormität in der Mischung der Säfte (m. s. d. Art. cachektisch), von einem auf die Nerven des Blutsystems unaufhörlich wirkenden schwachen Reize verursacht, der eine verborgene Entzündung und ein täglich wiederkehrendes Fieberchen unterhält. Der Zustand unterscheidet sich von ähnlichen durch die Gegenwart einer allgemeinen oder bloß örtlichen Reizung, gelindes, täglich, besonders gegen Abend, wiederkehrendes Fieber, cachektisches Aussehen, Empfindung von gelindem Schmerz irgendwo. Gemeiniglich geht diese Art der Schwindsucht eine Zeit lang fort, und wenn sie nicht ge-

gehoben wird, in die folgende über. Sie entsteht oft von Verhärtungen in den Eingeweiden, chronischen Entzündungen nach unvollkommenen kritischen Ausleerungen bei Fiebern, bei schlechter Beschaffenheit des Blutes, nach zu schneller Unterdrückung von Hautausschlägen, besonders der Krätze und der Flechten, nach Unterdrückung gewohnter Ausflüsse und Abgänge. Die Auszehrung, Phthisis, entsteht bei der Vereiterung eines innern Theils, wobei der Eiter in zu großer Menge abgesondert wird, deßhalb die ernährende Gallerte des Blutes verzehrt, auch die dabei Statt findende Entzündung des Organs sowohl, als die durch Einsaugung des gebildeten Eiters in das Blut veränderte Qualität desselben als Reiz wirkt und ein zehrendes Fieber verursacht. Die Auszehrung entsteht demnach nicht bloß von Geschwüren in der Lunge, sondern sie kann auch von dergleichen in der Leber, in den Nieren, und andern Eingeweiden herrühren. Sie entsteht aber am häufigsten von Lungengeschwüren, theils deßwegen, weil die Lungen, als ein Organ, das ganz der reproductiven Irritabilität gewidmet ist, eben daher auch am leichtesten in entzündlichen Zustand geräth, theils auch, weil die andern Arten von Schwindsucht meist mit einem Localfehler der Lungen zusammenhängen, und mit einer chronischen Entzündung und Vereiterung derselben endigen. Wir wollen deßhalb bloß diese Art noch etwas näher betrachten. Die Lungenschwindsucht stellt sich in verschiedenen Arten dar, als Lungentabes, als Lungenhektik oder als Lungenphthisis. Die Lungentabes ist die Abzehrung von übermäßigem Schleimabgang in den Lungen, oder die sogenannte Schleimlungensucht. Sie entsteht von vernachlässigten Catarrhen, von allem, was überhaupt die Absonderung in der Schleimhaut der Bronchien übermäßig reizt und unterhält, z. B. Unterdrückung anderer Absonderungen, besonders der Hautausdünstung, schnelle Heilung der Krätze, zurückbleibende Schwäche nach schlecht geheilten Brustfiebern. Dabei stellt sich Husten mit reichlichem Schleimauswurf ein, allein dieser erleichtert nicht, sondern er verbindet sich immer mehr mit Brustbeklemmung, kurzem Athem und Röcheln auf der Brust. Der Schleim hat eine üble Farbe, sieht zuerst zwar weiß, verändert sich aber allmählig, und wird gelb und endlich grün, bekommt dann auch wohl zuweilen Blutstreifen. Dazu gesellen sich endlich Fieber, Zeichen von gänzlicher Schwäche und Auflösung, fließender Schweiß und Durchfall. Oft wird auch die Lunge selbst noch durch chronische Entzündung in Eiterung versetzt. Die Lungenhektik, trockne oder Knotenlungensucht tritt mit einem hektischen Fieber von Knoten und Verhärtungen in den Lungen und daherrührender heimlicher Entzündung der Lungen ein. Dabei ist ein häufiger kurzer Husten, ohne Auswurf, besonders beim tiefen Athemholen, anhaltenden Sprechen, starken Gehen, vorzüglich bergaufwärts. Nur Morgens zeigt sich zuweilen Auswurf von einer zähen, klebrigen, graulichen Schleimmasse, zuweilen auch kommen kleine meistens übelriechende Klümpchen, dem Talg oder weißen Käse ähnlich, mit dem Husten zum Vorschein. Zuweilen empfindet der Kranke flüchtige Stiche, Brennen und Drücken in der Brust; leicht entsteht auch Bluthusten. Die häufigste Ursache der Lungenknoten ist Skrophelkrankheit in dem kindischen Alter; allein den Ausbruch der wirklichen Lungensucht verursacht erst der Uebergang der Lungenknoten in entzündlichen Zustand, welchen Catarrhe, Erhitzung, Genuß geistiger Getränke und andere dergleichen Ursachen herbeiführen. Meistens geht diese Art durch Vereiterung der Knoten in die folgende über, in die Lungenphthisis, Eiterlungensucht. Hier findet ein wirkliches Eitergeschwür oder es finden auch mehrere solche Geschwüre in den Lungen

Statt. Ist das Geschwür offen, so hat der Kranke Husten mit Eiterauswurf, der meistens einen sehr übeln Geruch annimmt; ist das Geschwür in einem häutigen Sack eingeschlossen, was oft, besonders bei Lungenknoten, der Fall ist, so ist der Husten trocken. In beiden Fällen ist Beklemmung der Brust, Kürze des Athems, auszehrendes Fieber damit verbunden. Außerdem, daß die übrigen Arten der Lungensucht, besonders die von Knoten herrührende, meistens in diese übergehen, kann sie auch von Lungenentzündung zurückbleiben, wenn diese nicht vollkommen geheilt worden ist. H.

Schwingung, s. Pendel.

Schwulst (im ästhetischen Sinne) nennt man die unrichtige Anwendung des Pathetischen und Erhabenen auf einen niedrigen und gemeinen Gegenstand. Diese Anwendung läßt sich 1. als bloß im Ausdrucke beruhend denken, wenn nämlich gewöhnliche Dinge in Worten und rhetorischen Figuren, die nur einer höhern erhabenern Rede oder Schreibart zukommen, vorgetragen werden, z. B. man wollte in einer gewöhnlichen Rede sagen: es wird Tag! und man drückte dies durch die Worte aus: Schon hebt Aurora ihr Strahlenantlitz aus den Fluthen des Meeres empor. Was übrigens hinsichtlich des Ausdrucks in einer Art der Rede Schwulst seyn kann, ist es nicht in einer andern. Beruht aber 2. der Schwulst in der Beimischung erhabener Begriffe und Vergleichungen zu gemeinen, niedrigen Gegenständen, so bleibt er in jeder Art des Vortrags tadelhaft, z. B. ein Geistlicher sagte in einer Leichenpredigt auf eine Bauerfrau: „Klagt ihr Eichen im Thale Josaphat, denn die Ceder auf Libanon ist gefallen!“ In einer Leichenrede am Sarge einer Königin möchte jene, etwas orientalischschmeckende Apostrophe erträglich gewesen seyn, nur im vorliegenden Fall fiel sie wegen der Beimischung erhabener Gegenstände zu einem sehr gewöhnlichen und niedrigen in das lächerlich Schwülstige. **Phöbus** (gleichfalls eine Art des Schwulstes) ist die phantastisch-bestandlose Uebertreibung des wirklich Pathetischen und Erhabenen. Beyspiele von Schwulst jeder Art findet man häufig in englischen, besonders aber in deutschen Dichterwerken aus dem letzten Jahrzehend des siebenzehnten und den beiden ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, seltener in den Werken der Griechen und Römer. P. N.

Scio oder **Chio** ist eine der vornehmsten Inseln des Archipelagus, welche gegen Osten von Natolien durch einen 3 italienische Meilen breiten Canal, Lo Stretto di Capo bianco genannt, abgesondert wird. Sie hat 128 italienische Meilen im Umfange, ungefähr 100,000 Einwohner, ist reich an dem vorzüglichsten Mastix, an Baumwolle, Terpentin, Marmor, Feigen, Pomeranzen, Oel, Citronen und Malvasier. Obgleich sie den Türken gehört, so sind doch die Einwohner fast alle der griechischen oder catholischen Religion zugethan. Die Hauptstadt heißt gleichfalls Chio oder Scio, hat an der östlichen Seeküste einen Hafen, wo aber die Schiffe schwer aus- und einlaufen können; auch wird sie durch eine Citadelle beschützt, welche groß ist, und in welcher die Juden und Türken wohnen. Die Stadt ist ziemlich nach europäischem Geschmack gebaut, hat 30,000 Einwohner, vorzügliche Seidenmanufacturen, einen griechischen Erzbischof, und einen catholischen Bischof, der sich aber nach dem griechischen Ritual richtet. Die Weiber auf Chio gehen wider die Gewohnheit der dortigen Länder mit unverschleiertem Gesicht. Bei dieser Insel siegten die Russen 1770 über die Türken, und verbrannten darauf die noch übrigen Schiffe der letztern bei Tschesme.

Scipio Africanus (Publius Cornelius) der Aeltere. Wa[r] das cornelische Geschlecht überhaupt reich an großen Männern war, [die] Roms Größe vorzüglich mit erhielten und beförderten; so verdient [der] Besieger des furchtbaren Hannibals unter allen Scipionen, die uns [die] Geschichte nennt, unstreitig den ersten Rang. Sein Vater, welch[er] ebendenselben Namen führte, hatte zu Anfange des zweiten punisch[en] Krieges zwar unglücklich, aber nicht unrühmlich gegen den verschlagen[en] Carthaginienser gekämpft. An der blutigen Schlacht am Flusse Ticin[us] in Oberitalien nahm der junge Scipio in einem Alter von kaum [..] Jahren ehrenvollen Antheil, und er soll sogar seinem verwundeten Va[-] ter das Leben gerettet haben. Auch der noch blutigern Schlacht be[i] Cannä wohnte er bei; doch hatte er das Glück, mit den schwache[n] Trümmern des besiegten Heeres zu entkommen. In Rom bewog e[r] durch seine kühne Entschlossenheit einen Haufen vornehmer Jünglinge, die aus Verzweiflung Italien verlassen wollten, zurückzubleiben und sich dem Vaterlande zu erhalten. Mit gezücktem Dolche trat er unvermu[-] thet in ihre Mitte, und drohte mit fürchterlicher Miene, den sogleich niederzustoßen, der sich weigern würde, den Eid nachzusprechen, welchen er ihnen vorsagen wollte. Durch diese Kühnheit des hochherzigen Sci[-] pio in Bestürzung gesetzt, fügten sich alle in seinen Willen und halfen Rom von seinem Untergange mit retten. Die Römer ließen seinen ho[-] hen Muth und andere große Eigenschaften nicht ungeehrt. Denn schon in seinem 20sten Jahre wurde er Aedilis Curulis und wenige Jahre nachher Proconsul in Spanien, um den Angelegenheiten des Staats eine glücklichere Wendung zu geben. Dieses wichtigen Auftrags zeigte er sich bald vollkommen würdig und erreichte den Zweck seiner Sendung über Aller Erwarten. Denn nicht nur durch seinen Heldenmuth und Klugheit wußte er die Feinde zu besiegen, sondern auch durch seine Gerechtigkeit, seine Menschenfreundlichkeit und durch sein ganzes edles Betragen. Die erste glückliche Unternehmung von Wichtigkeit war die Eroberung von Carthago Nova, dem vorzüglichsten Waffenplatz der Carthaginienser. Mit ungemeiner Kühnheit griff er von der Wasserseite her, welche fast vertheidigungslos und am leichtesten zu ersteigen war, begleitet von 500 der entschlossensten Soldaten, die zur Zeit der Ebbe durch das niedere Wasser wadeten, die Stadt an, erstürmte ein Thor, und während die übrigen Truppen, die von der Landseite her kamen, andere Theile der Stadt erstürmten, wurden die Feinde so in Schrecken gesetzt, daß sie sich eilig in die Burg zurückzogen, aber auch diese bald darauf übergaben. Seinem wackern Freunde Lälius überließ er die feste Stadt zur Bewachung, er selbst begab sich wieder in das Lager. Die gefangenen Afrikaner wurden als Sclaven verkauft, die Spanier hingegen in Freiheit gesetzt. Diese Großmuth machte auf die letztern einen sehr guten Eindruck, und sie zogen sich von den Carthaginiensern zurück. Noch mehr gewann er in der Achtung und Liebe der kriegeri[-] schen Celtiberier, als er die schöne Braut des jungen Fürsten Allucius, die ihm als Gefangene zugeführt worden war, und die auf sein Herz großen Eindruck gemacht hatte, sogleich den Ihrigen zurückgab, als er hörte, daß sie schon verlobt sey. Das ansehnliche Lösegeld, welches die entzückten Aeltern dem edlen Sieger aufdrangen, schenkte er dem jun[-] gen Paare zur Vermehrung ihres Brautschatzes. Aus Dankbarkeit diente nun Allucius mit einer auserlesenen Reiterei unter Scipio, und leistete ihm sehr wichtige Dienste. Im folgenden Jahre griff er, sobald es die Witterung erlaubte, den Asdrubal, Hannibals Bruder, mit solchem Nachdruck und Klugheit an, daß er ihm, ungeachtet seine Stellung

ihr vortheilhaft war, eine völlige Niederlage beibrachte, und ihn nöthigte, sich mit der geschlagenen Armee nach den gebirgigen Gegenden der Pyrenäen zu flüchten. Dadurch verloren die Carthaginienser noch mehr Anhänger in Spanien. Nach jener entscheidenden Schlacht gab Scipio einen neuen Beweis seines Edelmuths. Als er nämlich einen nahen Verwandten des mächtigen Königs Masinissa von Numidien gefangen bekommen hatte, und dieser sehnlich wünschte, in die Heimath zurückzukehren, entließ er ihn nicht allein sogleich, sondern gab ihm auch noch ansehnliche Geschenke. Diese Gefälligkeit erwarb dem Scipio die Gunst des Numidiers in einem hohen Grade und gab Veranlassung zu dem vortheilhaften Bündnisse, welches Rom mit diesem Fürsten nicht lange darauf schloß. Den Königstitel, welchen die Spanier dem siegreichen Feldherrn antrugen, schlug er standhaft aus. Die Feinde nicht weiter verfolgend, bemühte er sich jetzt, die noch feindseliggesinnten Völkerschaften in dem mittlern Spanien zu besiegen. Unterdeß hatten die Carthaginienser ein neues Heer gesammelt, welches von Mago und Hanno geführt wurde. Scipio griff sie an, aber erst nach einem mörderischen, langen Kampfe vermochte er, die Feinde zum Weichen zu bringen und sie so zu schlagen, daß der größte Theil von ihnen aufgerieben wurde. Der Ueberrest, von seinen feigen Führern verlassen, erhielt durch die Vermittlung des Masinissa, den die Treulosigkeit der Carthaginienser erbitterte, einen freien Abzug. Von Spanien aus ging Scipio ganz allein nach Afrika zum Syphax, König von Massylien, um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm auch gelang. Nach seiner Rückkehr züchtigte er einige Städte, welche während seiner Abwesenheit abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, welche ihn dem Tod nahe brachte, und deßhalb mehrere spanische Völkerschaften bewog, von den Römern wieder abzufallen; selbst zwei Legionen seiner Armee erregten einen Aufruhr. Aber Scipio genas, und dämpfte mit vieler Klugheit und Energie die ausgebrochenen Unruhen. Auch erhielt er bald noch durch eine Uebereinkunft die wichtige Stadt Gades von den Feinden, die jetzt den geschwächten Hannibal in Italien verstärken sollten. So waren die Carthaginienser nun aus ganz Spanien verdrängt, und der größte Theil dieses Landes den Römern unterworfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr unter dem lautesten Jubel des Volks in Rom ein. Kaum angekommen, bat er den Senat um die Erlaubniß, mit einer Armee nach Afrika gehen zu dürfen, um die Feinde in ihrem eigenen, wenig vertheidigten Lande anzugreifen. Umsonst bot der eifersüchtige Fabius Maximus sein Ansehen und seine Beredsamkeit auf, dieses Unternehmen zu verhindern. Scipio erhielt den ehrenvollen Auftrag, mit einer hinlänglichen Anzahl von Truppen und einer Flotte nach Sicilien zu gehen, um von da aus, nach reifer Erwägung der Möglichkeit einer Landung auf den Küsten von Afrika, den entworfenen Plan auszuführen. Er kam glücklich auf der Insel an, und schickte zuerst seinen Freund Lälius mit einer Abtheilung der Flotte und Armee nach dem feindlichen Lande. Dieser überfiel nach seiner Landung das von Truppen fast ganz entblößte Land, eroberte und plünderte mehrere reiche Städte, verwüstete die Felder und gewann den König Masinissa ganz für Scipio's Unternehmen. Mit Beute beladen kehrte er bei der Annäherung der feindlichen Flotte nach Sicilien zurück. Jetzt betrieb Scipio die Zurüstung zu dem wichtigen Zuge mit verdoppelter Thätigkeit und eilte dann mit seinen kampflustigen Kriegern an die afrikanischen Küsten. Seine unvermuthete Ankunft verbreitete in Carthago die größte Bestürzung,

da man weder eine schlagfertige Armee, noch einen guten Feldherrn hatte. Der mächtige Syphax wurde indessen wieder gewonnen, und er kam mit einem Heer von 80,000 Mann den bedrängten Carthaginiensern zu Hülfe. Aber auch Scipio hatte an Masinissa einen guten Bundesgenossen erhalten. Gegen den Winter waren jedoch die Römer durch die feindliche Uebermacht weit zurückgedrängt worden; die Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg. Daher wurde dem Scipio das Proconsulat in Afrika bis zur Beendigung des Krieges verlängert. Allein im nächsten Frühjahre nahmen die Angelegenheiten der Römer eine sehr glückliche Wendung. Das Lager des Syphax wurde überfallen und die Armee gänzlich zerstreut; ein gleiches Schicksal hatte Asdrubal. Die Niederlage war schrecklich; nur die Anführer retteten sich mit einigen Begleitern. Nichts desto weniger brachten sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ein neues Heer zusammen, das aber eben so wenig die siegreichen Waffen des Römers aufzuhalten vermochte. Masinissa vereinigt mit Lälius hatte seinen Todfeind, den Syphax, noch einmal in seinem Lande geschlagen, und ihn selbst gefangen genommen. Die schöne Sophonisbe, Asdrubals Tochter, durch welche Syphax für Carthago gewonnen worden war, wollte der von ihr gefesselte Masinissa zur Gemahlin nehmen. Da aber Scipio dieser verführerischen Frau mißtraute, so befahl er, sie als römische Gefangene in das Lager zu bringen. Diesem Schimpf zu entgehen, bewog der König dieselbe, Gift zu nehmen. Zwar kam nun auf eine kurze Zeit ein Waffenstillstand zwischen den Römern und ihren Gegnern zu Stande, aber die letztern brachen ihn bald auf eine treulose Weise wieder. Jetzt kam Hannibal aus Italien zurück, um wo möglich sein hartbedrängtes Vaterland zu retten; aber von seiner ehemals so furchtbaren Armee hatte er nur noch wenige Reste übrig. Seine Kundschafter, welche den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio überall in dem römischen Lager herumführen und ungehindert zum Hannibal zurückkehren. Dieser verlangte sich mit den Römern zu unterreden. Unweit der Stadt Zama kamen die beiden größten Feldherrn ihres Zeitalters zusammen. Im Angesichte ihrer Armeen näherten sie sich einander zum ersten Mal. Schweigend sahen sie sich beide gegenseitig eine Zeit lang an. Dann rieth Hannibal zum Frieden und sprach von der Veränderlichkeit des Glücks. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung der Carthaginienser. Hannibal versprach die Abtretung aller auswärtigen Besitzungen. Dies genügte dem Römer nicht, und die Feldherren gingen unverrichteter Sache auseinander und rüsteten sich zu einem Treffen. Der entscheidende Kampf begann. Mit Muth und Anstrengung fochten beide Heere; aber die Kräfte waren zu ungleich. Scipio hatte nicht nur ein trefflich geübtes Fußvolk, das vom besten Geiste beseelt war, sondern auch eine gute und zahlreiche Reiterei des Masinissa; Hannibal hingegen zählte größtentheils nur neu angeworbene Truppen und Miethlinge. Diese flohen bei dem ersten Angriff. Nur die alten Soldaten vertheidigten sich mit unerschütterlicher Tapferkeit. Ihr Feldherr stand, wie sonst, ihnen aufmunternd zur Seite. Lange kämpften die ungestümen Römer vergebens gegen diese Tapfern, bis Masinissa und Lälius ihnen in den Rücken fielen. Nun wichen auch sie und wurden fast alle ein Opfer ihrer Ausdauer. Hannibal konnte sich kaum retten. Er rieth jetzt selbst zum Frieden, der nur unter harten Bedingungen zugestanden wurde. Scipio's Rückkehr durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte den großen Sieger sehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünsche der Bürger. Dann folgte der glänzendste Triumph, den Rom je gesehen

hatte. Die Beute war ungeheuer. Es sollen 100,000 Pfund Silber mit aufgetragen worden seyn, um es in dem Staatsschatze niederzulegen. Die Ehrensäulen, welche die Römer dem Scipio errichten wollten, nahm er nicht an; doch erhielt er den ruhmvollen Beinamen Africanus. Hierauf verwaltete er sehr beifallswürdig das Amt eines Censors. Etwas später ging er mit seinem Bruder beim Ausbruche des Krieges gegen den syrischen König Antiochus nach Griechenland und von da nach Asien. Hier hatte er das Unglück, seinen einzigen Sohn durch die Gefangenschaft in die Hände der Feinde fallen zu sehen. Als nun die Römer Asien betraten und Antiochus den Frieden wünschte, kamen Gesandte an, die sich zuerst an den trauernden Vater wandten und ihm die unentgeldliche Loslassung seines Sohnes versprachen. Scipio erklärte aber, daß er zwar dieses Anerbieten mit Dank anerkenne, nur sollten sie nicht glauben, daß er sich dadurch würde zum Nachtheil seiner Bürger bestechen lassen; eine völlige Unterwerfung allein könnte dem Könige den Frieden geben. Bald darauf wurde Scipio krank und konnte der Armee nicht folgen. Sobald Antiochus davon Nachricht erhielt, schickte er ihm den gefangenen Sohn ohne Lösegeld zurück. Mit Thränen der Freude umarmte der zärtliche Vater den vielgeliebten Sohn, und ließ dem Antiochus für diese angenehme Ueberraschung sogleich danken; auch rieth er ihm, sich mit den Römern in kein Treffen einzulassen. Dies unterblieb aber nicht. Doch verschaffte er dem geschlagenen Könige ziemlich gelinde Friedensbedingungen. Triumphirend zog Scipio nach seiner Rückkehr aus Asien in Rom ein. Dann trat er in den Privatstand zurück. Aber jetzt erfuhr er zu seiner großen Betrübniß die schändlichste Undankbarkeit seiner Bürger. Cato, mit dem Beinamen Censorinus, ein unversöhnlicher Feind der Scipionen, brachte es durch wiederholte heftige Anklagen dahin, daß Scipio vor dem öffentlichen Gericht erscheinen und von der Verwaltung des empfangenen Geldes Rechenschaft ablegen sollte. Der Angeklagte erschien, zeigte dem Volke die Rechnungsbücher und zerriß sie dann vor den Augen der Menge in Stücke. „Heute," sprach er mit ruhiger Stimme und fester, heiterer Miene, „heute ist der Tag, wo Hannibal geschlagen und Carthago bezwungen worden ist. Warum verderben wir die Zeit mit unnützen Reden; die Götter warten unserer auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unsern Dank bringen." Das Volk, von dieser zuversichtlichen Rede des großen Mannes ergriffen und zugleich beschämt, folgte ihm sogleich, und ließ die elenden Ankläger allein auf dem Forum zurück. Dessen ungeachtet wurde Scipio zum zweiten Mal von seinen Feinden angeklagt und vor Gericht gefodert. Allein er erschien nicht, verließ die undankbare Stadt und begab sich auf sein Landgut bei Linternum. Da man ihn auch bis dahin verfolgte und seine ländliche Ruhe stören wollte, übernahm endlich der beredte Volkstribun Tiberius Gracchus seine Vertheidigung und zeigte dem römischen Volke, wie niederträchtig und ungerecht es sey, einen so hochverdienten Bürger so ungerecht zu behandeln. Nun hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der gekränkte Scipio starb kurz darauf in seiner Abgezogenheit. Er befahl seiner Gattin, auf sein Grabmal die Worte setzen zu lassen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben." Er wurde auf seiner Villa begraben. Er starb drei Jahre nach seiner Entfernung aus Rom, im Jahr R. 571, in demselben Jahre, wo auch der gefährliche Feind der Römer, Hannibal, in Bithynien sein Leben endete.

Scipio (Publius Cornelius), mit dem Beinamen Africanus der Jüngere, war der Sohn des berühmten Paulus Aemilius, welcher den mächtigen Perseus, König von Macedonien, besiegte, wurde aber von dem großen Scipio an Kindesstatt angenommen. Seine politische Laufbahn begann er im 30sten Jahre seines Alters, als der römische Senat eine neue Armee in das unruhige Spanien schicken wollte. Unwillig über das bisherige Mißlingen der Bekriegung der spanischen Völkerschaften, weigerten sich die Römer mit unbiegsamer Hartnäckigkeit, neue Truppen dahin zu schicken. Da trat Scipio auf, und wußte in einer feurigen kräftigen Rede die Gemüther so für die Absicht des Senats zu gewinnen, daß sich eine Menge Römer aus allen Classen freiwillig zum Kriegsdienste anboten. Er selbst ging (im J. R. 602) als Legions-Tribun mit dem Consul Luc. Licinius Lucullus nach Spanien, wo er eben so sehr durch seine Uneigennützigkeit, seinen Edelmuth und sein herablassendes Betragen, als durch seine heldenmüthige Tapferkeit und bewundernswürdige Gegenwart des Geistes sich die Achtung und Zuneigung der Armee in einem hohen Grade erwarb. Vorzüglich gewann er in den Augen derselben durch die glückliche Besiegung eines riesenhaften Spaniers, der durch seine höhnende Herausfoderung die Römer erbittert hatte. Ruhmvoller noch für ihn und vortheilhafter für Rom waren die Siege, welche er durch seine Großmuth und Menschlichkeit über die Herzen der Spanier gewann. Aber Lucullus, eifersüchtig auf den jungen Helden, entfernte ihn von dem Heere, indem er ihm den Auftrag gab, Elephanten von Masinissa aus Afrika zu holen. Mit der größten Auszeichnung und Freundschaft wurde er von dem Könige empfangen. Da dieser eben mit Carthago in Krieg begriffen war, suchte er zwischen beiden Staaten das gute Vernehmen wieder herzustellen, allein vergeblich. Er erreichte den Zweck seiner Sendung vollkommen und kehrte nach Spanien zurück. Wenige Jahre nachher ging er zum zweiten Mal nach Afrika, als der dritte punische Krieg ausbrach (im Jahre R. 605 vor Chr. Geb. 149). Er diente unter dem Consul M. Manlius Nepos. Auch hier leistete er durch seinen unerschütterlichen Muth und durch seine Wachsamkeit den Römern die wichtigsten Dienste. Denn als einst die Carthaginienser, die Sorglosigkeit des röm. Consuls benutzend, sein Lager plötzlich überfielen, rettete Scipio die Armee dadurch von ihrem Untergange, daß er den Feinden unvermuthet in den Rücken fiel und sie zurücktrieb. Kurze Zeit nach diesem Vorfalle griff eben derselbe unkluge Consul den Asdrubal in einer für die Römer ungünstigen Stellung an und mußte sich zurückziehen. Hitzig verfolgt von den Feinden würde er nicht ohne großen Verlust den Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da stürzte sich der unerschrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Verfolgern entgegen und wußte sie so lange zu beschäftigen, bis die übrigen Truppen über einen Strom gesetzt waren. Dann entzog auch er sich dem Feinde. Aber noch waren einige hundert Mann römischen Fußvolks zurückgeblieben, welche die Carthaginienser von allen Seiten bedrängten. Kaum hatte dies der sorgsame Scipio bemerkt, so eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, besetzte eine günstige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den geängstigten Römern Luft, daß sie mit geringem Verlust entkamen. Er selbst rettete sich gleichfalls. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung verdankten, mit einem Kranz aus Gras auf derselben Stelle gewunden, wo sie gerettet worden waren, geschmückt kehrte er triumphirend in das römische Lager zurück. Durch diese ausgezeichneten Beweise von Muth

und Einsicht erwarb sich Scipio allgemeine Bewunderung und Hochachtung. Selbst der menschenfeindliche Cato gab ihm laut seinen Beifall zu erkennen, und weissagte noch sterbend, daß nur durch diesen Mann Roms gefährliche Nebenbuhlerin, Carthago, gestürzt werden könne. Fortwährend zeichnete sich Scipio in Afrika aus, und sein Oberfeldherr Manlius konnte nicht umhin, den jungen Helden dem Senate auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Daher wurde er auch gegen die Sitte schon im folgenden Jahre (606) mit Aller Beistimmung zum Consul und Anführer der Armee gegen die Carthaginienser ernannt. Begleitet von Lälius, dem würdigen Sohne des aus dem zweiten punischen Kriege berühmten Lälius, der mit dem ältern Scipio in enger Freundschaft lebte, und mit dem großen griechischen Geschichtschreiber Polybius ging er zum zweiten Mal in das feindliche Land. Gleich bei seiner Ankunft rettete er einen ansehnlichen Haufen römischer Krieger, welche ganz eingeschlossen waren, vom gewissen Untergange. Da die Macht der Feinde geschlagen und weit zurückgedrängt war; so machte er nun ernstliche Anstalten, um die Hauptstadt des Landes selbst, welche sehr fest war, zu erobern. Deßwegen bemühte er sich, derselben sowohl von der Land- als Seeseite alle Zufuhr und Truppenverstärkungen abzuschneiden. Allein diese Absicht wurde durch die verzweifelten Anstrengungen der Belagerten vereitelt. Mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit gruben die Carthaginienser einen neuen Hafen und eröffneten sich dadurch eine Verbindung mit der außerhalb der Stadt versammelten Armee. Ja, was kaum möglich schien, sogar eine neue Flotte von 50 Schiffen wurde erbaut und durch dieselbe die römische Flotte so ungestüm angegriffen, daß sie nach einem langen, hartnäckigen Kampfe keinen entscheidenden Sieg erhielt. Ein Versuch der Römer, einen wichtigen Wall in der Nähe der Stadt zu erstürmen, mißlang gänzlich, indem die wüthenden Feinde durchs Wasser schwimmend die römischen Belagerungsmaschinen in Brand steckten und die Römer selbst mit Feuerbränden in die Flucht jagten. Zwar bemächtigte sich einige Zeit nachher der Consul dieses Walles und behauptete ihn auch; aber die Stadt selbst konnte er in diesem Jahre nicht erobern. Der Winter gebot einen Stillstand. Im folgenden Jahre (607) griff er die stark verschanzte feindliche Armee mit Ungestüm und Uebermacht an, schlug sie aus ihren festen Stellungen heraus und zerstreute sie gänzlich. Nun rückte er wieder vor die beängstigte Stadt. Nach sotägigen Anstrengungen gelang es endlich der Klugheit des Feldherrn und der Ausdauer der ihm ganz ergebenen Truppen, das verzweifelt vertheidigte Carthago mit Sturm zu erobern. Sehr wichtige Dienste leistete dem Scipio bei dieser Unternehmung sein tapferer Freund Lälius, denn dieser erstieg mit seinen Soldaten die Mauern der Stadt zuerst. Mit beispielloser Wuth widersetzten sich die Carthaginienser den eingedrungenen Römern, und es floß noch viel Blut, ehe es den Siegern gelang, in den ruhigen Besitz der Stadt zu kommen. (s. den Art. Carthago). Auf ausdrücklichen Befehl des römischen Senats wurde diese einst so mächtige Nebenbuhlerin Roms verbrannt und geschleift. Dieser Anblick erschütterte den gefühlvollen Sieger, welcher gern die Feinde mehr geschont hätte, so heftig, daß er Thränen vergoß. Bei dem glänzenden Triumphe, den er nach Beendigung des Krieges in Rom hielt, gab man ihm den ehrenvollen Beinamen des jüngern Africanus. Nachdem er einige Zeit im stillen Privatleben zu Rom hingebracht hatte, wurde er mit einigen andern Gesandten nach Aegypten an den König Ptolemäus Evergetes geschickt, wo er durch seine echt römische Mäßigkeit

und seine edle Wißbegierde große Bewunderung erregte. Nach sei[ner] Rückkehr wählte man ihn (611) zum Censor. Als solcher ermah[nte] er die schon ausgearteten Römer mehrmals sehr nachdrücklich zur al[ten] Einfachheit und Genügsamkeit; ja er bestrafte einige angesehene Mä[n]ner schonungslos wegen ihrer Ueppigkeit. Einige Jahre später (619) trat er sein zweites Consulat an, um den Krieg, welcher bisher mit ungünstigem Erfolge gegen Numantia, eine tapfere Stadt in Spanien geführt worden war, zu beendigen. Mit großer Strenge und Klugheit mußte er bei seiner Ankunft in dem feindlichen Lande die ordnungslose, verweichlichte Armee erst an die ehemalige Kriegszucht gewöhnen. Ehe er aber diesen Zweck erreichte, war das Jahr vergangen und Numantia noch unbesiegt. Deßhalb wurde sein Commando verlängert. Verstärkt durch Truppen und Elephanten, welche der junge Jugurtha, später der gefährliche Feind der Römer, ihm aus Numidien zuführte, begann er die Belagerung mit großem Nachdruck. Als die Numantiner die große Ueberlegenheit des römischen Feldherrn bemerkten, thaten sie Vorschläge zum Frieden, aber Scipio verlangte unbedingte Ergebung. Ohne sich in ein entscheidendes Treffen mit den heldenmüthigen Spaniern einzulassen, suchte er die Feinde immer enger einzuschließen und ihnen alle Verbindungen abzuschneiden. Auch die Zufuhr auf dem Flusse Duero versperrte er. Nun begann ein schrecklicher Hunger die verzweifelnden Numantiner zu quälen. Ihre Ausfälle gegen die starken Belagerungswerke, welche täglich der Stadt näher rückten, mißlangen gewöhnlich. Es kam eine zweite Gesandtschaft in das römische Lager, um einen gelinden Frieden zu erbitten. Umsonst; hartnäckig verlangte Scipio die Uebergabe der Stadt. Diese Foderung brachte die unglücklichen Spanier zu dem verzweifelten Entschlusse, noch einen Versuch zu machen, sich durch die Verschanzungen der Römer einen Weg zu bahnen. Aber auch diese letzte, rühmliche Anstrengung wurde durch die Wachsamkeit und Tapferkeit des Scipio vereitelt. Dem qualvollen Hungertode preisgegeben, schwanden die Kräfte der Belagerten immer mehr. Nur ein kleiner Theil ergab sich mit der größtentheils niedergebrannten Stadt an den Sieger. Wegen der glücklichen Besiegung dieser mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur ein Triumph zugestanden, sondern er erhielt auch den Beinamen Numantinus. Wunderbar genug erfuhr er, wie der ältere Africanus, in den letzten Jahren seines Lebens viel Bitteres von seinen undankbaren Bürgern. Vorzüglich machte er sich durch die heftige Bestreitung des Ackergesetzes, welches die gleiche Vertheilung der Ländereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deßwegen zog er sich mit seinem treuen Freunde Lälius auf ein Landgut unweit Neapel zurück, und lebte hier in ruhiger Muße. Als er aber wieder nach Rom ging, und bei den Römern in den Verdacht kam, als strebe er nach der Dictatur, fand man ihn eines Morgens todt in seinem Bette. Da man an seinem Halse Spuren einer gewaltsamen Ermordung bemerkte, so ist es wahrscheinlicher, daß er von seinen Feinden umgebracht worden ist, als daß er sich selbst getödtet habe. Man glaubte allgemein, daß seine eigne Gemahlin Sempronia, eine Schwester der Gracchen, die jenes Ackergesetz mit der größten Anstrengung durchsetzen wollten, Antheil an der Ermordung genommen habe. Auch die Volkstribunen Papirius Carbo und Caj. Gracchus waren seine erbitterten Feinde. Nach Scipio's Tode fand man an Gold 2 1/2 an Silber nicht ganz 32 Pfund. So groß war des Mannes Uneigennützigkeit und Mäßigkeit. Er starb im J. R. 624, im 56sten Jahre seines Alters. Alle Römer, die seine großen Tugenden kannten, be-

trauerten ihn innig; denn Rom verlor an ihm seinen größten Mann, der damals lebte. Er gehörte zu den außerordentlichen Männern, die dieser Staat je gehabt hat, man mag ihn als Helden oder als Menschen beurtheilen. Wie der ältere Scipio Africanus, war er ein Römer der edelsten Art, da sich in beiden Männern Tapferkeit mit Großmuth, Klugheit mit Menschlichkeit, Patriotismus mit Mäßigkeit und Einsicht, Uneigennützigkeit mit unerschütterlicher Redlichkeit vereinten.

Sciron, ein bei den Alten berüchtigter Straßenräuber, der an einem Engpaß am Meere den Vorüberziehenden auflauerte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, bei welchem Geschäft er sie mit einem Fußtritt von dem steilen Felsenabhang hinab ins Meer stieß. Theseus bestrafte seinen Frevel, indem er ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Nach Böttigers Vermuthung ist Sciron Eine Person mit den gleich frevelhaften Uebelthätern Procrustes und Sinis (s. diese).

Sclavonien oder Slawonien, ein dem Kaiser von Oesterreich gehöriges Königreich, gränzt westwärts an Croatien, und ist an den drei übrigen Seiten von der Drau, Sau und Donau von Ungern, Servien und Bosnien getrennt. Es hat den Namen von den Slaven, welche sich hier im 7ten Jahrhunderte niederließen, kam in der Folge an Ungern, und nachher 1526 unter die Gewalt der Türken; aber seit dem carlowitzer Frieden 1699 ward es dem Hause Oesterreich unterworfen. Die Einwohner sind Raitzen, Croaten, Walachen, Ungern und Deutsche. Der östliche Theil führt von der ehemals so berühmten Stadt Syrmium den Namen Syrmien, ist zwar fruchtbar, aber wegen der vielen Sümpfe ungesund. Das eigentliche Sclavonien ist 18 deutsche Meilen lang, und höchstens 12 breit. Der Flächeninhalt beträgt 295 Quadratmeilen. Syrmien ist 16 Meilen lang, und 6 breit. Tabak- und Getraidebau, Bienenzucht, Weinbau, und vornehmlich die Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner; aber aus Trägheit vernachlässigen sie andre Nahrungszweige, und benutzen das Land nicht wie sie könnten. Vor 1745 war das Land bloß in Soldatenbezirke getheilt, aber seitdem fing man an, einigen Districten eine bürgerliche Verfassung zu geben, und diese letztern Districte, welche das Provinciale genannt werden, sind jetzt in drei Gespannschaften getheilt, nämlich die werowitzer oder verötzer, die poschager und die syrmische. Das Militare oder Generalat besteht aus den Districten des broder, peterwardeiner und gradiskaner Regiments. In vielen Gegenden liegen die Militärbezirke und die Gespannschaften verwirrt durch einander. Das sogenannte Militare wird soldatenmäßig regiert, und steht unter dem commandirenden General in Sclavonien, der seinen Sitz in Essek hat. Die Gespannschaften sind dem Königreiche Ungern einverleibt, und jede hat ihren Ober- und Vicegespann. Die Stände in den Gespannschaften haben auf den ungerischen Reichstagen Sitz und Stimme, und bestehen aus einem Bischofe zu Dakowar, den Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, die adelige Güter besitzen, und der Freistadt Posega. Die Bürger andrer Städte und Flecken, und die Bauern sind Leibeigne. Mancher Gutsbesitzer hat Herrschaften, die 4 bis 16 Quadratmeilen enthalten. Die Volksmenge beträgt nur höchstens 266.000 Seelen, da sie doch nach der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Flächenraum eine Million betragen könnte. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf eine Million Gulden. In Rücksicht der Religion theilen sich die Sclavonier in catholische und griechische Christen ein. Die letztern dürfen aber keine adeligen Güter

besitzen und öffentliche Bedienungen (Offizierstellen ausgenommen) kleiden.

Scontriren oder Rescontriren (aus dem ital. scontrare riscontrare; im Deutschen Ausgleichen) ist eine bei den Kaufleuten sehr häufig vorkommende Art der Zahlung, da nämlich der Gläubiger die Schuld seines Schuldners abschreibt, je nach dem dieser mit jenem entweder zu compensiren hat oder (und dies kommt am gewöhnlichsten vor) ihm bei Andern mit dessen Einwilligung Zahlung anweist. Die Abrechnung selbst nun oder die Anweisung, die durch dieses Scontriren geschieht, heißt Scontro, Riscontro; wiewohl dieses Wort auch noch die Zeit, wo jene Zahlung durch Scontriren geschehen soll, oder auch die Versammlung der Handelsleute auf der Börse zu diesem Behufe bezeichnet.

Scopas, einer der berühmtesten griechischen Bildhauer, der nach der 104ten Olympiade lebte. Man sehe über ihn den Art. Bildhauer der Griechen.

Scorpion (in der Astronomie), s. Sternbilder.

Scott (Walter), Mitglied des Justizhofes und Untersherif der Landschaft Selkirk, einer der berühmtesten noch lebenden brittischen Schriftsteller und Dichter, war der Sohn von Walter Scott und Elisabeth, der Tochter David Rutherfords, eines ausgezeichneten practischen Rechtsgelehrten in Edinburg. Die Mutter, welche 1789 starb, und von der mehrere Gedichte gedruckt worden sind, stand mit Allan Ramsay, Blacklock und Burns in freundschaftlichen Verhältnissen, und scheint ihr dichterisches Genie auf ihren Sohn vererbt zu haben. Walter Scott, der von Jugend auf lahm war, wurde auf der hohen Schule zu Edinburg unter dem Doctor Adam und nachher auf der dortigen Universität unter Doctor Stewart unterrichtet. Nachher erhielt er durch seine Verbindung mit der Familie Buccleugh eine der vorzüglichsten Secretärstellen bei jenem Gerichtshofe. Seine erste schriftstellerische Arbeit war eine Uebersetzung von Göthe's Götz von Berlichingen in das Englische, welche er 1799 herausgab. Doch erwarb er sich hiedurch in seinem Vaterlande keinen Ruf. Als Originalschriftsteller aber erlangte er vor den meisten seiner Zeitgenossen eine ruhmvolle Auszeichnung, da er das Verdienst hatte, den Styl der alten Balladen bei höhern Dichtungsarten passend anzuwenden. Um einen Begriff von der Beliebtheit dieses Dichters in England zu geben, bemerken wir, daß von seinem Gedichte The Lady of the Lake, 4. and 8. 1810 vom 2ten Junius bis zum 22sten September gedachten Jahres 16,000 Exemplare für 7800 Pfund Sterling abgesetzt wurden. Ein noch größeres Glück machte sein Gedicht Rokeby (4. 1813. 5. edition in 8.), wovon in Zeit von drei Monaten, vom 14ten Januar bis zum 14ten April 1813, sechszehntausend Exemplare für 9548 Pfund Sterling verkauft wurden. Die eigenen Werke dieses berühmten Schriftstellers, so wie die von ihm veranstalteten Ausgaben fremder Arbeiten, sind außer den beiden angeführten Gedichten folgende: Minstrelsy of the scottish Border, 3 Vol. 8. 1802, 5. edition 1812; Sir Tristem, a metrical romance of the 13 century, by Thomas of Ercildowne, royal 8. 1805, 2. edition 1806; The Lay of the Last Minstrel, 4. 1805, 8. 1806; Poetical Works, 5 Vol. 8. 1806; Marmion a Tale of Flodden Field, 4. 1808, und verschiedene Ausgaben in Octav; The Works of John Dryden with a Life of the Author and Notes, 18 Vol. 8. 1808; Descriptions and Illustrations of the Lay of the Last Minstrel 4. 1808; Lord Somers's Collection of Tracts a new edition 12 Vol. 4. 1809, 1812; Sir Ralph

adler's State Papers 2 Vol. 4. 1810; Poetical Works of Anna Seward, 3 Vol. 8. 1810; The Vision of Don Roderick, a Poem, 8. 311; The Works of Jonathan Swift, 19 Vol. 8. 1814; The Lord of the Isles, a Poem, 4. 1814; The Border Antiquities of England and Scotland with Descriptions and Illustrations, 4. 1814.

Scrutinium (von scrutari, ausforschen, gründliche Untersuchungen anstellen), hat im Kirchenrechte zwei sehr verschiedene Bedeutungen: I. heißt es die bei der Uebertragung des geistlichen Amts (Ordination) vorausgehende Untersuchung, welche mit dem zum Amt Berufenen vorgenommen werden muß, um zu erfahren, ob derselbe zu Annahme des Amtes fähig sey oder nicht. Dieses Scrutinium veranlaßt in der catholischen Kirche der Bischof entweder in Person oder durch einen Vicar (den Weihbischof oder einen andern ordinirten Geistlichen). Hierbei nun wird die Untersuchung auf mancherlei gerichtet, z. B. bei manchen geistlichen Aemtern auf die Geburt des Candidaten, auf sein Alter, auf seinen zeither geführten Lebenswandel, besonders aber auf eine für sein Amt erfoderlichen Kenntnisse, um welcher willen ein ordentliches Examen nöthig ist. Nach der Vorschrift des tridentinischen Conciliums Sess. 23. soll eigentlich diese angestellte Untersuchung zwei Mal wiederholt werden; allein die erzcatholischen Staaten, z. B. Spanien, Portugal und den Kirchenstaat ausgenommen, fällt in der deutsch-catholischen Kirche diese zweimalige Wiederholung gänzlich weg. In der protestantischen Kirche verlangen die Consistorien von den Candidaten, 1. daß sie den Ort ihrer Geburt durch hinlänglich beglaubte Taufzeugnisse beibringen, 2. durch Zeugnisse beweisen, daß sie drei Jahre auf einer Universität theologischen, geschichtlichen und philosophischen Vorlesungen fleißig beigewohnt haben, 3. daß sie sich wegen ihres zeither wohlgeführten Lebenswandels mit Zeugnissen von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich bisher aufhielten, legitimiren, und endlich 4. sowohl ihre Gelehrsamkeit bei der Prüfung als die Geschicklichkeit im Predigen durch eine zu haltende Predigt zeigen; sodann erfolgt die Ordination, mit welcher dem Candidaten das Amt selbst übertragen wird. II. Zeigt Scrutinium in der catholischen Kirche eine ganz besondre Art, die Bischofswahl zu halten, an. Es werden nämlich, wenn alle und jede stimmfähige Domherren (Capitularen) berufen und auf den angesetzten Tag im Capitel erschienen sind, drei Glieder (welche Scrutatores heißen) unter ihnen erwählt, die Stimmen der übrigen erschienenen Glieder zu sammeln, und alsdann dem ganzen Capitel denjenigen, auf welchen die Mehrheit der Stimmen gefallen ist, bekannt zu machen; und dieser wird Bischof. Die Bischofswahl selbst aber muß wenigstens binnen drei Monaten nach Erledigung des bischöflichen Stuhls und Beerdigung des vorigen Bischofs geschehen; sonst übt der Papst das Wahlrecht aus, welches eine Provisio extraordinaria papalis ex jure devolutionis heißt. Eben deßhalb sucht ein Capitel die Wahl seines Prälaten so viel als möglich zu beschleunigen. Außer dieser Bischofswahl vermittelst des Scrutiniums gibt es noch zwei andere, davon ganz verschiedene, jedoch weit weniger gewöhnliche Wahlarten, nämlich 1. eine durch Quasiinspiration (wobei die Stimmen aller und jeder Glieder auf einen einzigen Mann, gleichsam als auf einen Punkt, sich vereinigen), und 2. die Wahl vermittelst Compromisses (wo eine oder mehrere Personen einmüthig ernannt werden, um die Wahl im Namen des ganzen Capitels zu vollziehen). — Von jeder Wahl hängt für den erwählten Prälaten das Recht ab, binnen Monatsfrist sich zu erklären, ob er das ihm übertragene Amt annehmen wolle oder nicht; entschließt

er sich dazu, so muß er binnen drei Monaten die Bestätigung des unmittelbaren Obern suchen. Von dieser erlangten Bestätigung nun hängt das Recht zur Administration der Kirchenregierung für ihn ab, also auch sein Recht auf die mit der Prälatur verbundenen Nutzungen.

Scudery (Georg de), geboren zu Havre de Grace 1601. Nach seinem eigenen prahlerischen Bericht verbrachte er seine Jugend in Kriegsdiensten und auf Reisen durch den größten Theil Europa's. Nachher machte er als Schriftsteller sich bekannt. Seine Werke selbst sind, wie sie es verdienen, vergessen, nur sein Name ist noch als der Name eines der größten Vielschreiber in Andenken. Seine Schwester Scudery (Magdalene de), gleichfalls zu Havre de Grace 1607 geboren, erlangte größern Ruhm. In Paris erzogen, hatte sie von Kindheit auf Zutritt im Hotel von Rambouillet, wo sie ermuntert wurde, Schriftstellerin zu werden. Mit einem auffallend widerlichen Aeußern verband sie Eigenschaften des Verstandes und Herzens, welche ihr viele vornehme und ausgezeichnete Freunde verschafften. Besonders berühmt machte sie sich zu ihrer Zeit durch ihre Romane, die sehr bändereich sind, aber durch ihre Entfernung von Wahrheit und Natur den Widerwillen des Publicums erregten, obgleich sie stellenweise sich durch ihren Styl und die Erhabenheit der Empfindungen auszeichnen. Boileau's Satire gab besonders den Werken des Fräuleins von Scudery einen gewaltigen Stoß, welcher aber der Gesundheit der Verfasserin nicht geschadet haben muß, da diese erst im 94sten Jahre ihres Alters starb. N. P.

Scylla, der den Alten so gefürchtete Felsen Italiens an der sicilianischen Meerenge, deren Strömungen dem unkundigen Seefahrer so gefährlich waren. Das Geheul der an den Felszacken sich brechenden Meereswellen mochte zu dem Namen Scylla (Hündin) Anlaß gegeben haben. Schiffermährchen und alte Sagen von Heldenirrfahrten fabelten eine gräßliche Unholdin hinzu, nach Homer eine sechshauptige Drachin, die aus der hohen Kluft des spitzigen Felsens zwölf Vorderfüße und sechs fürchterlich lange Hälse hervorstreckte, mit welchen sie Seethiere fischte, und dem Ulysses sechs Männer zugleich raubte. Spätere Dichter veränderten nach und nach ihre Gestalt, und bildeten endlich eine Meerjungfrau am Fuße des scylläischen Felsens, umgürtet mit vorragenden Seehunden oder Wölfen. Auch ihre Abstammung wechselte. Bei Homer eine Tochter des Kratäis, empfing sie von Hesiod zu Aeltern den Phorbas und die Hecate, von vielen Andern den Phorkys und die Hecate mit dem Beinamen Kratäis, von Andern aber noch Andere.

Scythen, ein unbestimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnet er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadischen Völkerschaften, welche im Norden des schwarzen und caspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbestimmt versteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tatarei befassen. Wir unterscheiden asiatische und europäische Scythen. Zu den asiatischen Scythen rechnen die Alten viele nordische Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrschten eine Zeit lang in Asien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerstörten. Man hält sie für die Stammväter der Türken, Tataren und Mantschuren; die Alten hielten die Perser, Parther und Bactrier für ihre Abkömmlinge. Die europäischen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Ister) bis an den Ursprung des Tyras (Borysthenes) und in die Nähe des Tanais; südlich bis ans nördliche Ufer des schwarzen Meers, Taurien

ste eingeschlossen. Von diesem Gebiete hieß der Theil vom Ister bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinsel bis an den Borysthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabo's Zeit noch über das Land bis an den Ister, das die Thrazier sonst besaßen, ausgedehnt ward und also Alt-Scythien mitbegriff.

Seapoys sind Eingeborne von Ostindien, die den Europäern in ihren dasigen Colonien für Sold als Infanterie dienen. Die Franzosen sahen zuerst ein, daß die Transportirung europäischer Truppen in jene Niederlassungen zu kostbar sey, und daß die meisten zur See oder in Ostindien selbst ein Opfer des veränderten Clima's würden; sie nahmen also Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive erhielt in Bengalen allein 32 Regimenter. Sie bekommen monatlich ungefähr 5 Thaler Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr, bestehen aus Grenadier- und Füseliercompagnien, und haben auch Feldstücke, bei denen jedoch europäische Artilleristen sind. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht bloß in einer rothen Tuchjacke (deren Aufschläge bei jedem Regiment anders sind), einem Leibchen von weißem Kattun unter derselben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und ein Paar Bambuschen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben sie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen bestehen in einer Flinte und einem Degen, den sie an einem über die Achsel gehängten Riemen tragen. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als die europäische Miliz; aber sie werden eben deßwegen auch nicht geschont, und zur Avantgarde, zum kleinen Kriege, und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen genommen, wobei sie sehr gute Dienste leisten. Auch sind sie duldsam und unermüdet; und das Gesetz der Hindus, welches verbietet, Fleisch und alles, was von Thieren herrührt, zu essen, macht sie sehr mäßig und genügsam.

Sebastian, König von Portugal, ein Enkel König Johanns III., war 1554 geboren und erhielt den Thron schon in seinem dritten Jahre. Von seinen jesuitischen Erziehern ward er dem Geist der damaligen Zeit gemäß für die Idee begeistert, die Ungläubigen in Afrika zu bekriegen und dort ein christliches Reich zu stiften. In dieser Absicht nahm er an dem damaligen marokkanischen Erbfolgekriege Theil und führte ein zahlreiches Heer nach Afrika, verlor aber nebst einer großen Menge seiner Edelleute das Leben in einer blutigen Schlacht am Flusse Luco bei Alcazar 1578. Nach diesem Ereignisse traten mehrere falsche Sebastiane auf, die mit mehr oder weniger Anschein von Rechtmäßigkeit die portugiesische Krone in Anspruch nahmen. Unter diesen war derjenige der merkwürdigste, der sich 1598 zu Venedig zeigte.

Sebastiani (Horace, Graf), französischer Generallieutenant, Großkreuz der Ehrenlegion und St. Ludwigsritter, ein geborner Corsicaner, ward früh Soldat und bald Oberst eines Dragonerregiments. 1802 schickte Bonaparte ihn nach der Levante und 1804 in einige Theile von Deutschland in diplomatischen Geschäften. Den Feldzug von 1805 machte er mit, und zeichnete sich vorzüglich bei Austerlitz aus, wo er verwundet und bald darauf Divisions-General ward. Im Mai 1806 ging er als Gesandter nach Constantinopel, erhielt vom Großherrn den Orden des halben Mondes und bei seiner Rückkehr das Großkreuz der Ehrenlegion. Von Ende 1808 bis 1810 focht er in Spanien mit Tapferkeit und größtentheils glücklichem Erfolge. Auch in dem Krieg gegen Rußland und die Alliirten 1812, 13 und 14 zeigte er sich bei vielen Gelegenheiten als einen tapfern und geschickten General. Als Ludwig

XVIII. den Thron bestieg, huldigte er ihm, und empfing das Ludwigskreuz. Während Napoleons Usurpation 1815 war er Deputirter des Aisne-Departements in der Deputirtenkammer.

Seckendorf (Veit Ludwig von), bedeutend als Staatsmann, groß als Gelehrter, war aus einem alten Adelsgeschlechte Frankens zu Herzogenaurach bei Erlangen 1626 geboren. Während der Vater, fürstbischöflich-bambergischer Stallmeister und Amtmann zu Herzogenaurach im Heere Gustav Adolphs focht, lebte die Mutter, eine Urenkelin jenes ritterlichen Verfechters der evangelischen Freiheit im schmalkaldischen Kriege, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, mit der Familie abwechselnd in Coburg, Mühlhausen und Erfurt. Von geschickten Lehrern vorbereitet, bezog der talentvolle Knabe 1638 das Gymnasium zu Coburg. Herzog Ernst von Gotha, der ihm wohlwollte, ließ ihn zugleich mit zwei würtembergischen Prinzen besonders unterrichten, rief ihn alsdann auf das gothaische Gymnasium und ersetzte ihm durch fürstliche Milde den frühen Verlust des Vaters, den ein schwedisches Kriegsgericht 1642 zum Tode verurtheilt hatte. Auch die Königin Christine, Torstensohn und vornehmlich der edle Hauptmann Mortaigne nahmen sich des ausgezeichneten Jünglings thätig an, welcher, trefflich vorbereitet, im 17ten Jahre die Universität Straßburg bezog. Hier studirte er drei Jahre lang außer der Rechtswissenschaft auch Philosophie, Geschichte, das classische Alterthum und die Hauptzweige der Theologie, besuchte die Niederlande, und kehrte, nach einigem Schwanken, ob er Kriegsdienste nehmen sollte, zu den Seinen nach Erfurt zurück, um sich um ein Civilamt zu bewerben. Auf dieser Reise besuchte er seinen fürstlichen Wohlthäter zu Gotha, der ihn bald als Hofjunker, frei von den gewöhnlichen Dienstleistungen, anstellte. An Ernsts Hofe, dieser hohen Schule der Weisheit, Frömmigkeit und jeglicher Tugend, im Umgange mit trefflichen Männern und unter der besondern väterlichen Leitung des frommen Herzogs selbst, der ihm die Aufsicht über die Bibliothek anvertraute und seinen Studien die Richtung auf künftigen heilsamen Gebrauch für Staat und Kirche gab, reifte Seckendorf schnell vom Jünglinge zum würdigen Regierungsgehülfen seines Erziehers. Im J. 1652 ward er Hof- und Justizrath, 1656 geheimer Hof- und Kammerrath (auch Hofrichter in Jena) und 1664 wirklicher geheimer Rath und Kanzler. In diesen Aemtern nahm er rathend und helfend fast an allen wichtigen Reformen Theil, die Ernst in der Staatsverwaltung, in den Angelegenheiten der Religion und Volksbildung unternahm. Für den Unterricht der herzoglichen Prinzen entwarf er eine statistische und staatsrechtliche Beschreibung des h. röm. Reichs deutscher Nation, für das gothaische Gymnasium ein Compendium historiae ecclesiasticae, das Artopöus in Straßburg vollendete. Aus nicht ganz bekannten Ursachen, aber seiner vertrauten Verbindung mit seinem fürstlichen Freunde unbeschadet, trat Seckendorf im J. 1664 als geheimer Rath, Kanzler und Consistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Zeiz. Auch hier wirkte er kräftig und wohlthätig, sah sich aber bald in so verdrießliche Verhältnisse verwickelt und so verunglimpft, besonders wegen der von ihm beförderten, aber nur unvollkommen bewirkten Aufhebung des Collegiatstifts in Zeiz, daß er nach Moritzens Tode 1681 seine Aemter niederlegte, und sich auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurückzog. Hier verlebte er ein Jahrzehend in glücklicher Muße, beschäftigt mit gelehrten Forschungen, mit der Ausarbeitung seines großen Werks über das Lutherthum, und durch Briefwechsel mit den ersten Gelehrten jener Zeit verbunden. Zugleich war er Landschafts-

und Obersteuerdirector des Fürstenthums Altenburg. Doch noch einmal sollte er den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit betreten. Churfürst Friedrich III. von Brandenburg rief ihn 1691 als geheimen Rath nach Berlin und stellte ihn als Kanzler an die Spitze der eben gestifteten Universität Halle. Seckendorf schied nicht ungern aus seiner Ruhe, erlag aber bald nach seiner Ankunft in Halle wiederholten Anfällen von Steinschmerz. Unter heilsamen Entwürfen starb er den 18ten December 1692. Sein einziger Sohn starb bald nach ihm. Erscheint Seckendorf höchst liebenswürdig als Mensch, streng gerecht bei Güte und Milde, voll deutscher Treue und Biederkeit, stets würdevoll und bescheiden, mit echt religiösem Sinn, so daß er mit Recht omnium Nobilium christianissimus et omnium Christianorum nobilissimus heißen konnte, so erscheint er nicht minder achtungswerth als Gelehrter. Neben der ausgebreitetsten Sprachkenntniß war er in dem weiten Felde der Geschichte, Staatenkunde und der positiven Rechte ganz einheimisch. Stand er in der Rechtsphilosophie Pufendorf nach, so ward auch der bittre Streit über das Princip des Naturrechts weder von ihm veranlaßt, noch von ihm so leidenschaftlich geführt, wie von dem gewandten Gegner. Als Staatsmann zeigte er überall, unter den oft verwickelten Verhältnissen der sächsischen Häuser, bei der endlich durch ihn 1660 mit vollendeten Erbvertheilung der Grafschaft Henneberg, bei der Vertheidigung der sächsischen Schutzgerechtsame über Erfurt, eben so viel Einsicht und Gewandheit als rechtlichen Sinn. Sein deutscher Fürstenstaat, nach Herzog Ernsts Grundsätzen entworfen, war zu seiner Zeit ein höchst brauchbares Handbuch der Staatslehre und Regierungskunst. Als Theolog gehörte er im Fache der Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte zu den gründlichen Kennern. Hell und richtig durchschaute er den damaligen Zustand des Protestantismus, und widerrieth mit Recht das so genannte Collegium Hunnianum, Ernsts Lieblingsproject, dessen Unausführbarkeit und Gefahren er zeigte. Gründliche theologische Kenntnisse zu verbreiten, den Lehrstand zu heben und zu veredeln und durch Verbreitung thätigen Christenthums das Heil der protestantischen Kirche zu befördern, dahin suchte er kräftig zu wirken, besonders auch in seinem Christenstaat (Leipzig 1685). Aber sein Hauptwerk im Felde der Theologie ist sein Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo ect. (zuerst Leipzig 1688, vollendet in Fol., Frankfurt und Leipzig 1692), zu dessen Ausarbeitung er sich vornehmlich durch Maimburgs verunglimpfende Histoire du Lutheranisme aufgefodert fühlte. Abgesehen von der Polemik und der unbequemen Einrichtung bleibt dieses Werk, für welches Seckendorf die reichhaltigsten Urkundensammlungen mit unnennbarem Fleiße benutzte, noch jetzt eine der reichhaltigsten und zuverlässigsten Quellen für jenen merkwürdigen Zeitraum, den das Leben und Wirken des großen Reformators ausfüllt. Außerdem erschienen von Seckendorf deutsche Reden, einige ascetische und Gelegenheitsschriften, und verschiedne geistliche Dichtungen in den ältern Gesangbüchern. Für die Acta Eruditorum war er sehr thätig. — Schlecht geschrieben, aber genau und vollständig ist Schrebers Historia vitae et meritorum Viti Ludov. a Seckendorf, Lips. 1733, 4.

Seckendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von) k. k. Feldmarschall, des Vorigen Brudersohn und Erbe. Dieser durch Thaten und Schicksale ausgezeichnete Mann, der als Krieger und Diplomatiker tief in die Weltbegebenheiten eines halben Jahrhunderts eingriff, war den 5ten Jul. 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Nach des Vaters

frühem Tode, nahm ihn der Oheim zu sich nach Zeiz und Meuselwitz. Von diesem selbst im Naturrecht und in der Staatenkunde, von Privatlehrern in neuern Sprachen und auf der zeizer Schule von Cellarius in der Mathematik und Philologie unterrichtet, studirte er von seinem 15ten Jahre an zu Jena, Leipzig und Leyden, wo er 1693 seine akademischen Studien mit einer juristischen Disputation schloß. Der Tod des Oheims entschied seine Neigung zum Kriegsdienst. Er trat als Freiwilliger in die englisch-holländische Armee unter Wilhelm III. von England, ging aber schon 1694 als Cornet bei dem gothaischen Cürassierregiment von Wartensleben zur Reichsarmee, die unter dem Markgrafen Ludwig von Baden am Mittelrhein wider Frankreich focht. Des thatenlosen Stillstehens überdrüßig nahm er seinen Abschied, um unter den würtembergischen Miethstruppen der Republik Venedig in Morea zu dienen. Dieser Plan ward durch den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach verändert, welcher ihn auf einer Reise durch Italien als Hofcavalier mit sich nahm und ihn dann als Hauptmann bei dem Infanterieregimente anstellte, das er für des Kaisers Dienst sammelte. Er ging mit demselben an den Rhein. Aber diesen Feldzug endigte der ryswicker Friede eben so schnell, als der carlowitzer den folgenden, der das anspachsche Regiment nach Ungern wider die Türken führte, und Seckendorf kehrte unwillig nach Anspach zurück, wo ihn der Markgraf zum Kammerjunker und Major ernannte. Erst der spanische Erbfolgekrieg gab ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente zu entfalten. Die anspachschen Truppen wurden in holländischen Sold verliehen. Seckendorf kam als Oberstlieutenant zu den Dragonern und wohnte der Belagerung von Kaiserswerth, den Eroberungen von Venloo, Rüremonde, Lüttich und mehrern Gefechten, auch der unglücklichen Schlacht am Speyerbache bei, die den Entsatz von Landau vereitelte (1703). Die siegenden Franzosen und Bayern standen als Herren von Oberdeutschland an der Donau; da überschritt Marlborough, dessen Vorläufer Seckendorf war, den Rhein und reichte bei Hochstädt Eugen die Hand zur Vernichtung der feindlichen Schaaren. Seckendorf allein mit seinen Dragonern eroberte 16 Fahnen. Von Marlborough mit Lob überhäuft, von Eugen mit einem Vertrauen begleitet, das nie wieder schwand, von seinem Fürsten zum Obersten und Inhaber eines Infanterieregiments erhoben, ging er zurück an die Mosel, focht in Brabant, theilte 1706 den blutigen Sieg bei Ramillies, half Antwerpen, Ostende, Menin, Dendermonde and Ath wegnehmen und wirkte entscheidend mit zur Niederlage der Franzosen bei Oudenarde. In der viermonatlichen Belagerung von Ryssel unter Eugen (1708) führte er die Oberaufsicht über die Laufgräben und leistete trotz mehreren Wunden die wichtigsten Dienste. Da ihm aber nach der Uebergabe geheime Ränke die versprochene Commandantenstelle entrissen, verließ er das Heer, und trat mit Eugens geheimer Bewilligung als Generalmajor in König Augusts II. von Polen Dienste; er wohnte aber noch als Freiwilliger der Eroberung von Tournay und dem Siege bei Malplaquet bei, worauf er das Commando der sächsischen Miethtruppen übernahm, als eben durch Marlboroughs Abberufung die Aussicht zu kriegerischen Thaten verschwunden war. Willkommen war es ihm daher, als polnischer Gesandter nach dem Haag zu gehn, und so mittelbaren Antheil am utrechter Frieden (1713) zu nehmen. Die Polen zur Ruhe zu bringen, führte er sodann Truppen nach Warschau, kehrte aber 1714 nach Dresden zurück, leitete, zum Generallieutenant ernannt, die Kriegsrüstungen, rückte 1715 mit dem sächsischen Heere in Vorpommern ein, vereinigte sich mit den

Preußen und wirkte nachdrücklichst zum Falle Stralsunds mit. Dann ging er mit dem Heere nach Polen, die neuen Unruhen zu dämpfen, und kehrte 1716 nach Sachsen zurück. Hier erhielt er das Patent als kaiserl. königl. Generalfeldmarschallieutenant. Er führte dem Kaiser zwei anspachsche Regimenter zu, mit denen er eben noch anlangte, um an Eugens großem Siege vor Belgrad Theil zu nehmen. Spanien hatte inzwischen den Türkenkrieg benutzt, dem Kaiser Sardinien zu entreißen, und einen Theil Siciliens zu erobern; Messina war gefallen und Milazzo wurde belagert. Eilig wurde Seckendorf mit 6000 Mann zur Verstärkung dahin abgeschickt. Er hatte den feindlichsten Widerstand der Elemente bei der Ueberfahrt zu bekämpfen, kam endlich im J. 1719 zu Milazzo an, und wehrte den Fortschritten der Feinde, bis Mercy's Ankunft mit 16,000 Mann frischer Truppen den Entsatz der Festung vollendete. Seckendorf unterwarf hierauf die liparischen Inseln, kehrte dann nach Sicilien zurück, konnte aber durch seine Tapferkeit Mercy's Niederlage im Thale von Francavilla nicht hindern. Trotz mehreren Wunden entriß er den Spaniern die meisten von ihnen besetzten Küstenstädte, und schloß endlich zu Girgenti im Mai 1720 den sogenannten Evacuationsvertrag, der Sicilien und Sardinien unter des Kaisers Herrschaft brachte. Dankbar sandte ihm Carl VI. das Reichsgrafendiplom vom 2ten April 1719. Während des allgemeinen Friedens von 1721 an wurde er zum kaiserlichen Feldzeugmeister ernannt, und ihm gestattet, vom König August, der ihn schon vorher zum geheimen Rathe und polnisch-sächsischen General der Infanterie gemacht hatte, das Gouvernement von Leipzig anzunehmen. Fünf Jahre angenehmer Ruhe verlebte er hier. Von 1726 bis 1734 trat er wiederum in eine Thätigkeit, die auf die Staatenverhältnisse den entschiedensten Einfluß hatte, und Seckendorfs Namen eine allgemeine Geltung verschaffte. Im August 1726 begab er sich mit unumschränkter Vollmacht nach Berlin und wußte sich die Gunst des Königs in solchem Grade zu erwerben, daß dieser dem hannöverischen Bündniß entsagte, und nicht nur im Tractat von Wusterhausen die pragmatische Sanction anerkannte, sondern auch später dem Kaiser im Angriffsfall 10,000 Mann Hülfstruppen zusagte. Seckendorf empfing zur Belohnung seiner diplomatischen Strategie den Charakter eines kaiserlichen geheimen Raths. Um Preußens Bruch mit England noch entschiedener zu machen, hintertrieb er die Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalia, und bewirkte die Verlobung desselben mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern (s. d. Art.), einer nahen Verwandten des Kaisers. Dadurch aber zog er des Prinzen tiefsten Unwillen auf sich, den dieser Fürst stets gegen ihn behielt, wiewohl er Seckendorfs eifrigste Verwendung rühmend anerkennt, als sein harter Vater im Begriff stand, ihn dem Schaffot zu überliefern. Für gleiche Zwecke, wenn auch nicht überall mit gleichem Erfolg, erschien Seckendorf während seiner berliner Anstellung an mehrern andern Höfen als kaiserlicher Bevollmächtigter. Am fruchtlosesten waren seine Bemühungen am dresdner Hof, der sich endlich bewogen fand, über seine unbefugte Zudringlichkeit Beschwerde zu führen, ein Verfahren, das nur der obwaltenden Umstände wegen der Kaiser ungerügt ließ. Dieser, besorgt über den sevillischen Bund der bourbonischen Häuser und der beiden Seemächte, wünschte vor allem, sich der deutschen Stände zu versichern. Seckendorf wirkte dazu mit Rath und Hülfe, und während England den wiener Vertrag schloß, und darin die pragmatische Sanction anerkannte, bereis'te er die Höfe von Cassel, Braunschweig, An-

spach, Bayreuth und Gotha, und bewirkte fast überall günstige Gesinnungen für den Kaiser und sein Erbfolgegesetz. Mit doppelten Aufträgen ging er im April 1732 nach Copenhagen, überwand alle Hindernisse, und schloß mit Christian VI. einen Vertrag, worin derselbe einmal das kaiserliche Erbfolgegesetz anerkannte, sodann auch dem Herzoge von Gottorp eine genügende Entschädigung versprach, wogegen Oesterreich und Rußland die Länder der dänischen Monarchie mit Inbegriff Schleswigs garantirten. Um den König von Preußen, der gegen Oesterreich mißtrauisch geworden war, in die frühere günstige Stimmung zurückzuführen, eilte Seckendorf nach Berlin, und veranstaltete eine Zusammenkunft des Kaisers und Königs zu Kladrup in Böhmen, von der Friedrich Wilhelm vollkommen beruhigt durch neue Versicherungen wegen der Anwartschaft auf Jülich zurückkehrte. Darauf begann Seckendorf auch die Unterhandlungen mit den Generalstaaten, beseitigte gewandt alle Schwierigkeiten, und bewirkte endlich auch Hollands Beitritt zum wiener Vertrag für die Hauptpunkte, namentlich für die pragmatische Sanction. Aber in die verwickeltste und schwierigste Thätigkeit zog endlich den Grafen von Seckendorf die polnische Thronfolge, die fast alle europäischen Cabinetter beschäftigte. Noch bei Lebzeiten Augusts II. wurde von dem russischen Gesandten, Grafen von Löwenvolde, von dem Grafen Seckendorf und dem preußischen Bevollmächtigten ein Tractat abgeschlossen, in welchem die drei Mächte versprachen, bei eintretender Thronerledigung alle französischen Bewerber auszuschließen, und den Infanten Immanuel von Portugal zu unterstützen. Aber Augusts plötzlicher Tod noch vor Ratificirung dieses Tractats änderte die Stimmung der Höfe, und Oesterreich und Rußland versprachen dem jungen Churfürsten von Sachsen ihren Beistand. Umsonst suchte Seckendorf den König von Preußen zu gleicher Willfährigkeit zu bewegen; er mußte sich begnügen, den Unwillen desselben in Schranken zu halten. Diese Schonung war um so nothwendiger, da Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde, um der polnischen Thronbesetzung willen den Krieg in den kaiserlich-italienischen Staaten entzündet, Lothringen besetzt hatte, und drohend am Rhein stand. Carl VI. war in höchster Bedrängniß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht. Dieser Noth abzuhelfen, spannte Seckendorf alle Federn. Wirklich gehörte sein Ansehn, seine Beharrlichkeit und eigenthümliche Ueberredungskraft, aber auch Friedrich Wilhelms religiöse Achtung für Kaiserwürde und Reichsehre dazu, um mit diesem von Oesterreich entfremdeten, überall von dem französischen Bothschafter umschlichenen Monarchen endlich auf dem Grunde des wusterhauser Vertrags eine Convention abzuschließen, nach welcher der König, freilich unter sonderbaren Beschränkungen, 10,000 Mann Hülfstruppen an den Rhein zu senden versprach. Dieser diplomatische Sieg Seckendorfs machte zugleich dem Zögern Bayerns, der Pfalz und Cölns ein Ende. Er eilte hierauf nochmals nach Copenhagen, um auch hier Miethstruppen zu dingen, und erhielt bei dieser Gelegenheit vom Könige Christian VI. den Elephantenorden, nachdem er schon früher mit dem polnischen weißen Adlerorden beschenkt und zum Johanniter-Ritter erhoben worden. Endlich brachte es sein rastloser Eifer dahin, daß 1734 und 1735 die Reichsarmee am Rheine versammelt war. Der sieggewohnte Eugen übernahm den Oberbefehl, erbat sich aber den Grafen Seckendorf zum Beistand, der bereits zum Reichsgeneral der Cavallerie ernannt worden war. Philippsburg war eben gefallen, als er ankam. Der Zustand des Heeres war elend, und der Prinz wagte nicht

Entscheidendes. Während Seckendorf fortfuhr, die berliner Angelegenheiten auch aus der Ferne zu leiten, wandte er als Gouverneur von Mainz den Winter an, dieses Bollwerk Deutschlands zu verstärken. Im Feldzuge von 1735 war er es allein, der sich durch glückliche Operationen auszeichnete. An der Spitze von etwa 30,000 Mann überstieg er den Hundsrück, und lieferte am 20sten October 1735 das Treffen bei Clausen. Im Begriff, die erfochtenen Vortheile zu benutzen, und in Champagne einzudringen, erfuhr er den Waffenstillstand, dem bald der Friede folgte. August wurde zwar als König von Polen anerkannt, aber Oesterreich verlor Neapel und Sicilien, und außerdem das Zutrauen seiner deutschen Bundesgenossen. Zürnend über diesen Ausgang, wollte Seckendorf sich in den Privatstand zurückziehn, als sich Oesterreich in einen neuen Türkenkrieg verflochten sah. Empfohlen von dem sterbenden Eugen, erhielt Seckendorf 1737 als Feldmarschall den Oberbefehl über das 44,000 Mann starke Heer, welches bei Belgrad stand. Trotz dem mangelhaften und muthlosen Zustande des Heeres, und trotz den Hindernissen, die ihm Gebundenheit im Operationsplan und ausgetretene Flüsse in den Weg stellten, besetzte er das türkische Servien. Nissa ergab sich den 25sten Jul. 1737. Allein die Insubordination der Unterbefehlshaber, die erfolglosen Unternehmungen des Prinzen Joseph von Hildburghausen und Khevenhüllers, und die Feigheit des Commandanten von Nissa versetzten ihn bald in eine mißliche Lage, und indem seine Feinde, deren er als Ausländer und Protestant hatte, die Gefahr noch vergrößerten, gelang es ihnen, seinen Sturz zu bewirken. Er ward abgerufen, zur Rechenschaft gezogen, und, ungeachtet er sich rechtfertigte, in strengem Gewahrsam behalten. Der Kaiser suchte sein Verfahren beim Reichstage in einem langen Manifest zu rechtfertigen. Verfolgt von der Wuth des wiener Pöbels, ward Seckendorf nach Grätz gebracht, wo er noch über zwei Jahre gefangen saß, während der Krieg unglücklich fortgesetzt und beendigt wurde. Erst Maria Theresia setzte ihn in Freiheit, und bestätigte alle seine Würden, ohne ihm jedoch eine Anstellung zu geben. Unter diesen Umständen glaubte sich Seckendorf als Gouverneur der Reichsfeste Philippsburg dem neuen Kaiser, Carl VII., verpflichtet. Er empfieng von demselben, nach einigen Sendungen nach Dresden und Berlin, den Oberbefehl der bayerschen Armee. Bayern ward von ihm befreit, und Braunau besetzt. Aber schlecht unterstützt von den Franzosen, mußte er der Uebermacht des Prinzen Carl von Lothringen wieder weichen, welcher bis an den Rhein vordrang. Unterdeß ging Seckendorf auf Friedrichs II. Verlangen nach Potsdam, und half dort die Union vorbereiten, die zwischen Preußen, Bayern, Pfalz und Hessencassel im Mai 1744 zu Frankfurt geschlossen wurde. Als darauf Friedrich II. in Böhmen einbrach, und der Prinz Carl zum Beistande der Erbstaaten zurückeilte, drang Seckendorf abermals vor, befreite ganz Bayern, führte den Kaiser nach München zurück, und legte den 1sten December 1744 freiwillig das Commando nieder. Als bald darauf der Kaiser starb, trug er thätig dazu bei, dessen Sohn mit Oesterreich zu versöhnen. Der Friede zu Füßen war Seckendorfs Werk, und zugleich die Schlußhandlung seines thatenreichen politischen Lebens. Von Kaiser Franz I., den er in Frankfurt begrüßte, gütig aufgenommen, und in allen früher im kaiserlichen Dienst errungenen Ehrenstellen bestätigt, begab er sich auf sein Schloß nach Meuselwitz, dort als Privatmann sein Leben zu enden. Nicht Altersschwäche bewog den 72jährigen Greis zu diesem Entschluß, sondern das reiche Maß bitterer Erfahrungen, die ihm zu Theil geworden. Auch hier blieb seine Ruhe nicht ungestört.

Der Tod raubte ihm eine Gemahlin, mit der er 58 Jahre zwar kinderlos aber glücklich verbunden gewesen. Während des siebenjährigen Kriegs aber ließ Friedrich II. den 85jährigen Greis, unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Oesterreich, im December 1758 plötzlich in Meuselwitz überfallen, und aus der Kirche, wo er sich eben befand, nach Magdeburg abführen. Dort mußte er ein halbes Jahr gefangen zubringen, bis die Erlegung einer großen Geldsumme, und die vom Könige gewünschte Auswechslung des bei Collin gefangnen Prinzen Moriz von Dessau ihm die Freiheit verschafften. Sich nicht neuen Gefahren preiszugeben, ging er auf einige Zeit nach Franken, kehrte 1760 nach Meuselwitz zurück, und wendete hier den Rest seiner schwindenden Kräfte an, seinen militärischen Lebenslauf schriftlich aufzusetzen. Er sah noch das Ende des ihm so wichtigen Kampfes, und starb bald nach dem hubertsburger Frieden zu Meuselwitz den 23sten Nov. 1763 im 91sten Lebensjahre. — Sehr verschieden ist das Urtheil über diesen Mann, der durch ein fünfzigjähriges öffentliches Wirken mächtig in seine Zeit eingriff, und sie schaffen half. Friedrich II., dessen Plane er mehrmals kreuzte, spricht von ihm nicht ohne Parteilichkeit. Nach ihm geformt, nur noch gehässiger, sind die Declamationen Pöllnitzens. Vorzügliche Talente, ungemeine Kenntnisse und Erfahrungen im Felde, wie im Cabinet, konnten ihm selbst seine Feinde nicht absprechen; dagegen schildern sie seinen Charakter, zumal in seiner diplomatischen Laufbahn, mit den schwärzesten Farben. Aber auch hier ist vieles übertrieben. Deutschlands Wohlfahrt und Ehre lagen ihm am Herzen, und wohl sah er ein, daß diese nur durch einmüthiges Anschließen Aller an das Reichsoberhaupt erhalten werden könnten. Für diesen Zweck arbeitete er als ein deutscher Patriot mit Hintansetzung aller Nebenrücksichten. Liebenswürdig mochte er allerdings vielen nicht erscheinen, aber er verschmähte Arglist und Verstellung, und verfolgte sein Ziel gerade und kräftig. Ehrgeiz lag allerdings in seiner Seele, aber er richtete ihn auf das Große und Würdige. Nur in voller Thätigkeit fand er Genüge, und wie unhold auch das Glück sich ihm zeigte, er ließ nicht ab in seinem Streben, es bei der Stirn zu erfassen. Er war sparsam, aber nie bei würdigen Gegenständen oder auf unwürdige Weise. Wie er für die Bedürfnisse der Soldaten mit eignen Aufopferungen sorgte, so stiftete er auch im engern Kreise seiner Untergebnen des Guten viel. Sein Wille war herrisch, aber gerecht, sein Privatleben die pünktlichste Ordnung und Sittenstrenge. Die Religion war seine Begleiterin im Glück und Unglück. Einen würdigen Biographen hat er in seinem eignen Geschlechte an Theresius von Seckendorf gefunden, dessen Versuch einer Lebensbeschreibung des F. M. Gr. v. Seckendorf, Leipzig 1792 und 1794, in 4 Bänden erschienen ist. — Von des Feldmarschalls Bruder, Ernst Ludwig, Freiherrn von Seckendorf, geboren 1672, gestorben 1741 als königlich preußischer geheimer Staatsminister, stammt das gegenwärtig im Fürstenthume Altenburg und in Sachsen ausgebreitete seckendorfische Geschlecht ab.

Seckendorf (Anton Gustav Freiherr von), genannt Patrik Peale, ist geboren den 20sten November 1775 zu Meuselwitz, wo sein Vater, ein Brudersenkel des Feldmarschalls, als herzoglich-braunschweigischer Oberster und Majoratsherr der Familiengüter lebte. Er studirte auf dem Gymnasium zu Gotha, auf der Bergakademie in Freiberg und auf den Universitäten Leipzig und Wittenberg, ging 1796 nach Nordamerika, wo er sich verheirathete, kam nach zwei Jahren zurück, und wurde erst bei der Direction des Acciswesens in Sachsen,

nn als Assessor bei der Landescommerziendeputation in Dresden und erauf als Amtshauptmann in Torgau angestellt. Von da wurde er 307 als Kammerdirector nach Hildburghausen berufen; aber schon ch sieben Monaten bat er um seine Entlassung, die ihm auch mit m Prädicat eines Geheimenraths zugestanden wurde. Er beschloß unmehr unabhängig der Kunst und Wissenschaft zu leben. Als geistller Declamator trat er unter obigem fingirten Namen, mit welchem literarische Kleinigkeiten bezeichnet hatte, in Süddeutschland, in der chweiz und in Norddeutschland auf. Sein Bestreben ging zugleich uf Ausbildung der Theorie der Declamation und Mimik. Seine unstreise dauerte von 1808-1811. Da legte er den fingirten Namen ieder ab, und trat in Göttingen als Docent auf. Auch in Berlin, Bayern und in der Schweiz hielt er öffentliche Vorträge. Im Juli 814 wurde er von dem zurückgekehrten Herzog als Professor der Phiosophie und Aesthetik am Collegio Carolino zu Braunschweig angetellt. Der deutsche Merkur enthielt seine Bemerkungen über die vereiigten Staaten von Nordamerika, und mehrere Gedichte. Poetische rbeiten enthielten auch die Erholungen und andere Zeitschriften. Seine bhandlung: Ist die sächsische Wollenmanufactur ihrem Verderben ahe? wurde gern gelesen. Otto III., Julius von Frohenhayn und ine mißgedeutete Posse; Feuer, Feuer! nannte er selbst ästhetische Fehlriffe. Die Abhandlung über die Grundform der Toga bewirkte in Göttingen seine Doctorpromotion. Hierauf schrieb er: Kritik der Kunst; Vergleichung der bildenden Kunst des Alterthums und der neuern Zeit; Beiträge zur Philosophie des Herzens; Aphorismen zum Versuch er Anschauung der Gesetze des Universi; gab ein Oratorium, Christi Geburt betitelt, und von Schneider componirt, Adelheid von Bergau, eine Romanze, Orsina, Trauerspiel, und Vorlesungen über Declamaion und Mimik heraus.

Seckendorf (Carl Siegmund, Freiherr von), aus der fränkischen Linie von Markt Sugenheim, Sohn des markgräflich-bayreuthischen Geheimenrathes und Ministers Freiherrn Joh. Wilh. Friedrich v. Seckendorf, ward geboren zu Erlangen den 26sten November 1744. Seine Talente und wissenschaftliche Bildung zogen ihn früh als Kammerherrn an den weimarschen Hof, der eben damals, unter der erleuchteten, Kunst und Wissenschaft liebenden Herzogin Amalie, ein schöner Vereinigungspunkt ausgezeichneter Köpfe zu werden anfing. Während Seckendorf hier mit eigenen gelungenen Versuchen in der vaterländischen Poesie auftrat, und Wielands deutschen Merkur durch vermischte Aufsätze bereicherte, war er in Verbindung mit mehrern Gelehrten zugleich bemüht, die bis dahin von den Deutschen noch wenig gekannten Schätze der spanischen und portugiesischen Literatur ans Licht zu ziehen. Er lieferte die erste glückliche Probe einer deutschen Uebersetzung der Lusiade von Camoens (in Bertuchs Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur); ein Fragment aus der Geschichte von Granada (ebendaselbst). Ferner schrieb er die Geschichte Thoangesee's, oder das Rad des Schicksals; einiges für die Bühne, z. B. das vom Capellmeister Wolf in Weimar componirte Singspiel Superba. Auch trat er selbst als Componist auf, und gab, nächst verschiedenen Liedern in Wielands Merkur, drei Sammlungen Volks- und andrer Lieder mit Begleitung des Pianoforte (Weimar 1779-1782) heraus. Im Jahr 1784 ward er von Friedrich II. als preußischer Gesandter im fränkischen Kreise angestellt, starb aber schon am 26sten April 1785 im 41sten Le-

bensjahre zu Anspach. — Aus derselben Linie des seckendorfschen Geschlechts stammte:

Seckendorf (Leo, Freiherr von), durch Leier und Schwert eines bleibenden Andenkens würdig. Sein Vater war erst markgräflich anspachischer Kammerpräsident, darauf würtembergischer Kammerherr und Comitialgesandter zu Regensburg, und trat, nach widrigen Erfahrungen, späterhin in badensche Dienste, in welchen er zuletzt als bevollmächtigter Minister des Großherzogs am fürstlich-primatischen Hofe erschien. Leo von Seckendorf war geboren auf dem väterlichen Gute Wonfurt bei Haßfurt ums Jahr 1773. Von der Natur mit herrlichen Kräften, mit einer reizbaren, für alle geistigen Eindrücke doppelt empfänglichen Organisation begabt, umfaßte er früh schon mit Liebe die Poesie und das Studium der Alten, und gab sich beiden während seiner akademischen Jahre in Jena und Göttingen vorzüglich hin. Noch bestimmter ward seinem Genius die Bahn gezeichnet, da er ums Jahr 1798 als Regierungsassessor nach Weimar und in enge Verbindung mit Wieland, Göthe, Herder und Schiller kam. Von ihnen empfing er die Weihe, und sein Streben war nun fast ausschließend auf literarisch-ästhetische Wirksamkeit gerichtet. Zuerst erschienen von ihm Blüthen griechischer Dichter (Weimar 1800), Uebersetzungen homerischer Hymnen, des Froschmäusekriegs, mehrerer Kriegslieder von Tyrtäus, einzelner Stücke und Dichtungen von Anakreon, Bion, Moschus, Theokrit, Callistratus, Aristoteles, Bacchylides, Plato, Meleager, Simonides 2c., an deren Uebertragung man hauptsächlich ein übervossisches Handhaben der deutschen Sprachformen tadelhaft fand. Darauf gab er heraus ein Neujahrstaschenbuch von Weimar für das Jahr 1801, wozu außer ihm Göthe, J. P. Richter und andre Freunde der Muse das Ihrige lieferten. Zur großen Störung seiner äußern Ruhe verließ er im J. 1802 Weimar, ging bald darauf als würtembergischer Kammerherr und Regierungsrath nach Stuttgart, ward hier unglücklicher Weise in die Untersuchung eines angeblichen Majestätsverbrechens verwickelt, und kam als Staatsgefangner auf das Schloß Solitüde, später nach Asperg. Beim Ausbruche des Kriegs 1805, da der österreichische Vortrab, und unter demselben Seckendorfs Oheim, der k. k. Feldzeugmeister Freiherr von Seckendorf sich dem würtembergischen Gebiet näherte, ward er frei gelassen. Er hielt sich nun eine Zeitlang in Franken bei seinen Verwandten auf, und suchte hier in stillem Umgange mit den Musen Trost für die elende Knechtsgestalt des Außenlebens. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren einige Musenalmanache, die er in dieser Periode herauszugeben anfing (Regensburg 1806 und 1807). Eben war er im Begriff, wieder ein Civilamt in dem neuen Churfürstenthume Würzburg zu suchen, als die Krankheit eines Bruders, der in österreichischen Militärdiensten stand und brüderliche Pflege wünschte, ihm Veranlassung gab, nach Wien zu gehen. Dort wurde er bald einheimisch. Die literarischen Schätze und der Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten gewannen ihn für diese Stadt. Er verband sich mit seinem Freunde, Jos. Ludwig Stoll, zur Herausgabe des Prometheus, einer Zeitschrift der höhern Bildung der Menschen gewidmet. Voll der Hoffnung, daß dadurch zugleich eine literarische Annäherung zwischen Süd- und Norddeutschland könne bewirkt werden, bot Seckendorf alles auf, sein Vorhaben in möglichster Vollendung auszuführen, und reiste selbst noch einmal nach Sachsen zurück, um Beförderer und Theilnehmer zu gewinnen. Wieland, Göthe, Fernow, Falk, die Brüder Schle-

l, Meier, Werk, Krause, Erichson, Friedrich Maier, Werner u. A. ben bereits oder versprachen für die Zukunft ihre Beiträge. So geh Prometheus (dessen erstes Stück im Frühjahr 1808 erschienen ar) bis zum sechsten Stücke, als der Krieg von 1809 ausbrach. Oesterreich hallte wieder von Aufgeboten zur Landesvertheidigung; freiwillig und freudig traten Tausende aus den edelsten wiener Familien unter die Waffen. Auch Seckendorf, der hier sein Vaterland gefunden, und dessen hellenisch-deutsches Gemüth den hohen Zweck dieses Kampfes mit Begeisterung erkannte, ging als Hauptmann im vierten Bataillon der wiener Landwehr zum Heere. Als der Krieg sich von Bayern nach Oesterreich wälzte, folgte Seckendorf der hillerschen Heeresabtheilung, die den heldenmüthigen Kampf bei Ebersberg an der Traun bestand (s. den Art.). Hier fand er den Tod, den er sich oft gewünscht hatte. Er war bei den vier Bataillons wiener Landwehr, die mit spartanischer Ausdauer der vordringenden zwiefach stärkern Division Claparede entgegenstanden. Den Untergang vor Augen, wollte er eben mit seiner Mannschaft aus einem verschanzten Gebäude noch einen Ausfall nach der Brücke thun, als er durch einen Schuß schwer verwundet wurde. Man trug ihn in eine Scheuer der schon brennenden Stadt zu andern hülflosen Kampfgenossen; dort starb er höchst wahrscheinlich vollends den Flammentod (6ten Mai 1809).

Secretion oder Absonderung. In den Organismen werden während ihres Lebens viele ihrer Bestandtheile durch die immerwährende Thätigkeit verbraucht und zum Theil verdorben. Zur regelmäßigen Fortdauer ist die Wegschaffung derselben eben so nöthig, als ein steter Ersatz des Verlornen, so daß alles Lebendige ohne seine Form gerade auffallend zu ändern, doch im beständigen Wechsel seiner Bestandtheile nur bestehen kann. Der Ersatz geschieht aus der allgemeinen Vorrathskammer, aus dem Blute, und der Vorgang selbst heißt Secretion oder Absonderung. Beim Menschen und den mehrsten Thieren sondern sich zum Zwecke dieser Selbsterhaltung sowohl feste Stoffe als Flüssigkeiten ab. Die festen Stoffe crystallisiren aus den Haargefäßen sogleich an dem Orte ihrer Bestimmung, indem diese Gefäße, die einen Theil jedes Organs selbst ausmachen, eine für den Ersatz des Organs passend modificirte, gerinnbare Lymphe aus dem Blute aufnehmen und zur Erstarrung bringen. Die Flüssigkeiten aber haben nicht geradezu den Zweck, die Form zu erhalten, sondern dienen dazu, die unorganischen Nahrungsmittel dem Körper ähnlich zu machen (assimiliren), indem sie (Speichel, Magensaft, Galle) die Verdauung unterstützen und bewirken. In diesen secernirten Flüssigkeiten findet man die Bestandtheile des Blutes mit wenig Abänderung wieder, sie enthalten außerdem alle freies Alkali. Ihnen gegenüber stehen die Excretionen oder Aussonderungen, die ziemlich auf dieselbe Art und durch ähnliche Einrichtung von Organen bereitet werden, aber freie Säure enthalten und den Zweck haben, das Unbrauchbar gewordene zu entfernen. Fs.

Sect. Diesen Namen führen gewisse starke spanische Weine, besonders der um Sevilla gebaute weiße köstliche Xereswein, theils süß (unter dem Namen Paxaret bekannt), theils etwas bitter und magenstärkend. Er ist für viele Städte, und besonders für Cadiz, Malaga, Amsterdam und Hamburg ein ansehnlicher Gegenstand des Handels, welcher in das Ausland getrieben wird.

Secten, Abtheilungen, sind überall entstanden, wo in gesellschaftlichen Verhältnissen eine bestimmte Ansicht, Meinung und Sitte sich als die herrschende geltend macht und allgemeine Unterwerfung fodert.

Wenn aber, was in der Welt politischer Meinungen, wissenschaftlich
Ansichten und künstlerischer Bestrebungen sich eigen gestaltet und a
ein nur in diesen Beziehungen abgesonderter Verein von Bürgern, G
lehrten und Künstlern neben das Allgemeine oder Andersgesinnte trit
lieber *Partei* oder *Schule* genannt zu werden pflegt, so bezeich
der Sprachgebrauch Religionsgesellschaften, die in und neben einer her
schenden Kirche bestehen und durch eigenthümliche Glaubensbekenntni
und Verfassungen ein abgesondertes kirchliches Leben bilden, durchgä
gig mit dem Namen *Secten*. Keine abgesonderte Religionsgesellscha
mag sich selbst so nennen, indem jede in Lehrbegriff, Lebensordnu
und Cultus das Richtige, zu allgemeiner Gültigkeit Geeignete zu besitz
meint; und je fester eine auf dieser Meinung besteht, desto leichter wi
auch in ihren Augen jeder Verein zur Secte, der ihre Religion anders
betrachtet und ausübt. Vergl. d. Art. *Ketzer*. Unter allen den Reli-
gionen, die in der civilisirten Welt ein Gebiet einnehmen, gibt es Sec-
ten. Unter den Juden sondern sich die Verächter des Talmud (*Ka-
raiten*) von den Verehrern desselben, den besonders in Europa ange-
siedelten *rabbinischen* Juden und von beiden die *Samariter*
(s. d. Art.) ab. Der Islamismus hat außer den beiden Hauptparteien
der *Sunniten* und *Schiiten* noch eine Menge kleinerer Secten,
z. B. die *Jeziden*, *Wechabiten*, *Ismaeliten*, *Nosairier*
u. s. w. erzeugt, die sich durch mannichfaltige Auslegung des Korans
und vorzüglich durch Abweichungen in der Genealogie der Familie des
Propheten Mahomed, auf welchen die Stammhäupter jeder mahomeda-
nischen Secte ihre Abkunft zurückführen, von einander unterscheiden.
Nicht minder mannichfaltig, aber noch wenig gekannt sind die Secten,
in welche sich die Gebiete der heidnischen Religionen des östlichen Asiens
theilen. In China bestehen neben einander die Religionen des *Cong-
fu-tse*, des *Fo*, des *Tao-kiun* oder *Tao-tse* und der *Lamais-
mus*, welcher letztere sich nicht nur unter den tatarischen und mongo-
lischen Völkerschaften verschieden gestaltet hat, sondern auch nach seinen
Hauptsitzen in den tibetanischen und birmanischen zerfällt, und unter
den Verehrern des *Brama* in Ostindien ist die Verschiedenheit der
Meinungen und Gebräuche so groß, daß man nicht weiß, welche Par-
tei man für die orthodoxe halten soll. Ein Gemisch christlicher und
mahomedanischer Lehrmeinung und Sitte ist das Eigenthümliche der
Drusen; mit orientalischen Phantasien vermengt findet man Elemente
des Judenthums und Christenthums bei den *Sabiern* oder Johan-
nisjüngern. Die bekanntesten und merkwürdigsten Secten sind uns je-
doch diejenigen, die aus dem Schooße des *Christenthums* hervor-
gingen. Zur bequemen Uebersicht betrachten wir sie nach verschiedenen
Familien oder Gattungen der Abweichung von dem orthodoxen Stamme
der christlichen Kirche, wodurch sie in den Hauptperioden der Kirchen-
geschichte bemerkbar werden und verweisen bei den in diesem Werke be-
sonders dargestellten christlichen Secten auf die betreffenden Artikel. Aus
Christen, die das Evangelium durch Beimischung jüdischer Lehren und
Satzungen verfälschten und die chiliastische Träumereien der jüdischen
Messiasidee näherten, bestand die älteste Gattung christlicher Secten,
von der jedoch nur die *Nazarener* bekannter wurden. Diese Secte
glaubte das jüdische Ceremonialgesetz neben den Vorschriften des Evan-
geliums beobachten zu müssen und verwarf die Briefe des Apostels
Paulus. Ob die *Ebioniten* (Arme, Dürftige), denen neben diesen
Irrthümern auch die Meinung, daß Jesus bloßer Mensch und Josephs
Sohn gewesen sey, vorgeworfen wurde, Nazarener oder eine von ihnen

chiedene Secte waren, ist ungewiß. Schon um die Mitte des ersten
rhunderts entstanden beide in Palästina und verloren sich im vierten
der. Nur eine moralische Verirrung scheint die Ketzerei der Nico-
iten gewesen zu seyn, die im ersten Jahrhundert unter den Christen
Syrien und Kleinasien dadurch entstand, daß der gutgemeinte Rath
es Diaconus zu Jerusalem Nicolaus von Antiochien, das Fleisch
mißbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von seinen
hängern ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Ge-
ß heidnischer Götzenopfer und zügellose Ausschweifungen der Wollust.
enn sie anders, was noch sehr streitig ist, eine besondre Secte bilde-
, verloren sie sich doch nach kurzer Dauer unter den ersten Gnosti-
rn, die seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts zu einer eignen,
en judaisirenden Christen durch Verwerfung des alten Testaments
d des jüdischen Fundaments der christlichen Religion scharf entgegen-
etzten Gattung christlicher Secten heranwuchsen und ihre mit christ-
jen Dogmen vermischten Ideen aus der alten orientalischen Religions-
ilosophie (Chaldäismus, Magismus, Zoroastrismus) in Lehre und
eligionsübung mehr als Adepten, denn als Gegner des Christianis-
us auf mannichfaltige Weise ausprägten. Dahin gehören die Anhän-
r Simons, Menanders und Cerinths als Vorläufer der
nosis, d. i. der höheren Einsicht in die Geheimnisse der Religionsleh-
, welche die seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstandenen
id nach weiter Verbreitung erst im fünften Jahrhundert unterdrückten
ecten der Saturninianer, der Basidilianer, der Karpo-
atianer, der Valentinianer, der Marcioniten, von denen
e Ophiten, der Tatianisten, von denen die Severianer,
uch Enkratiten, Apotactiten oder Sakkophoren, Hydro-
arastaten oder Aquarier genannt und die Anhänger des Bar-
esanes und Hermogenes ausgingen, zu besitzen glaubten. Weil
e mehr oder weniger die Realität der historischen Person Jesu in alle-
orischen Schein auflösten, nannte man sie auch Doketen und Phan-
asiasten. Ueber alle diese gnostischen Secten vergl. d. Art. Gnosis.
hnen nahe verwandt sind die Manichäer, deren Stifter Mani,
n persischer Magus, von den Griechen Manes (der Unsinnige), von
inen Schülern aber Manichäus genannt, nach wunderbar wech-
elnden Schicksalen um 277 in Persien hingerichtet wurde. Vergl. d.
rt. Manes. Auf Zoroasters Dualismus bauend stellte er die Lehre
on zwei Grundprincipien alles Seyns, deren erstes ihm der wahre Gott,
as Licht oder das Gute, das andre Hyle, Dämon (Teufel), die Fin-
terniß oder das Böse war, an die Spitze seines Religionssystems, wel-
hes, wie der Gnosticismus, das Räthsel der Existenz des Bösen in der
Welt zur Rechtfertigung des wahren Gottes zu erklären suchte. Alle
orhandenen Dinge lehrte Mani als Ausflüsse (s. d. Art. Emana-
ion) dieser beiden mit unzähligen gleichartigen Aeonen umgebenen
Grundwesen betrachten, durch deren Conflict die Erde, die der Mate-
ie nach, und der Mensch, welcher mit dem Körper und der sinnlichen
Seele dem Dämon angehört, entstanden sey. Um den vernünftigen
Geist, welcher das Gute im Menschen sey, aus der Gewalt des Bösen
u befreien, habe Gott seinen Sohn, dessen Kraft in der Sonne, des-
en Weisheit im Monde wohne, in dem Scheinkörper des Menschen
Jesus auf Erden wandeln und durch Leiden, Sterben und Auferste-
hung die Sinnbilder der Läuterung des seit der Vermählung Adams
mit Eva, der Tochter des Teufels, verderbten Menschen durch Entsa-
gung, Tod und neues Leben darstellen lassen. Der heilige Geist, der

die Luft erfülle, sey zum Beistande der Menschen bei dieser Läuteru
oder Wiederkehr in das Reich des Lichts als Tröster (griechisch Par
klet) in der Person des Mani auf Erden erschienen. Demnach rüh
sich Mani neuer Offenbarungen, verwarf das alte Testament als
Machwerk des vom bösen Princip abstammenden Judengottes und
klärte das neue Testament willkürlich in dem Sinne seines Syste
Eine pythagoräische Diät, Enthaltsamkeit von der Gemeinschaft m
Weibern und Widerwille gegen hierarchische Formen der Kirchenverf
sung waren das Charakteristische des äußern Lebens der Manichä
deren Gottesdienst in Beten, Singen und Fasten bestand, die Abe
mahlsfeier nur mit Wasser statt des Weines erlaubte und die Tau
meist bis ins reifere Alter verschob. Kirchen mit geschmückten Altär
hatten sie nicht, sondern hielten ihre Versammlungen in einfachen Sä
len, wo statt alles Schmuckes ein prachtvoller Lehrstuhl für den i
Geist anwesenden Mani stand. Die Anbetung der Sonne und de
Mondes wurde ihnen fälschlich vorgeworfen, da sie diese Gestirne n
als Wohnungen des Erlösers ehrten. Ihre Gemeinden bestanden a
Zuhörern und Auserwählten. Erstere konnten heirathen, mußten ab
den Genuß des Fleisches und andrer reizender Nahrungsmittel meiden;
Letztere enthielten sich des Beischlafs, des Besitzes irdischer Güter, de
Ackerbaus und der Gewerbe und anderer als vegetabilischer Nahrun
ganz, wofür sie die Hoffnung hatten, bei ihrem Tode unmittelbar in
das Reich des Lichtes einzugehen, dagegen die unvollkommneren Zuhö-
rer sich eine Seelenwanderung durch mancherlei Thiere gefallen lasse
sollten. Ihr Oberhaupt war Mani als Paraklet mit den von ihm
gewählten 12 Aposteln. Nach deren Tode bestand ihre Geistlichkeit aus
72 Bischöfen und einer angemessenen Anzahl von Aeltesten und Dia-
conen, sämmtlich von der Classe der Auserwählten; doch galten diese
Geistlichen nur als Lehrer, dagegen die Kirchengewalt von den Ge-
meinden democratisch ausgeübt wurde. Keine ketzerische Secte wurde
gehässiger verfolgt, als die Manichäer; dennoch breiteten sie sich
aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien, Kleinasien, Nord-
afrika und selbst bis Italien mit großer Schnelligkeit aus. Auch
der heil. Augustinus, der ihre Irrthümer späterhin mit der heftigsten
Polemik bestritt, hat ihnen eine Zeit lang angehört und in der That
war in ihrer Religionsansicht Wahres und Falsches so kunstreich ge-
mischt, daß lebhafte Köpfe wohl von ihren bilderreichen Aufschlüssen
über die Geheimnisse Gottes, der Natur und des Menschenlebens ge-
täuscht werden konnten, zumal da ihre Moral streng und ihr Wandel
meist untadelhaft erschien. Inzwischen wurde ihre bürgerliche Existenz
als abgesonderte Religionsgesellschaft durch die Verfolgungsdecrete christ-
licher Kaiser und durch die Bannflüche der orthodoxen Bischöfe so un-
sicher, daß sie sich seit dem fünften Jahrhundert theils in das noch
heidnische östliche Asien, wo sie wahrscheinlich Einfluß auf die Ausbil-
dung des Lamaismus hatten, theils in das Dunkel geheimer Verbrü-
derungen zurückzogen und öffentlich nur unter andern Namen wieder
auftraten. Es waren manichäisch gnostische Lehrsätze und Uebungen,
durch welche schon die Secte der Priscillianisten sich nach dem
Vorgange des 385 zu Trier nebst 6 Anhängern enthaupteten Bischofs
Priscillian von Avila von der orthodoxen Kirche unterschied und ihr
abgesondertes kirchliches Leben in Spanien bis zum sechsten Jahrhun-
dert fristete. Andere Ueberreste des Manichäismus erhielten sich ohne
Verband in Aegypten und dem westlichen Asien und brachten späterhin
die Ketzereien, die unter mancherlei Namen das Mittelalter beunruhi-

en, aus Armenien nach Europa. Zufolge einer unerwiesenen Behauptung älterer Kirchenhistoriker wird den Manichäern gewöhnlich auch die kleine Partei der **Hierakiten** beigezählt, welche Hierax, ein christlicher Gelehrter in Aegypten, gegen Ende des dritten Jahrhunderts durch eine den gnostischen Allegorien und Deutungen der heil. Schrift verwandte Geheimlehre und strenge Sittenzucht stiftete. Sie wollten das Priesterthum Melchisedeks erneuern, daher sie auch **Melchisedekiten** genannt wurden. Im vierten Jahrhunderte zerstreuten sie sich, während ihre Askese in das Leben christlicher Einsiedler und Mönche überging. Nur in dieser practischen Beziehung gränzt an die vom wahren Christenthume wesentlich abweichenden Gnostiker und Manichäer der ihren philosophischen Speculationen und Allegorien sonst ganz entgegengesetzte sittliche Mysticismus der **Montanisten**, deren Stifter **Montanus**, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Bischof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, sich für den von Jesu verheißenen Parakleten ausgab, welcher das vollkommene Mannesalter des Christenthums oder die Reife der christlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahren Christen Eingebungen des heiligen Geistes empfingen und Visionen hätten, von der herrschenden Meinung ab; die chiliastischen Hoffnungen und die Neigung zum steifen Buchstabenglauben hatte er mit den judaisirenden Christen gemein, und auch die moralische Eigenthümlichkeit seiner Secte beschränkte sich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die sie in häufigem Fasten, in der Verachtung heidnischer Gelehrsamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum ehelosen Leben und zum Märtyrertode suchte. Die Montanisten nannten im Dünkel ihrer höhern sittlichen Vollkommenheit sich selbst **Pneumatici** (Geistiggesinnte); sonst hießen sie auch **Pepuzianer** und **Phrygier**, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mönchische Strenge vertheidigt, die mehr zur Gnosis geneigte alexandrinische Schule bestritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das vierte Jahrhundert, in dessen Mitte sie aus der Geschichte verschwinden, und nur in Gallien durch phrygische Colonisten noch einige Zeit erhalten worden zu seyn scheinen. Eben so wenig, als diese dem Mönchthum vorarbeitende Secte, lehrten die Parteien, die während und nach der Christenverfolgung des Kaisers Decius über das gegen abgefallene oder zu nachgiebige Christen zu beobachtende Verfahren mit den orthodoxen Bischöfen in Streit gerathen waren, etwas dem geltenden Glauben wesentlich Widersprechendes. **Novatianus**, ein römischer Presbyter, wollte solche Abtrünnige, auch wenn sie bußfertig in die Christengemeinde zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen wissen, und seine Anhänger erhielten sich von 252, wo sie unter dem Namen der **Novatianer** eigene Gemeinden bildeten, durch den Ruhm, keine lauen Glieder unter sich zu dulden, bis in das sechste Jahrhundert. Die wegen desselben Eigensinnes im Anfange des vierten Jahrhunderts von der nachsichtigern orthodoxen Kirche getrennten **Meletianer** verloren sich bald unter den Arianern. Schismatiker derselben Art, die, ohne Ketzer zu seyn, eine kirchliche Spaltung verursachten, waren die **Donatisten** in Nordafrika, deren Anführer **Donatus**, ein numidischer Bischof, sich wegen seiner 311 bei einer streitigen Bischofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren, d. h. solche Kleriker, die während der Verfolgungen die Bibel an heidnische Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für

amtsfähig zu erkennen, mit seinem Anhange aus der Gemeinschaft der römischen Kirche trat und eine eigene Secte stiftete, die auch schon getaufte Christen, welche sie aufnahm, wiedertaufte. Sie herrschte in den christlichen Provinzen Afrika's, und zählte 330 schon 172 Bischöfe ihres Bekenntnisses. Noch erhöht wurde ihre hierarchische Strenge durch die Beobachtung des novatianischen Grundsatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszustoßen und die vollkommene Unbescholtenheit und Glaubens ihrer Lehrer und Glieder für das wesentlichste Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geist nicht in ihr herrschen könne – eine Behauptung, welche späterhin in das catholische Dogma von der alleinseligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten sich die Donatisten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatischer Bauern, die um 548 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiserliche Heer angriffen und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbstmord verwüsteten; denn das Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigst gesucht, und sie ließen sich von den Catholischen freiwillig umbringen. Doch ihren Untergang fand diese im vierten und fünften Jahrhundert blühende Secte erst, als die Provinzen, die sie erfüllte, von den Saracenen der Christenheit entrissen wurden. Weniger bedeutend waren die nur auf ein kurzes Daseyn im vierten Jahrhundert beschränkten Parteien der Quatuordecimaner, die in Kleinasien und Syrien fortfuhren, das Osterfest nach alter Weise mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art. Ostern), der Audianer oder Anthropomorphiten in Syrien, die neben derselben Gewohnheit noch willkürliche Büßungen unter sich einführten und sich Gott in menschlicher Gestalt vorstellten, der Messelianer oder Euchiten, Betbrüder unter den Griechen, die sich einem frommen Müßiggange und mönchischen Andachtsübungen ergaben. Eine von dem frömmelnden Wesen dieser mehr gegen gewisse äußere Einrichtungen, als gegen die Lehre der Kirche eingenommenen Parteien ganz verschiedene Richtung nahmen die zu der Gattung der Antitrinitarier (s. d. Art.) gehörigen Secten. Vorläufer derselben am Ende des zweiten Jahrhunderts war Praxeas, ein asiatischer Christ und heftiger Gegner der Montanisten, der die drei Personen in der Gottheit nur als eine dreifache Wirksamkeit des einigen Gottes betrachtete, daher seine Anhänger Monarchianer, und wegen der ihnen aufgebürdeten Folgerung, der Vater müsse mit dem Sohne Jesus gelitten haben, Patripassianer genannt wurden. Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts verwarf in ähnlichem Sinne Noetus zu Smyrna die Trinitätslehre mit der Behauptung, daß der Vater mit Christo nur eine Person sey. Die Noetianer verloren sich in der Folge unter den Sabellianern und Samosatenern oder Paulianisten (s. d. Art. Sabellius und Samosatener), zwei Parteien, die den Unterschied der drei göttlichen Personen auf gleiche Weise aufzuheben suchten. Eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater behaupteten die Arianer oder Heterusianer und Anomäer, dagegen die Semiarianer oder Homoiusiasten mit den Macedonianern oder Pneumatomachen, welche auch den heil. Geist dem Vater nicht gleich achteten, eine Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugaben, doch eben so wie ihre Gegner, die Bischöfe Marcellus von Ancyra und Photinus von Sirmium wegen sabellianischer Irrlehren verketzert wurden. Im Grunde gingen alle diese unter dem gemeinsamen Namen der Aloger, weil sie die Würde des Logos,

i. Christi, herabsetzten, angefochtenen Parteien darauf aus, Jesum ir einen bloßen Menschen zu erklären, und versuchten nur, um sich em nicänischen Symbolum der Orthodoxen zu nähern, mancherlei Deutungen der Trinitätslehre. Ueber ihre Entstehung und Geschichte ergl. den Art. Arianer. Noch während der Streitigkeiten, unter enen die arianischen Secten sich zu einer abgesonderten Kirche ausbil- eten, brachte 265 Apollinarius d. j., Bischof von Laodicäa in Syrien, aus Vorliebe für den Platonismus die Meinung auf, der ogos oder Sohn Gottes habe bei dem Menschen Jesus die Stelle der ernünftigen Seele vertreten, wodurch, weil es bald überall im Orient Apollinaristen gab, der Unterschied der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zur Sprache kam. Dies war um so nöthiger, da ch schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts Parteien erhoben, die einer Mutter Maria zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thra- ische und scythische Weiber, die kaum zum Christenthume übergetreten, och voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Prozessionen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwa- en kleine Kuchen (griechisch Kollyris) darbrachten und daher Kolly- idianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen selbst n, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben sey, als Glau- ienslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Josephs und Mutter mehre- er mit ihm gezeugten Brüder Jesu betrachtete, Antidikomaria- iten, d. h. Widersacher der Maria; wegen desselben Irrthums wur- en Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien nit ihren Anhängern verketzert. Nestorius, ein Syrer, seit 428 Bischof zu Constantinopel, lehrte, um jeden Mißverstand in diesem Punkte zu vermeiden, daß Maria nicht Gottesgebärerin, sondern Chri- tusgebärerin zu nennen sey, weil Gott nicht von einem Weibe geboren verden könnte. Doch weniger wegen dieser Meinung, als aus Neid ind Parteisucht, bewirkte der Alexandriner Cyrill auf der Synode zu Ephesus 431 die Entsetzung des Nestorius; daher die Nestorianer, obgleich ihr Lehrsatz von zwei Naturen in Christo für rechtgläubig er- kannt werden mußte, vom Kaiser gewaltthätig verfolgt, nach Persien flohen und dort eine noch jetzt abgesondert bestehende Kirche unter dem Namen der syrischen oder chaldäischen Christen, zu der die Thomaschristen in Ostindien gehören, stifteten. S. d. Art. syri- sche Christen. Doch gerade aus der Partei, die die Nestorianer verdammt hatte, ging die noch viel folgenreichere Ketzerei der Euty- chianer oder Monophysiten hervor, die nur Eine Natur in Christo annahmen. Vergl. d. Art. Monophysiten. Außer den kleineren über diesen Streitpunkt im sechsten Jahrhundert unter ägypti- schen und syrischen Theologen entstandenen Parteien der Phtartola- trer (Verweslichkeitsdiener) auch Corrupticolä und Severiten genannt, die den Leib Christi für verweslich und seiner Natur nach jedem menschlichen Bedürfniß unterworfen hielten, der Aphtardo- keten (Unverweslichkeitslehrer) oder Phantasiasten, die diese Schwachheiten von der Willkür Christi abhängig dachten und auf die Meinungen der gnostischen Doketen geriethen, der Aktisteten, die den Leib Christi für unerschaffen erklärten, der Agnoëten, die Christo die Allwissenheit absprachen, der Theopaschiten, welche behaupte- ten, einer aus der Dreieinigkeit sey gekreuzigt worden, der Tritheï-

ten, die geradezu drei Gottheiten annahmen, bildeten sich aus den zahlreichen Ueberresten der am Hofe zu Constantinopel bald begünstigten bald verurtheilten Monophysiten die noch jetzt im Orient bestehenden Kirchen der Jacobiten, die die dem Patriarchen zu Constantinopel unterworfenen und in den Schooß der orthodoxen Kirche zurückgekehrten Glieder ihrer Secte Melchiten nennen, weil sie ihren Glauben von den Kaisern bestimmen ließen, der Armenier, Kopten und Abyssinier. (S. alle diese Art.) Eine Folge der monophysitischen Streitigkeit war im siebenten Jahrhundert die Entstehung der monotheletischen, in der die nur einen Willen in Christo annehmende Partei der Monotheleten von den Orthodoxen gedrängt sich unter ihrem Führer Maro in Syrien zu einer abgesonderten Kirche vereinigte. (S. d. Art. Maroniten.) Im achten Jahrhundert endlich zeigten sich neue Spuren des Arianismus in Spanien, wo einige Bischöfe mit ihren Gemeinden, wahrscheinlich um das Christenthum in den Augen der Saracenen gegen den Vorwurf der Vielgötterei zu schützen, den Lehrsatz aufstellten, als Gott sey Christus Gottes Sohn von Natur, als Mensch aber durch Adoption, welche, wie bei jedem Christen, eine Wirkung der Taufe und Wiedergeburt gewesen sey. Diese Adoptianer bildeten jedoch eben so wenig eine kirchlich abgesonderte Secte, als die seit dem fünften Jahrhundert weitverbreiteten Pelagianer und Semipelagianer und die ihnen entgegenstehenden Prädestinatianer. Vergl. d. Art. Gnade und Pelagianismus. Ueberhaupt wurden abweichende Meinungen unter den unruhigen Orientalen, deren Mutter, die griechische Kirche selbst, sich im Mittelalter immer mehr von der römischen entfernte, viel leichter Anlaß zu förmlichen Trennungen, als im Abendlande, das bei dem zunehmenden Uebergewicht des römischen Stuhles sich als den Hauptsitz der Orthodoxie betrachten lernte. Unter dem Schutze der Bergketten des Caucasus und Taurus, die in Armenien zusammenstoßen, gab es noch Ueberreste der Manichäer und Gnostiker, die sich seit dem achten Jahrhundert nach einem Parteihaupte Paulus, Paulicianer nannten, um den gefährlichen Verdacht des Manichäismus von sich abzuwenden. Als Ikonoklasten (s. d. Art. Bilderstürmer) wurden sie von den griechischen Kaisern, je nachdem diese dem Bilderdienste, den die manichäische Denkart ganz verwarf, bald ungünstig, bald günstig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten sie, da man ihrem unläugbaren Manichäismus auf die Spur kam, im neunten Jahrhundert harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andere in das Gebiet der Mahomedaner flüchteten, welchen sie in den Kriegen gegen die Griechen beistanden. Die im zehnten Jahrhundert versuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianischen Gemeinden, die der griechische Kaiser Johannes Zimisces nach Thrazien versetzte, gelang eben so wenig, als jene gewaltsame Unterdrückung, und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerstreute Haufen dieser Secte theils zu Lande durch die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen erschienen ihre Abkömmlinge und Geistesverwandten nun in den europäischen Ländern. Ganz unzweifelhaft ist der paulicianische Ursprung der Lehre jener den alten Massalianern und Eucheten ähnlichen Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs Bog milui (bulgarisch: Gott erbarme dich) Bogomilen nannte und im zwölften Jahrhundert zu Constantinopel mit dem Feuertode bestrafte. Weniger läßt sich dies von den 1025 zu Orleans verbrannten 10 Canonicis und von den

um dieselbe Zeit in Flandern entdeckten Ketzern behaupten, über deren Meinungen und Gebräuche man nur die gehässigen Berichte ihrer Gegner hat. Erweislicher scheint die gnostisch-manichäische Abstammung der Ketzerei, deren man die in der Lombardei seit der Mitte des elften Jahrhunderts und später auch in Frankreich und Deutschland bekannt gewordenen Separatisten beschuldigte. Sie wurden bald wegen ihrer Herkunft Bulgaren, woraus das französische Schimpfwort Bougres entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit als Menschen aus der niedrigsten Volksclasse nach der Pataria, einer übelberufenen Gegend bei Mailand, Patarener oder Pateriner, bald Publicaner oder Popelitaner und in den Niederlanden Piphles genannt. Der allgemeinste Name aber, mit dem das Mittelalter diese und ähnliche Sectirer bezeichnete, war Katharer, der entweder aus dem griechischen Worte καθαροί, die Reinen, wofür sie sich selbst hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil sie aus der Gazarei, der heutigen Crimm, gekommen seyn sollten, gebildet und in dem deutschen Ausdrucke Ketzer erhalten wurde. Die Religionsansicht und Uebung der unter diesem Namen begriffenen Separatistenhaufen war freilich nach Gegend und Zeitalter, worin sie auftraten, und nach dem Geiste ihrer Anführer sehr mannichfaltig modificirt, doch in der entschiedenen und hartnäckigen Opposition gegen den Catholicismus, wie er sich damals gestaltete, stimmten sie alle überein, und so dunkel auch noch ihre Geschichte ist, so erhellt schon aus den wenigen Quellen derselben, daß sie in folgenden Punkten der Lehre und des religiösen Lebens zusammentrafen. Den Widerwillen gegen die jüdischen Elemente im Christenthume, den mehr oder weniger geschickt in biblische Redensarten gekleideten Dualismus, der neben dem einigen guten Gott auch noch den Teufel als zweites Grundwesen und Urheber der Körperwelt gelten ließ, und den Dünkel einer höheren sittlichen Vollkommenheit hatten sie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß arianischer Vorstellungen und platonischer Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos sein erster Gedanke und der Geist die gemeinsame Wirkung seyn sollte. In jedem guten Menschen sahen sie einen Christus, und unterschieden daher in ihren Gemeinden Auserwählte von den Anfängern. Das Verdienst des Erlösers fanden sie mehr in seinem Beispiel als in seinem Versöhnungstode, und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferstehung der Leiber ihnen nicht nöthig schien, auf das Maß ihrer eigenen Tugend. Im religiösen Leben des Menschen hielten sie die Erhebung des Geistes über das Irdische bis zur mystischen Beschauung für die höchste Stufe; als leeres Gepränge verachteten sie Messe, Altardienst und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien sammt allen willkürlichen Bußübungen und sogenannten guten Werken; die tägliche Einsegnung ihrer Speisen und Getränke galt ihnen als heil. Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geistes als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung; innige Herzensandacht beim Gebet und reiner, durch Enthaltsamkeit vom Beischlaf und vom Genuß aufreizender Nahrungsmittel verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Uebung der Frömmigkeit; die Satzungen der päpstlichen Hierarchie und das Priesterthum der Catholischen, wie es damals war, hielten sie für ganz unchristlich und verderblich, dagegen drangen sie auf Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und buchstäbliche Erfüllung der Vorschriften des

neuen Testaments, das sie fleißig lasen, aber freilich oft mißverst[an-]den. In einem Zeitalter, wo todtes Buchstabenwesen, kalte Dial[ec-]tik, mechanische Verwaltung des Cultus und ärgerliche Sitten d[es] Klerus die Religion immer mehr aus der herrschenden Kirche entfernten, mußten solche Lehren und Grundsätze schon um des Gegensatzes wil[len] Beifall finden. Die lebendige Religiosität und Sittlichkeit, deren sic[h] die meisten dieser Separatisten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblich höheren Einsicht, die Wärme ihrer Mys[tik] und die rührende Kraft ihres einfachen Cultus verschafften ihnen viel[e] Anhänger nicht bloß aus dem gemeinen Volke. Unzufriedene aller Art, auch Kleriker und Edelleute schlossen sich an sie an, daher sie in Frankreich bons hommes hießen, und bei dem rohen Zustande der Staatsverfassungen unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeiten konnten ihre wenig mit einander zusammenhängenden, politisch nicht gefährlichen Gemeinden oft lange Jahre straflos ihr stilles Wesen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei diesen Secten; die nächtlichen Zusammenkünfte, die Gemeinschaft der Güter, die heimathlose, herumschweifende Lebensart, wegen der mehrere derselben *Passageren*, *Pessagini* genannt wurden, die ursprünglich ascetische Geringschätzung des Ehestandes mancher von ihnen machte, da sie doch das Zusammenleben beider Geschlechter gestatteten, Gelegenheit zu groben Unsittlichkeiten, und das Geheimniß, in das sie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verirrungen einer sich selbst überlassenen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sectennamen durch solche Flecken übelberüchtigt wurden, so gaben neue Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Secten Daseyn und Namen und dem einmal beliebten Geiste des Separatismus frischen Schwung. Versuche dieser Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruis, Heinrich und Arnold von Brescia im zwölften Jahrhundert verursachten und die Parteinamen der *Petrobrusianer*, *Henricianer* und *Arnoldisten* aufbrachten. Nur wurden zugleich die geistlichen Obrigkeiten eifriger im Aufspüren und Bestrafen der Ketzer, so daß diese neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Parteien bald wieder erloschen. Nun brauchten zwar jene Katharer, Patarener, Publicaner u. s. w., wo sie ansässig waren, die Vorsicht, sich öffentlich zu den catholischen Kirchen zu halten und ihre religiösen Privatversammlungen bei verschloßnen Thüren zu halten; auch gestatteten sie ihren bedrängten Gliedern, sich vor den geistlichen Gerichten durch scheinbaren Widerruf zu helfen. Die Aufmerksamkeit dieser Behörden war aber einmal rege, und da die Päpste diese Verfolgungen durch besondere Legaten betrieben und dem Dominicanerorden, der nur zur Bekämpfung und Bekehrung der Ketzer errichtet wurde, das furchtbare Institut der Inquisition übertrugen, gab auch das unbescholtenste bürgerliche Leben und die tiefste Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Mehrere Tausende derselben, die sich um Toulouse und in Albigeois gesammelt hatten und daher *Albigenser* genannt wurden, kamen in dem 1209 gegen sie begonnenen und erst nach 20 Jahren beendigten Kreuzzuge des Grafen Simon von Montfort um; ihr Beschützer, der Graf Raimund von Toulouse, verlor dadurch seine Länder, die Inquisition opferte, was dem Schwert entgangen war, dem Feuertode und nur ein kleiner Haufe flüchtete sich in die Thäler Piemonts, wo er sich einige Zeit unter dem Namen der *französischen Kirche* erhielt. Nächst diesen Albigensern hatten damals auch die zum Theil mit ihnen

vermischten Waldenser, die 1170 aus einer Reform der katharischen Meinungen durch Petrus Waldus zu Lyon entstanden waren, harte Verfolgungen auszustehen. Sie hießen auch Leonisten und wegen ihrer armseligen Lebensart, Arme von Lyon und Humiliaten und wurden, indem sie sich von manichäischen Irrthümern frei erhielten, allein der Bibel folgten und seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in den Schluchten der Cevennen und savoyischen Gebirge eine zum einfachen Urchristenthum zurückkehrende, von den Catholischen völlig abgesonderte Religionsgesellschaft bildeten, die Vorläufer der Hussiten und der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts. (Vergl. den Art. Waldenser.) Minder wichtig als diese ehrenwerthe, noch jetzt nicht erloschne Secte waren die Stedinger an der Nordsee, die sich um 1230 gegen den Bischof von Bremen rebellisch erhoben und in einem der blutigsten Ketzerkriege unterdrückt wurden. (Vergl. d. Art. Stedinger.) Die Ketzergerichte waren überhaupt im dreizehnten Jahrhundert so thätig, daß keine der älteren Secten, außer den Waldensern, diesen Zeitpunkt überlebte. Dagegen ging im dreizehnten Jahrhundert eine neue Gattung von Secten und schismatischen Verbrüderungen aus dem durch die Bettelorden angeregten Wetteifer im Bestreben nach einer unerhörten Mönchsheiligkeit hervor. Eine von ihren laueren Ordensbrüdern und den Päpsten verworfene Partei unter den Franziskanern, die auf völlige Armuth drang, sonderte sich zuerst in der Lombardei von der herrschenden Kirche ab. Diese unechten Religiosen hießen Fraticellen, d. h. kleinere Brüder, Spiritualen, d. h. Geistige, Bizochen, d. h. Bettelsackträger. Ohne die Glaubenslehre anzufechten, empörten sie sich nur gegen die bestehende Hierarchie und verkündigten ihren Untergang. Beten und Betteln war ihr Hauptgeschäft, das sie herumschweifend trieben, denn Ansiedelungen in Klöstern erlaubte der über sie verhängte Kirchenbann nicht. Viele aus den niedern Volksclassen beiderlei Geschlechts schlossen sich als ein dritter Orden in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden an sie an und aus diesen Tertiariern der Fraticellen entstanden die Brüderschaften der Begharden, Beguinen und Lollharden, Stille im Lande, die den Separatismus der Muttersecte durch reinere Sitten und wohlthätige Anstalten für Krankenpflege und Jugendunterricht veredelten und nur das häufige Beten und Betteln (daher Begharden) und die geheimen Andachtsübungen mit ihr gemein hatten. (Vergl. d. Art. Beguinen.) Unruhiger war der 1260 zu Parma entstandene Apostelorden, der, weil er die päpstliche Bestätigung nicht erhielt, zu einer Secte wurde, die sich in Italien, der Schweiz und Frankreich bis in das vierzehnte Jahrhundert erhielt. Diese apostolischen Brüder oder Apostler wollten in Kleidung, Lebensart und Religionsübung ganz den Aposteln Jesu gleichen, verwarfen das catholische Priesterthum und führten Gefährtinnen bei sich, mit denen sie herumzogen und das Reich Gottes verkündigten. Einen noch viel schlimmeren Ruf hatten die Brüder und Schwestern des freien Geistes (vergl. d. Art. Brüderschaften), deren Ueberreste sich während der hussitischen Unruhen in Mähren und Böhmen unter dem Namen der Piccarden (verstümmelt von Begharden) und Adamiten häufig blicken ließen und den Stand der Unschuld dadurch zu erneuern glaubten, daß sie in ihren Versammlungen ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter nackend erschienen. Andre ebenfalls von der Kirche nicht autorisirte Brüderschaften im vierzehnten Jahrhundert zeichneten sich bei zweifelhafter Recht-

gläubigkeit nur durch selbst erwählte Bußübungen, Ungehorsam gegen die Kirchengesetze und gröberen Aberglauben aus, wie die Geißler oder Flagellanten und die Kreuzbrüder (s. diese Art.). Ohne einen ganz erweislichen Zusammenhang mit den Waldensern, aber durch ähnlichen Eifer für biblisches Christenthum und Widerspruch gegen die Mißbräuche der päpstlichen Hierarchie arbeiteten Wiklef mit seinen Anhängern in England und in Böhmen die Hussiten, zu denen die Parteien der Calixtiner oder Utraquisten, der Horebiten, Waisen oder Taboriten und der von diesen abstammenden böhmischen oder mährischen Brüder gehören (s. alle diese Art.), der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts vor. Die protestantischen Kirchen, welche durch dieselben entstanden, werden nun zwar von den Catholiken eben sowohl als die griechische Kirche unter die Secten gerechnet, doch bezeichnet der historische Sprachgebrauch mit dieser herabwürdigenden Benennung nur die kleinen Parteien, die außer den größeren, durch den westphälischen Frieden anerkannten Kirchen abgesonderte Religionsgesellschaften bilden. Dergleichen hat der mit Feuer und Schwert gegen die Irrgläubigen gerüstete Catholicismus in seinem Schooße nicht aufkommen lassen. Das Bedürfniß des religiösen Separatismus fand schon in der Mannichfaltigkeit der geistlichen Orden hinlängliche Nahrung. Einzelne Sectirer, d. h. Irrlehrer, die Sectenstifter werden wollten, bezwang die Inquisition und die Thätigkeit der Jesuiten, welche bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts jede freie Bewegung des Geistes zu hemmen wußte. Die Jansenisten, Quietisten und Molinisten blieben ungeachtet ihrer abweichenden Ansichten von einigen Lehren rechtgläubige Catholiken; selbst die ersteren, welche in den Niederlanden eigene Gemeinden und Geistliche haben, sind keineswegs als eine besondere Secte anzusehen, da sie den Primat des Papstes anerkennen, alle catholischen Gebräuche beobachten und nur den ultramontanischen Lehrsatz von der Unfehlbarkeit des Papstes eben so in Zweifel ziehen, wie unzählige andere Catholiken diesseit der Alpen. Die von ihnen ausgegangenen oder durch den jansenistischen Streit nur geweckten Parteien der Appellanten, Convulsionairs und Securisten, Naturalisten und Figuristen, Discernanten und Melangisten haben in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur ein kurzes Daseyn in Frankreich gehabt. (Vergl. d. Art. Jansen und Quietismus.) Die griechische Kirche, obwohl wegen ihrer geringen Neigung zum Denken in der Religion über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit sich einig, hat doch einige Secten aufzuweisen, welche die tolerante Regierung in Rußland bestehen läßt. Schon im vierzehnten Jahrhundert sonderten sich die Partei der Strigolniken aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, wurde aber bald wieder zerstreut. Dasselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnige, die sich selbst Staro-werzi, d. h. Altgläubige, nennen, weil sie die vom Patriarchen Nikon um diese Zeit unternommenen liturgischen Neuerungen nicht genehmigten. Sie bilden eine, nach und nach in 20 Partien zerfallne Secte, die sich durch Beibehaltung der unveränderten slavonischen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechischen Mutterkirche unterscheidet, selbstgeweihte Geistliche hat und von früheren Verfolgungen der Czaren gedrängt größtentheils in die östlichen Provinzen des russischen Reichs gewichen ist. Unter den donischen und asiatischen Kosacken hat diese jetzt die meisten Anhänger, auch findet man Roskolniken in Sibirien. Sie halten den Gebrauch des Tabaks und der starken Getränke für un-

laubt, fasten strenger als die Russen, verweigern den Eid und lehnen sich sonst nicht selten aus ähnlichen fanatischen Gründen, wie die Wiedertäufer, gegen die Obrigkeit auf, daher Pugatschew, selbst ein Roskolnik, unter ihnen den meisten Anhang fand. Jetzt haben sie viele von diesen und andern Schwärmereien in Rücksicht der Ehe, der Kleidung, des Priesterstandes und Märtyrerthums nachgelassen. Vertriebene Roskolniken, welche sich in Litthauen und Ostpreußen unter Anführung eines Aeltesten Philipp Pustoswiät niederließen, sind die Philippanen, die die preußische Regierung in Neuostpreußen duldet. Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie Aelteste statt der Popen haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmelung und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienste verweigern und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert lassen. Weiter entfernen sich vom Glauben der Kirche die Duchoborzy, eine auf den Steppen jenseit des Dons angesiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat, Eid und Blutvergießen für unerlaubt hält und zu Empörungen geneigt ist. Antitrinitarier ähnlicher Art sind die unpopischen Russen oder sogenannten russischen Juden im Gouvernement Archangel, von denen man nur weiß, daß sie weder Christum noch die Heiligen verehren und selbst die Taufe verwerfen. Genauer kennt man die zahlreichen Secten, die dem Protestantismus theils nur durch die Opposition gegen den Papismus und durch den einfacheren Cultus, theils auch wegen ihrer Entstehung aus seinem Schooße verwandt sind. Zu den erstern gehören 1. die Anabaptisten oder Wiedertäufer des sechszehnten Jahrhunderts (s. d. Art.), von denen die localen Parteien der Waterländer, Friesen, Flaminger mit den Galenisten oder der Gemeinde vom Lamme, den Apostoolen oder der Gemeinde von der Sonne, den Ukewallisten oder Dompelers, den Danzigern, den Janjacobschristen und Schweizern und die gemäßigter denkenden Mennoniten, Familisten, Baptisten, Sabbatharier und Dunkers abstammen. (S. d. Art. Taufgesinnte.) 2. Die Unitarier oder Socinianer. (S. d. Art.) 3. Die Schwenkfeldianer, die Caspar Schwenkfeld von Ossing bei Liegnitz ihren Stifter nennen. Dieser schlesische Edelmann, geb. 1490, ein lebhafter scharfsinniger Kopf, ergriff in der Epoche der Reformation die evangelische Lehre mit großem Eifer, sonderte sich aber durch seine mystische Ansicht vom Abendmahle, worin Essen und Trinken ihm Sinnbilder der Zueignung des Geistes Christi waren, von der Menschheit Christi, die er nicht als Creatur, sondern als einen Bestandtheil der Dreieinigkeit betrachtete, und von der Kirchenlehre und Verfassung überhaupt, worin er keine positiven Satzungen und willkürlichen Uebungen dulden, eine vollkommnere Reinigkeit des Wandels herstellen und nur von einem Christenthume des innern Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung wissen wollte, von den Lutherischen ab. Nach seinem in der Verbannung zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondre Gemeinden, die seinen Meinungen folgten und eine strengere Kirchenzucht unter sich einführten, nach harten Verfolgungen aber eine Zuflucht in Nordamerika fanden, wo sie in Maryland, Berks und in Philadelphia selbst noch jetzt eigene Gemeinden, Geistliche und Bethäuser haben und wegen ihrer Arbeitsamkeit, Frugalität und Rechtlichkeit gerühmt werden. Geheime Anhänger Schwenkfelds, die seine Schriften lesen, gibt es auch noch in Schlesien, doch halten sie sich

äußerlich zu den Lutheranern. In den protestantischen Kirchen [illegible] hat, außer der Trennung der Reformirten von den Lutheranern, [illegible] den ersteren nicht nur die Abweichung des strengen Calvinismus [illegible] den freieren Ansichten Zwingli's in der Lehre vom Kirchenregiment [illegible]ne Verschiedenheiten der Verfassung erzeugt, die die alten Schweize[illegible] und die von ihnen abstammenden helvetischen Glaubensgenossen in Ungarn als echte Zwinglianer ungeachtet des Consensus Tigurin[illegible] 1549 mit den Calvinisten in Genf, Frankreich, Holland, Deutschland und England nicht ganz übereinstimmen lassen, sondern auch der Streit über die Prädestination zwischen Gomarus und Arminius zu der durch die dortrechter Synode 1618 verewigten kirchlichen Trennung der Arminianer oder Remonstranten, welche nach pelagianischer Ansicht nur eine bedingte Gnadenwahl annehmen und daher auch Universalisten heißen, von den altgläubigen Calvinisten Gelegenheit gegeben. (S. d. Art. Remonstranten.) Auch nach der dortrechter Synode hielten sich noch Remonstranten zu Rheinsburg bei Leyden verborgen, wollten sich aber nach der Proclamation der Religionsfreiheit der Remonstranten nicht mit diesen vereinigen und stifteten die besondre Secte der Rheinsburger oder Collegianten, wie sie sich selbst nannten, weil sie keine Kirche, sondern nur Collegien (so hießen ihre Gemeinden) bildeten. Sie theilten sich in die holländischen Collegien, die sich zum Socianismus neigten und die altgläubigen gröningischen und hatten 1740 18 Gemeinden ohne stehende Geistliche. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sind sie erloschen und ihre Reste zu den Mennoniten übergegangen, mit denen sie in Rücksicht der Taufe übereinstimmend dachten. Eine politische Merkwürdigkeit erhielten die Reformirten in Frankreich, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzerische Secte verfolgt, durch dieses Schicksal bis zum gewaltthätigsten Fanatismus erhitzt wurden und beinahe selbst eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des religiösen Glaubens genommen hätten. Wenigstens standen unter den hugenottischen Rebellen in den Cevennen, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Camisarden (Kurzröcke) nannte, Propheten und Wunderthäter auf, die sich unerhörter Visionen rühmten und unter dem Namen der Inspirirten oder neuen Propheten nach 1710 auch in Deutschland erschienen. (S. d. Art. Inspiration.) In der anglicanischen Kirche entstand gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Auslegungen der Lehren von der Trinität, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sacramenten Latitudinarier oder Syncretisten genannt wurden, sich jedoch keinesweges kirchlich absonderten, wie die unter den Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationalisten, Nonconformisten, Independenten in Großbritannien bekannten Dissenters. (Vgl. die Art. anglicanische Kirche und Dissenters.). England war überhaupt das Mutterland der meisten neuern Secten. Hier entstanden die Quäker, die Methodisten, zu denen die Jumpers (Springer) oder walliser Methodisten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemannianer oder Glassiten und die Jacobiten oder Nonjurors (s. diese Art.). Weniger erheblich sind die schottischen Seceders, d. h. Separatisten, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie die Relievers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geistlichen aus der presbyterianischen Kirche schieden, doch selbst um des Bürgereides

[illegible] in Burghers, die ihn leisten, und Antiburghers, die [illegible]hn verweigern, zerfielen, und die Lifters zu Kilmore, die das Brod [illegible]eim Abendmahle emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika sind im achtzehnten Jahrhundert einige kleine Secten entstanden, von denen jedoch nur die Schütterer (s. d. Art.) und die Dunkers (s. d. Art. Taufgesinnte) Erwähnung verdienen. Höheres Interesse erwecken die Herrnhuter, an denen wir in der Nähe sehen können, wie die bessern unter den kleinen protestantischen Religionsparteien ihr kirchliches und bürgerliches Zusammenleben eingerichtet haben (s. die Art. Brüdergemeinde und Herrnhut), und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jerusalems (s. d. Art. Swedenborg), die beide auf dem Gebiete der lutherischen Kirche entstanden sind. Ein verfehlter obwohl merkwürdiger Versuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war das während der Revolution zu Paris entstandene und wieder erloschene kirchliche Institut der Theophilantropen (s. d. Art.). Auf demselben Wege des Naturalismus, doch nichts weniger als philosophisch, wie dies moderne kirchliche Meteor, zeigte sich 1781 eine aus armen, unwissenden Landleuten bestehende Deistengemeinde in Böhmen, die sich Abrahamiten nannte und im Vertrauen auf Josephs II. Toleranzedict aus ihrer Dunkelheit hervortrat, aber ihre Offenherzigkeit sehr bereuen mußte, da Joseph sie an die türkische Gränze versetzen und durch grausame Mißhandlungen bekehren ließ, weil sie sich weder als Christen noch als Juden ausweisen konnten. Christlicher ist die 1802 zu Delft gestiftete protestantische Secte, die sich Christo sacrum nennt und alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine Geistliche, sondern nur gebildete Redner hat, bei ihrem Cultus den Ehrdienst als die eigentliche Gottesverehrung, vom Lehrdienste, der Anhörung geistlicher Reden, unterscheidet und jeden besonders begeht, ein sehr allgemeines biblisch-protestantisches Glaubensbekenntniß aufstellt, übrigens aber ihren Mitgliedern, zu denen Reformirte und Lutheraner gehören, im Denken über religiöse Dogmen die vollkommenste Freiheit läßt. Durch liturgische Verbesserungen des zum Grund gelegten reformirten Cultus hat diese Gesellschaft einige tausend Proselyten gemacht, doch scheint sie jetzt auch ihrem Erlöschen nahe. Außer diesen eigenthümlich gestalteten Religionsgesellschaften sind noch eine Menge theologischer und schwärmerischer Parteien im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit Sectennamen belegt worden, obwohl ihre Anhänger nur durch das Band gemeinschaftlicher Meinungen zusammenhingen und keine kirchlich abgesonderten Secten bildeten. Die vorzüglichsten unter ihnen sind die von einem Exjesuiten und reformirten Prediger zu Mittelburg, Johann Labadin, um 1666 gestifteten Labadisten, die übereinstimmend mit dem reformirten Lehrbegriff nur durch fromme Bußübungen, mönchische Disciplin und Gemeinschaft der Güter eine der ersten Christengemeinde ähnliche heilige Familie bilden wollten und sich nach dem Tode ihres Hauptes 1674 noch einige Zeit zu Wiewarden in Friesland erhielten; die Böhmisten, die nach dem eifrigsten Bewunderer Jacob Böhme's, dem Theosophen Gichtel, welcher das Priesterthum Melchisedeks wiederherstellen wollte, Gichtelianer und wegen ihres Bestrebens nach engelgleicher Reinigkeit des Wandels Engelsbrüder hießen, auch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu Altona, Leyden und Amsterdam Privatversammlungen hielten, aber keine bleibende Secte constituiren konnten (vergl. über ihre Meinungen d. Art. Böhme); die ihnen verwandten Philadelphier oder Engelsbrüder in England,

welche Johanna Leade schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach böhmistischen Phantasien zu einer vorübergehenden theosophischen Partei vereinigte; die Dippelianer, welche den Gichtelianern in der Verehrung der böhmischen Schriften ähnlich, doch mehr der Alchemie und Goldmacherei ergeben waren; (vergl. d. Art. Dippel) die Pietisten (s. d. Art.) und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliasten oder Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reiche (s. d. Art.). Billig begreift man alle diese Partelen und die theosophisch mystische Schule Lavaters, so wie die jetzt in Schwaben und der Schweiz sehr ansehnliche chiliastische Schule Jung Stillings unter dem Namen harmloser Separatisten, die bei einiger Abneigung gegen das kirchliche Christenthum ihren Träumen lieber im Stillen durch das Lesen der beliebten Schriften ihrer Meister und Geistesverwandten, und durch Unterhaltung andächtiger Privatzusammenkünfte Nahrung geben, als die öffentlichen Anstalten der Staatskirchen stören mögen. Im Allgemeinen scheint die Neigung zur Sectirerei jetzt schwächer als sonst, und wenn die orientalischen Secten gewiß noch lange über ihre alten Formen halten, so ist die Zeit nicht fern, wo besonders die zum Mysticismus geneigten Secten und Parteien im Occident theils von der Aufklärung erkältet, theils durch die ihnen gewährte Freiheit sorglos gemacht, das Gepräge ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten verlieren werden. E.

Section nennt der Anatom das kunstmäßige Oeffnen der Höhlen thierischer oder menschlicher Leichen, zum Behuf der Untersuchung ihrer Beschaffenheit und der darinliegenden Organe. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt, und dieser rundum durchgesägt, damit sich das obere Stück gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut sammt dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchschnitten, diese entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Brustbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Oeffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzschnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Untersuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfodert vorzügliche Genauigkeit, weil es dabei oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuspüren; ihre Tiefe und Richtung, mit welcher sie in innere edle Organe eindringen, außer allem Zweifel zu setzen, ist so anzugeben, daß dem Anatom nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe sie erst durch seine Instrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch gibt die Criminalordnung an, daß der gehörigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müssen. F.

Sector (Kreisausschnitt) ist derjenige Ausschnitt eines Kreises, der aus zwei Halbmessern und einem Kreisbogen besteht.

Secunde bedeutet 1. den 60sten Theil einer Minute. 2. In der Musik wird dadurch jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden bezeichnet; sie ist entweder klein, oder groß, oder übermäßig. 3. Beim Fechten heißt Secunde die zweite und nächste Bewegung, nachdem man den Degen gezogen hat; sie ist eine der Hauptbewegungen, und wird sowohl unter als über dem Arm, auch wohl bisweilen inwendig gestoßen.

Secundus (Johannes), war der schriftstellerische Name Johannes Everards, eines berühmten lateinischen Dichters. Sein Vater, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, war unter Carls V. Regierung Präsident des souveränen Raths von Holland und Seeland zu Mecheln.

er Sohn wurde im Haag 1511 geboren. Zu Bourges, wo er die
echtswissenschaften unter Alciatus Leitung studirte, wurde er Doctor,
ber die schöne Literatur und die Dichtkunst hatten größere Reize für ihn,
ls die Jurisprudenz. Er ward mit einigen lateinischen Dichtern jener
eit bekannt, und der Umgang mit ihnen bestärkte ihn noch mehr in
iner Liebe für diese Kunst. Er zeichnete sich zugleich durch seine
enntnisse in der Mahlerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus;
ber seinen größten Ruhm verdankt er seinen dichterischen Werken. Er
eis'te nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Cardi-
als Tavera, Erzbischofs von Toledo ward, auf dessen Rath er Carl V.
uf seinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm seine schwa-
he Gesundheit nicht, den Mühseligkeiten des Krieges sich zu unterzie-
en, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er den 8ten
ctober 1536 an einem bösartigen Fieber 25 Jahr alt starb. Wenigen
euern lateinischen Dichtern verdanken wir so liebliche erotische Dich-
ungen wie ihm. Die „Küsse des Johannes Secundus" sind darun-
er am bekanntesten. Seine Werke, worin Elegieen, Oden, Epigram-
e und vermischte Gedichte enthalten sind, wurden von seinen Brüdern
Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter
ich auszeichneten, herausgegeben, und haben sehr viele Auflagen erlebt.
eine der neuesten ist die 1771 in 8. zu Leyden, mit einer französischen
Uebersetzung herausgekommene. Ins Deutsche übersetzt sind die Küsse
es Johannes Secundus von Fr. Wilh. Freiherrn von
er G. (Goltz) (und herausgekommen in drei Sprachen, lat., franz.
von Mirabeau, und deutsch von dem genannten Uebersetzer), 1798.
Viele findet man in der Zeitschrift Polychorda. Eine neuere Uebersetzung
er Küsse ist von Franz Passow (Leipzig 1807, 8.).

Sedaine (Michel Jean), Mitglied der ehemaligen französischen
Akademie, und Secretär bei der Akademie der Baukunst, geboren 1719
u Paris, wo sein Vater Baumeister war, aber bei seinem Tode seine
Familie in großer Dürftigkeit hinterließ. Daher mußte der junge Se-
daine als gemeiner Maurer arbeiten, um seine Mutter und zwei jün-
gere Brüder zu ernähren. Durch seinen Fleiß brachte er es dahin, daß
r Meister werden konnte; doch veranlaßte ihn seine Liebe für das
Theater, mehrere dramatische Stücke zu verfertigen, die mit Beifall
aufgenommen wurden. 1754 wurde er von Monet, dem Director der
komischen Oper, bewogen, sich ganz der Bühne zu widmen. Er zeigte
o glückliche Talente, daß sich bald das Theater, welches vorher fast
eer war, wieder mit Zuschauern füllte; so verlebte er als Schauspieler
geachtet wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften, und geschätzt von
en Gelehrten seine Zeit. Er starb 1797 im Mai, 78 Jahr alt. Se-
daine war Verfasser einer großen Menge von Schauspielen, besonders
der leichtern, mit Musik begleiteten Art. Einige, besonders der Deser-
teur, und der König und der Pächter (le Roi et le fermier), sind
noch bei seinen Lebzeiten mehr als hundert Mal aufgeführt worden.
Außerdem hat er mehrere kleinere Gedichte, unter denen sich eine Epi-
tel an sein Kleid besonders auszeichnet, hinterlassen. Sedaine kannte
vollkommen die Wirkung theatralischer Täuschung, und wußte sie gut
u benutzen. Sein Dialog ist leicht und natürlich, aber incorrect und
nicht ohne Sprachfehler. Ueberhaupt lassen sich selbst seine vorzügli-
chern Stücke besser sehen, als lesen. Seine Werke sind gesammelt un-
er dem Titel Oeuvres de Sedaine, 4. Vol 1777 zu Paris (in 12.)
erausgekommen.

See. Verschieden in der Bedeutung sind die See und der See.

Jenes ist einerlei mit Meer (s. d.), dieses bezeichnet ein vom La
allenthalben umgebenes Gewässer, das durch seine Größe von dem Te
unterschieden ist. Einige Seen sind von solchem Umfang, daß man
sie auch das Wort Meer gebraucht z. B. das caspische Meer,
todte Meer. Man pflegt die Seen in ursprüngliche und neuentstand
einzutheilen. Jene sind so alt, wie die jetzige Gestalt unserer Er
diese verdanken ihren Ursprung mehrentheils großen Ueberschwemmun-
gen und Durchbrüchen der Flüsse und Ströme. Viele Landseen hab
einen Zufluß, aber keinen Abfluß. Sie entstehen aus Quellen, wel
des umgebenden erhöhten Landes wegen kein Bette zum Abfluß spül
konnten und daher ihr Wasser aufsammeln müssen. Nur durch d
Ausdünstung erleiden sie Abgang. Eine andere Art von Landseen nimm
Flüsse auf und läßt sie wieder von sich; noch eine dritte Art nimm
Flüsse auf, ohne sie wieder abfließen zu lassen. Die mehrsten See
haben weder Zuflüsse noch Abflüsse; dennoch nimmt ihr Wasser ab und
zu, je nachdem die Witterung trocken oder feucht ist.

Seebäder. Es ist eine alte Erfahrung, daß Bäder in der See genommen, gegen viele Zufälle heilsamer sind, als Flußbäder oder künstlich zubereitete; die See steht in dieser Hinsicht vielen berühmten Mineralquellen an der Seite, sie ist selbst unter den muriatisch-salinischen der ausgebreitetste der ganzen Erde. Dessenungeachtet hat man erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts bequeme Seebadeanstalten anzulegen angefangen, wie zu Dobberan an der Ostsee (Vogel, Belehrung der Badegäste zu Dobberan, Rostock 1798), zu Travemünde, auf der Insel Norderney in Ostfriesland (C. F. W. v. Halem über die Seebadeanstalt auf der Insel Norderney, Aurich 1802). Die Bestandtheile des Seewassers sind Kochsalz, salzsaure Talkerde, etwas Gyps, Bittersalz und Harzstoff; doch ist der Gehalt an Salz in dem südlichen Wasser stärker, als in dem nördlichen. Bei der Anwendung dieses Wassers als Bad darf man indessen nicht allein auf die Bestandtheile Rücksicht nehmen und seine Heilwirkungen darnach beurtheilen (denn sonst müßten die oft noch stärkern salzigen Soolbäder dasselbe thun, was nicht der Fall ist), sondern es kommen noch in Betracht die starke Bewegung der Wellen, wodurch die See mechanisch auf den Körper wirkt, und die mit Wasser sehr gesättigte Seeluft, welche vielleicht noch andere unbekannte Bestandtheile enthält. F.

Seefahrer, s. Reisen.

Seegesetze. Mit dem Worte Seegesetze bezeichnet man theils die privatrechtlichen Bestimmungen, welche sich auf den Seehandel und die Seefahrt der einzelnen Völker beziehen, theils die völkerrechtlichen Gebräuche und Regeln über dieselben Gegenstände. Erstere beruhen größtentheils auf den besondern positiven Anordnungen der einzelnen Staaten, wiewohl auch in Ermangelung derselben die Gesetze anderer Staaten nicht selten als subsidiarische Rechtsquelle benutzt werden, wie es vorzüglich mit verschiedenen älteren Gesetzsammlungen über das Seerecht, unter denen das bekannte Consolato del mare vornehmlich angeführt zu werden verdient, der Fall ist. Ungleich schwankender und bestrittener aber sind die völkerrechtlichen Bestimmungen über das Seerecht, indem die in dieser Rücksicht entstehenden Streitfragen der Strenge nach keinesweges nach den einseitigen Verfügungen und Anordnungen eines einzelnen Staates, wiewohl leider nur zu häufig die Praxis dieselben als Regel und Richtschnur befolgt, sondern vielmehr nach den zwischen den einzelnen betreffenden Staaten bestehenden Verträgen und den allgemeinen völkerrechtlichen Gewohnheiten und Gebräuchen entschie-

n werden sollen. Die Streitfragen können theils das Seerecht in riedenszeiten, theils in Kriegszeiten betreffen, und wiewohl die mehrn Verträge auch auf den letztern Fall, der am häufigsten zur Sprae zu kommen pflegt, gewöhnlich nähere Bestimmungen zu enthalten legen: so hat dennoch leider die Erfahrung gelehrt, daß in Kriegszeiten der obsiegende Theil nur zu leicht unter mancherlei Vorwänden ch seinen übernommenen Verpflichtungen zu entziehen sucht, während ie Verschiedenheit der Meinungen, welche unabhängig von den Verrägen über die Grundsätze des Völkerrechts selbst herrscht, noch seltener ne befriedigende Auskunft finden läßt. Cz.

Seehandel. Von den beiden Hauptzweigen, in welche der Handel zerfällt, dem Land- und Seehandel, ist letzterer in den neuern Zein der ungleich wichtigste geworden. So lange noch die Schifffahrtsunde wenig ausgebildet war und die Schifffahrt sich größtentheils auf ie Fahrt längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel bei weiem der wichtigste, so während des größten Theils des Alterthums und es gesammten Mittelalters. Vorzüglich war es das Mittelmeer, welhes während des letzteren die Hauptstraße für den Seehandel bildete, er größtentheils von den an demselben gelegenen italienischen und spaischen Seestädten und kleinen Freistaaten betrieben ward, schon deßalb aber fortwährend von geringerer Wichtigkeit blieb. Die universalistorische Wichtigkeit desselben begann dagegen erst mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, seitdem durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika's der große Ocean die Hauptstraße für den Seehandel ward, und die westlichen und südlichen europäischen Mächte, nfangs Portugal und Spanien, dann Holland und England, an die Stelle der kleinen Staaten traten, die sich früher mit demselben vornehmlich beschäftigt. Schon dadurch allein mußte die Wichtigkeit des Seehandels beträchtlich vermehrt werden, noch mehr aber dadurch, daß on jetzt an bei dem fortwährend steigenden Verbrauche der Erzeugnisse eider Indien und bei der größern Leichtigkeit, dieselben durch Europa u verführen, derselbe immer mehr Welthandel ward. Seitdem aber ie Europäer unmittelbar den Handel mit Amerika und Ostindien zu reiben begannen, wurden dort Niederlassungen und Colonien von ihnen ngelegt, und diese bald, so wie der Seehandel überhaupt, als eine der ornehmsten Quellen des Wohlstandes der Staaten betrachtet. Vorzügch war dies der Fall seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, seitweler Zeit das Merkantilsystem von den mehrsten Staaten immer allgeeiner und eifriger befolgt ward. Indem aber diesem Systeme gemäß ie Staaten immer mehr ihr Streben auf den Besitz von Colonien und ssen Bedingung den Seehandel richteten, ward letzterer eine der Hauptiebfedern der europäischen Politik und erhielt einen Einfluß wie nie uvor. Fast alle Kriege, welche in den letzten hundert und fünfzig ahren die Ruhe von Europa störten, waren mehr oder weniger Hanlskriege. Cz.

Seekrieg. Seekriege im strengeren Sinne sind in Europa erst t der größeren Ausdehnung, welche der Seehandel erhalten, und der durch bewirkten Entstehung von Seestaaten und Seemächten geführt orden. In dem größten Theile des Alterthums, so wie das gesammte ittelalter hindurch, war der Seekrieg immer nur ein weniger bedeuder Zweig des Landkrieges, welcher letztere fortwährend die Hauptche blieb. Handelsschiffe wurden schnell jedesmal zu dem Kriege ausrüstet und größtentheils mit Landsoldaten bemannt. Seitdem aber Seehandel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung

des Seeweges nach Ostindien immer mehr ausgebreitet und vervollkommnet worden, seitdem zugleich die europäischen Mächte immer mehr die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entstanden bloße See- und Handelskriege und damit zugleich Seemächte, indem nun nicht mehr, wie früherhin, Handelsschiffe für den Krieg jedes besonders ausgerüstet, sondern dazu eigene Kriegsschiffe erbaut wurden. So ist in den neuern Zeiten, das heißt vorzüglich in den letzten hundert und fünfzig Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit besondern Regeln und Gebräuchen, die nicht selten denen des Landkrieges durchaus entgegengesetzt sind. Die vorzüglichste Verschiedenheit der Art besteht noch gegenwärtig darin, daß während in den Landkriegen das Privateigenthum wenigstens in der Regel geachtet und nicht als ein Gegenstand der Feindseligkeiten angesehen wird, dagegen in Seekriegen das Privateigenthum gleich dem das Eigenthum des Staats als vollgültiger Gegenstand der Feindseligkeiten betrachtet wird. Es ist dieses Verfahren oft unbedingt getadelt worden, ohne zu bedenken, daß falls man sich im Seekriege durchaus streng nach den Regeln des Landkrieges richten wollte, ersterer in manchen Fällen von selbst würde aufhören müssen, sobald z. B. eine Seemacht so übermächtig geworden, daß sie die Niederlassungen der Feinde eroberte und ihre Kriegsflagge von dem Meere vertriebe. So mag daher die Wegnahme des Privateigenthums in Seekriegen gewissermaßen als die Stelle der in Landkriegen gebräuchlichen Brandschatzungen und gezwungenen Lieferungen ersetzend angesehen werden, wogegen freilich nicht übersehen werden darf, daß in so fern Einzelne durch dies Verfahren in Seekriegen unverhältnißmäßig hart beeinträchtigt werden, dasselbe allerdings vorzüglich hart und unbillig erscheint und die dagegen vorgebrachte Entschuldigung, daß zumal in neueren Zeiten durch die größere Verbreitung der Versicherungen der Schaden dennoch einigermaßen gleichmäßig vertheilt werde, möchte wohl nur in einzelnen seltenen Fällen als befriedigend angenommen werden können. Cz.

Seeland (holländ.) oder Zeeland. Diese Grafschaft und Provinz Hollands besteht aus 15 bis 16 größern und kleinern Inseln an und in den Ausflüssen der Schelde und Maas in das deutsche Meer, so daß sie gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Osten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Westen an das deutsche Meer gränzt. Die Hauptinseln dieser Provinz heißen Walchern mit der Hauptstadt Middelburg (s. Middelburg), Nord- und Süd-Beveland, Tholen und Schouewen. Das Clima ist überaus ungesund, aber der Boden desto fruchtbarer, und bringt vortrefflichen Weizen, Krapp und andere Producte hervor. Die Weiden sind mit Heerden des schönsten Rindviehes bedeckt, und diese Provinz zählt auf 20 Quadratmeilen 74,050 Einwohner, 9 Städte und 105 Dörfer. Seit 1806, wo Seeland mit dem übrigen Holland unter bonapartische Herrschaft kam, bildete Seeland eins der 11 Departements des holländischen Königreichs, und als es 1810 unmittelbar mit Frankreich vereint wurde, erhielt es den Namen des Departements der Schelde-Mündungen (bouches de l'Escaut). Jetzt bildet es wieder eine Provinz des nunmehrigen Königreichs der Niederlande.

Seeland (dänisch), ist die größte und wichtigste Insel der dänischen Monarchie. Sie liegt zwischen dem Kattegat und der Ostsee, hat einen Flächenraum von 131 Quadratmeilen und 331,000 Einwohner. An Getraide ist sie überaus fruchtbar; besonders hat sie vortreffliche Vieh- und Pferdezucht, und auf ihr befindet sich auch außer meh

'en königlichen Lustschlössern und der bekannten Festung Helsingör die
aupt- und Residenzstadt Copenhagen (s. Copenhagen).

Seele. Die Bedeutung derselben ist in die Hauptschwierigkeit
ewickelt, daß die Schöpferin aller Gedanken nicht selbst wieder ein
edanke seyn und daher nicht in einen Begriff, Princip oder Idee ge-
ßt werden könne. Wenn die Speculation selbst nur ein einzelner Aus-
iß der Seele ist, so fragt sich: kann der Theil das Ganze, die einzelne
unction, die Natur der Kraft, aus der sie quillt, das Abbild, das
Jesen seines Urbildes in sich aufnehmen? So wenig dies möglich ist,
hat sich doch der menschliche Geist jederzeit ein Bild von der Seele
itworfen, und ihr Prädicate zugetheilt, die sie von allem Theilbaren,
othwendigen und Vergänglichen gänzlich entfernen. Denn das, was
les erkennt, idealisirt und erstrebt, kann nicht wieder in der Reihe
s Erkannten, Idealisirten und Erstrebten befangen seyn. Daher wur-
en der Seele die Prädicate der Einfachheit, der Freiheit, der Imma-
rialität und Unsterblichkeit geschenkt. Plato hat sich die doppelte
ufgabe vorgesetzt: Was war der Zustand der Seele vor ihrer Verei-
igung mit dem Körper? Und was wird sie nach dem Tode seyn? Da
ier weder Vernunft noch Erfahrung etwas bestimmen, kein sterbliches
luge zusehen und mithin keine Analogie zureichen kann, so nimmt
Plato mythische Darstellungen zu Hülfe, die aber neben der schönen
Dichtung dennoch einen hohen wissenschaftlichen Werth verrathen. Ein
rhabener Gedanke ist, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen
Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigt sey, aber von den-
elben abfalle, sobald sie in eine Erscheinungswelt übergehe, jedoch der-
elben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und sie
on den Trübungen läutere. Dieser Gedanke verknüpft sich mit einem
einwissenschaftlichen Interesse. Denn da die Ideen Wahrheit, Schön-
eit und Tugend wahrhaft unendlich sind und jede derselben im Men-
chen einen Zug bildet, der ihn über alles Endliche zu erheben strebt, so
äßt sich von diesem Zuge aus der Schluß auf die Seele selbst machen,
daß sie eine unendliche Potenz seyn müsse. An das Prä-
icat der Unendlichkeit aber schließen sich diese der Immaterialität, Frei-
eit und Unsterblichkeit an, und so steht dann die Seele, als ein ewiges
Princip, der Materie, als einem Zeitlichen gegenüber. Wem der spe-
ulative Werth dieser Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der
Seele angestammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Ge-
wissen und der Glaube, für jene hohen Prädicate der Seele noch weitere
Bürgschaft leisten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, schließt
alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus. Eine unläug-
bare Wahrheit bleibt es, daß der Nebelschleier des Scheins zwar das
Endliche, Vergängliche, Relative zu trüben vermöge, aber nie das Un-
endliche, das Wesen, das Absolute. Darum kann zwar eine Vorspieg-
lung des Scheins in das Zeitleben der Seele fallen, aber die ihr ein-
gebornen Ideen, welche alles Endliche ordnen, leiten und dem Unend-
lichen zuführen, können kein Schein seyn. Betrachtet man die Seele
unter dieser Ansicht, so fallen mehrere untergeordnete Bedeutungen der-
selben weg, wie z. B. die Mehrfachheit der Seelen in einem Subject.
So nahmen die Stoiker eine sinnliche und unsinnliche Seele an, Plato
eine sinnliche, vernünftige und verständige Seele. Eben so wenig hat
man nöthig, außer dem Gegensatz von Seele und Leib, noch einen hö-
hern zwischen Geist und Materie anzunehmen. Recht angesehen, ist die
Seele die Urkraft, aus der, wenn sie von dem ihr fremdartigen Princip
der Materie sollicitirt wird, alle untergeordneten Kräfte abstammen. Alle

Vermögen und Functionen der Seele bilden einen geistigen Organismus, welchen sie mit ihrer Urkraft erfüllt und belebt.

Seelenlehre. Diese Lehre soll uns nicht sowohl von der Natur und dem Wesen der Seele unterrichten, als vielmehr ihren Ausdruck in einem Zeitleben und ihre Erscheinung in einem geistigen Organismus darstellen. Der Psycholog findet auf den ersten Anblick einen dreifachen Unterschied in den Functionen der Seele, zwischen Denken, Fühlen und Wollen. Jede dieser Funktionen hat einen so eigenthümlichen Charakter, daß wir sie wie verschiedene Potenzen betrachten können. Nun finden wir, daß jede derselben an eine eigene Reihe von Vermögen vertheilt ist, die in einem untergeordneten Verhältniß sowohl der Quantität als der Qualität nach zu einander stehen. So ist Vernunft von Vorstellungskraft unterschieden, jenes ist das Vermögen der Principien und daher universell; dieses das Vermögen, die concreten Objecte aufzufassen und daher singulär. So ist Phantasie und Einbildungskraft unterschieden. Jenes ist das Vermögen der Ideale und daher universell; dieses das Vermögen der concreten Bildungen und Formen und daher singulär. Eben so ist das obere und untere Begehrungsvermögen verschieden. Jenes ist das Vermögen der sittlichen Imperative und Grundsätze und daher universell; dieses ist das Vermögen der empirischen Triebfedern und der sinnlichen Anreize der Lust und daher singulär. Nehmen wir nun auf die Unterordnung, wie auch auf die Correlation der Vermögen Rücksicht, so erhalten wir zuletzt ein organisches Schema, in welchem jedem Vermögen und ihrer Function eine eigenthümliche Sphäre und durch sie ein bestimmter Werth angewiesen wird, mit dem es zum Product des Ganzen beiträgt und in welchem die drei hervorstechenden Partien: 1. die Erkenntnißseite, 2. die Gefühlsseite und 3. die Willensseite, unverkennbar sind. Erwägen wir weiter, daß die Seele mit ihren untersten Vermögen in der Sinnenwelt wurzelt und von da aus einen Zug nach oben, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Endlichen zum Unendlichen bilde, so findet sich leicht, daß dieser Zug in den Ideen gegründet seyn und zwar für die Vermögen der Erkenntnißseite in der Idee der Wahrheit, für die Vermögen der Gefühlsseite in der Idee der Schönheit und für die Vermögen der Willensseite in der Idee der Tugend. So scheint sich der geistige Organismus in seinen Hauptzügen zu constituiren und die Seelenlehre hat das Geschäft, denselben so rein als möglich nachzubilden. Es kommen ihr in der Hinsicht drei Betrachtungsweisen zu: 1. in so fern die Erscheinungen und Aeußerungen der Seele Gegenstand innerer Erfahrung und Beobachtung sind (empirische Seelenlehre), 2. in so fern der Zusammenhang der Vermögen und Functionen in der Urkraft der Seele Gegenstand der Reflexion und Speculation werden kann (reine, rationale Seelenlehre), und 3. in so fern der Versuch gemacht werden kann, den Parallelismus des geistigen Organismus im Leiblichen wie überhaupt die den höhern Vermögen der Seele inwohnenden Proportionen und Gesetze in der Außenwelt aufzusuchen, und ihre Abspiegelung in der Objectivität zu zeigen (angewandte practische Seelenlehre). In diese Gesichtspunkte gestellt kann die Seelenlehre die Elementarwissenschaft der ganzen Philosophie genannt werden.

Seelenverkäufer. Mit dieser berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Classe Menschenmäkler hat es folgende Bewandniß. Diese **Seelen-** oder, wie sie auch heißen, **Zettelverkäufer** nehmen dürftige Leute, die als Matrosen oder

oldaten nach Ostindien gehen wollen, auf, und unterhalten sie so
nge, bis die ostindische Compagnie dergleichen verlangt, dann stellen
ihr dieselben vor; und wenn die Compagnie sie annimmt, so be-
mmt jener Wirth oder Zettelverkäufer einen Transportzettel oder
chuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn jener Verkaufte am Leben
eibt, diesem von seinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit erst
i den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meistentheils aber ver-
ufen diese Wirthe die empfangenen Transportscheine an reichere Leute,
e nun davon wieder ihren besondern Gewinn ziehen. Eigentlich also
: diese Einrichtung für jene armen Leute, die sich zu dem Entschlusse,
ich Ostindien zu gehen, genöthigt sehen, eben sowohl als für die Ge-
llschaft sehr nützlich; auch ist das Andrängen der Rekruten immer sehr
ark; allein öfters wird auch mit jenen Zetteln, besonders den sogenannten
Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener seinen Hinterlasse-
en in Europa verspricht, sich jährlich ein Paar Monate am Solde
bziehen, und das Geld jenen auszahlen zu lassen) der schändlichste Be-
ug gespielt, dem zu steuern die Gesellschaft bisher nicht sehr geneigt
u seyn schien.

Seelenwanderung heißt die angebliche Veränderung des Auf-
nthaltes der menschlichen Seele, vermöge deren sie nach einander ver-
chiedene Körper belebt, seyen es thierische, in die sie nach dem Tode
ebannt wird, oder menschliche, in denen sie unter die Lebendigen zu-
ückkehrt. Da ein Erfahrungsbeweis für diese Hypothese nicht denkbar
st, so muß ihr Grund in dem religiösen Glauben an Wechselwirkung
ind Zusammenhang aller lebendigen Wesen und an allmählige Reini-
ung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen
lrquell gesucht werden, aus welchem das System des Emanatismus
lles Lebendige ausfließen läßt. Damit hängt die Lehre von der Präexi-
tenz der Seele vor der Geburt auf Erden genau zusammen, denn das
rdische Daseyn ist nach diesem System nur ein Punkt in der Kette von
Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen
hat, um endlich in seinen Schooß zurückzukommen. Ideen, Bilder
us dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttli-
hen Herrlichkeit, welche der Anblick und die Empfindung des Wahren,
Schönen und Guten auf Erden wieder aufregt, sollen die bei solchen
Anläßen im menschlichen Gemüth entstehenden Ahnungen göttlicher
Nähe und Gefühle überschwenglicher Entzückung seyn. Die Religions-
ehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren eines Glaubens
in Seelenwanderung zeigen, gibt ihm dadurch eine sittliche auch für
das gegenwärtige Leben fruchtbare Bedeutung, daß sie von der Vor-
aussetzung der moralischen Verderbniß und Unseligkeit des Menschen in
diesem Leben ausgehend die Wanderungen der Seele nach dem Tode
durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der
Läuterung darstellt. Von den Indiern ging dieser Glaube in die
Geheimlehre der ägyptischen Priestercaste über, welche einen Kreislauf
von 3000 Jahren annahm, den jede Seele nach dem Tode durch ver-
schiedene Thierkörper vollenden müsse, ehe sie in den Wohnungen der
Seligen anlange. Auf diesem Wege empfingen die Griechen den Glau-
ben an die Seelenwanderung, welche sie **Metempsychosis**, Umsee-
lung oder Seelenwechsel und **Metensometosis**, Körperwechsel nann-
ten. Pythagoras nahm sie in seine Philosophie als Zeugniß der Un-
sterblichkeit des Menschengeistes auf. Denn nur dieser, nicht die im
Tode untergehende sinnliche Seele (Θυμὸς Gemüth), sollte nach seiner

Behauptung von den Fesseln des Körpers befreit in das Reich der V
storbenen eingehen, daselbst in einem Zwischenzustande längere oder k
zere Zeit verweilen und dann wieder andre menschliche oder thieris
Körper auf ihre Lebensdauer beseelen, bis die Periode seiner Läuter
beendigt und seine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich sey. S
sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum vierten Male auf E
den seyn. (S. d. Art. Pythagoras). Die griechischen Mysteri
kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche d
Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstell
Auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Denn diese Geheimlehre unterscheidet Neulingsseelen, die nach dem Gesetze der Weltökonomie aus ihrem vorigen ätherischen oder himmlischen Leben auf die Erde herunter getrieben zum ersten Mal als Menschen erschienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten oder dritten Male zum Einwandern in menschliche Körper genöthigt würden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkämen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen sie herabzöge. Die griechischen Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schooß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. In der ihnen eignen seltsamen Manier mahlten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, doch am Auferstehungstage alle geläutert seyn und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. Die christliche Secte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. Weit war überhaupt dieser Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten ihn wie die heidnischen Nationen des östlichen Asiens, die caucasischen Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrikanische Neger ihn mit mancherlei Modificationen noch haben. Eine Folge desselben war bei den alten Aegyptiern und ist noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleisches, weil man nicht wissen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagoräer wollten aus gleichem Grunde kein Thier tödten. Immer anziehend bleibt die Idee, irgend einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit schon dagewesen zu seyn oder noch einmal wiederzukommen, und nicht ohne practischen Nutzen die Besorgniß, nach einem in viehischen Lüsten durchschwelgten Leben nun wirklich zum Schweine zu werden, wie jene Gefährten des Ulysses oder vom Throne herab zur Strafe des Blutdurstes in einen Tieger oder aus dem Toilettenzimmer zur Züchtigung der Eitelkeit in einen Pfau zu fahren. Doch wie belustigend oder erbaulich solche Folgerungen auch seyn mögen, die Lehre von der Seelenwanderung wird sich in den Augen des erleuchteten Christen nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm sein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlig befriedigende Wirklichkeit ersetzt. Ihm ist daher die

ihre Seelenwanderung nichts anders, als die unendliche Veredlung
nes innern Menschen oder das Fortschreiten zum Ziele der Vollkom-
nheit von Stufe zu Stufe. In welchen Formen und organischen
llen dies von Statten gehen werde, überläßt er aber dem Vater, in
ssen Hause viele Wohnungen sind. E.

Seeräuber. Zu den Seeräubern gehören alle diejenigen, welche
h auf unrechtliche Weise Feindseligkeiten zur See gegen Andere er-
uben oder überhaupt die völkerrechtlichen Seegesetze verletzen, also
eils solche, die, ohne dazu von ihrem Staate beauftragt oder bevoll-
ächtigt zu seyn, in einem ausgebrochenen Seekriege auf eine thätige
eise Antheil nehmen, theils solche, die zwar von ihren Staaten zur
ebung von Feindseligkeiten berechtigt sind, dies aber auf eine Art
un, die den einmal allgemein angenommenen Seegesetzen zuwider ist.
aher werden z. B. Kaper allerdings als rechtliche Feinde angesehen,
so fern sie mit einem Markebriefe versehen sind, wo nicht, aber als
eeräuber betrachtet, so wie selbst Kriegsschiffe als solche behandelt
erden können, sobald sie die Seegesetze verletzen. Vorzüglich belegen
ir heutigen Tages mit dem Namen Seeräuber die Staaten von Al-
ier, Tunis, Tripolis und Marokko an der afrikanischen Küste, indem
ieselben seit ihrer Entstehung fortwährend, ohne sich um die von den
ropäischen und überhaupt allen irgend gebildeten Völkern angenomme-
en Seegesetze zu kümmern, gegen alle seefahrenden Nationen, sobald
e ihnen nicht durch ihre überwiegende Seemacht furchtbar waren oder
hnen einen drückenden jährlichen Tribut zu zahlen verweigerten, Feind-
ligkeiten geübt haben. Es mag hier der Ort seyn, von der Unter-
ehmung zu reden, die i. J. 1816 gemacht würde, um dem Unfuge
ieser Raubstaaten ein Ziel zu setzen. Zuvor schon hatte der berühmte
rittische Seeheld Sidney Smith auf dem Wiener Congresse nicht nur
einer umständlichen Denkschrift die Zerstörung derselben in Antrag
ebracht, sondern auch sich unaufhörlich bei den Regenten und ihren
Ministern für diese Sache verwendet, und sich zum Anführer des Un-
ernehmens erboten. Der Erfolg entsprach seinen Wünschen nicht; er
ußte sich deßhalb darauf beschränken, an die Spitze der Gesell-
schaft der vereinten Ritter zur Befreiung der weissen
Sclaven in Afrika zu treten, welche ihren Mittelpunkt in Paris
atte, und sehr thätig wirkte, um die Erreichung des besagten Zwecks
orzubereiten. Gerade zu dieser Zeit trieben aber die Barbaresken ihren
nfug mit der rücksichtlosesten Frechheit, und trugen sogar kein Beden-
en, die englische Flagge zu mißhandeln, und Schiffe, die dieselbe
ührten, hinweg zu nehmen. Um dieser Insolenz ein Ende zu machen,
rschien der im Mittelmeer commandirende Admiral Lord Exmouth,
n den ersten Tagen des Aprils 1816, mit seiner Escadre vor Algier.
Nachdem er hier den Frieden für Hannover, Sardinien und Neapel
bgeschlossen hatte, segelte er nach Tunis und Tripolis, wo die Beys
ich seinen Antrag, keine christliche Sclaven mehr zu machen, und die
Gefangenen nach Kriegsmanier zu behandeln, gefallen liessen. Hart-
näckig sträubte sich aber die Regierung von Algier, wohin der Lord am
5ten Mai wieder kam, gegen diesen Antrag, der mit ihren Staats- und
Religionsmaximen unvereinbar sey. Exmouth schickte sich an, seiner
oderung durch Gewalt Nachdruck zu geben; der Dey dagegen traf
Vertheidigungsanstalten, und ließ den englischen Generalconsul Mac-
onell in Verhaft nehmen. Da aber das Ungestüm des Meers einen
ngriff nicht gestattete, willigte Exmouth in die Bedingung einer sechs-
onatlichen Frist, um die Willensmeinung des Großherrn einholen zu

können und kehrte nach England zurück. Während die Engländer v
Algier lagen, hatte der Dey den Befehl nach Bona und Oran
theilt, daß man sich der Personen und des Eigenthums der dorti
Britten bemächtigen, und ihre Schiffe in Beschlag nehmen sollte. D
ser Befehl wurde aufs grausamste vollzogen. Es wurden die friedlich
Corallenfischer an den dortigen Küsten, welche Flagge sie auch füh
mochten, mit Wuth überfallen, theils ermordet, theils in die Sc
verey geführt, ihre Schiffe hinweg genommen, und der spanische C
sulatsverweser, der zugleich die Geschäfte für Großbrittanien besorg
verwundet und eingesperrt. Diese Gräuel erregten in ganz Europa d
größte Aufsehen; noch mehr wurde die Indignation der Engländer g
reizt, da die Algierer auf der See auch die Feindseligkeiten gegen ih
Flagge fortsetzten. Man beschloß die schleunigste Rache. Am 24sten
Jul. ging Exmouth in Portsmouth wieder unter Segel; bei Gibraltar
stieß eine holländische Escadre, unter dem Viceadmiral van der Ca-
pellen zu ihm; am 27sten August befand sich die Flotte im Angesicht
von Algier, wo große Anstalten zum Empfang des Feindes getroffen wor-
den waren. Ein Parlementärschiff ging mit einem Officier in den Ha-
fen, um dem Dey den Willen der englischen Regierung bekannt zu ma-
chen, die Flotte aber lief in die Bucht ein, und bereitete sich zum Tref-
fen. Um 2 Uhr kam der Abgesandte zurück und gab das Signal, daß
er keine Antwort erhalten habe. In diesem Augenblicke begann ein all-
gemeines fürchterliches Feuer, das zwar der Feind lebhaft erwiederte,
ohne aber seine Zerstörungen verhindern zu können. Es wurden den
Algierern 4 große Fregatten, 5 Corvetten, und die meisten Kanonier-
schaluppen, eine Menge Kauffahrteischiffe, das Arsenal, die Magazine,
das Schiffsbauholz verbrannt, unermeßlicher Schaden an Gebäuden an-
gerichtet und sehr viele Menschen getödtet. Als Abends um 10 Uhr die
feindlichen Batterien zu feuern aufhörten, sah man nichts als Ruinen.
Die Engländer zählten 818 und die Holländer 65 Todte und Verwun-
dete. Diese Demonstration machte den Dey zahm, und er nahm auf
das an dem folgenden Tage von dem Admiral an ihn erlassene Schrei-
ben, die Bedingungen des Friedens an, wie sie von dem Prinz Regen-
ten waren dictirt worden, namentlich Abschaffung der Sclaverei der
Christen auf immer, Loslassung aller Sclaven, Auslieferung aller Ran-
zionirungsgelder, welche seit Anfang dieses Jahrs bezahlt worden und
vollständige Entschädigung für den englischen Consul. Nach sollte der Dey
eine öffentliche Entschuldigung in Gegenwart seiner Minister und Offi-
ciere ablegen, und den Consul in vorgeschriebenen Ausdrücken um Ver-
zeihung bitten. Alle diese Bedingungen wurden in wenigen Tagen voll-
zogen, und die vereinigte Flotte ging wieder unter Segel. So laut nun
das Publicum diese Expedition, als militärische That, seines Beifalls
werth erklärte, so wenig war es mit dem politischen Resultat, dersel-
ben zufrieden, indem es voraussetzte, daß die Sicherheit der Meere und
die Freiheit der christlichen Seefahrer ihre Garantie nur in der gänzli-
chen Zerstörung der Macht der Barbaresken finden können. Bald ha-
ben auch mehrere Erfolge gezeigt, wie richtig diese Voraussetzung sei,
und wie selbst der noch neue Schrecken diese Räuber nicht hinderte, ihr
Gewerbe fortzutreiben. In der That ist auch nur von der Vertilgung
der jetzigen Regierungen in der Barbarey und von der Verpflanzung
europäischer Cultur auf diese Küsten das Ende eines Unfugs zu erwar-
ten, den die christlichen Völker schon so lange ertragen haben, weil die
Eifersucht der Mächte nie eine entscheidende Unternehmung gegen den
gemeinschaftlichen Feind duldete.

Seerechte. Darunter versteht man die Befugniße, welche den einzelnen Nationen in Beziehung auf die Seefahrt und den Seehandel zustehen. Vorzüglich in unsern Tagen sind die Seerechte der Neutralen von hoher practischer Wichtigkeit geworden, indem Frankreich die Grundsätze des Seerechts, welche der Frieden von Utrecht festgesetzt, als allgemein gültig wollte angesehen wissen und ihre Nichtanerkennung von Seiten Englands ihm vorzüglich zum Vorwande diente, alle jene ausschweifenden Maßregeln gegen dasselbe zu ergreifen, die unter dem Namen des Continentalsystems bekannt sind. Allgemein anerkannte Seerechte aber gibt es beinahe gar nicht, indem dieselben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, diese aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche sie unmittelbar unter sich geschlossen, der Gebrauch aber hier eben so wenig genaue Regeln aufgestellt hat. Die Hauptpunkte, worüber zwischen den Neutralen und Kriegsführenden schon seit längerer Zeit gestritten worden, sind: 1. ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht; 2. ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht; 3. ob ein in Friedenszeiten den Neutralen verbotener Handel ihnen in Kriegszeiten erlaubt seyn könne oder nicht; 4. wie weit sich das Durchsuchungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die sowohl ohne als mit Konvoy segeln, erstrecke; 5. was als Contrebande anzusehen sey und 6. welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blokade geben dürfe? Cz.

A n h a n g.

Realgeld, Sachgeld, ist diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmesser, der ein sinnlicher Stoff, kein bloßer Begriff, zum Grunde liegt, vermittelst welcher also der Werth der Güter nicht bloß ideal ausgesprochen, sondern körperlich gemessen wird. Geistige Dinge, bloße Begriffe sind schon darum wenig geschickt, zum Maßstab des verglichenen Tauschwerths der Güter gebraucht zu werden, weil jeder Theil der Tauschenden sich selbst und unabhängig von seinem Gegner einen solchen idealen Maßstab bildet, und es immer äußerst schwer hält, daß beide Parteien über die Größe desselben völlig mit einander übereinstimmen. Soll aber der Vermögensmesser möglichst vollkommen seinen Zweck erfüllen, nämlich den Tauschwerth der wechselseitig zu gebenden und zu nehmenden Güter genau zu bezeichnen, und eben dadurch beiden Parteien die Vereinigung über den Preis der in den Tausch gekommenen Waaren zu erleichtern, so muß er nothwendig ein gemeinschaftlicher Maßstab seyn. Aus diesem Grunde haben die meisten Nationen bei Erwählung eines Werthmessers körperliche Gegenstände den unkörperlichen vorgezogen, und sich lieber eines realen als idealen Geldes bedient. Je weniger über den verglichenen Werth eines sinnlichen Guts Zweifel Statt findet, je leichter es daher den Nationalgliedern ist, denselben zu erkennen und gehörig zu würdigen, desto passender und brauchbarer ist das Gut zu einem Realgelde. Allein, wie sehr auch sämmtliche Nationalglieder zu einer und derselben Zeit über den verglichenen Werth des zum Realgeld gewählten Genußmittels übereinstimmen mögen, so läßt sich doch eine solche vollkommne Uebereinstimmung auf

die *Dauer* keineswegs erwarten. Mit dem Maßstabe der Güter verhält es sich in der politischen Arithmetik ganz anders als mit dem Maßstabe der Größen in der Geometrie. In der letztern Wissenschaft hat die wirkliche Länge, welche ich mit der Idee des Fußes verbinde, eine bestimmte unwandelbare Größe und der Idealmaßstab des Fußes wird durch die Anwendung auf eine bestimmte Länge durchaus nicht verändert, wenn ich aber die Idee eines Pfennigs als des Maßstabs für den kleinsten Vermögenstheil auf den verglichenen Werth irgend einer Waare anwende, so finde ich bald, daß der Werth dieses Maßstabs Veränderungen und Abwechslungen unterworfen ist, wodurch er zu einem *vollkommnen Vermögensmesser* unfähig wird. Gesetzt z. B., zu einem Pfennig, als dem Maßstabe für den kleinsten Vermögenstheil, sey der zweihundertste Theil eines Loths Silber gewählt worden, so kann ich durch diesen Maßstab das Verhältniß des verglichenen Werths von allen möglichen Genußmitteln gegen den verglichenen Werth vom Silber auf das genaueste ausdrücken und bezeichnen, so lange ich nur voraussetzen kann, daß jener Werth vom Silber unwandelbar bleibt; sobald aber dieser Werth sich ändert, ändert sich nothwendig auch die Größe des Maßstabs, und es werden vermittelst desselben die Güter bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Verhältnisse gemessen. Es tritt hier derselbe Fall ein, als wenn Jemand die Größe aller Längen durch die Länge seiner Spanne bestimmen wollte. Die Größe der Spanne ist nach dem Wachsthume des Körpers veränderlich, es wird also dieser Mensch zwar immer im Stande seyn, das Verhältniß aller Längen gegen die jedesmalige Größe seiner Spanne anzugeben, unmöglich wird man jedoch dieser Spanne den Charakter eines vollkommenen Maßstabs beilegen können. Gleiche Bewandtniß hat es mit den zum allgemeinen Werthmesser (*Geld*) gewählten edlen Metallen. Ein Loth Silber bleibt zwar immer und ewig ein Loth Silber, d. h. in einem Lothe dieses Metalls ist jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilen enthalten, allein dies macht nicht den *verglichenen Werth überhaupt*, und eben so wenig den *verglichenen Tauschwerth* vom Silber aus, sondern dieser wird vielmehr durch die größere oder geringere Menge von Waaren, die man gegen eine gewisse Menge dieses Metalls einzutauschen vermag, bestimmt. Sobald also für ein Loth Silber bald mehr, bald weniger Waaren gegeben werden können, und die Ursache dieser Verschiedenheit im Silber selbst liegt, ist der verglichene Tauschwerth desselben eine veränderliche Größe. Dasjenige Stückchen Silber, das vor der Entdeckung von Amerika als kleinster Vermögenstheil zum Maßstabe der Werthe sehr passend war, konnte es nicht mehr seyn, als nach dieser denkwürdigen Epoche der Tauschwerth der edeln Metalle so tief herabsank, daß jenes Stückchen Silber gänzlich aufhörte, einen Vermögenstheil zu bilden, daher ward es nothwendig, ein größeres Stück dieses Metalls zum Maßstabe des verglichenen Werths der Güter zu erwählen, und umgekehrt kann in der Folge wieder der Fall eintreten, daß der verglichene Tauschwerth der edeln Metalle so sehr in die Höhe getrieben wird, daß das Stückchen Silber, welches gegenwärtig zur Bezeichnung des kleinsten Vermögenstheils vollkommen passend ist, zu diesem Behufe zu groß wird, und daß daher ein kleinerer Theil jenes Metalls zum Vermögensmesser gewählt werden muß. Sind aber selbst die edeln Metalle, welche doch alle übrigen Genußmittel an Brauchbarkeit zu diesem Zweck übertreffen, unfähig, einen *vollkommenen* Vermögensmesser abzugeben, so läßt sich dies noch viel weniger von andern Gütern erwarten, und man kann als Grundsatz

annehmen, daß es unmöglich sey, irgend ein Genußmittel zu entdecken, welches zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen einen so unwandelbaren verglichenen Werth besitze, daß es zu einem vollkommenen Vermögensmesser tauglich wäre. Zum Glück ist es indessen nicht durchaus nothwendig, daß der verglichene Werth des Genußmittels, welches zum allgemeinen Vermögensmesser dienen soll, ganz unwandelbar, daß der Maßstab ein vollkommener Maßstab sey, sondern es reicht vielmehr schon hin, wenn dieser Werth nur keinen zu großen und sprungweise erfolgenden Abwechslungen unterworfen ist; zu den Genußmitteln solcher Art aber gehören vorzugsweise die edeln Metalle. (S. Geld.)

K. M.

Realmünze, **Sachmünze**, ist dasjenige Tausch- und Werthausgleichungsmittel, welches zwar, wie jede Münze, eine nach dem allgemeinen Vermögensmesser (dem Gelde) berechnete Anweisung auf die in den Tauschverkehr kommenden Güter jeder Art enthält, aber zugleich mit dieser Eigenschaft die einer Waare verbindet, indem es einen ihm eigenthümlichen, unabhängigen, mit dem der Güter, worauf es eine Anweisung gibt, übereinstimmenden oder ihn übertreffenden Tauschwerth besitzt, welchen es selbst dann noch behält, wenn es aufgehört hat, Anweisung auf andere Waaren zu seyn. Zum Begriff der Realmünze ist es daher unumgänglich nothwendig, daß der sinnliche Stoff, welcher derselben zum Grunde liegt, ein Gut, ein Genußmittel sey; mit dem Besitze einer Münze dieser Art ist zugleich der Besitz eines Pfandes über den vollen Tauschwerth derjenigen Güter verbunden, worauf die Münze eine Anweisung enthält. Die Idealmünze ist nichts weiter als ein bloßes, reines Tauschmittel, kann daher auch nur in so fern Werth und Geltung haben, als sie eine Güteranweisung enthält, auf deren Realisirung der Münzbesitzer mit Sicherheit rechnen kann; die Realmünze leistet die Gewähr für diese Sicherheit durch sich selbst, die Idealmünze hingegen nur durch einen Bürgen; und auf dem Vertrauen, welches man diesem Bürgen schenkt, beruht allein ihre Geltung. — Nicht alle Gattungen von Genußmitteln sind gleich fähig, zum sinnlichen Stoff der Realmünze gebraucht zu werden, sondern vorzüglich nur solche, welche unbeschadet ihres positiven Werths sich in die kleinsten Vermögenstheile trennen lassen, und zugleich allgemeinen absolut oder doch hohen relativverglichenen Werth besitzen. In der frühesten Epoche der Cultur dienten Ochsen den Atheniensern, Schafe und anderes Vieh den Römern zur Münze. (Daher die Benennung pecunia). In Mexico galten früherhin Kakaobohnen, Federkiele mit Goldstaub gefüllt, dünne Stücke von Zinn als Münze. In Aethiopien und Abyssinien vertritt Steinsalz die Stelle der Münze, in Virginien bedient man sich dazu des Tabaks, im Reiche Siam, so wie in Bengalen gebraucht man eine Art kleiner Muscheln, welche Kauris heißen, als Münze; auf Newfoundland ist trockner Stockfisch, Zucker in einigen westindischen Colonien, bei den Bewohnern der Küsten von der Hudsonsbay sind Biberfelle, und in Island Kabeljaue die gewöhnliche Münze, aber in keinem Genußmittel findet man die zu einer passenden Realmünze erfoderlichen Eigenschaften in so hohem Grade vereinigt, als in den Metallen, besonders den edeln, weßhalb diese auch von den meisten Völkern dazu vorzugsweise sind benutzt worden. (S. Münze, Metallmünze.)

K. M.

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war schon im 15ten Jahrhundert die Losung Aller, die es mit Religion und Sittlichkeit redlich meinten. Kein Verlangen konnte gerechter seyn. Das Chri-

enthum, von seinem Stifter bestimmt, die Menschheit zu veredeln u
u beglücken, hatte, je weiter es seine Herrschaft über die Völker ve
reitete, und ihr Leben in allen Richtungen durchdrang, sich unter d
Händen seiner Priester desto mehr von seiner ursprünglichen Bestimmun
ntfernt. Mochte das meist mit glücklichen Erfolgen gekrönte Bestr
en der römischen Bischöfe, in allen Reichen der Christenheit allein üb
ie Seelen herrschen, ja auch die Händel der Könige und die Bildun
es bürgerlichen Wesens leiten zu wollen, in den Verwirrungen de
Jahrhunderte nach der Völkerwanderung das beste Mittel gewesen seyn
ie wilde Jugend des neuen Geschlechts, das die alte Welt mit de
Resten ihrer Cultur niedertrat, zu zähmen; mochten christliche Glau
ensboten und Mönche in die Wälder Deutschlands und zu den Bar
aren des Nordens sanftere Sitten gebracht, und die Civilisation de
ekehrten Nationen gefördert, mochte selbst der in vielen Punkten für
ewisse Zeiten wohlthätige Einfluß jener Einheit des Glaubens und Cul
us, jener Abhängigkeit aller occidentalischen Kirchen von Rom, jener
esetzgebenden Obergewalt über die Völker, die die Consequenz der
äpste im Mittelalter erzwang (s. d. Art. Papst), die römische Kirche
erechtiget haben, das größte Verdienst um die allmählige Gestaltung
es europäischen Gesammtlebens, um die Herrschaft des Geistigen in den
erfassungen und Sitten, sich zuzuschreiben: diese Kirche genoß die
rüchte ihres Sieges mit so weniger Mäßigung, ihr Klerus verläug-
te in Lehre und Leben so sehr den Geist des göttlichen Meisters, daß
ie Opposition gegen die Willkürlichkeiten der Hierarchie, die, im
rient früh entstanden, durch mancherlei hier unterdrückte, dort wie-
r auflebende Secten ihren antipapistischen Sinn bis auf die heimli-
n Verbrüderungen der Unzufriedenen im Mittelalter (s. d. Art.
ecten) vererbt hatte, seit dem 13ten Jahrhundert die Theilnahme
wahrhaft Christlichgesinnten um so stärker anregte, je grausamer
päpstliche Macht mit Feuer und Schwert zu ihrer Vernichtung ge-
äftig war. Die Frage, was an den Lehren, Gebräuchen, Anstalten
Handlungen der römischen Kirche wirklich christlich und der mensch-
en Wohlfahrt zuträglich sey, mußte redlichen Geistlichen, wie ver-
digen Laien oft in den Sinn kommen. Der Priesterhochmuth er-
rte die ritterlichen Fürsten, das Eingreifen der Bettelorden in alle
ochialrechte beeinträchtigte die Weltgeistlichen und tausend unschul-
Opfer der Inquisition schrien um Rache. Gleichwohl beherrschte das
hn des Papstes die Meinung noch im 14ten Jahrhundert mit einem
hdrucke, der die Stimmen der Unzufriedenheit kaum laut werden
Des Engländers Wiclef (s. d. Art.) freimüthige Schriften
n wohl bald auf das feste Land; — Huß (s. d. Art.) mit seinen
nen wurde dadurch geweckt: daß aber das 15te Jahrhundert zur
rmation noch nicht reif, und die päpstliche Partei mächtig genug
jede wirkliche Verbesserung zu hintertreiben, bewies sowohl das Be-
en der Fürsten und Nachbarvölker bei dem Ausbruche der hussiti-
Unruhen, als auch der Erfolg der Concilien zu Costnitz und Ba-
Erst nachdem durch die in Folge der Einwanderung gelehrter Grie-
geweckten Studien der classischen Alten der Blick der Gelehrten
ert, durch die Buchdruckerkunst der Vorrath von Bildungsmit-
ervielfältigt, durch allgemein interessirende Schriften auch in den
rsprachen reicher Stoff zum Denken unter die Laien gebracht, und
die neuen Universitäten, deren zwischen 1451 und 1502 allein in
hland sieben entstanden, die Zahl der Gebildeten bedeutend ver-
worden war, regte sich das geistige Leben, das der Reformation

ihn machen sollte, allgemeiner und kräftiger. Was schon die soge-
nnten Mystiker im 14ten Jahrhundert, z. B. Tauler in Straßburg,
wünscht, was freisinnige Theologen, wie Gerson, Nicolaus Cleman-
, Johann Wessel, ernstlich, doch mit geringem Erfolge gerathen hat-
, wartete nun auf den Mann, der es zur Ehre der Wahrheit gel-
d und wirksam machen sollte. Savonarola (s. d. Art.) warf
h in Florenz dazu auf, aber ein Scheiterhaufen begrub ihn und sein
erk. Etwas wagten auch einige Könige. Carl VIII. von Frankreich
ranlaßte die Sorbonne 1497 gutachtlich zu erklären, der Papst sey
rbunden, von zehn zu zehn Jahren Concilien zur Verbesserung der
rche zu halten, widrigenfalls die Bischöfe sich ohne ihn versammeln
öchten. Maximilian I. brachte die starken Beschwerden der deutschen
irsten aus den Reichsabschieden von 1500 und 1510 zur Kenntniß des
mischen Hofes. Auf französischen Betrieb kam 1511 gar dem Papste
ulius II. zum Trotz ein freies Concilium zu Pisa zu Stande; aber
ie kühn sich seine wenigen Sprecher auch geberdeten, es starb doch
ld an seiner eignen Schwäche und den Beschlüssen der Kirchenver-
mmlung im Lateran, die ihm 1512 entgegengesetzt, in der Hand des
apstes nur diente, seine Anmaßungen von neuem zu beschönigen.
eberhaupt waren bei den bisherigen Anträgen auf Abstellung des Ver-
rbens der Kirche einer Seits zu oft politische Nebenzwecke im Spiel
wesen, andrer Seits in der Hitze des Eifers gegen einzelne Unbilden
nd Mißbräuche die Grundfehler der Kirchenlehre und Verfassung, aus
enen alle andern Uebel hervorgingen, zu sehr übersehen worden, als
aß mehr, denn fruchtlose Disputationen und harte Verfolgungen der
ihnen Eifrer oder schale politische Vergleichshandlungen, in denen der
apst am Ende Recht behielt, auf diesem Wege hätten bewerkstelligt
erden können. Tiefer wirkte Reuchlins großes Verdienst um den
nbau der griechischen und hebräischen Sprache, und sein für die Sache
r Aufklärung höchst wichtiger Sieg über die Obscuranten in Cöln,
mfassender der gebildete Geschmack und gesunde Verstand, der aus den
schriften des geistreichen Erasmus zu den bedeutendsten Männern in
staat und Kirche redete und nächst gründlicheren gelehrten Studien
ch freiere Einsichten von der Religion und ihrer thätigen Anwendung
rderte, gewaltiger endlich, besonders auf Masse des Volks, das Heer
n Satiren, Spottliedern, beißenden Allegorien und derben Spässen,
denen der Witz seit Reinecke dem Fuchs bis auf die feinen Anspie-
ngen dieser beiden, zur Unternehmung entscheidender Schritte nur nicht
länglich unerschrocknen und feurigen Gelehrten sich auf Kosten des
mischen Unwesens und der Möncherei ausgelassen hatte. So öffneten
h durch das Zusammentreffen günstiger Umstände, durch das Vor-
ingen eines neuen nach Licht und Freiheit ringenden Zeitgeistes all-
ählig die Wege, auf denen die Wahrheit Anerkennung finden sollte.
e Mitte von Europa, sammt dem längst gegen Rom unwilligen Nor-
 war gestimmt, das Kühnste zu hören, und verwegne Schritte zu
terstützen, sobald es gälte, das Joch der hierarchischen Vormundschaft
uschütteln, der die Bessern und Nachdenkenden sich nun entwachsen
lten. Noch ahnete aber Niemand, woher der erste Anstoß kommen
rde. Churfürst Friedrich III. von Sachsen, ein weiser Regent, doch
st eifriger Catholik und besonderer Liebhaber von Reliquien, folgte nur
 rühmlichen Beispiele andrer deutschen Fürsten, da er 1502 zu Wit-
berg eine Universität stiftete, wohin er unter andern Gelehrten auch
artin Luthern, einen Augustinermönch von Erfurt, als Lehrer
 Theologie berief. Dieser bei großem Genie mehr noch durch tiefe

Religiosität und starke Wahrheitsliebe als durch überlegne Gelehr- keit ausgezeichnete Mann kannte die heilige Schrift, und seit einer R nach Rom, die er 1510 in Ordensgeschäften machte, auch die Sch chen des päpstlichen Hofes. Dort regierte seit 1513 Papst Leo (s. d. Art.), wenig bekümmert um das Verlangen der Welt nach V besserung einer Kirche, der er vorstand, um ihre Einkünfte zur Bef digung seiner fürstlichen Neigungen zu brauchen. Der Handel mit A laßzetteln hatte oft schon den Geldhunger seiner Vorfahren stillen mü sen. Von ihm ließ sich daher 1516 ein ihm sehr ähnlicher geistlich Fürst, Albrecht, Churfürst und Erzbischof von Mainz und Mag burg, mit der Bedingung, die Beute zu theilen, solchen Handel f seine Sprengel auftragen, und bestellte dazu, unter andern Commiss rien, den im Ablaßkram schon geübten leipziger Dominicaner Johan Tezel, der, von Ort zu Ort ziehend, sein Gewerbe mit der unve schämtesten Marktschreierei betrieb, und die bekreuzten Zettel über di Vollmacht der päpstlichen Bulle, die doch noch von Reue sprach, we hinaus als unbedingte Documente der Sündenvergebung in Zeit un Ewigkeit anpries. Der Zulauf war nicht gering, und der Gewin reichlich; denn das einfältige Volk hielt den alten Aberglauben noch hoch, und die bequeme Art, für wenige Groschen der schwersten Sün denschulden, deren jede ihre Taxe hatte, ledig zu werden, und los zu kommen von zeitlicher Buße und ewiger Verdammniß, gefiel der rohen Menge wohl (vergl. d. Art. Ablaß). Da Tezel seinen Kram im Herbst 1517 zu Jüterbock aufschlug, strömten ihm auch aus dem nahen Wittenberg viele Käufer zu, und verbaten sich dann mit Vorzeigung ihrer Zettel bei ihren Beichtigern jede Verpflichtung zu neuer Buße. Gegen diesen gotteslästerlichen Unfug, erhob sich Luther erst mit Predigen, da er neben seiner Professur ein Pfarramt bekleidete, und dann, um nach altem Brauch die Sache im Wege einer akademischen Disputation beizulegen, durch 95 Theses oder Streitsätze, die er den 31sten Oct. 1517 an die Thür der Schloßkirche anschlug. Darin erklärt er sich sehr ernstlich gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels, bezeigt neben lebhaftem Eifer für die heilige Schrift immer noch große Ehrfurcht vor dem Ansehn der Kirche und des Papstes, und bittet am Ende um gründliche Belehrung. Diese Sätze wurden lateinisch, seine Predigt vom Ablaß aber deutsch herausgegeben, und in wenigen Wochen durch ganz Deutschland, erstere bald auch unter andern Völkern der Christenheit verbreitet. Ueberdieß trug Luther selbst in beweglichen, und bei aller Freimüthigkeit sehr bescheidenen Briefen an seine geistlichen Obern und den Papst auf Abstellung des tezelschen Unfugs und des Verderbens der Kirche überhaupt an. Außer dem wohlgesinnten Bischof von Brandenburg Scultetus gab ihm keiner gehörige Antwort. Dafür traten von Tezeln, in dessen Namen Conrad Wimpina, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, die Feder ergriff, von einem päpstlichen Höfling zu Rom, dem Augustiner Sylvester Prierias, und von dem aus dem Streite mit Reuchlin noch übelberüchtigten Ketzermeister Jacob Hochstraten zu Cöln abgeschmackte Schmähschriften voll der ausschweifendsten Behauptungen von der Macht des Papstes und seines Ablasses ans Licht, die aber zu armselig, um dem Spotte der Gebildeten zu entgehen, eben so wie Dr. Ecks zu Ingolstadt giftige Obelisken gegen Luthern, anstatt seine Sätze mit Gründen zu widerlegen, das Aufsehn seines Unternehmens nur vermehrten. Die scharfen Antworten, in denen er die Blößen dieser Kämpfer für den Ablaß aufdeckte, und die Resolutiones, die er zur Erklärung seiner Sätze nachfolgen ließ,

brachten der Wahrheit immer neue Siege. Eine Disputation, die er bei einem Augustinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienst der sogenannten guten Werke und den Gebrauch der aristotelischen Philosophie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen mehrere Freunde, z. B. Bucer, Brenz, Schnepf, Billican, die nachher als thätige Beförderer der Reformation berühmt wurden. Die Gespräche Luthers mit den päpstlichen Legaten Cajetan und Miltiz, ersteres 1518 zu Augsburg, letzteres 1519 zu Altenburg, worin diese Herren, statt ihn, wie sie befehligt waren, zum Widerruf zu bringen, nur ihre Unfähigkeit, die römischen Satzungen mit Beweisen der heiligen Schrift zu stützen, kund thaten, endlich das noch 1519 zu Leipzig drei Wochen lang gehaltene Schulgefecht Ecks mit Karlstadt und Luther, in dem über freien Willen, Papstgewalt, Ablaß und Fegefeuer hitzig gestritten, aber nichts entschieden wurde, erweckten, wie Luthers fast in jedem Monate ausgehende neue Flugschriften und gedruckte Predigten, seinem Werke neben neuen Widersachern auch eine immer allgemeinere Theilnahme. Von den Pyrenäen bis zur Weichsel, vom adriatischen Meere bis zum Belt wurde begierig alles gelesen, was von Luthern oder über ihn erschien. Die seltne Fülle, Verständlichkeit und Kraft seines deutschen Ausdrucks, sein schlagender Witz, seine durch ununterbrochene historische und exegetische Studien täglich zunehmende Einsicht und Gelehrsamkeit, die überzeugende Stärke seiner Gründe, und was am meisten wirkte, die Uebereinstimmung seiner Lehren mit den wichtigsten Bedürfnissen und Wünschen der Zeit, die beifälligen Urtheile eines Erasmus, Pirkheimer und andrer vortrefflichen Köpfe, der offne Beitritt von Männern, wie Melanchthon und Hutten, die gleichzeitige fast noch kühnere Erhebung der Schweizer Zwingli und Oekolampadius gegen Ablaß und Papstthum (vergl. d. Art Reformirte Kirche), machte den vor 1517 noch wenig bekannten Mann nun zum Verfechter aller helldenkenden und über den Verfall der Kirche Christi bekümmerten Menschen in Europa. Als solcher redete und handelte er nun mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und unverkennbarem göttlichen Beistande. Die in seinen ersten Schriften noch merkbare Scheu vor dem römischen Hofe warf er weg, da der Ungrund aller päpstlichen Anmaßungen ihm klar geworden. Eine reine Erkenntniß göttlicher Dinge, eine glühende Begeisterung, wie man sie seit den Zeiten der Apostel nicht mehr vernommen hatte, sprach aus seinen herrlichen Schriften an den christlichen Adel deutscher Nation, von der Messe, von der babylonischen Gefangenschaft und von der Freiheit eines Christenmenschen, in denen er die Grundlehren des Papstthums selbst mit Waffen des göttlichen Wortes angriff, und die vergessene lautre Lehre des Evangeliums ins Leben hervorrief. Er that es 1520 zur selbigen Zeit, da Eck des Papstes Bannbulle gegen ihn in Deutschland verkündigte, appellirte wiederholt an ein allgemeines Concilium, und warf, weil man seine Schriften zu Mainz, Cöln und Löwen verbrannt hatte, diese Bannbulle sammt den päpstlichen Canonen und Decretalen am 10ten December d. J. unter großem Jubel der Studirenden zu Wittenberg öffentlich selbst ins Feuer. Dieses und das folgende Jahr 1521 ist daher der wahre Zeitpunkt des Anbruchs der deutschen Reformation, weil darin Luther sich förmlich von der römischen Kirche losriß, und mehrere der mächtigsten vom deutschen Adel, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. a. und der angesehensten unter den Gelehrten mit der Universität Wittenberg, der nun die Söhne Deutschlands und andrer Länder schaarenweis zuströmten, sich öffentlich

für sein Unternehmen erklärten. Der ehrfurchtgebietende Eindruck seines persönlichen Auftritts und seiner tapfern Weigerung jedes Widerrufs auf dem Reichstage zu Worms am 17ten April 1521, dem Tage seines größten Triumphs (s. d. Art. Luther), gab ihm die Macht und Würde eines anerkannten Reformators; das wormser Edict und die vom Kaiser wider ihn proclamirte Reichsacht machten seine Sache zur Staatsangelegenheit. Dabei ist nicht zu übersehen, welche Verhältnisse und Begebenheiten noch außer den schon angeführten vorbereitenden und mitwirkenden Umständen diese Sache begünstigten. Der Papst war hauptsächlich durch Deutschlands Ergebenheit groß geworden, mit ihm hatten es die deutschen Fürsten in seinen Händeln mit dem Kaiser meist gehalten, weil sie selbst auf diesem Wege von letztrem unabhängiger wurden. Rom mußte sie also schonen, und der Kaiser sich im Stillen freuen, wenn es mit ihnen zerfiel. Nach Maximilians I. Tode 1519 bekleidete Churfürst Friedrich III., ohnehin der mächtigste deutsche Fürst, in allen Landen sächsischen Rechts das Reichsvicariat, und schon wegen seines persönlichen Ansehns hatte er die entscheidendste Stimme bei der Wahl des neuen Kaisers. Daher mußte der Papst sowohl als der durch seine kräftige Fürsprache 1520 gewählte Carl V. ihm gefällig seyn; jener indem er die anfangs gebotene Citation Luthers nach Rom in eine Unterhandlung mit seinen Legaten verwandelte, dieser, indem er die Reformation so lange, als es sich nur vor dem Papste und den catholischen Ständen verantworten ließ, ohne gewaltsame Gegenanstalten ihren Gang gehen ließ. Vor den ersten Folgen der Reichsacht wurde Luther durch sein zehnmonatliches Exil auf der Wartburg sicher gestellt, und das wormser Edict konnte in Sachsen um so weniger Wirkung erhalten, da der Kaiser seit 1521 im Kriege mit Frankreich begriffen oder in Spanien beschäftigt, die deutschen Religionshändel fast ganz aus dem Gesicht verlor, und übrigens jeder Fürst in seinen Landen that, was er für Recht hielt. Daß Friedrich der Weise aber, obwohl er kein Anhänger der Reformation heißen wollte, doch ihren Helden schützte, macht sein großes Interesse an dem Flor der wittenberger Universität, seine Redlichkeit, seine allmählig wachsende Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Unternehmungen Luthers und dessen Freund Spalatin, der an Friedrichs Hofe alles vermittelte, sehr erklärlich. Leo's Nachfolger, der ernste, selbst auf eine Reformation bedachte Adrian VI., erhielt auf seinen Antrag, die lutherische auszurotten, von dem Reichstage zu Nürnberg 1522 hundert Beschwerden der deutschen Stände, auch der catholischen, gegen seinen Stuhl zur Antwort. Eben so wenig als die Züricher, deren schnelles Fortschreiten zur Aenderung der Religionslehren und Gebräuche bei den Regierungen der nördlichen Cantone die kräftigste Hülfe fand, waren also die Wittenberger gehindert, Reformen des Gottesdienstes (mit der Messe fingen sie an) vorzunehmen, ja Luther selbst mußte von der Wartburg herbeieilen, um die durch Karlstadts (s. d. Art.) stürmischen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen; während er seine Uebersetzung des neuen Testaments, die Frucht seines Exils, der die Bücher des alten Testaments bald nachfolgten, und Melanchthon seine Loci communes, die erste und lange die musterhafteste Dogmatik der evangelischen Lehre (1521 zum erstenmale) herausgab, wurden in Zweibrücken, Pommern, Schlesien, in den sächsischen (Leisnig war nach Wittenberg die erste) und schwäbischen Städten ernstliche Anstalten zur Abstellung der papistischen Mißbräuche gemacht. Luthers Schrift von der Ordnung des Gottesdienstes kam, 1523 kaum erschienen, zu Magdeburg

d Elbingen gleich in Anwendung. Auch Märtyrer fehlten der aufhenden neuen Kirche nicht; die Inquisition in den Niederlanden verfte ihr schon 1522 durch Hinrichtung einiger lutherisch gesinnten Austiner diese Ehre. Französische und holländische Uebersetzungen der bel traten ans Licht; im Herzen Frankreichs bei Meaux, bildete sich e evangelische Gemeinde. Umsonst verdammt die Sorbonne Luthers tze, umsonst wird 1524 auf dem Reichstage zu Nürnberg und dem nvent zu Regensburg die Vollziehung des gegen jede Religionsneueng gerichteten wormser Edicts beschlossen, umsonst bemühen sich die rzoge, Georg von Sachsen (albertinischer Linie) und Heinrich von raunschweig, Oesterreich, Frankreich und Spanien, so wie die geisthen Fürsten, durch Verfolgungen der Evangelischen in ihren Landen e Reformation zu unterdrücken: Luther legt in demselben Jahre die önchskutte ab, Mönchs- und Nonnenklöster werden leer, Geistliche rathen in Sachsen und der Schweiz, und 1525 nennen sich Johann r Beständige, Friedrichs Nachfolger in Chursachsen, Philipp, Landaf von Hessen, Albrecht von Brandenburg als Herzog seines secularirten Hochmeisterthums Preußen, öffentlich evangelische Fürsten; ihre sammten Lande, Liefland, ein bedeutender Theil von Ungern und esterreich (Böhmen war schon durch die Hussiten gewonnen), Lüneurg, Zelle, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt am Main, Nordhaun, Braunschweig, Bremen nehmen die neue Lehre an, und eine Menge er würdigsten Theologen und Geistlichen Deutschlands treten auf Luhers Seite, der selbst mit der ehemaligen Nonne Catharina von Bora die Ehe tritt. Schweden wurde 1527 unter Gustav Wasa durch die Reformatoren Olaf und Lorenz Petri evangelisch, bald folgte auch der rößte Theil von Niedersachsen, und der Norden von Westphalen nach, Hamburg und Lübeck besonders durch Johann Bugenhagen. Die wegen des Kaisers Abwesenheit gesicherte Ruhe dieser Jahre, in welchen die Verbreitung der Reformation so glücklich und fast ohne allen äußern Kampf von Statten ging, störten weniger die Streitigkeiten Luthers mit Erasmus und Zwingli (s. d. Art. Erasmus und Sacrament), als die 1528 durch des dresdner Kanzlers Otto von Pack Nachricht von einem geheimen Bündniß der catholischen Stände gegen die Evangelischen erregten Besorgnisse eines Kriegs, dessen Ausbruch von Seiten letzterer Luthers Ermahnung zum Frieden nur mit Mühe hinderte. Inzwischen nöthigte diese Spannung die Evangelischen zum Zusammenhalten und wegen einer 1529 auf dem Reichstage zu Speier gegen den ihnen nachtheiligen Abschied gemeinschaftlich eingelegten Protestation erhielten sie den Namen Protestanten (s. d. Art. Protestant). So wurden sie eine auch politisch abgesondert handelnde Partei (corpus evangelicorum, s. d. Art.), welche sich, weil der Kaiser nun wieder drohend in Deutschland auftrat, zu entscheidenden Maßregeln anschicken mußte. Während nach den zur Organisation des Kirchenwesens unternommenen Visitationen mit Hülfe der Anweisungen Melanchthons und der 1529 erschienenen Catechismen Luthers die beßre Belehrung des Volks in Kirchen und Schulen durch treue Prediger allmählig gedieh, mußte Melanchthon nach Anleitung der von Luthern 1529 abgefaßten torgauer Artikel eine ausführlichere Darstellung des evangelischen Glaubensbekenntnisses aufsetzen, welche von den meist schon durch das torgauer Bündniß 1526, und den schwabacher Convent 1529 (s. d. Art. Schwabacher Artikel) vereinigten Fürsten, Johann, Churfürst von Sachsen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernst, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Hessen, Wolfgang, Fürst von Anhalt,

Albrecht, Graf von Mansfeld, und den Städten Nürnberg, Reu gen, Kempten, Heilbronn, Weinsheim und Weißenburg unterschrie auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser übergeben, 25sten Juni in voller Reichsversammlung feierlich vorgelesen, und her augsburgische Confession (s. d. Art.) genannt wurde. Kaiser ließ dagegen eine catholischer Seits verfertigte Confutation Widerlegung vorlesen, wobei es sein Bewenden haben sollte, nahm wider diese Confutation von Melanchthon aufgesetzte Apologie augsburgischen Confession nicht an, und drang auf Abstellung Religionsneuerungen. Gleichen Bescheid erhielten Straßburg, Cost Memmingen und Lindau, welche dem Kaiser eine ähnliche Sch Bekenntniß der vier Städte oder Confessio tetrapolitana genannt, reicht hatten. Dieser mißliche Ausgang des Reichstags war den Ev gelischen ein neuer Beweggrund, nur desto treuer und fester auf ih Glauben und Einigkeit unter einander zu halten. Wie nun der sch kaldische Bund der evangelischen Stände sich bildete, in dem bei allem Schwanken ihrer Maßregeln theils wegen der wechselnden P litik des Kaisers, theils den Abmahnungen ihrer Theologen vom Kri folgend, bis 1546, wo ihr Friedensengel Luther starb, einen wenig ge störten Genuß ihrer neuen Religionsübung behaupteten, welche Verän derungen die Schlacht bei Mühlberg, des Kaisers Interim un Churfürst Moritzens unerwarteter siegreicher Feldzug gegen diesen mi sich brachte, wie endlich 1555 der augsburger Religionsfriede d Freiheit des evangelischen Gottesdienstes in ihren Landen, und zu Theil auch für die Protestanten in catholischen Ländern sicherte, ist i den Artikeln Schmalkaldischer Bund, Interim und Religionsfriede dargestellt. Vereinigungspunkte für diese deutschen Protestanten blieben sowohl ihre zusammentreffenden politischen Interessen als auch der in der augsburgischen Confession und ihrer Apologie seinen Grundzügen nach festgestellte Lehrbegriff, der durch die später hinzugekommenen schmalkaldischen Artikel und beiden Catechismen näher erläutert, und durch die bergische Concordienformel 1580 endlich abgeschlossen wurde. Vergl. d. Art. Symbolische Bücher. Zu diesem evangelisch-lutherischen Lehrbegriff bekannten sich unter dem Namen augsburgischer Confessionsverwandten deutscher Nation drei Churfürsten, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, zwanzig Herzoge und Fürsten, worunter die sächsischen Häuser, Braunschweig-Lüneburg, Meklenburg, Holstein-Lübeck, Bayreuth, Würtemberg und Baden die vornehmsten waren, vierundzwanzig Grafen, vier Freiherren, und fünfunddreißig Reichsstädte, im Ganzen sechsundachtzig Reichsstände. Das mit großer Mühe zu Stande gebrachte Eintrachtswerk derselben fand jedoch bald heftigen Widerspruch, nicht bloß bei den Catholischen, sondern auch unter den Protestanten. Schweden, Dänemark (seit 1536 protestantisch), Schleswig, Pommern, Schlesien, und mehrere bedeutende Reichsstädte weigerten sich aus politischen Gründen, Hessen und die Stadt Bremen aus Neigung zum Calvinismus die Concordienformel anzunehmen; die Pfalz sprang wieder ab, und auch der berliner Hof wurde reformirt. Denn leider war der Streit über die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahle (s. d. Art.) zwischen den schweizerischen und französischen Protestanten, unter denen nach Zwingli's Tode Calvin am meisten galt, an einem und den sächsischen am andern Theile die Ursach einer völligen Absonderung der reformirten Kirche (s. d. Art.) von der evangelisch-lutherischen geworden. Die Gründe dieser für den Fortgang der Reformation nachtheiligen Zwietracht beider Kirchen lagen schon in

Verschiedenheit des Charakters ihrer Stifter. Luther, mehr ge-
nt, systematisch zu denken, und vom unbedingten Glauben an den
chstaben der heiligen Schrift auszugehen, hielt neue Vorstellungen,
sich ihm darboten, gleich an den Prüfstein seines Systems, und
dete nichts in der Lehre, was jenem Glauben zu widersprechen schien.
ingli, weniger durch fixirte Meinungen befangen, und dem eignen
theile mehr einräumend, war dagegen williger, Ansichten festzuhal-
, die ihm im ersten Augenblicke vernünftig erschienen. Er kam da-
leichter in Gefahr, Irrthum als Wahrheit anzunehmen, während
ther lieber Wahrheit als Irrthum verwerfen, denn seinem Glauben
as vergeben mochte. Mit ihm hielt es der Osten und Norden, mit
freieren Verstandesansicht der reformirten Kirche der Westen und
iden des weiten Gebietes von Europa, auf dem der Protestantismus
behaupte. Durch Uebereinstimmung der Lehre und des Cultus
lossen sich an die reformirte Kirche an, außer der bessern Hälfte der
chweiz und Genf seit 1535, ein großer Theil der Bevölkerung, be-
nders des südlichen Frankreichs (s. d. Art. Hugenotten), England mit
eibehaltung der hierarchischen Würden zuerst 1547, und nach dem pa-
stischen Zwischenact unter der Königin Marie 1555 — 1558 für im-
er (s. d. Art. anglikanische Kirche), Schottland, wo Knox 1560 die
esbyterianische Kirchenverfassung nach Genfs Muster einführte, und
e Republik der vereinigten Niederlande, die mit ihrer Freiheit zugleich
n Protestantismus erkämpfte (s. d. Art. Holland). In Siebenbürgen
hielt die lutherische Confession das Uebergewicht, in Ungarn drang
ben ihr auch der Calvinismus ein, und in Polen, wo seit 1556 die
eformation zahlreiche Anhänger erhalten hatte, schlossen die beiden
rotestantischen Parteien nebst den mährischen Brüdern 1570 den Frie-
nsvergleich (consensus) zu Sendomir, der sie zu dem unter dem Na-
en der Dissidenten (s. d. Art.) bekannten politischen Körper ver-
nigte. Der Versuch des Churfürsten Gebhard von Cöln, 1582 sein
rzstift zu reformiren, mußte bei der Unvorsichtigkeit seines Verfahrens
änzlich mißlingen. Wie sehr nun auch Lutheraner und Reformirte
n dieser Periode einander anfeindeten, die Hauptpunkte der Lehre und
es Gottesdienstes, den Geist und Namen wahrer Protestanten hatten
nd haben sie doch mit einander gemein, und jeder Fortschritt in der
Verbreitung der Reformation konnte als ein Gewinn für beide Parteien
etrachtet werden. Gewiß ist es aber, daß die auch nach dem Reli-
gionsfrieden fortdauernde gegenseitige Spannung der Catholiken und
Protestanten die Verhältnisse herbeigeführt hat, in denen der dreißigjäh-
rige Krieg (s. d. Art.) sich entzündete, und Deutschland verwüstete.
Erst der westphälische Friede brachte beide Theile in einen Zustand ge-
setzlicher gegenseitiger Duldung, wovon freilich die protestantischen Un-
terthanen catholischer Fürsten nur zu oft, bisweilen auch die Catholiken
in protestantischen Staaten, z. B. die Irländer, das Gegentheil erfah-
ren mußten. (S. d. Art. Freiheit, kirchliche). Nach dieser kurzen,
nur vermittelst vielfältiger Verweisungen auf andre Artikel in einen so
engen Raum zusammenzudrängenden Uebersicht der geschichtlichen Haupt-
momente der Reformation ist noch über das Für und Wider der Frage,
„welchen Einfluß sie auf die Religiosität und Sittlichkeit, auf die wis-
senschaftliche und bürgerliche Ausbildung der ihr ergebenen Völker geäuf-
sert, und in wie fern sie der Menschheit genützt oder geschadet habe,"
hier um so ausführlichere Rechenschaft zu geben, je allgemeiner dieser
allerdings höchst wichtige Gegenstand neuerdings unter den Lesern die-
ses Lexicons zum Gespräch des Tages geworden ist. Der dargestellte

Gang der Begebenheiten zeigt, daß die Reformation ohne Verabred und Plan entstanden war. Die Gegenanstalten ihrer Feinde gaben ihr Zusammenhang und Bedeutung. Die Angriffe leidenschaftlicher und verständiger Gegner, die Ränke und Gewaltschritte der römischen Cu die lauten Stimmen des Beifalls seiner Nation trieben Luthers muth Thätigkeit weiter, als er je zu gehen gedacht. Umstände, deren Zusamm treffen menschliche Weisheit weder veranstalten noch hindern konnte, beg stigten sein Unternehmen über alle Erwartung: es wuchs im Kampfe m Widersachern, deren Sieg kaum zweifelhaft schien, mit innern St rungen, die es in der Geburt zu ersticken droheten (Bauernkrie Wiedertäufer), zu einer Macht und Höhe heran, die ihn selbst in E staunen setzte. Nach wenigen Jahren des Fortganges der Reformati hing es nicht mehr von ihren Stiftern ab, welche Richtung sie nehm sollte; sie machte sich selbst ihren Weg, und sicherte sich ihr Geling Wer es weiß, wie in dem Gedränge von Ereignissen, die die Re formation begleiteten, die große Idee einer Wiedergeburt des echt Christenthums, eines heiligen Kampfes um ewige Güter vorgew tet hat, der wird nicht anstehen, sie für ein Werk aus Gott zu er klären, dessen Ursprung reine Wahrheitsliebe, dessen Wachsthum di unverkennbarste Probe eines himmlischen Schutzes war. Einige Schrift steller der neuesten Zeit, auf die auch das protestantische Deutschland hört, haben bald nach ihrem Uebertritte zur catholischen Kirche der neuen Mutter dadurch zu dienen gesucht, daß sie die Reformation als Urheberin aller der Uebel anklagten, die in den drei letzten Jahrhunderten über die Völker Europa's gekommen sind. An den bürgerlichen Kriegen, die Frankreich, Holland, Deutschland und England in dieser Periode zerrütteten; an dem Blute der Protestanten, das catholische Regenten und Inquisitoren mitten im Frieden vergossen; an den Hindernissen, die Parteigeist und Glaubenseifer seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum 18ten den Fortschritten der wissenschaftlichen Cultur in den Weg legten; an der Irreligiosität und dem Unglauben der Kinder dieses letzten Jahrhunderts; an der Schwäche Deutschlands, dem Unglück Polens, den Gräueln der französischen Revolution, und den bis diesen Tag spuckenden Ideen des Jacobinismus soll das Werk Schuld seyn, das von Allem, was deutscher Geist jemals hervorbrachte, das Größte und Rühmlichste ist. Allerdings hat die Reformation bei den politischen und wissenschaftlichen Begebenheiten der Zeit, in die ihre Folgen hinabflossen, mächtig mitgewirkt: der religiöse, moralische und bürgerliche Zustand der europäischen Völker in dieser Periode wurde hauptsächlich von ihr und den Reactionen ihrer Gegner bedingt. Ist es aber nicht Mißhandlung der Geschichte, die Nachwehen alter Uebel, die die Reformation vorfand, den Drang äußerer Umstände, die Wirkung fremder Beweggründe, die man ihr beigesellte, die Unbilden und Grausamkeiten ihrer Widersacher ihr selbst beizumessen? Das Menschengeschlecht kann in keiner Richtung seines Strebens zum Vollkommnen Schritte vorwärts thun, ohne eine Zeit lang mit sich selbst zu kämpfen, und jede Verbesserung theuer zu erkaufen. Der den Reformatoren vorschwebende Hauptgedanke, die ursprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes von Menschensatzungen zurückzufodern, konnte in der Einkleidung, die sie ihm gaben, nur zum Bessern führen. Wo aber persönliche Leidenschaft und eigennützige Politik, was ursprünglich Zweck gewesen, zum Mittel ihrer Anschläge herabwürdigten, da mußte die Entweihung des Heiligen sich unvermeidlich durch innern Verfall und äußeres Elend rächen. Doch solche Ausartungen waren weder allge-

fein, noch bleibend; nur mehr Aufsehn erregten sie, als der viel weiter wirkende, nachhaltige Segen, den das gereinigte Christenthum im Stillen schuf. Lassen wir die Scharfsichtigen, die die Geschichte construiren und der Menschheit besser zu rathen meinen als der, der alles lenkt, sich in Muthmaßungen über die Frage erschöpfen — „welchen Gang das am Morgen des 16ten Jahrhunderts aufgeregte Leben der Wissenschaft und das Ringen der Könige um Universalherrschaft genommen haben würde, wenn die gänzliche Unterdrückung des Protestantismus in seinem Entstehen gelungen wäre;" — daß hauptsächlich der Einfluß seiner Grundsätze die durchgreifenden Verbesserungen bewirkte, die in der neuen Zeit fast auf allen Gebieten des Lebens der europäischen Menschheit zu Stande gekommen sind, erweis't die Geschichte durch Thatsachen, deren Zeugniß sein Verdienst über allen Zweifel erhebt *). — Als Kirchenlehre galt vor der Reformation ein Aggregat gelegentlich aufgekommener Bestimmungen, worin die Summe derjenigen Dogmen, welche dem göttlichen Ansehn der Hierarchie zur Stütze dienen sollten, nicht ohne Verfälschung der Geschichte mit den dialectischen Künsten der scholastischen Philosophie festgestellt, aber, was allen Christen zu wissen nöthig ist, theils vernachlässigt, theils verunstaltet, und das Evangelium Jesu fast nicht mehr zu erkennen war. Zwar sollte, und soll auch nach der catholischen Ansicht unsrer Tage, was von diesen kirchlichen Satzungen auf die Bibel nicht gegründet ist, aus mündlichen Ueberlieferungen herrühren, die die Kirchenlehrer von den Aposteln und Vätern empfangen, und Concilien oder Päpste mit Hülfe des heiligen Geistes allmählig bekannt gemacht hätten (s. d. Art. Tradition); aber an ihren Früchten erkannte man keineswegs die Spuren des vorgegebnen göttlichen Ursprungs. Bei der Menge vertrat die Stelle der subjectiven Religion ein Gemisch von Furcht und Ergötzen, ein Dienst voll Mechanismus und Aberglauben: bald bängliche Scheu vor der überlegnen, mit allen Schrecken irdischer Noth und ewiger Verdammniß gerüsteten geistlichen Macht; bald Augenlust an dem Schmucke der Kirchen und ihrer Priester, Bewunderung ihrer prachtvollen meist unverständlichen kirchlichen Schauspiele; bald Beschäftigung der Phantasie mit allerlei Legenden und Wundergeschichten; und ein nach der Schnur der Gewohnheit, wie an den Kugeln des Rosenkranzes ablaufendes Beten, Beichten, Büßen, Fasten, Wallfahrten und Hingeben reichlicher Spenden an Geld und Geldeswerth, dessen Trübseligkeit und Mühe hier ein Schwank, dort eine fromme Vertröstung erleichtern mußte. Und dieser mit unzähligen, dem gröbsten Mißverstande bloßgestellten Ceremonien überladene Gottesdienst, der, bei dem Mangel an nöthiger Belehrung der Laien, der einzige Anhalt ihrer Religiosität seyn sollte, wurde noch dazu an den meisten Orten von der Klerisei so kalt und handwerksmäßig verrichtet, daß, wenn einzelne Fromme etwas von Theilnahme des Herzens dabei empfanden, die Kirche sich das Verdienst, solche Regungen erweckt zu haben, nur selten zuschreiben durfte. Die Unwissenheit des gemeinen Volks verbarg ihm zwar die Mängel seines Religionszustandes, besser Unterrichtete sahen aber bald, daß die durchgängige Beziehung der Lehre auf den Vortheil des Papstthums und des Cultus auf die sinnlichen Zeichen des Heiligen, fast die ganze

*) Zu Vermeidung von Mißverständnissen wird hier bemerkt, daß dieser Artikel und ein Aufsatz über die Folgen der Reformation in dem Reformationsalmanach auf das Jahr 1817, Erfurt bei Kayser, einen und denselben Verfasser hat.

Andacht der Gläubigen auf Dinge lenkte, die zur christlichen Gottes
kenntniß gar nicht gehören, und eine würdige Gottesverehrung kein
wegs befördern. Kein Wunder, daß das Christenthum in seiner dam
ligen Mißgestalt bei vielen der vornehmsten Laien und Geistlichen, der
Geschmack sich durch die erneuerten classischen Studien gebildet hatt
ein Gegenstand entschiedner Verachtung geworden war. Die itali
schen Kirchenfürsten brauchten es nur als Mittel ihrer eigennützigen A
sichten, und setzten sich dem Unternehmen einer Kirchenverbesserung, da
sie für vergeblich und gefährlich hielten, mit einer Hartnäckigkeit ent
gegen, die alle Vorschläge zurückwies, und jeden Friedensversuch ve
eitelte. Wie schwer es auch Luthern anfangs einging, die christlic
Kirche von der römischen zu unterscheiden; erst der öffentliche Bru
mit dem Papste gab den Reformatoren das Recht, die Last verunsta
tender, fremdartiger Bekleidungen der Religion in Lehre und Cultu
wegzuwerfen, und ein Christenthum herzustellen, das keine Regel un
Nahrung der Frömmigkeit kennt, außer der heiligen Schrift, keine F
derung macht, als Glauben und Tugend, und anstatt, wie die röm
sche Kirche wollte, das Standesgeheimniß einer privilegirten Priester
caste zu seyn, nun Gemeingut Aller ward. Die fruchtbaren Gedanken,
daß es etwas gebe, worüber der Mensch nur Gott und sich selbst Re
chenschaft schuldig sey; daß in Sachen der Religion kein menschliches
Ansehn gelten könne, und daher Jedermann ihre alleinige Quelle, di
heilige Schrift, selbst lesen und durch eigene vernünftige Ueberzeugung
zum Glauben gelangen müsse; daß nur der Glaube der Theilnehmen
den und der erweisliche Nutzen für die Besserung den Handlungen de
Gottesdienstes Werth gebe, kurz den Commentar über die Lehre „Go
wolle im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn," brachten die Pre
digten und noch mehr die Schriften der Reformatoren in die Masse des
Volks. Tausende von Zöglingen der hohen Schulen, von Freunden der
Philosophie und des classischen Alterthums, von verständigen Bür
gern und Geschäftsleuten, von Unzufriedenen im niedern Klerus waren
schon bereit, zur Verbreitung dieser Grundsätze mitzuwirken. Fürsten
und Adel, ja selbst einige Bischöfe fühlten die Gewalt der Wahrheit;
und die Lust zu Neuerungen erwachte in den niedern Ständen so stark,
daß man an mehreren Orten auf nichts Geringeres ausging, als alle
Bande zu sprengen. Diese mächtige Wirkung ihrer ersten Ansprache
munterte die Reformatoren auf, den zweiten Schritt zur Herstellung
der wahren Religion dadurch zu thun, daß sie ihre Hindernisse auch in
den kirchlichen Formen wegräumten. Dazu gehörte der Wahn einer
sacramentalischen Priesterweihe, der das geistliche Amt über die Mensch-
heit erhob, einen privilegirten Stand zum Gesetzgeber des Glaubens
machte, und jeden Mißbrauch der Kirchengewalt heiligte; der Heili-
gen-, Reliquien- und Bilderdienst, der, wie er getrieben ward, die
Verehrung des unsichtbaren Gottes selbst beeinträchtigte; die Trans-
substantiation in der Messe, nach der man den Sohn Gottes täglich
durch Menschenhände schaffen und opfern ließ, und die Anbetung der
Hostie rechtfertigte; die letzte Oelung und die Seelenmessen, die von der
Todesangst der Sterbenden und von der Trauer um geliebte Todte
wucherliche Zinsen zogen; und eine Menge andrer Ceremonien, geheilig-
ter Possen und Tändeleien, die die Andacht zerstückelten, und die Ue-
bung der Religion zum Kinderspiel herabwürdigten. Die Vorwürfe der
Abgeschmacktheit und Willkür, die der Gebildete sonst der kirchlichen
Religion machen konnte, verloren auf dem Gebiete des Protestantismus
durch die Abstellung dieser Mißbräuche ihren Sinn und auch schwächere

Augen mußten sich darin gewöhnen, den Tempel der Wahrheit selbst
u schauen, da das schwerfällige Gerüste, mit dem die vergangnen Jahr-
hunderte ihn verbaut hatten, nun hinweggenommen war. Von aber-
läubischen Mährchen und schlauen Erfindungen der Herrschsucht rich-
ete sich der religiöse Glaube nun auf einen Gegenstand, den er festhal-
en konnte, ohne den Gebrauch der Vernunft aufzugeben, da die ewige
Wahrheit des Evangeliums durch Luthers treffliche Verdeutschung und
reue Uebersetzungen in andern Sprachen, durch die auf seinen Grund
ebauten Predigten und Liturgien in den Landessprachen, durch Cate-
hismen und faßliche Lehrbücher unverfälscht zur allgemeinen Kenntniß
am. Zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt, widmete das
hristliche Lehramt bei den Protestanten sich ausschließlich der Sorge,
as Wort Gottes zu erläutern und auf die Erbauung der Gemüther
nzuwenden, Schulen für die verwahrloste Jugend zu errichten, und
ie vorhandenen zu verbessern. Den hierarchischen Vorrechten entsagend,
wodurch sie vom Volke geschieden gewesen waren, theilten die Lehrer der
Religion alle ihre Erweckungsmittel und Segnungen mit den Laien.
Jeder Protestant erhielt den Genuß des Kelchs im Abendmahle, jeder
onnte die einfache Feier des Gottesdienstes verstehen und in die heiligen
ieder mit einstimmen. Statt der Menge zerstreuender Bilder und
Zierrathen erfüllte die gereinigten Kirchen nun ein frommes Volk, das
en Sinn der göttlichen Offenbarungen erkennen, den Trost der göttli-
hen Verheißungen auf sich anwenden, und die Würde begnadigter Kin-
er des Vaters im Himmel — der nicht mehr gehüllt in einen Hofstaat
abelhafter Heiligen, sondern dargestellt allein durch seinen Sohn, den
Seelen näher kam — empfinden lernte. So gewann die Gottesvereh-
ung, wo der Protestantismus Eingang fand, jene Einfalt, Wärme
nd Herzlichkeit wieder, die sie unter den ersten Christen gehabt hatte.
Sie wurde ein gemeinschaftliches Werk und ein um so innigeres Band
er Vereinigung mit Gott und unter einander, je kräftiger das Gefühl
„diesen neuerworbenen Zustand der Religion gegen Gefahren und An-
griffe von außen vertheidigen zu müssen," die Flammen der Religiosi-
ät anfachte, und zur Liebe gegen die Glaubensgenossen ermunterte.
Ganz unstreitig ging daher aus der Reformation keine Folge unmittel-
arer hervor, als diese von ihr verbreitete, hellere Gotteserkenntniß und
einere Frömmigkeit, welche die sonst der Phantasie und den Sinnen
ienende Religion zu einem Gegenstande gründlicher Einsicht, freier
Ueberzeugung und tiefer Empfindung des Herzens gemacht hat. Nicht
ls ob dieser wohlthätige Einfluß gleich allgemein und vollständig zu
Tage gekommen oder in keiner Periode der weitern Entwickelung des
Protestantismus gestört worden wäre: die besten Ideen, die weisesten
Anstalten gelangen nur nach und nach, und nie ohne Beisatz menschli-
her Schwachheit zur wirklichen Ausführung. Wollen wir das Zeital-
er der Reformation und den Geist, der die erste Generation ihrer
Freunde beseelte, richtig beurtheilen, so erkennen wir darin die Periode
es Kampfes und der Absonderung, wo neben dem stillen Wirken des
euen Lichtes doch auch starke Leidenschaften sich gegen die stets geschäf-
igen Feinde und falschen Brüder in Bewegung setzten und — da nun
inmal der Funke der Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte —
Viele in der Hitze ihres Eifers für die Behauptung des Errungenen
ieber handeln und streiten, als ruhig prüfen und planmäßig ordnen
nochten. Daher auf Kanzeln und in Flugschriften das heftige Schmä-
en gegen Andersdenkende, das, wohl durch die Drohungen, Gewalt-
haten und Ränke der Gegenpartei genugsam herausgefodert, durch den

derben Ton und kriegerischen Geist des Zeitalters entschuldigt, aber d
innern Ausbildung des Protestantismus immer hinderlich war. Da
die Uebereilungen stürmischer Verbesserer, welche die Reformatoren nic
unschädlich machen konnten, ohne von den Formen des verdrängten Abe
glaubens um der Schwachen willen mehr beizubehalten, als eine folg
richtige Anwendung ihrer Grundsätze zugelassen hätte. Daher jene Mei
nungskriege der Theologen, die nicht nur das Zusammenwirken de
schweizerischen Reformatoren mit den sächsischen hinderten, sondern auc
gewissen, minder wesentlichen Lehrsätzen eine temporäre Wichtigkeit ga-
ben, welche in den später bestimmten Lehrbegriff, besonders der Luthe-
raner, merkliche Mißverhältnisse und Muttermähler der Zeit seiner Ent-
stehung gebracht hat. Gerecht waren die starken Erklärungen, mit de-
nen die echten Protestanten sich von allem Zusammenhange ihres Wer-
kes mit den Ausschweifungen der Wiedertäufer, den Schwärme-
reien der Schwenkfeldianer und den Willkürlichkeiten der Soci-
nianer losgesagt haben. Diese, wohl durch die Reformation veran-
laßten, aber von ihrem schriftmäßigen Wege abgewichenen Secten nä-
herten sich erst nach vielen Verirrungen dem Geiste des wahren Prote-
stantismus in einigen Puncten, ohne ihren Grundirrthümern zu entsa-
gen (vergl. d. Art.). Aber daß im Gedränge jener Streitigkeiten der
Glaube manches evangelischen Theologen in Halsstarrigkeit und Vorur-
theil ausartete, daß die unselige Sectirerei, ja die Verketzerungssucht
sich bei einigen einschlich; daß hauptsächlich diese Unart, die in den
adiaphoristischen und interimistischen Händeln von lutherischen Zeloten
heftig angefeindeten sogenannten Adiaphora — Altäre, Lichter, Bilder,
Meßgewänder, Chorhemden, Oblaten, Privatbeichte, Exorcismus und
selbst die Stellung der Worte „Vater unser" statt „Unser Vater" —
in Folge der cryptocalvinistischen Unruhen zu Parteizeichen der Luthera-
ner machte: dies kann hier um so weniger verschwiegen bleiben, je un-
verhältnißmäßigeren Werth man diesen Dingen beinahe zwei Jahrhun-
derte hindurch beigelegt hat. War jedoch das Streiten in Sachen der
Religion überhaupt ein aus der alten Kirche geerbtes Uebel, dem die
Reformation nur neue Gegenstände gab, so konnte es am wenigsten da
unterbleiben, wo eine neue Form des Glaubens zur Gewißheit und Gül-
tigkeit kommen sollte. Wie viel es zur Erreichung dieses Endzwecks
beigetragen, wie heilsam es auf die genauere Bestimmung einzelner
Theile der Lehre gewirkt, welches lebhafte Interesse für die Religion es
rege erhalten hat, wird jeder gestehen, der nicht bloß die schlimmen
Seiten und nachtheiligen Folgen jener Händel hervorheben will. Auch
unterschied sich ihr Gang und Charakter meist durch religiösen Ernst
und gewissenhaften Eifer von dem frivolen Gezänke der philosophischen
Schulen, und nie bemächtigten sie sich der protestantischen Kirche in
solchem Umfange, daß nicht unzählige Prediger mit ihren Gemeinden
den Segen der Reformation ungestört genossen, und in Uebungen lau-
terer Frömmigkeit Geist und Herz zum Guten gestärkt hätten. Immer
blieb in den Zeiten nach der Reformation aufrichtige Religiosität der
herrschende Charakter der Protestanten, freilich bei beiden Parteien nicht
auf gleiche Art. Denn daß die Evangelischlutherischen in ihrem Be-
griff vom Abendmahl noch Geheimnisse ehrten, während die Reformir-
ten alles dem Verstande unterwarfen, brachte wesentliche Verschieden-
heiten in die Natur ihres religiösen Sinnes. Doch fand der Leichtsinn
und Unglaube, den der kalte Indifferentismus vieler catholischen Ge-
ßen in Italien und Frankreich nährte, bei beiden Parteien nur selten
ngang. Sie meinten es viel zu ehrlich mit ihrem Glauben, sie wa-

ten zu gründlich von seinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja sie zeigten sich bereit, wo es galt, Gut und Blut daran zu setzen. Und genährt wurde dieser fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche, sondern auch in der Stille des Hauses die Familien um ihre Väter versammelte. Das treue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von biblischen Sprüchen, von kernhaften, geistlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und salbungsvollere besaß, als die protestantische in Deutschland und Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, sie begleiteten die Bekenner des Evangeliums zu ihren Geschäften und Unternehmungen, bei allen Abwechselungen ihres Schicksals als unzertrennliche Gefährten, ernste Erinnerer und kräftige Tröster; sie thaten, nach dem eignen Geständnisse der Catholischen, dem Papste mehr Abbruch, als die gelehrtesten Schriften der Reformatoren. Das fleißige Lesen der Bibel, und der viel wirkenden Erbauungsbücher von Arnd und andern Asceten, ersetzte in Zeiten, wo die Polemik sich der Kanzeln bemächtigt hatte, Unzähligen den Mangel geistreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand, unter den Laien noch mehr als unter den Theologen, empfängliche Gemüther für seine frommen Wünsche und heilsamen Rathschläge. Durch diesen einflußreichen Mann gewann der religiöse Charakter der evangelischen Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predigen, und ein besserer Volksunterricht rief den im Dienste des Buchstabens der symbolischen Bücher fast erstarrten Geist des Protestantismus wieder hervor. Wo der mit Speners Bemühungen genau zusammenhängende Pietismus nicht in Trübsinn und Heuchelei ausartete, hegte er Keime und Anstalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gottesfurcht, in der die Väter des jetztlebenden Geschlechts auferzogen wurden, vorzüglich zuzuschreiben ist. Ja selbst unserer Zeit, der nicht ohne Grund vorgeworfen wird, „daß sie die Bibel lieber meistern als brauchen wolle," fehlt es unter denen, die weniger klügeln und schreiben, als glauben und gehorchen, nicht an zahlreichen Beweisen, wie wohlthätig die Folgen der Reformation für die **Religiosität** ihrer Freunde fortwirken. — Nicht geringeres Verdienst hat sie um die **Sitten**. Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und Völlerei früherer Jahrhunderte im 15ten sich vorzüglich unter den Geistlichen jede Ausschweifung der Wollust und Ueppigkeit gesellt hatte, griffen die Reformatoren diesen faulen Fleck am stärksten an. Indem sie das Gesetz des blinden Gehorsams gegen den Papst und andre Kirchenobern aufhoben, die Meinung von der Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke (willkürliche Büßungen, Fasten, Schenkungen) und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorschriften Tugend und ein Ueberverdienst derselben, womit — wie 1342 zu glauben verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der Kirche bereichert hätten, auch nur möglich sey, widerlegten; setzten sie das erstickte sittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung, und begründeten die reineren Begriffe, die die Protestanten, statt jener mit allen Lastern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Gesinnung und Unschuld des Wandels als die Aufgabe ihres Lebens betrachten lehren. Mit jenen Grundirrthümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche zusammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine den Sitten höchst verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbeichte, die als ein Mittel der Herrschaft über die Gewissen und über die Familiengeheimnisse der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen oder Kirchenstrafen, die man

den Sündern auflegte, und den Ablaß oder die Indulgenzen, wodurch man sie ihnen für gute Bezahlung wieder abnahm; die Wallfahrten, zu denen Schaaren trostbedürftiger Laien sich verbanden, um diesen Erlaß bei Gnadenbildern zu suchen, und sich gemeinschaftlichen Ausschweifungen zu ergeben. Indem die Reformatoren diese Mißbräuche, die die Sündenvergebung in den Augen des Volks für Geld feil machten, gänzlich abstellten, entrissen sie der Unsittlichkeit den Schutz gesetzlicher Duldung, und leiteten die Bußfertigen an, das Heil ihrer Versöhnung mit Gott allein durch Glauben und neuen Gehorsam zu suchen. Und da sie nun auch jene finstre Ascetik — die unmenschliche Selbstpeinigungen, abstumpfende Einsamkeit, Armuth, Blöße, Schmutz, Hunger und Elend, ja selbst privilegirte Bettelei und Müßiggang für gottgefällige Dienste und Stufen zur höchsten Vollkommenheit ausgab — in ihrer Schändlichkeit darstellten; da sie die Klöster öffneten, Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entließen, und den Lehrern der Religion die Ehe erlaubten: wurden mit einem Schlage die Werkstätten des Aberglaubens, die Hauptsitze stummer Sünden und verborgner Gräuel zerstört, eine Menge verkümmerter Geschöpfe befreit und der Menschheit wiedergegeben, und die unheiligen Flammen einer Brunst, die tausend reichbegabter Naturen schmählich verzehrt, oder sich durch Verführung der Unschuld gesättigt hatte, in die Schranken rechtmäßiger Neigung zurückgeführt, und in Beförderungsmittel des Familienglücks verwandelt. So haben die Reformatoren durch Aufhebung des Cölibats und der Klöster die Natur wieder in die Rechte eingesetzt, die sie zu einer Pflegerin der Sittlichkeit machen. Daß sie der Ehe die ihr aufgedrungene sacramentalische Unauflöslichkeit nahmen, und für gewisse Fälle (s. d. Art. Ehe) Scheidung gestatteten, war nur eine Maßregel zur Sicherstellung persönlicher Rechte, die der Würde des Ehestandes nie nachtheilig werden konnte, hätte nicht der Leichtsinn des gegenwärtigen Geschlechts jene ursprünglich sehr eingeschränkte Erlaubniß gemißbraucht. Was aber nächst der Beseitigung solcher in der alten Kirche gehegten Hindernisse der Moralität das Verdienst der Reformation um die Sitten in das hellste Licht stellt, ist die Thatsache, daß sie den genauen Zusammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das sittliche Gefühl, dessen Werk sie selbst war, bei den protestantischen Völkern — ohnehin den ernsthafteren und gediegneren — zu einer Begeisterung angefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Lebens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren selbst mit den edelsten Beispielen moralischer Würde und Pflichttreue voran, auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und die Kenntniß, die jeder Stand von seinen Pflichten erhielt, jene Rechtlichkeit, Zucht und Selbstbeherrschung, die überall, wo der Protestantismus obsiegte, dem gesellschaftlichen Leben eine bessere Gestalt gab. Auf Gott und den Richter im eignen Innern zurückgewiesen, erhoben sich die vom Zwange menschlichen Ansehns befreiten Gemüther zu der Gewissenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Protestantismus ist. Die Redlichkeit und der Edelsinn der evangelischen Fürsten beschämte die Arglist der römischen Politik. Ein Heldenmuth, der für die Sache der Wahrheit alles Irdische aufzuopfern wußte, eine Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens, eine Freudigkeit unter den härtesten Drangsalen, eine Zuversicht und Fassung im Tode, deren Beispiele die Welt mit Bewunderung sah, zeigte sich unter Hohen und Niedern. Im ersten Schwunge dieses Heroismus wurden Thaten ge-

...er und Tugenden ausgeübt, die an den Geist der Apostel und ersten ...istlichen Märtyrer erinnerten. Die spanischen Inquisitionsgerichte, ...e in den Niederlanden gegen die Evangelischen wütheten, sahen sich ...ogen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um ...m Volke den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen. ...f dieser Höhe konnte nun freilich die sittliche Stimmung der Prote...nten nicht lange bleiben, schon manche der ersten hatten die Losung der ...angelischen Freiheit zum Deckmantel eines wüsten Lebens gemißbraucht, ...nd je mehr die Zahl der Protestanten anwuchs, desto häufiger gab es un...ürdige Glieder in den Gemeinden. Ueber dem Dringen auf Rechtgläubig...eit wurde, besonders unter den Lutherischen — denen es überhaupt an ...ner wohlgeordneten Kirchenzucht fehlte — die sittliche Bildung bis...eilen vernachlässigt, und hie und da nahm der Mißverstand von Lu...hers Lehre, daß der Glaube allein selig mache, gar Gelegenheit zur ...eschönigung des lasterhaftesten Wandels. Aber ungeachtet dieser Män...el erhielt von den heilsamen Wirkungen der Reformation für die ...oralität ihrer Anhänger immer noch mehr, als der neuerdings über ...e Periode von der Mitte des 16ten bis zum Ende des 17ten Jahr...underts wiederholt verhängte Tadel zugestehen mag, Bestand und ...auer. Den schnellsten Eingang hatte sie in dem durch die Verfas...ung der Städte zu selbstständiger Würde gelangten Bürgerstande ge...unden, an welchen die protestantische Geistlichkeit sich nun durch Ge...einschaft der Lebensweise, der Interessen und Familienbande innig ...nschloß. Der von ihr ins Leben gerufene sittliche Geist wurzelte tief ...nd bleibend bei dieser zahlreichen, vor andern blühenden Classe des ...olks. In den Städten wurden Anstalten zum Unterrichte der Ju...end und zur Versorgung der Armen gegründet, Sittengesetze gegeben, ...nd Einrichtungen zu Bewahrung geziemender Ehrbarkeit getroffen, ...nter deren Einflusse die Tugenden der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparsamkeit gediehen, der durch Abschaffung überflüssiger Festtage ge...örderte Gewerbfleiß sich frei und fröhlich regte, und eine öffentliche Meinung sich ausbildete, die solche Strenge, Lauterkeit und Gewalt über die Seelen sonst nirgends erhalten hat, als unter den Protestan...en. Offenbar gewannen hierin die Reformirten den Vorzug vor den ...utherischen. Die reformirte Schweiz, insbesondre Genf, wo Calvin ...ie Kirchenzucht angeordnet, und ein Sittengericht aus Geistlichen und ...aien eingesetzt hatte, gab ein in seiner Art einziges Beispiel von Rein...eit der Sitten, dem die französischen, holländischen und die presbyte...anischen Gemeinden in Schottland und England nachfolgten. Wie ...eilsam und nachhaltig jedoch die Wirkung der Reformation auf den ...ustand der Sitten ihrer Anhänger überhaupt war und noch ist, hat ...s auf die neuern Zeiten der Abstich catholischer Länder von den pro...stantischen jedem Reisenden gezeigt. Wenn er in jenen meistentheils ...orherrschende Sinnlichkeit, Rohheit, Schmutz, Trägheit, Bettelei und ...nordnung im öffentlichen und häuslichen Wesen sah, empfangen ihn ...n diesen fast überall wohleingerichtete Verfassungen, nützliche Anstalten ...s Gemeingeistes, edlere Formen des Lebensgenusses, gesittete, nüchterne, ...ittliche, arbeitsame Menschen, deren wohlgeordnetes Verhalten, deren ...irthschaftlichkeit und häusliches Glück achtunggebietende Zeugen ihres ...nsten Sinnes und ihrer moralischen Bildung sind. Daß diese Züge ...nes veredelten Zustandes der Sitten sich in den kleinen Gemeinden der ...errnhuter, Methodisten, und ähnlichen protestantischen Secten, welche ...e musterhafte Kirchenzucht der mährischen Brüder angenommen haben, ...it vollkommner vereinigen, als in den weitumfassenden Sprengeln der

beiden evangelischen Hauptparteien, wird nicht befremden. Ob es aber nun besser sey der unbeschränkten Freiheit, welche die evangelische Kirche ihren Gliedern im sittlichen Handeln läßt, durch Maßregeln einer strengern Disciplin Gränzen zu setzen, oder, wie bisher, von der Kraft des göttlichen Wortes allein die Früchte wahrer Besserung zu erwarten, wagen wir nicht zu entscheiden. Genf behauptet nicht mehr den alten Ruhm seiner Moralität, die reformirte Kirche sieht jetzt der lutherischen in Hinsicht der Sitten fast durchaus ähnlich. Den Zwang pietistischer Bußanstalten hat die heitere Pädagogik der Neuern abgeworfen; selbst die fromme Brüdergemeinde fängt an, über das Streben der jüngern Glieder nach Ungebundenheit zu klagen. Ein andrer freier, ja hier und da zügelloser Zeitgeist gebietet über die Lebensordnung und Handlungsweise der Protestanten und von den Folgen der Reformation für die Sittlichkeit der ihr ergebnen Völker blieb dem heutigen Geschlechte kaum etwas mehr als was, wie jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, in ihre Nationalität verwachsen, oder in den Grundsätzen ihres Lehrbegriffs aufbehalten ist. Doch eben diese hauptsächlich von der Reformation bedingten Volkseigenthümlichkeiten, eben diese durch sie geltend gewordenen und jetzt in der Wissenschaft herrlich entwickelten reinen Grundsätze der Moral bezeugen, daß ihr Geist noch lebt und kräftig fortwirkt, wenn auch ihre Formen einer neuen Ordnung der Dinge weichen. — Langsamer, aber viel freier, als auf andern Gebieten des Lebens der Protestanten geschehen konnte, haben die Folgen der Reformation sich auf dem Felde der **Wissenschaft** entwickelt. Die Beschäftigung mit den classischen Alten war im Anfange des 16ten Jahrhunderts nur ein geistiger Luxus weniger Vornehmen und Gelehrten, und sie mußte es bleiben, wo der Papismus galt, der wohl diese Lectüre, aber unmöglich die philosophischen Folgerungen und practischen Anwendungen davon auf die ihm unterworfene Gegenwart dulden konnte, ohne sich selbst zu zerstören. Leo X. verbot daher schon 1515 den Druck von Uebersetzungen der Alten in die Landessprachen, während er die Humanisten selbst schützte und königlich belohnte. Pompanaz mochte zu Bologna die Grundlosigkeit der wichtigsten Religionslehren aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Erkenntniß lehren: man überließ es streitlustigen Mönchen, sich mit ihm zu messen. Peter Aretin mochte seinen Witz in giftigen Spottschriften und obscönen Gedichten auslassen: Leo X. und seine Nachfolger überhäuften ihn dafür mit Ehre und Reichthum, und Rom nannte dieses Ungeheuer an Laster und Bosheit den Göttlichen. Die Wissenschaften mochten überhaupt Pflegerinnen des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur kein Zweifel am Primat des Papstes in Umlauf, und kein Strahl vernünftiger Einsicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelgerei, zu der Italien die wieder erweckten Alten brauchte, ging ein planmäßiger Obscurantismus Hand in Hand. Es fehlte wenig, daß nicht die heilige Schrift, von der kaum Einer im Klerus der größten Sprengel das Original kannte, selbst in den Index der verbotnen Bücher geworfen wurde, in den schon alle Uebersetzungen, außer der lateinischen Kirchenversion, gehörten. Die Geistlichen, die gegen Reuchlin das Wort führen durften, wußten von keinem neuen Testamente in griechischer Sprache, und hielten das Hebräische gar für eine arglistig ersonnene Hexensprache. Die Philosophie der Scholastiker folgte dem Aristoteles; doch nicht dem Lehrer des Alexanders selbst, sondern einem Gewebe unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von seinen Pflegern aristotelische Weisheit, von Luthern aber mit Recht ein

aider, kalter, todter Heide genannt wurde. Hatte also auch das Studium er alten Sprache, der allgemeine Gebrauch der lateinischen, als Mittel des gelehrten Verkehrs, und die Erfindung der Buchdruckerkunst den Anbau der Wissenschaften vorbereitet, das Element, in dem sie allein gedeihen können, und die Richtung zur Gemeinnützigkeit, erhielten sie rst durch die Reformation. Diese zerbrach die Fesseln der Vormundschaft, die eine verfinsternde Hierarchie über die Geister ausübte, nahm dem Klerus das schlecht benutzte Monopol der Gelehrsamkeit, begründete und schützte die Freiheit der Gedanken und der Presse, weckte den Untersuchungsgeist und die Wißbegierde, und öffnete der Kritik in allen Zweigen der Erkenntniß eine schrankenlose Bahn, auf welcher die von hr geschaffene unabhängige Republik der Gelehrten ihre Gesetze fand, und ihre Eroberungen machte. Mochten unter den ersten Vordermännern derselben ruhige Weise seyn, die, wie Erasmus, der al. n Kirche rgeben blieben; gedient haben sie ihr nicht, und durch ihre Grundsätze, urch ihr Streben, durch den Geist ihrer Werke gehörten sie unstreitig en Evangelischen an. Das Princip der Freiheit von jeder menschlichen Autorität hatte diesen einmal das Fundament aller wissenschaftlichen Bildung in die Hände gegeben; die Schulen und Universitäten — die ie verbesserten, stifteten, enge mit einander verbanden, und durch neue Zuflüsse aus den erledigten Stiftern bereicherten — wurden Freistätten es Lichtes, aus denen der Gelehrtenstand sich eine viel größere und ründlicher gebildete Zahl neuer Glieder heranzog, als ihm sonst aus en Unterrichtsanstalten der alten Kirche zugewachsen war. Die durch Aufstellung der Bibel, als alleiniger Glaubensnorm, begründete Pflicht edes Theologen, ihren griechischen und hebräischen Text zu verstehen, ührte die Protestanten von selbst zur allgemeinen Beschäftigung mit der Sprache Homers und Plato's, welche Reuchlin eben erst den Deutschen mpfohlen hatte, und zum Anbau der orientalischen Literatur, von der amals nur Araber und Juden etwas wußten. Eine Menge alter Handschriften griechischer und lateinischer Werke, die man bisher entweder gar nicht, oder doch nur einseitig gekannt hatte, kam aus den estäubten Bibliotheken der aufgelös'ten Klöster zum Vorschein, und urch den kritischen Fleiß meist protestantischer Gelehrten in den öffentichen Gebrauch. Mit jugendlicher Kraft und Frische entfaltete sich in neues Leben der Wissenschaft in der Periode, wo Melanchthon — er durch seine Studien nur selbst weiser und besser werden wollte — nd der thätige, kühne Calvin die Lehrer Deutschlands und Frankreichs aren. Auffallend hat dieser Segen der Reformation sich durch die hatsache bewährt, daß vor ihrem Beginn das südliche Deutschland em nördlichen an literärischer Cultur überlegen gewesen, und ein hales Jahrhundert später — wo der Protestantismus im Norden obgeegt, im Süden dagegen den Druck der Intoleranz zu tragen hatte — as umgekehrte Verhältniß eingetreten; und daß überhaupt seit jener poche das protestantische Gebiet von Europa dem catholischen in wahr Geistesbildung weit vorausgeeilt ist. Jene Rückschritte zum dicksten berglauben, die die päpstliche Hierarchie in ihrem Wirkungskreise ergang, um die Spuren der Reformation zu verwischen, können dieser cht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat sie veranlaßt, in so fern sie as System des Priesterdespotismus erschütterte; aber welcher vernünfge Grund nöthigte die Catholischen, ein System aufrecht zu erhalten, s nur der Herrschsucht und Geldgier des römischen Hofes diente? egründeter sind die Klagen über den Stillstand der Aufklärung, den e unverständige Lutherolatrie, das Kleben am Buchstaben der Concor-

[illegible]enformel, und die oft kleinliche Zanksucht der Theologen in der [illegible]
[illegible]elischen Kirche verursachte. Das Fortschreiten der wissenschaftli[chen]
Bildung hat der Geist jener steifen, streitlustigen Orthodoxie aber [illegible]
Zweifel gehemmt. Zwar erhielt er sich frei von den Schwärmereien [der]
Wiedertäufer, die alle Gelehrsamkeit verwarfen; aber er gab [der]
der akademischen Studienweise und literärischen Thätigkeit auf la[nge]
Zeit eine verkehrte polemische Richtung; er umschloß die gelehrte W[elt]
mit zunftartigen Schranken, verschuldete das Eindringen eines [todten]
Schlendrians in die von den Reformatoren aufgerichteten Volksschu[len,]
und brachte in die kirchlichen Aemter, statt helldenkender gemeinnützi[ger]
Lehrer der Religion, häufig nur ungelenke Eiferer, von denen selten [ein]
faßlicher practischer Vortrag zu hören war. — Viel besser erfüllten die
reformirten Gelehrten im 17ten Jahrhundert ihre Bestimmung. Von
keiner so enge begränzten Lehrform gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht,
die den Manen eines Zwingli, Calvin, Beza, Oekolampadius u. s. w.
gebührte, doch an ihre Worte nicht strenge gebunden, führten sie das
von diesen großen Männern begonnene Werk seiner Vollendung näher;
zeigten sie sich in ihren Nachforschungen freier, in ihrem Eifer gemä[ß]
igter, als die Lutherischen. Nur die Epoche der dordrechter Synode
bewies, daß es auch unter den Reformirten Andächtelei und unverstän[d]
digen Glaubenseifer gab, und gerade das freie Holland der Schauplatz
seiner unverzeihlichsten Aeußerungen seyn mußte. Doch füllen die be[rü]
hmten Namen reformirter Philologen, Exegeten, Kritiker, Philosophen,
Rechtslehrer und Historiker den bei weitem schönsten und reichsten Theil
der Culturgeschichte dieses Jahrhunderts aus. Gründliche Gelehrte
hatte damals zwar auch die lutherische Kirche, aber an Geist und Ge[s]
chmack standen die meisten tief unter den Heroen der Literatur, die die
reformirte zum Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und Eng[l]
and zählte. Erst im 18ten Jahrhundert vermochte jene sich im Wett[e]
ifer mit dieser zu messen, ja seit der Mitte desselben sie durch ihre
Verdienste um die theologischen, historischen, philosophischen und philo[l]
ogischen Wissenschaften noch zu überflügeln, so daß man mit Recht sa[g]
en kann, „die Ströme des Lichtes, das dem Protestantismus eigen[t]
hümlich ist, machten von seiner Wiege aus den Weg durch die Länder
der Freiheit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem
Vorrathe bereichert, zu ihr zurückzukehren, und auf deutschem Bo[d]
en neue herrlichere Schöpfungen hervorzubringen." Denn ganz
unstreitig sind es seine Grundsätze, die in diesem Gange ihrer Ent[w]
ickelung mehrere Hauptwissenschaften, wie die Kritik des Textes der
heiligen Schrift, die Hermeneutik, die Exegese, das Studium der
christlichen und orientalischen Alterthümer, die christliche Moral,
das Staats-, Natur- und Völkerrecht erst geschaffen — andere, wie
die Philosophie (die der Protestantismus von den scholastischen Fesseln
befreite), die Philologie (der er neuen Stoff, gesündere Logik und
wohlthätigen Einfluß auf die Nationalsprachen gab), die Jurispru[d]
enz (die er aus der Dienstbarkeit päpstlicher Satzungen erlöste,
und auf die Natur- und Geschichte des Menschen bauen lehrte), die
Welt- und Kirchengeschichte (die er reicher, unbefangner und muthiger
machte), die Astronomie und Naturwissenschaft (die er aus den Schran[k]
en geheiligter Irrthümer hervorzog, und gegen den Aberglauben ins
Feld stellte), wesentlich verbessert, und mit neuem Leben beseelt haben.
Wie sehr auch die Jesuiten sich anstrengten, vergessen zu machen, in
welchem Widerspruch das Papstthum mit dem Zeitgeiste stand, und den
wissenschaftlichen Ruhm der Protestanten zu überbieten; zu bald sa[h]

um es ihrer Willkür in der Behandlung der Alten, ihren Verdrehun
en der Wahrheit in der Philosophie und Geschichte, ihrer laxen Mo
al und seichten Theologie an, daß es ihnen nicht um die Ehre Gottes
och um die Würde der Wissenschaft, sondern lediglich um irdisch
Nebenzwecke zu thun war. Und in ihrer eignen Kirche mußte der, ohn
e Reformation wohl schwerlich ins Leben gekommene, für Religion
nd Moral ungemein wichtige Jansenismus aufstehen, um ihre Blöß
ufzudecken, und diese gefährlichsten Gegner der Protestanten mit ihre
igenen Waffen zu schlagen. Ja ihrem ganzen Orden bereitete die Auf
lärung, der sie entgegen gearbeitet hatten, den Untergang; und währen
hre Kirche an der Lücke, welche ihre Aufhebung im öffentlichen Unter
ichtswesen machte, mit Reue wahrnahm, „sie habe ihnen zu viel ver
raut," fiel aus den Höhen der protestantischen Gelehrtenwelt ein Blic
er Liebe auf die lange vergessene, der frommen Bemühungen des Pie
ismus wenig froh gewordene Jugend der Niedern im Volke. Die Re
ormation äußerte nun erst ihren umfassendsten Einfluß auf die Geistes
ildung der Nationen, durch die zweckmäßige Verbesserung der Stadt
nd Landschulen, worin Holland und Deutschland das Meiste thaten
urch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, heller Einsichten un
elebender Ideen in der Masse des Volkes. Kein catholisches Lan
ann seinen Pöbel in dieser Hinsicht mit den untersten Ständen de
rotestantischen Länder vergleichen; und während dort selbst der Mit
elstand in der Regel nur die nothdürftigsten Fertigkeiten für den Be
rieb der Gewerbe erlangt, ist er hier Pfleger der Literatur, und durc
die geschäftigen Hände seiner Zeitungsschreiber, Journalisten und popu
lären Schriftsteller, Regent der öffentlichen Meinung. Also wohl spä
aber desto vollständiger und durchgreifender hat die Reformation ihr
heilsamen Folgen für die Ausbildung der Wissenschaften, für den Fort
gang der Aufklärung geäußert. — Auf die Künste, die im Gefolg
der Wissenschaften erwähnt zu werden pflegen, war der Einfluß der Re
formation meist negativ. Sie räumte die Bilder aus den Kirchen, un
nahm der Messe ihren dramatisch-musikalischen Reiz; sie schwächte di
sonst übermächtige Phantasie, und setzte die Vernunft in ihre Recht
ein; sie lehrte den Vorzug des Guten vor dem Schönen erkennen, un
eine Ehre darin finden, die sinnlichen Mittel der Rührung zu ver
schmähen, und des äußern Schmuckes zu entbehren. Ungestraft konnt
diese Härte gegen die Künste nicht bleiben, die man aus ihrer Verbin
dung mit der Religion riß, und des Antheils an der öffentlichen Ve
ehrung beraubte, den der Catholicismus ihnen vergönnt hatte. Noc
mehr als die Lutherischen, die manche Schildereien in den Kirchen li
ßen, und ihre Feste nicht ohne Musik begehen, blieben daher die Refor
mirten hinter den Catholischen in der Uebung der schönen Künste zu
rück; denn diese fliehen selbst das Land, wo man, was eitel an ihne
ist, nicht schonen mag. Doch schränkte ja auch die Herrschaft des Pro
testantismus sich fast ganz auf einen rauheren Himmelsstrich ein, de
den bildenden Künsten nie so hold gewesen ist, als der Süden; und di
Denkmäler des Alterthums, die der Nordländer anschaut, sind nich
Muster des Schönen, wie die Göttergestalten, die dem italischen Bode
entstiegen. Da aber Gelehrte aus protestantischen Ländern den Römer
diese Gestalten erst erklären, und ihre Schönheit analisiren mußte
zeigte sich wenigstens, daß der Umgang mit den classischen Alten auc
dort den Sinn für das Schöne weckt, und, wenn dem Künstler de
Südens der Instinct des Schönen gegeben ist, der Denker des Norden
das Verständniß desselben hat. Günstig war dagegen der Protestantis

mus der Dichtkunst und Beredsamkeit, da er zu heiligen Poesien be-
geisterte, die Predigt zum Haupttheile, ja zur Seele des Gottesdienstes
machte, und durch die Einführung der Landessprachen in die Liturgie
diesen eine Würde gab, die zur Ausbildung der Nationalliteratur der
ihm ergebenen Völker bedeutend mitgewirkt hat. Auch wird Niemand
den Cultus der Protestanten traurig und trocken nennen, der ihre Ge-
sänge hörte, den Reiz der eignen Theilnahme kennt, und Gelegenheit
hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brüdergemeinde, die
einfachste unter allen, auch die rührendste und gemüthlichste ist.“ Nicht
weniger haben die nützlichen Künste, in denen die Industrie der Ge-
werbe sich versucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Ge-
nusses und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen.
Sie weckte den Sinn des Ernstes, der Genauigkeit und Ausdauer; sie
beförderte den freien Handel, den vielseitigen Verkehr und den blühenden
Wohlstand, ohne den der Kunstfleiß nicht gedeihen kann; und England,
das nördliche Deutschland, die Schweiz, selbst jene französischen Refor-
mirten, die mit ihren Talenten unter den Schutz deutscher Fürsten flüch-
teten, haben bewiesen, daß in diesem Zweige der Industrie kein katholi-
sches Volk sich mit ihnen messen kann. Am sichtbarsten, und in der
Geschichte schon längst am lautesten anerkannt, wurde unter den Folgen
der Reformation ihr Einfluß auf den Staat. Unter Begünstigung ihrer
Maßregeln und Grundsätze hat er die Kirche nicht bloß in sich aufgenommen,
sondern auch, wie jetzt oft schmerzlich empfunden wird, völlig verschlun-
gen. Auf einen solchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich
nicht abgesehen; ohne allen politischen Zweck erhielt ihr Werk erst,
durch das Streben seines Hauptfeindes nach weltlicher Herrschaft, po-
litische Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche
der alten Religionsverfassung, — worin alle Stände, selbst wohldenkende
Kleriker Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu dringen —
rührte von den politischen Anmaßungen und habsüchtigen Foderungen
der Päpste her. Von ihnen sollten nicht nur die Geistlichen, sondern
auch die Völker und Fürsten abhängig seyn; ihnen mußten sie, unter
mancherlei von Jahrhundert zu Jahrhundert durch neue Erfindungen
der Geldgier vermehrten Titeln, Abgaben gewähren, die die fürstlichen
Einkünfte überwogen; unter ihrem Einflusse stand selbst, durch den im-
mer weiter ausgedehnten Umfang der bischöflichen Gerichtsbarkeit und
der kirchlichen Cabinetsjustiz, welche die päpstlichen Legaten zum Nach-
theile der Bischöfe ausübten, ein großer Theil der öffentlichen Rechts-
pflege. Die Fürsten waren daher sehr beschränkt, und in der Ausübung
der Rechte, die die Natur des Staats ihnen zutheilt, unaufhörlich durch
die Kirche gehindert, die sich ihnen als Staat im Staate entgegenstellte;
ja es kam meist mehr auf die mehrere oder mindere Energie der Für-
sten, als auf die höchst unvollkommenen Verfassungen an, ob die Kirche
im Staate oder der Staat in der Kirche seyn sollte. (Nur Frankreichs
Könige schwangen sich in dieser Hinsicht zu einer gesetzlich befestigten, ehren-
vollen Stellung empor.) Die Regierungsgrundsätze und politischen Ma-
ximen verloren durch den Einfluß der römischen Politik ihre sittliche Wür-
de; Verschlagenheit, List und Gewalt hatte diese Schule zum Princip des
Herrschens gemacht. Die Masse des Volkes war unterdrückt, in den Ver-
waltungen herrschte überall mehr Willkür und persönliches Ansehn, als
gesetzliche Ordnung, im Adel ein wilder, gewaltthätiger Geist, der die
übrigen Stände befehdete, und sich nur erzwungen zur Anerkennung
fremder Rechte verstand. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen

das Zauberwort der evangelischen Freiheit mit der bürgerlichen verwechselt, und dem geplagten Landvolke eine Losung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verursacht zu haben, eben so wenig als das unsinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die diese Excesse vielmehr nachdrücklich mißbilligten, und durch Wort und That beizutragen ihnen zu steuern. Diese weisen Männer gingen, wo ihre Vorschritte in das bürgerliche Leben und die Verhältnisse bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürsten und Obrigkeiten erwarb; dreister allerdings die Schweizer als die Wittenberger, doch begünstigt von republikanischen Formen, unter Zustimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen ein weisliches Recht. Meistentheils von unten auf ging man im protestantischen Deutschland und in der Schweiz zur Kirchenverbesserung über; die Gemeinden besonders die städtischen, handelten mit ihren Obrigkeiten erst für sich nach eignem Gewissen und gutem Rath der Reformatoren; die Fürsten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung gesetzlicher Anstalten nach, um den kirchlichen Zustand ihrer Unterthanen in Uebereinstimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der Dinge ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeistes, der allgemein empfundenen Bedürfnisse und Wünsche. In Preußen, in Schweden, Dänemark, England und andern später gewonnenen deutschen Staaten reformirten die Fürsten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden sich nur allmählig in die aufgenöthigte neue Form. Wo das Regiment catholisch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen als ein verstohlnes Gut, und genossen des gereinigten Gottesdienstes im Stillen als einer unsichern Gunst des wechselnden Glücks. Diese verschiedne Entstehungsart der Kirchenverbesserung hat auch einen Unterschied in den Folgen verursacht, der aus den Artikeln, welche von einzelnen protestantischen Staaten handeln, zu erkennen ist. Was aber durch die Reformation im innern bürgerlichen Wesen mehr oder weniger jedes ihr zugewandten Staates verändert und bedingt wurde, ist hier im Allgemeinen anzudeuten. — Die **Fürsten** entband sie aller der Pflichten und Beschwerden, welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geistlichen Macht ihnen aufgelegt hatte. Sie wurden alleinige Herren in ihren Ländern; selbst die Deutschen, da die Versuche der Kaiser, das Reich in eine Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausschlugen. Sie erwarben nun selbst die bischöflichen Rechte, die ihnen sonst beschränkend gegenüber gestanden, und die Mittel der Macht, die sonst der Kirche gedient hatten, kamen, so weit der Protestantismus ihren Gebrauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückkehr des Klerus in die bürgerliche Gesellschaft die Zahl ihrer Unterthanen und — durch das, ihrer Aufsicht und bei den secularisirten Klöstern und Prälaturen auch ihrer freien Verfügung anheim gefallene Kirchengut; durch die Summen, die sonst die Habsucht Roms, die Industrie der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbischöfe, das Terminiren der Bettelmönche, und die Verbindung der Orden mit fremden Obern, aus dem Lande gezogen hatten, und nun darin blieben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, Gewerbe und Ackerbau; ja auch durch den Anwachs der Bevölkerung, den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenossen ihnen verschaffte — über alle Berechnung den Umfang ihrer Staatskräfte, und den Wohlstand ihrer Völker. Nun konnten sie ihr Finanzwesen ordnen, die Staatswirthschaft verbessern, ihre bewaffnete Macht vergrößern, und für die Vertheidigungs-

Kriege, die ihnen bevorstanden, hinlängliche Mittel in Bereitschaft halten. Und da die Sache der Religion, die bis zum westphälischen Frieden das Hauptinteresse der Staatenbündnisse und Kriege, und daher auch der Hauptgegenstand ihrer Rüstungen blieb oder hieß, auch die erste Herzensangelegenheit jedes Einzelnen war; wagte der Enthusiasmus des Volkes Gut und Blut an den Fortgang ihrer Unternehmungen. So wurden die protestantischen Fürsten groß, und Staaten von geringem Umfange erhielten ein hohes politisches Gewicht, das sie hauptsächlich der Reformation zu danken hatten. — Die Kirche gewann durch die Folgen ihrer Verbesserung — wie unter den vorhergehenden Gesichtspunkten des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Lebens gezeigt worden ist — im Geistigen viel; ihre zeitlichen Güter verlor sie an die Fürsten, erhielt aber einen großen Theil derselben zu zweckmäßigerer Anwendung wieder, da aus dem Erbe der alten Kirche die Fonds öffentlicher Bildungsanstalten vermehrt, neuere und bessere gestiftet, Waisenhäuser und Hospitäler angelegt, Belohnungen für verdiente Gelehrte und Zuschüsse zum Einkommen des schlechtbedachten niedern Klerus ausgemittelt wurden. Der höhere büßte freilich die ergiebigsten Pfründen ein, aber zum Theil hörte er auch auf zu seyn; und die neu eingesetzten Ephoren und Pröpste hatten die Reize geistlicher Sinecuren nie gekannt. Auf jeden Fall war diese Veränderung von überwiegendem Nutzen, in so fern dadurch das Kirchengut aus todten Händen in lebendige kam. Nur wird Niemand die adeligen Capitularen in den evangelischen Stiftern darunter rechnen, da doch nichts, als das geringe Verdienst ihrer eilfertigen Bekehrung und der unverantwortliche Einfluß ihrer Geburt ihnen den müßigen Genuß von Pfründen sicherte, denen eine folgerechte Anwendung der Grundsätze des Evangeliums viel edlere Bestimmungen gegeben haben würde. Mit dem Kirchengute kamen auch die Personen der Geistlichen unter fürstliche Botmäßigkeit — ein Schicksal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und selbstständigeren Bewegung in ihren Aemtern zuwendete; auf der andern aber auch ihr äußerliches Ansehen verminderte, sie von Behörden, in denen weltliche Räthe das Uebergewicht haben, abhängig machte, und bei fortschreitender Ausdehnung des Territorialsystems Erniedrigungen aussetzte, welche die Prediger in einigen Staaten des Rheinbundes aus eigner Erfahrung kennen gelernt haben. Denn dieses in der Anwendung protestantischer Principien auf die bürgerliche Gesellschaft allerdings gegründete System der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht diesen zum Aufseher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geistlichen, zum Gesetzgeber in den Formen des Cultus und der Kirchenverfassung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Collator der Aemter. Indeß ist der Zustand der protestantischen Kirchen in dieser Hinsicht immer noch einem Provisorium ähnlich, bei dem vieles nach dem Drange der Umstände, oder nach örtlichem Herkommen, und daher sehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlicheren und regelmäßigeren Zustandes aufzugeben ist. Die protestantischen Fürsten haben sich der ihnen, vermöge des seit Thomasius wissenschaftlich gerechtfertigten Territorialsystems, zustehenden Rechte im Ganzen mit Mäßigung und selten in vollem Umfange bedient. Von diesen ganz nur auf die lutherische Kirche anwendbaren Zügen weicht das bürgerliche Verhältniß der reformirten merklich ab. Sie ist zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche gewesen, und wo ihre Gemeinden sich als fremde Ankömmlinge einheimisch machten, ganz ohne Be-

theil an dieser Verlassenschaft geblieben; aber da sie in republikanischen Staaten entstand, kam ihre Regierung mehr in die Hände der Gemeinden als der Obrigkeiten, und ihre Geistlichen wurden abhängiger von jenen, als von diesen. In monarchischen Staaten, z. B. im Preußischen, und selbst in einigen aristokratischen Cantonen der Schweiz, hat sie jedoch, bis auf den mehr oder weniger beschränkten Antheil der Gemeinden am Kirchenregimente, und die in England beibehaltene Episcopalhierarchie, eine der lutherischen ähnliche Verfassung. Ueberdies ist, ungeachtet der Uebereinstimmung in den Hauptbeziehungen der protestantischen Kirchen zum Staate, dieses Verhältniß so mannichfaltig gestaltet, und so sehr von den politischen Gränzen abhängig, daß eigentlich keine der beiden herrschenden ein äußerlich verbundenes kirchliches Ganzes ausmacht, sondern jede in mehrere Nationalkirchen zerfällt, die sich in gemischten Staaten mit den kirchlichen Anstalten anderer Confessionen brüderlich vertragen müssen, und unter einander nur durch geistige Bande zusammenhängen. Im Staate ist keine mehr als ein moralisch-religiöses Institut, ohne bürgerliche Selbstständigkeit, dessen Diener vergessen müssen, daß der veränderte Zeitgeist ihnen das Ansehen und den Einfluß auf die Fürsten, dessen sich die protestantischen Theologen des 16ten, und auch noch zum Theil des 17ten Jahrhunderts erfreuten, genommen hat. — Das Volk endlich hat, in Folge des Einflusses der Reformation auf den Staat, williger gehorchen, und sich zu bürgerlichem Gemeingeist erheben gelernt. Denn wie sehr auch die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten ihre Rechte erweiterten, und in einem viel vollkommneren Sinne Herren ihrer Lande wurden, als sie es vor der Reformation waren; wie bald sie auch die Last der öffentlichen Abgaben verdoppelten; wie tief sie auch in auswärtige Verbindungen und politische Händel verwickelt wurden, die sie oft genug zu gefahrvollen Kriegen nöthigten; in der Regel theilten sie doch auch die religiösen Gesinnungen und allgemeinen Interessen ihrer Völker; sie lernten aus dem Evangelium, dessen wieder errungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten besser kennen, die Menschenwürde der Einzelnen höher schätzen, und die Stimmen der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geschichte entscheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürstengewalt entwickelte der freie Geist der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von der Protestation gegen menschliches Ansehen in Sachen des Glaubens zur Untersuchung des Ursprungs der Staatsgewalt fortschritt; jene rücksichtslose Philosophie über die menschlichen Verhältnisse, die die Rechte aller Stände erwog, und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenstellte; jene jetzt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papstthums alles Unheils beschuldigten liberalen Ideen von Menschenrechten, die aus den Schriften der Weltweisen in die Kreise der gebildeten Stände eindrangen, und sich ihren Weg endlich bis in die Hütten bahnten. Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Verwaltung schützen, als Verträge und Constitutionen; und auch die Bürger rein monarchischer Staaten können nicht zur Knechtschaft herabsinken, so lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Gesetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigenthums, die persönliche Freiheit und die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr ist, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menschlicher behandelt, und in besserer Ordnung regiert,

der Verwahrung seiner natürlichen Rechte gewisser, freier in seiner Thätigkeit, reicher an Gelegenheiten zu höherer Bildung und rechtlichem Erwerbe, patriotischer und wohlhabender, als in protestantischen Staaten; ihre Verfassungen mögen übrigens seyn, wie sie wollen. Denn hier gibt es keinen Stand, der nicht das Wohl und Wehe des Vaterlandes von ganzem Herzen theile; hier regiert ein Geist der Vernunftmäßigkeit, Ordnung und wahren Humanität, dessen Erwachen, dessen Ausbildung und immer weiter vordringende Wirksamkeit die bürgerlichen Wohlthaten der Reformation auf alle Classen des Volks ausgedehnt, und das Unterpfand seines fortdauernden, alles veredelnden Einflusses in der Natur des Menschen selbst hat. — Merkwürdige neue Erscheinungen in der innern Bildung und den äußern Verhältnissen der europäischen Staaten brachte diese Wirkung der Reformation hervor. Die Religion, vorher nur in der Hand des Papstes und seiner Klerisei ein Hebel der Universalherrschaft, wurde nun ein Princip des politischen Lebens. Die Trennung im Glauben stellte Staaten, die sonst an einer Last getragen, und sich fast nur über das Interesse ihrer Dynastien veruneinigt hatten, von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden aus höheren Gründen einander gegenüber. So erhielt in Deutschland, wo die Reformation den Bestrebungen der Kaiser nach Alleinherrschaft alle Hoffnung des Gelingens abschnitt, und das System der ständischen Territorialhoheit zur Vollendung brachte, die Nothwendigkeit, ihre religiöse und politische Selbstständigkeit zugleich zu schützen, die Fürsten beider Confessionen in wechselseitiger Aufmerksamkeit, die, nachdem sie sich im dreißigjährigen Kriege gemessen hatten, sowohl der Erschlaffung als der Auflösung des Reichs kräftig vorbeugte. Denn während sie eifersüchtig ihre Rechte gegen einander bewahrten, waren doch beide Theile für die Erhaltung des Reichs so lange innig vereint, bis unter neuen der Religion ganz fremden Verhältnissen das System des kurzsichtigsten und verderblichsten Egoismus in Anwendung kam. An diesem System hatten aber die Folgen der Reformation nur in so fern Antheil, als sie einerseits Preußen an das Haus Brandenburg, und dieses dadurch zu der einem Reichsstande nicht angemessenen Größe brachte, welche es so trefflich zu behaupten und zu steigern wußte; anderer Seits lange vorher, ehe Preußen unter die europäischen Mächte trat, einzelne Reichsstände in die Lage setzte, die Einmischung fremder Könige in die einheimischen Händel als Mittel der Selbsterhaltung brauchen zu müssen. Dabei wurde Deutschland — der unschuldigste aller Staaten, der sich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Carls V. mit Franz I. Italien gewesen war, der Mittelpunkt der europäischen Politik und der Schauplatz, auf dem die wortführenden Mächte in ihren Kriegen an einander stießen, und ihre Streitigkeiten schlichteten; ein Schicksal, dessen Hauptursache in dem Beharren der Kaiser bei der alten Kirche zu suchen ist. Ueberhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zusammenhang der europäischen Staaten lebendiger und enger. England, in dessen Verfassung der Protestantismus ein Hauptelement, und die Stütze des Gleichgewichts zwischen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige schon 1527 das Uebergewicht über Adel und Geistlichkeit gab; Dänemark, dessen Könige durch seine Hülfe 1660 die Souverainetät erwarben, und vor allen das von ihm allein geschaffene und erhaltene Holland trat erst in Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politischen Reibungen in den europäischen Fürstenrath, und daß dieser sich über die Grundsätze des

Gleichgewichts verständigte, an denen jeder neue Versuch zur Universalmonarchie bis auf Napoleons Zeitalter scheitern mußte, ist ihr Verdienst. Ja noch im 18ten Jahrhundert hat die Tendenz des Protestantismus zur religiösen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staatenverein von Europa gesetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen politischen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eifersucht der Europäer erregt, zu der Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch nicht bloß die Völker, die die Reformation annahmen, haben den Einfluß derselben auf ihre Schicksale gefühlt, auch die Staaten, die sie mit aller Gewalt von sich abzuwehren suchten, sind durch merkwürdige, oft schmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne zu leiden oder wesentlich verändert zu werden. Hätte Carl V. Liebe genug zu den Deutschen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd gebliebenen Lichte der evangelischen Wahrheit gehabt, um ihr seine spanische Krone aufzuopfern, er würde das zu seiner Zeit der neuen Lehre fast ganz ergebene Deutschland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt und zu einer unter östreichischem Scepter unüberwindlichen Monarchie erhoben haben. Da er sich anders entschied, mußte das catholische Oesterreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und sich an seinen Erbschaften und Mitgiften genügen lassen. Doch brachten ihm seine Bemühungen zur Unterdrückung des Protestantismus den Vortheil, daß es an innerer Festigkeit gewann, und Böhmen und Ungern in Erbreiche verwandeln konnte. Spanien hatte von seinem Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa, als Ehre in Rom, im Innern Verfall und Rückgang. Portugal blieb fast ganz unberührt. Frankreich, dessen Könige nach ihrer Maxime, die Reformation auswärts als Mittel der Trennung ihrer Nachbarn zu brauchen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde der evangelischen Fürsten und grausame Verfolger ihrer reformirten Unterthanen wurden, büßte die Schuld seiner Zweideutigkeit in den Verwüstungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen, die zwar die königliche Gewalt zunächst erhöhten, aber auch im Volke einen Gährungsstoff zurückließen, welchen das Mißverhältniß der Staatsreligion mit der zunehmenden Verstandesbildung immer weiter entwickelte, bis er in der Revolution zerstörend zum Ausbruch kam. Noch verderblicher wurde der Widerstand gegen den Protestantismus für Polen, zu dessen Untergange die russische Politik dasselbe, was die französische in Deutschland mit ziemlich glücklichem Erfolge versucht hatte, durch Unterstützung der Dissidenten und immer tiefere Einmischung in die innern Kämpfe endlich vollkommen durchzusetzen wußte. Die Fürsten Italiens, das nichts Evangelisches zuließ, sanken immer mehr zu politischer Unbedeutenheit herab, wozu freilich die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Verkehr mit Amerika mehr beitrug als die Reformation. Den Päpsten wurde sie aber der furchtbarste Feind, gegen den sie sich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie erzwangen durch ihre Gegenanstalten in den Staaten, die ihnen ergeben blieben, zunächst Rückschritte zur Finsterniß und Ketzerverfolgungen, die ihr Ansehen aufs neue zu befestigen schienen. Durch den glücklichen Fortgang ihrer Missionen in Asien und Amerika erlangten sie die geistliche Herrschaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation verlorne Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war diese neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend, und für ihren Schatz von geringem Nutzen. Keine Mission konnte ihnen ersetzen, was sie sonst

aus Deutschland, England und Scandinavien gezogen hatten. Einschränkungen der vorigen Ueppigkeit gebot ihnen daher die Noth, Verbesserung der Sitten des Klerus die Scham. Auch die catholischen Fürsten wurden allmählig klüger, und schmälerten nicht nur die Gewalt und das Einkommen des römischen Hofes in ihren Staaten, sondern wußten auch, nachdem seit dem westphälischen Frieden das Erschlaffen des religiösen Interesses in der Politik sein durch die Jesuiten erst mühsam wieder emporgebrachtes Ansehen in der öffentlichen Meinung aufs neue geschwächt hatte, dem heiligen Vater die Hände zu binden, indem sie ihm andächtig die Füße küßten (s. d. Art. Papst). Sein wirklicher Machtgenuß steht nun in traurigem Contrast mit seinen alten, stets wiederholten Ansprüchen. Die Catholiken wollen ihm nicht mehr, wie sonst, gehorchen; besonders in Deutschland und Frankreich sind sie unvermerkt auf Meinungen und Grundsätze gekommen, die die Reformation und die neuere Aufklärung ihnen mittheilte. Sie fangen an, die catholische wahre Kirche von der römischen, und die in der Bibel nicht gegründeten Lehren der letzteren als bloß disciplinarische Gegenstände von den göttlichen Wahrheiten zu unterscheiden, und den alten Aberglauben zu verabscheuen. Wie sehr auch der Mysticismus unserer Tage catholisches Wesen zu begünstigen scheint, er ist doch nur eine Laune oder ein poetisches Zwischenspiel, wovon der im Grunde durchaus protestantische Zeitgeist bald zurückkommen wird. Einmal hat die Reformation schlummernde Kräfte geweckt, deren muntere Thätigkeit sich gewaltsam nicht hemmen läßt. Stark durch dreihundertjährige Uebung bildet der Sinn für Wahrheit und die Liebe zur Freiheit eine Schutzwehr gegen jede Art hierarchischer Anmaßung. Catholicismus und Protestantismus stehen einander jetzt anders gegenüber, als im Zeitalter der Reformation. Jener hat die Kräfte der Protestanten kennen gelernt, dieser weiß den Glauben redlicher und aufgeklärter Catholiken zu achten und zu schonen. Soll aber einer von beiden im Laufe der Zeiten fallen, so wird es gewiß nicht der letztere seyn. E.

Reformirte Kirche. Dasselbe Bedürfniß einer Reformation der Kirche, das in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland Luthern erweckte, eine wirkliche Kirchenverbesserung zu fördern, trieb auch in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und Frankreich mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Geistliche im Wesentlichen auf dasselbe Ziel, aber mit nationalen Eigenthümlichkeiten, hinzuarbeiten. Unter den Schweizern ragten besonders Ulrich Zwingli und Johann Oekolampadius oder Hausschein (s. diese beiden Art.) hervor. Jener hatte schon, da er noch Prediger zu Glarus und Einsiedeln war, durch fleißiges Lesen der heil. Schrift eine höhere Erleuchtung gewonnen, an letzterem Ort auch schon gegen mehrere Mißbräuche in der Kirche geeifert, und setzte dies, als er nach Zürich berufen worden, wo schon mehrere Geistliche das Volk für eine mehr biblische Lehre empfänglich gemacht hatten, fleißig fort. Er hatte Freude an Luthers Wirken, empfahl auch dessen Werke, las sie aber selbst nicht, um selbstständiger zu bleiben, und nicht durch eines Menschen Ansehen seine Ueberzeugung bestimmen zu lassen. Als nun im Jahr 1519 ein Geistesverwandter Tezels, der Franciskanermönch Bernhard Samson, mit gleicher Unverschämtheit den Ablaß in der Schweiz predigte, und gen Zürich kam, wohin Zwingli eben gezogen war, eiferte dieser heftig gegen den Unfug, und der Rath von Zürich billigte seinen Eifer dergestalt, daß Samson gar nicht in die Stadt gelassen ward. Selbst sein

[ge]istlicher Obern, der Bischof von Constanz und dessen Vicar genehmigten seine Predigt gegen den Ablaßkram, traten ihm aber heftig entgegen, als er bald weiter ging in den nothwendigen Reformen. Aber vergebens bemühte sich auch ein päpstlicher Nuncius, diese zu unterdrücken, und vergebens sprachen warnend und drohend auch die Eidgenossen dagegen. Furchtlos, fest entschlossen, auf seine gute Sache gestützt, und fortdauernd durch den züricher Rath begünstigt, ging Zwingli seinen Gang fort, predigte evangelische Lehre, und stellte viele Mißbräuche im Gottesdienst ab, rascher als Luther, der in dieser Hinsicht gemäßigter und vorsichtiger war. Schon hätte er eigenmächtig vieles geändert, als er im Jahr 1523 einen entscheidendern Schritt that, da er 67 deutsche Lehrsätze, in denen er seine Lehre aussprach (und freilich schon viel weiter ging, als Luther 1517 in seinen Sätzen gegen den Ablaß), dem Rath von Zürich übergab, welche von letzterm mit einer Einladung zu einer Disputation, die den 29sten Jan. gehalten werden, und in der Zwingli seine Sätze vertheidigen sollte, bekannt gemacht wurden. Nur wenige Eidgenossen sendeten Abgeordnete zu diesem Religionsgespräch, doch war zahlreich die Versammlung. Zwingli's Angriffs- und Vertheidigungskampf gewann den Sieg. Der Rath und viele der zahlreich anwesenden Bürger wurden für seine Lehre gewonnen, und nun einer durchgreifendern Reformation noch geneigter. Mit ungestümer Hast ward nun das verhaßt gewordene Alte, Gutes und Böses zugleich, vernichtet; es ward ganz eigentlich hier Alles neu; Vieles, was an sich unschuldig, vielleicht nur durch Mißbrauch entstellt war, selbst vieles Erbauliche unterlag der Neuerungslust. Als die Altäre, die Taufsteine, die Bilder (letztere fast überall mit wahrer Zerstörungswuth) aus den Kirchen verdrängt, selbst die Musik und der Orgelklang aus denselben verwiesen waren, da erst glaubte man die Kirchen und den Gottesdienst recht erbaulich gemacht zu haben. Wider [die]se gewaltsame Neuerungen erklärten sich nun stärker die Eidgenossen auf dem Bundestag zu Lucern am 26sten Jan. 1524, droheten Zürich selbst von dem Bundesrath auszuschließen, und ließen durch Abgeordnete die Rückkehr zur alten Ordnung dringend empfehlen. Doch vertheidigte Zürich standhaft und kühn die Neuerungen in der Lehre und in den Gebräuchen, und bald erklärte sich auch vor allen übrigen Eidgenossen, muthig und fest entschlossen, das kleine Mühlhausen für die evangelische Lehre und die Abstellung der alten Mißbräuche. Gleichzeitig hatte Wolfgang Fabricius Capito (Köpflin) in Basel die Reformation eingeleitet, und nachdem er von dort nach Mainz berufen worden, seit 1523 Oekolampadius, mit Luthers Lehre vertraut, sein Werk fortgesetzt, eine Zeit lang von dem aus Frankreich geflüchteten Farel unterstützt, der 1524 vom Rath zu Basel veranlaßt, auch eine öffentliche Disputation zur Vertheidigung der evangelischen Lehre hielt. In demselben Jahr waren auch in Schafhausen die ersten Reformationsversuche gemacht worden; seit 1525 ward auch Bern denselben geneigter, und selbst die eifriger catholischen Cantone fingen an, das Bedürfniß tiefer zu empfinden. Man vereinigte sich endlich zu einem Religionsgespräch, das nach langen Verhandlungen 1526 zu Stand kam. Hier stand Oekolampad gegen die größere Zahl der strengen Papisten, unter denen Johann Eck hervorragte, mit Thomas Murner. Zwingli war nicht erschienen, und die papistische Mehrzahl faßte gegen ihn ein Verdammungsurtheil, das aber sein Wirken nicht hemmen konnte. So geringen Erfolg dieses Religionsgespräch hatte, so entschloß sich doch Bern zu endlicher Ausgleichung der kirch-

lichen Streitigkeiten 1528, obwohl die andern Cantone und selbst d
Kaiser davon abriethen, ein ähnliches zu veranstalten. Mehrere Eidg
nossen ließen sich zur Theilnahme bewegen. Zahlreich war abermals d
Versammlung; zu Zwingli, Oekolampad, Conrad Pellic
mus (Kürschner), Berchthold Haller (der Reformator von Bern)
Ambrosius Blerer (von Costnitz), Burgauer (von St. Ga
len) — der aber selbst, obwohl eifrig evangelisch, Zwingli weg
dessen Abendmahlslehre angriff — hatten sich auch mehrere deutsche Re
formatoren gesellt. Auf der andern Seite standen mehrere nicht ve
ächtliche Gegner. Aber, wie fast immer bei solchen Disputationen,
ward auch hier nichts ausgeglichen, und nur das gewonnen, daß ma
in Bern sich nur kräftiger für die Reformation entschied. Und imm
weiter verbreitete sich dieselbe in den meisten Cantonen, so sehr auc
Schwiz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern, als beharrlich
Papisten widerstrebten. Schon war ein großer Theil der Eidgenossen
der evangelischen Lehre zugethan, als diese catholischen Cantone, di
zur Vertheidigung der alten Lehre ein Bündniß mit dem Könige Fer
dinand (des Kaisers Carl V. Bruder) eingegangen, sich zum offenen
Kampf rüsteten. Vergebens bewirkten andere Eidgenossen einen Vergleich
der Streitenden. Er befriedigte keine Partei, und unabwendbar war der
innere Krieg der Eidgenossenschaft. Der Stoff der Zwietracht mehrte sich;
die Catholischen hoben alle Gemeinschaft mit den Evangelischen auf, und
im October des Jahrs 1531 mußte Zürich, von den andern Evange-
lischen verlassen, allein auf dem Kampfplatze erscheinen. Verrätherei
kam dazu, und am 11ten October wurden die tapfern Züricher bei Cap-
pel geschlagen. Zwingli selbst, der bewaffnet die Fahne seiner treuen
Anhänger geleitete, fiel im Kampf. Aber die blutige Niederlage konnte
sein Werk nicht vernichten. Die evangelische Schweizerkirche war ge-
gründet; sein Geist lebte in ihr fort. Er hatte ihr aber auch schon jene
Richtung gegeben, die sie auf Jahrhunderte von den deutschen evangeli-
schen Gemeinden trennte. Er, ein Mann von freiem und hellem Geiste
und nicht ohne Gemüth, mit dem redlichsten Wahrheitseifer erfüllt, ent-
schlossen und standhaft, von echter Bildung und frommem Glauben, hatte
in dem schweren Kampfe, den er bestehen mußte, in seinem kräftigen
Streben, das ihn von falschen Auctoritäten entband, ein übergroßes
Vertrauen auf seine eigene Erkenntnißkraft gewonnen, durch welches die
Tiefe und Innigkeit seines Glaubens gefährdet ward. Früh schon hatte
er unüberwindliche Zweifel gegen die papistische Abendmahlslehre, die
eine Verwandlung der äußern Zeichen des Brodes und Weines in den
Leib und das Blut Christi behauptete, in sich genährt, und war end-
lich dahin gekommen, zugleich mit der Verwandlungslehre die leibliche
Gegenwart Christi im heil. Abendmahle, obwohl sie in den klaren
und einfachen Worten Christi enthalten ist, gänzlich zu verwerfen.
Ihm, der auch für die Glaubenswahrheiten und Geheimnisse immer
mehr die Möglichkeit des Erklärens für den rechten Prüfstein ansah,
schien die leichteste und scheinbar einfachste Erklärungsweise die beste,
nach der er auch die Wahrheit selbst bestimmte. So mußte sich ihm
die Meinung, daß Brod und Wein nur Zeichen des Leibes und Blu-
tes Christi seyen, am meisten empfehlen, weil für den klügelnden
Verstand dadurch die meisten Schwierigkeiten, die bei Erklärung der
Einsetzungsworte sich aufdringen, gehoben schienen, obwohl eben diese
von Christo selbst gesprochenen Einsetzungsworte bei seiner Erklärungs-
weise neue nicht zu beseitigende Bedenklichkeiten an den Tag legten.
In dem hitzigen Streit, in den er darüber mit Luther und mit an-

ern Reformatoren verwickelt ward, verhärtete er sich in seiner M
nung immer mehr, und übersah, daß er zugleich eine Erklärungs
ltend machte, die, auch auf andre Stellen der heiligen Schrift f
erecht angewendet, auch andere Glaubenslehren, selbst wesentliche Gru
ehren des Evangeliums in ein falsches Licht stellen, oder gänzlich v
ichten mußte, daß er ein Allegorisiren einführte, welches der einfac
Schriftlehre ganz entgegen war, und den Glauben in seinen Grund
ten erschütterte. Seine Abendmahlslehre, die sich vielen empfahl u
charfsinnig vertheidigt wurde, erhob noch weit mehr, als es im Pr
estantismus der Fall war, das Erkennen über den Glauben, und mac
n der reformirten Kirche diese Richtung, die im Fortgang der Zeit d
emüthige Leben im Glauben immer mehr beengte und trübte, re
eigentlich vorherrschend. Auf gleiche Weise, wie Zwingli folgert, d
weil er den Nutzen der leiblichen Gegenwart nicht begreife, diese Le
überhaupt unstatthaft sey, als werde die Wahrheit irgend einer Le
bloß, wenn wir ihren Nutzen begreifen, zur Wahrheit; so ward n
überhaupt aus diesem Standpunkt über die Glaubenswahrheiten e
schieden, und die Ueberzeugung von denselben vornehmlich an das E
kennen gebunden. Wie nun selbst das Wesen des Sakraments un
einen Gesichtspunkt gestellt war, der dasselbe fast auflöste, so mußt
überhaupt auch alle heiligen Gebräuche an ihrer Bedeutung verlier
Der ganze Gottesdienst, am meisten nur auf die religiöse Erkenntni
viel weniger auf die Belebung des religiösen Gefühls, auf die Er
bung über die Schranken der Erkenntniß, auf eigentliche Erbau
gerichtet, ward daher auch auf eine Weise vereinfacht, die der still
Betrachtung am meisten Raum zu geben schien, ohne die tiefern A
sprüche des Gemüths zu berücksichtigen. Eben durch die Verwandlu
des: „das ist mein Leib!“ in ein: „das bedeutet,“ ward die tiefs
innerste Bedeutsamkeit des Sakraments und der religiösen Gebräu
überhaupt entkräftet, und jeder Willkür der Deutung unbeschränkt
Raum gegeben. So stellte dem Geist des ursprünglichen Protestant
mus, dem Geist gesetzlicher Freiheit, in der Schweizerlehre sich sch
früh der Geist der Willkür zur Seite, vorbedeutend die Verirrung
des spätern Protestantismus. — Zwingli sprach seine Abendmahlsle
(nachdem er sie bereits in einem wider seinen Willen bekannt gewor
nen Briefe vom 16ten Nov. 1524 mitgetheilt hatte) öffentlich zuerst
seinem Werk: von der wahren und falschen Religion (commentarius
vera et falsa religione) im Jahre 1525 aus, worin er auch schon se
Ueberzeugung von andern Lehren aus ähnlichen Grundsätzen entwickel
und darauf in mehrern Streitschriften, die er mit Luther und ande
wechselte. Oft sah er sich veranlaßt, seine Lehre weiter zu begründ
und zu befestigen, und mit seinem nie rastenden Weiterforschen, n
dem ihm eignen Scharfsinn und einer eindringenden Beredsamkeit, g
lang es ihm, seine Ansicht zu einem dogmatischen Ansehn in seiner G
meinde zu erheben. Dasselbe Dogma fand aber auch außerhalb d
Schweiz so vielen Beifall, daß in mehrern Ländern, die von dem Pap
thum sich abwendeten, die Schweizerlehre die herrschende ward. Do
war es zunächst nur die Uebereinstimmung in der Abendmahlslehr
und überhaupt in der den evangelischen Schweizergemeinden eigenthü
lichen Richtung auf eine Verstandesreligion, was die sogenannten r
formirten Gemeinden andrer Länder unter einander und mit den Schwe
zern zu einer Gemeinschaft verband, die man die reformirte Kirc
genannt hat. Denn eine wahrhafte Uebereinstimmung in der Lehre un
in den kirchlichen Verhältnissen, eine innigere Verbindung in Eine

Geist des Glaubens, auch durch gemeinsame, von allen anerkannte B
kenntnißschriften vermittelt, ward in diesen Gemeinden nie so bewir
wie in der römischen und der evangelisch lutherischen Kirche, wesh
auch der Ausdruck reformirte Kirche nur sehr uneigentlich Gültig
haben, und eigentlich nur von reformirten Gemeinden die Re
seyn kann. Denn früh schon spalteten sich die evangelischen Gemeind
die sich zu Zwingli's Lehre neigten, auf mannichfache Weise, und ei
vollkommene Einigung ist nie bewirkt worden. Zwingli selbst le
zu kurze Zeit, als daß er eine vollkommene Organisation der evange
schen Schweizerkirche hätte bewirken können; Oekolampadius, d
nach ihm die Stütze der neuen Gemeinde seyn sollte, folgte in früh
Tode ihm nach. Aber selbst bei seinem Leben hatte Zwingli un
den Seinen nie das entscheidende und vollgültige Ansehn gehabt, d
Luther bei den deutschen Evangelischen besaß, durch das er ei
größere Einigkeit unter diesen erhielt, die übrigen Schweizerreformat
ren standen zu Zwingli nicht in demselben Verhältniß, wie die deutsch
Reformatoren zu Luther, sondern förderten selbstständiger, aber auch eigenmächtiger, daher gleich anfangs nicht in vollkommener Uebereinstimmung das Werk der Reformation. Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein sehr folgereiches Ansehn gewann, und selbst für die Meinungen, in denen er von Zwingli abwich, viele schweizerische und französische Evangelische gewann, aber theils weil er erst, nachdem sich schon vieles neu gestaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch seine Abweichung von Zwingli's Meinungen selbst neuen Zwiespalt begründete, die reformirten Gemeinden nicht zur vollkommenen Einheit führen konnte. Der Mann war Johann Calvin, der, aus Frankreich geflüchtet, (s. d. Art. Calvin) in Genf einen Zufluchtsort fand, schnell dort den größten Einfluß gewann, und von dort aus auch andre zwinglische Gemeinden umbildete. Selbst die Abendmahlslehre bestimmte er etwas anders als Zwingli, wiewohl im Wesentlichen ähnlich; aber stärker hob er eine andre Lehre heraus, die von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung, die er zu einer Hauptunterscheidungslehre seiner Gemeinden machte, und die auf eine, selbst den freudigen Glauben an Christus kränkende Weise ausgebildet, nothwendig Widerspruch erregen mußte, und neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte, die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er starb, die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz fester gestaltet, auch Glarus, Appenzell, Biel, Graubündten und Neuburg den reformirten Gemeinden zugethan, diese aber keineswegs zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft verbunden. — Aber auch die verschiedene Weise, wie außerhalb der Schweiz, insbesondre in den Niederlanden, Frankreich und England sich die Reformation entwickelte, und die sogenannten reformirten Gemeinden sich bildeten, ließ eine eigentliche Kirche der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen diesen Ländern gaben sich die Evangelischen eigne, von den andern abweichende Bekenntnißschriften; nicht Eine konnte bei aller Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhältnisse wurden überall anders geordnet. Auch die verschiedenen Staatsverhältnisse der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeinden sehr ungleich ein. Zwingli hatte sein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die deutschen Evangelischen ihre Confession feierlichst bekannt machten, übergeben lassen; doch ward dieselbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten, und

herte ihnen auch nicht eine Anerkennung als kirchliche Partei von
eiten der weltlichen Gewalt. Die Schweizer aber suchten, um durch
n Bündniß mit den Evangelischen in Deutschland gegen Gewaltthä-
keiten der Catholischen gesicherter zu werden, eine Ausgleichung der
treitigkeiten mit den Lutherischgesinnten. Mehrere oberdeutsche Theo-
gen, insbesondere die Strasburger, die der zwinglischen Lehre sich zu-
igten, ein Bündniß mit den Lutherischen aber am lebhaftesten wün-
hen mußten, boten alles auf, hinsichtlich der streitigen Abendmahls-
hre eine Erklärung zu bewirken, die beide Partheien einander nähern
nnte. Sie gaben lieber das Wesentlichste ihrer Lehre Preis, oder
rsteckten ihre wahre Meinung hinter Worten, denen sie einen andern
inn unterlegten, um Luthern und dessen Freunde zu bewegen, dem
sehnten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch konnten sie die
rlichen Schweizer nicht bewegen, sich eine andre Deutung der Worte
fallen zu lassen, als ihr offenbarer Sinn war, und so blieb die soge-
nannte wittenberger Concordie ohne den gewünschten Erfolg,
umal bald nachher die Züricher ihre Ueberzeugung noch härter und
lemischer aussprachen, um jeden Verdacht einer heuchlerischen und
nscheinbaren Uebereinstimmung mit der lutherischen Lehre von sich ab-
ulehnen. Nachmals ward in dem Consensus Figuriens (v. J. 1549)
war der Streit zwischen den Zürichern und den calvinischen Gen-
ern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Ueberzeu-
ung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage der Schwei-
erkirche schwankend. Zwar wurden zuletzt im westphälischen Frieden
1648) die Schweizer als augsburger Confessionsverwandte, zugleich
ls kirchliche Partei anerkannt, und gewannen dadurch äußere Sicher-
eit; da sie aber die augsburger Confession nicht unbedingt annahmen,
der als ihr symbolisches Buch anerkannten, der bei weitem größte
Theil der reformirten Gemeinden durchaus nur in äußerlicher Beziehung
ich als augsburger Confessionsverwandten betrachtete, so ward dadurch
n keiner Hinsicht ein fester und einiger Bestand der reformirten Kirche
ewirkt. Endlich, nach langen Kämpfen, glaubten die Schweizer den
llesverwirrenden Streitigkeiten durch ein neues symbolisches Buch be-
egnen zu müssen, und 1671 verfaßte der züricher Theolog, Johann
Heinrich Heidegger die formula consensus helvetici in sechsund-
wanzig Artikeln mit besondrer Rücksicht auf die damaligen theologi-
schen Streitigkeiten unter den reformirten Theologen. Diese neue Ein-
trachtsformel ward seit 1675 zwar allmählig von den reformirten
Schweizercantons angenommen, aber von vielen nicht mit wahrer Ueber-
eugung, und konnte daher selbst in der Schweiz nicht vollkommene Ein-
tracht herstellen. Und noch weniger nahmen die nichtschweizerischen Re-
formirten dieselbe an, widersprachen ihr vielmehr sehr bestimmt, und
o ward durch sie nur neuer Streit geboren, neue Zwietracht erweckt
und genährt. — Unter schweren Kämpfen hatte sich die Reformation
n den Niederlanden verbreitet, wo die Mehrheit der Evangeli-
schen lange Zeit lutherisch gesinnt blieb. Aber das niederländische Glau-
bensbekenntniß vom J. 1551 neigte sich gänzlich zur Schweizerlehre,
und ward nachmals vielfältig abgeändert. Prinz Moritz von Ora-
nien, den die Niederländer den Retter ihrer bürgerlichen Freiheit nann-
ten, war der reformirten Lehre zugethan, und suchte diese geltend zu
machen. Bald aber ward auch hier unter den Reformirten mannich-
facher Streit entzündet, zumal als Jacob Arminius die calvini-
sche Prädestinationslehre zu mildern suchte, und sein Amtsgenosse in
Leyden, Franz Gomarus (besonders seit 1604) ihm heftig wider-

prach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius und andre, fi[illegible]
n zwar dem Arminius bei, und nach dessen Tode vertheidigte [illegible]
ton Episcopius (Bischop) seine Meinung: aber um so hef[illegible]
ard der Kampf, auf den auch die politischen Verhältnisse verderb[illegible]
inwirkten. Die Arminianer, von der im J. 1610 den Stän[illegible]
on Holland übergebenen Bekenntnißschrift, Remonstrantia, nun Re
monstranten genannt, wurden von ihren Gegnern, den Gomari
ten oder Contraremonstranten heftig verfolgt, und die Reli
ionsgespräche zu Haag und Delft konnten keine Versöhnung bewir
en. Da kam endlich 1618 die berühmte dordrechter Synode zu
Stande, die nach langen Verhandlungen, im Mai 1619 die Lehre
er Remonstranten verwarf, und die strengere, nur etwas modificirte
Prädestinationslehre von neuem bestätigte. Doch waren damit die Theo
ogen andrer Länder keineswegs einverstanden; die Schlüsse der Synode
onnten außerhalb der Niederlande nicht zur Anerkennung gebracht wer
en; die Remonstranten erhielten sich als besondre Partei, und
ellten 1621 ein durch Episcopius verfaßtes, besondres Glaubens
ekenntniß auf. Die niederländische Kirche, in mehrere Parteien zer
palten, konnte zu rechter Einheit nie gelangen. In Frankreich
atten die reformirten Gemeinden am meisten schwere Kämpfe nach
ußen zu bestehen; erst durch das Edict von Nantes (1598) erhiel
en sie Duldung im Staat. Aber obwohl sie Calvins Lehren hul
igten, erhielten sie doch auch in ihrem innern Verhältniß keinen festen
Bestand, und die Theologen zu Seamur bemühten sich vergebens, durch
Aufhellung der calvinischen Lehren eine größere Uebereinstimmung zu
wirken. Die englische Kirche aber, die man zu der reformirten
echnet, bildete sich auf eine so eigenthümliche Weise, ward so früh
chon durch innere Streitigkeiten verwirrt, und in Parteien zerspalten,
aß auch hier eigentlich nur von Gemeinden, nicht von einer Kirche
ie Rede seyn kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den
rsprünglichen zweiundvierzig Artikeln 1562 auf der Synode zu Lon
an auf neununddreißig Artikel beschränkt ward, und keineswegs durch
us zwinglisch oder calvinisch war, konnte die streitenden Par
eien nicht vereinigen. Neben den sogenannten Episcopalen, welche
ie bischöfliche Verfassung vorzogen, bildeten sich (aus Nonconfor
misten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf
ergestellte Presbyterialverfassung etwas modificirt, eifrig vertheidigten,
ie Puritaner, die auf einen möglichst vereinfachten Gottesdienst
rangen, und mehrere andre neuere Parteien, denen die Uniformitäts
cte von 1689 vollkommne Duldung und Religionsfreiheit gewährte.
So ist in allen Ländern die evangelische Kirche, die man die refor
mirte nennt, sehr verschiedenartig gestaltet, und es gibt weder ein
äußeres noch inneres allgemeines Band, das sie zu Einer kirchlichen
Gemeinschaft verbände. In Deutschland sind nach den Zeiten der
Reformation die Pfalz und Brandenburg, und einige kleinere
Staaten von der lutherischen zur reformirten Gemeinde übergetreten,
ohne sich enger mit derselben verbinden zu können. Für die Pfalz ward
er heidelberger Catechismus eine Lehrformel mit symbolischem Ansehn.
Die Reformirten in Brandenburg betrachten sich als augsburger
Confessionsverwandte, ohne darum der zwinglischen Abendmahlslehre zu
ntsagen. Oft haben sich die Versuche erneut, die reformirten und
vangelisch-lutherischen Gemeinden zu verbinden; aber immer frucht
os. In den neuesten Zeiten ist nicht bloß ein äußerer Friede zwischen
eiden Parteien dauerhaft gewesen, sondern auch die Hoffnung einer

lichen Vereinigung durch den Geist fester begründet worden, und in den preußischen Staaten gegenwärtig die schon längst vorbereitete Zusammenschmelzung der reformirten und evangelisch-lutherischen Gemeinden zu einer protestantischen Kirche ernstlich im Werke. Ke.

Salm (Hugo, Altgraf zu), aus dem uralten Hause der Fürsten und Altgrafen zu Salm-Reiferscheid-Krautheim, wurde am 1. April 1776 zu Wien geboren, einer der vorzüglichsten Gelehrten der österreichischen Monarchie in den physikalischen Wissenschaften überhaupt, und insbesondre in der Mineralogie, Chemie, dem Berg- und Hüttenwesen, hierin selbst von Rumford, Tennant und mehreren großen Britten bei seiner Reise durch England ehrenvoll ausgezeichnet, rastloser Beförderer des Guten und Nützlichen, vorzüglich als Director der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, 1816 zugleich mit dem Appellationspräsidenten Grafen Auersberg Stifter des mährisch-schlesischen Nationalmuseums, nach dem Vorbilde desjenigen, welches der Erzherzog Johann der Steyermark zu Grätz gewidmet hatte. Er war der erste Verbreiter der Kuhpocken in Mähren, und einer der ersten Verbreiter derselben in der ganzen österreichischen Monarchie. 1797 hatte er sich vor Mantua unter den wiener Freiwilligen ungemein ausgezeichnet. Aber den größten Beweis seines wahrhaft deutschen Sinnes und seiner edlen Vaterlandsliebe gab er dadurch, daß, als Bonaparte seine Grafschaft Niedersalm unter eiteln und willkürlichen Vorwürfen sequestrirte, ihm aber die Rückgabe, Würden und Ehrenstellen anbot, wenn er an jenem Hofe dienen, und sich als Franzose naturalisiren lassen wollte, der Altgraf Hugo von Salm alles ausschlug, und lieber der Wiege seines Geschlechts und dessen tausendjährigen Stammeichen den Rücken kehrte, und alles verließ, um nur Oesterreicher zu bleiben.

Verzeichniß

der im achten Bande enthaltenen Artikel.

